# TRACHTEN DER VÖLKER

Trachten
der
Völker.

# DIE

# TRACHTEN DER VÖLKER

VOM BEGINN DER GESCHICHTE BIS ZUM 19. JAHRHUNDERT

IN 104 TAFELN ZUSAMMENGESTELLT, GEZEICHNET UND LITHOGRAPHIERT

VON

ALBERT KRETSCHMER

MALER UND KOSTÜMZEICHNER AM KÖNIGL. HOFTHEATER ZU BERLIN

MIT TEXT VON

DR. KARL ROHRBACH

IN GOTHA

---

IN FARBENDRUCK AUSGEFÜHRT VON FR. EUGEN KÖHLER IN GERA-UNTERMHAUS

---

DRITTE AUFLAGE

GENERALDEBIT:

LEIPZIG

BIBLIOGRAPHISCHE ANSTALT

ADOLPH SCHUMANN

1906

Der Verfasser behält sich das Recht der Übersetzung
in andere Sprachen vor.

# Vorrede.

Wir übergeben hier nach mehrjähriger Arbeit den Freunden der Kulturgeschichte unser Werk, welches einen eng abgegrenzten Teil des Völkerlebens behandelt. Unser Streben ging dahin, ein anschauliches Bild der Trachten derjenigen Völker zu geben, welche auch in der Geschichte von Bedeutung sind. Dagegen haben wir alle diejenigen von unserer Betrachtung völlig ausgeschlossen, von denen auch die Weltgeschichte bis heute nur geringe oder gar keine Kunde bringt, wie z. B. die Inder, Chinesen, Japaner, die Negervölker Afrikas und die Indianerstämme Amerikas. Nur den Mexikanern haben wir einen kurzen Abschnitt gewidmet.

Wir haben, um zugleich ein deutliches und schönes Bild der Trachten zu geben, mit Sorgfalt die zum Teil schwer verständlichen Quellen des Altertums und Mittelalters einer malerischen Bearbeitung unterzogen, dagegen diejenigen Quellen, welche den künstlerischen Ansprüchen vollkommen genügten, nach den Originalen dargestellt. Dass wir die Abbildungen farbig gegeben, erleichtert und vervollständigt in nicht geringem Grade die Anschauung und das Verständnis des Gegenstandes.

Die wichtigsten Quellen, welche uns bei unserer Arbeit behilflich waren, sind zwar im Werke genannt; doch versteht es sich von selbst, dass wir noch an mancher anderen Stelle nachforschen, sammeln, vergleichen und sichten mussten, um zum Ziele zu gelangen. Auch diese Vorarbeiten genauer anzugeben, wäre zu weitläufig gewesen.

So hat auch der Text, nicht bloss um sich innerhalb der von Anfang an festgesetzten Grenzen zu halten, sondern, treu seiner Bestimmung, hier nur die Tatsache der Trachten festzustellen und zu behandeln, auf ausführliche kulturhistorische Betrachtungen verzichtet und sich darauf beschränkt, hier und da nur Andeutungen nach dieser Seite hin zu geben. Die Geschichte der Trachten liegt voll ernster grosser Gedanken, die noch ihres Bearbeiters harren. Wer mit vielen Völkern verschiedener Zonen gelebt und verkehrt hat, dem ist die äussere Erscheinung derselben keine zufällige oder bloss unterhaltende; der ahnt bald, dass auch hier ein geistiger Zusammenhang innerer Momente das Bestimmende ist. Auch hier waltet ein Gesetz.

Spätere Forschungen werden gewiss noch neue Quellen für die Kostümkunde eröffnen und dadurch noch manches hellere Licht auf diesen Zweig der Kulturgeschichte fallen lassen. Für jetzt aber glauben wir mit redlichem Fleisse alles benutzt zu haben, was uns zur Belehrung dienen konnte und so mögen die Leser im Hinblick auf den treuen Eifer, der uns erfüllte, die etwaigen Mängel des Werkes nachsichtig beurteilen.

Berlin und Gotha, 26. September 1864.

**Die beiden Verfasser.**

# Vorwort zur zweiten Auflage.

Wir haben für diese zweite Auflage dem Vorstehenden nur wenig hinzuzufügen. Die Tafeln sind bis auf kleine Änderungen ganz dieselben geblieben, aber um vier Tafeln vermehrt worden: eine für italienische Frauentrachten des 16. Jahrhunderts (Taf. 78) und drei für geistliche Trachten (Taf. 80—82).

Der Text hat eine erneute Durcharbeitung und bedeutende Erweiterung erfahren. Wo neue Entdeckungen zu verwerten waren, wie z. B. in der Geschichte der Assyrer, sind dieselben benutzt und der betreffende Abschnitt demgemäss umgearbeitet worden.

Und so übergeben wir diese zweite Auflage unseres Werkes den Lesern mit dem Wunsche, dass sie die gehegten Erwartungen möglichst erfülle und ein kleiner Beitrag sei zur Erweiterung der Kenntnisse in der Kulturgeschichte der Menschheit.

Berlin und Gotha, 1. März 1882.

**Die beiden Verfasser.**

## Vorbemerkungen zum Nachschlagen und Aufsuchen.

1. Wer über irgend einen beliebigen Kostümausdruck die Erklärung oder weitere Aufklärung verlangt, der schlage denselben im Namenregister (II) nach; dort wird er die Seite angegeben finden, wo der Text den gesuchten Namen behandelt und in jenem die Tafel, welche die entsprechende Darstellung liefert.

2. Wer über das Kostüm eines Volkes in einer bestimmten Zeit Auskunft verlangt, der suche im Inhaltsverzeichnis (I) oder im Namenregister (II) die betreffende Überschrift und der Text wird die Tafeln dazu in seinem Verlauf nennen.

3. Wer zu irgend einem Kostümteil einer bestimmten Figur in den Tafeln die Erklärung wünscht, der suche die beiden Überschriften an den oberen Ecken der Tafel (Volk und Zeit) im Inhaltsverzeichnis, nehme hier den Abschnitt des betreffenden Kostümteils und folge dann dem dort angegebenen Text so lange, bis die in Frage stehende Figur als Beispiel genannt wird.

4) Wer eine Figur in den Tafeln vollständig erklärt haben will, muss in dem betreffenden Hauptabschnitt, den die beiden Ecken der Tafel bestimmen, in jedem einzelnen Unterabschnitt über Kopfbedeckung, Fussbekleidung etc. die betreffende Figur im Text suchen, da im ganzen Werk dieselbe Einteilung nach Kostümteilen beibehalten ist, nicht aber eine Figur nach der anderen beschrieben wurde. So kann eine Figur mehrmals als Beispiel angeführt werden, und die meisten sind es auch.

---

# I. Inhaltsverzeichnis.


Seite

Einleitende kulturhistorische Betrachtungen.
1. Allgemeines . . . . . 1
2. Die Anfänge der Kleidung . . . . . 2
3. Kleidung, Tracht, Mode . . . . . 4

## Das Altertum.

**I. Die Ägypter** (Taf. 1—3).
A. Einleitung.
1. Quellen . . . . . 5
2. Lesart der Quellen . . . . . 5
3. Geschichtliches . . . . . 5
4. Wohnsitz . . . . . 6
B. Die Tracht.
1. Gewöhnliche Tracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 7
b. Kopfbedeckung . . . . . 8
c. Fussbekleidung . . . . . 9
d. Schmuck . . . . . 10
2. Hoftracht . . . . . 10
3. Kriegstracht . . . . . 12
C. Geräte . . . . . 14
1. Stubengerät . . . . . 15
2. Gefässe . . . . . 16
3. Feld- und Gartengerät . . . . . 16
4. Musikalische Instrumente . . . . . 17

Seite

**II. Die Assyrer** (Taf. 4 u. 6).
A. Einleitung.
1. Quellen . . . . . 18
2. Geschichtliches . . . . . 19
3. Wohnsitz . . . . . 21
B. Die Tracht.
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 22
2. Die Hoftracht . . . . . 22
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 22
b. Kopfbedeckung . . . . . 23
c. Fussbekleidung . . . . . 24
d. Schmuck . . . . . 24
3. Kriegstracht . . . . . 25
a. Schutzwaffen . . . . . 25
b. Angriffswaffen . . . . . 26
C. Geräte . . . . . 26
1. Stubengerät . . . . . 26
2. Gefässe . . . . . 27
3. Musikalische Instrumente . . . . . 27

**III. Die Hebräer** (Taf. 5 u. 6).
A. Einleitung.
1. Quellen . . . . . 28
2. Geschichtliches . . . . . 28
3. Wohnsitz . . . . . 30

Seite

B. Die Tracht . . . . . 31
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 32
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 32
Frauen . . . . . 33
b. Kopfbedeckung . . . . . 34
c. Fussbekleidung . . . . . 34
d. Schmuck . . . . . 34
2. Priestertracht . . . . . 34
3. Kriegstracht . . . . . 35
a. Schutzwaffen . . . . . 35
b. Angriffswaffen . . . . . 35
C. Geräte . . . . . 36
1. Stubengerät . . . . . 36
2. Gefässe . . . . . 36
3. Musikalische Instrumente . . . . . 37

**IV. Die Perser** (Taf. 7).
A. Einleitung.
1. Quellen . . . . . 37
2. Geschichtliches . . . . . 38
3. Wohnsitz . . . . . 38
B. Die Tracht . . . . . 39
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 39
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 40
b. Kopfbedeckung . . . . . 40
c. Fuss- und Beinbekleidung . . . . . 40
d. Schmuck . . . . . 40
2. Hoftracht . . . . . 41
3. Kriegstracht . . . . . 41
a. Angriffswaffen . . . . . 42
b. Schutzwaffen . . . . . 42
C. Geräte . . . . . 43
1. Stubengerät . . . . . 43
2. Gefässe . . . . . 43

**V. Die Völker Osteuropas**
(Taf. 6 u. 8): Sarmaten, Daker, Skythen.
A. Einleitung.
1. Quellen . . . . . 43
2. Geschichtliches . . . . . 44
3. Wohnsitz . . . . . 44
B. Die Tracht . . . . . 44
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 44
b. Kopfbedeckung . . . . . 45
c. Fuss- und Beinbekleidung . . . . . 45
d. Schmuck . . . . . 46
Die Waffen . . . . . 46
C. Geräte . . . . . 46

**VI. Die Griechen** (Taf. 9—12 u. 14).
A. Einleitung . . . . . 47
1. Quellen . . . . . 47
2. Wohnsitz . . . . . 48
3. Geschichtliches . . . . . 49
B. Die Tracht . . . . . 49
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 50
b. Kopfbedeckung . . . . . 53
Frauen . . . . . 54
c. Fussbekleidung . . . . . 54
d. Schmuck . . . . . 55
Besonders auszeichnende Trachten . . . . . 56
Die Kriegstracht . . . . . 57
a. Schutzwaffen . . . . . 57
b. Angriffswaffen . . . . . 59
C. Geräte . . . . . 60
1. Stubengerät . . . . . 60
2. Gefässe . . . . . 62
3. Musikalische Instrumente . . . . . 63

Seite

**VII. Die Kleinasiaten** (Taf. 13).
A. Einleitung . . . . . 65
1. Quellen . . . . . 66
2. Wohnsitz . . . . . 66
3. Geschichtliches . . . . . 67
B. Die Tracht . . . . . 67
1. Gewöhnliche Tracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 67
b. Kopfbedeckung . . . . . 67
c. Bein- und Fussbekleidung . . . . . 68
d. Schmuck . . . . . 68
2. Kriegstracht . . . . . 68
a. Schutzwaffen . . . . . 68
b. Angriffswaffen . . . . . 69
C. Geräte . . . . . 69
1. Stubengerät . . . . . 69
2. Gefässe . . . . . 69
3. Musikalische Instrumente . . . . . 69

**VIII. Die Etrusker** (Taf. 15).
A. Einleitung . . . . . 69
1. Quellen . . . . . 70
2. Wohnsitz . . . . . 70
3. Geschichtliches . . . . . 70
B. Die Tracht . . . . . 71
1. Gewöhnliche Tracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 71
b. Kopfbedeckung . . . . . 72
c. Fussbekleidung . . . . . 73
d. Schmuck . . . . . 73
2. Kriegstracht . . . . . 74
a. Schutzwaffen . . . . . 74
b. Angriffswaffen . . . . . 74
C. Geräte . . . . . 74
1. Stubengerät . . . . . 75
2. Gefässe . . . . . 75
3. Musikalische Instrumente . . . . . 75

**IX. Die Römer** (Taf. 16—19).
A. Einleitung . . . . . 76
1. Quellen . . . . . 76
2. Wohnsitz . . . . . 76
3. Geschichtliches . . . . . 76
B. Die Tracht . . . . . 77
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 77
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 77
b. Kopfbedeckung . . . . . 79
c. [illegible]ussbekleidung . . . . . 80
d. Schmuck . . . . . 80
2. Kriegstracht . . . . . 81
a. Schutzwaffen . . . . . 81
b. Angriffswaffen . . . . . 82
c. Sonstiges Kriegsgerät . . . . . 83
3. Amtstracht . . . . . 84
a. Magistrate . . . . . 84
b. Priestertracht . . . . . 88
C. Geräte . . . . . 90
1. Stubengerät . . . . . 90
2. Gefässe . . . . . 91
3. Musikalische Instrumente . . . . . 92

**X. Die nordischen Völker**
(Taf. 6 u. 20): Gallier, Germanen und Briten.
A. Einleitung . . . . . 93
1. Quellen . . . . . 93
2. Wohnsitz und Geschichte . . . . . 93
B. Die Tracht . . . . . 94
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 95

Seite

a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 95
b. Kopfbedeckung . . . . . 96
c. Fussbekleidung . . . . . 96
d. Schmuck . . . . . 96
2. Priestertracht . . . . . 97
C. Geräte . . . . . 97

**XI. Die südeuropäischen Völker am Schlusse des Altertums** (Taf. 21 u. 28).
A. Einleitung . . . . . 98
B. Die Tracht . . . . . 99
1. Gewöhnliche Tracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 99
b. Kopfbedeckung . . . . . 101
c. Fussbekleidung . . . . . 102
d. Schmuck . . . . . 102
2. Priestertracht . . . . . 102
3. Kriegstracht . . . . . 104
C. Geräte . . . . . 104

## Das Mittelalter . . . . . 106

**I. Die Byzantiner** (Taf. 23 u. 24) . . . . . 106
A. Die Tracht . . . . . 106
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 107
2. Hoftracht . . . . . 108
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 108
b. Kopfbedeckung . . . . . 111
c. Fussbekleidung . . . . . 112
d. Schmuck . . . . . 112
3. Priestertracht . . . . . 113
4. Kriegstracht . . . . . 115
B. Geräte . . . . . 116

**II. Die Angelsachsen** (Taf. 22).
A. Einleitung . . . . . 117
B. Die Tracht . . . . . 117
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 117
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 117
b. Kopfbedeckung . . . . . 119
c. Fussbekleidung . . . . . 120
d. Schmuck . . . . . 121
2. Hoftracht . . . . . 121
3. Kriegstracht . . . . . 122
C. Geräte . . . . . 123
1. Stubengerät . . . . . 123
2. Gefässe . . . . . 123
3. Garten- und Ackergerät . . . . . 123
3. Musikalische Instrumente . . . . . 123

**III. Die Franken** (Taf. 25—28).
A. Einleitung . . . . . 124
B. Die Tracht . . . . . 124
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 124
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 124
b. Kopfbedeckung . . . . . 127
c. Fuss- und Beinbekleidung . . . . . 129
d. Schmuck . . . . . 130
2. Hoftracht . . . . . 131
3. Kriegstracht . . . . . 133
C. Geräte.
1. Stubengerät . . . . . 134
2. Gefässe . . . . . 134
3. Musikalische Instrumente . . . . . 134

**IV. Die Franzosen** im 10., 11. und 12. Jahrhundert (Taf. 29, 31, 34 u. 35).
A. Einleitung . . . . . 134
B. Die Tracht . . . . . 135

Seite

1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 135
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 135
b. Kopfbedeckung . . . . . 136
c. Fussbekleidung . . . . . 137
d. Schmuck . . . . . 137
2. Hoftracht . . . . . 138
3. Kriegstracht . . . . . 138
a. Schutzwaffen . . . . . 138
a. Angriffswaffen . . . . . 139
C. Geräte . . . . . 140
1. Stubengerät . . . . . 140
2. Gefässe . . . . . 140
3. Musikalische Instrumente . . . . . 140

**V. Die Normannen** im 11. und 12. Jahrhundert (Taf. 33 u. 35) . . . . . 142
A. Die Tracht . . . . . 142
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 143
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 143
b. Kopfbedeckung . . . . . 144
c. Fussbekleidung . . . . . 145
d. Schmuck . . . . . 145
2. Hoftracht . . . . . 146
3. Kriegstracht . . . . . 146
a. Schutzwaffen . . . . . 146
b. Angriffswaffen . . . . . 147
B. Geräte . . . . . 147
1. Stubengerät . . . . . 147
2. Gefässe . . . . . 147
3. Musikalische Instrumente . . . . . 148

**VI. Die Deutschen** im 11., 12. und 13. Jahrhundert (Taf. 30, 32, 36 u. 40).
A. Einleitung . . . . . 148
B. Die Tracht.
1. Gewöhnliche Tracht . . . . . 149
2. Vornehme Tracht . . . . . 149
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 150
Frauen . . . . . 151
b. Kopfbedeckung . . . . . 154
c. Fussbekleidung . . . . . 157
d. Schmuck . . . . . 157
3. Kriegstracht . . . . . 158
C. Geräte . . . . . 159

**VII. Die Italiener** im 13., 14. und 15. Jahrhundert Taf. 37, 42, 43, 57 u. 58) . . . . . 159
A. Die Tracht . . . . . 159
1. Friedenstracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 159
Frauen . . . . . 162
b. Kopfbedeckung . . . . . 164
Frauen . . . . . 165
c. Fussbekleidung . . . . . 166
d. Schmuck . . . . . 166
2. Kriegstracht . . . . . 167
a. Schutzwaffen . . . . . 167
b. Angriffswaffen . . . . . 168
B. Geräte . . . . . 168

**VIII. Die Engländer** im 13., 14. und 15. Jahrhundert (Taf. 38, 47, 53 u. 54) . . . . . 168
A. Die Tracht . . . . . 168
1. Friedenstracht . . . . . 169
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 169
Frauen . . . . . 171
b. Kopfbedeckung . . . . . 173
Frauen . . . . . 173
c. Fussbekleidung . . . . . 174
d. Schmuck . . . . . 175

Seite

2. Kriegstracht . . . . . 175
a. Schutzwaffen . . . . . 175
b. Angriffswaffen . . . . . 177
B. Geräte . . . . . 178

**IX. Die Franzosen im 13., 14. und 15. Jahrhundert** (Taf. 39, 40, 46, 48, 55, 56 u. 61) . . . . . 179
A. Die Tracht . . . . . 180
1. Friedenstracht . . . . . 180
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 181
Frauen . . . . . 185
b. Kopfbedeckung . . . . . 189
Frauen . . . . . 192
c. Fussbekleidung . . . . . 194
d. Schmuck . . . . . 196
2. Kriegstracht . . . . . 198
a. Schutzwaffen . . . . . 198
b. Angriffswaffen . . . . . 198
B. Geräte . . . . . 199
1. Stubengerät . . . . . 199
2. Gefässe . . . . . 199
3. Musikalische Instrumente . . . . . 199

**X. Die Spanier und Mauren im 13., 14. und 15. Jahrhundert** (Taf. 41 u. 59) . . . . . 200
Die Mauren . . . . . 200
A. Die Tracht . . . . . 201
B. Geräte . . . . . 204
Die Spanier . . . . . 206
A. Die Tracht . . . . . 206
1. Friedenstracht . . . . . 206
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 206
Frauen . . . . . 207
b. Kopfbedeckung . . . . . 208
Frauen . . . . . 209
c. Fussbekleidung . . . . . 209
d. Schmuck . . . . . 210
2. Kriegstracht . . . . . 210
B. Geräte . . . . . 210

**XI. Die Deutschen im 14. und 15. Jahrhundert** (Taf. 40, 44, 45, 49—52 u. 61) . . . . . 210
A. Die Tracht . . . . . 211
1. Friedenstracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 211
Frauen . . . . . 218
b. Kopfbedeckung . . . . . 221
Frauen . . . . . 222
c. Fussbekleidung . . . . . 224
d. Schmuck . . . . . 224
2. Kriegstracht . . . . . 225
a. Schutzwaffen . . . . . 225
b. Angriffswaffen . . . . . 226
B. Geräte . . . . . 226

**XII. Die Geistlichen vom 6.—19. Jahrhundert** (Taf. 22—42, 58, 65, 77, 80—82).
A. Die liturgischen Gewänder . . . . . 227
1. Strümpfe . . . . . 227
2. Sandalen . . . . . 227
3. Schultertuch . . . . . 227
4. Alba . . . . . 228
5. Zingulum . . . . . 228
6. Stola . . . . . 228
7. Manipel . . . . . 229
8. Dalmatika und Tunicella . . . . . 229
9. Messgewand . . . . . 230
10. Handschuhe . . . . . 230
11. Mitra . . . . . 231
12. Ring . . . . . 232

Seite

13. Brustkreuz . . . . . 232
14. Stab . . . . . 233
15. Pallium . . . . . 233
16. Rationale . . . . . 234
17. Pluviale . . . . . 234
B. Geistliche Würden . . . . . 235
1. Der Papst . . . . . 235
a. Amtstracht . . . . . 235
aa. Tiara . . . . . 235
bb. Pontifikal- und Fischerring . . . . . 235
b. Sonstige Tracht . . . . . 236
2. Die Kardinäle . . . . . 236
3. Die Bischöfe . . . . . 237
a. Hauskleidung . . . . . 237
b. Chorkleidung . . . . . 238
4. Die Domherren.
a Hauskleidung . . . . . 238
b. Chorkleidung . . . . . 238
5. Die Priester, Kaplane und Vikare . . . . . 239
6. Die Chorknaben oder Ministranten . . . . . 239
C. Die geistlichen Orden . . . . . 240

---

**Die Neuzeit** . . . . . 243

**I. Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts** (Taf. 62—65, 68, 72, 78 u. 79).
A. Die Tracht . . . . . 246
1. Friedenstracht.
a. Bedeckung des Rumpfes . . . . . 246
Frauen . . . . . 250
b. Kopfbedeckung . . . . . 253
Frauen . . . . . 255
c. Fussbekleidung . . . . . 255
d. Schmuck . . . . . 256
2. Kriegstracht . . . . . 257
B. Geräte . . . . . 258

**II. Russen, Polen und Ungarn** im 15. und 16. Jahrhundert (Taf. 60, 74 u. 85) . . . . . 258
1. Friedenstracht . . . . . 259
2. Kriegstracht . . . . . 261

**III. Die Türken und Mauren** im 16. Jahrhundert (Taf. 76) 263
1. Die Mauren . . . . . 263
2. Die Türken . . . . . 264

**IV. Die Mexikaner** im 16. Jahrhundert (Taf. 75) . . . . . 265

**V. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts** in Westeuropa (Taf. 66, 67, 69—71, 73, 77 und 78) . . . . . 268
A. Die Tracht.
1. Friedenstracht . . . . . 269
a. Deutschland . . . . . 269
Die Fussbekleidung . . . . . 270
Kleidung . . . . . 270
Frauenkleidung . . . . . 272
Kopfbedeckung der Frauen . . . . . 274
Kopfbedeckung der Männer . . . . . 275
Schmuck . . . . . 276
b. Spanien . . . . . 277
Kleidung . . . . . 277
Kopfbedeckung . . . . . 278
Fussbekleidung . . . . . 279
Schmuck . . . . . 279
c. Frankreich . . . . . 280
Frauen . . . . . 281
d. England . . . . . 283
e. Italien . . . . . 285

Seite

2. Kriegstracht . . . . . 287
a. Schutzwaffen . . . . . 287
b. Angriffswaffen . . . . . 287
B. Geräte . . . . . 288
**VI. Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts** (Taf. 83–88, 90–92) . . . . . 288
1. Friedenstracht . . . . . 289
a. Fussbekleidung . . . . . 289
b. Kopfbedeckung . . . . . 290
c. Kleidung . . . . . 294
d. Schmuck . . . . . 296
2. Kriegstracht . . . . . 297
**VII. Die zweite Hälfte des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts, 1650—1720.** (Taf. 84, 85, 88, 89, 92, 95 u. 97) 298
A. Die Tracht.
1. Friedenstracht . . . . . 299
a. Kopfbedeckung . . . . . 299
b. Kleidung . . . . . 302
Frauen . . . . . 305
c. Fussbekleidung . . . . . 307
d. Schmuck . . . . . 307
2. Kriegstracht . . . . . 308
B. Geräte . . . . . 309
**VIII. Das 18. Jahrhundert seit 1720** (Taf. 92—100) . . . . 310
A. Die Tracht . . . . . 310
1. Friedenstracht . . . . . 311
A. Die Ebbe (1730—1750) . . . . . 311
a. Kopfbedeckung . . . . . 311
Frauen . . . . . 312
b. Kleidung . . . . . 313
Frauen . . . . . 314

Seite

c. Fussbekleidung . . . . . 316
d. Schmuck . . . . . 316
B. Die Flut (1750—1805) . . . . . 318
a. Kopfbedeckung . . . . . 318
Frauen . . . . . 320
b. Fussbekleidung . . . . . 324
Frauen . . . . . 325
c. Kleidung . . . . . 325
Frauen . . . . . 329
d. Schmuck . . . . . 332
2. Kriegstracht . . . . . 332
a. Kopfbedeckung . . . . . 332
b. Fussbekleidung . . . . . 333
c. Kleidung . . . . . 333
B. Geräte . . . . . 334
**IX. Das 19. Jahrhundert 1805—1881** (Taf. 101—104).
A. Die Tracht . . . . . 334
1. Friedenstracht . . . . . 334
a. Kopfbedeckung . . . . . 335
Frauen . . . . . 337
b. Fussbekleidung . . . . . 338
Frauen . . . . . 339
c. Kleidung . . . . . 339
Frauen . . . . . 340
. Schmuck . . . . . 345
2. Kriegstracht . . . . . 346
a. Kopfbedeckung . . . . . 346
b. Fussbekleidung . . . . . 347
c. Kleidung . . . . . 347
B. Geräte . . . . . 348
Schlussbetrachtung . . . . . 348

# II. Namenregister.

NB. Es ist von jedem Kostümteil, dessen Name wegen seiner Wichtigkeit aufgenommen ist, gewöhnlich nur diejenige Seite genannt, wo er zum ersten Male vorkommt oder wo er beschrieben wird. Allgemeine Kleidernamen, wie Hut, Stiefel etc. sind nur da aufgenommen, wo sie für die Zeit besonders eigentümlich sind, da bei der regelmässigen Anordnung des Stoffes mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses alles leicht zu finden ist.


**A.**

Abbé 239.
Académie des coiffeurs 321.
Achtzehntes Jahrhundert 310.
Aedilen 84.
Ägypter 5.
Alabastron 63.
Alba 103, 113, 228.
Almucium 238.
Alongeperücke 299, 300.
Altertum 5.
Amazonenhut 338.
Amictus 227.
Amorgos 52.
Amphora 63.
Androsmane, Hut à l' 318.
Angelsachsen 117.
Annonciaden 241.
Annulus 232.
Apex 89.
Arkebusierer 297.
Arkeley 287.
Armbrust 147, 226.
Aryballos 63.
Assyrer 18.
Aufschlitzen 216.
Auguren 88.
Augustiner 240.
Ausschneiden der Kleider 215.

**B.**

Bärentatzen 256.
Baigneuse 324.
Bajonett 308.
Barett 173, 254, 275.
Barockstil 334.
Barret oder Biret 237.
Bart der katholischen Geistlichen 239.
Bart der protestantischen Geistlichen 336.
Basilianer 241.
Beduinen 345.
Beffchen 238, 292, 313.
Beguinen 240.
Benediktiner 240.
Bernhardiner 240.
Bischöfe 237.
Blankscheit 306.
Böhmen im 15. Jahrhundert 262.
Bouffanten 329.
Boule 310.
Brille 279.
Briten 93.
Bruche 151, 195, 327.
Brünne 138.
Brusteinsatz 251.
Brustkreuz 232.
Brustschild 35, 98, 234.
Brusttuch 329.
Bucinen 83.
Büssende, weisse 241.
Burgundische Tracht 184, 187, 188.
Busen, falsche 330.
Busenkrause 313.
Byssos 52.
Byzantiner 106.

**C.**

Caligae 227.
Calotte, s. Kalotte.
Camail 236.
Candelaber, s. Kandelaber.
Canonici, s. Kanonizi.
Caplane, s. Kaplane.
Cappa choralis 234.
„ magna 236.
Caraco 331.
Cardinäle, s. Kardinäle.
Casula 103, 113, 230.
Censoren, s. Zensoren.
Chapeau-bas 312.
Chenille 316.
Chignon 320, 337.
Chirothecae 230.
Chiton 50, 77, 107.
Chlamys 52, 104, 107.
Chorhemd 236.
Chorknaben 239.
Chorrock 236.
Chytra 63.
Cicade 53.
Cingulum, s. Zingulum.
Cisterzienser 240.
Clarissinnen, s. Klarissinnen.
Clavus 84.
Cluniacenser 241.
Cocarde, s. Kokarde.
Cölestiner 240.
Coffia 202.
Collett, s. Kollett.
Considération, s. Konsideration.
Consul, s. Konsul.
Contouche 315, 331.
Corset, s. Korsett.
Cossäckchen 316.
Côte hardie 176, 182.
Cotta 236.
Crackowes 174.
Cravatte, s. Krawatte.
Crinoline, s. Krinoline.
Cucullus 236.
Culs de Paris 329.
Cylinderhut, s. Zylinderhut.
Cymbeln, s. Zimbeln.

**D.**

Daker 43.
Dalmatika 103, 113, 229.
Deutsche (1000—1300) 148.
„ (1300—1500) 210.
„ (1500—1550) 246.
„ (1550—1600) 269.
„ (1600—1650) 288.
„ (1650—1720) 299.
„ (1720—1805) 310.
„ (1805—1881) 334.
Diktator 85.
Diphros 61.
Diploïdion 51, 77, 95.
Dogenmütze 164.
Domherren 238.
Dominikaner 240.
Doppelflöte 64, 92.
Doppelsöldner 288.
Dormeuse 324.
Dragoner 297, 298.
Dreikrempiger Hut 302.
Dreispitz 312.
Dreissigjähriger Krieg 288.
Druiden 97.
Dupfing 187, 196.
Dusing 217.

**E.**

Ebraldsbrunner 240.
Engländer (1200—1500) 168.
„ (1500—1550) 246.
„ (1550—1600) 283.
„ (1600—1650) 289.
„ (1650—1720) 298.
„ (1720—1805) 311.
„ (1805—1881) 334.
Entenschnäbel 256.
Ephod 35, 108, 110.
Etrusker 69.

**F.**

Fächer 276, 307, 332.
Falbeln 315, 344.
Falkonierhaube 155.
Farben 217.
Faveurs 292.
Favorit 336.
Fes 264.
Fichu 329.
Filzhut 191, 318.
Fischerring 235.
Flamines 88.
Flinderhaube 308.
Flinte 257, 308.
Flügel am Ärmel 214.
Fontange 301.
Frack 328, 339.
Franken 124.
Franziskaner 240.
Franzosen (900—1200) 134.
„ (1200—1500) 179.
„ (1500—1550) 246.
„ (1550—1600) 280.
„ (1600—1881), siehe Deutsche.
Fürspann 154.

**G.**

Galadegen 307, 317.
Galarock 329.
Gallier 93.
Gamaschen 333, 347.
Gänsebauch 271.
Gebende 156.
Geige 141.
Geistliche Gewänder 227.
Geistliche Orden 240.
Geistliche Würden 235.
Germanen 93.
Glocken 124.
Goller 191.
Goldenes Vlies 197.
Goten 129.
Grenadiere 297.
Grenadiermütze 332.
Griechen 47.
Griechische Tracht (von 1794) 323.
„ „ „ (von 1800) 331.
Gugel 190, 223.
Gürtel des priesterlichen Ornats 228.

**H.**

Haarbeutel 311.
Halstuch 302, 326.
Hängeärmel 214.
Handschuhe 121, 157, 197, 276.
Handschuhe des liturgischen Ornats 230.
Haruspizes 88, 90.
Hebräer 28.
Hemd 118.
Henri-quatre, Bart 293.
Hérisson 323, 329.
Heroldsrock 213.
Herzogshut 154, 190.
Hieronymus, Einsiedler 241.
Himation 52, 78, 107.
Hofetikette 188.
Hohe Absätze 325, 339.
Hoike 183.
Hose 195, 327.
Hosenband-Orden 170, 257.
Hulle 223.
Humerale 227.
Husaren 288.
Hut, Glanzperiode 290.
Hydria 63.

**I.**

Incroyables 326.
Inful 114, 231.
Italiener (1200—1500) 159.
„ (1500—1550) 246.
„ (1550—1600) 285.
„ nach 1600, s. Deutsche.

**J.**

Jabot 313, 326.
Jacke 182.
Jahrhundert, 16., 1. Hälfte 246.
„ 16., 2. „ 268.
„ 17., 1. „ 288.
„ 17., 2. „ 298.
„ 18., 310.
Jahrhundert, 19., 334.
Janitscharen 264.
Jesuiten 241.
Joppe 184.
Juden 154, 222, 250.
Jupe 184.
Justaukorps 304.

**K.**

Kaftan 260.
Kaisermantel 340.
Kalathos 63.
Kalpis 63.
Kalotte 237, 255, 274, 308.
Kamaldulenser 240.
Kandelaber 63.
Kaneon 63.
Kanonen 257, 287.
Kanonizi 238.
Kaplane 239.
Kappe 154.
Kapuze 136, 164.
Kapuziner 241.
Karabiniers 297.
Kardinäle 236.
Karmeliter 240.
Karthäuser 240.
Kasula 103, 113, 230.
Kaunake 53.
Keilrock 342.
Kiepenhut 324.
Kithara 64.
Klappen des Rockes 328.
Klarinette 64.
Klarissinnen 240.
Kleinasiaten 65.
Kline 61.
Klismos 61.
Kokarde 320.
Kolbe 253, 275.
Kollett 294.
Konsul 85.
Korsett 152, 154, 186.
Kos 52.
Kotyle 63.
Kragen des Rockes 328.
Krater 63.
Krause 271, 292.
Krawatte 303.
Kreuz 110.
Krinoline 342.
Krotale 64.
Krummstab 89.
Kruseler 223.
Kürassiere 287.
Kuhmäuler 256.
Kurzibald 154.
Kylix 63.
Kynae 53.

**L.**

Lacerna 78.
Lampen der Griechen 63.
Landsknechte 247.
Lanzierer 287.
Larseneur 321.
Laternen 92.
Lekythoi 63.
Lendner 176, 211.
Léonard 321.
Letzter Versuch, Hut 338.
Liebesknoten 296.
Liktoren 85.
Liturgische Gewänder 227.
Locken 292.
Lunula 84.
Luperker 90.
Luxusedikte in Deutschland 224, 308.
Luxusedikte in Frankreich 305. 313.
Lyra 64.

**M.**

Mahoîtres 185.
Makintosh 339.
Manicae 230.
Manipel 229.
Manschetten 304.
Manteletta 236.
Mantilla 273, 330.
Mappula 229.
Marlborough-Sucht 322.
Maske 283, 302.
Mathurinen 240.
Mauren (1200—1500) 200.
„ im 16. Jahrhundert 263.
Messgewand 230.
Mexikaner 265.
Ministranten 239.
Mi-parti 160.
Mitra 103, 114, 231.
Mittelalter 106.
Mode, erste 182.
Mouches 302.
Mozetta 236.
Mütze, rote phrygische 67, 320.
Muff 308, 332.
Muffer 312.
Musketiere 257.
Mythologische Frisuren 322.

**N.**

Nähmaschine 344.
Nankinghose 327.
Narthex 56.
Negligé 315, 318.
Neunzehntes Jahrhundert 334.
Neuzeit 243.
Normannen (1000—1200) 142.

**O.**

Oberkleid, Robe 278, 282, 315, 330.
Oberrock 213.
Olivetaner 241.
Orarium 228.
Orden 84.
„ d. heil. Geistes 283.
Orgel 124, 141.
Oriflamme 139.
Ovation 84.

**P.**

Pänula 78, 107, 136, 144, 230.
Paletot 340.
Palla 78.
Pallium 113, 233.
Panamahut 336.
Pantalons 327.
Papierkragen 340.
Papst 235.
Pastorale 233.
Pektorale 232, 234.
Pelta 58.
Perücke der Ägypter 9.
„ der Normanen 145.
„ Louis' XIV. 299.
Perser 37.
Petasos 53.
Pfauenhut 154, 190, 192.
Phalanx 59.
Phanos 63.
Phiale 63.
Phorminx 65.
Phrygische Mütze 67, 320.
Pikenierer 288.
Pileus 237.
Pilos 53.
Pilum 82.
Pithos 62.
Planeta 230.
Plektron 65.
Plissé 344.
Pluderhose 270.
Plüschhut 335.
Pluviale 234.
Polen (1400—1700) 258.
Pontifex maximus 89.
Pontifikalring 235.
Prämonstratenser 240.
Prätoren 85.
Priester, kath. 239.
„ protest. 241.
Psalter 37.
Pschent 11.
Puder 297, 301, 312, 318.
Puffhose 271, 277.
Pumphose 271.

**Q.**

Quäkerhut 324.
Quästoren 85.
Quesaco, Frisur à la 321.

**R.**

Rabat 238, 302.
Raffung 343.
Rationale 234.
Reformationszeit 246.
Regenschirm 148.
Reifrock 273.
Religiose zu la Trape 240.
Rembrandthut 338.
Revolutionszeit 310, 319.
Ring der Bischöfe 232.
Ring des Papstes 235.
Rise oder Rische 156.
Robe 278, 282, 315, 330.
Rochetto 236.
Rochettum 236.
Rock, gewöhnlicher 124, 313.
Rock, Justaukorps 304.

Rokoko 298.
Römer 76.
Russen (1400—1600) 258.

S.

Sack, Rock 340.
Sackärmel 214.
Saffian 209
Sagum 82, 104.
Salier 90.
Salpinx 64.
Sandalen der Aegypter 9.
„ der Hebräer 34.
„ der Griechen 54.
„ der Kleinasiaten 68.
„ der Römer 80.
„ der Byzantiner 112.
„ des Priesterornats 227.
„ der französischen Revolution 325.
Sansculottes 327.
Sarmaten 43.
Sauvage, Tracht à la 331.
Schapel 154.
Schärpen der Frauen 331.
Schaube 184, 212.
Schecke 182.
Schelle 157, 217.
Schlafrock 213.
Schlender 315.
Schleppe 172, 187, 216.
Schlips 303.
Schlumperhose 271.
Schminke 297, 301.
Schnabelschuhe 145, 166, 174, 194.
Schneppe 282, 342.
Schnupftücher 276.
Schnürbrust 278, 306, 315.
Schnurrbart 336.
Schönpflästerchen 297, 302.
Schotten 314.
Schottinnen 316.
Schultertuch 227.
Schurz Louis' XIV. 303.
Schürze 316.
Schwänze der Gugel 215.
Sechzehntes Jahrh., 1. Hälfte 246.
„ „ 2. „ 268.
Sendelbinde 164, 165, 191, 215.
Serviten 241.
Siebzehnt. Jahrh., 1. Hälfte 288.
„ „ 2. „ 298.
Signum 83.
Sistrum 17.
Skapulier 240.
Skythen 43.
Solideo 237.
Soutane 181, 236.
Spanier (1200—1500) 200, 206.
„ (1530—1650) 277, 280.
Spanische Tracht 268, 280.
Spathae 83.
Spirides 63.
Spitzenkragen 292.
Staatsperücke 300.
Stab der Bischöfe etc. 233.
Stamnos 63.
Stephane 54.
Stiefel, Glanzperiode 290.
Stiftsherren 238.
Stock 297, 307, 331, 332.
Stola 77, 104, 107, 111, 113, 228.
Stossdegen 307, 317.
Strümpfe 120.
„ gewebte 284.
„ des liturg. Ornats 227.
Strumpfbänder 121.
Strupfen 161.
Stulpstiefel 324.
Subtile 229.
Sudarium 229.
Südeuropäische Völker 98.
Superhumerale 227.
Superpelliceum 236.
Surtout 329.
Sylvestriner 240.
Syrinx 64, 69.

T.

Tabaksdose 316.
Tamburin 64.
Tanzkunst 287.
Tarbusch 202, 263.
Tartsche 177.
Taschenuhr 316.
Tasseln 154.
Taubenflügel 311.
Theatiner 241.
Thronos 61.
Tibialia 227.
Tintenfass 123.
Tituskopf 319, 323.
Toga 78, 95, 99.
„ picta 86.
„ prätexta 85.
„ pura 85.
Tonsur 239.
Toupé 318.
Trabea 86, 100.
Trappert 183.
Tribonion 52.
Tribunen 85.
Trigonon 65.
Triklinium 91.
Trinitarier 240.
Trippen 224.
Triumph 84.
Tunicella 229.
Tunika 77, 100, 15..
„ angusticlavia 84.
„ laticlavia 84.
„ palmata 86.
„ d. franz. Revolution 331.
Turban der Hebräer 34.
„ der Engländer 177.
„ der Mauren 202.
„ der Türken 264.
„ -Hauben 323, 332.
Türken, 16. Jahrhundert 263.
Turniere 142.
Tweene 340.

U.

Ungarn (1400—1600) 258.
Ungarische Stiefeletten 339.
Uniform 308.
Unterschuhe 279. 286.
Uräus 11.
Ursulinerinnen 241.

V.

Väter des Todes 240.
Vatermörder 326.
Vergette 311.
Vertugalle 281.
Vestalinnen 89.
Vexilla 83.
Vikare 239.
Viktoria-Rock 345.
Volants 315.
Vollambroser 241.

W.

Waffenhemd oder Waffenrock der Ritter 146, 152.
Waffenrock der Ritter (1540) 258.
„ preuss. (1846) 339, 347.
Wallensteiner (Bart) 293.
Wallonischer Reiterkragen 292.
Wams 185, 211, 327.
Wanduhr 199.
Wappen 139, 158, 176, 198.
Werthertracht 318, 327.
Weste 326.
Wohlgerüche 276.

Z.

Zatteln 214.
Zensoren 85.
Zimarra 237.
Zimbeln 64.
Zingulum 228.
Zinke 83.
Zona 228.
Zopf 311.
Zopfperiode 309.
Zweispitz 333.
Zwickel 305.
Zylinderhut 319, 335.

# Einleitende kulturhistorische Betrachtungen.

## 1. Allgemeines.

Alles, was an einem Volke zur Erscheinung kommt, ist das Produkt dreier Hauptfaktoren: seiner Abstammung, seines Wohnsitzes und seiner Geschichte. Die letztere ist allerdings selbst ein Produkt der beiden anderen, wenn wir bei einem Volke bis in seine ersten Zeiten zurückblicken. Da aber sehr bald die Einflüsse des Erlebten sich dem Volke fest anheften, und in ihm das Bewusstsein seiner Vergangenheit bei seinen späteren Entschlüssen und Taten mitspricht, so tritt denn damit seine Geschichte als ein wirkender Faktor in sein Leben mit hinein, und darf nicht mehr übersehen werden. Diese Tochter wächst also sehr bald so gewaltig heran, dass sie ihren beiden Eltern, dem Wohnsitz und der Abstammung, an Macht und Einfluss ebenbürtig ist.

Diese drei wirken immer zugleich und auf sie lassen sich alle übrigen bestimmenden Momente zurückführen. Wäre dies nicht, würde z. B. der Wohnsitz allein die Kleidung eines Volkes bestimmen, dann müssten im Laufe der Zeit alle Völker, die einen und denselben Boden nacheinander bewohnten, auch dieselbe Tracht gehabt haben, was bekanntlich nicht ist. Und wiederum: wäre die Abstammung allein entscheidend, dann müssten die Nachkommen eines alten Volkes, auch wenn sie in einem anderen Lande wohnten, noch dieselbe Tracht zeigen, wie ihre Vorväter, was auch keineswegs der Fall ist. Finden wir doch kaum noch ein Volk, das auf demselben Boden wie seine Vorfahren wohnhaft, noch dieselben Sitten wie diese bewahrt hat. Dies ist nur dann der Fall, wenn es in keine Berührung mit anderen Völkern gekommen ist, wie z. B. die Bewohner Rügens, Islands, mancher Täler in Tirol, die also keine Geschichte aufzuweisen haben, oder nur — wenn man es so nennen darf — ihre Hauschronik.

Selbst die Nahrung, die doch, sollte man glauben, einzig und allein vom Wohnsitz abhängt, wird zugleich durch die Abstammung eines Volkes bedingt. Denn nicht alle Völker, die nacheinander ein und dasselbe Land besetzt hielten, nahmen gleiche Nahrung zu sich; der Engländer trinkt auch in beiden Indien seinen Sherry und Port, seinen Tee, isst Schinken und Hammelfleisch oder Beefsteak wie daheim, indes der Eingeborene dabei schaudert und sich mit Reis und Früchten, mit Yam und Bataten etc. begnügt.

Dass auch die Geschichte auf die Nahrung einen Einfluss übt, ist nicht ohne Beispiel. Wie wollten heute die preussischen Provinzen Mark und Pommern ohne Kartoffeln fertig werden, denen vor 100 Jahren Friedrich der Grosse diese Pflanze mit Gewalt aufdrängen musste! Und wie die Europäer samt und sonders ohne Kaffee? Und Engländer und Russen ohne Tee?

Aber nicht etwa nur auf Nahrung und Kleidung und andere Äusserlichkeiten, als Bauart der Wohnungen, häusliche und öffentliche Gebräuche und Sitten, sondern auch auf die innerlichsten Angelegenheiten, wie Sprache, Religion, Kunst und Wissenschaft etc. üben jene Faktoren ihren Einfluss, und oft durch diese wiederum mittelbar auf jene. Denn alles Lebendige steht in ewiger Wechselwirkung, und es müsste ein erhebendes Schauspiel sein, wenn sich dartun liesse, wie auf solche Weise eine bestimmte Idee oder Erfindung ihren Weg durch Völker und Jahrtausende hin über die Erde genommen habe. Denn immerdar wandelt das Menschengeschlecht sein Ansehen, und was heute in Millionen kräftig ist oder ihre innersten und heiligsten Vorstellungen bewegt, erregte einst den heftigsten Abscheu ihrer Vorfahren, oder umgekehrt, was jenen heilig war, wird heute verabscheut. Eine jede Zeit aber glaubt, sie habe das Rechte und wandle im Lichte der Wahrheit, und selten bedenken ihre Kinder, dass es einst anders war, ja! und dass es einst anders sein wird. Sie bauen alle für die Ewigkeit, aber der frische Morgenwind, der durch die Geschichte hinweht und nimmer erschöpft vom Aufgang zum Niedergang schreitet, wirft alle Herrlichkeit nieder und, wie Rom gefallen ist, so werden sie alle fallen, denn was entstand, wird vergehen. Aber eins wird bleiben: der ewige Wechsel der Erscheinungen, und in ihm die unwandelbaren Gesetze der Natur.

Wie die Kulturpflanzen und Haustiere aus einer Gegend in die andere gewandert sind und sich zuletzt hier so eingebürgert haben, dass sie daselbst ein neues Vaterland gewannen, so wandern auch Gebräuche und Sitten von einem Volke zum anderen und verwachsen zuletzt so mit dem letzten, als wären sie immer dort gewesen. Niemals

aber geschieht dies ohne gewisse Veränderungen, so dass, wenn man zwei verschiedene Zweige eines und desselben Stammes an zwei verschiedene Orte pflanzt und nach langer Zeit miteinander vergleicht, man dieselben oft nicht mehr als solche erkennen kann. Ich habe das Christentum der Mexikaner, der Kopten und verschiedener europäischer Völker kennen gelernt, aber oft war nichts weiter übereinstimmend, als der Name.

Nicht alle Erscheinungen, die ein Volk bietet, sind gleich gut geeignet, seinen Charakter zu offenbaren, weil bei vielen die äusseren Umstände so bestimmend eingreifen, dass die Eigentümlichkeit des Volkes nicht freien Spielraum genug behält. So ist die Kleidung unserer Ansicht nach mehr als die Wohnung geeignet, den Liebhabereien eines Stammes Ausdruck zu leihen, denn das Haus wird dem Menschen durch den Wohnsitz fast vorgeschrieben. Dieser liefert nämlich das Baumaterial und damit, neben den Witterungsverhältnissen, schon ziemlich bestimmt die Form des Gebäudes. In holzarmen ebenen Gegenden baut man aus Backstein oder Lehmstein (Mark, Ägypten), in Gebirgen aus rohem Stein oder Holz, oder man verbindet beides; in holzreichen, flachen Gegenden, die arm an Stein sind, ganz aus Holz (Mittel-Russland). Dadurch bestimmt sich schon die Höhe und Bauart der Gebäude. Ein russisches Haus erhält niemals drei Stockwerke; ein Haus aus Backstein kann deren noch mehr haben. Hand in Hand damit geht der äussere Schmuck der Gebäude. Die Balkenköpfe eines gezimmerten Hauses werden gern verziert werden, wie dies die alten deutschen Häuser zeigen; bei einem Steinhause kann das obere Stockwerk nicht vorspringen, und also fehlen die Balkenköpfe.

Nun wird zwar die Kleidung eines Volkes auch grösstenteils durch den Wohnsitz und seine Witterungsverhältnisse bestimmt; aber die Stoffe dazu sind leichter von einem Orte zum anderen geschafft, als Baumaterialien, und frühe schon hat der kluge Mensch, auf die Bedürfnisse seiner Nachbarn rechnend, seine Kamele, Wagen und Schiffe in die Ferne gesandt, um Kleider und Geräte ein- und auszutauschen. Bei allen Kulturvölkern finden wir eingeführte Kleiderstoffe, Schmucksachen u. dergl., und die dagegen erlassenen Verbote sind die besten Zeugnisse für ihren Gebrauch. Nirgends aber — ausser in neuester Zeit — finden wir eingeführte Baumaterialien, was sich aus vielen Gründen erklärt. Wir erwähnen nur den höchst einfachen, dass ein Wagen wohl leicht mehrere hundert Kleider, aber schwerlich das Material zu einem einzigen Hause fortbewegen kann. Auch ist der Marmor von Paros in Athen doch nicht eingeführt zu nennen, ebensowenig wie der von Penthele, und der Granit von Siëne kann so wenig wie der Sandstein von Silsilis in Theben u. a. O. in Ägypten eingeführt genannt werden, abgesehen davon, dass nur die Tempel und Paläste aus diesen Materialien erbaut wurden, keineswegs aber die Wohnungen des Volkes, und an diese muss doch zumeist gedacht werden. Wohl aber müssen Gefässe und Waffen aus Kleinasien, wie wir sie im alten Ägypten finden, sowie die tyrische Purpurkleidung in Athen „eingeführt“ genannt werden.

Im vorliegenden Werke werden wir es versuchen, ein Bild der Trachten aller Völker zu geben, soweit dies auf dem vorgesteckten Raume möglich ist. Wir werden dabei auch der Hausgeräte und Waffen Erwähnung tun, weil sie in sehr naher Verbindung mit der Kleidung stehen und oft sogar Stücke derselben ausmachen, z. B. Ringe, Fächer, Messer etc. und Panzer, Schilde u. dergl. Wir werden den Gegenstand, ein so kleiner Teil der Kulturgeschichte er auch ist, doch bei weitem nicht erschöpfen, denn der Schatz menschlichen Wissens mehrt sich ins Unabsehbare und der forschende Geist muss sich auf immer engere Felder beschränken, weil innerhalb jeder Schranken die Erkenntnis des einzelnen durch die Menge der Beobachter und Mitarbeiter ins Unendliche wächst. Vor 100 Jahren konnte ein Naturf scher noch das Pflanzenreich zum Gegenstande seiner Tätigkeit machen, heute uss einer sich begnügen, einer Pflanzenfamilie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. So konnte jemand damals eine Kulturgeschichte auf demselben Raume ziemlich erschöpfend darstellen, auf welchem wir heute uns nicht getrauen, einen einzigen Zweig derselben, die Trachten der Völker, vollständig zu behandeln. Doch ob es auch nur eine Reihe von geschichtlichen Bildern sei, in denen oft mehr, oft weniger deutlich der Charakter der Zeiten und Völker sich erkennen lässt, so wird doch im ganzen der Zusammenhang verschiedener Jahrhunderte und benachbarter Stämme darin wieder zu finden sein, und deutlich werden Geschichte, Wohnsitz und Abstammung auch in der Kleidung der Völker sich spiegeln.

## 2. Die Anfänge der Kleidung.

Unter allen lebenden Wesen der Erde ist der Mensch das einzige Geschöpf, das ohne Bedeckung gegen das Wetter ist. Allen übrigen Kindern gab die sorgsame Mutter über der Haut, als ein Produkt derselben, eine schützende Decke gegen die Einwirkungen ihrer zerstörenden Luft und der darin schwimmenden Wasserdünste, oder gegen das unten am Boden als Fluss und Meer hinströmende Wasser. Bald ist es ein verhärteter Schleim, der Schale geworden ist, bald Schuppe, bald Horndecke, bald Feder, bald Haar — sie halten alle die Angriffe der Elemente aus — aber freilich nur wenige unter ihnen dürfen den Wohnort aus einer Zone in die andere verlegen, oder haben einen weit ausgebreiteten Bezirk. Der Mensch allein, der äusserlich schutzloseste, hat den grössten Verbreitungsbezirk eingenommen, da er seine Wohnung vom Äquator aus bis fast an die Pole vorgeschoben hat. Er konnte dies eben dadurch, dass er durch seinen Mangel einer natürlichen Hülle gezwungen wurde, eine künstliche zu erfinden, und diese passt er freilich dem Klima eines neuen Wohnsitzes leicht an. So wurde jener Mangel ihm ein Vorteil: er wurde die erste Bedingung der grossen Ausbreitung des Menschen über die Erde.

Noch heute finden wir in den Äquatorialgegenden Völker, welche jeder Hülle entbehren, so dass, was im Laufe der Zeit nacheinander an Kleidung erschienen ist, auch heute noch im Raume nebeneinander erscheint. Ich habe in den Wäldern von Guiana Stämme getroffen, die keine Kleidung kannten, und ihre Haut gegen den Stich der Insekten durch Einreiben eines fetten, starkriechenden Tons, andere durch Palmöl zu schützen wussten. Aber Mann und Weib sassen beisammen in der Hütte, oder im schmalen, langen Kahne, der auf einem der hundert Flussarme des Essequibo hinschoss, und niemals trugen sie, selbst auf dem Kopfe nicht, irgend eine Bedeckung. Sie sind ein Bild der Urzeit und zeigen, auf welchen Boden die Erde den Menschen bei der Geburt ausgesetzt hat.

Doch schon in der Nachbarschaft sah ich auch Völker, unter denen das Weib die Hüften mit einem Streifen selbstgewebten Zeuges umgürtet hatte, indes die Männer ganz nackt gingen. Auch in Afrika fand ich Ähnliches wieder, und überall stellt es sich heraus, dass die Mitte des Körpers derjenige Teil ist, welcher die erste Hülle erhält. Doch ist es nicht das Schamgefühl allein, welches das erste Bedürfnis nach Kleidung rege macht, sondern vorzüglich der Trieb, sich zu putzen. Daher ziert sich das Weib eher als der Mann, und dass es dazu die Hüften wählt, bedarf wohl keiner Erklärung.

Dass die Lust, sich zu zieren eher rege ist, als das Bedürfnis nach irgend einer Bedeckung, dafür zum Beweis statt vieler anderen nur die Tatsache, dass der Indianer, Australier etc. den völlig nackten Körper mit bunten Figuren bemalt, sich tätowiert, oder dass die nackten Bewohner in allen Erdteilen ausser Europa sich mit bunten Zierraten, Samenkörnern u. dergl. behängen, also eher sich putzen, als bekleiden. Farbe und Verzierung treten also noch vor der Kleidung selbst auf, was Wunder; wenn sie noch heute die wichtigsten Stücke derselben sind, ja oft so herrschend werden, als wäre das Ganze nur deshalb da, um sie zu zeigen. Daher finden wir diese beiden denn auch gleich bei der einfachsten Kleidung, z. B. bei den Schurzen der nubischen Weiber, die aus rötlich gefärbten Lederriemen bestehen, an welchen hin und wieder Muscheln befestigt sind.

Derjenige Teil, welcher nach den Hüften zunächst verhüllt wird, ist der obere Kopf. Die Einwirkung der Sonne hat den Menschen bald dazu gebracht, einen schirmendes Dach für den Scheitel zu suchen. So trägt der Nubier nur einen weissen Schurz und eine ebensolche eng anschliessende Mütze, so der Indianer in Amerika seine frei umgeschlagene Decke und den Sombrero. Auch ist der Kopf derjenige Körperteil, der zuerst mit Schutzwaffen verwahrt wurde und dessen Bedeckung noch heute die meiste Sorgfalt in der Kriegsführung erfordert.

Vom Kopf zum Fuss: so schritt nun die Bekleidung weiter. Das erste Tierfell war die Erfindung des Mantels oder Oberkleides und zugleich der Anfang des Bettes. Dann aber, nachdem der Kopf gesichert war gegen Sonne oder Feindeshand, und der Leib gegen Kälte und Nässe, wollte auch der Fuss nicht mehr den kalten Tau des Morgens, den glühenden Boden am Mittag, die Sümpfe und die Dornen des Waldes treten, sondern wünschte eine trennende Scheidewand zwischen sich und jene Gegner eingeschoben. Der Mensch flicht sich aus Pflanzenhalmen eine Sohle oder bindet ein Stück Tierleder unter: mag die fremde Haut, die er ja beliebig erneuern kann, den Druck des Weges erdulden, wenn er nur die eigene schont. Bald bemächtigt sich der Formensinn auch dieser Umhüllung wie der anderen, und wie aus dem Felle des Tieres ein bestimmt gestaltetes Kleid wird, so stellt sich auch in der Fussbekleidung, je nach den Forderungen des Bodens, eine Form fest, die demselben genau entspricht.

Damit wäre der erste Anzug vollständig, denn die Arme sind derjenige Körperteil, welcher nächst dem Gesicht am leichtesten der Hülle entbehren kann und muss. Die Hände wenigstens umhüllt nur der Bewohner der Polarländer — unsere Handschuhe sind Modeartikel, den meisten lästig und von ihnen sobald als möglich abgelegt.

Ein besonderes Bedürfnis weckt aber besondere Kräfte, und da der Mensch sich den hungrigen Bestien des Waldes gegenüber schutzlos fand, musste er darauf denken, sich gegen ihre Angriffe zu sichern oder gar dieselben anzugreifen und aus seiner Nähe zu vertreiben. So entstanden Waffen zu Schutz und Angriff. Jene zuerst aus starkem oder verdoppeltem Leder als Schutz für Kopf, Brust und Arm (Ajax' Schild aus siebenfacher Stierhaut), diese aus hartem Holze oder Steinen. Solche Formen finden wir ebenfalls noch heute in Süd-Amerika und Australien, und die Museen nordischer Altertümer zeigen genügend, welche Geschicklichkeit man damals im Zuhauen des Flintsteins gehabt haben muss, da alle möglichen grossen und kleinen Waffen daraus bestehen. Wir würden, hätten wir nicht die vorhandenen Proben vor uns, eine solche Bearbeitung des Steines ohne Metallwerkzeuge für unmöglich halten, da sie uns ganz abhanden gekommen ist, seitdem die Benutzung der Metalle alle Steinwaffen u. dergl. Geräte bei uns verdrängt hat.

Die Gefässe sind in ihren ersten Formen ebenfalls durch das Pflanzenreich gegeben. In Palmenländern bildet das grosse Deckblatt der Blütenknospe, z. B. der Ölpalme, noch heute den alltäglichen Kübel und Napf der Eingeborenen; Bambusstücke, mit der Knotenwand als Boden, bilden den Becher; kleinere Schalen liefern die Hüllen der Kokosnuss, Flaschen der Kalabassenbaum u. s. w. Ein Negerhaushalt in Westindien braucht nichts der Art weit zu suchen; es wächst ihm Flasche und Glas, Waschfass und Eimer rund um die Hütte. So sind tönerne Gefässe nur Nachbildungen der durch die Natur gegebenen Formen, und wie gross auch die Mannigfaltigkeit der künstlichen Schalen etc. sei, sie lassen sich doch auf wenige Grundformen zurückführen, unter denen das Ei eine Hauptrolle spielt.

Was die musikalischen Instrumente angeht, so gehören die besaiteten unstreitig zu den ältesten, denn nicht nur zeigen die ältesten Urkunden der Geschichte, die ägyp-

tischen Malereien, vorzugsweise Harfen, sondern auch heute haben die rohesten Völker, wenn sie überhaupt der Musik pflegen, gewiss Saiteninstrumente. Wir übersehen hier natürlich Hölzer zum Klappern, sonst wäre die Hand, mit welcher der Neger klatschend seinen Tanz begleitet, auch ein musikalisches Instrument. Später erst sind Blasinstrumente entstanden.

Doch scheint die Kraft der gespannten Sehne eher zum Schiessen, als zur Tonkunst benutzt worden zu sein, wenn es erlaubt ist, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu schliessen. Denn der südamerikanische Indianer des Urwaldes kennt die Kraft der durch zähes Holz gespannten Sehnen gar wohl, wie sein sechs bis acht Fuss langer Bogen zeigt, aber er hat bis jetzt auf den Klang derselben noch keine Rücksicht genommen. Der Orientale aber spannte neben die erste Saite des Bogens eine zweite kürzere, eine dritte und so fort, und so entstand die Harfe.

Zu den Blasinstrumenten mögen die Röhrenknochen der Tiere und die Röhrenstämme des Schilfes und der Palmen, z. B. des Bambus, den ersten Anlass gegeben haben. Wenigstens verfertigt der Nubier und Fellah noch heute seine Doppelpfeife aus dicken Schilfröhren, deren eine er mit Grifflöchern versieht, ähnlich denen der Flöte. Diese letztere gibt die Melodie, während die andere Röhre dazu den eintönigen Grundbass summt.

Die Idee des Zimmergerätes, der Tische und Stühle, mag dem Menschen wohl unmittelbar aus der Tierwelt zugekommen sein, da jeder Vierfüssler ihn darauf hinwies. Doch ist nicht zu übersehen, dass die ältesten Geräte dieser Gattung, sowie die einfachen der Indianer, noch heute keine Füsse haben, da die Sitze nur Klötze oder niedrige fusslose Lager und die Tische Stücke eines grossen Baumstammes sind, wenn sie nicht durch Matten oder Decken vertreten werden.

So hat der Mensch nach und nach, eben weil ihm die Natur weder einen Pelz, noch Hörner, Zähne oder Krallen mitgab, durch den erfinderischen Geist und jenes wunderbare Werkzeug, das die Maschine aller Maschinen ist und an Kunstfertigkeit alles auf Erden übertrifft, durch seine Hand sich Schutz verschafft gegen jegliche Bedrängnis, und so ist er Herr geworden über die Erde. Er hat sich alles dienstbar gemacht, was er antraf, Luft und Wasser und Land, Tier und Pflanze. Er hat sich allen Verhältnissen des Bodens, des Klimas anzupassen gewusst und ein und derselbe Mensch geht von den Tropen ohne Schaden binnen wenigen Wochen zum Pol, oder umgekehrt. Er findet überall bald die Hilfsmittel heraus, die ihm mangeln, und er weiss sie sich anzueignen. Sein Auge reicht über die Berge hinüber und seine Hand streckt er über den Ozean und bricht mit der einen im fernen Osten am Ganges die Früchte des Baumwollenstrauchs, oder tötet den Seidenwurm in China und fängt zugleich mit der anderen in den Steppen des Westens am Paraguay den Stier oder das Pferd und raubt ihm die Haut. Dort baut er sein Farbholz in Brasilien, pflegt die Cochenille in den paradiesischen Tälern von Oaxaca, und kocht gleichzeitig den Indigo ein an den Abhängen des Himalaya. So war es von Anfang. Sobald er mit anderen zum Staate zusammengetreten war, steigerte das Gefühl der grossen Zahl und der daraus entstandenen Macht seine Ansprüche, und nun ist er nicht mehr zufrieden mit den einfachen Notwendigen und Nächsten, sondern er will sich auszeichnen, er will glänzen, herrschen, und seine Kleidung soll nicht nur, dem Wohnsitze gemäss, ihn bedecken und schirmen, sondern auch symbolische Beziehungen der Gemeinschaft, der Herrschaft etc. darlegen. Dadurch wird sie zur Tracht.

## 8. Kleidung, Tracht, Mode.

Nicht jede Umhüllung des Körpers kann Tracht genannt werden, aber jede ist Kleidung, und sei sie noch so einfach, noch so mangelhaft. So lange nur vom einzelnen als solchem die Rede ist, spricht man stets von der Kleidung. Betrachtet man aber die Art, wie ein Volk sich kleidet und findet darin überall gewisse Merkmale wiederholt, so kann man von der Tracht des Volkes sprechen. Der Schurz der Nubier ist ihre Tracht, denn sie tragen ihn alle. Der Frack des Europäers ist eine Tracht, denn er ist unumgänglich geworden bei gewissen Gelegenheiten; er ist Ceremonientracht. Auch der schwarze Hut, „der Vater des Schornsteins," wie ihn die Araber nennen, ist ein Ceremonienstück und gehört also zur Tracht. Aber ob derselbe eine schmälere oder breitere Krämpe hat, einen geschwungenen oder geraden Kopf, das ist Modesache und nicht mehr Tracht, denn dies ändert sich alljährlich und wird nur von einigen aus dem Volke getragen, keineswegs allgemein. Die Tracht ist ziemlich beständig und rechnet nach Jahrzehnten mindestens, meistens nach halben oder ganzen Jahrhunderten, die Mode nach Monaten, denn sie ist launisch, unbeständig, oft geschmacklos und ohne Gewicht. Auch übt sie keinen oder nur geringen Einfluss auf den Charakter der Völker, und wechselt auch nicht mit den geschichtlichen Ereignissen, so dass etwa diese sie verwandelten, wohl aber ist die Tracht stets ein Zeichen der Zeit, wird durch den Charakter der Völker und ihre Geschichte bestimmt und übt wiederum ihren Einfluss auf jene. So ist sie in der Hand des Geschichtsforschers ein wichtiges Moment zur Erkenntnis einer Zeit. Die Mode aber setzt der Tracht bald hier ein Stückchen an, bald schneidet sie dort ein Stückchen ab; sie spielt scherzend daran herum, lässt aber die Grundform unangetastet. Von ihr kann in diesen Blättern nicht die Rede sein, sondern nur von ihrer Mutter, der Tracht, welche in ihrem Ernste bald hier, bald dort durch das neckische ungeradene Töchterchen gestört wird, das gern zur Unterhaltung der Zuschauer allerlei komische Gebärden und Sprünge macht und die vernünftige, ernste, auf das Nützliche sinnende Mutter entweder lachen oder lächerlich macht. Denn es kommt der Mode nicht darauf an, selbst ausgelacht zu werden; ihr Ziel ist, wie das des Bajazzo, Unterhaltung durch den Reiz der Neuheit, des Unerwarteten.

So ist ihr natürlich auch nichts daran gelegen, wenn sie die beste Tracht durch allerlei Anhängsel ins lächerlichste Ungetüm verwandelt, ja wenn sie sogar zur Vertreibung derselben aus dem Lande beitrüge. Sie selbst ist ja nirgends heimisch; sie hat kein Vaterland, keine Angehörigen, keine Anhänglichkeit. Die Tracht ist nur ihre Pflegemutter; die Mode ist ein Findling und ohne Dankbarkeit gegen ihre Wohltäterin. Diese aber hängt fest an ihrem Boden, an ihrem Volke; sie geht ungern, wenn sie geht und achtet Verbannung wie den Tod. Sie weiss, dass sie nirgends wieder eine Heimat findet. Ganz anders die Mode; sie ist überall zu Hause, wie eine verlaufene Dirne und spricht wie die Eseljungen in Kairo alle Sprachen.

Die Tracht aber schreitet den Pfad der Geschichte, bald vor, bald hinter den Ereignissen her, in grossen, gemessenen Schritten. Folgen wir ihr denn durch die verschiedenen Zonen und Völker und Zeiten.

# Das Altertum.

## I. Die Aegypter.

(Tafel 1—3. Nach Lepsius, Rossellini, Lens und dem Berliner Museum. Für den Text auch die Tagebücher meiner Reise durch den Orient 1856.)

### A. Einleitung.

#### 1. Quellen.

Das Niltal, jenes wunderbare und in seiner Art einzige Land ist für uns der älteste Boden bekannter Ereignisse des Menschengeschlechts. Die schmale Felsenspalte, deren Sohle der Strom noch jetzt alljährlich mit seinen Wassern überflutet, ist eben durch diese Überschwemmungen und den dadurch aufgehäuften Schlamm und durch den von den Höhen herabgewehten Wüstensand das reichste vollständigste Museum, der kostbarste Schrein voller Altertümer geworden. Denn tief verschüttet in Sand und Ton haben sich die Denkmäler seit fünf Jahrtausenden so frisch erhalten, dass an vielen noch die Farben sichtbar sind.

Ältere Geschichtszeugnisse sind bis jetzt nicht entdeckt worden, und vollständigere möchten auch schwerlich je entdeckt werden. Nicht nur ist die Reihe der Herrscher durch mehr denn dreissig Dynastien hinauf wieder festgestellt worden, nicht nur sind die Schicksale des Landes während einer Reihe von 3000 Jahren zum grössten Teil ermittelt worden, sondern es sind auch Sitten und Gebräuche der ältesten Zeit, dargestellt in den Grabbildern zu Memphis und Beni Hassan etc. uns wieder so bekannt geworden, wie von keinem anderen Volke der damaligen Zeit.

#### 2. Lesart der Quellen.

Mit diesen Bildern hat es nun eine eigene Bewandtnis. Sie sind mit der grössten Genauigkeit ausgeführt, und diese ist bis zu solcher Pedanterie vorgeschritten, dass selbst dasjenige, was nach der Stellung der Figur nicht hätte sichtbar sein können, doch auf irgend eine Weise als sichtbar dargestellt wurde, nur um das Wichtige nicht zu vernachlässigen. So sind alle an den Wänden eingeschnittenen und gemalten Personen im Profil, das eine Auge aber trotzdem von vorn dargestellt. Der Hut, die Krone des Königs, steht richtig im Profil, die beiden Federn aber, die seitlich über den Ohren an ihm hinaufwehen, sollen beide sichtbar gemacht werden, und also ist ihm die eine auf die Stirn, die andere in den Nacken gezeichnet. Ebenso ergeht es jedem anderen Schmuck des Kopfes, z. B. den Hörnern etc., welche immer beide von vorn erscheinen. Die Brust unter dem Kopfe wird wieder von vorn dargestellt, der Leib dagegen seitlich, der Gurt ebenfalls, das herabhängende Ende desselben aber von vorn. Die Hände erscheinen meistens beide von derselben Seite, die Füsse immer gleich, und zwar so, dass die grosse Zehe die anderen verdeckt.

Vieles würde ewiges Rätsel bleiben, wenn nicht zugleich die vorhandenen Statuten darüber Aufschluss erteilten. An diesen aber sieht man, was mit jenen Zeichnungen gemeint ist, und wie oft man die Figur im Geiste im rechten Winkel hin- und herwenden muss, um sie zu verstehen. Wenigstens ist es mir so gegangen. Über anderes, z. B. einzelne Kleidungsstücke, wie das Kopftuch, den Umschlag um die Schultern, gibt der heutige Araber den besten Aufschluss durch seine Weise, diese Dinge zu gebrauchen. Der gleiche Wohnsitz hat ihm wie den früheren Bewohnern des Niltals eine bestimmte Art aufgedrungen, Kopf und Schultern gegen den wehenden Staub zu schützen, trotzdem, dass sie beide nicht gleicher Abstammung sind. Hier hat der Boden mit seinen scharf ausgeprägten Verhältnissen die Tracht völlig vorgeschrieben, und alle, die ihn betreten, müssen sich derselben mehr oder weniger unterwerfen.

#### 3. Geschichtliches.

Bis zur vierten Dynastie hinauf, d. h. bis zum vierten Jahrtausend v. Chr., hat man Kunde von dem ägyptischen Reiche. Aus jener Zeit stammen die grössten Bauwerke der Menschen, die Pyramiden von Memphis. In den sie

umgebenden Grabkammern ist ein reiches kulturhistorisches Material aufgezeichnet.

Der Abstammung nach gehören die herrschenden Stände Ägyptens, Priester und Krieger, mehr zu den Kaukasiern, als zu den Afrikanern. Ihre Frauen haben auf den Abbildungen stets langes Haar und weisse Haut. Die Männer selbst werden mit roter Haut dargestellt, und dass dies Absicht gewesen, das zeigen die unterworfenen weissen und schwarzen Völker, die neben ihnen erscheinen. Es mag also ein Stamm gewesen sein, der den heutigen Bewohnern Ägyptens in mehr als einer Beziehung verwandt war, denn deren Gesichtszüge erinnern gar oft an die Bilder in den Gräbern etc.; diese aber rufen mit den dicken Lippen und etwas breiter Nase das Andenken an die Neger wach, indes das Übrige wieder auf den Araber hinweist. Wahrscheinlich hat in der Vorzeit eine Vermischung kaukasischer Völker aus Vorderasien mit den ursprünglich afrikanischen Einwohnern stattgefunden, was hier auf der Schwelle zwischen Asien und Afrika ja so leicht möglich war.

Einen solchen späteren Zusammenstoss hat die ägyptische Geschichte aufbewahrt, den mit den Hyksos, welche das Land von 2000 bis 1600 vor Chr. unter ihrer Herrschaft hielten. Wenn aber ein völlig fremder Stamm 400 Jahre lang ein grosses, wohlhabendes Reich beherrschen konnte, so mag wohl früher ein ähnlicher fremder Stamm das Volk, das noch nicht einen so mächtigen Staat bildete, leichter für immer unterjocht und sich unter ihm als herrschende Kaste festgesetzt haben.

Denn mit den Einmarsch der Hyksos geht ein altes, schon hochgebildetes Reich unter, das damals bereits in seinen Pyramiden zwölfhundertjährige Denkmäler der Baukunst aufweisen konnte, etwa als hätten wir noch Bauten aus der Zeit Chlodwigs. Seine Könige hatten schon ihr Scepter über Äthiopien gestreckt, wie die Grabmäler von Assiut erzählen (13. Dyn.), und noch früher hatte Amenemha III. (12. Dyn.) den Mörissee für die Fruchtbarkeit des Landes verwendet und das Reich auf den Gipfel seiner Macht und Blüte gehoben. Wenn man die wohlerhaltenen Grabbilder von Benihassan betrachtet, so erstaunt man über die Darstellung von allerlei Künsten der damaligen Zeit ebensowohl, als über viele dieser Künste selbst.

Aus dem Joche der Hyksos, die von neueren Geschichtsforschern bald hier-, bald dorthin gerechnet werden, die von J. Kruger in seiner „Urgeschichte der Indogermanen“ sogar als unsere Vorväter und Verwandte dargestellt werden, aus diesem Joche der fremden Eroberer wurde Ägypten befreit durch Thutmes III. (1600 v. Chr.) und als sie, wie einst die Ungarn in Deutschland, abermals erschienen, um ihr verlorenes Kleinod wieder zu erobern, wurden sie von Seti I. (1400 v. Chr.) vollständig geschlagen. Unter dessen Sohn Ramses II. kam das Reich auf einen Gipfel von Macht und Grösse, wie nie zuvor. Schon sein Vater hatte eine grosse Anzahl von Bauten unternommen, die nun unter ihm zur Ausführung und Vollendung kamen. Er trug sein Feldzeichen vom Nil bis an den Tigris und an den Hellespont und machte die ägyptischen Krieger weitgefürchtet. Die Beute, welche dadurch von Vorderasien besonders, das später ebenso den Griechen und Römern mit seinen unerschöpflichen Strömen des Reichtums verderblich wurde, nach Ägypten floss, hob zwar den Geschmack des Volkes, führte aber auch eine Prachtliebe und eine Üppigkeit herein, die notwendig später oder früher zum Verfall führen musste. Die Gewänder, die einst wie die Sitten einfach gewesen waren, nahmen jetzt asiatischen Glanz und Prunk an, der schon nach einigen Jahrhunderten das Reich der Auflösung entgegenführte. Noch versuchten einzelne tüchtige Herrscher, es zu retten, aber es erfüllte sein Schicksal unaufhaltsam. Die Äthiopfer, einst die Unterjochten der Pharaonen, wurden jetzt ihre Sieger (um 700). Noch einmal hob sich der alte Nil-Riese; noch einmal vertrieb er seine Dränger unter Psammetich (26. Dyn. 650), aber seine Zeit war gekommen. Schwer lag der Schlamm auf dem Boden, schwer der Schlummer der Sklaverei auf dem Volke, die Last der Jahre auf dem Reiche. Der junge griechische Geist, der es retten sollte, war ihm zu fremdartig. Es passt nicht jede Art und Verfassung auf jeden Boden. Ägypten konnte nur in seiner ursprünglichen Art gedeihen. Wie vorher die Äthiopier, so kamen nun die Perser und nahmen es in Besitz (525), bis diesen der mazedonische Alexander es entriss. Seine Nachfolger, die Ptolemäer, erhoben es noch einmal zu letztem Ansehen, bis es in dem grossen Strudel der römischen Überflutung unterging.

## 4. Wohnsitz.

In ihrer äusseren Erscheinung sind wenig Länder der Erde so überaus eintönig, wie Ägypten. Das Delta ist eine weite, unübersehbare Ebene, die auf beiden Seiten nach Süden hin in die Wüste verläuft. Da, wo das Delta sich in der Spitze verengt, lag sonst Memphis, liegt heute Kairo. Hier erheben sich die beiden Seiten des Ufers aus Kalkstein und steigen allmählich höher und höher, oder hier endigt die Furche, welche von oben her der Nil sich gewühlt hat, und deren Ränder mit dem ganzen Lande zugleich sich allmählich senken, so dass sie bei Kairo in der Ebene sich verlieren. Das Land oben ist ringsum Wüste; nur diese von den Wellen des Nil tief eingerissene Felsenspalte ist in ihrer Tiefe fruchtbar, und zwar das fruchtbarste Land der Erde. Aber dieses Land hat nur eine Ausdehnung, von Nord nach Süd; es ist nur lang, nicht breit, denn auf jeder Seite des etwa $^1/_2$ deutsche Meile breiten Stromes liegt durchschnittlich ebensoviel fruchtbares Land; dann steigen kahle weisse Kalkwände auf, die oben meist horizontal abgeschnitten sind. Keine Reise kann in landschaftlicher Hinsicht unergiebiger sein als eine den Nil hinauf, daher die Araber in Kairo sagen: „Wenn zwei Busenfreunde von hier den Nil hinaufreisen, kommen sie durch die Langeweile unterwegs als Todfeinde zurück, wenn nicht überhaupt nur einer zurückkommt.“ Der gelbe Nil, zu beiden Seiten ein grüner Streifen Feld, dann steile,

gelbe Wände und oben des Himmels blaue Decke! Das ist das Bild Ägyptens überall, aber auch nur von November bis Juni, denn im Juli schwillt der Strom schon und tritt dann aus seinen Ufern so weit, dass er im Anfang September den Boden der ganzen Felsenfurche ausfüllt, d. h. das Land in einen See verwandelt.

Erst weit oben, unweit der Grenze von Nubien, tritt bei Silsilis Sandstein auf, und von Assuan (Siene) an unterbrechen in Nubien dunkle Granitfelsen die gelbe Eintönigkeit. Seitentäler hat der Nil in Ägypten höchst wenige, die nennenswert sind; erst weiter oben werden dieselben bedeutender. Daher ist das Land nur eine lange Strasse, aus der keiner heraus kann, sobald man die beiden Enden, Assuan und Kairo, schliesst. Dieses Bewustsein lebt auch heute in den Bewohnern des Landes und ist leicht erklärlich. Sie wohnen nicht neben-, sondern hintereinander.

Wenn es nun wahr ist, dass ein Land auf seine Bewohner irgend einen Einfluss ausübt, so konnte derselbe hier nicht der Art sein, dass sie zu einer heiteren freien Beweglichkeit hingeleitet wurden, wie das vielgegliederte Griechenland mit seinen Inseln, Buchten, Höhen und Tälern dies mit seinen Bewohnern tat, sondern das starre, regelmässige, eintönige, rechtwinkelige Land konnte seine Bewohner nur sich ähnlich bilden. Darin wurde es durch die grosse Regelmässigkeit des Klimas noch unterstützt. Die pünktliche Wiederkehr der jährlichen Überschwemmungen, der stets gleiche Wind in bestimmten Monaten, der gänzliche Mangel an Regen in dem grössten Teile des Landes; das alles sind Momente, die man nur neben die Verhältnisse unserer Gegenden zu halten braucht, um den ungemeinen Unterschied zu merken und den Einfluss zu ahnen, den sie auf den Menschen üben müssen.

Daher können wir uns nicht wundern, wenn wir in allen Äusserungen jenes Volkes eine unendliche Zähigkeit im Festhalten an einer bestimmten Form finden, und wenn diese selbst vor allem anderen die grösste Regelmässigkeit atmet. Alles ist gradlinig, rechtwinkelig, selbst ihre Figuren. Man vergleiche tausend Bilder und man wird für jede Tätigkeit immer dieselbe Darstellung finden. Und das alles nicht etwa einige Jahre hindurch, auch nicht Jahrzehnte, sondern mehr als drei Jahrtausende. Denn selbst noch zur Zeit der Römer, als bereits andere Sitten um sich gegriffen hatten, blieb ihr Canon in Baukunst und Bildnerei der alte ursprüngliche. So ist der heutige Pflug des Fellah noch immer derselbe wie vor 5000 Jahren.

## B. Die Tracht.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Schurz

Das Hauptkleidungsstück des heutigen Ober-Ägypters und Nubiers war auch dasselbe im alten Reiche vor 2000, der weisse, baumwollene Schurz. Im neuen Reiche jedoch (nach 1500) wurde die Kleidung mannigfaltiger, reicher, bunter. Zwar blieb der Schurz immer in Ehren; (Taf. 2, 9. Ramses II)*) er wurde selbst unter den anderen Gewändern immer getragen, gerade als sei er nicht zu entbehren (Taf. 1, 11), aber er genügte doch nicht mehr.

Übrigens wusste die Kunst der alten Ägypter dem höchst einfachen Schurz so viel verschiedene Gestalten zu geben, dass an ihm schon der Stand erkennbar war. Arme trugen ihn anliegend und kurz, Reiche faltig, mit einem Gürtel; Sklaven wurden nur auf die notwendigste Bedeckung um die Hüften beschränkt.

Priester-Tracht

Die Kaste der Priester trug über dem ersten Schurz noch einen zweiten (Taf. 2, 2 u. 3), und seit dem neuen Reiche (1400 v. Chr.) oft über diesem oder statt desselben noch einen dritten bis auf die Knöchel herabhängend, ähnlich einem Frauenrock (Taf. 1, 6 u. 7 und Taf. 2, 1 u. 4—6). Als Auszeichnung ihres Standes wurde um die Schultern früher ein Leopardenfell gehangen, das unter dem einen Arme durchging (Taf. 2, 1 u. 3). Statt desselben diente später auch oft ein Stück Baumwollenzeug, das wie bei den Königen über beide Schultern genommen und auf der Brust befestigt wurde (Taf. 2, 10).

Hemd

Hemden gab es zwar im alten Reiche auch schon, doch waren sie Seltenheiten und konnten also nur von den höchsten Ständen getragen werden. Im 2. Grab bei den Pyr. von Gizeh (4. Dyn.) erscheint eine Prinzessin in rotem Hemd mit 2 Tragbändern. Im neueren Reiche wurden sie gewöhnlicher und daher konnten die Vornehmen ihren Stand nur durch die Feinheit der Stoffes und die bedeutende Weite der Gewänder bemerkbar machen. Doch blieb der Schurz die Haupttracht besonders der Handwerker und Ackerbauer (Taf. 1, 1 u. 2); die verschiedenen Gewerke machten ihn aus verschiedenem Stoff, z. B. die Fleischer aus Leder, oder färbten oder formten ihn verschieden. Die Prachtliebe der Reichen half sich auch hier durch Anlegung mehrerer Gewänder aus verschiedenem Gewebe.

Kleider aus Asien

Durch die Kämpfe in Vorder-Asien war in die Ideenwelt der Ägypter trotz ihrer oben bemerkten Zähigkeit für das Alte doch ein bedeutender Umschwung gekommen. Von jetzt an (1600) treten bunte Gewänder asiatischen Geschmacks auf, und besonders viel werden die durchsichtigen Stoffe getragen. Sie mussten den höchsten Ständen vorzugsweise dienen, doppelte und dreifache Kleidung zur Schau zu tragen. Unter weiten, faltigen Florkleidern, die bei den Frauen oft noch mit Goldfäden durchsponnen waren (Taf. 1, 9), trugen sie bunte Gürtel, Binden und Schurze (Taf. 1, 6 u. 11), Taf. 2, 10). Ja es kam auch der umgekehrte Fall vor, dass der Schurz über einem solchen Hemd aus durchsichtigem Stoff getragen wurde, und aus dieser durch den Anstand vorgeschriebenen Tracht mag sich wohl die andere entwickelt haben, den Schurz überflüssigerweise auch noch über undurchsichtigen Hemden zu tragen. Jedenfalls spricht das letztere für das hohe Ansehen dieses ursprünglichsten und durch alle Wandlungen

*) Die Ziffer hinter dem Komma bezeichnet stets die Figur der angegebenen Tafel.

sich behauptenden Kleidungsstückes, das, wie schon gesagt, noch in heutiger Zeit in Ägypten sich erhalten hat.

Frauen-Tracht

Die Frauen trugen von Anfang an ein langes, weisses Baumwollenhemd ohne Ärmel und durch Achselbänder, eins oder zwei, oben gehalten. Selten bedeckte es die Brust bis zum Halse und dann hatte es kurze Ärmel (Taf. 1, 1). Dieses änderte sich erst mit der Herrschaft der Hyksos, doch blieb das Hemd, wie bei den Männern der Schurz, stets das Hauptkleid. Die Figuren zeigen das Hemd stets so eng anliegend, dass jede Bewegung darin unmöglich war; es muss also vorausgesetzt werden, dass es aus elastischem Zeuge bestand, oder dass es unten Schlitze hatte, die nicht gezeichnet worden sind. Denn faltige Gewänder wissen die ägyptischen Künstler sonst sehr gut darzustellen. Die Weiber aus den untersten Ständen halfen sich zur freien Beweglichkeit dadurch, dass sie das Hemd hinten unterhab der Hüften quer einschnitten, wie die Bilder von Abd el Qurna zeigen.

Nach dem Sturz des alten Reiches wurde auch dieses altehrwürdige Kleid verziert, oft mit sehr bunten Mustern (Taf. 1, 5) gefärbt, oft sogar aus ganz durchsichtigem Stoffe gemacht, und mit oder ohne Unterkleid getragen (Taf. 1, 9).

Nach 1350 v. Chr.

Seit dem Glanze, den Ramses II. Eroberungen über Ägypten verbreiteten, wodurch mit dem Reichtum auch die Prachtliebe besonders der höheren Stände zunahm (Taf. 1, 9), finden wir mehr und mehr die Umschlaggewänder um die Schultern in Gebrauch, und gleichzeitig eine zweite Hülle von den Hüften abwärts bis fast auf die Knöchel (Taf. 1, 3 u. 4). Diese beiden gaben dem Geschmack einen weiten Spielraum, und daher mag es kommen, dass sie sich bis in die römische Zeit erhalten haben.

### b) Kopfbedeckung.

Kappe

Schon die Gräber bei den Pyramiden von Gizeh aus der 5. Dynastie (Grab 15) zeigen Kaufleute mit weissen, eng anliegenden Kappen (Taf. 1, 2). Dagegen tragen die Prinzen ebenda schwarzes, kurzes Haar, die Frauen sämtlich langes ohne alle Bedeckung. Ebenso haben die Lehmarbeiter in den Abbildungen von Abd el Qurna und in dem 24. Grab der Pyr. v. Gizeh weisse, gelbe und, wie es scheint, auch schwarze Mützen von derselben eng anschliessenden Art. Auch dieses Kleidungsstück von weisser Baumwolle ist noch heute in voller Geltung sowohl allein für sich, als auch unter dem roten Tarbusch.

Helmkappe

Die Vornehmen färbten ihre Kappen auch, oder zierten sie mit bunten Streifen (Taf. 1, 6 u. 7). Zuweilen scheinen sie von Leder gewesen zu sein, besonders im Kriege (Taf. 2, 7 u. 8), wo sie denn auch öfter noch mit Metallbuckeln beschlagen oder bis an den Hals verlängert wurden (Taf. 2, 11 u. 12). Doch erscheinen auf den Bildern selbst der spätesten Zeit die Figuren noch häufig ohne alle Kopfbedeckung.

Schultertuch

Eine besondere Verhüllung, die aber nur den Priestern und Königen zustand, war die mittels eines buntgestreiften Tuches (Taf. 1, 12 u. Taf. 2, 2), das den Kopf und Nacken bis auf die Schultern verhüllte. Es ist die Coffia der heutigen Araber. Das Tuch wurde, indem der eine Zipfel fast zur Hälfte nach innen geschlagen ward, in ein Dreieck gelegt, nun mit der Mitte der langen Seite an die Stirn gelegt, die beiden Seitenzipfel hinter den Ohren nach unten gezogen und hinten hing der dritte Zipfel herab. Ein Band, das unter dem Tuch um den Kopf ging, wurde vorn auf der Stirn drüber hervorgehoben und hielt es. Dann umwickelten sie den hinteren Zipfel mit den beiden Enden des Bandes, so dass auf dem Rücken ein steifer, kurzer Wulst, wie ein Zopf, hinabging. Der Araber dagegen legt das Tuch nur vorn auf der Stirn an und lässt es nach hinten und zu beiden Seiten frei am Halse hinabflattern; die Zopfzeit ist vorbei; dann zieht er die meist aus Kamelgarn gedrehte Doppelschnur oben aussen darüber, so dass das Tuch auf dem Tarbusch fest aufliegt. Oft bindet er die beiden Vorderzipfel unter dem Kinn zusammen, um auch die Kehle zu schützen, und das Flattern des Tuches zu verhüten. Auch hierbei, wie in vielen anderen Stücken, hat mir die Beobachtung, die ich an den lebenden Bewohnern eines Landes machte, die Bilder der Toten, die es einst bewohnten, erklärt. Die unmittelbare Anschauung erklärt oft spielend in einem Augenblicke, was der grössten Mühe sonst jahrelang rätselhaft bleibt. Coffia

Haar

Was das Haar betrifft, so finden wir im alten Reiche eine grosse Pflege des natürlichen Haares, wenn man anders die Abbildungen nicht missverstehen will (Pyr. von Gizeh, Grab 15. Taf. 2, 3). Die Männer werden stets mit regelmässigen schwarzen (dreieckigen) Locken dargestellt, die Weiber mit langem schwarzen Haar, das reichlich mit Salben bedacht wird. Denn es ist ein oft wiederkehrendes Bild, dass die Dienerin der Herrin solche auf das Haupt giesst. Aber wie der heutige Orientale sich den Kopf rasieren lässt, so sind auch die Ägypter frühe schon auf diese Idee gekommen, die sich durch das Klima sehr empfiehlt. Und dass sie nicht nur bei den Ägyptern, sondern auch bei den Asiaten im Gebrauch gewesen ist, das zeigt ein aus der 18. Dyn. stammendes Bild zu Qurnet Murrai; Ein hellfarbiger Mann im gelbem Unterkleid mit langen Ärmeln, mit einem sehr bunten Schal umschlungen, darüber ein Gürtel, der vorn gebunden ist, erscheint in ganz nacktem Kopfe mit schwachem Bart rund um das Kinn. Kopf rasiert

Bart

Auch die Bärte wurden aufangs, wie die Gräber von Gizeh aus der 4. und 5. Dyn. und die von Sakhara (Grab 15) zeigen, bis auf den Kinnbart abgeschnitten, was bei dem dünnen Bartwuchs der Afrikaner nicht sehr mühsam gewesen sein mag. Bald aber fiel auch dieser kleine Bart (Taf. 2, 1) noch im alten Reiche, denn Bilder aus der 12. Dyn. zeigen bereits falsche Bärte. Die Alten wussten sich so gut zu helfen wie die Neuern. Man wollte und sollte einen Bart tragen: was tun, wenn keiner wuchs? Es wurde einer vorgebunden (Taf. 1, 11). Dieser, da er leichter zu behandeln war, wurde nun von anschnlicher Grösse und in verschiedenen Formen getragen; es finden sich Zopfbärte (Taf. 2, 10), Wickelbarte mit horizontalen Einschnitten u. a. Ja man ging weiter, man setzte sich ganze Perrücken auf. Schon in denselben Gräbern von

Falsche Bärte

Sakhara, wo der Bart der Vornehmen zwar winzig klein und viereckig, aber als natürlicher Bart erscheint, hat das Haar derselben eine verdächtige Form, die von der sonst gebräuchlichen jener Zeit sich durch allzu grosse Fülle unterscheidet (Taf. 2, 1 der Kopf). Es bleibt zweifelhaft, was damit gemeint ist. Sicher erkennbar wird die Perrücke erst auf Bildern nach der Herrschaft der Hyksos. Von da ab findet sich auch nirgends mehr ein natürlicher Bart; der Anstand mochte es verbieten, irgend ein natürliches Haar am Kopfe zu lassen. Schon die Jugend musste sich unter das Schermesser fügen, denn die meisten Knaben erscheinen, besonders später, schon mit geschorenem Scheitel. Im 19. Grab von Bab el Meluk (Dyn. 20; 1200—1100) trägt ein Prinz noch natürliches Haar, das von einem Stirnband durchzogen wird.

Perrücke

Dass auch der Luxus mit der Perrücke sein Wesen trieb, ist nicht zu verwundern; wir finden dieselbe in allerlei Formen, mit schlichtem, gekräuseltem, lockigem Haar, ja selbst mit Zöpfen. Und wie die heutige Grossstädterin, um zu prunken, Kleider trägt, die aussehen sollen, als hätte sie 5 oder 6 Röcke an (Volants), und wie der vornehme Ägypter wirklich 2 oder 3 Kleider anzog, so setzten sich einige auch zwei Perrücken auf, wie Bildsäulen das unzweifelhaft beweisen.

Doppel-Perrücke

Die Frauen, von der Natur mit reicherem Haar geschmückt, als die Männer, haben wie es scheint, auch erst später von den Perrücken Gebrauch gemacht. Die niederen Stände trugen es schlicht herabhängend und mit einem Tuche bedeckt (Taf. 1, 1), die schwarzen Sklavinnen oft in besonderen wahrscheinlich heimatlichen Geflechten, die vorn jederseits in 6—8 sehr feinen Strängen, und hinten in drei dicken Schleifen erscheinen. Die vornehmen Frauen aber trugen viele schmale Locken, die von gleicher Länge zum Teil nach vorn, zum Teil auf den Rücken fallen (Taf. 1, 3 u. 5). Erst in der spätesten Zeit vom fünften Jahrhundert an, als der griechische Einfluss sich geltend machte, wurde das natürliche Haar von den Vornehmen ganz nach hinten geschlagen und zum Teil aufgebunden (Taf. 1, 4).

Haar der Frauen

Ob die Frauen sich auch den Kopf scheren liessen, habe ich nirgends ersehen können. Es finden sich welche, aber dies sind schwarze. Eine schwarze Königin im 10. Grab von Der el Medînet (neues Reich) trägt sogar blaues Haar mit Gold umwunden, und darüber allen sonst gebräuchlichen Königsschmuck, von dem erst später die Rede sein wird. Ja es sind nur wenige Bilder von Frauen, die zur Annahme einer Perrücke nötigen, um die verschiede en Scheitelungen und Lagen des Haars zu erklären. Jedenfalls ist sie bei dem weiblichen Geschlecht eine seltene Tracht gewesen.

Die eigentliche Kopfbedeckung der ägyptischen Frauen im alten Reich und auch später ist ein grosses dunkles Tuch, das von hinten übergeschlagen wurde, und dessen 4 Zipfel seitlich und hinten herabfielen. Um es oben festzuhalten, trugen sie ein Stirnband (Taf. 1, 1), das auch des Haares willen blieb, wenn das Tuch abgenommen wurde. Bei den höheren Ständen wurden Tuch und Band natürlich kostbar getragen, und besonders letzteres auf vielerlei Weise verziert. Vor allem war es die verehrte Lotosblume, die dabei dienen musste. Bald wurde sie nur vorn auf der Stirn getragen (Gizeh Grab 26, Taf. 1, 3 der Kopf) bald auch war das ganze Stirnband ein Kranz aus Lotosblüten und Früchten (Sakhara, Grab 15, Taf. 1, 5 der Kopf).

Kopftuch der Frauen

Stirnband

Die Stirnbänder selbst waren aus Gold und häufig mit bunten Blättchen eingelegt, auch die Blumen daran oft von demselben Metall. Nur die hinten herabfallenden Bänder sind stets gewebt, und daher anders gefärbt.

### c) Fussbekleidung.

Der gemeine Mann ermangelte deren gänzlich und tut es auch noch heute. Nur die höchsten Stände trugen Sandalen aus den Blättern des Papyrus oder der Dattelpalme. Doch gingen selbst Könige auch in spätester Zeit — vielleicht nur bei feierlichen Handlungen — noch barfuss, z. B. die Ptolemaer im Tempel zu Karnak. So erscheint in Abu-Simbel der König im Pschent mit der Streitaxt, die Sperberflügel auf der Brust, aber bloss im Schurz und barfuss. Ebenso der König zu Qurnet Murrai, indessen sein Fächerträger hinter ihm in Sandalen geht.

Sandalen

Beinkleider haben die Ägypter nie gekannt, weder Männer noch Frauen.

Auch die Sandalen haben zu verschiedenen Zeiten dem Wandel nicht entgehen können. So sind sie unter der 19. und 20. Dynastie mit langen Schnäbeln versehen (Taf. 2, 10) wie z. B. der Tempel von Medinet Abu, der grosse Tempel zu Karnak und das Memnonium zeigen, während z. B. auf den Bildern zu Abd el Qurna und El Amarna (18. Dyn.) die Schnäbel fehlen. Aufgekommen scheinen sie sonach unter der 18. Dynastie und erhalten haben sie sich mindestens bis zur 21. Dynastie, wie die Abbildungen zu Karnak beweisen. Auf den Bildern der letztgenannten Gräber erscheinen zuerst Frauen in Sandalen. Frühere Spuren einer weiblichen Fussbekleidung habe ich nicht gefunden. Wahrscheinlich war im alten Reiche die gesellschaftliche Stellung der Frauen eine noch beschränktere gewesen, so dass sie selten ins Freie kamen, also der Sandalen nicht bedurften. Die ersten Sandalen überhaupt habe ich in Grab 86 zu Gizeh, aus der 4. Dynastie gefunden, aber immer sind es im alten Reiche nur Männer, die welche tragen. Die Frauen gehen barfuss.

Frauen in Sandalen

Die Art, die Sandalen am Fuss zu befestigen, war ebenfalls zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die Bilder aus der 4. Dynastie zu Gizeh zeigen nur eine einfache Sohle mit einem breiten Spannband, aber schon im 16. Grab ebenda aus der folgenden Dynastie geht ein Band von der Spanne nach der grossen Zehe hin (Taf. 3, 39 und Taf. 1, 11 der Fuss), das zwischen dieser und der weiten Zehe hindurchläuft. Noch später tritt hierzu ein zweites Band von der kleinen Zehe aus bis auf den Spann (Taf. 1, 3 u. 13 und Taf. 2, 10).

Der Schnabel wurde nach und nach, wie es scheint, verlängert, und schliesslich zurückgebogen bis auf den

Spann (Taf. 2, 9 und Taf. 3, 37 und 38). Die Befestigung der Bänder ist wohl nur anfangs bei jedem Anziehen geschehen, und dazu diente eine oder zwei Metallplatten, durch welche das Spannband von beiden Seiten hindurchgezogen wurde. Bald aber muss das Band ein für allemal festgemacht worden sein, so dass die Sohle angeschoben wurde, denn die noch vorhandenen Sandalen sind grösstenteils von dieser Art. Auch wurde dabei die Platte des Spann-Schlosses geschont und konnte aus Gold oder dergleichen sein. Die Abbildungen zeigen sogar reiche Verzierungen daran. Es entspricht auch das Anschieben der Sandalen zum Ausgehen weit besser der heutigen Sitte des Orients, die niedrigen Schuhe anzuschieben und beim Eintritt ins Zimmer zurückzulassen, als ein jedesmaliges Zu- oder Aufschliessen der Spange, welche die Riemen oder Bänder auf dem Spann vereinigt. Doch blieb wie gesagt, die Sandale ein Vorrecht der höchsten Stände; nur sie wandelten und lebten auf besohltem Fusse.

Geschlossene Sandale

### d. Schmuck.

Die europäischen Museen sind reich an allen Arten ägyptischen Schmuckes, und Jahr um Jahr nimmt derselbe durch die fortgesetzten Ausgrabungen zu. Daher haben wir von keinem Teil der Kleidung einen deutlicheren Begriff, und eine grössere Auswahl als gerade von diesem unwesentlichsten. Nur die ältesten Versuche darin fehlen uns.

Halskragen

Denn dieser älteste Schmuck bestand aus Halskragen von Zeug, das mit bunten Mustern durchwirkt oder gestickt war. Sie lagen ziemlich breit vom Hals bis an die Achseln rundum, und die Zeichnung bildete drei bis vier parallele Ringe von ungleicher Breite, deren jeder anders gefärbt war, und gewöhnlich ein Muster aus Dreiecken, Kreisen u. dergl. zeigte (Taf. 1, 6 u. 7). Die allerersten Halskragen aus der 4. Dynastie sind ganz einfach; ein breiter hellblauer Streifen ist auf jeder Seite mit einem weissen eingefasst. So tragen ihn Männer und Frauen der vornehmen Stände. Ebenso gefärbt sind die Arm- und Fussringe aus jener Zeit: die ersteren werden um die Handgelenke oft doppelt getragen, diese dicht über dem Knöchel. Auch am Oberarm werden von Männern und Frauen schon in der ältesten Zeit Ringe getragen (Taf. 1, 3, 5, 10, 11, 13 und Taf. 2, 1, 9, 10).

Schmuck aus Schmelz

Später während der Blüte des alten Reiches um 2500 scheint der Halsschmuck bereits aus Schmelz bestanden zu haben, denn die Muster und Farben der Abbildungen weisen darauf hin. Sie entsprechen denen in den Museen vorhandenen sehr zierlich aus Glasperlen, kleinen Plättchen etc. zusammengesetzten Halsbändern oder Halskragen (Taf. 3, 35). Zudem zeigen die Bilder von Benihassan aus der 12. Dynastie schon Glasarbeiter, Goldschmiede etc. Die Kragen oder Halsbänder wurden allmählig breiter getragen und ausser den schon erwähnten Stirnbändern aus Gold entstanden Fingerringe, Ohrgehänge (Taf. 3, 26 u. 27), Halsbänder mit Amuletten u. dergl. Doch beschränkten die Männer sich ausser dem Kragen und den Armringen auf Ringe an den Fingern, und nur die Priester trugen ausser den fürstlichen Personen Stirnbänder. Aller übrige Schmuck fiel den Frauen anheim, die in der Kindheit, so lange sie nackt gingen, selbst die Hüften schmückten.

Ringe

Die Arm- und Fussringe waren von Knochen, Elfenbein, Horn, und bei den Reichsten aus edlen Metallen. Die Fingeringe bei den Männern meist Siegelringe (Taf. 3, 23 u. 24), bestanden sehr häufig ganz aus Stein, z. B. Carneol. Die Siegel waren auf einer breiten Platte eingegraben, und dieselbe war oft beweglich zwischen zwei festen Punkten, vielleicht um sie nach innen zu drehen und so vor Verletzung zu schützen.

Halsbänder

Auch eigentliche, eng anliegende Halsbänder finden sich, jedoch seltener, und nur bei Frauen. Sie liegen fest um den Hals, dicht über dem inneren Ausschnitt des Halskragens, und scheinen in Bezug auf ihren Stoff, Schritt für Schritt dasselbe Schicksal gehabt zu haben wie dieser; anfangs bestehen sie aus Leinwand, später ebenfalls aus Schmelz. Bei Männern finden sich zuweilen lange Halsketten, wahrscheinlich Ehrengeschenke des Königs (Taf. 2, 6).

## 2. Hoftracht.

Die Kleidung der fürstlichen Personen war in der ältesten Zeit der des Volkes fast gleich. Nur die Krone und das Zepter (s. weiter unten) waren unterscheidende Merkmale des Königs und die Jugendlocke die der Prinzen.

Im alten Reiche trugen Könige und Prinzen den Schurz ähnlich dem des gemeinen Mannes (Taf. 2, 9). Die Beine waren nackt, ebenso häufig auch die Brust und die Arme. Doch fehlt selten der Halskragen. Auch im Kriege wie im Tempel erscheinen sie so. Erst in späterer Zeit wurde das Hemd für alle feierlichen Handlungen vorgezogen, und so erscheinen denn nicht nur die Könige und Prinzen, sondern auch die Hofbeamten, z. B. der Fächerträger (Taf. 1, 8 u. 10), in langen Gewändern von den Hüften bis auf die Knöchel. Die Brust aber wurde bedeckt mit einem sehr langen Stück weissen Zeugs, das auf sinnreiche Art gelegt, zugleich die Ärmel bildete. Noch heute legt der Fellah und der Araber sein langes Tuch ebenso um. Die Mitte desselben wird auf die untere Brust gelegt, dann beide Enden hinten auf dem Rücken gekreuzt und über die Achseln nach vorn gezogen, hier die beiden Punkte, wo sie sich treffen, durch eine Spange verbunden, und die noch übrigen Zipfel über den Oberarm frei zurückgeschlagen, oder auch (Taf. 1, 11 rechter und linker Arm) über den Oberarm geschlagen und in den Gürtel gesteckt, so dass eine Art Ärmel entsteht, der nach Belieben den halben oder ganzen Arm bedecken kann.

Brustschal

Oder man legt die Mitte des Zeuges vorn um den Hals und die Brust und zog die beiden Enden hinten sich kreuzend über die Achseln nach vorn herab, verschlang sie im Gürtel und liess sie dann frei hängen (Taf. 1, 8 u. 10).

Oder man nahm das Stück Zeug, wenn es kürzer war, legte es wie ein Umschlagetuch um, verband es vorn auf

der Brust durch eine Spange und schlug die Enden über den Oberarm zurück (Taf. 2, 10).

Dreieckiger Königsschurz

Ein ganz absonderliches Kleidungsstück der Könige war ein dreieckiger Schurz von gesteiftem Zeuge, der an der einen Ecke am Gürtel befestigt war und mit den beiden anderen herabhing, jedoch so in Falten gelegt war, dass dieselben in der einen unteren Ecke zusammenliefen und dort von einer festen Spitze, wahrscheinlich aus Metall, gehalten wurden (Taf. 2, 10). Darin stimmen die unzähligen Königsbilder sämtlich überein, und mehrere sitzende oder kniende zeigen, wie der steife Schurz sich in die Höhe stemmt. Welche Bedeutung derselbe gehabt habe? darüber ist noch nichts Entscheidendes gesagt worden. Mir scheint es nichts als eine Vergrösserung des ältesten einfachen Anstandsschurzes, den die Priester z. B. noch in späterer Zeit unter dem gewöhnlichen Schurz trugen (Taf. 1, 12 und Taf. 2, 2). Die Grösse desselben sollte vielleicht dem höheren Stande des Königs entsprechend sein. Ob er ursprünglich auch eine symbolische Bedeutung gehabt habe, ist die Frage, aber schon um das Jahr 1600 hat er keine mehr, denn Bilder von dieser Zeit zeigen, dass er bei häuslichen Beschäftigungen so gut wie im Kriege und beim Opfer getragen wird. Dagegen scheint er im alten Reiche von Bedeutung gewesen zu sein, da Bildsäulen von der Zeit der 5. Dynastie 3200 (Gizeh, Grab 95) den König sonst ganz nackt, nur mit diesem dreieckigen und dem gewöhnlichen Schurz bedeckt zeigen. Der Hauptzweck scheint mir darin gelegen zu haben, in die königliche Tracht die Fülle des Anstandes zu bringen, und warum dazu gerade das Dreieck genommen ist, möchte aus der Liebe zum Geradlinigen zu erklären sein. Denn derselbe Grund des Anstandes hat offenbar das Wehrgehänge der Könige später stets aus 6 schmäleren Seitenriemen und einem breiten Mittelriemen zusammengesetzt (Taf. 1, 11 und Taf. 2, 9 u. 10) und ihm den Platz gerade mitten vor dem Leibe gegeben, wo es doch dem Gange sehr hinderlich sein musste. Es sollte jenen Schurz vertreten oder ersetzen; doch findet es sich zuweilen noch über demselben (Taf. 2, 10).

Königs-Mütze

Die Kopfbedeckung der Könige war im Frieden, wenn nicht bei feierlichen Anlässen, eine einfache Haube, ähnlich der Mütze des gemeinen Mannes, nur deckte sie auch die Ohren zugleich (Taf. 1, 11). Dieselbe scheint aus kleinen Täfelchen oder Schuppen zusammengesetzt, die auf einem weichen Stoff aufgeheftet waren. Meist sind dieselben blau gefärbt, selten schwarz. Ganz deutlich sind die Bilder hierin nicht, und ich habe trotz aller Mühe nicht zur Gewissheit gelangen können, ob es Schuppen oder Maschen eines Gewebes sind, welche die Haube bildeten.

Kronen

Bei religiösen Zeremonien erscheint der König entweder barhaupt, oder im Pschent. Dieses ist die Vereinigung beider Kronen des oberen und unteren Landes. Die erstere ist ein weisser hoher Hut mit runder Spitze, die andere ein roter breiter Ring, der hinten sich nach oben in ein langes schmales Stück, nach unten in ein Nackenschild verlängert (Taf. 2, 10). Diese Vereinigung beider Kronen schreibt sich aus der 6. Dynastie her, doch kommen auch später die Kronen einzeln vor. Vorn an der Krone ist stets der Uräus angebracht, jenes wichtigste Zeichen der ägyptischen Königsmacht (Taf. 3, 38). Derselbe ist eine sich aufbäumende Viper, und stellt die Gewalt über Leben und Tod dar. Er fehlt fast an keinem Königsbild; bald ist er wie bei Bildern aus der 5. Dynastie, unmittelbar am Haar, bald am Schmuck des Hauptes, bald am Gürtel angebracht. Ja dieser zeigt am herabhängenden Ende gewöhnlich 7 kleine Uräen, und zwei grössere als Eckverzierungen (Taf. 1, 11 und Taf. 2, 9 u. 10). Ist der König gar im grossen Ornat mit allen Symbolen seiner Herrlichkeit ausgestattet, so kann man sicher sein auf den Schultern und am Kopfputz noch mehrere Uräen zu finden. Alle Pforten zeigen ihn auf jeder Seite der Sonnenscheibe, die mitten über der Tür schwebt. Auch Königinnen und Prinzessinnen tragen ihn bald auf der Stirn, bald als Endstück der herabhängenden Locken (Taf. 1, 9).

Uräus

Das Zepter der Könige ist vorzugsweise der Hakenstock oder Krummstab und die Geissel, jener das Symbol des Ackerbaues, diese der Viehzucht (Taf. 1, 11 und Taf. 3, 11). Meistens führen die Statuen beide Zeichen zugleich, z. B. im Tempel zu Abu-Simbel.

Zepter

Ein besonderes Zepter war ein mannshoher Stab, der unten in einer Gabel mit zwei Zinken, und oben in einem Tierkopf (Schakal) endigte (Taf. 2, 10). Derselbe wurde aber nur bei bestimmten religiösen Feierlichkeiten getragen.

Ein Zepter in der Art, wie wir es gewöhnlich denken, kommt selten vor (Taf. 3, 12), doch habe ich es z. B. in den Gräbern von Sakhara und im Memnonium zu Theben gefunden.

Das Weihezepter, Pat (Taf. 3, 10), wird bald weiss, bald grün dargestellt, und nur von den Prinzen und höchsten Hofbeamten getragen. Es ist ein flacher Stab mit einem Griff daran.

Pat

Die Königinnen führen häufig ein Zepter, das an seiner Spitze die Lotosblume trägt (Taf. 1, 13) oder ein umgebogenes Zepter, das mir eine Nachahmung des Papyrus zu sein scheint. Es erinnert zugleich an die Geissel des Königs, da es stets drei Streifen am Ende hat.

Zepter der Königin

Die Kleidung der Königinnen hatte wenig Auffallendes. Sie bestand wie die der gewöhnlichen Frauen aus einem Hemd, das sich nur durch seinen besseren Stoff und später auch durch seine Weite auszeichnete. Dasselbe hatte in der ältesten Zeit nur Tragbänder, keine Ärmel. Später nahm es auch diese an (Taf. 1, 3), und nach der Zeit des Psammetich wurden diese nach griechischen Mustern zuweilen sogar bis auf die Hände verlängert (Taf. 1, 4).

Kleidung der Königin

Im neuen Reiche spielte auch in der Tracht der Königinnen der leichte Umschlag eine Hauptrolle. Sie trugen ihn ganz ebenso wie die Könige (s. oben) (Taf. 1, 13). Um die Hüften schlangen sie meist zweimal ein Band, dessen Enden vorn herabfielen.

Der Kopfputz war ausser dem sorgfältig gepflegten Haar ein Diadem oder Kranz. Doch trugen dies nicht nur die Königinnen. Wohl aber war ein ausschliesslicher

Kopfputz

Schmuck derselben ein goldene Haube in Gestalt eines Geiers, dessen Kopf sich in der Mitte der Stirn emporhob, dessen Flügel hinter den Ohren hinabfielen und dessen Schwanz über dem Nacken sich ausbreitete. In jeder Klaue hielt er stets einen Siegelring (Taf. 1, 13).

Ebenso findet sich zuweilen auf dem Haupt der Königinnen eine kleine cylindrische Mütze (Taf. 1, 9), die zu verschiedenen Zeiten des Reiches in verschiedenen Formen getragen wurde, denn sie erscheint auf den Bildern bald oben zugespitzt, bald oben breiter, ganz in derselben Weise, wie unsere schwarzen Hutköpfe sich verändern. Schon in Darstellungen aus der 5. Dynastie kommt sie vor, und ebenso noch zur Zeit der 18. Dynastie. Sie erscheint gewöhnlich oben auf dem Rücken des goldenen Geiers aufgesetzt, zuweilen auch über einem Blumenschmuck, wie in der Tafel.

Dass auch der Uräus mit zur Kopfzierde der Königinnen gehörte, ist schon erwähnt worden.

Prinzen und Prinzessinnen

Die Prinzen und oft auch die Prinzessinnen trugen ausser den schon genannten Abzeichen eine Locke, die in Gestalt eines Zopfes hinter dem einen Ohre herabhing, und

Jugendlocke

daher Jugendlocke oder Prinzenzopf genannt worden ist. Sie wurde in späterer Zeit mit einem kostbaren Tuche überdeckt, das mittels eines runden Schildchens ober daran befestigt war (Taf. 1, 10). Dieses Tuch scheint auch zuletzt ohne die Locke getragen worden zu sein, weil diese samt dem übrigen Haar unter dem Schermesser fallen musste. Vielleicht wurde die Binde überhaupt erfunden, um die nicht vorhandene Locke zu verdecken, denn das Bild eines königlichen Prinzen aus der 19. Dynastie zeigt diesen mit fast ganz kahlem Kopf, auf dem neben wenigem gescheiteltem Haar der Prinzenzopf sichtbar ist. Ob aber das Haar auf der Haut gewachsen oder künstlich befestigt ist, ist nicht zu erkennen; eines kann so gut sein als das andere. Hierbei erklärt sich zugleich das oben erwähnte Schildchen, denn statt seiner hat der Prinz hier eine kreisförmig gewundene Flechte, und offenbar ist diese später wie der Zopf durch die herabhängende Binde so durch das Schildchen überdeckt und zuletzt vertreten worden. Über der Binde tragen die Prinzen und Prinzessinnen gewöhnlich ein Diadem, das mitten über dem Schildchen hingeht, also wohl dessen Festsitzen vermittelt (Taf. 1, 10).

Ein Amt, das meistens den Prinzen zugefallen zu sein scheint, war das des Fächerträgers, denn es finden sich sehr viel Bilder dafür. Die Fächer, welche dieselben führen,

Fächer

sind aber niemals die grossen Fächer, welche von den Sklaven über den sitzenden Figuren der Herrscher gehalten oder bewegt werden, sondern die von den Prinzen getragenen Fächer bestehen immer aus nur einer Feder, die auf einem geschnitzten Griff mit zwei abwärts gebogenen Spitzen steht (Taf. 1, 8, 10). Waren die anderen Fächer zu schwer zu handhaben, überliess man es daher den Sklaven, und begnügte man sich mit dem Symbol des Fächers, einer einzelnen Feder? Es hat grosse Wahrscheinlichkeit und dann gehörte der ägyptische Fächerträger neben den Erz-Truchsess und Erz-Mundschenk, Erz-Kämmerer und -Marschall des römisch-deutschen Kaisers und andere ähnliche Würdenträger unserer Zeit. — Man könnte auch denken, diese eine Feder sei eine Profilzeichnung des Fächers mit vielen Federn. Das ist möglich, aber unwahrscheinlich, denn 1 ichter war es jedenfalls, den Fächer als solchen aus einer Zeichnung desselben von vorn zu erkennen, wie es deren auch gibt. Aus diesen beiden Gründen, weil die Ägypter sonst alles möglichst deutlich darstellen, und weil sie hier und da volle Fächer mit strahlenförmigen Federn gezeichnet haben, glaube ich, dass die einzelne Feder, welche die Prinzen öfters tragen, wirklich nur als eine Feder zu verstehen ist, um so mehr, da der Griff derselben immer eine Verkleinerung des sonstigen Fächergriffs ist. (Vergl. Taf. 1, 8, 10 mit Taf 3, 32.)

Hofbeamte

Besondere Würden am Hofe wurden auch durch besondere Zeichen dargestellt, und da die Bilder ausserordentlich ins Einzelne gehen, so beweisen sie, dass der Hofstaat der ägyptischen Könige nicht weniger gegliedert war, als der irgend eines Königs unserer Zeit. Es gab die verschiedensten Würdenträger und jeder hatte seine besondere Auszeichnung. Hierzu dienten unter anderen auch die Stöcke, die oben entweder mit Knöpfen, wie unsere Spazierstöcke, oder noch häufiger mit nach oben gekrümmten Haken (Taf. 3, 14) versehen waren; dieselben waren übrigens 5—6 Fuss lang.

Richter

Die Richter, zur Priesterkaste gehörig, trugen auf dem Scheitel eine Feder, als Zeichen der ihrer besonderen Obhut anvertrauten Gerechtigkeit; die Schrift- und Rechtsgelehrten deren zwei (Taf. 2, 4).

Priester

Dass die Priester überhaupt als Auszeichnung ein Leoparden-Fell trugen, ist schon erwähnt, und ebenso, dass dieses im neuen Reiche oft durch einen leichten Umschlag ersetzt wurde. Doch scheint es bei feierlichen Gelegenheiten auch in der spätesten Zeit unumgänglich gewesen zu sein, denn Bilder aus der 20. Dynastie zeigen Priester in allem Kleiderschmuck des neuen Reiches mit dünnstoffigen Gewändern, Leibschärpen etc., und über aller dieser leichten Herrlichkeit doch das schwere Pantherfell (Taf. 2, 1). Sonach mag dieses dieselbe Stelle eingenommen haben wie bei uns der Talar. Es gibt in der Tracht jedes Volkes gewisse Dinge, die nicht wanken und nicht weichen, ob auch alles andere rundum aus den Angeln gehe.

## 3. Kriegstracht.

Des Königs Helm

Die Schutzwaffen des Königs waren wesentlich von seiner gewöhnlichen Tracht unterschieden. Nur im Kriege trug er den Streithelm (Taf. 2, 9). Dieser war vermutlich aus Leder und mit Metallbuckeln beschlagen. Er erscheint immer blau gefärbt mit weissen oder gelben Kreisen besetzt. Er ist gross und hoch gewölbt, und von den Ohren nach hinten läuft eine scharfe Kante schräg hinauf, die, wenn der Helm in zwei Schalen ähnlich einer Muschel auseinandergelegt würde, ihn in eine vordere tiefe und eine hintere flache Schale trennen würde. Am unteren Rande desselben vorn und hinten erscheint stets ein gelber Metall-

streifen, der näher am Kopfe anliegt als der Helm, also entweder ein Diadem (denn hinten hängen zwei Bänder herab) oder auch nur eine Einfassung des Helmes darstellen soll. Vorn über der Mitte der Stirn ist stets der Uräus angebracht.

Panzer

Die Brust wurde durch eine Jacke oder einen Panzer mit kurzen Ärmeln geschützt, worauf zwei Sperber so gestickt oder eingewirkt sind, dass ihre Köpfe in den Achselgruben und die Schwänze auf den beiden Hüften stehen, die Flügel von den gegenüberstehenden aber sich auf der Brust und dem Rücken kreuzen, so dass der König nach links und rechts von zwei Sperberflügeln eingeschlossen ist (Taf. 2, 9). Das Wehrgehänge war das gewöhnliche schon

Gurt

erwähnte: ein bunter Gürtel mit einem breiten Schild (Schloss oder Schnalle) vorn. Dieses trug gewöhnlich die Namenszeichen des Königs. Von da herab fiel ein breiter Riemen oder Metallstreifen, der mit bunten Steinen besetzt war und unten in sieben Uräen endigte. Seitlich aber lief die Einfassung dieses herabhängenden Riemens unten in zwei grössere Uräen aus. Neben diesen Mittelstreifen hingen jederseits noch drei schmälere, rot oder blau gefärbte, die nach aussen immer kürzer wurden.

Schurz

Von den Hüften bis zu den Knieen trug der Herrscher den gewöhnlichen Schurz, doch sind noch Bilder vorhanden — meiner Erinnerung nach z. B. in Abu Simbel — wo der König im vollen Kriegerschmuck zugleich den dreieckigen oben beschriebenen Schurz trägt. Ja es gibt einige Darstellungen, wo er sogar im Streitwagen ein langes Gewand von den Hüften bis auf die Knöchel trägt, doch sind deren wenige. Gewöhnlich trägt er im Kampfe nur den einfachen Schurz. Unter den Füssen hatte er meistens Sandalen, sobald der Streithelm das Haupt zierte.

Streitwagen

Die Angriffswaffen des Königs waren Bogen und Pfeile, die Streitaxt und ein kurzes Schwert. Er erscheint in den Bildern des Kampfes meistens im Streitwagen, den

Waffen

gespannten Bogen in der Linken, mehrere Pfeile in der Rechten; einer liegt auf der Sehne, die anderen werden vom Gold- und kleinen Finger gehalten, so dass die Pfeilspitzen nach unten stehen. Er nahm also immer mehr als einen aus dem auf dem Rücken hängenden Köcher heraus. Oder er führt in den Bildern eine Streitaxt (Taf. 3, 5) oder ein krummes breites Schwert. Im Gürtel steckt stets ein kurzes gerades Schwert oder Messer, dessen Griff in zwei Sperberköpfen endigt (Taf. 3, 6).

Die Anführer

Die Offiziere des Heeres zeichneten sich vor den gemeinen Kriegern durch oft sehr prächtige Rüstungen und Waffen aus. Ihr Kopf wurde durch starke lederne Mützen,

Mütze

die schön gefärbt waren, geschützt (Taf. 2, 7, 12). Oft waren dieselben auch, ähnlich dem Streithelm des Königs, mit Metallplättchen besetzt (Taf. 2, 11). Aus dergleichen Abbildungen geht genügend hervor, dass, wie der dreieckige Schurz nur eine der Würde des Königs entsprechende Vergrösserung des ältesten Zeugstückchens an derselben Stelle war, so der Helm nur eine ebensolche Vergrösserung der gewöhnlichen eng anschliessenden Mütze. Dafür spricht der den Ohren angepasste Schnitt des unteren Randes. (Vergl. Taf. 2, 9, 11.)

Angesehene Offiziere trugen ausserdem eine Feder auf der Mitte des Scheitels (Taf. 2, 11); geringer scheint die Auszeichnung durch Quasten auf der Spitze der Mütze gewesen zu sein, wenn es überhaupt eine war.

Die Brustbekleidung der Offiziere bestand in einem Panzer aus Zeug, der mit ledernen Querriemen von rechts nach links überzogen war (Taf. 2, 7, 12). Diese wurden besonders seit der Zeit des neuen Reiches häufiger getragen, weil die ägyptische Kunstfertigkeit in allen Gewerben seitdem rege geworden war. Seit derselben Zeit kommen auch Schuppenhemden vor, die aus verschiedenfarbigen Metallplatten reihenweise zusammengenietet waren (Taf. 2, 11). Aber da diese Hemden unter den aus Vorderasien eingelieferten Zeichen der Untertänigkeit sich finden, so sind sie ausländisch und scheinen es auch, ihrem seltenen Vorkommen nach, immer geblieben zu sein. So waren sie also wahrscheinlich nur Geschenke des Königs an seine Tapfern. Panzer

Um die Hüften trugen die Offiziere lederne Streifen, deren Enden vorn mitten hinabfielen, dadurch das Wehrgehänge des Königs nachahmend. Von da bis zu den Knieen reichte der Schurz, der öfters gefärbt erscheint und gewöhnlich noch mit ledernen horizontalen Streifen in der Mitte oder am unteren Saume besetzt ist (Taf 2, 7, 12). Gurt und Schurz

Auch die Heerführer hatten als wichtigste Waffe gleich dem König den Bogen. Schönes Schnitzwerk oder kostbare Hölzer zeichneten ihn vor dem des gemeinen Kriegers aus. Auch der Köcher wurde bemalt oder mit Schmelz besetzt (Taf. 3, 7 und Taf. 2, 11). Ausserdem führten andere die Streitaxt (Taf. 2, 7, 12) oder den Wurfspiess, doch war derselbe dann leichter und zierlicher gearbeitet, als der des gewöhnlichen Mannes. Waffen

Die gemeinen ägyptischen Krieger kämpften ursprünglich nur zu Fuss und mit höchst einfachen Waffen. Die ersten Reiter habe ich an der Südwest-Mauer der grossen Halle mit 137 Säulen zu Karnak dargestellt gefunden, also sind sie erst aus dem Anfang des neuen Reiches, aus der 19. Dyn., mögen also wohl, wie so vieles andere, durch die Kriege mit Vorderasien in Ägypten eingeführt worden sein; dafür spricht auch die Tracht der erwähnten Figuren. Übrigens ist im alten Reiche das Pferd völlig unbekannt, denn nirgends findet sich eine Abbildung desselben aus jener Zeit, indessen der Esel und das Rind so oft und so früh erwähnt werden. Reiter

Im Memnonium zu Theben fand ich die ersten Abbildungen von Kriegern auf Streitwagen, also ebenfalls aus der 19. Dyn. Sonst aber erscheint das ägyptische Heer zum grössten Teil und meistens nur zu Fuss. Es zerfiel nach seiner Bewaffnung in verschiedene Gattungen. Der Tempel von Medinet Abu z. B. liefert dazu ausführliche Belege. Da finden sich Bogenschützen und Schleuderer (unserer leichten Infanterie entsprechend), dann Axt- und Lanzenträger (unsere schwere Infanterie). Jede dieser verschiedenen Abteilungen zeichnet sich auch durch ihre Be- Krieger zu Wagen Fussvolk

kleidung aus. Die gewöhnlichste ist auch hier die Mütze und der einfache Schurz und von Schutzwaffen ist dabei keine Rede. Dies gilt vorzugsweise von der leichten Infanterie. Die schwere dagegen hat meistens lang herabreichende Kappen (Taf. 2, 12), ein Wams mit kurzen Ärmeln (ebenda) und beides sowie der Schurz ist oft mit Lederriemen überzogen. Es scheint also im ägyptischen Heere Abteilungen gegeben zu haben, die ganz von den Vornehmen gebildet wurden, was auch mit der Kasteneinteilung vortrefflich übereinstimmt. Denn gewiss ist die Kaste der Krieger dort, wie in Indien noch heute, in viele Unterabteilungen zerfallen, und der neugeborene Knabe war also schon von Geburt ein (nach unseren Vorstellungen) Kanonier, Dragoner, Ulan oder Musketier etc. Die bessere Ausrüstung der schweren Fusstruppen bekundet deren grösseren Besitz, und je grösser dieser, desto höher die Rangordnung. Es gab im ägyptischen Heere einzelne Abteilungen, deren Tracht ähnlich ist derjenigen der übrigen Anführer, also bestanden jene Regimenter, in unserer Weise ausgedrückt, aus lauter Offizieren. Sie entsprachen den Leibwachen des vorigen Jahrhunderts, die auch so vornehm galten, dass der gemeine Krieger wie ein Offizier gehalten wurde. Der Unterschied lag nur darin, dass in Ägypten die Geburt alles entschied. Auch erinnert es an die Gardesdukorps unserer Zeit, wo mindestens die Offiziere alle von Adel sein müssen.

Die Abbildungen lehren, dass im neuen Reiche die Tracht einer bestimmten Waffengattung ganz übereinstimmend war: die Uniform war also erfunden! Auch dies passt in das Kastenwesen vortrefflich hinein. Die Säuglinge hätten also auch schon wissen können, welch einen Rock sie künftig tragen würden — was freilich auch unsere für viele Fälle wissen könnten, wenn sie dessen fähig wären.

Die höchste Klasse des Adels kämpfte, wie einst die Fürsten der Griechen, zu Wagen, oder wie der römische und der deutsche Adel des Mittelalters zu Pferde. Es war ganz natürlich, da Besitz und vornehme Abstammung zueinander passten, da der höchste Adel auch die reichsten Güter besass, dass nur dieser im Stande war, einen solchen Aufwand zu bestreiten, als die Ausrüstung eines Wagens forderte. Denn die Bilder lehren, dass hiermit ein grosser Luxus getrieben wurde, dass an die Verzierung von Wagen und Pferden fast ebensoviel, vielleicht oft noch mehr gewendet wurde als an diese selbst.

Adelige Krieger

Die schwere Infanterie führte fast durchweg Schilde, die bei den verschiedenen Abteilungen verschieden waren, auch im Laufe der Zeit sich änderten. Es gab welche, die oben abgerundet waren und unweit des oberen Randes ein Loch hatten, wahrscheinlich um den Gegner durch dasselbe zu beobachten (Taf. 2, 12). Andere Formen liefen oben in eine Spitze aus (Taf. 3, 21) oder verbreiteten sich nach unten (Taf. 2, 8). Oft hatten die Schilde am Rande und in verschiedenen Querstreifen Metallbeschläge (Taf. 3, 22). Die Angriffswaffen der vornehmen Regimenter waren die Keule, das Beil (Taf. 3, 8) und die Lanze (Taf. 3, 9).

Schilde

Waffen

Auch findet sich die Keule mit einem runden Messer an ihrer Spitze (Taf. 2, 7 und 3, 5), also eine Art einseitiger Streitkolben oder Morgenstern. Diese Waffe findet sich aber nie in der Hand des gemeinen Kriegers, sondern nur in der des Königs oder der Feldherren. Ebenso die eigentümlich gekrümmten Schwerter, die aber jedenfalls aus Asien herüberkamen, dem Lande, das noch heute sich durch seine krummen Säbel vor anderen auszeichnet. Die damaligen hatten nur kürzere Klingen und längere Griffe. So erinnern auch die Messer der Könige und vornehmsten Krieger in ihrer ganzen Gestalt an die langen Messer der heutigen Syrer.

Noch muss bemerkt werden, dass der Bogen, obgleich die häufigste Waffe, doch zugleich die vornehmste gewesen sein mag. Nicht nur, weil er die Hauptwaffe der Könige ist, sondern auch, weil es unter den vornehmsten Heeres-Abteilungen immer noch Bogenschützen gibt, die durch ihre Tracht den ausgezeichneten Stand bekunden. Er war also die höchste und zugleich die niedrigste Waffe, wie der Schurz das höchste und niedrigste Stück der Kleidung.

Bogen als Hauptwaffe

Was die Feldzeichen der ägyptischen Truppen angeht, so waren diese ihren religiösen Vorstellungen angepasst. Es sind entweder Götterbilder (Taf. 3, 1) oder Bilder von heiligen Tieren (Taf. 3, 2, 3), welche auf hohen Stangen getragen wurden, oder auch andere symbolische Zeichen vertraten deren Stelle. Lange Bänder hingen meistens von dem Bilde längs der Stange herab. Es gab besondere Fahnen für grössere, andere für kleinere Unterabteilungen des Heeres, oder wie wir etwa sagen würden; Regiments- und Kompagnie-Fahnen.

Fahnen

Auch Musik hatte das Heer und zwar finden wir in den Abbildungen sowohl Trommeln, als Pfeifen und Trompeten, ähnlich den unseren, nur werden die ersten horizontal getragen und auf beiden Seiten geschlagen.

Musik

## C. Geräte.

Das alte Reich kennt deren nur die notwendigsten in Haus und Hof. Gegen das Ende desselben unter der 12. Dyn. zeigen sich allerdings schon die Handwerke sehr angeregt zu allerlei Gegenständen des Luxus, aber erst mit dem neuen Reiche und seinen asiatischen Eroberungen wird wie in der Tracht, so auch hier ein gewaltiger Umschwung sichtbar. Das Prächtigste freilich wurde wie an Kleidern, so auch an Geräten, immer auch später aus Asien bezogen.

Die Hauptquelle für die Kenntnis der Kunstfertigkeit des alten Reiches sind die Gräber zu Benihassan. Sie lehrt uns, dass die Ägypter um 3000 v. Chr. bereits Töpfe aus Ton auf der Drehscheibe machten, dass sie den Webstuhl kannten, Tuche webten, Glas bliesen, Leder zu gerben verstanden, Seile drehten, tönerne Gefässe im Brennofen brannten u. s. w. Auch haben sie bereits sowohl die gleicharmige Wage, wie die römische. Von dieser wenigstens das Prinzip, das an der gleicharmigen zur Bestimmung feiner Gewichtsunterschiede verwendet wurde.

Gewerbe

Wage

Werkzeuge

Dass auch das Handwerkszeug der verschiedenen Gewerbe schon sehr ausgebildet war, bedarf hiernach kaum der Erwähnung. Der Zimmermann hatte verschiedene Arten Äxte und Beile, allerlei Sägen, Hauen, Meissel und dergl., und dass Winkel und Setzwage sich vorfanden, setzt uns bei dem geometrischen Sinn des Volkes, der alljährlich durch die Notwendigkeit neuer Grenzbestimmungen nach der Überflutung frische Nahrung erhielt, nicht in Erstaunen. Mehr tut dies z. B. ihr Blasebalg der Schmiede, der aus 2 Säcken (wahrscheinlich aus Leder) besteht, die mit beiden Füssen zusammengepresst werden, und durch lange Röhren, die von ihnen ausgehen, die Luft in das Feuer führen. Die Füllung wurde durch Schnüre bewirkt, womit die Schläuche in die Höhe gezogen wurden.

Viele der Instrumente setzen den Beschauer dadurch in Verwunderung, dass sie noch heute im Gebrauch sind, dass also 5 Jahrtausende nichts Besseres haben an die Stelle setzen können. So haben z. B. die Ägypter schon mindestens seit dem Jahre 1400 v. Chr. den Drillbohrer, ganz in derselben Gestalt, wie unsere Schlosser und andere Metallarbeiter.

Färbung

Die Kunst, der Farbe durch die Beimischung eines Klebstoffes mehr Halt und Bindung zu geben, war ihnen auch schon bekannt, und die Zunft der Maler und Lackierer war bei dem grossen Bedürfnis nach Bildern gewiss eine der bedeutendsten. Dass es eine Art Leim gewesen sein muss, womit sie ihre Farben mischten, geht daraus hervor, dass sie sich des Feuers bedienten, um dieselben zuzubereiten. Dass aber die Maler sowohl als die Bildhauer und Architekten nicht zu den höheren Ständen zählten, dass sie nicht freie Künstler waren, ergibt sich aus den mit der Peitsche bewaffneten Treibern und Aufsehern, die neben ihnen erscheinen.

Was nun die Geräte insbesondere betrifft, so möchten wir der besseren Übersicht wegen dieselben nach den Orten gruppieren, wo sie zumeist angewendet werden. Darnach ergeben sich Stuben-, Küchen- und Garten- oder Feldgeräte, und abgesondert davon musikalische Instrumente, da wir dieselben, wie den Schmuck bei den Kleidungsstücken, nicht gut übergehen können.

## 1. Stubengeräte

oder, wie man mit einem französischen, in Deutschland fast eingebürgerten Worte sagt, Möbel. Wir begreifen darunter alle Arten von Sitzen, Tischen und Schränken. Die Ägypter fertigten, wie die Farbe der Gegenstände lehrt, ihre ersten Stühle und Tische aus Holz an. Frühe schon dachten sie an Verzierungen derselben, denn schon unter

Sessel

der 4. Dyn. (Gizeh, Grab 15) haben die Sessel Stierfüsse und an den hinteren Ecken des Sitzes Knöpfe, den aufbrechenden Papyrusblüten ähnlich (Taf. 3, 44) oder auch der Lotosblume. Die Polster sind aufgelegte Kissen, und scheinen mit Leder überzogen zu sein. Ihre Farbe ist rot, blau oder weiss. Noch fehlt hier die Lehne. Daneben erscheinen viereckige Kasten aus Palmenstäbchen gemacht, ganz in der Art, wie man sie noch heute in Ägypten als Divans oder Lager und ebenso als Hühnerkäfige benutzt.

Auch in Grab 86 (Dyn. 4) findet sich ein Sessel mit Stierfüssen und schön verzierten Knöpfen am Rückteil. Ausserdem scheinen im alten Reiche nur noch Feldstühle im Gebrauch gewesen zu sein, ganz wie die unseren geformt.

An Tischen finden wir vorzugsweise dreibeinige, deren Platte von Stein gewesen zu sein scheint. Neben ihnen treten — bei religiösen Gelegenheiten fast immer — Tische auf, deren Platte auf einer Mittelsäule ruht. Dass die Ägypter auch hier sehr bald auf Ausschmückung dachten, beweisen die bunten Platten, die wahrscheinlich eingelegte Muster hatten (Taf. 3, 42). Tische

Das neue Reich führt die bereits im alten angedeutete Idee einer Lehne auf das vollkommendste aus. Wenn im alten Reiche die Sessel sich erkühnen, hinten eine Querwand zu erheben, so ist diese etwa 4 Zoll hoch und scheint mehr des Lederkissens, als des Besitzers wegen angebracht. Nach den Kriegen in Asien jedoch hört diese bescheidene Zurückhaltung auf. Ägypten hat sich angestrengt; es hat die Herrschaft der Hyksos abgeworfen; es will sich ruhen. Die Stühle erhalten also eine Lehne. Der Rücken, der sich bisher allein aufrecht erhielt, stützt sich nun gegen den Stuhl; — der Nacken, der das fremde Joch getragen und endlich abgeschüttelt hatte, war stark und rüstig gewesen — jetzt lehnt er sich an und wird schwach. Stuhl

Diese Lehnstühle waren im Königshause von der saubersten Arbeit. Die Holzteile waren mit bunten Plättchen eingelegt, vergoldet etc. und die Lederpolster mit allerlei Zeichnungen bedruckt (Taf. 3, 45 u. 46). Am reichsten blieben auch hierin die ausländischen Waren. Ägypten hat es in feiner Arbeit nie mit Vorderasien aufnehmen können, was einfach aus der Abstammung und Verfassung der verschiedenen Völker hervorgeht. Griechische Augen und Hände (deren Spuren wir in Vorderasien häufig genug finden), stehen in der Kunstfertigkeit am einen, und afrikanische (davon war doch in den Ägyptern eine starke Beimischung) am anderen Ende der Fähigkeitsleiter, jene oben, diese unten. Und persönliche Freiheit ist für die Künste unentbehrlich, für die Gewerbe mehr als wünschenswert, wenn sie gedeihen sollen, und auch hierin stand Ägypten seinen nördlichen Nachbarn nach. Wo die Peitsche eines Aufsehers über dem Arm schwebt, der den Meissel des Bildhauers oder Holzschneiders führt, da wird dieser ohne Geist, ohne inneren Antrieb arbeiten, weil der äussere Antrieb jenen gar nicht aufkommen lässt.

Diese aus Vorderasien eingeführten, entweder dort bestellten, oder als Tribut eingelieferten Stühle waren überreich verziert. Die Lehnen endigten in Tierköpfen (Taf. 1, 13) oder wurden durch ganze Tiere dargestellt; unter dem Sitze fanden sich entweder als Schnitzwerk (Taf. 3, 43) oder Malerei die Bilder der untergebenen Völker, über oder auf welchen der Herr demnach ruhte. Eine deutliche Art, durch Symbole zu reden! —*)

*) Der Deutlichkeit wegen haben wir es vorgezogen, Fig. 43 hier (und auch in anderen Tafeln eine oder die andere Fig.) geometrisch statt perspektivisch zu geben.

Betten

Die Betten oder besser Lager der Ägypter waren den Bildern nach zum Teil einfache auf 4 Beinen ruhende Platten oder Rahmen mit Zeug bespannt; zum Teil hatten sie am Kopfende eine Art Lehne. Auch sie wurden bei den Vornehmen mit Polstern belegt, die selbst über die Lehne hinüberhingen. Das Kopfkissen war ein aus Holz geschnitzter Halbkreis, der auf einem Fusse ruhte mit der hohlen Seite nach oben, um den Kopf aufzunehmen. Selten ist dasselbe aus Metall oder Stein. Spuren von Polstern finden sich an den hölzeren nicht, auch sind sie dazu zu enge, und so haben wohl die Ägypter bis zum König hinauf ihr Haupt nie weich gebettet, was bei dem harten Schädel des Afrikaners auch gewiss ebenso gut angeht, als bei dem Chinesen, der noch heute sein Haupt auf einen langen niedrigen Klotz legt. Die Beine des Lagers waren hoch, denn vor jedem steht eine kleine Treppe mit 3—4 Stufen, und man begreift, warum, da heute noch Ägypten mit einer so reichen Anzahl Mäuse und Ratten bevölkert ist, wie kaum ein Land; und dass es auch schon in der alten Zeit so war, davon gibt das erste Buch Mosis Zeugnis. Die Plagen des Moses waren nur Verstärkungen der immer fortlaufenden Übel. Zu diesen gehört denn auch das Heer der Insekten, vor allen der Stubenfliegen, die ich in keinem Lande der Erde so zahlreich und zudringlich fand, als im Niltal. Herodot erzählt, dass die Lager der Ägypter mit Moskiteros überspannt seien, eine Sitte, die noch heute ebenso notwendig ist, wie damals.

Schreine

Die Schreine und Schränke waren nicht von bedeutender Grösse, denn die Kleider wurden nicht aufgehängt, sondern hineingelegt. Da nun die Kleidung des gemeinen Mannes fast gar keine war, so bedurfte er keines Kleiderschranks, wie der heutige Ägypter auch nichts davon weiss. Nur Vornehme hatten Kleider zu verwahren (Wäsche nach unseren Begriffen gab es gar nicht, selbst nicht bei den Königen; diese Vorstellung ist überhaupt erst eine nachrömische). Dazu bedienten sie sich kleiner länglicher Koffer oder Truhen, und zur Aufbewahrung ihres Schmuckes kleiner Schränkchen, oft in Form der Tempel. Die Schminke und was sonst zur Körperpflege gehörte, wurde ebenfalls in kleinen Kästchen verwahrt, die für jeden Gegenstand ein besonderes Fach hatten.

Lampen

Die Lampen waren ursprünglich flache Schalen mit Öl und Docht, bis nach der Bekanntschaft mit Griechenland die dortigen Formen herüberkamen und sich einbürgerten.

Spiegel

Die Spiegel waren von Metall, und zwar sind die noch vorhandenen aus einer Mischung, die dem Messing am ähnlichsten ist (Taf. 3, 28). Sie bestanden aus einer meist ovalen Platte mit einem Griff, der irgendwie, gewöhnlich mit dem Bilde einer Göttin verziert war. — (Die Tafel zeigt den Kopf der Hathor [Venus] mit Kuhohren, da sie die Ernährende ist. In Dendera stand ihr grösstes und schönstes Heiligtum.)

Haus-Apotheke

Eine nicht unwesentliche Rolle im Hausrat spielten die Flaschen und Büchschen, worin die Medikamente verwahrt wurden. Bei den Reichen waren dieselben oft aus Stein geschnitten, wie sich deren von Alabaster noch viele finden. Die Heilkunde der Priester war, wie das alte Testament bezeugt, schon ziemlich ausgebildet, denn die mosaischen Vorschriften sind, da Moses ihr Schüler war, Zeugnis genug dafür.

## 2. Gefässe.

Auch hierin waren die Alten schon so weit, als die heutigen Ägypter, denn ihre Formen sind geblieben ganz den Bedürfnissen des Landes entsprechend. Noch heute dreht der Fellah auf seiner einfachen Drehscheibe seine Wasserkrüge u. dergl. aus Nilschlamm, der sich an einzelnen Orten dazu besonders tauglich erweist, und backt sie entweder an der Sonne halbhart, oder im Brennofen ganz hart. Dass die Alten Glas hatten, ist schon erwähnt worden, und sie wussten aus demselben alle wünschenswerten Gestalten zu bilden, nur Fensterscheiben nicht, vielleicht weil diese ihnen nicht wünschenswert waren.

Der halbgebrannte Ton war wegen seiner Porosität vorzüglich geeignet, das Nilwasser zu filtrieren und zu kühlen, und dass sie sowohl das eine, wie das andere Verfahren kannten, das beweisen die Formen der Gefässe. So ist ihr zweihenkeliger grosser Krug, unten spitz (Taf. 3, 17), der Wasserfilter, ganz wie der heutige und der kleinere ungehenkelte der Kühlkrug oder Kulli (Taf. 3. 19).

Sollten Flüssigkeiten von einem Ort zum anderen geschafft werden, so geschah dies mit Hilfe von ledernen Schläuchen, wie dies noch jetzt im Orient allgemein geschieht. Zur Aufbewahrung des Weines dienten grosse doppeltgehenkelte Krüge, zum Auftragen desselben auf die Tafel langhalsige Kannen mit Untersatz (Taf. 3, 15), woraus hervorgeht, dass der letztere nicht porös, die ersteren aber porös gewesen sein. Zum Trinken selbst bediente man sich der verschiedensten Formen, bald flacher Schalen (Taf. 3, 18), bald zierlicher Nachbildbildungen lebender Formen (Taf. 3, 20). Auch trockene Speisen, als Körner u. dergl. wurden in Tongefässen (Taf. 3, 16) aufbewahrt, dagegen in Säcken fortgeschafft.

Dass auch die schönsten Gefässe erst während des neuen Reiches vorkamen und asiatischen Ursprungs waren, kann nach dem Früheren nicht wunder nehmen. Von dort stammten auch alle jene Vasen und Urnen aus feinem Ton oder edeln Metallen, mit Blumen u. dergl. verziert, die wir auf den Abbildungen finden, und die mehr zur Zierde, als zum Gebrauch dienten.

## 3. Feld- und Gartengerät.

Von diesem haben wir in der Tafel des beschränkten Raumes wegen nur dasjenige aufgenommen, was künstlerischen Wert hat, und etwa in solcher Hinsicht gefordert werden könnte, nämlich nur Körbe. Diese haben sich von der ältesten Zeit des Reiches bis auf den heutigen Tag in Stoff und Form gleich erhalten; natürlich, denn jenen liefert der Boden, und diese wird durch die

Körbe

Bedürfnisse bedingt, die abermals vom Boden abhängen. Sie wurden und werden aus Binsen und Palmblättern geflochten und sind bald halbkugelig (Taf. 3, 40), bald kegelförmig (Fig. 41). Man schafft darin grobe Körner und Früchte fort und bewahrt sie auch darin auf.

Hacke u. dgl.

Ebenso hat sich das Gerät zur Bearbeitung des Bodens seit 5000 Jahren unverändert erhalten. Die Hacke des alten Reiches, eine krumme Klinge an mässig langem Stiel, in der bestimmten Richtung durch ein Querband festgehalten, ist auch noch heute im Gebrauch, und der Pflug ist nur eine grössere Hacke, welche von Stieren gezogen wird. Die Schaufel kennt der Ägypter so wenig als den Spaten, weil sein Boden derselben nie bedarf. Auch den Pflug benutzt er erst bei der letzten Aussaat wenn die afrikanische Sonne den Boden so hart gebrannt hat, dass die Hand mit der Erdhacke ihn nicht zu lockern vermag.

Zur Unterbringung der Saat unter die Erde bediente man sich, wie die Abbildungen lehren, einer Art Besen aus Palmenblättern, welcher hinter dem Sämann über die Furchen geführt wurde und statt der Harke oder der Egge diente. Derselbe wurde von Menschenhand geführt. Eingeerntet wurde mittels der Sichel und eingebracht auf Eseln, die noch heute im allgemeinsten Gebrauch in Ägypten sind. Zum Dreschen des Getreides wurden Stiere benutzt, die darüber hingingen, ein Verfahren, das noch jetzt sowohl in Ägypten, als in Griechenland und Kleinasien im Gange ist.

## 4. Musikalische Instrumente.

Von den im Kriege gebräuchlichen ist bereits die Rede gewesen; es waren die Trommel, die Pfeife und die Trompete.

Ausser der Trommel und gewiss noch vor ihr hatten die Ägypter zur Angabe gleicher Zeitteile Paare kleiner

Klapper

Holzstücke, die zwischen den Fingern einer Hand zusammengeschlagen wurden, ähnlich dem Kastagnetten der Spanier, die ja selber aus dem Orient stammen. Dieselben wurden und werden noch beim Tanze neben Pfeife und Trommel gebraucht. Wer keine hat, schlägt in die Hände.

Ein anderes Schlaginstrument, das häufig bei religiö-

Sistrum.

sen Feierlichkeiten vorkommt, ist das Sistrum (Taf. 3, 35). Drei oder vier Metallstäbe stecken untereinander in einem hufeisenförmigen Bügel, dessen untere beiden Enden an einem Griffe befestigt sind. Auf den Stäben laufen innerhalb des Bügels Ringe hin und her, so dass es scheint als habe man durch Schütteln des Instruments nur ein Rasseln oder Klingen hervorbringen wollen.

Das wichtigste musikalische Instrument der Ägypter

Harfe

war unstreitig die Harfe. Sie kommt zu allen Zeiten, in allen Formen und Grössen vor; bald wird sie im Stehen, bald im Knien gespielt, bald steht sie selbst auf einem Untergestell (Taf. 3, 31).

Die ältesten Harfen sind nur mit 6—8 Saiten bespannte flache Bogen mit kleinem Klangkasten (?) am Fusse. So erscheinen sie in den Gräbern zu Memphis aus der 4. und 5. Dyn. Aber alle diese wie die späteren bis ums Jahr 2000 sind schwerfällig und die Spieler müssen knien, weil die Harfe zu sehr nach hinten gebogen ist. Auch die schon verbesserte Harfe, wie sie in Benihassan erscheint, wird kniend gespielt. Erst im neuen Reiche erscheinen Harfen, die mit ansehnlichem Klangkasten versehen waren und im Stehen gespielt wurden. Die Erfindung des Klangkastens wurde bald noch weiter verfolgt, indem derselbe so erweitert wurde, dass er sich zu einer Pauke benutzen liess. Aus derselben Zeit stammen auch die Winkelharfen (Taf. 3, 34) und allerlei Veränderungen der früheren Formen. Auch die Zahl der Saiten hatte sich indessen immer vermehrt, so dass es in der Zeit Ramses II. bereits 12—14, später sogar 20 und mehr Saiten aufgespannt wurden.

Die kleinen Harfen (Taf. 3, 31) wurden erst, als ein Rückgriff in alte Formen, in der Zeit nach der äthiopischen Herrschaft erfunden. Man wollte Neues schaffen, aber die geschwächte Kraft musste sich begnügen, wenn sie Altes in etwas anderer Gestalt auffrischte.

Ob die ägyptischen Harfen übrigens jemals einen Vergleich mit den unseren ausgehalten hätten, dürfte mehr als fraglich sein. Der Bau, wie er aus den sehr genauen Abbildungen hervorgeht, war keineswegs dem Klang günstig und der äussere Schmuck scheint bald wichtiger geworden zu sein, als die Verbesserung des Tones. Musikalischen Sinn haben die afrikanischen Völker auch heute noch nicht gar viel, und alles, was wir von den alten sehen, deutet darauf hin, dass sie nicht besser daran waren.

Ausser der Harfe kommt in den Abbildungen auch hin und wieder eine Lyra und zuweilen eine Zither oder Lyra.

Gitarre vor. Jene erscheint zum erstenmal bei dem oftgenannten Zug asiatischer Krämer, der in Benihassan sich findet. In der Blütezeit des alten Reiches scheint sie sehr in Aufnahme gekommen zu sein, und im neuen erlitt auch sie mancherlei Veränderungen. Früher wurde sie beim Spiel so gehalten, dass die Saiten horizontal lagen, später jedoch so umgedreht (Taf. 3, 30), dass sie von oben nach unten gingen.

Die Gitarren, welche sich vorfinden, haben sehr lange Gitarre.

Hälse und kleine Klangkasten. Sie scheinen mit einer Horn- oder Metallspitze gestrichen worden zu sein, dagegen die Saiten der Lyra stets mit den Fingern berührt wurden, wie die Abbildungen zeigen.

---

Auch Unterhaltungsspiele, z. B. eine Art Schachspiel, Schachspiel.

Würfel etc. haben die Ägypter gekannt, und dass schon ihre Jugend, der heutigen gleich, sich ergötzen wollte, das zeigen die aufgefundenen Puppen. Denn es schreiten Puppen.

wohl auf der grossen Bühne des Lebens die Völker vorüber und eines drängt das andere vor sich her hinter die unverschiebbaren Kulissen des Grabes (in Ägypten freilich doch verschiebbar), aber der Menschen Art ist sich überall ähnlich.

# II. Die Assyrer.

(Tafel 4 u. Tafel 6, 21—39. Herodot, Layard, Weiss und das Berliner Museum; für den Text noch Bonomi und Ferd. Justi, und die Museen von London und Paris.)

## A. Einleitung.

### 1. Quellen.

Eine ansehnliche Hügelreihe an den Ufern des Tigris war über 2000 Jahre von allen Vorüberfahrenden für nichts Anderes gehalten worden, und doch barg sie die Trümmer der alten Herrscherin dieses Stromes; doch war dieser Höhenzug der lange Sarg, darin die Königin des Landes begraben lag, und der Sarg selbst war aus ihren Gebeinen geformt. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, ihn zu erbrechen und ungeahnte Schätze für die Kenntnis der Vergangenheit an das Licht zu fördern. Noch sind wir zwar nicht imstande, alle auf den Monumenten angebrachten Inschriften (Keilschrift) zu lesen, doch wird der fortdauernde Fleiss der Archäologen auch hier die grossen Rätsel lösen. Denn unabsehbar ist das Resultat der Forschung, und der kluge Mensch

„Überall weiss er Rat".

Was bisher nach den Erzählungen des Herodot und den historischen Büchern des Alten Testamentes als die Geschichte der damaligen Reiche galt, das fängt schon an, sich zu verschieben, und gewinnt nicht nur bestimmtere, festere Grenzen, sondern auch reicheren Inhalt. Wir lernten in unserer Jugend noch kurzweg: „Altassyrisches Reich: Assur und Belus 2000, Ninus und Semiramis 1500, Sardanapal 888. Daraus entstehen: Neuassyrien bis 600, Babylonien bis 534 und Medien bis 555." — Von da ab wurde durch die griechischen Nachrichten die Kunde klarer. — Jetzt lauten die Blätter der Geschichte anders, wie wir hernach sehen werden, denn die ausgegrabenen Paläste der Könige reden unwidersprechlich.

Dieser Bauten sind es vorzugsweise fünf, die bis jetzt entdeckt sind, nämlich: der Nordwestpalast, der Zentralpalast, dann der Palast von Khorsabad, erbaut durch Sargon, der von Kuijundschik, erbaut durch Sanherib und zuletzt der Südwestpalast oder der Palast des Assurbanipal. Diese Gebäude geben Nachrichten über eine Zeit von mehr als zwei Jahrhunderten (900 bis 650), freilich gegen die ägyptischen Denkmäler kaum zu vergleichen. Aber Assyrien lag nicht wie Ägypten in einem unzugänglichen Tale, sondern gerade mitten auf der Heerstrasse zwischen dreien Erdteilen; was Wunder, wenn jeder Zug von wandernden Völkern dort vorüber musste. Das Haus am Wege ist der Zerstörung schneller preisgegeben als das in der Tiefe des steil abfallenden Tales, und wird nicht so leicht wieder zu erbauen sein, als dieses. So hat der Fusstritt der Geschichte den Schutt Ninives tiefer und tiefer an den Ufern des Tigris eingetreten, bis ihn die Emsigkeit unserer Zeit wieder aufgewühlt und durchsucht hat.

Was wir ausser diesen unmittelbaren Zeugnissen jener Zeit von damals wissen, beschränkt sich auf die Nachrichten der Nachbarvölker, soweit diese mit den Assyrern zusammengestossen sind.

Es sind ausser den Armeniern, welche viele Denkmale mit Keilinschriften, besonders in Wan, hinterlassen haben, die Juden, Ägypter und Griechen, welche in ihrer Geschichte der Assyrer erwähnen. Die letzteren sogar nicht einmal als Zeitgenossen, sondern als eines Volkes der Vorzeit. Für unseren Zweck, hinsichtlich der Tracht ist aber aus diesen Quellen wenig zu schöpfen, sondern für uns bleiben die vorerwähnten Bauten die beste Schatzkammer der Erkenntnis. Ja wir haben sogar, da die an denselben ausgeführten Reliefs die unmittelbare Anschauung der Figuren gewähren, einen grossen Vorsprung vor allen anderen, die sich damit beschäftigen, voraus, da wir nicht erst zu übersetzen brauchen, sondern die Figuren uns durch sich selbst belehren.

Wenn es in Ägypten Granit und Sandstein war, worin die Reliefs eingeschnitten wurden, so war es hier in Assyrien Alabaster, der in mächtigen Platten (etwa 8 Fuss hoch und 5 Fuss breit) zur Bedeckung der Wände benutzt wurde, weil er sich am leichtesten zu Bildern verarbeiten liess.

Diese Bilder sind aber nicht, wie die ägyptischen, nach einem bestimmten Stil ausgeführt, sondern im Vergleich mit jenen atmen sie schon eine gewisse Freiheit. Eine gewisse, sagen wir, denn auch hier klebt die Darstellung noch fest an der äusseren Erscheinung und vermag es nicht, dieselbe durch den Gedanken zu beherrschen. Es ist noch keine Kunst mit der wir es hier zu tun haben; noch hat sich auch hier der Geist nicht zur Bewältigung des Stoffes erhoben; das geschieht erst vollständig im Griechentum. Aber verglichen mit den ägyptischen Bildhauerarbeiten, bekunden die assyrischen schon eine freiere Auffassung, und einen Fortschritt in der Darstellungsweise. Hier muss nicht erst eine besondere Lesart der Quellen erlernt werden, wie es dort notwendig war.

Aber darin ist die assyrische Bildhauerei auch nie weiter gekommen als die ägyptische, dass sie nie von der Baukunst sich zu trennen gewagt hat. Auch sie ging daher in der Darstellung der einzelnen Teile über die Wirklichkeit hinaus, wenn auch nicht soweit als die ägyptische. Aber wenn diese sich verpflichtet fühlte, Teile der Kleidung oder des Körpers darzustellen, die man, ohne den Standpunkt zu ändern, gar nicht sehen konnte, so bestrebte sich auch jene, alles wichtige — und dazu gehörten vor allem die Zeichen der verschiedenen Ränge und Würden — deutlich vor das Auge zu rücken. So mag es kommen, dass sie sich an den Kleidern mit dem blossen Kontur begnügte, und jede Angabe von Falten vernachlässigte oder vielleicht vermied, um die Muster in den Zeugen nicht undeutlich werden zu lassen. —

Auch mag wohl zu der immer noch steifen und ängstlichen Sorgfalt in der Darstellung sehr viel beigetragen haben die strenge äussere Umgangsform des assyrischen

Hofes und seiner Umgebung, wie sich dergleichen ja noch heute im Orient zur Genüge vorfindet.

Noch müssen wir ausser den schon erwähnten Ausgrabungen auch derer von Babylon erwähnen, die in neuester Zeit in der Gegend von Hillah am Euphrat unternommen wurden, da man durch die Resultate der früheren ermutigt war. Sie haben zwar den Gesichtskreis nicht in die frühere Zeit hin erweitert, sondern vorläufig nur Trümmer späterer Geschichtsperioden enthüllt, versprechen aber, da sie erst im Beginn stehen, bei fortgesetzter Arbeit noch reiche Ausbeute und Ergänzungen zu den Vorstellungen, welche wir durch die Trümmer von Ninive gewinnen.

## 2. Geschichtliches.

Die Sage lehrt, dass vor dem assyrischen Reiche schon ein babylonisches bestanden habe. Ob dies und in wie weit es Wahrheit ist, wird die Forschung erst noch lehren. Bis jetzt ist nur soviel deutlich, dass zur Zeit der 19. ägyptischen Dynastie das assyrische Reich die Herrschaft in Vorderasien errungen hatte. Vorausgegangen war, wie in Ägypten vor der Herrschaft des Psammetich, eine Zerstückelung des Landes in viele kleinere Reiche, aus welchen sich das mesopotamische gegen den Anfang des 13. Jahrhunderts erhob, um alle östlichen und westlichen Nachbarn nach und nach zu bewältigen. Etwa um dieselbe Zeit scheint Ninive entweder entstanden, oder doch zu seiner Bedeutung emporgewachsen zu sein. Denn von allen Seiten strömten die Tribute der unterworfenen Völker dorthin zum Sitz der Könige und bald hoben sich, wie im Meere Wellen an Wellen, so dort Strassen an Strassen und Wälle an Wällen.

Die ältesten ausführlichen Nachrichten, die wir bis jetzt besitzen, erzählen von Tiglatpileser I. (1130—1080), dass er gegen Medien und Armenien kämpft, das am oberen Tigris gelegene Reich Nairi erorbert, und von dort einen Tribut von 1200 Pferden und 2000 Ochsen empfängt. Trotzdem mussten seine Nachfolger auch dieses Reich immer wieder von neuem unterwerfen, bevor sie weitere Eroberungszüge unternehmen konnten. In den nächsten zwei Jahrhunderten scheinen die Waffen selten geruht zu haben, denn als Assur-nasir-habal (882—857), nach welchem der grosse Nordwestpalast benannt wird, den Thron bestieg, reichte die assyrische Herrschaft von Phönizien und Judäa bis an den Tigris, und zwar von seinen Quellen bis zur Mündung in den persischen Meerbusen. Dieser König eroberte das südliche Armenien mit 250 Städten (ein Zeichen, wie blühend das Land damals war!) liess aber das mächtigste armenische Reich Urartu unangefochten. Dieses wurde dann von seinem Nachfolger, Salmanassar (857—829) erobert und die Hauptstadt Sulamiga trotz der Gegenwehr des Königs Arumi zerstört. Gegen Medien aber focht Salmanassar vergebens; doch sandte ihm Ägypten Geschenke als Zeichen seiner Freundschaft. Von ihm soll der Zentralpalast erbaut sein.

Erst einige Jahrzehnte später gelang es dem Könige Bin-nirasi (809—780), das stets angefeindete Medien endlich zu unterwerfen; doch scheint diese Eroberung nicht dauernd gewesen zu sein, denn schon sechzig Jahre später legte Sargon (721—704) eine Reihe von Festungen an, um sich gegen die Meder zu schützen. Die Rollen waren also bereits vertauscht, und Assyrien war in der Lage, sich verteidigen zu müssen.

Denn auch hier wiederholte sich das alte Schauspiel der Geschichte, dass ein Reich, sobald es mächtig und üppig wird, durch die Tribute der Unterjochten zugrunde geht. So rächt sich die Unterdrückung. Das den Völkern ausgepresste Gold ist dem Eroberer gefährlicher als das Eisen, das ihm Widerstand leistete. Dieses besiegte er: jenes besiegt ihn, indem es ihn durch seine Last von dem Throne, den er durch Eisen bestieg, allmälig herabzieht. Das ist die Gerechtigkeit der Weltgeschichte. Der mazedonische Speer unterwarf Asien, aber das asiatische Wohlleben machte den Schaft verfaulen und seine Spitze frass der Rost. So unterliegt die stolzeste Kraft der weichlichen Schwäche.

So wurde auch Assyrien besiegt — nicht sowohl durch die Waffen seiner Nachbarn, als durch ihre Gaben und Tribute, durch Gold und kostbare Gewänder. Die schöne Last wurde der grossen Ninive endlich zu schwer: sie sank! In ihren Mauern hauste nur noch Wohlleben und Üppigkeit; da zog Kraft und Ausdauer fort, — denn sie fanden keinen Raum mehr, dort zu wohnen, — und liessen sich bei den Nachbarn nieder.

Doch sinkt ein grosses Reich nur langsam. Der Nachfolger des Bin-nirasi, des Eroberers von Medien, war Salmanassar V. (780—770); er hatte die Hälfte seiner Regierung hindurch Krieg zu führen mit dem zweiten Hauptfeinde, Armenien, doch ohne besonderen Erfolg. Denn das Gebirgsland war durch seine zahlreichen Täler und Schluchten eine natürliche Festung, für jeden Angreifer voller Gefahren, für den Verteidiger eine starke Hilfe.

Das stärkste der verschiedenen armenischen Reiche, Urartu, vor 100 Jahren schon einmal durch Salmanassar erobert, wurde abermals unterworfen durch Tiglatpileser II. (744—726) im Kampf gegen dessen König Sardu, trotzdem sich dieser mit dem Fürsten von Chummuk (am Tigris) verbündet hatte. Er wurde geschlagen und auf der Flucht in Thurus (nahe am Wan-See) gefangen genommen. Seine Untertanen wurden zum grossen Teil nach Assyrien geführt, und eine in Armenien auf des Königs Befehl neu erbaute Stadt mit den Bewohnern des Gebirges bevölkert. So hoffte der Assyrer die Kraft von Urartu gebrochen zu haben auf lange Zeit! Aber die Armenier wollten das Joch von Ninive nicht tragen, und hart und trotzig wie ihre Felsenzacken des Ararat, war ihr Sinn für Freiheit, war ihre Ausdauer im Kampfe. Die vermeintliche „lange Zeit“ war nur sehr kurz, denn noch waren nicht zwei Jahrzehnte verstrichen, als der Streit aufs neue entbrannte. Jetzt sass Sargon (721—704 v. Chr.) auf dem Throne zu Ninive, einer der kräftigsten und entschlossensten Herrscher,

die jemals dort geboten, aber in Urartu herrschte Ursa, ein ebenso kühner als kluger Gegner für den mächtigen Assyrerkönig. Dessen Übermacht kennend, machte Ursa ein Bündnis mit vier Nachbarkönigen; diese wurden nacheinander von Sargon besiegt, und ihre Untertanen nach Assyrien geschleppt, eine Massregel, die also ein Herrscher dem anderen zu seinem eigenen Schaden nachahmte. Denn nicht Kraft und Segen, sondern nur Unheil und Verderben schleppte er mit ihnen in sein Land!

Als Ursa seine Freunde geschlagen sah, schloss er eilig neue Verbindungen mit anderen Reichen, doch auch diese wurden durch Sargon unterworfen, aber Ursa selbst blieb trotzdem unangefochten. Sargon wagte nicht, in Urartu einzudringen, und nie betrat auch nach ihm ein assyrischer Fuss dies Land. —

Die nach Ninive eingeschleppten Fremden erbauten dort ein ganzes Stadtviertel, wie heute die Trümmer von Khorsabad zeigen; unter ihnen hebt sich ein grosser Palast heraus, der von Sargon erbaut wurde — durch die ihrer Heimat beraubten Völker. Wie selten schaffen die Gewaltigen, ohne zuvor zu zerstören! So wurde Ninive immer grösser und herrlicher, aber das Land immer ärmer und ohnmächtiger. Eine Erscheinung, die wir ähnlich in Paris gegenüber Frankreich wahrnehmen.

Wenn Jonas im 3. und 4. Kapitel seines Buches den Umfang der Stadt auf drei Tagereisen angibt, so wären das nach heutiger Rechnung der Orientalen etwa 10 deutsche Meilen; sonach hätte Ninive etwa 3 Meilen Durchmesser gehabt, was ganz glaubhaft ist, wenn wir an London denken und andererseits erwägen, dass die orientalischen Städte nicht so hohe Häuser haben, als die unseren.

Nach dem Tode Sargons versuchten die Unterjochten, ob die Hand seines Nachfolgers Sanherib (704—680) leichter sei, als die seine; sie fingen an, ihre Ketten zu schütteln, um sie abzuwerfen. Aber die neue Hand war ebenso schwer und hielt sie fest, oder beugte die schon halb Erhobenen wieder unter das Joch. Ja Sanherib fand diese Beschäftigung so lohnend, dass er, wie ein Löwe, der durch das frische Blut nach Beute lüstern wird, noch durch neue Eroberungen das Reich vergrösserte und Babylon und Medien sich tributpflichtig machte. Hunderttausende von Männern schleppte er nach Ninive und liess durch sie seine ungeheueren Bauwerke auf dem Flachlande bei Kuijundschik aufführen. Unangenehm unterbrochen wurde er darin durch die Empörung, wie er es nannte, des Königs von Juda, Hiskias, der mit ägyptischer Hilfe seines Landes Freiheit zurückerobern wollte. Sanherib zog heran mit ungeheuerer Streitmacht. Juda hatte nur Gott zum Trost und — zur Hilfe, als es in Jerusalem sich belagert sah. Da brach im feindlichen Lager eine Seuche aus, die den König zwang, den Rückzug anzutreten. Der Übergewaltige fand einen Gegner, der noch übergewaltiger war, und wie er zurückging, so ging es mit ihm zurück. Denn nicht sobald hatten die Meder und Perser Kunde von dem Unglück des Unterdrückers erhalten, als sie auch zu den Waffen griffen und sich völlig befreiten. Auch Babylon schüttelte die Pfeile in ihrem Köcher und spannte die Sehne, aber mit verzweifelter Kraft kam er über sie und rang ihr die Waffen wieder aus der Hand. Dann gab er dort den Stab der Gewalt in die Hände seines Sohnes Esarhaddon. Bald musste dieser nach des Vaters jähem Tode (680) auch das übrige Reich beherrschen, und noch einmal erweiterte er dasselbe bis an die früheren Grenzen. Er starb 669.

Auch behauptete sein Sohn Assurbanipal oder, wie er öfter genannt wird, Saosduchin, diese Eroberungen.

Nach dessen Tode (626) aber brach das längst drohende Verderben unaufhaltsam herein. Die Welle der Eroberungen brandete schon ein Jahrzehnt zuvor rückwärts gegen Assyrien, und wieder zogen Meder nach Ninive, diesmal aber nicht als Bezwungene, sondern als Angreifer. Phraortes war es, an der Spitze seines mächtigen Heeres. Noch einmal leuchtete der alte Glücksstern der Assyrer: Phraortes verlor die Schlacht und das Leben (635); Ninive war gerettet.

Doch die Stunde ihres Untergangs war nur zehn Jahre hinausgeschoben. Phraortes Sohn Kyaxares unternahm das Werk der Rache gegen Ninive mit grosser Umsicht. Er übte seine Truppen, ehe er mit der mächtigen Feindin den Kampf begann, erst tüchtig ein im Kriege gegen die Parther (wie unser Heinrich I. einst die seinigen, um die Hunnen überwältigen zu können, im Kampfe gegen die Slaven). Zugleich machte er mit dem assyrischen Statthalter zu Babylon, dem Chaldäer Nabopolassar ein Bündnis gegen Ninive, und zur Bekräftigung desselben verlobte er seine Tochter mit Nabopolassars Sohn Nebukadnezar. Als eben der Angriff gegen Ninive beginnen sollte, brachen — ein letztes Aufleuchten der Hoffnung für Ninive! — die Skythen vom Kaukasus herein und verheerten das nordwestliche Medien. Kyaxares, nur das grosse Ziel im Auge, Ninive zu stürzen, wählte den kürzesten Weg, die Skythen los zu werden: er beraubte sie der Anführer; er lud ihre Fürsten zum Gastmahl, und liess sie dabei ermorden. Die Reiterscharen, ohne Führer, wurden nun leicht verjagd, getötet oder als Sklaven verkauft.

Sobald dies vollendet war, brach Kyaxares nach dem Tigris auf. Sardanapal, der eben dort herrschte, rief gegen die drohende Gefahr die Hilfe Ägyptens an. Doch vergebens kam Necho; er wurde zurückgeschlagen und besiegt. Babylonier und Meder belagerten Ninive; sie rang lange und gewaltig, aber als nun auch ihr alter treuer Genosse, der Tigris, gegen sie auftrat, und mit seinen Fluten einen Teil der Mauer umriss, da drangen die Feinde in die Stadt, und verwüsteten sie. Sardanapal warf, da er das Ende ihrer Herrlichkeit gekommen sah, selbst die Flamme — wie man sagt — in den Palast, und begrub sich unter den Trümmern. Ninive sank, um nie wieder neu zu erstehen (625).

Wenn ein Stern versinkt, so geht ein anderer auf; so ist es geordnet im Lauf der Welten. Als der letzte Brand von Ninive verglommen war, da erhob Babylon ihr Haupt; ob in Rückerinnerung alter glücklicher Tage, ob

in Jugendmut und frischer Hoffnung — genug, sie hob sich und wuchs rascher noch als die Versunkene.

Nebukadnezar, der Nachfolger Nabopolassars, setzte dessen Werke und Unternehmungen im vergrösserten Massstabe fort, so dass Ninive bald vergessen war über dem höheren Glanze der neuen Sonne Babylon. Auch dessen Eroberungen führte er weiter und unterwarf Syrien und Juda. Die babylonische Gefangenschaft der Ebräer ist ja bekannt genug und wir erkennen in ihr nur eine Nachahmung des von den assyrischen Herrschern benutzten Kunstgriffes, ein Volk zu bändigen. Der zurückgebliebene Rest war indessen immer noch stark genug, neue Versuche zur Befreiung zu wagen, die jedoch fehlschlugen.

Das schon damals höchst tätige Volk trug in der neuen Wohnstätte nicht wenig zur Hebung der Industrie und des Handels bei, und sie sassen nicht nur an den Wasserflüssen Babylons und weinten vor Schmerzen, sondern sie sammelten sich auch durch rege Tätigkeit grosse Schätze, so dass sie bald Einfluss und Macht gewannen und den Neid der einheimischen Grossen erregten.

Nebukadnezar hatte mit Kraft die Zügel des ungeheueren Reiches gehalten; sein Sohn, der Erbe seines Thrones, nicht seines Geistes, sah in der Krone nur ein Privilegium zur Befriedigung seiner Launen und Lüste. Der Hass schärfte den Mordstahl und fand den Weg zu seinem Leben, um es zu enden. Sein Nachfolger Nabonit hatte zwar Mut aber nicht Kraft genug, dem persischen Bergvolk, dem bereits das Nachbarland Medien erlegen war, zu widerstehen. So sank nach kurzer, kaum 70jähriger Herrlichkeit die stolze Babel auch in Schutt, und der wilde Perser sprengte sein Ross über die Trümmer ihrer unbezwinglichen Mauern. Die Herrschaft Mesopotamiens war für immer zu Ende. Nie wieder empfing Vorderasien sein Licht vom Tigris und Euphrat, bis der mazedonische Alexander in der wieder neuerbauten Stadt seinen Wohnsitz aufschlug, aber es war nur das Aufflackern eines Lichtes vor seinem völligen Erlöschen. Erst elf Jahrhunderte später, als die Kalifen ihren Sitz dorthin verlegten und selbst Europa bis an sein Westende davon Kunde erhielt, da brach von derselben Gegend noch einmal ein heller Glanz hervor.

Ein grosser Trümmerhaufen bei dem Orte Hillah am Euphrat zeigt die Städte, wo einst Semiramis ihre Mauern errichtete, wo später Cyrus den letzten grossen Sieg erfocht, wo der junge Sohn des Philipp seine wunderbare Laufbahn endigte.

Dort scharrt nun der Spaten des Franzosen und Briten.

### 3. Wohnsitz.

Auch dieser ist von einem Strome abhängig, der das Land alljährlich überflutet. So weit diese Überschwemmungen reichen, so weit ist das Gefilde üppig fruchtbares Weideland und Getreidefeld. Aber in der Gegenwart geschieht gar nichts, und seit einem Jahrtausend ist fast nichts mehr geschehen, die im Altertum vorhanden gewesenen Kanäle zur Regelung des Wassers imstande zu halten. Und doch hängt der Wohlstand des Landes einzig und allein an diesen Wasserläufen, und darum war einst Mesopotamien ein gelobtes Land, weil weit hinaus zu beiden Seiten die Zwillingsströme ihre Wellen aussenden mussten, ehe sie dieselben im Schat vereinigen durften.

Da wo sie aus den armenischen Bergen heraustreten, senkt und verbreitet sich das Land gar bald zu einer weiten Ebene. Der nördliche Teil derselben am Tigris entlang und besonders nördlich von ihm hat noch Berg- und Hügelreihen hier und dort. Hier lag Assyrien. Der Landstrich am Euphrat dagegen und südlich von demselben war Babylonien; das von den Strömen umschlossene Stück hiess Mesopotamien und war zum grössten Teil dem assyrischen Reiche zugehörig.

Medien lag nordöstlich von Assyrien bis an den Kaspischen See hin, und war fast ganz ein Hochland mit aufgesetzten Bergreihen. In den Tälern gedeiht aber auch noch heute das üppigste Getreide, das süsseste Obst. Das alte Ekbatana, seine Hauptstadt, lag nordöstlich vom heutigen Teheran, unweit desselben.

So umfasste also das assyrische Reich Landstriche von sehr verschiedener Gestalt. Sein Hauptbestandteil, am Tigris gelegen, war ein weites Tal, das mit dem Laufe des Stromes sich immer mehr ausbreitete. Ackerbau und Viehzucht brachten dort unermessliche Reichtümer. Die Bergvölker aber hegten und pflegten jenen raschen Mut, den Trieb nach Kampf und Eroberung, der nun, gesellt zu dem Reichtum und Fleiss der Bewohner des Tales, die Vergrösserung des Reiches bewirkte. Jene unternahmen den Angriff, mehr aus Kampflust, als aus Habsucht; diese gaben dem Unternehmen Nachdruck und Ausdauer, des daraus zu gewinnenden Vorteils willen. Noch heute wohnen auf jenen Höhen am Tigris kriegerische Horden, die weit und breit gefürchtet sind, die Kurden. Noch jetzt stürmen sie bald hier bald dorthin nach Beute und ziehen sich dann auf ihre Berge zurück. Im Altertum wurde dieser wilde Geist aber dienstbar einem grösseren Reiche, und er war der wichtigste Faktor für dessen Wachstum.

Wäre der Boden wie Ägypten abgeschlossen in sich gewesen, dann würde das Reich nicht immer nach Vergrösserung gestrebt und so eines steten Kampfes um seine Existenz bedurft haben, dann würde auch wiederum nicht ein so rasches Wachstum und ein so schnelles Verschwinden vom Schauplatz der Geschichte möglich gewesen sein. Denn fest in seinen Formen, wie zwischen seinen starren Höhen, sitzt ein Bergvolk, und Jahrhunderte können spurlos an ihm vorübergehen. Religion und Sitte wie Aberglaube und Unsitte sind aus engen und tiefen Tälern, wo sie sich einmal festgesetzt haben, nicht so leicht zu vertreiben. Es geht ihnen, wie den Wolken, die dorthin geraten: der Sturm bläst sie wohl hinab und in das Tal hinein, aber dann dauerts oft tagelang, ehe sie wieder heraus können. Indessen ist der Wind, der sie hinabtrieb, wohl zwei- bis dreimal um den Erdball geschritten, aber sie wallen und wogen noch immer in der Tiefe, als gäbe

es draussen gar keinen Luftzug. So kann der Sturm der Geschichte über Gebirgsvölker lange hinwehen, ehe er sie einmal in Bewegung bringt.

Ganz anders im Flachlande oder im offenen breiten Tal. Da wandern Wolken und Völker leicht hinein und leicht heraus und jeder Tag lässt seine Spuren zurück. Leicht breitet sich alles in der Ebene aus, aber leicht dringt auch alles Fremde dort ein.

Ein Land, das wie unser Vaterland, mehr Regentage als trockene hat, wird seinen Männern nicht leicht erlauben, die Kleider bis auf die Füsse zu verlängern. Doch wurden sie bei uns von 1200—1400 vorübergehend so getragen. Ägypten aber, das in seinem oberen Teile nicht weiss, was Regen ist, und Persien, das als ein besonderes Geschenk der Götter jeden Wassertropfen heilig hält, konnten ihren Völkern erlauben, lange Gewänder zu tragen. Ebenso Assyrien, das zwar auch noch nicht innerhalb der Wendekreise lag, aber doch nur selten und zwar periodisch Regen empfängt.

So finden wir denn auch hier lange Kleider und wegen der kalten Nächte schwere faltige Obergewänder. Betrachten wir dieselben genauer.

## B. Die Tracht.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Hier ist zuerst bemerkenswert, dass über die Kleidung der niederen Stände wenig zu sagen ist, dass wir unsere Aufmerksamkeit also vorzugsweise dem Hof zuzuwenden haben.

Was aber die Kleidung des Volkes angeht, so war, wie in Ägypten der Schurz, auch hier ein Kleid zur allgemeinen Tracht geworden: ein kurzärmeliges baumwollenes
Hemd Hemd oder Gewand, das an dem Halse rund ausgeschnitten war, und von da bis an die Kniee, selten länger, reichte (Taf. 4, 2). Männer gürteten dasselbe meistens um die Hüften mit einer Schnur oder einem Stück Zeug, das
Gurt gewickelt oder gedreht war, um die verschiedenen Farben abwechseln zu lassen, wie es noch heute im Orient ähnlich geschieht. Der Kopf und die Füsse sind stets auf den Bildern nackt. Das müsste uns, besonders ersteres, wunder nehmen, wenn wir nicht zugleich eine auffallende Haarfülle gewahrten, die wohl fähig gewesen sein mag, die Dienste eines Hutes zu vertreten, und wenn wir nicht selbst in den Tropen den Neger ebenfalls barhaupt gehen sehen.

Füsse nackt Dass die Füsse unbedeckt bleiben, zeigt einen Mangel an Besitztum, zeigt Dürftigkeit der unteren Stände an. Denn der Boden Assyriens war kein Niltal, sondern eine oft unterbrochene Ebene im Süden, ein Bergland im Norden, da taten Schuhe not, und zwar tüchtige. Und auch zur Zeit der Regengüsse wären sie an der Stelle gewesen. Es war damit ganz so bestellt, wie bei uns. Wir können leben ohne Schuhe, aber auch der geringste Bauer in Mittel- und Norddeutschland trägt heutzutage Schuhe. Vor 60 Jahren freilich trug er keine, weil er besitzlos war und der böhmische und mährische Bauer geht auch noch heute barfuss. Wer daraus den Schluss ziehen wollte, dass Böhmen und Mähren so lieblichen Boden hätte, dass Schuhe überflüssig wären, der hätte sich geirrt. Denn der Bauer dort trüge auch gar gern eine Fussbedeckung, wenn er eine hätte. Und ebenso erging es dem assyrischen gemeinen Manne, der, wäre er nicht besitzlos gewesen, sicher ebenso gern Schuhe getragen hätte, wie der Höfling. Da aber die Schätze, welche seine Arbeit alljährlich der Erde abgewann, es sei als Hirt oder als Ackersmann, nicht in seine Hände, sondern in die seines Herrn fielen, so stand er niemals in seinen eigenen Schuhen.

Dass von Schmuck hier keine Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Die Frauen der unteren Stände trugen das Hemd ohne Gurt und gewöhnlich etwas länger, als das der Männer.

### 2. Die Hoftracht.

Für diese liefern die Abbildungen reiches Material, denn natürlich haben die Könige auf den Alabaster-Platten ihre nächste Umgebung am meisten bedacht. Die Darstellungen bringen uns nur Kunde von ihren Kriegen und Siegen oder von ihren feierlichen Handlungen. Daher erscheinen uns die Herrscher nie im Hauskleide, sondern immer samt ihren Dienern und Beamten im höchsten Pomp oder in Waffen. Eine Vorstellung von ihrem häuslichen Leben können wir daher bis jetzt nicht gewinnen, und sind auch in dieser Hinsicht die ägyptischen Denkmäler weit reicher und bedeutender.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Wie schon bemerkt, hatte das Hemd mit kurzen Hemd
Ärmeln die Würde des ägyptischen Schurzes erlangt: es war Nationaltracht geworden. So trugen denn alle Hofbeamten ein solches, das bis auf die Füsse reichte. Unten war dasselbe mit einem bunten Saume eingefasst, und je nach dem Rang seines Trägers mehr oder weniger reich durch Borten und Quasten verziert (Taf. 4, 1—10; 16—18). Die gewöhnliche Farbe desselben war weiss (Taf. 4, 3—9), und andere Farben (Taf. 4, 10) mögen, wie dies mit dem, nur den Königen eigenen blauen Purpur der Fall war, nur besonderen Würden erlaubt gewesen sein. Die Herrscher verzierten dies Hemd später mit allerlei Mustern, Quadraten, Sternen u. dergl. (Taf. 4, 16), indessen sie früher statt derselben symbolische Figuren getragen hatten. Auch mag am Hofe dies Untergewand statt aus Baumwolle aus Leinwand, und bei den Vornehmsten sogar aus Wolle bestanden haben, denn schon in der ältesten Zeit war Vorderasien wegen seiner feinen Bearbeitung der Wolle berühmt. Auch sind die Muster, welche die Abbildungen zeigen, solche, die häufig noch jetzt dort in Wolle gearbeitet werden, und der Besatz mit grossen Troddeln lässt ohnedies auf einen dickeren Stoff des Gewandes schliessen, als Leinwand oder Baumwollenzeug ist.

Ausser durch die Ausschmückung des Untergewandes wurden die verschiedenen Würden am Hofe auch deutlich

Schärpe

gemacht durch eine Schärpe, welche entweder über eine oder beide Schultern getragen wurde. Ursprünglich war dieselbe nur schmal, aber mit langen Fransen besetzt (Taf. 4, 10), später wurde sie jedoch, um die verschiedenen Ränge zu bezeichnen, für diese breiter und breiter, bis sie in ein völliges Obergewand oder einen Überwurf überleitete (Taf. 4, 8), wie solches nur die Priester und Könige tragen durften. So trug zunächst ihnen der erste Staatsminister unter Salmanassar diese Binde, ziemlich breit, einmal schief über die Brust, wie ein Wehrgehänge (Taf. 4, 1). Der Majordomus oder Palastverwalter trug dieselbe kreuzweis über die Brust gelegt (Taf, 4, 10); auch diese war noch von ansehnlicher Breite, obwohl schon um etwas schmäler als jene. Mit der Würde nahm die Breite immer mehr ab, bis sie beim Mundschenken schon ziemlich schmal wurde und beim Waffendiener (Taf. 4, 6) das geringste Mass erreichte. Die Schreiber des Königs trugen die Schärpe gar nicht mehr, sondern nur noch Fransen unten am Hemdsaum. Der Schirmträger hatte ausser den Fransen am Hemde auch noch Borten daran, aber die Schärpe war auch ihm versagt (Taf. 4, 2). In den ältesten Zeiten des Reiches jedoch scheint dieselbe von dem König bis auf seine Beamten hinab in gleicher Breite getragen worden zu sein.

Dass unter den wichtigsten Dienern des Herrschers viele Verschnittene waren, und dass gerade die in der nächsten Umgebung des Monarchen befindlichen dazu gehörten, muss hier bemerkt werden, um die bartlosen Kinne in der Tafel zu erklären, welche sonst zu der obigen Bemerkung über Haar- und Bartfülle wenig stimmen würden. Wer in Assyrien einen Bart hatte, trug ihn; rasieren konnte man nicht, und auf die schlaue Aushilfe der Ägypter, durch vorgebundene Bärte, scheinen die Assyrer nicht verfallen zu sein. Ob sie aber nicht Perrücken trugen, ist zweifelhaft. Der Bart ist den Vorderasiaten semitischer Verwandtschaft stets wichtig gewesen; man denke nur an das jüdische Verbot, ihn zu scheren.

Gürtel

Der König selbst trug den Gürtel, welcher das Hemd über den Hüften anschloss, nicht wie sonst, mit untergesteckten Enden, sondern mit zwei lang herabhängenden Quasten, die bis an die Knöchel reichten (Taf. 4, 4). Auch bei den Priestern finden sich diese öfters. Auffallend ist es, dass diese auch kurze Hemden tragen, die nur bis an die Kniee reichen. (Anders haben wir trotz aller unserer Mühe die Abbildungen nicht erklären können.) Über denselben erscheint entweder ein schraubenartig um den Körper geschlungener Schal oder ein Gewand, dessen sich sonst nur noch der König bedienen durfte.

Obergewand

Denn was diesen am meisten auszeichnete, war das Oberkleid, weil niemand sonst eins trug, ausgenommen, wie gesagt, in späterer Zeit die Priester, bei denen es die Schärpe vertrat. Dieses Obergewand bestand ursprünglich in einem Stück Zeug, das von der einen Schulter unter dem entgegengesetzten Arm hindurch wieder zu derselben Schulter hinaufgezogen wurde, und so den ganzen Körper einhüllte (Taf. 4, 4 u. 8). Die beiden Enden lagen frei aufeinander oder wurden durch eine Spange aneinander befestigt. Um nun aber beide Arme zu bedecken und doch auch wie zuvor frei zu haben, veränderten die Könige für sich dies Obergewand allmählich dahin, dass es nur als ein halbkreisförmiges Stück mit Ausschnitt zu erklären ist. Denn es ist auf der einen Schulter befestigt, fällt offen auf dieser Seite hinunter, lässt also den ganzen Arm frei (Taf. 4, 16) und umschliesst wie ein Mantel den übrigen Körper, so dass es, wenn der andere Arm gebraucht werden soll, dort aufgenommen werden muss.*)

Diese Mäntel oder Oberkleider der Könige waren ebenfalls mit Sternen und dergleichen Mustern verziert. Die Farbe scheint violett gewesen zu sein; der blaue Purpur war die den Herrschern vorbehaltene Farbe. In früherer Zeit waren statt der Sternchen oder Rosetten allerlei allegorische Figuren darin. War es nun Mode oder waren es veränderte religiöse Anschauungen, wie sie mit der Zeit allüberall Platz greifen, genug, diese symbolischen Zeichnungen wurden nicht mehr beliebt und wie beim Untergewand verwandelte man sie in Sterne etc. Denn eine jede Zeit hat ihre eigenen Zeichen und bringt sie zur Geltung; vergebens ist es dawider zu kämpfen. Den Strom der Zeit bändigt kein Damm, und was er mit sich führt, das kommt trotz allen Widerstandes. Auch

### b) Die Kopfbedeckung

Mütze

musste dies erfahren. Ursprünglich eine nach oben etwas enger werdende Mütze, wie das heutige türkische Fes, und statt der Quaste auf der Mitte eine stumpfe Erhöhung, wurde sie mit der Zeit immer kegelähnlicher, so dass sie zuletzt von der Stirn bis zur Spitze fast gerade hinaufging. Die Linien an den früheren Zeichnungen beweisen, dass der Stoff weich gewesen sein muss, wahrscheinlich weisser Filz, der noch heute in jenen Gegenden sehr im Gebrauch ist. Die späteren Bilder zeigen die Form der Mützen so abgeändert, dass sie aus steifem Zeug verfertigt gewesen sein müssen. Der auf der Mitte befindliche kleine Kegel lässt sich nicht sicher erklären; oft erscheint es, als sei er, wie dies auch von anderen**) schon aufgefasst worden ist, die Spitze einer Einstülpung, welche die ganze hohe Mütze an ihrer Mitte erleide. Danach wäre die ganze Kopfbedeckung ein hoher spitzer Kegel gewesen, welcher etwa in der Mitte in sich selbst zurückgedrängt worden wäre.

Genug, die Mütze wurde mit der Zeit zierlicher in ihrer Form und reicher in der Ausschmückung. Das Goldband, welches den unteren Rand der Mütze umgab, und dessen Bänder den Rücken lang hinabflatterten (Taf. 4, 4), wurde späterhin zu kärglich befunden, und daher zwei ähnliche Streifen parallel mit dem Diadem auf den oberen Teil der Mütze noch aufgestickt, oder aufgesetzt (Taf. 4, 16).

*) Die Reliefs sind hierin ebenso schwer verständlich, wie die ägyptischen, und manchen Linien ist gar nicht beizukommen. Da aber doch zuletzt die Zeichnungen sich erklären müssen, so haben wir so lange Proben an der Gliederpuppe gemacht, bis wir die Figur des Originals darin wiederfanden.

**) Weiss, Kostümkunde S. 200.

Im Janitscharen-Museum zu Konstantinopel fand ich die entsprechendsten Formen für diese Krone oder Mütze, und auch dort ist der Stoff meist weisser Filz, selten Leinwand oder Baumwolle; doch gibt es auch Mützen von zehnfacher Grösse darunter, wie kleine Tonnen, die mit Baumwolle überspannt sind. An allen sind die Streifen von aufgesetztem Blech.

Haar

Wie schon angedeutet wurde, legten die Assyrer einen grossen Wert auf die Pflege des Haares und Bartes. Jenes wurde vom Scheitel zu beiden Seiten hinter den Ohren herab geordnet, und auf den Schultern und im Nacken in zierlichen Reihen von Locken gekräuselt. Selten findet sich schlichtes Haar.

Bart

Der Bart wurde ebenso regelmässig in Lockenschichten geordnet. Dazwischen erscheinen bei vielen Figuren Reihen von Flechten, so dass der Bart aus mehreren abwechselnden Schichten von Locken und Flechten übereinander besteht. Seitlich und unten wurde er in geraden Linien gestutzt oder zugerichtet. Die niederen Stände machten natürlich weniger Umstände.

Die Kopfbedeckung der Priester — alle übrigen Stände erscheinen im Frieden stets barhaupt — bestand zuweilen nur in einem Stirnband, das mehr oder minder reich verziert war (Taf. 4, 7), jedoch keine Bänder im Nacken hatte. Diese waren dem König und dem ersten Minister vorbehalten (Taf. 4, 1 u. 4, 8 u. 9). Zuweilen auch erscheinen die Priester mit einer Mütze (Taf. 4, 8 u. 9), welche kegel- oder glockenförmig und mit Hörnern an der Stirnseite verziert war. Auch sie bestand, wie die königliche Mütze, aus weissem Zeug, und war oft ringsum mit Sternen und mit Zacken am oberen Rande oder auf der Spitze verziert. Wenn der König selbst als Oberpriester auftrat, trug auch er eine derartige Mütze oder ein Diadem, und die sonst gebräuchliche Tracht der Priester, ausserdem aber ein aus allerlei Symbolen zusammengesetztes Halsband und einen Wedel (ein Stäbchen, das an dem Griffende einen Knopf, am anderen eine bewegliche Quaste hatte). Ein solches führt auch der Oberpriester zuweilen.

Mütze der Priester

Stab

Wenn der König im Prachtanzuge erscheint, hält er stets in der Hand einen bis an die Brust reichenden Stab. In späterer Zeit muss dieses Vorrecht des Königs auf alle Stände übergegangen sein, denn im 5. Jahrhundert v. Chr. trugen alle Männer in Babylon einen Spazierstock. Wie die Wasser von den Höhen zur Tiefe fliessen, so geschieht es auch mit der Tracht; die Hohen fangen an, die Niederen ahmen nach — heute wie ehedem. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

### c) Fussbekleidung.

Schuhe

Anfangs trugen nur die königlichen Beamten Schuhe, später alle bemittelten Stände. Diese Schuhe oder Sandalen — sie sind ein Mittelding zwischen beiden — bestanden aus einer Sohle mit daran befestigten Fersenschild, das bis auf die halbe Länge des Fusses reichte. Riemen liefen quer über den Fuss und ersetzten so unser Vorderblatt. Gegen die ägyptischen Sandalen waren sie ein Fortschritt; auch bestanden sie nicht aus Binsen u. dgl., sondern aus Leder.

Beinkleider

Die Beine waren nackt, weil das lange Hemd eine genügende Bedeckung verlieh. Im Kriege aber, wo es den raschen Schritt und die freie Bewegung hemmte, wurden mit seiner Verkürzung auch Beinkleider eingeführt. Doch wurde es erst nach der Zeit Sargons (um 700) Sitte, dass auch im Frieden welche getragen wurden. Dieselben wurden im unteren Teil durch Halbstiefel dicht an das Bein geschnürt (Taf. 4, 15). Letztere reichten entweder nur bis über die Knöchel, gewöhnlich aber bis zur halben Höhe des Knies. Sonach erscheint es, als ob der später bei den kleinasiatischen Griechen im Gebrauch gewesene Halbstiefel seinen Ursprung oder seine Vorväter hier am Tigris zu suchen hätte. Oder war vielmehr jener ostwärts gewandert, und hatte sich hier angesiedelt? —

Stiefel

### d) Schmuck.

Ist es der blendende Glanz der Sonne in Vorderasien und auf der persischen Hochebene, der meist wolkenlose Himmel, oder ist es die Farbenpracht der Erde und ihrer Produkte, oder beides zusammen, was die Bewohner jener Länder dahin führt, ihrer Kleidung helle blendende Farben zu geben, und sich mit allerlei Zierraten zu schmücken? Denn es ist auffallend, dass von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag alle Völker dort denselben Drang und dieselbe eben erwähnte Geschmacksrichtung zeigen. Noch heute kleidet sich der Türke und Grieche in Kleinasien und Syrien gern in Rot, Gelb, Hellblau, und man verziert Ohren, Haar, Hals und Arme mit Ringen und Spangen aus edlem Metall. Dies war auch schon bei den Assyrern in einem so aufgedehnten Masse der Fall, dass ihre Üppigkeit und Prachtliebe noch bis heute sprichwörtlich geblieben ist; „Babylon“ ist immer noch der Inbegriff eines genusssüchtigen, äusserst glänzenden, weichlichen Lebens.

Wir haben schon bei den Ägyptern (S. 16) erwähnt, dass die schönsten goldenen Gefässe aus Asien kamen, weil hier die Behandlung des Metalls schon frühe zu einem hohen Grade der Ausbildung gelangte, und so kann es uns nicht wundern, dass die vornehmen Assyrer davon den für sie passendsten Gebrauch machten, indem sie, nicht zufrieden mit glatten Ringen u. dgl., dieselben durch allerlei Nachbildungen zu verzieren trachteten. Dadurch aber hob sich die Kunst des Schmiedens immer höher von Stufe zu Stufe, bis sie jene noch heute bewundernswerte Produkte lieferte, von denen die Abbildungen einige Proben geben (Taf. 6, 24—39).

Diadem

Von dem Schmuck des Kopfes ist oben (S. 23 f.) bereits die Rede gewesen; die genaue Abbildung eines Diadems gibt (Taf. 6, 27); es bleiben uns also hier nur noch die übrigen Teile des Körpers zu betrachten übrig.

Der Hals konnte, da die Kleidung hoch hinaufreichte, nur wenig Schmuck aufnehmen. Daher trug man gewöhnlich gleich unmittelbar an dem Kleide einen reichen Besatz (Taf. 4, 1; 5, 16), und besondere Würden scheinen

durch freie Schnüre um den Hals bezeichnet worden zu sein (Taf. 4, 4, 6 u. 8).

Armringe

Die Arme wurden sowohl oben wie unten durch Spangen geziert, die anfangs an einer Stelle offen waren, um sie fest an den Arm andrücken zu können (Taf. 4, 4, 16 etc. u. Taf. 6, 30), später wurden sie geschlossene Ringe (Taf. 6, 24, 25, 29). Sowie man jene an der offenen Stelle mit Köpfen von Schlangen u. dgl. verzierte, so geschah dies auch bei den Ringen an einer Stelle, die den Schluss darstellen sollte.

Fingerringe

Auch die Finger wurden durch Ringe geschmückt, eine Sitte, die besonders in Babylon bis aufs äusserste getrieben wurde. Diese Ringe waren nicht nur goldene Reifen, sondern trugen oft sehr kostbare Edelsteine, in welche Figuren u. dgl. eingeschnitten waren. Hier verdienen auch Erwähnung kleine Zylinder aus Halbedelsteinen, die mit Schriftzeichen bedeckt waren, und an einer Schnur wahrscheinlich um den Nacken getragen wurden. Der Zweck derselben ist zweifelhaft, und wird erst bei vollständiger Kenntnis der Keilschrift enthüllt werden können. Für jetzt lässt sich nur vermuten, dass es entweder Amulette oder Petschafte gewesen seien.

Ohrgehänge

Der Schmuck der Ohren bestand aus kleinen Ringen mit daran befestigten band- und bündelartigen Gehängen von allerlei Form (Taf. 6, 31 u. 32, 34 u. 35). Auch diese scheinen durch Edelsteine noch verziert gewesen zu sein.

Frauentracht

Dieses alles — muss hier bemerkt werden — gilt aber von den assyrischen Männern. Von den Frauen wissen wir bis jetzt zu wenig, da die Alabasterplatten über sie ein standhaftes Stillschweigen beobachten. Die Könige, welche jene anfertigen liessen, scheinen eine solche Hochachtung oder Verachtung des weiblichen Geschlechts gehegt zu haben, dass sie dasselbe für nicht darstellbar hielten. Der eigentliche Grund liegt natürlich darin, dass sich fast nirgends Darstellungen des häuslichen Lebens, wie in Ägypten, finden, sondern nur Bilder von öffentlichen Ereignissen und dass von diesen die Frauen gänzlich ausgeschlossen waren. Wir konnten daher auch in den Abbildungen keine Frauen bringen, und wollen uns auch hier nicht in blossen Vermutungen ergehen. Gewiss haben sich, wie die orientalischen Frauen gleich den occidentalischen dies noch heute tun, die assyrischen Mütter und Töchter des Putzens so sehr befleissigt, als ihre Mittel nur zuliessen. Der Schnitt ihrer Kleidung kann von dem der männlichen Tracht nicht sehr verschieden gewesen sein, da diese fast ganz weiblich ist.

Fächer

Auch in Assyrien waren Fächer im Gebrauch (Taf. 4, 5; Taf. 6, 26), ausserdem auch Schirme, die den unserigen ganz ähnlich gewesen zu sein scheinen (Taf. 4, 3).

## 3. Kriegstracht.

Da das assyrische Reich und ebenso die aus ihm hervorgegangenen medischen und babylonischen Reiche ihre Entstehung wie ihre Fortdauer einzig der Gewalt der Waffen verdankten, so lässt es sich begreifen, dass das Kriegswesen eine ausserordentliche Ausbildung erlangt hatte. Sowohl nach Zahl, wie nach Einrichtung war die assyrische Macht ehrfurchtgebietend. Hier finden wir schon in ältester Zeit Reiterei und zwar war sie der wichtigste und nächst den Wagenkämpfern der vornehmste Teil des Heeres. Auch heute noch kämpfen die Westasiaten bis zur Mongolei hin am liebsten zu Pferde. Die Streitwagen wurden vom Adel geliefert und besetzt, und sie bildeten die Leibwache des Königs. Er selbst zog meist auf einem solchen in die Schlacht, wie auch wohl die Befehlshaber sich eines Wagens bedienen mochten, der dann zugleich die Feldzeichen trug. Nach der verschiedenen Bewaffnung zerfiel sowohl die Reiterei als das Fussvolk wieder in Unterabteilungen.

### a) Schutzwaffen.

Die Schwerbewaffneten zu Pferde und zu Fusse schützten das Haupt durch einen ledernen, mit Streifen (wahrscheinlich aus Metall) besetzten Helm (Taf. 4, 15). Später wurden sogar Helme ganz aus Metall (Taf. 4, 13 u. 18) verfertigt und statt der Spitze mit einem Kamme aus Metall (Taf. 4, 14) oder auch ausser diesem noch mit einem Haarbusch verziert (Taf. 4, 11 u. 12). Die Leichtbewaffneten beider Gattungen begnügten sich mit der einfachen Kappe, oder dem Lederhelm.

Helm

Zum allgemeinen Schutze des Körpers diente der Schild. Dieser war entweder Stand- oder Handschild. Ersterer wurde, wie aus den Abbildungen hervorgeht, benutzt, um die Bogenschützen zu Fusse zu decken und daher hatte jeder derselben oder je zwei einen Schildträger bei sich. Der Handschild war kreisrund (längliche Schilde blieben in Assyrien stets Ausnahmen), von Leder und mit Metall beschlagen (Taf. 4, 15). Oft gab man ihm in der Mitte eine hervorragende Metallspitze, die im Einzelkampf zum Stosse benutzt werden konnte.

Schild

Zum besonderen Schutze der Brust trugen die höheren Abteilungen der Reiterei wie des Fussvolkes Panzer aus Metallschuppen (Taf. 4, 13), oder aus starkem Zeuge (Taf. 4, 17). Jene waren bei den Sturmkolonnen der Infanterie verlängert bis auf die Füsse (Taf. 4, 13), bei anderen Abteilungen reichten sie nur bis an die Kniee, und bei den Reitern meistens nur bis auf die Hüften. Die Zeugpanzer, deren man sich später bediente, waren mit Eisenplättchen beschlagen (Taf. 4, 11); an ihrer Stelle trug man bald nur noch breite Binden, mit denen man Brust und Rücken bewickelte. Auch wurde die Brust durch das lederne kreuzweise Wehrgehänge und den darauf befindlichen Metallbuckel (Taf. 4, 11) geschützt.

Panzer

Die Arme blieben stets nackt; nur die Bogenschützen trugen am linken Arm zum Schutz gegen die anschlagende Sehne eine Schiene.

Die Füsse waren gewöhnlich mit Hackensandalen, wie bei der friedlichen Kleidung, bedeckt, doch finden sich auch barfuss gehende Krieger (Taf. 4, 13) und aus späterer Zeit auch solche mit Halbstiefeln und Beinkleidern (Taf. 4, 15).

Sandalen

Die leichte Reiterei und Infanterie, wie wir sie nennen würden, trug nur ein einfaches Hemd, das um die Hüften

Gürtel meistens durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Einzelne Hilfsvölker des Fussheeres gingen sogar nur in Schurzen. Um die spätere Zeit wurde es allgemeine Sitte, eine Schärpe um die Hüften zu tragen (Taf. 4, 15).

### b) Angriffswaffen.

Diese wiederholten sich bei den verschiedenen Heeresabteilungen, indem sowohl die schwere wie die leichte Reiterei Lanzen und Wurfspiesse führte, oder mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war. Der Bogen war übrigens ebenso wie in Ägypten die wichtigste und geschätzteste Waffe. Auch im Fussvolk gab es Regimenter, die Bogen und Pfeile führten, andere hatten Speere, andere führten die Schleuder.

Diese letzteren kamen aber nur bei der leichten Infanterie vor; die schwere war mit Wurfspiessen, Lanzen, Äxten (Taf. 4, 15, 13, 11), Keulen und Schwertern bewaffnet. Diese verschiedenen Gattungen wurden meistens schon durch die verschiedenen Provinzen bestimmt, denen die Krieger entnommen waren, und ihr Hauptunterschied lag, wie man sieht, in der Bekleidung, nicht in der Bewaffnung.

Schleuder Die Schleuderer waren anfangs die geringste und kleinste Abteilung des Heeres. Erst gegen Ende des Reiches kamen sie zu einiger Bedeutung.

Die Bogenschützen waren neben den Speerwerfern die vornehmsten Krieger sowohl in der Reiterei als im Fussvolk.

Bogen und Köcher Der Bogen selbst wurde in einer besonderen Tasche aufbewahrt, die Pfeile in einer anderen. Diese letztere, der Köcher, wurde äusserlich reich geschmückt durch metallene (bei den Anführern goldene u. dgl.) Beschläge, bunte Bemalung u. s. w. (Taf. 4, 6; Taf. 6, 23).

Spiess Die Wurfspiesse waren etwa fünf Fuss lang und am unteren Ende keulenförmig verdickt (Taf. 4, 15).

Die Lanzen oder Speere waren sechs Fuss und darüber und hatten eine doppelschneidige Spitze an dem glatten Schafte (Taf. 4, 13).

Axt Die Äxte waren bald einfach, bald doppelt, je nach den verschiedenen Zwecken, denn sie waren sowohl Waffe als auch Handwerkszeug, da auch das assyrische Heer schon seine Pioniere hatte.

Keule Die Keulen, anfangs ein Zeichen der Befehlshaber und als solche mit allerlei Schnitzwerk verziert, so dass sie einem Zepter ähnelten, wurden später die Waffe einer besonderen Heeresabteilung.

Schwert Obenan unter allen Wehren stand aber das Schwert, nicht nur, dass es die reichste Verzierung erhielt, sondern auch darum, weil es selbst im Frieden getragen wurde. So war es auch Nebenwaffe der Speerträger und selbst der Bogenschützen (Taf. 4, 11, 13, 15). Die Vornehmen legten es niemals ab, und bei ihnen war das Schwert das Hauptstück ihrer ganzen Ausrüstung. Der Griff wurde aus edlem Holz oder Metall gemacht und mit eingeschnittenen Figuren verziert, ebenso die beiden Enden der ledernen Scheide, die mit Metall verstärkt waren (Taf. 4, 16 u. 17 u. Taf. 6, 21 u. 22). Das Schwert samt dem Dolche wurde, wie bei uns, auf der linken Seite getragen und zwar bald an einem besonderen Gehänge, bald im Gürtel.

---

Sattel Bei den Reitern gab die Ausstattung der Pferde zu vielerlei Prachtentfaltung Anlass, die allerdings ursprünglich, wo ohne Sattel und Decke geritten wurde, unbekannt war. Man braucht nur einen heutigen orientalischen Reiter zu sehen, um zu begr fen, welchen Luxus man auf das Pferdegeschirr wenden kann. So liebten auch die Assyrer ihre Sättel und Decken bunt mit Gold, verzierten den Zaum mit Troddeln und allerlei Knöpfen, und flochten in Mähne und Schweif bunte Bänder ein.

Der König selbst führte im Kampfe meist Bogen und Pfeil. So zeigen ihn die Abbildungen bald stehend im Wagen, bald zu Fuss, gewöhnlich barhaupt, und mit dem Diadem geschmückt (Taf. 4, 17). Übrigens begleitete, wie später den Perserkönig, der ganze Hofstaat und selbst die Frauen auch ihn in das Kriegslager. Daraus lässt sich ermessen, was dem Feinde alles in die Hände fallen musste, wenn er das Lager inne hatte, denn eine solche Begleitung machte wiederum vieles nötig, und so erklären sich die unzähligen Kamele, Rinder etc., deren die Erzählungen gedenken. —

## C. Geräte.

Auch hierfür fliessen die Quellen nicht so reich, als dies in Ägypten der Fall ist. Die Ausgrabungen haben bisher nur wenig wertvolles geliefert und die Abbildungen sind, wie schon erwähnt, vorzugsweise dem öffentlichen Leben gewidmet, und bei diesem spielen die Geräte keine grosse Rolle. Doch ist manches vorhanden, so dass wir uns nicht ganz im Dunkeln befinden. Es haben sich bronzene Gefässe im Nordwestpalast gefunden, die durch ihre Form an die ägyptischen anstreifen; von den Stühlen und Tischen ist ausser einem Königsthron (ebendort) nichts mehr aufgefunden worden, als Abbildungen, doch verfehlen diese nicht, eine deutliche Vorstellung der Originale zu schaffen.

### 1. Stubengeräte.

Sessel Die Stühle und Sessel waren durchgängig in rechten Winkeln, also mit steilen Lehnen, aus Holz gebaut. Sie unterscheiden sich dadurch von allen gleichzeitigen. Die Füsse derselben endigten oft in metallenen Tierklauen (Taf. 6, 39), die Lehnen in ebensolchen Tierköpfen. Zwischen den horizontalen Stücken des Gerätes waren tragende Gestalten angebracht (Taf. 6, 36 u. 39), über Sitz und Lehnen wurden kostbare Teppiche gelegt (Taf. 6, 36) oder sie waren mit gemusterten Polstern bedeckt (Taf. 6, 38). Auch die Tische (Taf. 6, 39) wurden mit Decken Tisch belegt, und auch sie, wie Stühle und anderes Zimmergerät, standen häufig auf Untergestellen, die wahrscheinlich das kostbare Schnitzwerk der Füsse vor der Berührung mit dem Boden, also vor Verletzungen, schützen sollten,

mehr aber noch, wie mir nach meiner Erfahrung im Orient scheint, gegen die kriechenden höchst gefährlichen Insekten des Bodens benutzt wurden. Denn die Füsse dieser Untersetzer haben alle die Form eines umgekehrten Kegels mit konvexem oder konkavem Mantel, sind also ähnlich einem Pinienzapfen (Taf. 6, 36 u. 39), dem sie auch in der Zeichnung der Schuppen entsprechen, und man stellt im Orient in manchen Ländern noch heute die Lager, Sessel und Tische auf umgekehrte in die Erde gesteckte Flaschen, um den Insekten das Aufsteigen unmöglich zu machen.

Fussbank

Durch diese Untergestelle wurde aber der Sitz so erhöht, dass zur Stütze der Füsse eine Fussbank unentbehrlich war, und so findet sich denn auch diese im assyrischen Hausrat (Taf. 6, 37). Auffallend aber ist es, dass man auf diesen hohen Sesseln bei Tische sass, während man sonst im Orient bei Tische lag, oder kauerte, und dies noch heute tut.

Bett

Die Lager waren horizontale Polster mit einem erhöhten Kopfende, und überdeckt mit Teppichen.

Schrein

Dass die Schlafzimmer der Assyrer noch mancherlei Schränke und Schreine enthalten haben, ist ausser Zweifel, denn da Ägypten von hier seine Schminke u. dgl. Artikel erhielt, so mag der Verbrauch dieser Gegenstände an der Quelle selbst nicht gering gewesen sein.

## 2. Gefässe.

Die durch Ausgrabungen gewonnenen sind zum Teil aus Bronze und ziemlich ähnlich den ägyptischen. Es finden sich darunter flache Schalen, Pfannen, Schüsseln mit und ohne Henkel oder Griff; meistens sind sie aussen glatt; manche zeigen allerlei Bilder, Rosetten, die entweder eingraviert oder getrieben sind.

Auch gläserne und — was sehr nahe liegt — alabasterne Gefässe haben sich gefunden, gewöhnlich nur klein. Dass die meisten derartigen Gerätschaften aber aus gebranntem Ton verfertigt waren und dass bronzene wahrscheinlich nur von den höheren Ständen benutzt wurden, geht sowohl aus den Wandbildern als aus den Ausgrabungen hervor. Die irdenen Gefässe wurden ebenfalls in allen Formen angefertigt: Schüsseln, Krüge mit einem oder mit zwei Henkeln (Taf. 6, 28), kleine Trinkschalen und Becher von allerlei Form und Verzierung. Überhaupt muss, wenn man die vorhandenen (mit den ägyptischen verglichen) spärlichen Trümmer und Überreste zusammenstellt, das assyrische Haus einen grossen Vorrat von allerlei Gefässen der verschiedensten Formen und Grössen gehabt haben, mit dem der des ägyptischen Haushalts keinen Vergleich eingehen konnte.

## 3. Musikalische Instrumente.

Der Musik scheinen die Assyrer wenigstens in der letzten Zeit und insbesondere Babylon eine grössere Pflege gewidmet zu haben, als die Ägypter und die meisten ihrer näheren Nachbarn, wenn die Zahl der verschiedenen Arten der Instrumente einen solchen Schluss erlaubt. Diese erklärt sich aber auch dadurch, dass die Herrscher alles, was im Umkreis ihrer Eroberungen sich Annehmliches und das Leben Verschönerndes fand, heranzuziehen wussten. So kannten sie verschiedene Arten Blas-, Schlag- und Saiteninstrumente. Von den ersteren war die lange Trompete, wie sie sich bei den Ebräern fand (Taf. 6, 42), auch hier im Gebrauch, und diente besonders im Kriege. Ausserdem die Flöte, die Doppelflöte, und das Horn. Von den Schlaginstrumenten war die kleine flache Trommel, von den besaiteten die Lyra, die man an einem Bande um den Hals trug, die Laute, ebenso getragen, und die Harfe gebräuchlich. Letztere findet sich auf den Abbildungen von verschiedener Grösse, und wird bald aufrecht stehend, bald liegend, bald mit den Fingern, bald mit einem Stäbchen gespielt.

Alle diese Instrumente scheinen aber, die Trompete ausgenommen, nur dem friedlichen Verkehr gedient zu haben, und zwar nicht nur einzeln, sondern oft in vereinigtem Klange benutzt worden zu sein. Denn es finden sich Darstellungen von Musikantengruppen auf den Wänden von Kuijundschik, wo z. B. Flötenspieler und Harfenisten zusammen wirken.

---

Auch Unterhaltungsspiele müssen bei den Assyrern im Gange gewesen sein, denn es haben sich Würfel mit eingelegten Punkten gefunden, die keinem anderen Zwecke gedient haben können. Und wie schon erwähnt, waren ja Ninive und Babylon wegen ihrer Pracht- und Vergnügungssucht zu einer so traurigen Berühmtheit gelangt, dass die letztgenannte noch heute im Munde des Volkes geblieben ist. Unendliche Schätze hatten die Herrscher dort aufgehäuft; riesenhafte Bauten sollten ihre Macht erhalten für Jahrhunderte — und doch war ihre Zeit zwar voller Glanz und Genuss, aber kurz, wie das Leben der Palme an den Ufern des Euphrat. Sie sind beide gesunken, die Königinnen am Tigris und am Euphrat, eine nach der anderen, und kein freundliches Gedenken der Völker, kein Laut des Bedauerns über ihren Sturz ist ihnen nachgehallt. Der Jubel der Überlebenden war der kurze furchtbare Richterspruch ihrer Wirksamkeit. Aber es lernen Staaten und Nationen einander nichts ab, sondern jedes nur in eigener Schule der Erfahrung und auch da nur wenige, und so hat an Ninive und Babylon keiner ein abschreckendes Beispiel genommen, sondern dasselbe Spiel spielt sich in der Geschichte der Völker immer von neuem, denn auch die Torheit ist unvergänglich.

# III. Die Hebräer.

(Tafel 5 u. Tafel 6, 40—43. — Tafel 5, 1—5 nach Lepsius, die übrigen 6—14 nach assyrischen Bildern, nach Fr. Bock [lithurgische Gewänder des Mittelalters] und Herm. Weiss' Kostümkunde. Die Priestertracht genau nach Bock. Für den Text besonders noch das Alte Testament. Bei den Geräten, Tafel 6, vorzugsweise Lens und Weiss.)

## A. Einleitung.

### 1. Quellen.

Flossen dieselben für die Tracht der Assyrer sparsamer als für die Ägypter, so sind sie für die der Hebräer fast ganz versiegt. Denn keine Skulptur oder Abbildung von ihnen selbst konnte uns aufbewahrt bleiben, weil sie nie existiert hat, denn das erste und höchste Gebot des Juden lautete (2. Mose 20, 4): „Du sollst Dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder dess, das oben im Himmel, noch dess, das unten auf Erden, noch dess, das im Wasser unter der Erde ist!" So war also für Porträtzeichner das Land Kanaan, als die Juden es bewohnten, kein ergiebiger Boden, und ist es Arabien auch heute nicht, denn der fromme Mohammedaner scheut jedes Bildnis von Mensch oder Tier als eine Sünde, und nur die Pflanze, weil er sie für leblos hält, bildet er nach oder lässt es zu, wenn andere sie nachbilden.

Wird aber dereinst die Botanik dort ihr Licht leuchten lassen, dann verschwinden entweder die Arabesken oder der strenge Gehorsam gegen den Koran.

Das einzige, worauf wir also angewiesen sind, um die Tracht dieses höchst merkwürdigen Volkes zur Zeit, da es noch einen Staat bildete, kennen zu lernen, sind seine eigenen Schriften, die seiner Nachbarvölker, und die Bauwerke dieser letzteren, wo etwa das jüdische Leben dabei berührt wird. Dies geschieht aber nur durch die Assyrer und Römer, und ihnen verdanken wir neben dem Alten Testament die Kunde des israelitischen Lebens.

### 2. Geschichtliches.

Obwohl wir diesen Abschnitt seinem Hauptinhalt nach als bekannt voraussetzen dürfen, so lassen wir doch in der Kürze die Geschichte des jüdischen Volkes noch einmal an unserem Auge vorbeigehen, um sie zu vergegenwärtigen.

Ein den Arabern verwandter Stamm wandert im 14. Jahrhundert v. Chr. in das Jordantal ein, bemächtigt sich desselben mit seinen fruchtbaren Weiden, und besetzt nach und nach das umliegende Hochland, indem er die Einwohner (31 Königreiche; Jos. 12, 24) in einem blutigen Vernichtungskampfe hinwürgt. So wird er nach und nach Herr des Landes zwischen Jordan und Mittelmeer. Aber das vielfach durch wüste Striche unterbrochene Land unterbricht auch den Zusammenhang des Volkes und schwächt damit seine Kraft. Die Nachbarstämme fallen raubend herein und unterjochen bald hier bald dort einen Teil des Landes. Auch der religiöse Verband, der das Volk seit der Gesetzgebung Mosis zu einer Einheit machen sollte, lockert sich allzuoft; der Aberglaube und Götzendienst der Nachbarvölker schleicht sich von allen Seiten ein, und hebt zugleich den politischen Verband der einzelnen Stämme auf. So unter vielfachen inneren (denn oft kämpft auch Stamm gegen Stamm, z. B. Richter 20) und äusseren Kämpfen entwickelt sich das Volk der Monarchie entgegen, die mit Saul (1070) beginnt. Vorbereitet darauf war es durch die letzten Richter Eli und Samuel, die das Amt des Richters mit dem des Hohenpriesters in sich vereinigten, und die beide ihre Söhne zu Erben ihrer Würde machen wollten. Trotz den ausgedehnten Rechten, die dem neuen Herrscher (1. Sam. 8) zugestanden werden, führt dieser doch, allen Schilderungen nach, das bisherige prunklose Leben fort und seine ganze Herrlichkeit beschränkt sich auf die Anführung im Kriege, denn als er seinen Sieg gegen die Amalekiter feiern will und einen Teil des erbeuteten Guts hinwegführt, da ist's um ihn geschehen. Statt seiner wird David zum König gesalbt, und weiss' sich bald zur Geltung zu bringen. Persönlicher Mut im Kampf gegen die Philister, die Hauptfeinde des Volkes, im Südwesten an der Meeresküste wohnhaft, und sein Sieg über deren Vorkämpfer hatte ihn „populär" gemacht. Ein heftiger Familienstreit (Dynastienstreit) entbrennt, worin von beiden Seiten nichts geschont wird. Schon wieder ist das Volk gespalten in Parteien. Die Dynastie des Saul wird ausgerottet, die Familie Davids siegt und behält die Gewalt. Er „arrondiert" das Land, vertilgt die hin und wieder noch zerstreut zwischen den Juden wohnenden fremden Stämme oder unterjocht sie, z. B. in Jerusalem die Jebusiter, und baut sich hier eine Residenz.

Dorthin verlegt er bald auch die Zentralstelle der Anbetung, indem er die Bundeslade dort aufstellt. Er richtet sich einen Hofstaat ein mit Ämtern und Würden (2. Sam. 8). Er ist also zuerst im neueren Sinne „ein König" der Israeliten. Doch zugleich mit dem Glanze hat er auch die Sorge und Not. Sein eigener Sohn stellt ihm nach; es entbrennt aufs neue ein Bürgerkrieg in dem kaum geordneten Staat. David behauptet sich nur mit Mühe auf dem Thron, muss aber bis an sein Ende gegen die Philister unter den Waffen stehen. Ja, das Schicksal des deutschen Heinrich IV. traf auch ihn: nachdem der eine aufrührerische Sohn tod ist, muss er am Ende noch gegen den zweiten auftreten.

Der zum Nachfolger erkorene Sohn Salomo besteigt den Thron mit dem Morde seines älteren Bruders Adoni und dessen Anhänger. Es geht dort immer sehr orientalisch radikal zu; von Erbarmen ist keine Rede: Ausrotten ist die Losung! David befiehlt sterbend seinem „weisen" Sohne die von ihm unterlassene Rache an seinen Feinden.

An Salomos Hofe geht es aber auch orientalisch prächtig zu; er hat seinen Harem mit 700 Frauen und 300 Kebsen; er hält grosse Tafel, wo täglich 30 Rinder und 100 Schafe ausser dem zahlreichen Wild verspeist

werden. Er unternahm daher, nachdem er nach allen Seiten die Grenzen des Reichs gegen die Feinde gesichert hatte, und im Inneren einige Ordnung hergestellt war, grosse Bauten, unter denen der Tempel die höchste Bedeutung hatte. Das Volk musste frohnen; 30000 Holzhauer mussten das Holz schaffen, 80000 Zimmerleute und 70000 Lastträger mussten unter Aufsicht von 3300 Aufsehern arbeiten. Dieser Tempel hat gestanden bis zur Zerstörung der Hauptstadt durch Nebucadnezar, also etwa 400 Jahre. Er wurde aber nicht nur erbaut mit Hilfe der Phönizier (der König von Tyrus übernahm die Holzlieferungen), sondern durch sie auch alles Gerät in demselben aus Erz gegossen, indem Salomo einen phönizischen Künstler (Hiram aus Tyrus) damit beauftragte. Der einheimische Kunstsinn war noch gar nicht entwickelt, denn bis jetzt hatten die Juden kaum Städte gebaut (die 20, welche Salomo dem König von Tyrus zum Danke schenken wollte, gefielen diesem nicht); erst jetzt machten sie dazu den Anfang. Sie gingen von nun an allmählich zum Ackerbau und zu festen Wohnsitzen über.

Diese Zeit des Glanzes Israels war aber nur allzukurz. Es hielt sich auf dem Gipfel seiner Macht nicht einmal bis zu Salomos Tod, denn schon vorher brach die Empörung gegen seine strenge Regierung unter Jerobeam aus. Kaum war der alte König tot, als der bereits entglommene Zwiespalt hell aufloderte und das Reich sich in zwei Staaten teilte, dessen kleinerer nur dem Sohne des Salomo zufiel. Der andere, um der Hauptstadt und des dort befindlichen Tempels entbehren zu können, kehrte zu dem oft verbannten Götzendienst zurück, und so war die Trennung vollständig; die Blüte reifte nicht zur Frucht. Denn mochte nun Salomos Herrschaft noch so drückend gewesen sein: er hatte wenigstens dem Reiche nach aussen Ansehen und Geltung verschafft; er beherrschte den Handel zwischen dem persischen und Mittelmeer, indem er die Karawanenstrasse inne hatte, und dieselbe durch Erbauung neuer Plätze, wie Palmyra, zu behaupten trachtete. Es war durch den Handel und durch seine Unternehmungen viel Geld ins Land und in Umlauf gekommen; freilich war es zunächst nur die Hauptstadt, die davon Nutzen zog; das Landvolk musste um so härter arbeiten, um den unerhörten Luxus des Hofes zu bestreiten. Aber der Staat war doch zusammenhängend, einig, mächtig. Wenn er sich weiter entwickeln durfte, mochten die Unfreien frei werden, das Los der Sklaven sich mildern und wandeln; es konnten bessere Einrichtungen Platz greifen — jetzt war es vorbei — vorbei auf immer. Die Knosp starb, die sich kaum geöffnet hatte. Die beiden Reiche sanken bald eins dem anderen nach, Israel zuerst. Wohl versuchten einzelne Herrscher die Rettung, wie Josophat, um 900 v. Chr., wie 100 Jahre später Jerobeam II., der es vom völligen Verderben mit mutiger Faust zurückriss. Aber mit ihm und seinem Zeitgenossen, dem Könige von Juda, ging die gute Zeit beider Reiche zu Ende. Denn nun kehrten sie sogar die Schwerter gegeneinander, und es kam dahin, dass Ahas, König von Juda, die Assyrer zu Hilfe rief gegen seinen eigenen Bruder von Israel. Natürlich liessen sich die Assyrer nicht zweimal bitten. Sie kamen — und blieben, und der nächstfolgende König derselben, Sargon, führte die 10 Stämme Israels aus ihrer Heimat fort und besetzte ihr Land mit anderen Völkerschaften aus Babylon etc. Noch stand Juda, der letzte Turm. Da zog Sanherib heran, auch ihm das Ende zu bereiten. Noch einmal ward ihm eine Frist — Sanherib musste von der Belagerung der Hauptstadt abstehen (S. 20). Ein ganzes Jahrhundert noch bestand das Reich Juda. Die einheimischen Unruhen des assyrischen Reiches gaben ihm eine Zeit der Ruhe. Ninive sank endlich durch die Meder und Babylonier, und Juda, das inzwischen gegen Ägypten gekämpft hatte, dann von diesem und später von Babylon unterworfen worden war, machte, um die Freiheit zurückzuerobern, einen letzten vergeblichen Versuch. Nebucadnezar belagerte die Hauptstadt, eroberte sie, und führte das Volk mit Ausnahme der niedersten Stände, nach Babylon. Der als Statthalter oder Vizekönig eingesetzte Verwandte des Eroberers, Zedekia, dünkte sich nach einem Jahrzehnt stark genug, die Unabhängigkeit seiner Scheinkrone zu erstreben, ging aber bei diesem Versuch zugrunde. Jetzt wurde die Stadt verbrannt und bis auf den letzten Stein in Trümmer gelegt. Auch der Name eines jüdischen Reiches erlosch.

Nachdem der Perser Cyrus, als er Babylon unterworfen, den Hebräern gestattet hatte, heimzuziehen, fanden sich viele, die von dieser Erlaubnis Gebrauch machten. Ein Teil aus Anhänglichkeit an das Land der Väter, ein grösserer Teil in der Hoffnung, dort weiter zu kommen, als in Babel. Aber auch die Zeit der Not hatte sie nicht zur Eintracht gebracht. Noch ehe die Stadt gebaut war und der Tempel vollendet, brach wieder Streit aus. Zudem wollten die indessen dort angesiedelten Horden nicht gutwillig den Platz räumen. So kam es, dass erst nach langen Jahren der Tempel, abermals durch phönizische Meister, vollendet wurde, und dass erst nach und nach das Volk, indem es sich ausbreitete, die angesiedelten Mischlinge in der späteren Provinz Samaria zusammendrängte, und sein altes Land wieder einnahm.

Waren aber die Hebräer früher schon wie ein Korkstückchen auf dem Wasser auf den Wellen der orientalischen Ereignisse hin- und hergeworfen worden, so hatten sie jetzt noch weniger Halt und Kraft, irgend einem Andrange zu widerstehen. So opferte Alexander d. Gr. im Tempel zu Jerusalem, das sich ihm unterworfen hatte, und unter seinen Nachfolgern waren es besonders die syrischen Könige, denen es dienen musste. Antiochus d. Gr. (160 v. Chr.) richtete im Tempel des Jehova den Dienst des Zeus ein und erst durch den verzweifelten Kampf der Makkabäer wurde Jerusalem frei, doch fühlten sie sich der syrischen Macht gegenüber so schwach, dass sie mit den Römern ein Bündnis zu Schutz und Trutz machten. Dieses wurde im Verlauf der Zeit immer enger, bis endlich ein römischer „Ratgeber“ dem jüdischen Könige Hyrkanus an die Seite gegeben wurde. Nach Hyrkans Tode räumte Antipater dessen Söhne zur Seite, um, was er in Wirk-

lichkeit längst getan hatte, seinen Willen regieren zu lassen, ohne den Schein eines neben ihm stehenden Fürsten. Ihm folgte sein Sohn Herodes, und als die Hebräer diesen nicht anerkennen wollten, nahm er sich den Thron, von Rom unterstützt, mit Gewalt. Palästina war nur noch eine römische Domäne. Religion und Sitte war zwar von Zeit zu Zeit immer hergestellt worden nach der Weise der Väter, dennoch hatte natürlich das Volk früher so wenig dem assyrischen, babylonischen und persischen, als später dem griechischen und römischen Einfluss wirksam widerstehen können. Seit Alexander hatte sich griechische Sprache und Sitte, Kunst und Philosophie im Orient ausgebreitet, und mit den Römern kam die strenge Staatsordnung in das Land. Damit wandelte sich auch jedesmal die Tracht, und die Propheten klagten oft genug über den Luxus und die ausländischen Gewänder, über Schmuck und Zierraten, die man anlegte. —

Nach Herodes Tode teilten sich die Söhne das Reich, und als Archelaus, der älteste, dem Judäa zugefallen war, starb, zogen die Römer diese „Provinz“ zu Handen des römischen Reiches ein und übertrugen einem Konsul ihre Verwaltung. Ebenso ging es nach und nach den übrigen Landesteilen. Der Aufstand, den ein Teil der Juden gegen die römische Gewalt versuchte, schlug fehl und endete mit der völligen Zerstörung der Stadt durch Titus (70 n. Chr.) und mit der Auswanderung und Zerstreuung des Volkes in alle Teile des grossen römischen Reiches. Für Kunst und Wissenschaft sind die Hebräer in der Geschichte völlig unfruchtbar gewesen, nur das eine scheint ihre Aufgabe gewesen zu sein, denn nur diese haben sie gelöst: die Idee einer einigen unteilbaren Gottheit zu vertreten und auszubreiten.

### 3. Wohnsitz.

Was auch sonst das Volk bestimmt haben mag, bei seinem Zuge von Ägypten gegen Nordost sich im Tale des Jordan niederzulassen, gewiss ist die äussere Ähnlichkeit dieser Senkung mit dem Niltal nicht der letzte Grund dieser Wahl gewesen. Denn sowie der gewaltige Ägyptos inmitten einer schmalen grünen Ebene, dem Boden seiner Talspalte, dahinfliesst, und sowie diese bei ganz unbedeutender Breite auf beiden Seiten durch kahle Kalkfelsen steil begrenzt wird, so fliesst auch der Jordan inmitten eines schmalen sehr fruchtbaren Tales, das besonders im Westen von ziemlich steilen Wänden eingefasst wird. Die Abhänge sind nur hin und wieder bewachsen und das vorherrschende Gestein ist ebenfalls Kalk, wenn auch anderer Art als in Ägypten. Nur am See Tiberias und nördlich davon kommt Basalt vor. Doch zeigt sich ein grosser Unterschied in der Bodengestalt, denn indem die Tiefe des Niltals nach der Mündung hin abnimmt, da die Berge sich senken, nimmt die Tiefe des Jordantals nach der Mündung zu, da der Talboden sich sehr rasch senkt, und die oberen Ränder der Spalte sich nicht nur nicht mitsenken, sondern steigen. Beiläufig ist das Jordantal das absolut tiefste Stück der Erdoberfläche, da es an der Mündung, am Toten Meer, 1200 F. unter der Fläche des Mittelmeeres liegt, und somit ist das Tote Meer selbst die absolut niedrigste Wasserfläche der Erde.

Das Hochland, welches vom Jordan bis ans Meer reicht (Galiläa und Judäa) ist der eigentliche Schauplatz der jüdischen Geschichte, denn nur zwei Stämme wohnten östlich vom Jordan; der Haupttrupp des Volkes liess sich westwärts nieder. Dieses Land ist vielfältig durchzogen von Gebirgsrücken, die, wie aller Jurakalk, in ihrem Inneren eine grosse Zahl von geräumigen Höhlen bergen. Daher war das Leben „in der Wüste“ so leicht möglich, weil die Natur für Obdach gesorgt hatte, und daher spielen die Höhlen in der jüdischen Geschichte von Anfang an eine so grosse Rolle. Doch sind diese Gebirge meist kahl oder mit niederem Gestrüpp bewachsen, selten findet sich ein Wald, und so war die Holzarmut schon zu jener Zeit erklärlich. Daher musste zu dem Tempel (zum ersten ansehnlichen Gebäude) das Holz aus dem Auslande bezogen werden; daher heisst sich von der Stadt oder vom Weideplatz entfernen, immer: in die Wüste gehen. Man versuche, sich das in Deutschland zu denken — es ist unmöglich. Das Hochland hatte also und hat noch heute nur zum Teil fruchtbaren Boden, da wo Rinnsale von Bächen sich finden. Aber die meisten derselben liegen im Sommer trocken und damit erstirbt auch der niedere Pflanzenwuchs bald; nur die Bäume dauern eben aus. In Judäa finden sich allerdings Distrikte, wo Abhänge mit Wein bedeckt sind und wo „Milch und Honig“ fliesst, da die Biene sich auf den Höhen reichlich anbaut, und die Talsohle gute Weide bietet.

Die einzige ununterbrochene Ebene im Lande ist die im südlichen Galiläa von West nach Ost reichende Senkung, die Ebene Esdrelon. Sonst ist im ganzen Lande der Boden fortwährend wellig, und der Esel, als das beste Reittier im Gebirge, von alters her (von Bileam bis auf Christi Einzug) im Gebrauch.

In dieses vielfach zerteilte Land zog ein Stamm ein, der Viehzucht betrieb, also eine auf das Einzelleben hinzielende Beschäftigung. Was Wunder, wenn er nie zu einem Einheitsstaat zu bringen war, sondern nach jedem solchen Versuch wieder in mehrere Teile zerfiel? Was Wunder, wenn er durch solche Zerklüftung unselbständig wurde, wenn er oft den Nachbarn zu Gefallen lebte? wenn er deren Kultus, Tracht und Sitte häufig nachahmte? Was Wunder, wenn selbst die unerhörte Anstrengung der Gesetzgeber, nur einen Tempel für das ganze Land und Volk zu errichten und anzuordnen, jedes Jahr dreimal zu diesem Tempel hinzureisen, keinen Zusammenhalt in das Volk bringen konnte? Wenn auch das Zerstreutwohnen der Leviten nichts fruchtete, das offenbar als Bindemittel wirken sollte? Der Boden hinderte den leichten Verkehr durch seine Gebirgsrücken und wüste Strecken; die Viehzucht erlaubte kein Nahewohnen; so blieb das Volk ewig in kleine Häuflein geteilt, die sich nicht selten untereinander blutig bekämpften. Handel und Industrie blieben unentwickelt; Kunst und Wissenschaft waren unmöglich;

Städte gab es keine vor David; was den Namen führte, waren elende Haufen von Hütten. Jerichos Mauern fielen beim Klang der Trompeten. Auch später blieb Jerusalem die einzige ansehnliche Stadt.

Von einer ursprünglichen Volkssitte und Volkstracht, die sich von Anfang an Jahrhunderte lang trotz allen Andrangs treu bewahrt hätte, kann also hier kaum die Rede sein. Vom Beginn ihrer Geschichte bis zum Ende hin klagen die Schriftsteller der Juden über das Buhlen mit allem Fremden. Vergeblich ist ihr Eifer und wie bei anderen Völkern verhallte auch hier die Stimme der Warnung. Aber dass die Propheten klagen, beweist, dass in Kanaan eine gewisse Tracht als Volkstracht in Geltung gewesen sein muss, dass ein grosser Teil des Volkes ihr treu geblieben und dass das Festhalten am Überlieferten als eine Tugend galt. Und welches Volk der Erde könnte sagen, dass es an Zähigkeit und Ausdauer das jüdische überträfe? Denn hätte das Wechseln der Tracht in den Volkscharakter gepasst, würden dann seine Seher dagegen geeifert haben? Eifern Pariser Schriftsteller dagegen?

Der Abstammung nach, den Stammeigentümlichkeiten zufolge, müsste das Volk seine Tracht und Sitte immer treu bewahrt haben. Sein Wohnsitz in Palästina war allerdings verschieden von dem in Ägypten, wenn es dort wirklich am Ostarm des Nil im Delta gewohnt hatte, aber doch nicht so verschieden, um eine totale Änderung der Tracht nötig zu machen. Es bleibt also nur das dritte Moment, seine Geschichte übrig, um alle Wandlungen, die sich an ihm zeigten, zu erklären, und diese Geschichte ist allerdings bewegt genug. Es liesse sich schwerlich ein Punkt der Erde finden, der mehr an der Heerstrasse gelegen war, als Kanaan. Führten doch die Wege zwischen drei Erdteilen alle über den Jordan: was konnte da Grosses um das östliche Mittelmeer geschehen, von dem Palästina unberührt geblieben wäre! So war freilich dieser Knotenpunkt dreier Erdteile am besten geeignet, als Ausgangspunkt für die reine Gotteserkenntnis zu dienen, und so war auch die Aufgabe dieses Volkes als eines geschichtlichen gelöst, da es nach langer Pflege die Frucht zur Reife gebracht und den Samen in alle Winde verstreut hatte. Mit Vollendung des Gebäudes der Religion gingen die Bauleute auseinander.

## B. Die Tracht.

Es ist ein Beweis von der ausserordentlichen Zähigkeit und inneren Kraft dieses Volkes, dass es seine Sitten und also auch seine Tracht nicht noch weit mehr geändert hat, als dies geschah. Denn es lassen sich kaum 30 Jahre der jüdischen Geschichte finden, wo dasselbe sich ruhig hätte entwickeln können. Die salomonische Zeit ist darin die einzige. Denn die Berührungen mit den Nachbarn waren nicht etwa kleine Reibungen, sondern meistens Unterjochungs- oder gar Vernichtungskriege. Der Zusammenhalt im Inneren war immer nur sehr gering, wie oben bewiesen worden; hätte man sich da wundern können, wenn in kurzer Zeit das ganze Volk in der mächtigen Nachbarschaft die einen hier, die anderen dort aufgegangen wäre? Dass dies unter den genannten Umständen nicht geschah, dies bleibt zu bewundern.

Von Ägypten her — denn mit dem Auszuge von dort beginnt doch erst die Geschichte des „Volkes“ — brachten die Hebräer gewiss wenig mehr, als den dort gebräuchlichen Schurz für die Männer, und das Hemd für die Frauen mit. Auf dem höher gelegenen Kanaan ging die Luft schärfer; hier reifte die Dattel noch kaum — eine wärmere Umhüllung als der Baumwollenschurz wurde notwendig: auch die Männer griffen zum Hemd. Ob sie dazu das Vorbild der einheimischen Völker bedurften, kommt gar nicht in Betracht; die Notwendigkeit ist die eindringlichste Lehrerin. So finden wir die Hebräer bei ihrer ersten Erwähnung auf assyrischen Denkmälern in lange, bis auf die Füsse reichende Gewänder gekleidet. Wann sie vom ägyptischen Schurz zu dieser Tracht übergegangen sind, ist für uns keine Frage: sobald sie nach Kanaan übergegangen waren.

Selbst die Behandlung der Stoffe beim Weben konnte für einen aus Ägypten kommenden Stamm keine Schwierigkeiten bieten. Nur vielleicht im Spinnen und Zurichten der Wolle hatten sie, da in Ägypten meist Baumwollenzeug und Leinwand benutzt wurde, von den neuen Nachbarn etwas zu lernen. Denn darin waren die Bewohner von Vorderasien von alters her bis auf heute Meister. Die Weberei jener kostbaren Teppiche, die man in Kleinasien anfertigt, ist erst in der neuesten Zeit bei uns nachgeahmt worden. Jahrtausende lang war sie ausschliesslich ein Eigentum jener Völker. Denn schon in den Grabbildern von Beni-Hassan findet sich ein Zug Vorderasiaten, in solche Teppiche gekleidet (Taf. 5, 1—5). Seltsamerweise sind die Muster in ihren Umhängen noch dieselben, wie heute. Dass es wollene Teppiche und nicht etwa baumwollene Gewänder sind, geht aus den Konturen der Zeichnung unzweifelhaft hervor. Die eine Figur dort hat das oblonge Stück Zeug ganz einfach auf den Rücken gelegt, ohne dass man sehen kann, wie es sich dort hält, ohne zu fallen. Dieser Zug Fremdlinge ist eine Zeitlang für Israeliten gehalten worden, da die Gesichtszüge dazu berechtigten. Spätere Forschungen aber haben dies widerlegt, aber dass es ein syrischer Volksstamm ist, den wir hier vor uns haben, das ist ausser Zweifel. Denn Tracht und Bewaffnung und ihre ganze Ausstattung spricht dafür.

Wir haben also an ihnen ein Bild der Völker, welche die Hebräer bei ihrem Vordringen in Palästina antrafen und bekämpfen mussten. Verweilen wir daher einige Augenblicke bei ihnen als ihren Gegnern und späteren Nachbarn.

Den Kopf scheinen diese Syrer nicht bedeckt zu haben, denn da die Abbildung in Beni-Hassan eine Karawane darstellt und keiner dieser Reisenden einen Hut oder dgl. trägt, so werden sie wohl im alltäglichen Leben um so weniger eine Kopfbedeckung gekannt haben. Diese Sitte haben ihnen die Hebräer nicht abgenommen, da sie das Haupt selbst beim Gebet bedecken mussten.

Die Fussbekleidung der besprochenen Semiten besteht bei den Männern aus gewöhnlichen Sandalen (Taf. 5, 2, 4, 5), bei den Frauen aber aus Schuhen, die aus lauter feinen Riemen oder Halmen geflochten zu sein scheinen (Taf. 5, 1 u. 3).

Der übrige Körper wird durch die Decke verhüllt, indem dieselbe bald bloss mit zwei Zipfeln über die beiden Schultern nach vorn umgehangen wird (Taf. 5, 5), oder indem sie von der einen Achsel unter dem entgegengesetzten Arm hindurch wieder zu der Achsel reicht und hier beide Enden aneinander befestigt werden (Taf. 5, 4). Oder sie wird wie ein Schurz um die Hüften gewickelt (Taf. 5, 1 u. 2) oder sie bildet ein gewöhnliches Hemd, ohne Ärmel, nur mit Armlöchern (Taf. 5, 3).

Auffallend ist es, dass die Männer in diesem Zuge nur Backenbärte, aber keine Schnurrbärte tragen. Das Haar ist lang und kraus; bei den Frauen fällt es frei rund um den Kopf herab, nach Art der Ägypterinnen, und wird durch ein Stirnband gehalten. —

Als Waffen führen die Männer Bogen und Pfeil, Lanzen und eigentümlich gekrümmte Keulenstäbe (Taf. 5, 2).

Ihr Lasttier ist der Esel. Ihre Handelsartikel sind u. a. Büchsen mit Schminke, wie man sie noch heute in Ägypten vorfindet. Dadurch weiss man, woher man dort dergleichen bezog. In den Händen dieser Syrer erscheint die erste Lyra (Taf. 5, 5), die in Ägypten vorkommt, daher es wahrscheinlich ist, dass dies Instrument um jene Zeit (2100 v. Chr.) von Vorderasien aus nach Ägypten kam.

## 1. Gewöhnliche Tracht.

Wie lange diese unverändert im Volke der Hebräer getragen wurde, lässt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Wenn man aus den Erscheinungen im Leben anderer Völker sich erlauben will, einen Schluss auf das jüdische Volk zu machen, so lässt sich annehmen, dass mit jedem Siege über die Nachbarvölker auch eine Anzahl von Kleidern erobert und von den Siegern getragen worden sei. Denn schon zu Simsons Zeit finden wir einen solchen Vorrat von Luxusartikeln, dass er mit den Philistern eine Wette um „30 Feierkleider“ eingeht. Wenn auch aus dieser Wette eben die Seltenheit guter Gewänder um jene Zeit einleuchtet, so beweist sie doch auch deren Vorhandensein und den darauf gelegten Wert. Die alte Einfachheit war also schon damals nicht mehr ganz unangetastet.

Eine spätere Erwähnung, die noch grösseren Luxus ahnen lässt, ist die Klage des David um Sauls Tod, weil dieser Fürst „Israels Töchter in Purpur gekleidet und ihre Gewänder mit goldenem Zierrat geschmückt habe“. Jetzt war also der Reichtum noch höher gestiegen und die einfache Tracht eine nicht mehr vorherrschende Erscheinung.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Dieselbe, wie sie durch ein assyrisches Skulpturbild als ältestes Zeugnis dargestellt wird, bestand aus einem
Hemd wahrscheinlich wollenen Hemde mit kurzen Ärmeln, das bis auf die Füsse reichte (Taf. 5, 7 u. 8). Die Männer kürzten es zuweilen, besonders, wenn sie auf die Reise gingen, so, dass es nur bis an die Kniee herabfiel (Taf. 5, 8). Frauen und Männer hatten ausserdem noch einen Überwurf, ein langes Stück Zeug, das bei den Frauen aus dem Volke über den Kopf gelegt und gewöhnlich vorn unter dem Kinn übereinandergeschlagen wurde, so dass das rechte Ende über die linke Schulter fiel. Auch die Männer legten es zuweilen so, vielleicht wenn das Wetter eine völlige Verhüllung des Kopfes und Halses anempfahl. Sonst aber warfen sie es gewöhnlich quer um die Brust, so dass es von der linken Schulter über den Rücken unter dem rechten Arm durch quer über die Brust ging, und der Zipfel hinten über die linke Schulter hinabfiel (Taf. 5, 6). Überwurf

Aus diesen beiden einfachen Kleidungsstücken wusste der Luxus doch allerlei zu entwickeln. Das nächste war die Verfeinerung und Färbung der Stoffe. Indessen der arme Mann sein Kleid aus Ziegen- oder Schafwolle oder aus Kamelgarn zu Hause weben und anfertigen liess, bezog der Reiche seine Gewänder vom Auslande. Da waren zunächst die weissen feinen Leinwandkleider der Ägypter, die sich in der Priestertracht bis in die späteste Zeit erhielten. Dann die bunten Gewänder aus Wolle und Baumwolle der Phönizier und Assyrer, die man gar sehr begehrte. Wenn auch die Frauen aller Stände die Weberei fortbetrieben, so mögen die vornehmen wohl nach ausländischen Mustern gewebt haben. Seit David und Salomo wurde der Handel mit dem Auslande belebt und seitdem lässt sich annehmen, dass die Tracht allgemein prächtiger geworden sei.

Eine zweite Weise der Darlegung des Reichtums war die, das Untergewand zu verdoppeln. Auch auf diese Sitte verfielen die Vornehmen schon sehr frühe durch Nachahmung der Nachbarn. So trugen sie also ein weisses, wahrscheinlich baumwollenes Leibgewand, gewöhnlich länger als das darüber liegende bunte Gewand aus Wolle, das an den Säumen und Ecken reich verziert war (Taf. 5, 10—12). Beide hatten aber kurze Ärmel. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft finden sich durch Bekanntschaft der Israeliten mit den Persern auch Leibgewänder mit langen Ärmeln (Taf. 5, 6). Sonst waren diese nur der Priesterkleidung eigen (Taf. 5, 13—14). Untergewand

Dass auch der Mantel oder Überwurf, dessen wir oben als zweites Kleidungsstück erwähnten, durch den zunehmenden Reichtum Veränderungen erfuhr, versteht sich von selbst. Das nächste war, dass man, nach Art der östlichen Nachbarn, die Kanten der Decke mit Zacken u. dgl. besetzte (Taf. 5, 10). Dann verwandelte man ihren Schnitt, wie ihre Handhabung, indem man sie aus zwei gleichen Stücken zusammensetzte, zwischen denen mitten ein Halsloch blieb, so dass sie Brust und Rücken gleichmässig deckte (Taf. 5, 12). Oder man trug, wenn auch selten, statt des Überwurfs, dem Beispiel der Phönizier folgend, einen wirklichen Rock mit kurzen Ärmeln, der vorn durch eine Schnur oder Spange zusammengehalten wurde (Taf. 5, 11). Überkleid

Dass der Überwurf schon frühe zur jüdischen Tracht gehört haben muss, wird durch den Befehl Mosis bewiesen, Quasten „die vier Zipfel des Mantels mit Quasten zu zieren". Darin fanden die Frömmler, deren es auch dort gab, eine vortreffliche Gelegenheit, sich zu zeigen. Sie vergrösserten und verdoppelten diese Quasten nach besten Kräften, weil ihnen trotzdem niemand glauben wollte, dass sie fromm seien (Taf. 5, 12).

Zu Christi Zeit müssen die alten einfachen, schmucklosen Gewänder schon ziemlich selten gewesen sein, denn man hebt an Johannes dem Täufer besonders hervor, dass er ein Gewand aus Kamelhaaren getragen habe — es war also auffallend! — und Jesus verbietet seinen Schülern, die doch wahrlich nicht aus den höchsten Ständen entsprungen waren, doppelte Unterkleider zu tragen. Wenn solche Verbote nötig sind, so beweist dies, dass Fälle der Übertretung vorkommen.

Um das Hemd oder Untergewand am Körper anzu- Gürtel schliessen, bediente man sich eines Gürtels aus Leder oder starkem Wollenzeug (Taf. 5, 8). Die Prachtliebe fand diesen natürlich nicht mehr passend zu purpurnen Unterkleidern und verschaffte sich also die ausländischen Gürtel, die aus feinen Zeugen gefertigt und schön gefärbt (Taf. 5, 10 u. 11), mit Goldfäden durchwoben oder gar ganz aus Gold hergestellt waren. Hier trug, wie der Morgenländer dies noch jetzt tut, der Schreiber sein Schreibzeug, der Kaufmann seine Börse, der Reiche seinen Dolch.

Dass die Beine stets unbekleidet blieben trotz der Berührung mit den Persern (der strenggläubige Jude trägt noch heute keine Hosen), zeugt, wie auch das bereits Besprochene, von der Zähigkeit des Volkes im Festhalten an den alten Formen, denn wir finden bei ihm (ausser dem Rock, der stets selten blieb) nur Unterkleid, Gürtel und viereckigen Mantel von Anfang bis zum Ende seiner Geschichte im Gebrauch. Dass zur griechischen Zeit vornehme Stutzer sich auch der Chlamys (des leichten Mantels der griechischen Reiter) und zur römischen einzelner Stücke des römischen Kostüms bedient haben mögen, ändert daran nichts. Es ist dasselbe, wie wenn ein heutiger norddeutscher Grossstädter Tiroler Tracht trägt, was auch zuweilen geschieht.

### Die Frauen

trugen, wie schon erwähnt, ebenfalls das Unterkleid und den Mantel. Letzterer war jedoch, damit er bei den niederen Ständen über den Kopf gelegt werden konnte, länger. Dass die vornehmen Frauen dem Beispiele ihrer Männer folgen mussten, und auch gern folgten, ist begreiflich. Mit Salomo scheint neben der Geringschätzung gegen die Frauen deren Ausschmückung als des kostbarsten Hausrats zugenommen zu haben; doch hatte die Frau schon vom Anfang der jüdischen Sage her nur eine untergeordnete Stellung, wie es noch heute bei den Orientalen der Fall ist. Sie wurde meistens durch Kauf von den Eltern gewonnen. Schon Abraham hatte zwei Frauen, Sara und Hagar, und 1. Mose 25, 6 ist ausserdem noch von seinen Kebsweibern die Rede. Jacob kaufte seine beiden Frauen Rehal und Lea samt deren Mägden, seinen Kebsweibern Bilha und Silpa durch langjährige Dienstzeit bei Laban. — Jeder Mann nahm, wie es noch heute im Orient geschieht, soviel Frauen, als er zu ernähren Lust und Vermögen hatte. Der arme Araber und Fellah begnügt sich daher mit einer; so hatte auch der ärmere Jude nur ein Weib, aber David hatte gleichzeitig mehrere Frauen, Salomon deren sogar tausend. Von einer „Würde der Frauen" konnte da keine Rede sein; sie waren Sklavinnen des Hausherrn, aber prächtig ausgeputzt, so sehr es nur möglich war. In den ärmeren Klassen behauptete natürlich die Frau neben ihrer Einzigkeit und Arbeit auch ihre bedeutendere Stellung. Sie behielt aber auch ihr einfaches Unterkleid und den einfachen Mantel bis in die späteste Zeit, denn ihr wurde weniger erlaubt, als dem Manne.

Das vornehme Weib aber wurde seit der Glanzperiode des Reichs mehr und mehr ein wahrer Juwelierladen. Mit der Fülle des Schmuckes, von dem wir hernach reden wollen, nahm auch die Zeugverschwendung gewaltig zu.

Da die Frauen nur selten öffentlich erschienen, sondern meist innerhalb des Hauses lebten, so konnten sie freilich auch unbequeme Kleider tragen. Denn so müssen ihre Hemden selbst gewesen sein, wenn wir sie uns nach Hemd der Propheten Beschreibung vorstellen: weit, lang, auf dem Boden nachschleppend mit sehr langen und weiten Ärmeln. Im Hause trugen sie meist nur ein Gewand dieser Art, und zwar aus feinem oft durchsichtigem Zeug; die Säume waren dann reich mit Borten besetzt und ein Gürtel umschloss die Hüften. Das zweite Gewand war noch länger, noch weiter und dessen Ärmel fielen bis zur Erde; heute noch tragen die Jüdinnen im Orient Kleider Kleid von solcher Art. Dies wurde, da es auch zum Ausgehen diente, überreich verziert, selbst mit Steinen. Dem entsprach dann sowohl der Gürtel, der dasselbe zusammenhielt, wie der Überwurf, dessen wir schon erwähnten. Überwurf Ausserdem bedienten sich aber die Frauen beim Ausgehen noch eines grossen, leichten Tuches, das sie über Kopf und Schultern legten, und damit den ganzen Körper verhüllten. Auch heute tragen die orientalischen Frauen solche Tücher, die bei den vornehmen aus schwarzer Seide, bei den geringeren aus dunkler Baumwolle sind. Dies ist aber nicht der Schleier, sondern der wurde und wird Schleier noch ausserdem unter dem zuletzt erwähnten Tuche getragen. Sonach stellen sich für die Tracht der vornehmen hebräischen Frauen fünf Stücke heraus: feines weites Hemd; ein weites, langes Untergewand, oft farbig, oder wenn auch weiss, immer mit farbigen Kanten; Mantel oder Obergewand (an dessen Stelle zuweilen der Kaftan); Schleier, der unter dem Kinn gebunden wurde, und Überwurf über den ganzen Körper. Bei den ärmeren Frauen sind aber die ursprünglichen zwei Stücke: statt der zwei Unterkleider nur ein Hemd; und statt Mantel, Schleier und Übertuch das viereckige Obergewand.

### b) Kopfbedeckung.

Auch diese hat sich im Laufe der Jahrtausende wenig geändert. Schon der alte Hebräer trug, was der jetzige Kopfbinde Morgenländer, einen Turban, d. h. eine Binde, die er mehrmals um den Kopf schlang. Zu verschiedenen Zeiten mag wohl die Form oder Art dieser Wickelungen verändert worden sein, so dass bald eine mehr hohe (Taf. 5, 6), bald eine mehr breite Form des Turbans sich ergab (Taf. 5, 11). Mit den Nachbarvölkern lernten die Juden auch Mützen kennen und Stirnbänder hatten sie schon in Ägypten gesehen und von dort die Sitte, sie dann und wann zu tragen, mitgebracht (Taf. 5, 10), brauchten sie also nicht erst von den Assyrern zu lernen. Auch die Mützen fanden Liebhaber unter ihnen, wenn auch nur wenige (Taf. 5, 12).

Haar Hierher gehört auch die Erwähnung des Haares und Bartes. Beides war den Hebräern höchst wichtig. Männer und Frauen pflegten das Haar auf jede mögliche Weise. Haarlosigkeit war eine Schande, die von den Propheten oft als Strafe angedroht wird. Die Schwärze und den Glanz suchte man durch Öle und Salben zu verstärken, und eine schöne Anordnung, besonders bei den Frauen, Bart durch Flechten oder Locken herzustellen. Dem Barte wurde dieselbe Aufmerksamkeit zuteil. Auch er wurde gesalbt und durfte nicht geschoren werden, denn nur der Sklave trug keinen Bart.

Haarputz Dass vornehme Frauen einen Schleier auf dem Haupte trugen, wurde schon erwähnt. Sonst wurde der Kopf meistens nicht weiter bedeckt, doch flocht man Perlen und kostbare Steine in das Haar ein, oder schlang ein Diadem um das Haupt; selten nur fand sich eine Haube, und dann war sie nur aus weiten Maschen, nach Art eines Netzes, verfertigt. Denn Hauptsache war und blieb, das schöne Haar zu zeigen, welchen Zweck jede dichte Kopfbedeckung vereitelt hätte.

Trauer Nur als Zeichen der Trauer bei Todesfällen wurde Haar und Bart zerrauft und geschoren, die Brust zerschlagen und zerkratzt und Asche auf das Haupt gestreut. Dann durfte man keine Schuhe tragen; jeder Schmuck musste abgelegt werden und das Gewand wurde mit einem Sack (wahrscheinlich ganz einfach geschnittenen, groben Rock), der Gürtel mit einem Strick vertauscht.

### c) Fussbekleidung.

Der gemeine Mann ging barfuss oder in Sandalen (Taf. 5, 8). Der Vornehme trug, nachdem erst der Handel und Verkehr mit dem Auslande im Schwung war, assyrische Schuhe (Taf. 5, 10) oder phönizische Schuhe, später auch persische (Taf. 5, 11 u. 12). Diese waren aus buntem Leder zierlich gearbeitet, und besonders die der Frauen wurden mit grösster Sorgfalt ausgewählt.

### d) Schmuck.

Man braucht nur einen der Propheten, insbesondere Jesaias aufzuschlagen, um Klagen zu hören über die Putzsucht der Juden, besonders ihrer Weiber. Und wenn es an einem Verzeichnis aller Schmucksachen fehlte, so würde man dort eins finden, und zwar so vollständig, als man es nur wünschen kann. Er rügt (ausser den aufgeworfenen Hälsen und den trippelnden kurzen Schritten etc.) die geschminkten Augen, die Fussspangen, die Sonnen und Monde an Hals und Ohren (das erinnert an die Perser und zugleich an die späteren Mohammedaner, denn Ideen und Symbole kriechen wie Flechten über die Erde), die Armbänder und Schleier, die Halsketten und Gürtel, die Ringe an Finger und Nase, die Riechfläschchen und Amulette und dann folgen die Kleider.

Es gab also kaum einen unverhüllten Körperteil, an welchen die Jüdin nicht einen goldenen Zierat gehängt oder ihn sonst ausgeputzt hätte, z. B. Augen und Wangen durch Schminke. Dass dieser Schmuck zum grössten Teil ausländischen Ursprunges war, geht aus dem Alten Testamente unzweifelhaft hervor. Doch scheint es, dass die hebräischen Frauen, ähnlich den arabischen und maurischen, besonders kleine freihängende Plättchen, wie Sonnen und Monde u. dergl. an ihrem Schmuck liebten. Die Männer trugen nur Ringe an den Fingern, vor allem einen Siegelring.

## 2. Priestertracht.

Dieselbe wurde nur während der amtlichen Verrichtung getragen, und war durch die mosaischen Verordnungen streng vorgeschrieben. Sie bestand in einer Hüfthose (ähnlich einer kurzen Schwimmhose), einem Hemd oder Untergewand aus weisser Leinwand mit langen Ärmeln, Hose einem bunten Gürtel und einer Kopfbinde. Die Füsse mussten beim Tempeldienst nackt sein; der Jude musste beim Eintritt in das Gotteshaus die Schuhe ausziehen, aber das Haupt bedecken. Auch der Mohammedaner lässt die Schuhe an der Tür stehen, wenn er in die Moschee tritt, entblösst aber auf keinen Fall den Kopf. So verschieden sind die Begriffe über Ehrfurchtsbezeigung.

Die kurze Hose um die Hüften war aus Leinwand und sollte, falls der Wind das Unterkleid in die Höhe hübe, wenn der Priester vor allem versammelten Volk oben auf der Treppe am Eingang stände, dafür sorgen, dass das Anstandsgefühl nie verletzt werden könnte.

Das Unterkleid oder Hemd war ebenfalls aus weisser Hemd Leinwand und reichte bis zu den Füssen (Taf. 5, 9, 13 u. 14). Diese beiden Stücke scheinen zum Teil ägyptischen Ursprungs zu sein, da auch dort die Priester zunächst den Schurz tragen mussten, welcher hier der Lendenhose entsprechen würde und dann über denselben oft noch ein weisses Gewand anlegten, das jedoch nur von den Hüften abwärts reichte.

Der Gürtel war bunt gewirkt und die Enden reichten, nachdem er einigemal um die Hüften geschlungen war, bis zur Erde. Bei den Tempelbeschäftigungen wurden sie über die linke Schulter zurückgeschlagen (Taf. 5, 9).

Die Kopfbinde wurde zu einem hohen Turban ge- Turban wickelt, der über eine bindenförmige Untermütze gestülpt wurde (Taf. 5, 9 u. 14). Er unterschied sich vom heutigen

türkischen, der um das Fes gewickelt wird, dadurch, dass er oben geschlossen war, weil die Untermütze keinen Boden hatte, sondern nur einen Ring um den Kopf bildete. Diese hatte den Zweck, die Reinhaltung zu erleichtern.

Hohe-riester-racht.

Der Hohepriester trug alle diese Kleidungsstücke auch, aber ausserdem noch ein Oberkleid ohne Ärmel, das bis aufs Knie reichte, und ein Schulterkleid oder Ephod.

Das Oberkleid war aus einem Stück, also ohne Naht, war schön gefärbt und die untere Kante war mit Quasten und Glöckchen verziert; jene sollten Granatäpfeln entsprechen (Taf. 5, 13).

Das Ephod oder Schultergewand bestand aus zwei Teilen, die auf den Achseln durch goldene Spangen aneinander befestigt wurden, deren jede einen bestimmten Edelstein (Onyx) trug. Ebenso waren vorn auf dem Brustschlitz des Gewandes drei Reihen Edelsteine, jede zu vier Steinen angebracht, welche die zwölf Stämme darstellten. Mittels kleiner Ketten wurde dieser Schmuck auf den Achseln und auf den Hüften befestigt (Taf. 5, 13).

Über das Ephod legte der Hohepriester einen zweiten Gürtel aus Gold und bunten Fäden gewirkt, wie das Ephod selbst.

Die Mütze des Hohenpriesters war ausgezeichnet durch ein Stirnband aus Gold, das mit zwei Schnüren am Turban festgebunden war. Auf demselben standen die Worte: „Geheiligt dem Herrn". —

Am grossen Versöhnungsfeste (lange Nacht) trug der Hohepriester ausnahmsweise nur einfache weisse Kleider, und zwar die des gemeinen Priesters, ausser dass auch der Gürtel weiss sein musste (Taf. 5, 14).

Entweder schon seit der Rückkehr von Babylon, oder wenigstens seit der Wiederherstellung des Jehovahdienstes durch die Makkabäer (um 150 v. Chr.) scheinen sich manche Änderungen in dieser Tracht eingeschlichen zu haben. So war zur Zeit Christi aus dem einfachen Gold-Stirnband ein dreifacher Goldreif geworden, der sich um den zu diesem Zweck erhöhten Turban schlang, und allerlei Verzierungen zeigte, vielleicht eine Nachahmung der assyrischen Königskrone (S. 24). Heute finden wir sie wieder in der päpstlichen Tiara, wie das Ephod bei den katholischen Priestern.

lf Steine Brust-childes

Auch über das Brustschildchen mit den 12 Edelsteinen noch einige Worte:

Über die Anordnung der Steine in diesem Brustschild, ja über die Namen der Steine selbst sind von jeher, schon seit dem 4. Jahrhundert n. Chr., die verschiedensten Lesarten im Gange. Es gibt sogar welche, wonach in der Mitte der 12 Steine nach ein Diamant und dieser das eigentliche Urim und Thummim sei. Wir haben in der Tafel die Farben der 12 Steine nach der Zeichnung in Dr. Fr. Bocks kirchlichen Gewändern gegeben, da es nicht zu ermitteln ist, welches die wirkliche Anordnung gewesen sei.

## 3. Kriegstracht.

Das Heerwesen der Hebräer war erst seit den Königen so beschaffen, dass von einer gleichen Bewaffnung und geregelten Führung die Rede sein konnte. Vorher unter den Richtern waren alle ihre Kriege nur wilde Raub- und Streifzüge oder im Falle der Verteidigung ein wüstes Gemetzel, worin jeder tat, was er wollte und konnte. Zwar scheint unter Josua durch die Einteilung des Volkes nach Stämmen auch eine gewisse Heerordnung bestanden zu haben, die aber mit der Niederlassung in Palästina aufhörte. Hier war jeder Stamm auf sich selbst angewiesen und daher bald eine Beute des Nachbarn, wenn er nicht einen oder einige tüchtige Führer hatte. Doch war deren persönlicher Mut und starker Arm wichtiger, als kluge Anordnung des Heeres. Daher ist auch von Heeresabteilungen nirgends die Rede, bis zur Zeit Sauls, wo Hauptleute über 1000 und über 50 erwähnt werden.

Heeres-Ordnung

Ebenso war die frühere Bewaffnung eine beliebig gemischte; das Schwert scheint die Hauptrolle gespielt zu haben, denn seiner geschieht von früh an Erwähnung. Aber ausdrücklich wird unter den Königen bemerkt, dass eine bestimmte Anzahl Krieger Schilde und Spiesse trugen, andere Bogen führten.

Waffen

Diese Waffen zu Schutz und Angriff erhielten die Hebräer natürlich von den umwohnenden Völkern, da sie dieselben vorher nicht gekannt hatten, entweder durch Siege über diese oder durch Kauf und Tausch. Dies um so mehr, da vor Saul die Philister den grössten Teil des Landes erobert und seiner Waffen beraubt hatten.

Es bedarf daher hier auch nur der Erwähnung der verschiedenen Wehren und ihres Ursprungs, nicht der Beschreibung, die schon bei den betreffenden Völkern sich findet.

### a) Schutzwaffen.

Die allgemeinste war der Schild, der ebenfalls wie bei den Assyrern, denen er entlehnt war, als Stand- und Handschild vorkam. Er war zuweilen ganz aus Metall, im übrigen wie dort. Ebenso trugen die Israeliten auch lederne, den assyrischen ähnliche Panzer, bald mit Metall besetzt, später auch ganz metallene, die mit einem gleichen Gurt um die Hüften gehalten wurden.

Schild

Auch Beinschienen kommen schon frühe bei ihnen vor, die sie wahrscheinlich von den Phöniziern oder Philistern erhielten.

Schienen

Das Haupt wurde nur bei den Anführern durch einen Helm geschützt, der zuweilen ganz aus Erz war. Der gemeine Krieger musste sich mit der Kopfbinde begnügen.

Helm

### b) Angriffswaffen.

Die älteste und wichtigste war und blieb das Schwert. Doch mag dies in der ersten Zeit keineswegs unserer Vorstellung eines „Schwertes" entsprochen haben, sondern wenig mehr als ein langes Messer gewesen sein. Dass es an der linken Seite getragen wurde, wird ausdrücklich gesagt. Es wurde gewöhnlich nur zum Hiebe, selten zum Stich gebraucht.

Schwert

Daneben erscheint zunächst der Spiess, doch erst zur Zeit Sauls. Er war leicht genug, um geworfen zu werden.

Spiess

Zu derselben Zeit auch der Bogen, der so wie jener dem assyrischen nachgebildet war.

Schleuder Die Schleuder, wie es scheint, eine ihnen ursprünglich eigene Waffe, wurde auch im Heerwesen mit Vorteil verwandt, und ging wahrscheinlich umgekehrt wie die übrigen Waffen, von ihnen zu den Assyrern über.

---

Fahnen Von Feldzeichen finden sich im „israelitischen Heere" keine Spuren, obgleich die frühere Stammesordnung unter Josua solche Zeichen gehabt haben muss.

Die Trompete als Kriegsinstrument war von Anfang her (Jericho) im Gebrauch (Taf. 6, 42).

Eine besondere Tracht haben die gemeinen Krieger jedenfalls nicht gehabt, nicht einmal von den Anführern wird solches erwähnt. Hin und wieder heisst es, dass der König den Hauptleuten kostbare Waffen schenkte, aber keineswegs, dass diese selbst gleich gewesen seien.

Das Heer, ursprünglich nur Fussvolk, wurde von Streitwagen David durch Streitwagen, von Salomo durch Reiter verstärkt. So war es dem assyrischen ähnlich. Der König selbst kämpfte vom Wagen herab. Es wirft einiges Licht auf die inneren Zustände des Königtums, dass es auch Leibwache schon unter David eine „Schweizergarde" gab, eine Wache aus Fremden, die des Königs Palast und ihn selbst, den vielgeliebten und gepriesenen König, schützen mussten. So gross war sein Vertrauen und seine Beliebtheit. —

Dass die Kriege meistens höchst blutig und grausam geführt wurden, ist schon angedeutet worden. Dass man die Gefangenen auf die abscheulichste Weise verstümmelte, kann bei der sonst im Altertum und besonders im Orient herrschenden Weise kaum wunder nehmen.

Jehu vertilgte die Priester des Baal auf ziemlich dieselbe Art, wie Mahmud II. die Janitscharen oder Mehmed Ali die Mameluken. Das ist unter der morgenländischen Sonne bis heute nichts Neues. Immer heisst es: ausrotten mit den Wurzeln.

## C. Geräte.

Erst in der Zeit kurz vor und besonders nach der babylonischen Gefangenschaft, um uns dieses oft missverstandenen Ausdrucks zu bedienen, wurde die hebräische Kunstfertigkeit im Bearbeiten des Holzes und Metalls eine solche, dass sie darin unabhängig von den Nachbarn wurden. Wir haben schon oben erwähnt, dass Salomo sowohl zum Bau des Tempels als zur Anfertigung seiner Geräte sich phönizischer Hände bedienen musste. Einzig die Töpfer erscheinen von alters her einheimisch unter den Juden, weil sie diese Kunst mit aus Ägypten gebracht hatten. Dorther kannten sie auch die Drehscheibe. In allem übrigen waren die Phönizier ihre Lehrer und während ihres Aufenthalts am Euphrat lernten sie auch noch manches von den Assyrern.

In der unter Esra neu erbauten Stadt bewohnte jede Zunft einen eigenen Bezirk, nur die Gerber mussten ausserhalb der Mauern arbeiten.

### 1. Stubengerät.

Schon in Ägypten waren sie mit Stühlen und Tischen bekannt geworden, und so war es natürlich, dass sie in ihren Häusern dieselben auch eingeführt hatten. Sie sassen also bei der Mahlzeit ursprünglich wohl auf Stühlen, und erst später ahmten sie den griechischen Gebrauch nach, dabei zu liegen. Zur Zeit Christi mag wohl nur dieser noch gegolten haben („der Jünger, der an seiner Brust lag", Johannes nämlich): möchten daher die Bilder, welche Szenen aus jener Zeit behandeln, hierauf mehr Rücksicht nehmen, als bisher!

Da wir keinerlei Abbildungen der Geräte haben, so müssen wir uns allein auf die schriftlichen Zeugnisse und auf die Kenntnis über die Nachbarvölker verlassen. Denn es ist wahrscheinlich, dass die Juden, aus Ägypten kommend, auch von dort ihre Vorbilder des Hausgeräts entlehnt haben, vor allem die Stühle und Tische. Einen besonderen Aufwand scheint man aber mit den Lagerpolstern, die auch als Betten dienten, getrieben zu haben. Man über- Bett deckte sie mit prächtigen Teppichen, umgab sie allerseits mit Kissen und bestreute sie mit wohlriechendem Gewürz. Der Stuhl blieb für die Herrscher immer im Gebrauch, sobald sie eine öffentliche Sitzung hielten, denn bei jeder solcher Gelegenheit wird im A. T. erwähnt, dass der König auf seinem Thron gesessen habe. Thron

Von den zu religiösem Gebrauch oft genannten Gegenständen des Tempels gibt die Tafel (Taf. 6, 40 u. 43) Abbildungen.

### 2. Gefässe.

Die meisten derselben waren aus gebranntem Ton und innen glasiert. Die Anfertigung derselben mag viele Hände beschäftigt haben, denn Jerusalem hatte ein „Töpfertor" und der Jude musste zweierlei Gefässe haben für „Milchiges" und „Fleischiges". In der Form waren sie jedenfalls den ägyptischen und nach dem Exil auch den assyrischen und babylonischen ähnlich.

Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten benutzte man grössere Töpfe oder Hafen (Taf. 6, 41), zum Aufsetzen auf die Tafel flache Näpfe oder Schüsseln. Auch Kessel und eherne Töpfe werden im A. T. öfters erwähnt, doch mögen sie anfangs nur Seltenheiten gewesen sein. Zum Transport von Flüssigkeiten dienten Schläuche aus Leder, wie dies noch heute im Orient allgemeine Sitte ist. Die gewöhnlichen Trinkgeschirre bestanden gleichfalls aus Ton; nur die Vornehmen hatten solche seit Salomo aus edlen Metallen. Gläserne Geschirre waren sehr grosse Seltenheiten, weil man sie nur aus Ägypten oder von den Phöniziern erhandeln musste.

Die Lampen der Israeliten waren sowohl von Stein als von Metall, und die Flamme wurde mit Öl genährt. Ebenso waren die Leuchter aus dem einen oder anderen Stoff, z. B. der siebenarmige des Tempels (Taf. 6, 40) samt seinen sieben Lampen aus reinem Golde.

### 8. Musikalische Instrumente.

Kaum ein Musikinstrument des Altertums ist bekannt, das nicht im A. T. Erwähnung fände. Sonach sollte man glauben, die Hebräer wären ein äusserst musikalisches Volk gewesen, was zwar nicht so scheinen könnte, wenn man ihre heutigen Nachkommen darauf hin ins Auge fasst, da bei diesen der Musiksinn nicht besonders hervortritt, was aber trotzdem der Fall war — und noch ist. Denn dass bei der zweitausendjährigen Knechtschaft unter allerlei Völkern den Juden wohl die Musik vergangen ist, lässt sich leicht begreifen, ebenso gut wie ihnen die Poesie vergangen ist, die ihnen doch niemand, der das A. T. kennt, abzusprechen den Mut haben wird.

Eigentümlich ist es, dass die religiösen Handlungen der Hebräer die Musik benutzten und dadurch auch wohl manches zu ihrer Ausbildung beitrugen. (Man denke hierbei nur an den Kirchengesang des 16. Jahrh.)

Ihre Instrumente waren, wie sich aus obigem ergibt, sowohl Schlag-, Blas- als Saiteninstrumente.

Zu den ersteren gehörten die Cymbeln (Becken) und die Handtrommel oder das Tamburin, wahrscheinlich auch der Triangel.

Von den Blasinstrumenten waren im Gebrauch die Trompete (beim Opfer; Taf, 6, 42), das Horn im Kriege und die Flöten und Pfeifen bei Leichenbegängnissen.

Unter den Saiteninstrumenten wird am häufigsten genannt die Zither, der Psalter und die Harfe. Über die Gestalten der beiden ersten ist nicht recht ins klare zu kommen, vielleicht, dass die Zither einer Laute entsprach, der Psalter dagegen einer Lyra ähnlich war.

Auch in die Fremde hatten sie ihre Harfen mitgenommen, denn sie hingen dieselben an die Weiden zu Babylon, woraus wenigstens das hervorgeht, dass die Hebräer eine grosse Liebe zu diesem Instrument gehabt haben müssen. Nach ihrer Vertreibung aus Kanaan durch Titus sind ihre Saiten zerrissen und erst die neueste Zeit, welche die Glieder dieses wunderbaren Volkes in Deutschland hier und dort wieder in seine Rechte einsetzt, hat auch alsobald wieder die alte Kraft in ihnen erweckt und die Saiten wieder neu aufgespannt, so dass sie gar harmonisch und fröhlich klingen bald zum Traum einer Sommernacht, bald zu den Leiden und Kämpfen der alten Propheten und Apostel Elias und Paulus. Man gebe nur jeder Kraft den rechten Raum, sich zu üben und lege sie nicht brach und tot durch allerlei Vorurteile und und daraus entspringende Gewaltsmassregeln. Die Staaten stehen sich gar sehr im Lichte, welche die Juden zurückdrängen und einengen. Man lasse ihre Kraft endlich im allgemeinen aufgehen, statt sie zur Besonderheit und Abgeschlossenheit zu zwingen. Denn der Entwicklungs-Prozess des Menschengeschlechts beruht auf gegenseitiger Durchdringung und Wechselwirkung aller Elemente.

# IV. Die Perser.

(Tafel 7. Nach dem Mosaikbilde der Alexanderschlacht im Museum zu Neapel; nach Guhl: Denkmäler der Kunst, und Weiss: Kostümkunde. Für den Text ausserdem Herodot, dessen Glaubwürdigkeit durch die neuesten Forschungen von Jahr zu Jahr zunimmt, Xenophon, Aeschylos, Strabo u. a. Auch das Alte Testament, namentlich das Buch Esther.)

## A. Einleitung.

### 1. Quellen.

Kaum kann von besonderen einheimischen für die Tracht die Rede sein. Auch hier müssen die Nachbarn das Beste tun und ohne die schriftlichen Zeugnisse der Hebräer, Griechen und Römer und jene seltenen Kunst-Schätze im Museo reale Borbonico zu Neapel, besonders des Bildes der Schlacht Alexanders gegen den letzten Perserkönig, der grossen Vase des Darius u. a. würden die wenigen Überreste von Persepolis und Pasargadae uns nur grosse Rätsel aufgegeben haben. In Verbindung mit jenen fremden Zeugnissen aber liefern sie ein sehr willkommenes Material zur Geschichte der persischen Tracht. Es sind wie in Assyrien und Ägypten Bilder, welche in die Mauern geschnitten sind und wir finden also hier wie dort die Skulptur und Malerei, denn die Figuren waren bunt, noch immer im Dienste der Baukunst. Die beiden jüngeren Schwestern haben sich noch nicht emanzipiert. Dies geschieht erst bei den Hellenen.

Da das persische Reich auf den Trümmern der von ihm zertretenen medischen und babylonischen Herrschaft sich erbaute, so ist es nicht zu verwundern, dass die erwähnten Bildhauer-Arbeiten der persischen Hauptstädte schon vollendeter sind, als die in frühere Zeiten fallenden assyrischen Skulpturen. Die Steifheit dieser letzteren ist überwunden, denn die persischen Arbeiten lassen der Falte ihr Recht zukommen, die in Assyrien, wie bei den Juden alles Lebendige, zu den nicht darstellbaren Dingen gehörte. Doch ist noch immer ein weiter Raum von hier bis jenseit des Halys oder gar des Archipels, und ein noch grösserer Abstand zwischen einem persischen und einem griechischen Reliefbild. Denn da den Künstlern vorgeschrieben war, was, wohin und wie sie darstellen sollten, so blieb innerhalb dieser drei Grenzen wenig Raum zur freien Bewegung ihrer Phantasie und technischen Fertigkeit übrig. So finden wir also wohl einen Faltenwurf an den Gewändern angedeutet, dessen Mangel den Forscher bei den Assyrern fast zur Verzweiflung bringen kann, aber die Falten liegen alle schön parallel, wie mit dem Zirkel abgestochen und nur hin und wieder hat sich ein rebellischer Bildhauer einige Ausschweifungen erlaubt, deren Schüchternheit und bescheidenes Verstecken aber ahnen lässt, dass er sich seiner Sünde wohl bewusst gewesen sei.

Eine weit reichere Ausbeute für das Studium der persischen Tracht, weil hier zugleich die Farben wohl erhalten

sind, liefert das zu Pompeji ausgegrabene, gegenwärtig im bourbonischen Museum zu Neapel aufbewahrte Mosaikbild der Alexanderschlacht. Zwar stammt dasselbe selbstredend aus einer Zeit, wo die Perser als herrschendes Volk längst vom Schauplatz der Geschichte abgetreten waren und als solche nur noch in der Erinnerung lebten, aber da die Verbindung zwischen Rom und dem Orient eine unmittelbare war, und der Künstler somit die Perser seiner Zeit wahrscheinlich aus eigner Anschauung kannte, so hat er sie auch in ihrer eigentümlichen Tracht dargestellt. Dass diese von der früheren nicht verschieden war, dafür geben die griechischen Schriften aus der Perserzeit Zeugnis, und so ergänzt und bestätigt eins das andere. So haben wir in diesem Bilde also eine in bezug auf die Tracht unschätzbare Quelle vor uns, aus der wir getrost und sicher schöpfen können.

Von schriftlichen Zeugnissen sind ausser den im Alten Testamente verstreuten Bemerkungen vor allem die griechischen wichtig: Herodot und Xenophon; beide erzählen als Augenzeugen; auch einzelne Dichter erwähnen hier und da der persischen Tracht, und können somit als Beweise gelten, z. B. Aeschilos und Aristophanes. — Die römischen Schriftsteller haben, wo sie der alten Perser gedenken, sich zwar auf griechische Aussagen stützen müssen und nur von Hörensagen reden können, aber sie ergänzen manches, was uns von jenen nicht mehr vorhanden ist. Was sie aber über die späteren Perser berichten, kann nur in Betracht kommen, insofern es mit früherem übereinstimmt.

## 2. Geschichtliches.

Kurz und glänzend war die Laufbahn der Perser in der Geschichte. Rasch wie ein Meteor stiegen sie empor; strahlend standen sie eine kleine Weile am Himmel von Vorderasien und schnell waren sie versunken und verschlungen von der Vergessenheit.

Von den steilen Bergen, die den Ostrand des persischen Busens einfassen, strömten sie herab in die Ebenen; aus Tälern und Schluchten quollen sie hervor, um die nördlich gelegenen reichen Distrikte zu besetzen und zu behaupten. Sie waren zum Teil Ackerbauer, zum grossen Teil Hirten und ihr Körper durch die reine Bergluft und einfache Lebensweise abgehärtet für Beschwerden. Schon frühe hatte sich ein kriegerischer Adel gebildet, unter dessen Führung der grosse Haufe des Volkes eines Tages auf Beute auszog. Denn die klugen Mederkönige waren töricht genug gewesen, die Söhne des höchsten Adels zu sich an den Hof zu nehmen, um auf diese Weise den wilden Sinn ihrer Verwandten daheim im Zaum zu halten. Doch, wie oft geschieht, die Sache schlug in ihr Gegenteil um. Was zur sicheren Niederhaltung der Perser dienen sollte, das führte zu ihrer Befreiung von der medischen Herrschaft, sogar zum Sturz derselben. Denn die persischen Prinzen hatten Augen und Ohren, um wahrzunehmen, dass sie nur so lange von den Fremden beherrscht werden könnten, als sie selbst es willig duldeten, und so kam es denn, dass der eine unter ihnen, Cyrus (Koresch oder Kurisch), kühn genug war, seine Stammesgenossen in den Kampf gegen die Meder zu führen. Wie er siegte, und nachher sich zum Herrn von ganz Vorderasien machte, ist bekannt durch die Erzählungen des Herodot, ebenso, wie sein Sohn noch nach Ägypten zog und in Nubien zur Umkehr gezwungen und wie bei dessen baldigem Tode der verwaiste Thron von dem listigen und kühnen Darius Hystaspis bestiegen wurde. Unter ihm brach der in seinen Anfängen kleine und unscheinbare Kampf mit den Griechen aus, der auch, wie einst der Kampf der Perser gegen die Meder, dadurch eingeleitet wurde, dass ein Grieche am Hofe des Unterdrückers lebte. Wer, um vor dem Löwen sicher zu sein, sein Junges in das Haus nimmt, der sei nun doppelt auf seiner Hut.

Es gibt für die Entwicklung des Menschengeschlechts kaum einen Kampf in der Geschichte, der wichtiger wäre, als dieser zwischen Persern und Griechen. Morgen- und Abendland rangen um die Entscheidung; ganze Länder wurden ausgeschüttet gegen die Hellenen; Provinzen wurden menschenleer — alles vergeblich: die persischen Sklavenhorden fielen unter den freien Schwertern der Griechen; die Ebenen von Marathon und Platää trugen dem Perserkönig trotz der kostbaren Aussaat keine Frucht, und die Wogen zwischen Salamis und Eleusis schlangen gierig Schiff und Mann hinab, die Griechenland mit der persischen Geissel bedrohten. Immerfort währte der Kampf; es war der zwischen Freiheit und Despotie, zwischen Bildung und roher Gewalt. Erst Alexander setzte den Schlussstein und das Siegel darauf, als er an den Ufern des Euphrat griechische Wissenschaft und Kunst einpflanzte. Damit endete der Kampf und die Geschichte der Perser. Was inzwischen geschehen, ist nichts als ein allmähliches Zerfallen des in so grosser Eile zusammengebauten Königreiches. Mit Darius steht es in höchstem Glanze, und mit ihm beginnt auch schon der Verfall. Er fängt jenen Kampf an, der seinem Reich dereinst das Ende bringen sollte. Sein Sohn setzt ihn nur fort, und muss aus dem Angriff bald in die Verteidigung übergehen. Er gibt sich zum Trost für die verlorenen Schlachten einem üppigen Leben hin, sodass nun die Tracht der Vornehmen äusserst prächtig wird und auch die Geringeren bald nachahmend beistimmen. Unter den nachfolgenden fünf Königen greift dies nur weiter um sich. So spielt sich eine neue Strophe nach der alten Melodie: die weichliche Lebensweise stürzt das einst kräftige und siegreiche Volk. Der durch den Stahl siegte, wird durch das Gold unterjocht und vernichtet.

## 3. Wohnsitz.

„Ispahans Frühling berauscht die Sinne“ sagen die Orientalen und sie haben recht. Denn wenn auch die Dattelpalme hier nicht mehr, wie im alten Persepolis, fortkommt, so sind dafür tausend lieblichere Stellvertreter vorhanden, die mit Blütenpracht und Wohlgeruch alles

entzücken. Das Klima ist dem von Südfrankreich und Portugal ähnlich, also so lieblich als es sich nur denken lässt. Der Sommer ist nicht zu heiss, und im Winter bleibt der Schnee selten liegen. Regen ist nur während wenigen Wochen zu erwarten; sonst ist der Himmel das ganze Jahr hindurch wolkenlos und die Luft wegen der bedeutenden Höhe des ganzen Landes (zirka 4000 F. über dem Meere) von wunderbarer Durchsichtigkeit und Klarheit. Daher sind die Fernsichten entzückend; daher musste der Mensch hier frühe zur Beobachtung des herrlichen Sternenhimmels sich angezogen fühlen; daher musste wegen des Regenmangels das Wasser hochgeschätzt und heilig gehalten werden. Denn von den Bergen rinnen nur wenige Quellen und die meisten ersterben bald im Laufe; es fehlt an Wäldern, an Seen, und so entsteht auch nirgends Wasserdampf. Als Beweis für die Trockenheit der Luft mag gelten, dass die glänzendste, feinpolierteste Metallfläche tage- und wochenlang im Freien liegen kann, ohne rostig zu werden. Denn auch der Tau, dieser wichtige Ersatz des Regens in jenen Ländern, ist fast unbekannt. Daher verfiel der Mensch hier sicher bald auf Auskunftsmittel, die dem Körper eigentümliche Feuchtigkeit zu bewahren und die Haut über und über vor dem Austrocknen zu schützen. Dies erlangte er durch grosse Pflege des Bartes und Haares, denn die vom Barte umhüllten Gesichtsteile trocknen weniger aus und springen weniger leicht auf als die nackten. Dahe umgibt er den Kopf mit Tüchern (Taf. 7, 11 u. 12) und lässt nur die notwendigsten Organe unbedeckt. Daher trägt er auch die Beine ganz und gar verhüllt. Die Temperatur der Luft ist es nicht, die ihn dazu zwingt, sondern die ausserordentliche Trockenheit derselben, die so gross ist, dass tote Organismen kaum darin verwesen können, und so ist der Wohnort hier wegen seiner eigentümlichen Verhältnisse von gewaltigem Einfluss auf die Gestaltung der Tracht.

Die Bodengestalt Persiens ist die eines Hochlandes mit vielen aufgesetzten Bergketten, we ches gegen Südwest in sieben bis zehn Terrassen zum persischen Meerbusen abfällt. Wegen der Steilheit und Höhe dieser Bergreihen kommt auch von dort kein Wölkchen herauf. Wir haben hierbei immer nur das eigentliche Persien (Persis der Alten, heute Parsistan oder Farsistan) im Auge. Die Küstenebene, Germasir, hat ihr eigenes, und zwar höchst tropisches Klima, wie Vera Cruz oder Innerafrika, und wir lassen sie ausser unserer Betrachtung, da der Volksstamm, dessen Tracht uns beschäftigen soll, vorzugsweise von dem Hochlande kam.

Die Abhänge der Bergketten sind steil und meistens kahl, zuweilen mit Eichen bewachsen, die Täler schön und fruchtbar, wo irgend Wasser sich findet. Schon im Altertum hegte man daher jede Quelle, und künstliche Bewässerung musste der Natur nachhelfen. Die Palme gedeiht, wie schon erwähnt, nur im Süden bis zum alten Persepolis, ebensoweit kommen Orangen und Zitronen vor. Heute liegen, da die Kanäle vernachlässigt wurden, ganze Distrikte öde, die einst fruchtbares Land waren; andere zeigen nur unmittelbar nach der kurzen Regenzeit einigen dürftigen Pflanzenwuchs, der aber schnell wieder hinwelkt, sobald der Himmel einige Tage klar bleibt.

Als im siebenten Jahrhundert v. Chr. die Meder dieses Hochland erstiegen, und die dort ansässigen Hirten und Ackerbauer sich dienstpflichtig machten, war das Land gewiss auch nur wenig bebaut, denn nach allem, was uns darüber zugekommen, war das Volk arm und an die einfachste und rauhste Lebensweise gebunden. Sie waren zwar ein Volk, aber kein Staat, und nur ein solcher konnte später grosse Mittel aufwenden, um Kanäle zu bauen und jene irdischen Paradiese zu schaffen, wie sie heute noch der Phantasie vorschweben, wenn wir die Namen Susa und Persepolis oder auch Ispahan und Schiras aussprechen. Denn auch das neuere Perserreich hatte seinen Glanz, aber auch der ist nun verblichen, und Ispahan ist heute nur ein Klagelied seiner früheren Pracht, ein Haufe elender Trümmer voller Spuren der erloschenen Grösse.

Der Vergleich macht alle Dinge klar, und so dürfen wir nur neben die ausdörrende Trockenheit der Luft in Persien die ewig feuchte Atmosphäre Ägyptens setzen, um mit einem Schlage zu begreifen, warum die Bewohner beider Länder trotz der gleichen geographischen Breite ihres Wohnsitzes (Persepolis und Memphis lagen fast unter demselben Parallelkreis) so verschiedene Kleidung tragen mussten.

## B. Die Tracht.

Im vorstehenden haben wir bereits angedeutet, welchen Zweck der Perser bei seiner Bekleidung vorzugsweise im Auge hatte, nämlich den, die dem Körper eigentümliche Feuchtigkeit zusammenzuhalten und nicht das geringste Teilchen derselben unnütz preiszugeben. Wir müssen daher ins Auge fassen, dass, sobald das Volk aus diesem alten Wohnsitz nach Norden und Westen in die tieferen Ebenen zog, wo grosse Ströme der Luft ihren Dampf zuhauchten, die frühere eng umhüllende Tracht unnütz war und einer weniger dichten Bekleidung Platz machen konnte — und musste. Denn der Mensch hat einen gar feinen Sinn dafür, was ihm dient, und nur die Gewohnheit, dieses grosse Gängelband, leitet ihn oft, jener Naturgabe zuwider das zu wählen, was ihm nicht dient und allzuoft sogar schadet. So finden wir denn bei dem Perservolke sowohl die alte Tracht von seinem Stammlande her, als die medische und assyrische, und auch vielfache Mischungen aus allen diesen.

Von der Kleidung der Frauen schweigen auch hier die Zeugnisse und wir sind also wiederum auf das stärkere Geschlecht beschränkt.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Mit ganz richtigem Gefühl wählt der Mensch diejenigen Stoffe zur Umhüllung und bereitet sie so zu, wie sie ihm am meisten dienen. So verfertigte der Perser seine

Kleidung nicht aus einem Gewebe, denn ein solches wäre zu locker gewesen, und hätte den oben angegebenen Hauptzweck nicht erreicht, sondern aus Leder. Das liess weder die trockene Luft von aussen nach innen, noch die dem Körper entströmende Ausdünstung nach aussen gelangen. Daher waren alle Stücke der Tracht aus Leder, und diejenigen Abteilungen des Volkes, welche auf dem Hochland wohnen blieben, behielten auch diese Tracht bei. Noch heute trägt der Perser seine kegelförmige Ledermütze, seine hohen Lederstiefeln und seinen Leder-(Pelz-) Mantel, geht also von Kopf zu Fuss in Leder eingehüllt. Doch sind die Unterkleider von Wolle, Baumwolle und Seide. Die beiden letzten Stoffe waren dem alten Perser vor Cyrus Siegen unbekannt, und von der Wolle scheint er nur sehr beschränkten Gebrauch gemacht zu haben. Als aber Cyrus seine Krieger nach Ekbatana, Sardes und Babylon führte, da war es natürlich, dass sie ihre ledernen Kleider gern mit den bequemeren und besonders prächtigeren Stücken der unterworfenen Völker vertauschten. Von nun an wird die Mannigfaltigkeit der Kleider in Stoff, Form und Farbe immer grösser, so wie die Zahl der unterworfenen Provinzen wächst; doch erhielten sich immerhin auch die alten Formen trotz aller Neuerungen.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Rock

Der Perser trug einen Rock mit langen, engen Ärmeln, der etwa bis zum Knie ging (Taf. 7, 8). Dieser war nebst der Hose das Hauptstück der Nationaltracht, und er liess sich daher durch keine Änderung aus dieser Stelle verdrängen. So finden wir ihn noch samt jener beim letzten Perserkönig (Taf. 7, 12). Diese beiden waren, was in Ägypten der Schurz war.

Gurt

Um die Hüften wurde der Rock gehalten durch einen ledernen Gürtel, an dem das breite, kurze Schwert (Messer) getragen wurde, aber nicht auf der linken, sondern, was sich bei der Kürze der Waffe als zweckmässiger erklärt, auf der rechten Seite.

Nachdem die Perser ihre Nachbarn unterworfen hatten, wurde der ursprünglich lederne Rock aus bunten, wahrscheinlich wollenen Stoffen verfertigt (Taf. 7, 10) und auch der Gürtel wurde mit einem weicheren aus Zeug vertauscht (Taf. 7, 5 u. 6). Ähnlich erging es der

### b) Kopfbedeckung.

Mütze

Auch sie bestand ursprünglich aus Leder (Taf. 7, 8) und war eine hohe, kegelförmige Mütze, mit breitem Bande unter dem Kinn hindurch. Der heutige Parse trägt eine ähnliche hohe Mütze aus schwarzem Schafpelz, ohne Band unter dem Kinn. Bald aber vertauschten die in Kleinasien eingedrungenen Horden ihre Mützen mit der dort gebräuchlichen phrygischen (Taf. 7, 10) und in noch späterer Zeit finden wir allerlei Formen der Kopfbedeckung. Eine der beliebtesten war die, den Kopf mit einem langen Tuche so zu umwickeln, dass ein hoher, spitzer Kegel entstand (Taf. 7, 6 u. 7). So goss man den weichen Stoff in die alte Form; man trug die alte Kegelmütze und doch war es eine neue angenehmere. In besonderen Fällen, wo es notwendig war, wurde mittels dieses Tuchs auch zugleich das Kinn, der Nacken und die Schultern verhüllt, so dass es die Dienste einer Kapuze versah (Taf. 7, 4). Dies geschah z. B. im Freien, und sonderbarerweise auch im Königspalast, damit der Atem der darin Verkehrenden nicht die Luft des Hauses verderbe. (Oder sollte man es umgekehrt deuten? Eine solche Vorkehrung wäre wohl oft sehr angebracht.) Daher trugen die unteren Diener alle solche Kopfverhüllungen. Um die Entstehung dieser Sitte zu begreifen, müssen wir an die Vorliebe der Orientalen für Zwiebeln und Knoblauch etc. erinnern. Auch während der Opferung mussten die Umstehenden und beim Privatgebet ein jeder den Kopf in solcher Weise verhüllen.

Mundtuch

### c) Fuss- und Beinbekleidung.

Hier treffen wir auf das zweite Hauptstück der persischen Tracht, auf die Hose. Von der ältesten Zeit bis auf die späteste erhielt sich dieses Kleidungsstück. Ursprünglich war sie aus Leder und ziemlich eng anliegend, später wurde sie auch aus anderen Stoffen verfertigt und im Schnitt dann und wann verändert. So trug man z. B. gegen das Ende des 6. Jahrhunderts eine weite Kniehose und dazu hohe Stiefeln bis an die Kniee (Taf. 7, 8), zur Zeit des Xerxes Halbstiefeln (Taf. 7, 5), die zuweilen oben umgeklappt wurden, um das bunte Futter sehen zu lassen, oder die man, um dies zu sparen, mit einem bunten Rand besetzte (Taf. 7, 7). Doch wurden alle diese Veränderungen niemals allgemein.

Hose

Stiefeln

Die Hose wurde auch unter dem später am Hofe allgemein getragenen, langen medischen Gewande beibehalten (Taf. 7, 1—7 u. 13) und zwar war sie dabei eng anschliessend. Auch in der letzten Zeit des Reiches scheint man die weite Hose nicht mehr getragen zu haben.

Schuhe

Die Schuhe — denn auch die Herrschaft der Stiefeln scheint dem vorigen entsprechend nur von sehr kurzer Dauer gewesen zu sein — waren anfänglich Schnürschuhe, die bis an den Knöchel gingen, ihn jedoch nicht bedeckten (Taf. 7, 1, 2 u. 6). Später liebte man sie etwas höher (Taf. 7, 13) und gegen das Ende des Reiches scheinen allgemein wieder niedrige Schuhe mit Schleifen, welche auf dem Spann geknüpft an zwei Seiten herabhingen, getragen worden zu sein (Taf. 7, 11 u. 12).

Die Farbe, sowohl der Hosen, als der Schuhe, war zuerst die natürliche des Leders. Aber nach der Eroberung Ekbatanas ahmte man die dortige Sitte des Lederfärbens nach und übertraf darin bald die Lehrmeister. So trug man denn Schuhe von allen Farben, am liebsten aber rote und gelbe. Diese letzteren waren besonders am Hofe in grossem Ansehen.

### d) Schmuck.

Wohl nahmen die Perser nach und nach die medische Sitte an, sich mit allerlei Zieraten zu behängen, das Gesicht zu schminken, den Bart künstlich zu kräuseln u. dergl.,

doch beschränkte sich dies immer nur auf die vornehmsten Stände.

Ringe

Hals, Arme und Finger waren es besonders, welche durch Goldarbeiten geziert wurden. Siegelringe zu tragen, war eine sehr verbreitete Gewohnheit.

Dass die Perser selbst sich nicht auf die Anfertigung des Schmuckes verstanden, braucht kaum erwähnt zu werden; sie benutzten nur das bereits in den eroberten Ländern in grosser Fülle vorhanden Gefundene.

ır und Bart

Das Haar wurde sehr gepflegt und es galt für eine Schande, keins zu haben, daher ersetzte man es in solchem Falle durch eine Perücke. Ebenso erging es dem Bart. Man trug jenes bis in den Nacken (Taf. 7, 1 u. 3), diesen rundum von mittlerer Länge; nur der König hatte das Recht, einen langen Bart zu tragen (Taf. 7, 2).

## 2. Die Hoftracht.

Dieselbe war von Anfang an, also seit Cyrus, die medische und blieb es auch durch alle Zeiten des Reiches.

erkleid

Im Hause trugen die Könige und ihre obersten Würdenträger ein langes weites, hemdartiges Untergewand mit kurzen oder keinen Ärmeln (Taf. 7, 3), darüber ein ebensolches Obergewand mit langen weiten Ärmeln (Taf. 7, 1 u. 2, 6 u. 13), vorn offen von oben bis unten, dazu Beinkleider und Schuhe, und als Kopfbedeckung eine aufrechtstehende Mütze von mittlerer Höhe (Taf. 7, 1—3). Das Untergewand war meistens weiss, das Oberkleid bei den Prinzen vom Geblüt purpurn.

Wenn aber der Hof öffentlich erschien, dann wurde auch ein grösserer Aufwand gemacht. Dann liess sich der Herrscher das Schwert nachtragen, den Schirm über sich breiten (Taf. 7, 2) u. dergl. m.; dann trug der König ausser den schon genannten Stücken auch noch besondere Abzeichen seiner Würde und die Prinzen und der höchste Adel je nach der Stufe ganz bestimmte äussere Auszeichnungen. — Der König war allein berechtigt, ein purpurnes Untergewand mit breitem weissen Streifen vorn hinab zu tragen. Dieser Streifen zeichnete ihn stets aus, mochte er nun ein Kleid von medischem (Taf. 7, 2) oder persischem Schnitt (Taf. 7, 12) tragen. Ebenso waren seine Kleider reich mit Gold durchwirkt, und meistens waren es Falken, welche darauf dargestellt wurden (Tafel 7, 12). Auch die Vornehmen des Hofes durften Goldstickereien, aber anderer Gegenstände, an den Gewändern tragen (Taf. 7, 11).

Stab

Die Sitte, einen Stab in der Hand zu führen, scheinen die Perser den Assyrern nachgeahmt zu haben (Taf. 7, 2 u. 6).

Mütze

Die Mütze, welche ursprünglich nur der König trug, und die erst durch ihn verliehen werden konnte, war zylindrisch und wurde nach oben etwas breiter. Ihre Höhe ging wenig über das Mass des Notwendigen hinaus (Taf. 7, 1—3 u. 13). Wenn man die noch vorhandenen Abbildungs-Reste genauer zu Rate zieht, so findet man, dass der Boden dieses Hutes oder dieser Mütze strahlenförmige Falten zeigt, dass sie also wahrscheinlich innen aus Zeug bestanden hat, welches aussen mit einem breiten (Taf. 7, 1 u. 2) oder mehreren schmalen Metallstreifen oder sonst einem steifen Ring umgeben war (Taf. 7, 3). Der König verlieh diese Krone oder den Herrscherhut, wie man es nennen will, oft an seine nächsten Umgebungen als besonderes Zeichen seiner Gnade. Auch seine Leibgarde trug zum Teil Mützen von dieser Form (Taf. 7, 13).

Übrigens ist noch allgemein zu bemerken, dass es Sitte gewesen sein muss, alle Kopfbedeckungen so zu tragen, dass ein Teil des Stirnhaares sichtbar blieb, denn die Reliefs zeigen darin eine merkwürdige Übereinstimmung. Wir haben sie deshalb in der Tafel wiedergegeben (Taf. 7, 1—3, 6—7, 10—13). Stirnhaar

Eine besondere Auszeichnung des Königs und seiner nächsten Blutsverwandten bestand darin, dass sie die Mütze mit einem blauen und weissen Bande umwickelten. Dass ausserdem der reichere Schmuck sie kenntlich machte, ist leicht zu begreifen. Kostbare Halsketten (Taf. 7, 12), Ringe oder Ketten am Ober- und Unterarm (ebenda) und ein reicher Gürtel hoben die Gestalten der Herrschenden glänzend hervor.

Nachdem nun die Könige das medische Kleid für das courfähige erklärt hatten, ist es kein Wunder, dass die höheren Stände gehorsamst ihre persischen Röcke auszogen und medische Kleider anlegten. Diese hatten, wie ausdrücklich bemerkt wird, den grossen Vorzug, jedes Gebrechen zu verstecken: welch ein Gewinn für die Eitelkeit! — Das Gewand wurde nun so lang getragen, dass es auf der Erde nachschleifte; es blieb also verborgen, auf welchen Füssen einer ging. Man musste bei der Bewegung es entweder nachschleppen lassen oder aufnehmen, daher verfiel man, da doch das Kleid die von der Sitte (?) vorgeschriebene Länge behalten musste, auf den Ausweg, es auf einer Seite in dem Gürtel in die Höhe zu ziehen und unterzustecken. So ergeben sich jene gleich zu Anfang erwähnten Parallelfalten der Skulpturen (Taf. 7 1—3 u. 13). Medisches Gewand

Ausser der medischen Tracht fand aber noch manches Fremde bei den Persern Eingang, denn ist der Volkssinn erst irre gemacht und der ursprüngliche Geist getrübt und verdrängt, dann findet alles Neue und den Sinn Reizende leicht Eingang. Warum sollte den Persern nicht auch die hebräische Tracht zugesagt haben? Also trugen sie dieselbe (Taf. 7, 7) mit nur geringer Abweichung, ebenso Stücke der assyrischen (Taf. 7, 5, Kleid und Diadem) und der griechischen in Kleinasien.

## 3. Kriegstracht.

Das Heerwesen der Perser entwickelte sich, wie ihre ganze Geschichte, sehr schnell. Es wird dem Gründer des Reiches, Cyrus, die erste Errichtung der Reiterei zugeschrieben, denn vorher sollen die Perser zu Fusse gekämpft haben, und auch später war das Pferd eine Seltenheit, was seltsam genug klingt, wenn man bedenkt, wie Reiter

sehr sie heute an das Ross gebunden sind. Ebenso richtete Cyrus Streitwägen ein oder verbesserte die schon vorhandenen, doch scheint es, dass dieselben, ausser als Sichelwägen, nicht zu häufiger Benutzung gekommen oder bald wieder vernachlässigt sind, denn später kämpfte nur der König noch auf einem Wagen, die übrigen Anführer zu Pferde.

Auch die noch heute gebräuchliche Kavallerie auf Kamelen soll ihren Ursprung schon Cyrus verdanken.

Bei der zunehmenden Grösse des Reiches wurden auch die Truppen-Gattungen immer zahlreicher und zur Besatzung der unterworfenen Provinzen ein grosses Heer immer notwendiger. Denn überall mussten zur Sicherung des Besitzes Besatzungen zurückbleiben und so ergab sich von selbst bald eine künstliche genaue Gliederung des Heeres. Die Grundlage derselben war gegeben durch die verschiedenen Provinzen, denen die Truppen entnommen wurden, denn mehr oder weniger behielten die verschiedenen Abteilungen der Armee ihre heimische Tracht bei.

Leibwache

Am höchsten unter allen diesen stand die Leibwache des Königs. Sie war ein Heer für sich, denn ihre Zahl belief sich auf 12000 Fusssoldaten und 2000 Reiter. Die „Garde zu Fuss" trug zum Teil medische (Taf. 7, 13), zum Teil persische Kleidung (Taf. 7, 10). Bewaffnet war dieselbe mit Bogen und Pfeil und mit Lanzen. Die Fussenden dieser Lanzen hatten bei einem kleinen Teil goldene, bei den übrigen silberne Kugeln oder Granatäpfel. Diese Leibwache rekrutierte wohl nur aus der Stammprovinz Parsis, und sie blieb stets in unmittelbarer Nähe des Königs. Die Reiterei derselben wurde aus dem persischen Adel zusammengesetzt, so dass in ihr die Spitze der ganzen Armee erschien. Sie trug Helme, Leinwand- oder Schuppenpanzer, Arm- und Beinschienen, und die Pferde waren rundum mit Erz geschützt.

Das übrige Heer war gewiss bunt genug, doch war seit Darius eine strenge Ordnung eingeführt, so dass es leicht zu übersehen war.

Reiter

Die Reiter waren auch hier die angesehenste Heeresgattung. Sie wurden mit der Zeit immer prächtiger ausgerüstet, was durch die ungeheure Kriegsbeute leicht zu ermöglichen war. Ihre Kleidung war der des Königs im Kriege genau nachgebildet. Sie trugen den persischen Rock mit reicher Verzierung, eben solche Beinkleider und einen Mantel (Taf. 7, 9), wie ihn der König im Kampfe zu tragen pflegte (Taf. 7, 12). Es war daher höchst einträglich, den Persern eine Schlacht abzugewinnen, denn das Schlachtfeld gab eine reiche Ernte an Kostbarkeiten aller Art.

Über dem Rock trugen einzelne Abteilungen der Reiter Panzer aus Leinwand wie die Ägypter, andere aus Metallschuppen wie die Assyrer.

Das Fussvolk trug mancherlei Tracht. Die aus dem eigentlichen Persien stammenden Abteilungen trugen den Rock, Hut und Beinkleider (Taf. 7, 8), die Hilfstruppen ihre einheimische Tracht.

In der Bewaffnung waren Reiter und Fussvolk ziemlich gleich. Unter den

### a) Angriffswaffen

der Perser blieb der Bogen immer die wichtigste. Ihre Kunstfertigkeit im Schuss war sprichwörtlich geworden. Es war, wie bei uns das Schwert, diejenige Waffe, die man beständig, selbst wenn man vor dem König erschien, trug. Er war nicht sehr gross, nur 2—3 Fuss lang, daher er leicht samt den Pfeilen in einem eigenen Behälter auf der linken Seite getragen wurde (Taf. 7, 10). Zuweilen trug man ihn auch frei auf der Schulter (Taf. 7, 13) und dann ausserdem einen Köcher für die Pfeile. An diesem erscheint auf den Skulpturen immer eine dreifache Geissel befestigt (Taf. 7, 13), die aus Leder bestanden zu haben scheint. Bogen

Die zweite Hauptwaffe war der Spiess. Er bestand aus einem etwa 6 Fuss langen Schaft mit eiserner Spitze, die nach zwei Seiten geschärft war (Taf. 7, 4, 10, 13). Spiess

Das Schwert oder Messer war ebenfalls eine Waffe, welche jeder persische Streiter führte. Das gewöhnliche Perserschwert war kurz, breit und schwer und hing, wie schon erwähnt, auf der rechten Seite (Taf. 7, 8—10). Ein besonderer Riemen von der Spitze der Scheide hinten herum und wahrscheinlich zum Gürtel hinauf (Taf. 7, 8 u. 10) hinderte das Vorfliegen derselben bei der Bewegung, also das Herausfallen der Klinge und erleichterte das Zücken der Waffe. Schwer

Auch im täglichen Leben trug der Perser dieses kurze breite Messer, dann aber neben andern Dingen häufig im Gürtel (Taf. 7, 6).

Die Anführer hatten meistens medische krumme Schwerter und trugen dieselben natürlich auf der linken Seite (Taf. 7, 11 u. 12).

Die schwere Infanterie führte zum Teil Keulen, zum Teil Äxte, Hämmer u. dgl., einzelne Hilfsvölker auch Schleudern und Schlingen.

### b) Die Schutzwaffen

der Perser beschränkten sich auf Panzer und Schild. Jenen benutzten nur sehr wenige Abteilungen des Heeres; die Anführer trugen meist welche, doch in späterer Zeit nur solche aus Zeug, oder Waffenröcke mit festen Borten besetzt (Taf. 7, 11). Schilde waren auch nur bestimmten Truppengattungen zugeteilt, vor allem der Leibwache. Diese Schilde sind auffallend durch die an dem länglichen Rund seitlich angebrachten Ausschnitte (Taf. 7, 9). Ihre Grösse betrug etwa $2^1/_2$ bis 3 Fuss. Sie waren in der Mitte mit Metall beschlagen und zuweilen auch wohl mit einem Metallrand umgeben, sonst aus Holz mit Leder überzogen. Im Laufe der Zeit kamen auch runde Schilde in Gebrauch. Panze Schil

Der gewöhnliche Hut des Persers blieb auch sein Schutz in der Schlacht, und daher können wir ihn nicht eine Schutzwaffe nennen (Taf. 7, 8). Einzelne Abteilungen trugen phrygische Mützen (Taf. 7, 10), andere ein Tuch Hut Mü

in Hutform um den Kopf gewickelt (Taf. 7, 9) und selbst der König behielt im Kampfe seine gewöhnliche Mütze auf, die er mit dem Kopftuche überdeckte (Taf. 7, 12), welches die übrigen Vornehmen entweder ohne Mütze benutzten oder unter derselben festbanden (Taf. 7, 11). Helme scheinen nur sehr selten im Gebrauch gewesen zu sein und wahrscheinlich noch seltener solche aus Erz. Die Anführer und, wie oben berührt wurde, die Gardereiterei trugen welche; doch müssen sie nie recht in Aufnahme gekommen sein, weil ihrer so selten Erwähnung geschieht.

## C. Geräte.

Die Perser hatten eine reiche Erbschaft anzutreten, und sie traten sie zuletzt gern und willig an. Auch in den Geräten. Aus der Einfachheit ihres Berglebens hinausgeschleudert nach allen Winden in weichliche Lebensart der reichen Nachbarn, wurden sie nach und nach an diese, die sie anfänglich verachtet hatten, gewöhnt, fanden sie angenehm und gut und gaben ihrer einheimischen Lebensweise, welche zu Siegern über alle herangebildet hatte, den Abschied. Was Wunder, wenn sie bald die Waffen an die Wand hingen, fremde erkaufte Söldner für sich fechten liessen und auf solche Weise die Beute eines Stärkeren wurden. Ihr Haus, anfangs nur mit dem notwendigsten dürftig ausgerüstet, strotzte bald von Geräten aller Art und jeder Vornehme konnte ohne Silber und Gold nicht fertig werden.

### 1. Stubengeräte.

Sogar diese hatten sehr häufig Füsse von edlem Metall. Ursprünglich hatte man, wie in Assyrien, Stühle und Tische. Bald kamen die kleinasiatischen Polsterlager hinzu, die man selbst bei der Mahlzeit verwandte. Für feierliche Gelegenheiten blieb aber der Stuhl in Ansehen, und der König z. B. bediente sich stets eines solchen samt Fussschemel, wenn er Audienz erteilte. Dies geschah unter einem reichverzierten Baldachin.

Die Formen der Möbel erinnern zwar an die assyrischen, doch sind sie weit freier und gefälliger als jene. Auch hier finden sich zwischen den horizontalen Stücken Figuren in tragender Stellung angebracht, aber auch diese sind weit mannigfaltiger als dort. Untersätze unter Tischen und Stühlen zu benutzen, liebten auch die Perser.

### 2. Gefässe.

Diese mögen zwar in grösster Menge von den Unterworfenen übernommen worden sein, doch auch an ihnen, soweit noch Überreste von Abbildungen da sind, zeigen sich kleine Abweichungen gegen die assyrischen und kleinasiatischen Formen. Der Perser scheint es geliebt zu haben, seine Gefässe mit horizontalen Streifen zu umgeben, gleichsam als seien sie durch aufeinandergelegte Ringe oder durch Wickelungen wie ein Bienenkorb entstanden; man denke an ihre Kopfumhüllung.

An der königlichen Tafel waren die Gefässe aus edlen Metallen, z. B. die Becher aus Gold, und wenn man bedenkt, dass die Gäste häufig mit solchen beschenkt wurden, so erhellt, welch eine Fülle kostbaren Gerätes an dem königlichen Hofe und dem ähnlich in den Häusern der Vornehmen benutzt wurde.

Von den musikalischen Instrumenten wissen wir nur, dass sie die der Nachbarn sich aneigneten und z. B. im Kriege sich der Trompete bedienten.

---

Sie hatten eine allzureiche Erbschaft anzutreten. Die sterbenden Grossmächte Medien und Babylon hatten eine zu grosse Fülle der Pracht und des Wohllebens hinterlassen, als dass auch die beste gesündeste Natur sie hätte verdauen können. Die Perser brachten eine solche mit, auch den festen Willen, sich nicht vom Golde überfluten und ersticken zu lassen. Ein Jahrhundert fast widerstanden sie dem schädlichen Einfluss des grossen Vermächtnisses jener beiden Riesen; endlich siegte doch die Behaglichkeit. Das lydische Polster war angenehmer als der harte Sattel des Rosses, eine leckere Mahlzeit besser als der anstrengende Kriegsdienst. So warf ein Häuflein eisengerüsteter Griechen das goldne Prachtgebäude des persichen Reiches mit einigen Stössen klirrend in Trümmer.

# V. Die Völker Ost-Europas:
## Sarmaten, Daker, Skythen.

(Tafel 8 und Tafel 6, 20. Nach der Trajanssäule in Rom, die drei letzten Figuren nach den von Weiss gegebenen Abbildungen und anderen Notizen über die Skythen zusammengestellt. Die Farben nach den Stoffen des Kleides mit gewissenhafter Erwägung der ermittelten Tatsachen. So findet das weisse Leder der Schuhe Fig. 15 durch die Vorliebe der Skythen für solches seine Begründung. — Der Text ist nach den in Rom gemachten eigenen Notizen, ausserdem nach Schafarik [Slavische Altertümer], K. Neumann [die Hellenen im Skythenlande] und Weiss [Kostümkunde] bearbeitet.)

## A. Einleitung.

### 1. Quellen.

Dass hier von keinerlei eigenen Monumenten die Rede sein kann, dass auch keine schriftlichen Zeugnisse dieser Völker selbt existieren, braucht kaum erwähnt zu werden. Wir haben für sie nur diejenigen Nachrichten, welche uns die Griechen hinterlassen haben und so geschieht es, dass wir von den Ägyptern aus, wo uns ein so reiches Material zu Gebote stand, von Schritt zu Schritt zu immer unbekannteren Völkern gelangen, bis wir hier an den Grenzen der Wissenschaft ankommen, um dann mit einem frohen Schritt in den leuchtenden Tag des Griechentums hineinzutreten. Vorher aber müssen wir durch diese kimmerische Nacht hindurch.

Die um das Schwarze Meer stattgehabten Ausgrabungen von Resten früherer griechischer Kolonien dienen uns neben römischen Bauwerken und griechischen und römischen Erzählungen dabei als Leuchte.

### 2. Geschichtliches

ist hier nicht anzuführen, als dass alle jene Völkerstämme, welche die Gegenden zwischen der Donau- und Uralmündung besetzt hielten, mit den Griechen, später mit den Persern unter Darius und zuletzt mit den Römern in Berührung kamen, und dass einzelne Stämme zeitweilig tributpflichtig wurden. Da aber der grösste Teil von ihnen als Nomaden seine Wohnsitze oft wechselte, so war auch ein solches Verhältnis nur von kurzer Dauer. Zeitweilig mussten sogar die Römer sich von den Raubzügen dieser Völker durch Jahrgelder loskaufen.

### 3. Wohnsitz.

Die grosse Salz- und Sandsteppe, welche von den Ufern des Kaspi-Sees bis zu denen des Schwarzen Meeres reicht, wird nur an den Flüssen und Bächen durch belebten Boden unterbrochen. Hier sprossen in den Sommermonaten Gräser und Liliaceen in üppiger Fülle empor, welche dem Vieh eine paradiesische Weide bieten. Daher grast hier von alters her Pferd, Schaf und Rind. Daher sind die Bewohner dieser sonst ganz unwirtbaren Gegenden von jeher Nomaden gewesen und werden es ewig bleiben müssen. Sie sind aber auch immer Reiter gewesen und es findet sich wohl nirgends eine in jeder Beziehung innigere Vereinigung zwischen Pferd und Mensch, als in diesem Bezirk der Erde.

Den östlichen Teil dieser Ebenen, also zwischen dem Kaukasus, dem Kaspischen und Asowschen Meere, bewohnten die Sarmaten. Sie waren nicht wie ihre Nachbarn westlich vom Don, mongolischer Abkunft, sondern wie die heutigen und damaligen Bewohner des Kaukasus mit den Völkern jenseits desselben, mit Chaldäern und Medern verwandt. Wir übergehen die vielen Namen der verschiedenen Stämme, die zu ihnen gezählt wurden, da es eben nur Namen sind ohne jede besondere ausführliche Kunde über die einzelnen.

Sehr verschieden von ihnen waren die Nomaden westlich vom Don und bis zur Donau hin, welche von den Griechen „Skythen“ genannt wurden. Sie waren, wenn nicht alles trügt, so gut Mongolen wie die Kalmücken es heute sind. Hier war das Land keine totale Salzsteppe mehr; hier boten sich sogar breite Striche Landes dem Ackerbau dar, und die Krim (Tauris) war auch damals schon ein blühendes Land trotz der „barbarischen“ Einwohner. Hier sowohl wie an den Küsten des Schwarzen Meeres hatten sich daher aus einzelnen Gruppen der Nomaden sesshafte Bürger entwickelt, welche mit Griechenland einen lebhaften Handel, besonders in Cerealien, trieben. Die Hellenen nannten diese Stämme zum Unterschied von den übrigen die königlichen Skythen.

Das Klima ist an der Küste des Meeres ein ganz anderes als im Innern des Landes. So wachsen im Süden der Krim Feigen, Wein und Öl, indessen unter gleicher Breite am Kuban kaum die Rede von Obstbäumen ist.

Es ist in diesem nördlichen Teil der grossen Ebene keineswegs kälter als in dem Lande der Sarmaten, wohl aber sind die Winter milder und die Sommer kühler. Die Unterschiede der Temperaturen beider Jahreszeiten werden nach Westen hin immer geringer. Doch waren die festwohnenden Skythen und Sarmaten damals schon, wie die Russen noch heute, gezwungen, um der heissen Sommer und kalten Winter willen ihre Häuser aus Holz zu errichten. Nur da, wo Griechen oft verkehrten, also in den Hafenstädten, führte sich neben griechischer Tracht auch griechische Bauweise ein.

Die grosse ungarische Tiefebene endlich, also das untere Land der Donau und Theiss, war von den Dakern bevölkert. Auch zu ihnen zählten eine Menge verschieden benannter Stämme, deren Wohnsitze und einzelne Besonderheiten nicht mehr festzustellen sind.

Hier wurde auch wenig Ackerbau, zum grössten Teil Viehzucht betrieben; auch noch heute bietet die Moldau und Walachei vorzügliche Weiden, und Ungarn ernährt in seinen Pussten nur die Herde des Nomaden. Hier waren zwar schon damals am Fluss Städte gegründet, aber erst seitdem die Römer mit dem Anfang des 2. Jahrhunderts das Land besetzten, mehrten sich die festen Niederlassungen längs der Donau.

Das Klima ist ziemlich dasselbe, wie in der Ebene um das Schwarze Meer, doch werden die grossen Abstände zwischen Sommer und Winter noch geringer; es gedeiht hier an den Berggehängen noch die Traube, aber nicht mehr die Feige und noch weniger die Olive. In der Ebene steht kein Baum, aber der niedere Pflanzenwuchs ist höchst mannigfaltig und üppig und bietet gutes Viehfutter. Nur die Gebirgsabhänge sind bewaldet.

Der Winter ist in allen diesen Gegenden sehr hart und ziemlich lang. Nur die Monate Mai bis September sind warm, aber durch häufige Regengüsse oft abgekühlt. Von Oktober an tritt Kälte und Schneegestöber ein, letzteres zuletzt so anhaltend, dass der Schnee meh ere Fuss hoch wochen- und monatelang liegen bleibt.

## B) Die Tracht.

Die bei den früher besprochenen Völkern notwendigen Unterschiede zwischen der Tracht des gemeinen Mannes und der Hoftracht fallen hier von selbst fort, da von der letzteren aus Mangel an Nachrichten keine Rede sein kann; ebenso ist die Kriegstracht keine besondere, denn jene Völker, weil in beständigem Kriege unter sich und mit den Nachbarn, gingen eben stets in Kriegstracht, oder, mit anderen Worten, kannten gar keine Tracht des Friedens.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Bei den Sarmaten wurde dieselbe bewirkt durch ein weites hemdartiges Untergewand, das bis auf die Knöchel Unterkleid

reichte und wahrscheinlich zum Behuf des Reitens vom Gürtel nach unten geschlitzt war (Taf. 8, 2 u. 3). Darüber trugen sie eine lange Jacke mit kurzen Ärmeln. Jenes war aus Wolle; diese bestand entweder aus Leder (Taf. 8, 3 u. 10) oder aus Metallschuppen, die künstlich aneinander gefügt waren, so dass sie die Bewegung nicht hinderten (Taf. 8, 2). Aus solchen Schuppen bestand oft das ganze, den Körperformen genau angepasste Kleid (Taf. 8, 1) und erinnert uns dadurch sowohl an die alten Bergvölker von Armenien, die einst dem assyrischen Reiche dienten und später als Parther den Römern Schrecken genug einjagten, als auch an die heutigen Bewohner des Kaukasus, die Tschetschenzen und ihre Nachbarn. Das lange Kleid, der Schuppenpanzer oder Schuppenrock war und ist auch bei diesen beiden gebräuchlich und so erläutert eins das andere.

Panzer

Zuweilen trugen jedoch die Sarmaten auch kürzere Hemden, die nur bis an das Knie reichten, oder solche mit langen, engen Ärmeln (Taf. 8, 4), wie sie bei den Dakern im Gebrauch waren. Das Gewand derselben war nämlich gemeinhin kürzer und zugleich enger und wurde durch einen Gürtel an die Hüften angeschlossen. Es hatte immer lange Ärmel und war entweder ganz von oben- bis untenhin oder nur vom Gürtel abwärts offen (Taf. 8, 6 u. 7). Über dieses Unterkleid trugen manche dakische Stämme noch das sarmatische Wams mit kurzen Ärmeln (Taf. 8, 7), besonders seitdem sie mit diesem Volk in häufige Berührung gekommen waren, die meisten aber einen weiten Mantel, der Schultern und Arme verhüllte (Taf. 8, 5). Dieser war nur dadurch von dem bei den Sarmaten gebräuchlichen Mantel unterschieden, dass der letztere kürzer und besonders enger war, auch der bei den Dakern üblichen Verbrämung durch Pelzwerk entbehrte (Taf. 8, 4). Manche Stämme benutzten auch nur den Mantel und die Beinkleider (Taf. 8, 5).

Unterkleid

Mantel

Die dakischen Frauen trugen über dem langen Hemd mit langen Ärmeln ein oder mehrere Obergewänder, alle wahrscheinlich aus Wolle (Taf. 8, 8 u. 9). Diese letzteren hatten ebenfalls lange Ärmel, welche am Oberarm durch Ringe und Bänder gegürtet wurden (Taf. 8, 9). Ausserdem trugen auch sie einen Mantel, den sie nach Belieben auch an Stelle des Obergewandes zu benutzen wussten (Taf. 8, 8). Die sarmatischen Frauen, wenn sie nicht in derselben Tracht wie ihre Männer gingen, was oft der Fall war, trugen über dem Hemd ein kurzärmliches Gewand.

Frauentracht

Durch die häufige Berührung der Daker mit den Griechen sowohl als mit den Sarmaten und später den Römern hatten sich in die an der Grenze wohnenden Stämme allerlei fremde Elemente Eingang zu verschaffen gewusst, so dass wir uns kaum wundern dürfen, wenn wir auf römischen Skulpturen, unter denen besonders die Säule des Trajan für diese Völker wichtig ist, dakische Könige in sarmatischer und anderer Tracht finden (Taf. 8, 12). Die vornehmen Daker mochten wohl durch das Fremde glänzen wollen und hatten daher das weitere und längere Gewand und die weiteren Beinkleider der Sarmaten angelegt. In den Grenzdistrikten machte sich anfangs der griechische, später der römische Einfluss auch in der übrigen Tracht bemerkbar, z. B. in den diademartigen Stirnbändern (Taf. 8, 6 u. 12).

Die Skythen waren als ein ganz fremdes Element zwischen beide Völker hineingedrungen. Sie ähnelten keinem von beiden. Bei ihnen finden wir allgemein als einziges Kleidungsstück, den Leib zu verhüllen, einen kurzen, vorn offenen Rock aus Leder, der mit einem Gurt zusammengehalten wurde. Derselbe hatte lange Ärmel (Taf. 8, 13–15) und war oben so weit ausgeschnitten, dass eine besondere Nackenverhüllung nötig wurde. Diese erreichten sie durch

### b) die Kopfbedeckung,

welche in einer hohen kegelförmigen, wahrscheinlich auch ledernen Mütze bestand, die bis auf die Achseln hinabreichte (Taf. 8, 14–15). In Ermangelung derselben diente auch zuweilen ein Tuch (Taf. 8, 13), das dann mittels eines Bandes um die Stirn festgehalten wurde.

Mütze

Bei den Dakern wurde der Kopf durch eine zylindrische, mässig hohe Mütze mit plattem Boden bedeckt, die aus Leder oder einem anderen festen Stoff, vielleicht Filz, bestand, zuweilen auch mit Metallringen verstärkt war (Taf. 8, 5 u. 7). Die Frauen verhüllten das Haupt durch ein weites Tuch, das sie, hinten als ein Säckchen gefaltet, um den Kopf wickelten.

Die Sarmaten dagegen trugen, wenn nicht die phrygische Mütze (Taf. 8, 4), lederne Helme, welche gewöhnlich durch horizontale und vertikale Metallbeschläge hiebfest gemacht waren (Taf. 8, 1–3 u. 11) oder zuweilen auch ganz aus Metall bestanden (Taf. 8, 10). Besonders in diesen Schutzwaffen, Helmen und Harnischen, tritt ein grosser Unterschied zwischen ihnen und den Nachbarn hervor, weil die Anfertigung dieser künstlichen und wertvollen Rüststücke eine grosse Fertigkeit im Bearbeiten der Metalle beweist. Denn es ist ausser Zweifel, dass nicht etwa sie dieselben von aussen bezogen, sondern dass sie oder ihre Verwandten jenseits des Kaukasus die übrige Welt (Ägypten und Assyrien etc.) damit versehen mussten.

Helm

### c) Fuss- und Beinbekleidung.

Hierin stimmten alle drei Völkerschaften überein, was sich durch die obenerwähnte Ähnlichkeit des Klimas erklärt; sie alle trugen lange Beinkleider, nur dass diese bei den Sarmaten etwas weiter waren als bei den Dakern (Taf. 8, 4 u. 5), bei den Skythen hingegen bald sehr weit (Taf. 8, 13 u. 14), bald eng anliegend (Taf. 8, 15) getragen wurden. Auch wurden dieselben von ihnen zuweilen über dem Rock befestigt (Taf. 8, 13).

Hinsichts der Schuhe waren die Skythen dadurch von den Nachbarn unterschieden, dass sie hohe, weite Schuhe oder Halbstiefeln trugen, die über dem Knöchel durch eine Schnur befestigt wurden. Dieselben wurden bald über die Beinkleider gezogen (Taf. 8, 15), bald von denselben überdeckt (Taf. 8, 13 u. 14). Daker und Sarmaten

dagegen trugen nur Schuhe bis an die Knöchel, entweder mit einer Klappe auf dem Spann (Taf. 8, 5 u. 10) oder mit zwei Klappen seitlich (Taf. 8, 4), die zuweilen auf dem Spann zusammengeschnürt wurden (Taf. 8, 12).

### d) Schmuck.

Die Skythen kannten solchen nicht, ausgenommen die an den Küsten mit den Griechen verkehrenden Stämme, welche von diesen dergleichen erhandelten. Da in den Gräbern dieser Gegend Goldarbeiten gefunden worden sind, die zwar skythischen Geschmack aber griechische Kunstfertigkeit zeigen, so folgt daraus, dass die Griechen zur Ausfuhr an die Barbaren wahrscheinlich besondere Arbeiten anfertigten.

Von den Dakern und Sarmaten sind einzelne besondere Schmuckstücke nicht bekannt geworden, bei letzteren sind aber die Waffen so reich verziert, dass dadurch auf der einen Seite ihr Sinn für Ausschmückung, auf der anderen ihre Fertigkeit in Bearbeitung des Metalls ersichtlich wird. So lässt sich wohl annehmen, dass sie auch besondere Schmucksachen gehabt haben mögen.

### Die Waffen,

welche diese Völkerschaften führten, waren ebenso verschieden wie ihre Kleidung. Da wir bei dieser schon den Panzer und Helm erwähnt haben, so bleiben uns von den Schutzwaffen nur noch die Schilde zu betrachten übrig. Solche waren

Schild

bei den Sarmaten von ovaler Form, aus Leder verfertigt und mit Metallbeschlägen sowohl verstärkt als geziert (Taf. 8, 4). Die Reiter hatten selten welche, wohl aber das Fussvolk.

Die Daker führten ebenfalls grössere und kleinere Schilde, auch meist länglich rund, doch ohne jene Metallverzierungen. Von den Skythen nur die südlichen Stämme, welche mit den Griechen in Berührung kamen.

Bogen der Skythen

Als Angriffswaffe spielte auch hier der Bogen die Hauptrolle, nur dass derselbe bei den Skythen anders gestaltet war als bei den Sarmaten und Dakern. Jene verfertigten ihn aus zwei starken Hörnern, wahrscheinlich des Steinbockes, die an ein gerades Mittelstück gesetzt wurden, und verwahrten ihn in einem besonderen Behälter, der auch die Pfeile barg und links am Gürtel hing (Taf. 8, 15). Dieser Behälter wurde bei den Vornehmen reich mit kleinen Silber- oder Goldplättchen verziert, wie sie denn solche überall anzubringen bestrebt waren. So besetzten sie z. B. auch die Beinkleider seitlich mit Reihen von kleinen, runden Plättchen (Taf. 8, 15), eine Verzierung, die lebhaft an den Schnürenbesatz der Ungarn erinnert, der heute getragen wird. Die Pfeile waren kurz und hatten Spitzen aus Kupfer oder Bronze, welche mit Widerhaken versehen und meistens mit Schlangengift vergiftet waren. —

Pfeile

Lanze

Ausserdem bedienten sich die Skythen noch der Lanze (Taf. 8, 13), eines kurzen Schwertes und einige Stämme derselben auch der Schlinge. Auch die heutigen Bewohner jener Steppe führen diese Waffen noch und daneben ein Instrument, das sich von den Skythen her auch bis auf unsere Tage erhalten und durch die Verbreitung über ganz Russland eine traurige Berühmtheit erlangt hat, nämlich die Knute (Taf. 8, 15).

Bogen der Daker und Sarmaten

Die Bogen der Sarmaten und Daker waren länger und wahrscheinlich meistens aus Holz geschnitzt; die Pfeile der ersteren hatten knöcherne Spitzen mit Widerhaken, waren auch zuweilen vergiftet und wurden in einem bald runden, bald viereckigen Köcher auf dem Rücken getragen (Taf. 8, 1—3, 10 u. 11).

Auch sie, wie die Skythen, schossen im vollen Jagen des Pferdes sowohl links als rechts gleich gut. — Ausserdem führten sie kurze Schwerter, die an einem Riemen über die linke Schulter getragen wurden (Taf. 8, 2 u. 10) und Messer, sowohl mit geraden, als mit gekrümmten Klingen (Taf. 8, 4 u. 5). Seltener war der Gebrauch der Keule (Taf. 8, 5).

Feldzeichen

Als Feldzeichen dienten Standarten aus Leder oder Tuch, die wahrscheinlich mit irgend einem Tier bemalt waren, oder plastische Nachbildungen eines phantastischen Ungeheuers, die aus Leder oder Holz verfertigt auf einer Stange getragen wurden (Taf. 8, 4).

Zum Signal bedienten sich die Sarmaten einer langen Trompete von eigentümlicher Gestalt (Taf. 6, 20).

## C. Geräte.

Ob die Sarmaten trotz des Schmucks ihrer Waffen eine besondere Aufmerksamkeit auf den Hausrat verwendet haben, ist darum sehr zu bezweifeln, da sie Nomaden waren, bei denen selbstverständlich die Gerätschaften stets auf das geringste Mass beschränkt sind. Auch ist uns keinerlei Kunde davon geblieben. Da sie obenein Reiter und Krieger waren, so war Bequemlichkeit ihnen fremd und ohne Wert und also auch darum der meiste Hausrat entbehrlich.

Dasselbe gilt zumeist auch von den Skythen und Dakern. Von den ersten erwähnt Herodot zwar bestimmter Gefässe zum Kochen, anderer zur Aufbewahrung der Milch etc., aber auch, dass sie die Schädel der erschlagenen Feinde als Trinkgeschirre benutzten. Solange ein Volk dergleichen Geräte benutzt, darf man von dem ganzen Hausrat nach Stoff, Zahl, Form und Wert keinen allzuhohen Begriff haben. Denn der natürliche Widerwille des Menschen gegen dergleichen ist so gross, dass er, sobald er irgend kann, zum Reiche der Pflanzen und Minerale, die ihm ferner liegen, als zu dem näheren Tierreich greift, um sich die Dinge, die ihn umgeben sollen, zu verschaffen. Der Gaucho in den Ebenen des Paraguay, der sich auf den Stierschädel zwischen die Hörner setzt, würde jedenfalls den einfachsten Holzschemel vorziehen, wenn er ihn haben könnte, nicht nur der Bequemlichkeit willen, sondern weil auch der rohe Mensch einen Abscheu hat vor den Trümmern eines tierischen Organismus, weil Auge und Nase dadurch beleidigt werden. Wir meinen hier nicht den häufig vorkommenden Ekel zarter

Nerven, sondern den Abscheu, den selbst der geübteste Anatom immer noch haben wird trotz des Interesses, das ihm der Gegenstand (als wissenschaftlicher) einflössen mag. Unsere Sinne sind einmal darauf eingerichtet, dass sie sich dagegen empören. Man denke nur an den Geruch allein in bezug auf Tier- und Pflanzenreich, und es wird gleich deutlich, was wir meinen. Fast alle lebenden Tiere sind unserem menschlichen Geruch zuwider, von den Pflanzen nur wenige, die meisten dagegen angenehm. Nun denke man beide Arten der Organismen tot im Prozess der Zersetzung und frage sich nun.

Aus dieser organischen Eigentümlichkeit unserer Sinne erklärt sich der oben erwähnte Widerwille. Darum greift der rohe Mensch möglichst bald zu anderen Stoffen, als zu Tiergebeinen, um sich Geräte zu bilden, und darum müssen wir sagen, dass, so lange ein Volk noch aus Schädeln trinkt, die Anfertigung und der Besitz von Geräten ein überaus dürftiger sein muss, denn solche Gebräuche bleiben eben nur so lange im Gebrauch, als sie müssen, d. h. als keine andere Aushilfe zu beschaffen ist. Denn es gibt keine Gewohnheiten oder Gebräuche, als solche mit ursprünglich triftigsten Gründen. Der Mensch ist überall mit Vernunft begabt. —

# VI. Die Griechen.

(Tafel 9—12 und 14. Hauptquellen für Figuren und Geräte sind das Berliner und Dresdener Museum und Guhls Denkmäler der Kunst. Einiges nach Weiss, anderes nach Ferrario und A. Lens. Die Farben sind meist nach den Angaben der Alten, einzelnes nach Semper, Lens, Ferrario und Weiss. — Zum Text sind die griechischen Schriftsteller, besonders Homer und Herodot, dann die Schriften über die Griechen von O. Müller, Panofka, Becker, Böckh, Weiss und Guhl-Koner, ausserdem die eigenen Tagebücher aus Athen, Neapel und Rom und die Notizen aus den Museen von Berlin, Dresden, München und Paris benutzt worden.)

## A. Einleitung.

„Die Griechen!“ Welch eine Fülle von Gedanken durchzieht uns bei diesem blossen Namen schon! Es bricht, über welches Feld menschlicher Tätigkeit wir auch im Augenblick nachdenken, ein frohes Licht herein, welches seine Strahlen über jenes hinwirft. Denn wie sehr auch die Forschung die ersten Jugendträume und die allzulockenden Bilder zerstreut hat, die früher unter dem Namen Griechenland in unserer Phantasie zusammengefasst waren, so viel ist trotz der strengsten Kritik immer noch übrig geblieben, dass wir mit Freuden von jedem Orte des Geistes aus unsere Augen dorthin richten und trotz dem vielen Schlimmen, das wir dort finden, doch uns weiden an den Blüten des Guten und des Schönen, die nirgends, wenigstens die letzteren, wieder in so reicher Fülle zur Entwicklung kamen. Auch in bezug auf die Tracht sind sie, begünstigt durch das Klima, zu den schönsten Formen gelangt, die wir bis heute kennen, da sie den freien Faltenwurf zu seiner vollen Geltung brachten.

### 1. Quellen.

Wenn wir bei manchen früheren Völkern nicht viele Quellen angeben konnten, weil deren nur wenige vorhanden waren, so ist hier dasselbe aus dem umgekehrten Grunde der Fall. Auch hier lassen sich kaum besondere Quellen nennen, weil deren Zahl zu gross ist. Fast jede griechische Statue belehrt uns über irgend ein Gewandstück, und wenn wir damit auch nur die Form desselben haben, ohne über die Farben belehrt zu sein, so sind doch auch für diese in den schriftlichen Zeugnissen so viele Nachweise da, dass wir uns hierbei auf einem sicheren Boden bewegen.

Es ist also ein jedes Museum griechischer Altertümer ein Lehrbuch der griechischen Tracht, doch sind darum nicht zu vergessen die griechischen Bauwerke, die in den Ländern um den Archipel trotz aller Zerstörungswut der späteren Eroberer immer noch in Menge vorhanden sind. Um hier genauer zu reden, führen wir z. B. das Erechtheion zu Athen mit seinen vier Karyatiden an, denn wenn auch bei den Griechen Skulptur und Malerei sich von der Mutter Baukunst losgerissen und selbständig gemacht hatten, so traten sie darum doch beide freiwillig und gern in ihre Dienste oder in ein Bündnis mit ihr und halfen ihr getreulich zur Ausschmückung ihrer Arbeiten.

Ausser den Skulpturen sind aber, wie schon erwähnt, auch die griechischen Schriften von höchster Wichtigkeit für die Kenntnis der Tracht, besonders der Farben, die wir ohne sie zum grössten Teile nicht erfahren würden. Denn nicht nur die Gewalt der Zeit hat die Farben verbleichen lassen, sondern auch die Gewalt der Menschenhand hat die Vernichtung derselben herbeigeführt. Daher ist man bekanntlich so weit gegangen, eine Zeitlang irrtümlich zu behaupten, die griechischen Skulpturen und selbst die Bauwerke seien nie mit Farbe bedeckt gewesen, sondern hätten immer nur, wie heute, die Farbe des Marmors etc. gehabt, eine Frage, die nach jeder Richtung mit ausserordentlicher Schärfe und Tiefe durch Semper*) erledigt worden ist.

Auch für die Geräte sind wir mit reichlichem Material versehen, denn die Museen der Hauptstädte Europas strotzen zum Teil von solchen. Hier haben wir es also nicht einmal mit Nachbildungen aus diesem Volke oder gar nur mit Beschreibungen zu tun, sondern ganz unmittelbar mit den Gegenständen selbst, die wir betrachten wollen.

*) Semper, der Stil, 1860, Band I, § 77 u. an a. O.

## 2. Wohnsitz.

Es war den Pelasgern und später den Hellenen nicht zu verdenken, dass sie, als sie da eingewandert waren, wo wir sie später finden, nicht weiter zogen, sondern dachten: „Hier ist gut sein! hier lasst uns bleiben und bauen!“ Denn eine schönere Vereinigung von Land und Meer, von Berg und Ebene lässt sich kaum denken, als sie in Griechenland dargestellt ist. Nur die westindischen Inseln — das ist aber freilich kein „Land“, d. h. Kuba und Haiti ausgenommen, kein Ort für einen grösseren Staat, — würde ich noch voranstellen müssen. Doch mag wohl zu diesem Vorzuge in der Physiognomie die tropische Pflanzenwelt einen nicht geringen Beitrag liefern. In Europa aber wüsste ich keinen Bezirk, selbst das berühmte Neapel und seine Umgebung nicht, der sich an Begünstigungen der Bodengestalt mit dem Archipel und seinen Umgrenzungen messen dürfte. Denn das von vielen ansehnlichen Bergzügen durchsetzte Land bildet im Zusammentreffen seiner Höhen mit der blauen Tiefe des Meeres unzählige Buchten mit gutem Fahrwasser bis dicht ans Ufer, also die erste Bedingung für den Handel, sichere Häfen. Damit aber auch den dort hausenden Völkern nicht etwa angeborene Trägheit ein Anker werde, der sie am Boden halte, setzte die sorgsame Erde in nähere und fernere Aussicht eine grosse Zahl von Inseln als ebensoviele lockende Stimmen: „Kommt heraus!“ Auch die Ufer des Festlandes liegen an jedem Punkte so verlockend nahe, dass man sich unwiderstehlich hinübergezogen fühlt zu den blauen scharf und schön begrenzten Höhen, die am Horizont schweben wie leichte Träume. Man kann nicht bleiben, so schön es ist; man muss hinüber. So lockt Insel auf Insel von Kleinasiens Borten westwärts, bis man in die Bucht von Attika oder in den Busen von Lepanto oder in eine der vielen Baien einläuft, die das West-Gestade des Archipels zieren.

Zwischen Asien und Europa war über den Archipel hinüber eine Trennung unmöglich, solange die Menschen ihre jetzige Natur haben. Smyrna und Athen sind und bleiben Nachbarn und Schwestern, denn sie sind zu eng und fest durch den Archipel verknüpft. Erst wer diesen trocken legt, und dort eine Steppe oder ein Gebirge hinsetzt, kann die beiden trennen.

So mussten die Griechen ein handeltreibendes Volk, so mussten sie Seefahrer werden. Aber der Wohnsitz brachte auch noch anderes mit.

Die vielfache durch die Gebirge bewirkte Zerstückelung des Landes in kleine Distrikte musste auch eine Vielstaaterei hervorrufen, die notwendig zu einer sehr verschiedenen Entfaltung der einzelnen Glieder führen musste. Die Binnenstaaten waren gegen die Uferstaaten im Nachteil. Aber es konnte nun auch eine grosse Selbständigkeit und besondere Entwicklung der Individualität jedes Staates stattfinden, die ohnedem nicht so leicht möglich war. Daher hatten die Griechen schon frühe, um ein gänzliches Auseinandergehen der einzelnen Stämme zu verhüten, um das Gefühl der gemeinsamen Abstammung, Sprache und Sitte zu erhalten, bestimmte Unions-Einrichtungen getroffen, von denen die Festspiele wohl den bedeutendsten Einfluss in dieser Richtung übten. — Und aus der freien Entwicklung jedes einzelnen Staates ergab sich als weitere Folge eine freie Entfaltung der menschlichen Kraft, des menschlichen Geistes überhaupt. Nicht dass die Griechen ohne Vorurteile, selbst ohne die krassesten, gewesen wären, aber sie waren doch im Altertum das erste Volk, bei dem Kunst und Wissenschaft als die höchsten Blüten der Menschheit zu rechten Ehren und dadurch zur Entfaltung kamen. Kein Treiber mit der Geissel stand hinter Phidias! Und Sophokles war etwas Höheres als Diener eines Despoten!

Ein zweiter unendlicher Vorzug, den dieser Wohnsitz seinen Insassen gewährte, war das milde Klima. Denn wenn ein so schön gebautes Land mit allen seinen Buchten etc. am Nord- und Südpol gelegen hätte, so wäre, auch wenn dieselben Hellenen darin gehaust hätten, doch wenig mehr dabei herausgekommen, als z. B. aus Island, das auch schöne Häfen und köstliche Bergabhänge hat. Aber der Archipel kennt kein Eis! Und Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen haben die Athener nie kennen gelernt, wohl aber, und wenn auch nur vereinzelt hier und dort, die Dattelpalme; Feigen, Wein und Öl sind in Hellas und dem Peloponnes (hier mit Ausnahme von Arkadien, welches aller phantastischen Schwärmerei zum Trotz eine rauhe Wildnis ist) überall zu Hause, im südlichen Peloponnes auch die Fackeldistel (Cactus opuntia). Zwei für die Physiognomie der Täler von Griechenland höchst wichtige Bäume, die Platane und die Cypresse, waren dies auch schon im Altertum, und für die Berge sind es etwa sechs Arten Eichen. Ausserdem am häufigsten sind Linde, Ulme und die griechische Pappel. Der Lorbeer bleibt meistens ein Strauch, ebenso die Myrthe. Im Sommer, weil zwischen Mai und Ende August kein Regen fällt, sondern nur der Nachttau das Pflanzenleben nährt, werden die meisten Bäume blattleer. Im Winter schneit es bisweilen, doch bleibt der Schnee nicht liegen, ausser auf den höchsten Bergen.

Alle diese Momente sind für die Tracht wichtig, denn ein handeltreibendes Volk wird weniger starr auf alten Formen beharren als ein jedes andere, weil es mehr Fremdes kennen lernt und also mehr Gelegenheit zur Weiterbildung hat. Denn die Griechen sind keineswegs in den Künsten und Wissenschaften, die sie zur Blüte brachten, auch die Anfänger und Begründer, sondern sie haben ein gut Stück Vorarbeit anderer Völker übernommen und weitergeführt. Wir wollen hier nur die Ägypter erwähnen, die so oft als ein Gegensatz zu den Hellenen missbraucht worden sind und bei genauerer Forschung sich doch nur als ihre Lehrmeister und Vorarbeiter darstellen.

Ebenso wird ein Volk, das der freien Entfaltung des menschlichen Wesens hold ist, auch der Entfaltung der Gewänder nicht abhold sein, also auch in seiner Tracht den Geist walten lassen, der sein Staatsleben regelt. Denn

was die Falte betrifft, so bleiben die Griechen in bezug auf sie allen Völkern Lehrer und Meister.

Dass endlich das Klima von unmittelbarem Einfluss auf die Tracht ist, erhellt von selbst. Die milde Luft von Februar bis Juni und von September bis Dezember gestattete das Weglassen jeder Kopfbedeckung und nur die Hitze des Juli und August oder der Regen des Januar machten eine solche wünschenswert. Da aber auf allen Seiten das Meer tiefe Einschnitte in das Land machte, so war die Luft ausser im höchsten Sommer auch beständig feucht, und es war daher dem Körper wohltätig und angenehm, ihrer Einwirkung die Haut auszusetzen, daher wurde jede Umhüllung während der längsten Zeit des Jahres, klimatisch betrachtet, fast überflüssig, also nur durch die Sitte bestimmt. Dies übte auf den Schnitt der Kleidung einen ausserordentlichen Einfluss, wie wir später sehen werden.

Dass selbst der Pflanzenwuchs einer Gegend nicht ohne Einfluss auf die Tracht ist, mag vielleicht auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen, ist aber trotzdem gewiss. Denn wenn demselben Auge jahrelang die gefälligsten Pflanzenformen auf Tritt und Schritt vorschweben, wird es jedenfalls anders entwickelt, als wenn ihm nur die steifsten Gestalten, etwa wie in Mexiko oft meilenweit nichts als Agave mex. und Cactus Cereus steht, wahrnehmbar sind. Denn jede Tätigkeit des Geistes setzt Eindrücke voraus, und was nicht in die Seele hineinkam, das kommt auch niemals heraus. Wir sehen hier ganz davon ab, dass an Kleidungsstücken selbst manche Nachahmungen von Pflanzen Platz finden, z. B. als Borten u. dgl., oder dass in Geräten sich die Formen der Blüten etc. wiederholen.

So in jeder Hinsicht von der Natur höchst begünstigt, wuchs das Volk der Griechen heran und benutzte treulich alle Momente, die ihm verliehen waren: so entfaltete sich hier an den Ufern des Archipelagus eine Welt, deren Trümmer uns, die späteren Geschlechter, und gewiss noch spätere, in Erstaunen und Bewunderung versetzen und deren Glanz aus der Asche noch die fernsten Völker überstrahlt und erleuchtet.

### 3. Geschichtliches.

Das in der Geschichte einzige Schauspiel, welches die Hellenen bieten, ist zu bekannt, als dass wir von demselben auch nur eine Skizze zu entwerfen nötig hätten. Was hier zu erwähnen nötig ist, beschränkt sich darauf, dass die europäischen Griechen trotz dem seit dem 11. Jahrhundert v. Chr. sehr lebhaften Verkehr mit ihren Verwandten in Kleinasien sich doch, vielleicht aus der alten Eifersucht, die den Sturz Trojas herbeiführte, in vielen Stücken, auch in der Tracht, von jenen unterschieden, dass sie erst später einzelnes von drüben herübernahmen, dass sie aber seit dem 5. Jahrhundert, als die Kriege mit den Persern ausbrachen, mehr und mehr dem orientalischen Wesen Eingang gestatteten. Doch ging dies nie so weit, dass sie sich gänzlich verleugnet hätten, dass sie also etwa wie Perser ganz in medischer Tracht gingen, ganz in asiatischer Kleidung geprunkt hätten, sondern es blieben doch immer nur Einzelheiten, wie Schuhe, Spangen u. dgl., die von einzelnen getragen, aber von den Dichtern z. B. gerügt wurden, weil sie dem Griechen als zu weichlich und üppig zuwider waren. Auch wurden die Hellenen nach den Perserkriegen so ausschliessend, dass ihnen trotz des Handels alles Fremde zuwider war, weil es fremd war; ihr Glück hatte sie eitel gemacht; sie sprachen jetzt von „Barbaren“ und alles Ausländische war barbarisch. Der Olymp war jetzt, weil es ihr Berg war, die Mitte der Erde.

Hierin scheint ein unlösbarer Widerspruch zu liegen, dass ein Volk die Nachbarn verachtet, ihre Sitten oder ihre Tracht hasst und doch nachahmt. Aber er löst sich leicht, wenn man bedenkt, dass es zu allen Zeiten und unter allen Völkern einzelne gibt, die um jeden Preis auffallen wollen, und, kann dies nicht mehr auf gute Weise geschehen, zur schlechten greifen. Der vornehme, junge griechische Stutzer wusste dem Strassenpöbel nicht anders zu imponieren, als durch öffentliches Nachahmen des verachteten, ausländischen Wesens: er erreichte seinen Zweck vollkommen: er wurde be- ob auch zugleich verachtet, und dass er reich war, konnte ausserdem nicht bezweifelt werden. Das war alles, was er wollte. — Auch gehörte es zum guten Ton aller Zeiten, mit dem Ausländischen etwas zu liebäugeln, also etwas ausländisch — wenn auch schlecht genug inländisch — zu sprechen, an seiner Kleidung etwas Fremdes zu tragen, und sollte es auch zum übrigen passen wie die Faust aufs Auge.

Im allgemeinen muss aber gesagt werden, dass die Griechen bis zum Untergang ihres staatlichen Lebens durch Philipp und Alexander von Mazedonien noch immer gegen das Fremde ankämpften, welcher Gestalt und woher es auch sein mochte, dass aber der Staat, da seine Spitzen, seine Grossen, die ihn schützen sollten, von orientalischer Üppigkeit verderbt waren, nach und nach dem Verderben preisgegeben wurde. Denn ein Haus ohne festes Dach wird bald ein Raub der Elemente. Die ruhen nimmer.

Wir werden daher nicht versäumen, an seiner Stelle der fremden Einflüsse zu erwähnen, doch werden wir nie solche Veränderungen anzuführen haben, wie bei allen bisher betrachteten Völkern, vielleicht, weil es schwer ist, eine aufgeblühte Rose noch zu schmücken.

## B. Die Tracht.

Alle Stücke der griechischen Kleidung, sowohl der männlichen als weiblichen, bestanden aus regelmässigen meist länglichen Vierecken, die nur durch ihre verschiedene Behandlung bei der Anlegung die verschiedenen Kleider ergaben. Im Verlauf der Zeit wurden nur die Stoffe und die Ausschmückung der Gewänder anders gewählt. Wenn sich in späteren Epochen der griechischen Geschichte auch hin und wieder Kleidungsstücke finden, die den Schneider voraussetzen, so sind dies eben Ausnahmen und können wegen ihres vereinzelten Vorkommens nicht als zur „grie-

chischen Tracht" gehörig angesehen werden. Die griechischen Kleider gaben nur dem Weber, nicht dem Schneider zu tun, und ausser zum Besetzen der Gewandstücke war zu einem griechischen Kleid keine Nadel und Schere notwendig. Das unterscheidet sie von denen aller übrigen Völker. Ob also ein Gewand schön kleidete oder nicht, war das Verdienst dessen, der es anlegte. Überall sonst war und ist dies die Sache des Verfertigers, der es den Körperformen anpassen muss.

Das griechische Gewand aber konnte zu allem anderen ebensogut dienen als zur Umhüllung des Körpers. Das milde Klima erforderte keine dichte Bedeckung der Haut, im Gegenteil lockte es zu möglichst luftiger, freier Umhüllung und so fand sich das Auge denn auch nicht beleidigt durch die Unverhülltheit derjenigen Körperteile, die zur Bewegung dienten, vor allem der Glieder. Denn der Geschmack und die Sitte richtet sich genau nach den Bedürfnissen des Wohnorts und das meiste ist nur darum anständig, weil es an der Stelle notwendig ist. Der nackte Neger in Afrika findet sich gerade so anständig, als der völlig bekleidete Europäer sich nur in Frack und Handschuhen finden kann.

Zu dieser von der Natur gegebenen Freiheit, sich leicht zu kleiden, kam hier die glückliche Begabung des hellenischen Stammes hinzu, der für Schönheit einen so feinen Sinn hatte, als nur irgend ein Teil des Menschengeschlechts je verraten hat. Und wie immer in der organischen Natur jede Wirkung sogleich Ursache wird zu neuer Wirkung, so war die Unverhülltheit und freie Bewegung der Glieder Ursache zu deren möglichster Ausbildung, und den so an Schönheit derselben bereicherten Körper hatte der Grieche eher Grund, dem Auge preiszugeben, als zu verhüllen. Würde unsere heutige mitteleuropäische Welt plötzlich nach Süden versetzt, sie würde sich doch zweimal bedenken, griechische Tracht zu tragen, und wenn diese auch „Mode" würde, weil die meisten gute Gründe für dicht verhüllende Kleider hätten.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Die griechischen Gewänder, so verschieden sie auch benannt worden sind, lassen sich doch zurückführen auf ein Untergewand und den Mantel oder das Obergewand.

Wir finden nun zwar viele Arten von Untergewändern oder Hemden, doch liegt ihnen allen eine und dieselbe Form zugrunde, die mit den Namen Chiton bezeichnet wurde.

Chiton

Dieser ist bald lang und weit, bald kürzer und enger. Die einfachste Form des Chiton*) ist vielleicht die eines viereckigen Stücks Zeug von etwa $1^1/_4$ m Breite und $1^1/_2$ bis 2 m Länge, das von der einen Achsel unter dem entgegengesetzten Arm hindurch bis wieder zu derselben Achsel gelegt und hier mit einer Spange an den beiden Enden befestigt wurde. Diese Seite war also offen von oben bis unten, die andere geschlossen und der Arm mit einem Teil der Brust frei oberhalb des Chiton (Taf. 10, 1; 12, 2 u. 3). Um die Hüften wurde er gegürtet und über den Gurt beliebig viel herausgezogen, so dass eine Bauschung entstand, die dem Faltenwurf Gelegenheit zu schönster Ausbreitung gab (Taf. 12, 3, 4 u. 11).

Diese einfachste Form des Chiton war die, welche die Sklaven tragen mussten und welche die meisten Handwerker, besonders Holz- und Eisenarbeiter, wegen der Bequemlichkeit trugen (Taf. 12, 5). Auch die spartanischen Mädchen trugen ihn bei den gymnastischen Übungen so (Taf. 12, 2 u. 3).

Eine zweite Form des Chiton entstand einfach dadurch, dass man an dem freien Arm den Saum vorn und hinten neben der Achselgrube fasste und oben über der Schulter die beiden Punkte durch eine Spange verband. So sah es aus, als habe der Chiton ein Armloch auf dieser Seite (Taf. 9, 2 u. 9; 10, 9; 12, 4). Zuweilen kommen übrigens Fälle vor, wo man annehmen muss, der Chiton habe wirklich ein Armloch auf der geschlossenen Seite, was also auch wohl dann und wann vorgekommen sein mag (Taf. 12, 7 u. 10). Auch auf der offenen Seite wurde oft dadurch ein Armloch gebildet, dass man dieselbe von den Hüften abwärts zunähte, was sowohl bei dem kurzen Chiton der spartanischen (Taf. 12, 2 u. 3), als bei dem langen Chiton der athenischen Frauen beliebt war (Taf. 12, 1).

Im allgemeinen war nämlich die Tracht der Dorer und Jonier dadurch unterschieden, dass erstere den Chiton nur bis etwa handbreit über dem Knie, letztere ihn bis zu den Füssen hinabreichend trugen. Dies war früher Regel, doch trugen seit der Mitte des 5. Jahrhunderts die athenischen Männer den dorischen Chiton und nur die Könige und Priester im Ornat behielten den langen Chiton bei (Taf. 9, 4 u. 12; 11, 3, 4 u. 6). Letzterer hiess gewöhnlich der jonische und war aus Leinwand, ersterer der dorische (Taf. 12, 4) und war aus Wolle. Unter den Göttinnen ist es besonder Artemis, die im kurzen Chiton dargestellt wird, und zwar häufig in der zuerst erwähnten Art desselben (ähnlich Taf. 12, 2). Die zweite Form dagegen, mit Spangen auf beiden Achseln, war die bei den freien Bürgern und Frauen gebräuchliche Form. Die Jungfrauen schürzten ihn im Gymnasium etwas höher und machten eine Schulter frei (Taf. 12, 2 u. 3).

Das Gefühl für das Schöne entwickelte aber bald aus dem langen, jonischen Chiton eine ganz neue Form desselben. Die über dem Gürtel hervorgezogenen Falten mochten wohl bald eine notwendige Ausschmückung des Kleides geworden sein, und man verlängerte also den Chiton mehr und mehr, um diesen Überhang an den Hüften möglichst verlängern zu können, ohne die Knöchel zu entblössen. So entstand der doppelte Chiton, der wiederum mehrfache Veränderungen zuliess.

Derselbe wurde dadurch hergestellt, dass man einen übermässig langen Chiton, der auch weiter war als der gewöhnliche, an dem oberen Saume nach aussen umlegte und so einen Überschlag, ähnlich einem langen Mantel-

*) Auch hier stützen wir uns, wie schon erwähnt wurde, auf die von uns selbst an der Puppe angestellten Versuche.

kragen, bekam, der Brust und Rücken bedeckte. Dieser umgeschlagene Teil des Chiton hiess Diploïdion. Man befestigte hier (Taf. 9, 8) an der geschlossenen Seite, die auch unter dem Arme durchging, immer die beiden Säume oben auf der Achsel, so dass ein Armloch entstand, und nur Tänzerinnen trugen allenfalls den Saum nur unter dem Arme durch, so dass die Brust halb entblösst war (Taf. 10, 1). Diploïdion

Der Gürtel wurde entweder unter dem Umschlag angebracht (Taf. 9, 8 u. 11), und man zog dann gern die Falten der Bauschung so lang aus demselben heraus, dass der Umschlag eine geschlängelte Parallele oberhalb derselben bildete (Taf. 12, 11) oder man band auch den Umschlag mit in den Gürtel hinein (Taf. 10, 13).

Auch der Doppelchiton war bald an der einen Seite ganz offen (Taf. 9, 8), bald halb geschlossen und nur oberhalb der Hüfte offen, meistens aber ganz geschlossen bis auf das Armloch unterhalb der Spange (Taf. 9, 11 u. 10, 13). Im letzteren Falle bestand also der Chiton aus einer weiten Röhre, welche am oberen Rande zwei grosse Stücke für Brust und Rücken trug. Dieselbe wurde über den Körper gezogen, so dass sie bis unter die Arme reichte, dann wurden die oberen Säume an jedem Arm von vorn und hinten zusammengenestelt, so dass sie auf die Achsel zu liegen kamen und also das Achselgelenk umschlossen. Von diesen beiden Punkten fielen nun die beiden Überschläge vorn und hinten hinab. Diese blieben immer, solange sie nicht von dem Chiton sich trennten, an der einen Seite unverbunden, also offen. Aber diese Umschläge des Chiton wurden, wie in der organischen Welt die Glieder eines Ganzen, bald selbständig, lösten sich los und lebten für sich weiter. Es erging ihnen also gerade so wie den zierenden Umschlägen und Endstücken unserer Leibwäsche, den Kragen und Ärmeln. So wenig diese bei unseren Frauen zum Hemd gehören, wie sie doch vorgeben, so wenig sie sogar bei den Männern der mittleren und niederen Stände häufig mit demselben zusammenhängen, sondern so gewiss sie eine ganz freie selbständige Existenz als Chemisetten, Manchetten der Männer (die Wörter bezeichnen durch ihren Klang die Quelle dieser Erfindung, die denn auch, ehrlich gesagt, immer dem Ursprung gemäss eine „Aufschneiderei“ bleibt), als Kragen und Unterärmel der Frauen haben, so gewiss hatte auch mancher Überschlag am griechischen Chiton ein eigenes, freies Dasein. Die Gründe für diese Entwicklung und Entfaltung der ursprünglichen Einheit in eine Zweiheit möchten ebenso nahe liegen, als bei uns die für die oben berührten Trennungen: Sucht nach Vornehmtum und Sparsamkeit oder Mangel an Geld für Ankauf und Reinigung der Wäsche. Denn da diese Überschläge natürlich zuerst schmutzig und abgenutzt werden, so ist es allerdings praktisch, ihnen einen eigenen Lebenslauf anzuweisen und vom väterlichen Hemd oder Chiton zu trennen. —

Eine weitere Folge dieser Trennung ist die Verschönerung nicht des Hauptstücks, sondern des abgelösten Anhängsels, wie bei uns der Kragen und Ärmel, so bei den Griechen des Umschlags. Man konnte ihm eine beliebige Form und Ausschmückung geben, ohne am Chiton etwas zu ändern (Taf. 10, 12). Ja man kam hier zuletzt auf Formen, die sehr weit von ihrem Ursprung entfernt waren und die man eher ein Wams oder eine Jacke, als einen Umschlag nennen konnte (Taf. 10, 9).

Dass man auch in Athen schon jenes wunderbare Ding kannte, das man jetzt Mode nennt, wird keinen wundern, der da weiss, dass der Mensch von jeher in Bedürfnissen und Leidenschaften, in Tugenden und Lastern, in Weisheit und Narrheit derselbe war. So trug man also in Griechenland auch den Umschlag bald bis dicht unter die Brust, bald bis auf die Hüften, und besonders der einzelne Überschlag, der nicht mit dem Chiton zusammenhing, musste sich bald so, bald so gestalten, um den nach Neuheit begierigen Augen zu gefallen. Dann wurden die Ecken fast bis zur Erde verlängert (Taf. 10, 12), dann wieder abgestutzt und beide Seiten geschlossen, wie ein zweites, kurzes Hemd (Taf. 10, 9).

Eine ganze Reihe neuer Formen entstand noch dadurch, dass man sowohl dem einfachen als dem Doppelchiton Ärmel gab. Bisher hatten wir nur ärmellose Chitonen vor uns. Diese Ärmel erlangte man leicht dadurch, dass man den oberen Saum des einfachen oder des Doppelchiton nicht nur an einem, sondern an mehreren Punkten auf den beiden Achseln befestigte. Man nahm also beim Anlegen der offenen Seite z. B. des einfachen Chiton nicht nur die Zipfel und heftete sie auf der Achsel zusammen, sondern noch einige Punkte der oberen Kante nach innen zu. Ähnlich verfuhr man auf der anderen Seite. Der innerste Knopf kam auf jeder Seite von selbst auf die Achsel zu liegen, die anderen auf den Oberarm. So entstanden bald kürzere (Taf. 11, 5), bald längere Ärmel (Taf. 10, 10 u. 12), die oben zwischen den Knöpfen Öffnungen liessen, durch welche die Haut sichtbar wurde. In derselben Weise erhielt auch der Doppelchiton Ärmel, (Taf. 9, 11; 11, 7). Die Länge der Ärmel wurde, wie sich von selbst versteht, auch durch die Mode bestimmt.

Diese Herrscherin führte sogar einen zweiten, etwas kürzeren Chiton ein, der sich vielleicht aus dem übermässig langen Umschlag (Diploïdion) entwickelt haben mochte. Denn man denke sich diesen, der bisweilen die Form eines langen Wamses hatte (Taf. 10, 9; 11, 7) nur nochmals verlängert, so gelangt man leicht zu einem wirklichen, zweiten Chiton (Taf. 10, 12). Dass über diesen noch der freie Überschlag getragen wurde, lässt sich begreifen, denn sonst wäre ja ein wesentliches Stück des Putzes weggefallen. So entstand von innen nach aussen das eine Stück aus dem anderen, wie ihre Säume gleich Stockwerken übereinander getragen wurden (Taf. 9, 7; 10, 12).

Schliesslich muss bei dem Chiton noch erwähnt werden, dass er zuweilen auch wirkliche Ärmel hatte. Dann also war er ganz aus der Art geschlagen und eigentlich gar kein Chiton, nicht mehr ein Stück Zeug, sondern ein gemachtes Kleid, ein Hemd nach unserer Art oder ein Leibrock, wie Voss sagt. Dieses Kleidungsstück, das aus Chiton mit Ärmeln

Kleinasien (s. Taf. 13) herübergenommen wurde, blieb jedoch immer ein „fremdes“ und fand als solches nur seltene Anwendung (Taf. 9, 4; 10, 4; 11, 1 u. 2). Man müsste also richtiger sagen: Zuweilen trugen einzelne Griechen statt des Chiton einen kleinasiatischen Leibrock mit Ärmeln. Dass nicht etwa der ärmellose Chiton aus dem mit Ärmeln entstanden ist, sondern wohl aus der einfachen Decke der syrischen Völker (S. 32), dafür spricht z. B. der Turm der Winde in Athen, an welchem der Nord- und Nordwestwind in Ärmelchitonen, weil sie Fremdlinge waren, dargestellt sind, der Süd- und Südost dagegen, als aus griechischen Ländern kommend, in griechischer Tracht. Auch bei dem Ärmelchiton waren die Längen, sowohl des Rockes als der Ärmel, verschieden; bald reichte der erstere nur bis an die Kniee (Taf. 11, 2), bald bis auf die Füsse (Taf. 9, 4; 10, 4). Ebenso gingen die Ärmel zuweilen nur bis zum Ellenbogen und waren weit (Taf. 11, 2) oder sie waren anliegend und reichten bis zur Hand (Taf. 9, 4; 10, 4; 11, 1).

Himation

Das zweite Hauptstück der griechischen Kleidung war der Mantel oder das Himation. Auch dieses war ein Stück Zeug in Form eines Rechtecks und aus gröberer oder feinerer Wolle gewebt.

Die Benutzung und Anlegung desselben war selbstredend eine weit freiere als die des Chiton. Da es im Hause abgelegt wurde (Taf. 10, 10; 12, 10), so musste es bei jedem Ausgang aus demselben von neuem umgetan werden, und es gehörte lange Übung und Geschick dazu, dies in der gehörigen Weise zu tun, nämlich so, dass die Falten schön fielen. In Athen gehörte sogar später das Anlegen des Himations zu den Lehrgegenständen. Die Breite des Zeugs entsprach bei den Joniern der Höhe des Menschen von den Schultern zu den Füssen, und man konnte sich also völlig in das Himation einwickeln. Zu diesem Ende wurde der eine Zipfel über die linke Schulter nach vorn gezogen, mit der Hand gehalten (Taf. 9, 11) und das den Rücken deckende Stück mit der Rechten um den Körper herumgelegt, so dass die rechte Schulter und die Brust auch verhüllt war (Taf. 12, 12), und der andere Zipfel über die linke Schulter nach hinten geworfen, wo er durch die in den Ecken befestigten Gewichte sich halten musste. Es geschah dies also ebenso wie der heutige Spanier und Mexikaner seine Serape umlegt. Diese Art, das Himation zu tragen, mag wohl bei rauhem Wetter beliebt gewesen sein. Auch die Statuen der Redner sind so bekleidet, die rechte Hand liegt dann in den oberen Falten, welche quer über die Brust gehen. Dass es darauf ankam, die Falten ungestört zu lassen, erkennt man daraus, dass dem Perikles nachgerühmt wird, er habe stundenlang reden können, ohne dass sich eine Falte verschoben hätte.

Die bei weitem häufigste Weise aber und auch zugleich die malerischste war die, den Mantel statt um die rechte Schulter herum unter dem rechten Arm hindurch zu führen, so dass dieser also ganz frei blieb (Taf. 9, 3 u. 4, 9 u. 12; 10, 3; 11, 1 u. 4). Männer und Frauen trugen es gern so.

Von der Freiheit, das Himation oder an seiner Stelle ein schmäleres Stück Zeug in beliebiger Weise zu tragen, wurde der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. So legte man es wie ein Umschlagetuch um beide Schultern (Taf. 10, 2) oder nachlässig um die Hüften, indessen beide Enden über den beiden Armen lagen (Taf. 10, 7) oder über den linken geworfen wurden (Taf. 10, 8; 12, 13) oder man hüllte sich ganz darin ein (Taf. 10, 6; 11, 3); die jonischen Frauen dehnten dies sogar oft so weit aus, dass sie das Himation über den Kopf nahmen und nichts als das Gesicht unbedeckt liessen (Taf. 10, 5).

Chlamys

Ausser dem Himation war noch die Chlamys gebräuchlich, doch seltener oder nur für gewisse Stände. Sie wurde erst nach der solonischen Zeit bekannt und kam aus Thessalien nach Griechenland. Das Charakteristische derselben ist, dass sie einer Spange bedurfte, während das Himation nur frei umgelegt wurde, also jeder Anheftung ermangelte. Dadurch unterscheidet es sich von allen anderen Obergewändern.

Die Chlamys wurde bald wegen ihrer Bequemlichkeit der Kriegs- und Reisemantel. Es war ein viereckiges Stück Zeug, das von der rechten Schulter um den Körper herum bis wieder zur rechten Schulter gelegt und dort an den beiden Enden durch eine Spange verbunden wurde (Taf. 9, 1 u. 5; 11, 2, 8 u. 9). Die Jünglinge in Athen trugen sie, während die Knaben im blossen Chiton gingen.

Tribonion

Der dorische Mantel, Tribonion, der übrigens auch, besonders in der perikleischen Zeit und nachher, in Athen getragen wurde, war ein etwas schmäleres Stüc Zeug als das Himation, so dass er nur bis an die Kniee reichte, wurde aber ebenso umgetan wie dieses. Er bildete für die spartanischen Männer (die Heloten mussten, wie oben bemerkt wurde, einen Chiton in bestimmter Weise tragen) oft das einzige Kleidungsstück, weil es den Dorern weniger auf Umhüllung des Körpers ankam als den Joniern. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass letztere nach unseren Begriffen mehr weibliche Kleidung trugen, erstere mehr männliche, oder dass, um genauer zu reden, die dorischen Männer oft nur kurze Mäntel, die dorischen Frauen den kurzen, einfachen Chiton (die Jugend beider Geschlechter trug nur das eine Kleidungsstück), die jonischen Männer dagegen das lange Himation und die jonischen Frauen den langen Chiton samt dem Himation trugen.

Farben der Kleider

Der Unterschied in den Stoffen ist schon erwähnt worden. Auch in den Farben herrschte ein solcher. Der dorische Chiton wie das Tribonion hatten die Naturfarbe der Wolle, daher waren sie meistens braun, wie die Schafe des Peloponnes und Kretas. Der jonische, linnene Chiton war aber weiss oder weissgelb, der aus Byssos wahrscheinlich gelb und das wollene Himation war zwar häufig auch weiss, wie die feine Wolle der attischen Schafe, häufig aber auch gefärbt, und zwar in allen Farben, worunter Rot am meisten auftrat.

Doch gab es in Athen auch Chitonen von allen Farben, und am meisten berühmt waren die aus Kos und Amorgos eingeführten Gewänder. Beide zeichneten sich

durch Feinheit und Durchsichtigkeit aus. Die amorgischen Gewänder waren wahrscheinlich aus Flachs gewebt, die koischen aber aus Seide und darum besonders beliebt, weil sie sogar die Adern durchschimmern liessen und wegen ihrer Elastizität sich allen Formen und Bewegungen anfügten. Dass nur die höheren Stände sie tragen konnten, ist wegen ihrer Kostbarkeit begreiflich. Der unter dem Namen Bysoss angeführte Stoff ist jedenfalls ein feines Baumwollenzeug gewesen, das aus Vorderasien oder Ägypten bezogen wurde. Es ist bekanntlich viel darüber hin- und hergestritten worden.

Der Mantel der Männer bestand aus grober Wolle, das Himation der athenischen Frauen aus feinem Wollenstoff. Später fand in Athen die feinere Wolle auch bei den Männern Eingang und der „Flaus“ der guten alten Zeit wurde verdrängt. Zur Zeit des Kleon (um 420) kam Gewebe sogar ein medisches Gewebe aus Ekbatana im Handel vor und wurde von den feinen Athenern getragen, das auf der einen Seite kleine Löckchen hatte (s. Aristophanes Wespen 1137). Man nannte es Kaunake. Ich fand es in Kleinasien noch jetzt im Gange, und zwar sowohl in Wolle als in Baumwolle. So waren beispielsweise meine Handtücher in Magnesia von diesem Gewebe. Es ist dazu weit zweckmässiger als unser Drell oder dergleichen.

Was noch zu bemerken ist, betrifft die Ausschmückung dieser Gewänder durch Kanten und dergleichen.

Besatz der Kleidung Sowohl der Chiton als das Himation der vornehmen Athener wurde mit bunten Kanten verziert. Diese waren entweder aufgenäht oder gleich eingewebt oder gestickt. Nach Stand und Vermögen waren dieselben mehr oder weniger reich; bei den Ärmeren fehlten sie, wie bei den Dorern ganz. Am Chiton wurde der untere und obere Saum (der untere des Diploïdion) geschmückt (Taf. 9, 2, 4 u. 8; 10, 1, 9 u. 13; 12, 11), auch wohl die beiden Kanten der offenen oder offen gewesenen Seite (Taf. 9, 8; 10, 1) auch die gegenüberliegende Nat, beim Himation alle vier Seiten (Taf. 9, 4, 11 u. 12; 10, 2 u. 10).

So wie es einzelne nicht verschmähten, statt des Chiton einen kleinasiatischen Ärmelrock zu tragen, so gab es auch welche, die sich von dort den ganzen Anzug verschafften (Taf. 9, 4 u. 5). Dadurch fanden die gemusterten Zeuge in Athen Eingang und Anklang und wurden nach und nach häufiger. In ihnen liefen Stickereien oder bunte eingewebte Sterne, Blumen, Tiergestalten u. dgl. über das ganze Zeug hin (Taf. 9, 11; 10, 3 u. 8). Allgemeiner wurden diese bunten Stoffe aber erst nach Alexander dem Grossen, als in allem orientalische Sitte überhand nahm.

Gürtel Der Gürtel, dessen sich die Spartaner zum Aufbinden des Chiton bedienten, war eine starke Schnur. Auch in Athen tat eine solche ursprünglich Genüge. Mit dem durch die Perserkriege zunehmenden Reichtum nahm auch die Prachtliebe zu, und nun fanden sich kostbare Borten und selbst edle Metallgürtel (Taf. 10, 13).

### b) Kopfbedeckung.

Einer solchen bedurfte der Grieche höchst selten. Nur wenn er auf die Reise ging oder im heissen Sommer im Theater sass, bediente er sich derselben. Sonst ging er sowohl im Hause als im Freien im blossen Kopf. Einzelne Gewerke, wie Fischer u. dgl., die genötigt waren, sich immer im Freien aufzuhalten, trugen stets eine Mütze; auch auf der Jagd benutzte man eine solche.

Die Mützen waren zum Teil völlige Halbkugeln, die Mütze sich dem Kopf anschlossen (Taf. 12, 4 u. 5) oder sie ähnelten mehr oder weniger einem stumpfen Kegel, der bald höher, bald niedriger sein konnte (Taf. 11, 2). Die ersteren, Kynae, waren aus Leder und sind offenbar die Vorväter des Helms. Sie wurden öfter mit Riemen unter dem Kinn befestigt und reichten zuweilen tief in den Nacken. Die letztere, Pilos, war aus Filz und sie wurde besonders von Schiffern, Hirten u. s. w. getragen, hatte auch zuweilen eine schmale Krämpe (Taf. 11, 2).

Eine dritte Form der Mütze war die aus Kleinasien stammende phrygische. Sie war ein an der Spitze mehr oder weniger nach vorn umgelegter Pilos (Taf. 13, 9). Die von den Vornehmen getragene (und auch den Amazonen zugeschriebene) Mütze lag nur wenig an der Spitze um und hatte einen langen Nackenschirm (Taf. 13, 16). Beide Formen wurden auch in Athen zuweilen, in späterer Zeit öfter gesehen.

Sehr gebräuchlich dagegen wurde der aus Thessalien vielleicht im 6. Jahrhundert eingeführte, breitkrämpige Filzhut, Petasos. Der Kopf desselben war sehr klein und Hut es bedurfte daher eines Riemens, um den Hut auf dem Kopfe festzuhalten; nach Belieben konnte man ihn daran auch auf den Rücken hängen (Taf. 9, 1). Die Krämpe wurde dann und wann auch halbrund ausgeschnitten, so dass vier Zipfel entstanden. In dieser Form trugen ihn die Jünglinge gewöhnlich, auch der Hut des Hermes und der Dioskuren hat diese Gestalt.

Der Hauptschmuck des Kopfes war aber das wohlgepflegte Haar. Nur Sklaven trugen es kurzgeschoren, Haar wie denn dies auch bei den alten Germanen Sitte war. Nichts schändete und kränkte den Bayernherzog Tassilo mehr, als dass ihm Karl d. Gr. das Haar scheren liess. Mit der Pracht der Locken fiel seine Würde. So hielt es auch der Grieche.

Ursprünglich trug der Athener bis zum 5. Jahrhundert das Haar nach oben gekämmt und verflocht es auf dem Scheitel in einen Knoten, der durch eine Haarnadel, die berühmte Cicade (s. Aristophanes), festgehalten wurde. In Sparta trugen nur die Knaben kurzes Haar; sobald sie in das Jünglingsalter traten, hatten sie das Recht ihr Haar wachsen zu lassen. Also selbst die sonst so einfachen Dorer pflegten ihr Haar, und so erklärt sich der oft wiederkehrende Ausdruck Homers: „die hauptumlockten Achaier“.

Umgekehrt wie dem spartanischen erging es dem athenischen Knaben seit den Perserkriegen. Indessen seit seiner Geburt das Haar frei wachsen durfte musste er bei dem Eintritt in das Jünglingsalter, als sei ihm der Vater gestorben, sämtliche Locken abschneiden, um sie dem Gott seines Landes oder Bezirks zu opfern. Von da ab trug er es nach Belieben länger oder kürzer. Doch liess man

auch in Athen es dann und wann etwas abschneiden, aber niemals kurz, um sich von den Sklaven zu unterscheiden. Dass aber lange Locken auffallend waren, lernt man an Alcibiades.

Bart

Der Bart war nicht minder ein Gegenstand eifriger Pflege und blieb es bis zur Zeit Alexanders. Von da ab wurde es allgemeiner Gebrauch, sich zu rasieren, was denn auch nach und nach in allen griechischen Staaten sich einführte. Die Spartaner freilich hatten auch früher schon den Schnurrbart abgeschnitten (Taf. 12, 4 u. 9), die Athener aber liessen ihn wachsen und ganz mit dem übrigen Bart zusammenfliessen (Taf. 11, 11). Auch das Haar wurde seit der mazedonischen Herrschaft kürzer getragen. Die Barbiere bekamen von da ab mehr zu tun. Aber auch schon früher war ihre Stube der Klatschort der jungen, vornehmen Welt, der Sammelplatz der geputzten Nichtstuer, gerade so wie sie es besonders im Süden noch heute ist. Alle Neuigkeiten wurden dort zuerst abgehandelt.

Dass es in Griechenland auch blondes und goldfarbiges Haar gab, wird ausdrücklich von den Schriftstellern erwähnt, obgleich die gewöhnliche Farbe desselben wohl schwarz war.

### Die Frauen

kannten keine Kopfbedeckung, wohl aus dem einfachen Grunde, weil die Griechin selten oder nie öffentlich erschien, sondern meistens innerhalb des Hauses verweilte. Wollte sie einmal ausgehen, so diente das Himation als genügender Kopfschutz (Taf. 10, 5; 12, 12). Auch trug man, besonders in der alten Zeit, und später bei besonderen Gelegenheiten Schleier, die das Haupt und den ganzen Körper einhüllten (Taf. 9, 6; 10, 9).

Haar

Die Pflege des Haares und dessen Ausschmückung brachte aber eine Menge von Bändern und Tüchern mit sich, von denen wir nur das Wichtigste anführen wollen.

Sehr beliebt war es, das Haar in schlichten Wellen den Rücken hinabfallen zu lassen und dasselbe, um das Vorfliegen ins Gesicht zu verhüten, durch ein Stirnband am Kopfe festzuhalten (Taf. 10, 2; 11, 5; 12, 11). Oder man legte das Vorderhaar in Löckchen und liess das hintere frei im Nacken flattern (Taf. 10, 11); oder man kämmte das vordere glatt zurück und drehte das hintere Haar zu schönen Locken (Taf. 9, 11; 10, 13; 11, 7). Auch ordnete man das vordere Haar rund um die Stirn zu regelmässigen Locken (Taf. 10, 3, 10 u. 12) und band das des Hinterhauptes in einem Schopf zusammen (Taf. 9, 8; 10, 3 u. 10), dessen Ende entweder abermals mit Löckchen (Taf. 9, 2, 3 u. 9; 10, 10) oder einer schneckenförmigen Wulst bedeckt wurde (Taf. 10, 8; 12, 1). Oder man band das ganze Haar von der Stirn aus nach oben und ordnete es auf dem Hinterkopf in eine Schnecke oder einen Schopf (Taf. 9, 2; 10, 5 u. 9; 12, 1 u. 3). Immer aber ging das Streben der Griechen, auch der Männer, wunderbarerweise dahin, die Stirn mittels des Haares möglichst zu verhüllen, eine Sitte, für die ich nur zwei Gründe finden kann, nämlich den, das Auge vor dem Licht zu schützen oder (vielleicht auch und) bei den Frauen den, das Antlitz möglichst zu bergen und so dem Gefühl der Scheu oder bescheidenen Zurückgezogenheit genug zu tun, da eine völlig freie Stirn leicht frech erscheint. Einen guten Grund hat diese Sitte jedenfalls gehabt, denn aus blosser Laune handelt ein Volk nicht, besonders ein solches nicht, wie die Griechen. Die wissen, was sie tun.

Haarband

Hand in Hand mit diesen verschiedenen Anordnungen des Haares gingen allerlei Bänder. Bei den meisten derselben wurde gern ein Stirnband benutzt, dem man durch Verbreiterung des Vorderteils oft die Gestalt eines Diadems gab; man nannte es dann Stephane (Taf. 9, 11; 10, 13).

Oft wurde dieses Band auch nicht weiter zur Anordnung der Haare um dasselbe benutzt, sondern einfach als Schmuck auf das Haupt gesetzt (Taf. 11, 7).

Kopfbinde

Um die Haare zusammenzuhalten, band man Binden oder Tücher um den Kopf (Taf. 9, 8). Dieselben waren entweder nur in der Mitte breit und liefen in schmale Enden aus, wobei dann das breite Ende bald oben auf dem Scheitel, bald unten am Hinterhaupt getragen wurde (Taf. 9, 2 u. 9; 10, 1), oder sie waren durchaus breit, so dass sie den ganzen Haarschopf einhüllen konnten (Taf. 9, 3; 10, 10). Auch bediente man sich kreuzweise verschlungener Bänder, die ein mehr oder weniger dichtes Netz darstellten (Taf. 10, 8 u. 11). Dass ausser dem Tuch um den Hinterkopf der Vorderkopf durch das Diadem geschmückt werden konnte, zeigen viele Bilder (Taf. 9, 9), ja man befestigte das letztere mittels des ersteren, wenn es, wie häufig geschah, nur ein halbmondförmiger Streifen war. Jedes dieser verschiedenen Stücke führte einen besonderen Namen, doch sind diese nicht alle mehr deutlich zu erklären, und wir lassen es daher bei dem Gesagten bewenden.

Dann und wann bedienten sich die Frauen wohl auch eines blossen Tuches, um das Haar zu bedecken (Taf. 10, 4). Die Bänder bestanden meist aus Leder, das zierlich bemalt und vergoldet war (Taf. 9, 9), die Netze zuweilen aus Gold- und Silberfäden, die Stephane später meistens aus edlem Metall.

Dass auch hierin Sparta von Athen sich unterschied, bedarf kaum der Erwähnung, und fast alle oben angeführten Haartrachten gelten nur von Athen. Die Spartanerinnen mussten ihr Haar meist einfach ordnen und unverziert tragen (Taf. 12, 2 u. 3).

### c) Fussbekleidung.

So wie die athenischen Frauen fast alle nur erdenklichen Formen der Haartracht und Kopfumhüllung benutzten, so die Männer alle nur möglichen Formen der Fussbedeckung. Auch die allereinfachste Weise, barfuss zu gehen, war im Gebrauch und zwar besonders im Hause in sehr allgemeinem. Vom nackten Fuss (Taf. 10, 8; 11, 4–6, 8–9, 12 u. 13; 12, 1–9, 11 u. 12) bis zum Stiefel (Taf. 11, 2) kamen nach und nach alle Zwischenstufen in Gang. Die erste blieb auch hier die gebräuchlichste, nämlich die Sandale. Eine einfache Sohle mit

Sandale

nur einem Riemen quer über den Fuss wurde nicht als Sandale, sondern als Sohle bezeichnet, erst das Geflecht mehrerer Riemen machte sie zur Sandale (Taf. 9, 9—12; 10, 12 u. 13). Ursprünglich wurde diese nur von Frauen getragen, jene von Männern; doch hatten sich diese sehr bald auch der Sandalen bemeistert, und die alte einfache Sohle kam ausser Gebrauch (Taf. 11, 10 u. 11). Die Riemen waren entweder seitlich an der Sohle und vorn zwischen der grossen und zweiten Zehe befestigt und wurden oben auf dem Spann verbunden (Taf. 14, 19) oder die an der Seite angebrachten Schlingen wurden durch einen hin- und hergehenden Riemen verbunden (Taf. 14, 21) und oft mit einer Schnalle oder Platte verziert (Taf. 14, 20). Die Unterlage des Fusses war aus starkem Leder, denn die Abbildungen geben die Sohle sehr dick an, die Riemen oft bunt gefärbt (Taf. 10, 9 u. 10; 14, 20 u. 21). Dass der Grieche beim Eintritt ins Haus die Sohlen etc. ablegte, und also innen barfuss ging, wird oft erwähnt und entspricht der noch heutigen Sitte der Orientalen, beim Eintritt ins Zimmer die Schuhe zurückzulassen und barfuss oder in den ledernen Strümpfen hineinzugehen. B i Gastmählern standen die Schuhe etc. der Gäste alle beisammen auf einem Vorplatz, so dass beim Hinausgehen oft Verwechslungen derselben stattfanden (s. Aristophanes).

Auch die assyrische Weise, lederne Hacken oder Kappen an der Sandale zu tragen (Taf. 9, 9 u. 10) war in Gebrauch gekommen und damit der Übergang zu dem Schuh angebahnt. Eine weitere Überleitung dazu machten die auch noch mit zwei grossen Seitenledern versehenen Sandalen, die nur die Zehen frei liessen. Auf Reisen oder zum Schmuck wurde oft der Unterschenkel mit Riemen bis zur halben Kniehöhe umwickelt (Taf. 9, 1 u. 5) und damit war dem Halbstiefel vorgearbeitet.

Schuh

Der Schuh, dessen man sich auch zuweilen bediente, reichte bis unter die Knöchel und war ganz aus Leder (Taf. 10, 6; 12, 13). Vor allen anderen waren die lakonischen Schuhe berühmt durch die Feinheit und Güte ihrer Arbeit. „Knapp sitzen" war bei der vornehmen Welt, soweit sie Schuhe trug, auch damals schon eine Haupttugend derselben. Zum Glück für die Griechen blieb die Sandale für draussen und der nackte Fuss für das Haus die Regel.

Auch hier führten die verschiedenen Formen der Stiefeln, Schuhe und Sandalen verschiedene Namen, deren Bedeutung uns nicht mehr bei allen völlig klar ist.

Halbstiefel

Der Halbstiefel (Taf. 10, 7; 14, 18) wurde besonders von Jägern getragen, daher findet man ihn oft an dem Bilde der Artemis. Er ist vorn offen und wird durch ein Band zusammengeschnürt, damit er sich der Form des Beines eng anschliessen konnte. Er war wohl meist aus Leder, doch zuweilen scheint er auch aus Filz gewesen zu sein; der obere Rand wurde mit buntem Leder oder Fell verziert (Taf. 10, 7).

Ihm ganz ähnlich, nur höher war der Stiefel, wie ihn wohl Hirten und Reisende zu tragen pflegten. Er reichte bis zum Knie und wurde auch vorn geschnürt (Taf. 11, 2).

### d) Schmuck.

Dieser fiel, ganz anders als bei den Assyrern und Ägyptern, nur den Frauen zu. Männer gingen schmucklos, ausgenommen die in der früheren Zeit benutzte Haarnadel mit dem Bilde der Cicade, deren wir schon erwähnten, dann der Spangen zur Befestigung des Chiton, wenn man solche hierher rechnen will, und des Siegelringes, der an dem Goldfinger der linken Hand getragen wurde. In späterer Zeit, Is der Luxus überhandnahm, wurde er mit schön geschnittenen Steinen verziert und besonders die Platte durch einen solchen ersetzt. Dass einzelne vornehme Stutzer sich auch an andere Finger Ringe steckten, blieb immer seltene Ausnahme und wurde mit reichlichem Spott vergolten.

Stab

Der von den alten Griechen getragene Stab war in Athen wohl bald ein Gegenstand künstlerischer Ausschmückung geworden, kam aber nach den Perserkriegen aus der Mode. Die Komödie erwähnt seiner als der „guten alten Zeit" angehörig, als das „dritte Bein der Alten", und es geht daraus, wie aus den Bildern auf Vasen hervor, dass er zur Stütze des Körpers diente.

Anders war es mit den bei bestimmten Festen oder von bestimmten Personen, wie den Königen oder Priestern etc., getragenen Stäben, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Frauenschmuck

Sonst aber geschah alle Verw ndung edler Metalle zu Schmucksachen zugunsten der Frauen. Die Geschmeide blieben der Zahl und Ordnung nach immer dieselben, nur die Feinheit der Arbeit nahm mit der Zeit zu. Wer das bourbonische Museum zu Neapel gesehen hat, der weiss, was die Griechen in der Steinschneide- und Goldschmiedekunst zu leisten vermochten. Die dort aufbewahrten Kleinodien lehren, dass auch die in Italien getragenen feinen Geschmeide fast alle von griechischen Künstlern stammten. Was besonders die Steinschneidekunst betrifft, so haben wir bis jetzt dergleichen vollendete Arbeiten nicht wieder aufzuweisen. Für die Feinheit derselben nur das eine Beispiel: Im Pretiosensaal des Museo Borbonico fand ich einen Karneol von $^3/_4$ Zoll Länge und $^1/_2$ Zoll Breite, auf dem in vertiefter Arbeit ein Opferfest eingeschnitten war, das 20 deutliche Figuren zeigte. Der Name des Künstlers steht auf den meisten dieser Steine.

Haarschmuck

Die Griechin schmückte sich vom Haupt bis zu den Füssen. Der Diademe und Haarbinden geschah bereits Erwähnung.

Die Haarnadeln waren häufig mit allerlei Figuren oder Gehängen verziert.

Ohrringe

Ohrringe (Taf 14, 1 waren zwar nicht so allgemein wie bei uns in Anwendung, kamen aber doch ziemlich häufig vor, dann und wann auch noch mit Steinen oder Perlen in Form von Tropfen oder Troddeln geschmückt (Taf, 9, 9; 10, 10).

Halsbänder

Halsbänder müssen ausserordentlich beliebt gewesen sein, wenn man aus den Überresten auf die Vergangenheit schliessen darf. Man trug sie in Gestalt von Ketten (Taf. 9, 9; 10, 9 u. 10; 14, 3 u. 7) oder Ringen (Taf. 14, 3 u. 5).

Armringe

Armringe, sowohl um den Oberarm als um die Handwurzel, wurden oft als Schlangen, die sich um den Arm ringelten, dargestellt (Taf. 10, 10; 14, 13), oft auch nur als einfache Bänder gearbeitet (Taf. 10, 13; 14, 6 u. 10). Auch die Fussknöchel wurden bisweilen so geschmückt.

Gürtel

Der Gürtel, womit die Griechin den Chiton gürtete, war ursprünglich nur eine Schnur gewesen, die ebenfalls aus Leinwand bestand; später kamen breitere Gürtel, wahrscheinlich aus Wolle oder buntem Leder, und als der Reichtum stieg, solche aus edlem Metall in Gebrauch. Diese wurden noch durch kostbare Steine verziert (Taf. 10, 13). Eine grosse Vorliebe muss für solche Schmucksachen vorgewaltet haben, die aus geflochtenem Golddraht bestanden.

Kränze

Auch Kränze, deren man bei feierlichen Gelegenheiten bedurfte, und die auch beim fröhlichen Gelage in Anwendung kamen, in diesem Falle besonders Veilchen- und Rosenkränze (Taf. 14, 44), waren oft aus Gold. So finden sich noch Nachbildungen von Öl- und Lorbeerkränzen, die zum Teil als Belohnung für Bürgertugend, zum Teil als Totenkränze gedient haben mögen. Denn auch der Leichnam wurde mit Kränzen, und zwar aus Efeu oder Myrte, geschmückt. Auch die Redner trugen, solange sie auf der Bühne standen, Kränze im Haar, und der höchste Schmuck des Siegers in der Arena, wie der Braut bei der Hochzeit, war der Kranz.

Ringe

Fingerringe wurden auch von den Frauen und zwar in grosser Anzahl getragen, die ebenfalls häufig mit edlen Steinen geziert waren.

Spiegel

Was hier noch, da wir einmal vor dem Spiegel der Griechin stehen, zu erwähnen wäre, ist dieser selbst und die mit seiner Hilfe oft gebrauchte Schminke. Mit Bleiverbindungen in Weiss und Rot wurde die Haut des Gesichts gefärbt und mit Russ oder Antimon die Augenbrauen geschwärzt.

Der Spiegel war eine Metallscheibe mit meistens schön verziertem Stiel (Taf. 14, 2; 9, 3).

Fächer

Dass vornehme Frauen sich zum Schutze gegen die Sonne des Fächers bedienten, wird durch Vasenbilder ausser Zweifel gestellt. Derselbe bestand entweder aus Federn (Taf. 10, 11; 14, 14 u. 17) oder er wurde aus einem steifen nicht mehr zu bestimmenden Stoffe in Gestalt eines Blattes ausgeschnitten. Auf der Strasse jedoch wurde statt seiner meistens ein grosser Sonnenschirm benutzt, welchen eine Dienerin hinter der Herrin über derselben ausgespannt hielt (Taf. 14, 48). Auch darin mag wohl in Athen Luxus getrieben worden sein, wie heutzutage vornehme Frauen von Dienern sich Schirm und Täschchen etc. nachtragen lassen. Die Form desselben war ähnlich unsern Schirmen, und scheint er auch zum Zusammenlegen eingerichtet gewesen zu sein.

### Besonders auszeichnende Trachten.

Von einer Hoftracht kann hier nicht die Rede sein, da die Griechen in bezug auf solche im Stande der Unschuld lebten. Wo Könige herrschten, wie in Sparta, da war dennoch keineswegs von einem Hofe die leiseste Idee vorhanden, und, ausser dass der König und seine Familie etwa in Kleidern aus besseren Stoffen gingen, gab es keine Unterscheidungszeichen seiner Würde als das Zepter.

Zepter

Dieses war ein mannshoher Stab mit künstlich verzierter Spitze, die entweder eine Blume, ein Tier oder dergl. darstellte (Taf. 9, 4 u. 12; 12, 10; 14, 8 u. 9) und welche aus Gold gearbeitet oder doch übergoldet war.

Purpurmantel

Der Purpurmantel mochte wohl oft von Königen getragen werden, weil er kostbar war, aber er war keineswegs ausschliessliche Tracht derselben. Jeder, der die Mittel hatte, ihn zu kaufen, mochte ihn auch tragen. Ebenso war es mit dem Diadem, das, ausser bei besonderen Gelegenheiten, nur selten von Männern getragen wurde (Taf. 9, 4 u. 12). Letzteres oder statt seiner die Stirnbinde wurde von den Königen wohl nur in ihrer Eigenschaft als Priester angelegt, indessen das Zepter die richterliche Würde darstellte.

Amtsstäbe

Stab und Myrtenkranz waren die Auszeichnung der Archonten zu Athen und auch in der späteren Zeit noch empfing der Richter dort, sobald er in die Umhegung trat, vom Türsteher einen Stab seiner Gewalt. Ebenso trugen die Herolde den Stab und einige Priester, z. B. die der Ceres (Taf. 11, 3), ebenfalls.

Bacchusstäbe

Besondere Stäbe führten auch die Priester des Bacchus. Entweder waren es lange Holzstäbe, an der Spitze mit dem Pinienzapfen geschmückt (Taf. 11, 6), oder statt dessen mit dem Blütenstande eines Doldengewächses, das noch heute am Hafen von Munychia wächst und auch noch wie damals Narthex (Ferula vulg. u. Fer. glaucha) genannt wird (Taf. 11, 4) oder es war der natürliche Schaft dieser Pflanze selbst, den man bis auf die Spitze seiner Blätter beraubt hatte (Taf. 14, 44). Narthex (neugriechsich wie „Nardix“ gesprochen; das d ähnlich wie th im Englischen) soll früher in der Nähe von Athen und auch am Piräus gewachsen sein, doch fand ich es nur noch bei Phalari und Munychia. Die Abbildungen auf Vasen etc. zeigen, dass man den Stengel ganz kahl rupfte und nur den obersten Blütenbüschel, die Dolde, stehen liess, oder diese abschnitt und auf einen beliebigen Stab steckte (Taf. 11, 4; 10, 6: Schauspieler im Anzug eines Bacchuspriesters).

Priesterkranz

Der Kranz war das unentbehrlichste Stück der priesterlichen Tracht. Seine Blätter waren verschieden, je nach den verschiedenen Gottheiten, denen der Priester diente. Ohne Kranz konnte kein Opfer dargebracht werden, und nicht nur der Priester, sondern auch die Opferdiener und sonstigen Umstehenden, erscheinen auf den Bildern mit bekränztem Haupte. So tragen beim Bacchusfeste die tanzenden Mädchen, Bacchantinnen, allesamt Kränze aus Weinlaub (Taf 11, 5).

Priesterkleidung

Das Gewand der Priester und Priesterinnen war meistens das weisse, doch können wir hier auf die einzelnen Abzeichen, wie die Tempel der verschiedenen Gottheiten sie vorschrieben, nicht eingehen, weil wir damit zugleich zu tief in das kultliche Leben der Griechen uns einlassen müssten, wozu kein Raum gegönnt ist.

Pädagogen und Philosophen

Durch ihre Tracht kenntlich waren ausserdem noch die Pädagogen und durch ihre oft absichtlich ärmliche Kleidung die Philosophen (Taf. 11, 1). Diese trugen übrigens athenische Tracht, jene aber manches fremdartige, z. B. hohe Schnürstiefel, einen asiatischen Mantel, einen Hakenstock u. dergl. m. (ähnlich Taf. 11, 2 u. 10, 6: Schauspieler in der Maske eines Pädagogen).

Festtrachten

Wenn, wie schon erwähnt, zum fröhlichen Gelage und zum Opfer Kränze unentbehrlich waren, wenn die Hochzeit nicht ohne besonderen Prunk und ohne besondere Tracht gefeiert werden konnte, wie z. B. die Braut den ganz umhüllenden Schleier trug und der Bräutigam bei solcher Gelegenheit sich gern in die prächtigere kleinasiatische Kleidung hüllte (Taf. 9, 5 u. 6), so war andererseits auch der Tod eines Familiengliedes ein Ereignis, das nicht ohne Einfluss auf die Tracht blieb.

Trauertracht

Die nächsten Blutsverwandten des verstorbenen schnitten sich das Haar ab, legten graue oder schwarze Gewänder an (Taf. 12, 12 u. 13) und jeden Schmuck ab. An alljährlich wiederkehrenden besonderen Tagen wurde das Grabmal des Toten durch Binden, die man darum legte, und durch Kränze geschmückt. Auch hierbei wurde das Trauerkleid wieder angetan und auch wohl eine Locke des Haares am Grabe neben Opferspenden, die aus Früchten, Kuchen und heiligem Öl bestanden, niedergelegt. Auf die Begräbnisgebräuche etc. hier näher einzugehen, müssen wir verzichten und verweisen, wer darüber ausführlicheres erfahren will, auf das bereits in 6. Aufl. erschienene vortreffliche Werk von Guhl und Koner: das Leben der Griechen.*)

Einer besonderen Aufmerksamkeit müssen wir aber würdigen

## die Kriegstracht.

„Sparta war nichts als ein grosses militärisches Kloster“ sagt Ancillon,**) oder im gewöhnlichen Ausdruck: eine Kaserne und bekanntlich ging die vielgerühmte spartanische Erziehung nur darauf hinaus, dem Staate gute Soldaten zu bilden. Wie es übrigens mit deren Abhärtung beschaffen war, wird gegen unsere Zeit in das rechte Licht gesetzt, z. B. gegen die Schlachten von Friedland und Austerlitz, wenn wir von Demosthenes in seiner dritten Rede gegen Philipp lesen, dass die Griechen nur in den vier oder fünf Sommermonaten zu Felde zogen, die sieben oder acht anderen aber fein zu Hause blieben, oder wenn wir den mit jedem griechischen Heere ins Feld rückenden Dienertross bedenken. Heute trägt jeder Soldat seinen Tornister und alles was er gebraucht selbst — aber dergleichen wäre dem Griechen höchst seltsam erschienen.

Wie es mit der Kriegskunst beschaffen war, das wird deutlich, wenn wir hören, dass die Feldherren gewählt wurden, und dass sie, seitdem durch Perikles ein Sold eingeführt worden war, achtmal so viel als ein gemeiner Krieger zu Fuss, also viermal so viel als ein Reiter erhielten. Jener erhielt etwa zwanzig, dieser vierzig Pfennige täglich, der General also etwas über anderthalb Mark. — Es war jeder freie Bürger fähig, Feldherr zu werden: wie wenig Wissenschaft musste also dazu gehören! Der einzige Epaminondas machte hiervon eine Ausnahme durch seine staffelförmige schräge Aufstellung der Truppen. Dagegen ist die gerühmte mazedonische Phalanx ein unbehilflicher Menschenknäuel, der denn auch dem ersten scharfen Auge eines Römers und seiner klug eingeschobenen Reiter erliegen musste.

Was nun die Ausrüstung des einzelnen Soldaten betrifft, so wurde diese von ihm selbst bestritten, daher nur die reicheren Bürger aus der zweiten Klasse fähig waren, Reiter zu werden, weil sie sich auch das Ross selbst halten mussten.

Die einzelnen Teile der Rüstung waren nach Art und Namen schon bei Homer dieselben wie später, nur ihre Anfertigung und Ausschmückung mochte sich geändert haben. Ebenso änderte sich durch die Perserkämpfe die Kriegsweise der Griechen. Vorher war der Kampf nur ein Einzelkampf von Mann gegen Mann gewesen, wobei die Fürsten mit gutem Beispiel vorangingen und ihre Mannen sich nach Kräften anschlossen. Seit dem Siege von Marathon aber finden wir eine gewisse Aufstellung des Heeres in Reihen und Massen, und ebenso tritt ausser dem Unterschied der Reiter und Fusskämpfer unter diesen letzteren der von Schwer- und Leichtbewaffneten auf.

Der in der homerischen Zeit oft genannte Streitwagen der Anführer ist verschwunden; das Pferd dient in der Schlacht nur noch dem Reiter, eine Sitte, die ebenfalls wie so manches bereits erwähnte aus dem Norden, wahrscheinlich aus Thessalien, nach Griechenland kam.

### a) Schutzwaffen.

Schild

Die wichtigste vor allen war der Schild; ihn trug jeder griechische Streiter. Er war entweder oval oder kreisrund oder sichelförmig.

Der ovale Schild war der grösste von allen. Er deckte den Krieger vom Kinn bis zu den Füssen, denn er war etwa 1,40 m hoch und 60 cm breit. Er war nach aussen sanft gewölbt und trug innen die beiden Handhaben. Er wurde aus Leder in mehreren Lagen übereinander angefertigt und am Rande mit Metallstreifen verstärkt. Die Nägel dienten zugleich als Verzierung der Aussenfläche, besonders der Mittelnagel, der „Nabel“ des Schildes, der oft weit aus der Fläche vorsprang. Öfter war auch über die ganze Aussenfläche eine Metalldecke gelegt, und gewöhnlich war es, auf dem Schilde irgend ein Bild anzubringen, das für den Träger von Bedeutung war. Solcher Bilder wird schon bei Homer erwähnt.

Der sogenannte böotische Schild ist ein solcher ovaler Schild, an dem seitlich in halber Höhe des Schildes zwei halbrunde Ausschnitte angebracht waren, wodurch der Feind beobachtet werden konnte, ohne den Schild zu senken.

*) Das Leben der Griechen und Römer. Berlin, bei Weidmann. Band I: Griechen.

**) Fr. Ancillon, Über die Staatswissenschaft, S. 158.

Der kreisrunde Schild war bedeutend kleiner und hatte nur etwa 1 m im Durchmesser. Er deckte nur Brust und Leib und die Oberschenkel, weil diese unbeschient blieben. Man nannte ihn den Argiver-Schild (Taf. 11, 11 u. 13; 12, 6—8). Er war in der alten Zeit massiv aus Metall gewesen (man denke an Achilles' Schild und die kunstreichen Bilder des Hephästos auf seiner Fläche); später wurde er ebenfalls aus Leder verfertigt und mit Metall überdeckt oder mit solchen Streifen am Rande (Taf. 11, 11) verstärkt. Seine Handhabe bestand oft aus einem grossen Querholz, das sich über die Innenseite spannte und unter dem der Arm durchgesteckt wurde, indessen die Hand einen der am Rande hier und dort befestigten Griffe fasste.

Zum Tragen auf dem Marsche war ein Riemen innen am Schilde befestigt, das Wehrgehänge, der unter dem rechten Arme hindurch quer über die Brust und über die linke Schulter nach hinten lag und so den Schild auf dem Rücken festhielt (Taf. 12, 6).

Da dieser Schild die Oberschenkel, wenn er gehoben wurde, unbeschützt liess, so war zu deren Sicherheit am unteren Rande des Schildes eine Decke, die aus Leder oder einem starken Wollstoff bestand, angeheftet (Taf. 12, 8). In späteren Zeiten findet sie sich aber bei den Griechen nicht mehr.

Pelta

Der halbmondförmige Schild oder die Pelta war die einzige von der leichten Infanterie geführte Schutzwaffe. Er bestand nicht aus Metall, sondern aus Holz oder war nur aus Weidenruten geflochten und mit einem Lederüberzug versehen. Er war der kleinste aller Schilde, nur etwa 60 cm lang und 40—50 cm breit. Seine Form schwankte übrigens wie die des Mondes zwischen einem fast vollen Kreise und einer breiten Sichel. Er stammte ebenfalls aus dem Norden, wahrscheinlich aus Thrazien, denn er wird sehr oft an den Armen der Amazonen gesehen (Taf. 13, 12).

Helm

Das zweite Hauptstück der griechischen Schutzwaffen war der Helm. Nur die leichtbewaffneten Fussgänger trugen keinen.

Er hatte im Laufe der Zeit als das kunstvollste Stück der Ausrüstung auch die meisten Veränderungen erlebt. Ursprünglich nur eine lederne Haube, die sich dem Kopfe eng anschloss, wurde er später ganz aus Metall verfertigt. Dieser Metallhaube fügten sich nach und nach einzelne Teile zum Schutz des Gesichts und Nackens hinzu, bis der spätere vollständige Helm entstand. Das nächste war wohl ein Schildchen für Stirn und Nacken (Taf. 11, 8 u. 9), dann zwei Klappen zum Schutz der Ohren (Taf. 12, 7 u. 8), die an Scharnieren beweglich waren (Taf. 11, 10). Gleichzeitig fügte man oben auf dem Helme einen erhöhten Kamm hinzu, den sogenannten Helmbügel (Taf. 11, 9). Dieser ging von der Höhe des Scheitels hinab in den Nacken und gab Gelegenheit zu reicher Verzierung entweder nur seines Vorderteils, das dann in Tierköpfen etc. endigte (Taf. 12, 6), oder auch des ganzen Bügels, der in Gestalt irgend eines Tieres erschien (Taf. 11, 11). Auf diesen Bügel wurde dann, um den Kopf noch mehr zu erhöhen und dadurch das Ansehen des Kriegers noch fürchterlicher zu machen, der „schrecklich wallende Helmbusch" aus Rosshaaren gesetzt, der hinten im Nacken hinabflatterte, vorn aber bürstenartig sich aufsträubte (Taf. 9, 10; 11, 11—13; 12, 6 u. 8). War kein Helmbügel da, so wurde der Busch auch wohl in eine auf der Mitte des Helms befindliche kurze Röhre gesteckt (Taf. 12, 7 u. 9). Zum Überfluss trugen einzelne Helme noch neben dem Busch ausschmückende Federn über den Ohren (Taf. 11, 10).

Dass reiche Krieger den Helm überhaupt verzierten, besonders mit schöner Metallarbeit, dafür liefern die Überreste genügende Beweise. So werden die Kanten mit anderem Metall besetzt (Taf. 9, 10; 11, 10), auf der Kuppe des Helms allerlei Gravierungen angebracht (Taf. 11, 10) u. dergl. m.

Das Stirnschild wurde öfter bis auf Augen und zwischen diesen hindurch den Nasenrücken entlang und zugleich auf den Wangen hinab verlängert, so dass nur zwei Löcher für die Augen und neben der Nase bis zum Mund hinab zwei Spalten blieben. Auf diese Weise war das ganze Gesicht überdeckt und geschützt. Da nun aber diese Tracht (Taf. 12, 6) auf lange Zeit nicht auszuhalten war, so wurde der Helm ausser dem Streit gehoben und in den Nacken gestülpt (Taf. 11, 11; 12, 9), so dass die Augenlöcher auf die Höhe der Stirn kamen. — Übrigens ist diese Form des Helmes eine der ersten, die sich aus der einfachen Haube ergaben, denn er ist selbst nur wieder eine Haube für den ganzen Kopf mit Ausschnitten für die Sinnorgane. Er hiess gewöhnlich der lazedämonische (Taf. 11, 11; 12, 6 u. 9), während der mit dem Stephane und Ohrenklappen versehene (Taf. 9, 10; 11, 10; 13, 12 u. 13) der attische genannt wurde. Man unterschied noch den korinthischen und böotischen Helm, wovon der erstere wohl dem lazedämonischen, dieser aber dem attischen ähnlich war.

Panzer

Das dritte wichtigste Stück der griechischen Bewaffnung war der Panzer und seine Verwandten.

In der ältesten Zeit war derselbe oft ganz aus Erz und bestand aus zwei Stücken, die Brust und Rücken deckten. Sie reichten von dem Halse bis zur Hüfte und waren, wie Abbildungen vermuten lassen, zum Teil den Körperformen angepasst oder, wie ganz ausser Zweifel ist, zum Teil unseren Reiter-Kürassen ähnlich (Taf. 12, 6), welche in zwei gewölbten Stücken bestehen, die auf den Seiten durch Schnallen etc. verbunden werden (Taf. 9, 10). Ausserdem waren aber schon in der heroischen Zeit neben den erzenen auch lederne und linnene Panzer gebräuchlich, welche öfter durch aufgesetzte Schuppen verstärkt waren (Taf. 11, 10 u. 13; 12, 9). Diese wurden später allgemein üblich und verdrängten nach und nach die schweren Panzer aus Metall. Auch diese mit Schuppen oder Platten besetzten Koller wurden wie jene mit reichen Verzierungen ausgestattet, die sich ebenso auf die von den Hüften niederhängenden Streifen ausdehnten (Taf. 9, 10; 11, 10 u. 11; 12, 9). Diese bestanden nämlich aus etwa $^1/_2$—1 Fuss langen schmalen Stücken Leder oder Filz, die mit Metallplättchen überdeckt waren, und auf diese Weise, oft in

doppelten Reihen übereinander, den Unterleib schützten, ohne die Bewegung der Schenkel zu hindern. Bei den kleinasiatischen Griechen finden sich diese Streifen gemeinhin kürzer, obgleich auch sie schon im hohen Altertum diese Tracht kannten; ja es ist sehr möglich, dass sie erst von hier nach Europa kam (Taf. 13, 12 und 13). Die erzenen wie die übrigen Panzer schliessen auch öfter an den Hüften nicht scharf, sondern in einem vorstehenden rundlichen Kragen ab, wie bei unsern Reitern (Taf. 11, 8 u. 9).

Waffenrock

Unter dem Panzer trug der Krieger den (selbstverständlich kurzen) Chiton (Taf. 9, 10; 11, 10 u. 11; 12, 7—9) oft mit, oft ohne Ärmel. Dieser wurde gegürtet mit einer breiten Binde, die entweder ganz aus Metall bestand oder damit bedeckt war. Dieselbe war schon in der homerischen Zeit gebräuchlich und blieb es auch späterhin. Sie wurde durch den Panzer verdeckt. Dieser

Gürtel

selbst hatte wieder seinen Gürtel, um ihn besser zusamen zu halten (Taf. 11, 10 u. 13). Zum Schutze der Schultern waren breite Bänder, die ebenso wie der Gürtel verziert wurden, angebracht (Taf. 9, 10; 11, 9—11; 12, 9).

Die ledernen oder linnenen Panzer nahmen öfter die Form des Chiton an und reichten ununterbrochen bis über die Hüfte hinab (Taf. 11, 13), oft ermangelten sie auch an beiden Teilen der Metallschuppen und bestanden sowohl der Brustpanzer als der Schurz nur aus Leder oder Leinwand (Taf. 12, 7 u. 8).

Schienen

Eines besonderen Schutzes wurden die Unterschenkel gewürdigt, weil sie mit dem Schilde nicht genügend zu decken waren. Zu diesem Zwecke bediente man sich metallener Platten die in der homerischen Zeit aus Zinn oder Blei oder einer Verbindung beider bestanden; sie wurden durch Druck dem Beine fest angeschmiegt, dessen Formen sie bereits hatten. Man bog sie also zuvor etwas auseinander und legte den Schenkel hinein, dann wurden die beiden hintern Kanten durch Schnüren oder Schnallen aneinander befestigt (Taf. 11, 11). Sie reichten vom Knie bis zum Knöchel und konnten also ganz unbeweglich sein. Später wurden sie aus dünnem Blech verfertigt, welches biegsam war.

Auch diese Schienen, von denen noch welche in den Museen vorhanden sind, wurden verziert; besonders bot die Stelle des Knies dazu den besten Ort (Taf. 9, 10; 11, 10), ausserdem der Knöchel (Ilias 16, 132). Doch trugen die gemeinen Krieger zu allen Zeiten auch nackte Unterschenkel (Taf. 11, 8 u. 9, 12 u. 13).

Die Füsse waren entweder nackt (Taf. 11, 8 u. 9, 12 u. 13; 12, 9) — auch in der späteren Zeit noch kam dies vor — oder mit Sandalen bedeckt (Taf. 9, 10; 11, 10 u. 11) oder man bediente sich der früher erwähnten Schnürschuhe und zuweilen sogar der Halbstiefeln.

### b) Angriffswaffen.

Speer

Unter diesen nimmt der Speer die erste Stelle ein. Er bestand aus einem 2—2,20 m langen Schafte (die oft genannte Esche des Homer), der am oberen Rande mit einer etwa 15 cm langen Spitze bewehrt und am unteren häufig durch eine ähnliche kürzere Spitze besetzt war. Letztere diente zum Einstossen des Speeres in den Boden, war jedoch in der älteren Zeit selten. Die Spitze war zweischneidig und meistens blattförmig (Taf. 9, 10; 11, 11), zuweilen jedoch auch rund, vierkantig u. s. w.

Der Speer wurde gestossen oder geworfen und zu letzterem Behufe haben Homers Fürsten deren gewöhnlich zwei bei sich (Ilias 15, 139; Taf. 9, 10; 11, 11). Denn den fortgeschleuderten Speer musste der Kämpfer sich wiederholen, und daher war es natürlich, dass er einen zweiten zur zeitweiligen Verteidigung mit sich führte.

Welcher Wert übrigens auf diese Waffe gelegt wurde, das zeigt sich darin, dass sie oft ein besonderes Futteral hatte (Ilias 19, 387).

Wurfspiess

Übrigens gab es auch Speere von kaum halber Länge, so dass der Schaft oft nur die Hälfte der Waffe ausmachte, indem er wie die Spitze 30 cm lang war. Diese kurzen Speere kamen später immer mehr in Gebrauch und wurden besonders von den Peltasten der leichten Infanterie getragen; es waren nur Wurfspiesse.

Lange Speere

Die längsten Speere, welche die Geschichte der Menschen kennt, sind die der mazedonischen Phalanx. Denn die hinteren Reihen dieser Truppenaufstellung führten, um mit den Spitzen über die Vormänner hinauszuragen, $4^1/_2$—5 m lange Speere, also Waffen, denen man nicht nachsagen konnte, dass sie sehr handlich gewesen wären.

Schwert

Die nächstwichtige Waffe der Griechen war das Schwert. Es diente zu Hieb und Stich und war dahe für beide Zwecke eingerichtet. Es wurde in einer Scheide auf der linken Hüfte an einem Bande über die rechte Schulter getragen (Taf. 9, 10; 11, 10 u. 11; 12, 7 u. 9). Der Griff hatte ausser einem Querstück zur Deckung der Hand keinen weiteren Schutz, war also ein sogenannter Kreuzgriff (Taf. 9, 10 etc.) und gewöhnlich ein besonderes Heft, worin die Klinge steckte. Diese war ungefähr 40—50 cm lang und 5 cm breit, spitz und auf beiden Seiten scharf (Taf. 11, 10). In der ältesten Zeit soll das „lazedämonische" Schwert eine einschneidige etwas gekrümmte Klinge gehabt haben.

Die Schwertscheide war aus Metall (Taf. 9, 10) oder aus Leder mit Metall beschlagen und gab, wie der Griff, Gelegenheit zu Verzierungen (Taf. 11, 11).

Dolch

Ausser diesem Schwert hatten die Griechen noch Messer oder Dolche mit ebensolangen Klingen, die aber vom Griffe an allmählich spitz zuliefen.

Beil

Das Beil oder die Streitaxt, die bei den Amazonen eine so wichtige Rolle spielt, auch im Homer einige Male vorkommt, war später nur als Kriegsgerät bei Belagerungen im Gebrauch, trat aber nie mehr als Waffe auf.

Keule

Die Keule, Herkules' Hauptwaffe, wird in der historischen Zeit nur bei der Leibwache des Pisistratos erwähnt.

Übrigens ging der Athener keineswegs immer bewaffnet, so wenig wie der heutige Germane. Was diesem durch die Kapitularien Karls d. Gr. gewehrt wurde, das geschah dem Athener durch die Sitte. Ursprünglich gingen sie beide immer in Waffen. Schon zur Zeit des

peloponnesischen Krieges wäre es höchst auffallend gewesen, in Athen bewaffnet zu gehen, es sei denn als Krieger zur Zeit des Kampfes.

Noch bleibt ausser der Schleuder eine Waffe zu erwähnen, die aber den Griechen nie recht vertraut wurde,
Bogen dagegen in Kleinasien sehr in Gebrauch war, der Bogen. Der vielgerühmte Bogen des Odysseus besteht aus Horn und wird in einem guten Gehäuse aufbewahrt. Später aber geschieht des Bogens (ausser der Waffe des Apollon) selten Erwähnung und nur in wenigen Staaten wurden Übungen mit ihm angeordnet. Er war wohl, besonders früher, meistens aus Horn, selten aus Holz gearbeitet und in der Mitte mit Metall beschlagen. Die Sehne war aus Ochsendärmen gedreht. Die Pfeile wurden in einem gedeckten Köcher bewahrt, der aus Leder oder leichtem
Pfeile Holze bestand und 1—1½ Dutzend Pfeile aufnehmen konnte. Diese waren aus Rohr oder Holz, mit eisernen Spitzen versehen und am hinteren Ende befiedert. Eine Kerbe (Homer beschreibt die Handhabung des Bogens in der Il. und Od. oft genug) an diesem Ende diente zum Auflegen auf die Sehne. Diese wurde nur erst gespannt, wenn der Bogen gebraucht werden sollte, und dieses Aufziehen der Sehne an das zweite Ende des Bogens ist es, was die Freier der Penelope zur Verzweiflung bringt, nicht aber etwa das Spannen des Bogens während des Schusses.

Übrigens befanden sich unter der leichten Infanterie der späteren Zeit ausser den mit der Pelta bewaffneten Speerträgern auch Bogenschützen und Schleuderer. Diese letzten beiden sind die ganz Unbewaffneten („Nackten"), d. h. die von allen Schutzwaffen entblössten, deren oft Erwähnung geschieht, aber ebenso sicher ist es, dass sie aus den Hilfsvölkern zusammengesetzt wurden.

Schleuder Die Schleuder, ein breiter, nach beiden Seiten schmal werdender Riemen, mag wohl aus Kleinasien zu den Griechen gekommen sein. Wir haben ihrer früher schon (S. 35) als einer wahrscheinlich den Hebräern eigentümlichen Waffe erwähnt, und es ist wohl möglich, dass sie sich von ihnen aus bei den Nachbarvölkern in Syrien und Kleinasien eingeführt hat. Wahrscheinlich haben die Griechen als Geschoss der Schleuder Steine oder Bleikugeln verwendet, wie sich deren noch heute welche finden, z. B. in der Ebene von Marathon. Übrigens müssen, wenn man einzelne Fälle erwägt, wo Fürsten durch die Schleuder getroffen wurden, was jedenfalls Absicht des Zielenden war, die griechischen Schleuderer eine grosse Sicherheit des Wurfs besessen haben.

## C. Geräte.

Auch hierüber sind unsere Museen mit ihren Sammlungen gute Lehrer. Denn das Stubengerät, soweit es aus Holz bestand, ausgenommen, sind von dem übrigen, besonders von Gefässen, so reiche Überreste vorhanden, dass man mit Hilfe der Abbildungen sich ein ziemlich deutliches Bild des griechischen Lebens, sofern es die Geräte betrifft, machen kann. Freilich wäre ein noch weit grösserer Reichtum der Sammlungen wünschenswert, besonders in Hinsicht auf

### 1. Stubengerät.

Dasselbe bestand zum Teil aus Erz (in reichen Häusern), zum grössten aber aus Holz. Die Formen des ersteren sind aber dieselben wie die des letzteren und also massgebend für diese.

Der spartanische Hausrat war gewiss einfach genug. Das Lager des Erwachsenen waren nackte Bretter, das des Jünglings Rohr, das des Knaben Stroh. Danach mag man sich ein Bild des übrigen entwerfen. Da die Mahlzeiten gemeinschaftlich gehalten wurden, so fiel aller zur Bereitung derselben nötige Hausrat samt allem Tischgerät etc. von selbst fort, und „komfortable" war gewiss von Sparta um eine Fixsternweite getrennt.

Dagegen tat Athen sein Möglichstes und glich alle Unterlassungen Spartas reichlich aus. Zwar darf man immerhin nicht den Massstab unserer reich eingerichteten Häuser anlegen, wenn man ein athenisches, selbst das beste, beurteilen will. Denn man wird bitter in seinen Erwartungen getäuscht werden, wenn man ähnliches dort vermuten wollte. Auch heute macht das vornehme griechische Haus sowohl in Hellas als in Kleinasien auf den Europäer einen seltsam disharmonischen Eindruck. Er findet, ganz ähnlich wie es in der alten Zeit war, schöne Polstermöbel an roh übertünchten Wänden, feine Teppiche auf Lehm- oder Kalkboden oder höchstens auf Fliesen, schweres Silbergeschirr auf groben plumpen Feldtischen, goldene mit Edelsteinen besetzte Untertassen und abscheuliche Porzellanteeköpfe und dergleichen mehr. Man hat das Gefühl, als seien die Häuser noch im Bau begriffen und alles nur vorläufig hineingesetzt, aber so wie es ist, ist's fertig.

Die Lager des Altertums waren längliche Vierecke, Lager
welche auf vier Beinen (Taf. 14, 44) oder auf zwei Paar sich kreuzenden Stäben (Böcken) ruhten. Noch heute finden sich beide Formen dort. Dieses Viereck war ein mit Gurten bespannter Rahmen, der mit Decken, oft auch mit einer Matratze, belegt wurde. An einer Seite, zuweilen sogar an beiden, waren Lehnen angebracht. Indessen der Rahmen aus rohem Holz bestand, wurden die Beine und Lehnen, überhaupt alles, was nicht durch die übergelegten Decken verhüllt wurde, schön und kunstvoll verziert: geschnitzt, gedrechselt, mit eingelegten Figuren geschmückt und dergleichen. Über die Matratze wurden oft nochmals Decken gebreitet, die das Lager noch weicher machten. Auch legte man wohl noch Felle zwischen Matratze und obere Decke.

Solche Lager dienten zugleich als Betten. Zur Stütze des Arms beim Sitzen oder als Rückenlehne benutzte man weich gepolsterte Kissen mit buntem Überzug (Taf. 14, 44) aus Leder oder Leinwand. Waren zwei Lehnen am Lager, so konnte es nur als Sitz, nicht als Bett, benutzt werden;

auch hatte es zuweilen sogar eine Rücklehne und war also völlig unseren Sofas gleich.

Arme bedienten sich natürlich der grossen allgemeinen Lagerstätte des irdischen Bodens; allenfalls legten sie eine Matte unter oder ein Vlies oder auch nur das Gewand.

Jene Lager kamen bei den Männern mehr und mehr in Gebrauch, so dass sie auch bei der Mahlzeit benutzt wurden, und wenn wir beim Homer die Helden alle auf Stühlen sitzen finden, so wäre dies später zur Zeit der Perserkriege unmöglich gewesen. Nur die Frauen und Kinder sassen noch bei Tische, die Männer lagen auf der Kline.

Sitze

Die Sitze entsprachen ganz und gar den Lagern. Auch sie hatten zum Teil Lehnen, zum Teil keine; diese Sitze ohne Lehne hatten oft vier vertikale Beine, oft zwei Paar sich kreuzende. Die letzte Form entsprach somit unseren Feldstühlen; sie konnten leicht zusammengeklappt und fortgeschafft werden. So mussten die Töchter der Metöken an den Panathenäen den „echten" Frauen Athens die Sessel und Schirme nachtragen. Der lehnlose Stuhl hiess im allgemeinen Diphros, der mit Lehne Klismos, der mit Rücken- und Armlehne Thronos. Dass nun in jeder Art nach bestimmten Unterschieden bestimmte Namen vorkamen, ist ausser Zweifel, doch lässt sich nicht mehr für jeden Namen die entsprechende Form feststellen oder umgekehrt.

Auch an den Stühlen wurden die Beine schön verziert, gerade wie bei den Lagern, ebenso am Thronos und Klismos (Taf. 14, 45—47) die Lehnen. Der Sitz selbst aber war bei allen drei Arten von Sesseln aus rohem Holz und mit Decken und Polstern belegt.

Der Diphros war in beiden Gestalten (mit geraden und mit schrägen Beinen) sehr in Gebrauch.

Der Klismos (Taf. 10, 10; 12, 10) hatte meistens eine in der Mitte nach aussen gebogene, also dem Rücken sich anschliessende Lehne; selten findet sich bei ihm die gerade Lehne, welche beim Thronos dagegen oft erscheint. Auch die Beine beider unterscheiden sich dadurch, dass sie beim Thronos immer (wenigstens habe ich nie einen anderen gefunden) gerade, beim Klismos dagegen oft gebogen sind (Taf. 10, 10). Sie springen dann in sanftem Bogen nach hinten und vorn unter dem Sitze ziemlich weit vor, als hätten sie sich unter der Last gebeugt.

Ähnliche Formen, nur mit geringerer Biegung der Beine, sind auch noch bei uns im Gebrauch.

Thron

Der Thronos, der besonders im Altertum genannt wird und jedenfalls der Vater des Klismos ist, nicht aber des Diphros, weil dieser schon bei den Ägyptern vorkommt, wie jener bei den Assyrern, hatte eine gewöhnlich steile Rückenlehne, die oft bis zur Höhe des Kopfes reichte (Taf. 14, 46), selten eine schräge (Taf. 14, 45), und jederseits eine Lehne für die Arme. Er war der am höchsten geachtete Sitz; daher sass Zeuss auf einem solchen; auch der Hausherr bediente sich des Throns. Da er wegen seiner Grösse auch schwer war, behielt er meistens denselben Platz. Auch wurde er stets mit kunstreicher Arbeit verziert, häufig auch aus edlem Stoff angefertigt. So stehen beim Tempel des Theseus in Athen noch heute eine Reihe marmorner schön gearbeiteter Throne (an einem ist vorn, soviel ich mich entsinne, als Stütze der Lehne die Eule noch deutlich erkennbar), auf denen die Glieder des Areopags gesessen haben sollen. Sie sind alle von gleicher Grösse, aber verschieden in der Verzierung. Auch erzene Throne gab es, und Schmuck vermittels edler Metalle mochte wohl an vielen angebracht sein.

Die Kissen oder Decken wurden nur aufgelegt, sobald der Sitz gebraucht werden sollte, und letztere reichten oft auch über die Lehne hinüber (Taf. 14, 45—47).

Mit den Lehnstühlen zugleich bediente man sich der Fussschemel, die ähnlich den unseren waren. Sie ruhten auf vier Beinen und waren bei dem Thron öfter an den Vorderbeinen desselben schon befestigt, weil er ohne Fussbank nicht zu besteigen war. Auch diese Fussschemel wurden oft schön geschnitzt und mit eingelegter Arbeit verziert (Taf. 10, 10; 14, 45—47). Solcher Fussbänkchen bediente man sich auch häufig zum Besteigen des Lagers, und wenn dasselbe von mehreren Personen zugleich benutzt wurde, was beim Gastmahl oft geschah, so war das Bänkchen der Länge des Lagers entsprechend lang, damit es von allen zugleich betreten werden konnte.

Fussschemel

Die Tische dienten den Griechen nur während der Mahlzeit. Sie waren in der historischen Zeit niedrig, so dass sie den auf der Kline Gelagerten bequem sein konnten, sonst aber wie die unseren zum Teil rund oder oval auf drei Beinen (Taf. 14, 44), zum Teil viereckig auf vier Beinen. In der Odyssee stellt die Schaffnerin vor jeden Gast ein Tischchen und legt ihm dort vor. Da die Tischplatte der Teller war und die Hand als Gabel diente, so musste für die Reinlichkeit beider vor und nach dem Essen gesorgt werden, daher die häufige Erwähnung des Waschens.

Tisch

Auch an den Tischen übte der Holzschneider seine Kunst, und auch hier wieder an den Beinen, besonders der runden und ovalen Tische. In späterer Zeit fertigte man die Tische auch aus Bronze an und verzierte sie nicht selten mit Gold und Silber.

Die Truhen und Schreine waren denen ähnlich, die bei uns noch bis ins 18. Jahrhundert im Gebrauch waren und seitdem durch Schränke und Kommoden verdrängt worden sind. So dienten auch bei den Griechen die grösseren zum Aufbewahren der Kleider, die kleineren zur Bergung von Schmuck- oder anderen kleinen Gegenständen des Putzes. Auch Bücher (d. h. Rollen) wurden in solchen Kästchen bewahrt. Bücherschränke kannte man so wenig als Schreibtische; man schrieb, wie noch heute der Orientale, auf freier Hand.

Schreine

Solche Kästen, besonders die kleineren, wurden, wie auch bei uns, häufig mit schönem Schnitzwerk verziert; entweder erschienen die Figuren erhöht oder sie wurden durch eingelegte Arbeit dargestellt. Vor neugierigen Blicken wurde der Inhalt durch ein Band gesichert, das den Deckel verschlossen hielt, und dessen Enden, ursprünglich nur künstlich verknüpft, später durch Wachs oder dergleichen

verbunden und mit dem Petschaft des Ringes versiegelt wurden. Schlösser wurden, wie es scheint, an kleinen Behältern erst in der römischen Zeit angewandt, wenigstens sind keine Zeugnisse für ein früheres Vorkommen derselben vorhanden, obwohl sie vor Türen schon in der ältesten Zeit im Gebrauch waren. (Od. XXI, 47.)

## 2. Gefässe.

Hier eröffnet sich dem forschenden Blicke ein weites ergiebiges Feld, denn die Gefässe sind neben den Statuen das am zahlreichsten vorhandene Material zur Kunde griechischen Lebens und griechischer Sitte. Durch sie werden wir nicht nur über sie selbst belehrt, sondern zugleich durch die darin enthaltenen Abbildungen über gar viele Seiten des Griechentums, die uns ohnedies völlig dunkel bleiben würden. Auch offenbart sich in ihnen wie in den Bildsaulen am besten der feine Schönheitssinn der Hellenen.

Die meisten aller Gefässe waren aus einem roten Ton angefertigt, der noch heute in der Nähe Athens (auf der kleinen Halbinsel Kolias) von ausgezeichneter Feinheit sich findet. Die athenischen Gefässe blieben daher immer die geschätztesten, nächst ihnen die von Korinth, Aegina, Tenedos, Aulis und anderen. Auch in Athen gab es, wie in Jerusalem, ein Töpferviertel, und das Gewerbe war also ein sehr ausgebreitetes; dass es auch ein geehrtes war, geht daraus hervor, dass als Erfinder desselben Heroen genannt wurden.

Zwar kamen fast alle Gefässe, die wir heute noch besitzen, aus den Gräbern der Griechen her, aber da alles übrige, was dort sich findet, lauter im Leben gebräuchliche Gegenstände waren, und da die an den Gefässen vorhandenen Bilder lehren, welcher Krüge, Schalen etc. sich die Griechen im Leben bedienten, so haben wir in den Vasen etc., die wir aus den Gräbern erlangen, nicht etwa nur zu diesem Zweck angefertigte Gegenstände vor uns, sondern solche, die dem täglichen Gebrauch dienen mussten. Von allen nur irgend vorhanden gewesenen Gefässen besitzen wir noch heute Proben.

Schwarz auf rotem Grund

Was zunächst die Ausschmückung derselben durch Bilder betrifft, so zerfallen sie der Zeit und Behandlung nach in zwei grosse Klassen. Die älteren Gefässe zeigen die Figuren schwarz auf dem roten Tongrunde, die späteren haben rot ausgesparte Figuren auf dem geschwärzten Grunde. Auch haben die älteren gewöhnlich horizontale Streifen aus allerlei Verzierungen von Tiergestalten, Blumengewinden und dergleichen. Der Stil der Zeichnungen ist etwas hart und steif; der hellenische Schönheitssinn war noch nicht zur Freiheit durchgedrungen. Die Darstellungen von Szenen gehören den ältesten Sagen an; erst später in der Übergangszeit kam die Geschichte des Trojanerkrieges hinzu. Gleichzeitig wurden die ursprünglich breiten, schweren Formen verwandelt in leichtere und die einzelnen Teile der dargestellten Figuren deutlicher angegeben. Immer aber bleibt auch in diesen Übergangsformen die Zeichnung steif und dem einmal Hergebrachten unterworfen, und die Figuren sind immer schwarz auf rotem Grunde.

Rot auf schwarzem Grunde

Die andere Abteilung der tönernen Gefässe, auf denen der Grund bis an die mit dem Griffel eingeritzten Konturen schwarz ausgefüllt ist, indessen die Figuren ungefüllt bleiben (Taf. 14, 22—26), zeigt weit schlankere Formen voll Grazie und Schönheit. Auf ihnen ist kein Kanon mehr herrschend, als der des Schönen, und Stoff für die Darstellungen ist alles, was die Griechen bewegt; der Kreis ist so weit als das griechische Leben. Es ist für den Künstler eine lohnende Mühe, durch Vergleich vieler Gefässe zu finden, wie nur nach und nach die Hellenen auch hier zur Vollendung durchgedrungen sind, denn wir haben eine Reihe von Vasen etc., welche den Kampf der erwachenden Freiheit mit dem Herkömmlichen ins hellste Licht setzen. Nicht mit einem Schlage waren die Augen der griechischen Töpfer gebildet; nur langsam ging die Entwickelung vor sich, und die Gestalten der Gefässe selbst, wie die darauf dargestellten Figuren, sind ein redendes Zeugnis des Weges, auf welchem die Hellenen das Schöne suchten und fanden.

Dieser zweiten Abteilung gehören fast ausschliesslich alle grossen Gefässe an, denn die alte Zeit unternahm so grosse Arbeiten nicht. Alle jene zweihenkeligen Vasen, die zum Teil nur zum Schmuck gedient haben mögen, sind aus dieser letzten Zeit (Taf. 14, 25). Auch die Trinkhörner in Gestalt von Tierköpfen gehören hierher (Taf. 14, 15 u. 16). Dass dieser freie Stil schliesslich ausartete, kann uns nicht wundern, da wir diese Erscheinung bei jedem Volke wiederfinden, das je über den Boden der nährenden Erde ging. Denn dem Siege folgt die Erschlaffung.

Daher wurden die Vasen später überladen mit Ausschmückungen; die Zahl der Figuren erdrückte den Raum, statt ihn zu füllen, die Borten und Kanten drängten sich aneinander und die Schlankheit und Gefälligkeit der Formen artete aus in Üppigkeit und Weichlichkeit. Die Freiheit wurde zur Frechheit, denn die Keuschheit der Linien verschwand. Wir haben von diesen, wie von der ersten Art, in den Tafeln keine Beispiele gegeben, da wir nicht gern anderes missen wollten, dessen Platz sie hätten einnehmen müssen.

Dass alle diese Gefässe sehr verschiedenen Zwecken dienten, bedarf kaum der Erwähnung. Die grössten waren zur Aufbewahrung von Vorräten bestimmt, denn Fässer für Öl, Wein oder Wasser kannte das Altertum nicht; alles der Art wurde in grossen Tongefässen aufbewahrt. (Die Tonne des Diogenes war ein grosser Pithos.) Nach dem Zweck war Form und Name der Gefässe ein anderer. Auch hier können nicht alle uns überkommenen Ausdrücke mehr erklärt werden.

Pithos

Das grösste aller Vorratsgefässe hiess Pithos und war ein grosser starker Topf, wie wir heutzutage keine mehr kennen, denn es gab welche, die 2—3 Oxhoft fassten. In einem solchen fand also auch ein Mensch bequem Platz. Der Pithos hatte keinen Fuss und entbehrte auch

wohl aller Verzierung, da er nur in Vorratskammern oder Kellern stand.

Amphora

Die Amphora (Taf. 14, 24 u. 25) war in allerlei Abänderungen im Gebrauch; als Kühlkrug war sie ohne Fuss und stand dann auf einem Untergestelle, wie dies noch heute im Orient gebräuchlich ist. Ihre Form gab Anlass zu den reichsten Verzierungen, und so wurde die Amphora in verschiedenen Gestalten zu allerlei verschiedenen Zwecken benutzt.

Stamnos und Hydria

Ebenfalls zum Aufbewahrenn von Vorräten diente der Stamnos (Taf. 14, 26). Hatte ein solches Gefäss ausser den beiden seitlichen horizontalen Griffen noch einen dritten vertikalen oben am Halse, so hiess es Hydria oder auch Kalpis. Der Unterschied zwischen diesen beiden ist nicht mehr zu ermitteln; beide dienten jedoch zum Fortschaffen von Flüssigkeiten sowohl als zum Aufbewahren kleinerer Vorräte. Wir übergehen hier die lange Reihe von Namen für Gefässe aller Art und verweisen darüber auf die Werke von Panofka und Gerhard, die sich eingehend mit den griechischen Vasen etc. beschäftigt haben. Nur das Wichtigste sei noch erwähnt und zunächst die

Schale

in der Tafel enthaltenen Schalen. Ohne Fuss (Taf. 14, 28) hiess eine solche Phiale und diente sowohl zum Schöpfen als besonders zum Trinken. Mit Fuss und Henkel versehen nannte man die Trinkschale Kylix (Taf. 14, 23).

Kylix

Die griechischen Töpfer nahmen sehr genau Rücksicht auf den Zweck ihrer Gefässe und formten sie demgemäss stets mit kleinen Abänderungen; so kommt es, dass sich die Namen so sehr vermehrten, dass wir heute dieselben wegen der feinen Unterschiede zum grossen Teil nicht mehr erläutern können.

Alabastron

Das Alabastron (Taf. 14, 27) diente zum Aufbewahren wohlriechender Salben und hatte daher einen sehr engen Hals. Der Name deutet darauf hin, aus welchem Material es, wenn auch nicht immer, doch häufig angefertigt wurde.

Krater

Zum Mischen des Weins mit Wasser diente der Krater (Taf. 14, 22); er hatte deshalb einen weiten Hals und Bauch und einen breiten sicheren Fuss.

Schöpfgefässe

Zum Schöpfen dienten der Aryballos, die Oinochoe und andere. Auch die Kotyle diente als Schöpfgefäss für trockene und flüssige Gegenstände und zugleich als Mass. Alle Schöpfgeräte waren mit sehr hohen Henkeln versehen, damit die Hand die Flüssigkeit nicht berühre, nach demselben Prinzip wie unsere Löffel.

Kochgerät

Das Kochgerät der Griechen ist mit der Küche zugrunde gegangen, denn selbst die beste Köchin erhielt keine Kochtöpfe in das Grab mit, sondern immer nur die allgemein menschlichen Gerätschaften. Gewiss aber herrschte auch in der Küche grosse Mannigfaltigkeit der Formen. Der gewöhnliche Topf, Chytra, stand meist auf einem Dreifuss. Er hatte einen oder zwei Henkel. Der Lebes scheint ebenso gestaltet, nur grösser und vielleicht aus Erz gewesen zu sein.

Erzgefässe

Wie in den Tonarbeiten, so waren die Hellenen nicht minder in der Anfertigung von Gefässen aus Erz und aus Flechtwerk geschickt. Besonders die kleineren Formen der Krüge, die Schöpfgefässe (Taf. 14, 29) und die zur Aufbewahrung des Öls, Lekythoi, wurden oft in Erz dargestellt.

Körbe

Das Brot wurde in Körben auf den Tisch gebracht. Ebenso wurden Früchte (Taf. 14, 34) und Blumen in Körben, Spirides, gereicht. Auch legten die Frauen beim Spinnen und Weben die Wolle in einen Korb, der Kalathos (Taf. 14, 32, 42 u. 43) genannt wurde, während der Brotkorb Kaneon hiess. Auch beim Landbau diente der Korb wie bei uns. Er war dann aus grobem Geflecht, während die vorhin genannten zuweilen höchst künstliche und feine Flechtereien zeigten.

Was uns hier noch zu berühren obliegt, sind die Lampen und sonstigen Beleuchtungsapparate.

Lampen

In der homerischen Zeit waren zu diesem Zweck nur Fackeln gebräuchlich. Ein Bündel Holzstäbchen von harzigem Nadelholz mit Bast oder dergleichen zusammengehalten, war ausreichend (Taf. 9, 8; 11, 7). Bald aber forderte die Reinlichkeit ihr Recht und schuf neue Formen. Man steckte die Holzfackel in einen Griff, welcher oben eine Schale trug, die das Harz auffangen musste (Taf. 14, 11). Solch eine Fackel hiess Phanos. Der Griff wurde nun oft verlängert in einen hohen Fuss oder auf einen Ständer gesteckt, und so entstand der Kandelaber (Taf. 14, 44). Er trug später statt der Fackel auch wohl eine Öllampe. Auch gab es Fackeln, die aus Metall oder Ton geformt waren und in deren oberer Vertiefung ein Harz oder sonst ein Brennstoff sich befand. Diese waren oft künstlich verziert (Taf. 14, 1). Die Öllampen, welche um die Zeit der Perserkriege in Hellas in Gebrauch gekommen sein mögen, waren ähnlich unseren Bergmannslampen oder den alten ägyptischen. Wahrscheinlich kamen sie auch aus Ägypten nach Griechenland. Es waren flache Schalen oder platte ovale Gefässe mit einer hohlen Verlängerung an der einen Seite für den Docht und einer oberen Öffnung zum Hineingiessen des Öls (Taf. 14, 33). Man formte sie später als allerlei Nachahmungen von lebenden Dingen. Sie waren meistens aus Ton, selten aus Erz.

Tischgerät

Dass das Tischgerät der Griechen höchst einfach war, ist schon oben (S. 61) erwähnt worden. Teller, Löffel und Gabeln gab es nicht. Die vorhandenen Löffel hatten keinen horizontalen, sondern einen vertikalen Stiel und dienten nur zum Ausschöpfen aus enghalsigen Gefässen. Nur Messer waren im Gebrauch. Eine besondere Art derselben mit breiter, axtartiger Klinge diente beim Opfer (Taf. 14, 30) und wurde in besonderer Scheide an einem Riemen getragen (Taf. 14, 31).

### 3. Musikalische Instrumente.

Musik war ein Hauptgegenstand der griechischen Erziehung, denn die Erlernung irgend eines Instrumentes gehörte zur notwendigen Bildung der Hellenen. Daher finden wir bei ihnen auch eine grosse Ausbildung der Instrumente und ihrer Behandlung.

Die üblichen Saiten- und Rohrinstrumente oder, hinzuzählt die Syrinx und Rasseln, ausserdem aber noch eine kleine Anzahl von Schlaginstrumenten zur Angabe des Taktes. Betrachten wir diese letzteren zuerst, so gehören dazu die Klappern, die Becken und die Handtrommel oder Pauke.

Klappern

Die Klappern, Krotala, bestand aus Hölzern oder Muscheln, die an der einen Seite miteinander verbunden waren und hier gehalten wurden, während die offenen Seiten mit den Fingern zusammengeschlagen wurden. Sie entsprachen also vollkommen den noch heute bei den Spanierinnen u. Orientalen üblichen Kastagnetten. Bei den Griechen werden sie immer zu Tanzweisen gespielt und kamen nur bei den wilden Gebräuchen des Bacchus und der aus Kleinasien eingeführten Kybele zur Anwendung.

Becken

Die Becken, Zymbala, Kymbala (Taf. 14, 39), waren hohle Halbkugeln mit schmälerem oder breiterem Rande, die von zweien gegeneinander geschlagen wurden. Man hielt sie dabei bloss mit den Händen oder an Lederriemen, die in der Mitte befestigt waren, oder steckte die Hände durch lederne Bügel, die innen daran waren.

Handtrommel

Das Tambourin oder die Handtrommel war den noch heute gebräuchlichen völlig gleich und bestand aus einem Holz- oder Metallring, über den ein Stück Leder gespannt war. Am Ringe hingen Schellen zur Verstärkung des Tones (Taf. 14, 37). Zuweilen wurde die untere Seite noch mit einem halbkugeligen Boden versehen und war dann der Pauke verglichen.

Alle bisher genannten Lärminstrumente galten jedoch bei den Griechen meist für unanständig, nicht für würdig von einem Manne gespielt zu werden. Daher sehen wir sie auf den Abbildungen stets in den Händen von Frauen.

Musikalischen Bürgerrecht hatte nur die Klarinette (Flöte), die Lyra und die ihr ähnliche Zither oder Kithara. Bei den Athenern war sogar die erste nicht völlig in Ansehen.

Wir betrachten zunächst die Blasinstrumente. Von ihnen kannten die Griechen die Flöte, die Panpfeife und die Trompete.

Flöte

Die Flöte war von verschiedener Grösse und Gestalt. Die Hellenen bezeichneten mit diesem Namen alle ursprünglich aus Schilf verfertigten Instrumente, hatten aber für die einzelnen noch besondere Namen. Dies waren die Querflöte, die Klarinette und die Doppelklarinette.

Die Querflöte kommt in späterer Zeit nur höchst selten vor, und vielleicht war die mit dem Namen Plagiaulos bezeichnete nur eine gewöhnliche Flöte mit einem kurzen Ausatzrohr zum Blasen statt des blossen Mundloches. Aber auch dies Instrument war nicht häufig.

Klarinette

Die Klarinette dagegen war das von allen Blasinstrumenten beliebteste. Sie war ähnlich unserer, ein gerades Rohr mit einem meist zugespitzten Mundstück mit beweglicher Zunge darin; das untere Ende war häufig erweitert. Das Rohr selbst erscheint bald enger, bald weiter und mit Löchern oder Klappen versehen zur Bestimmung des Tones; auch die Mundstücke sind verschiedener Gestalt. Sie wurde angefertigt aus Schilf oder Holz, auch aus Elfenbein oder Knochen.

Ihre Verdoppelung ergab ein neues Instrument, dem wir auf Abbildungen noch häufiger begegnen. Diese Doppelflöte oder Doppelklarinette hatte entweder nur ein Mundstück oder zwei. Der Umfang dieses Instrumentes war natürlich doppelt so gross als des einfachen, und dies mag ihren häufigen Gebrauch veranlasst haben. Die beiden Rohre sind oft gleich lang und gleich gestaltet, oft auch ungleich lang, und das eine nach oben gebogen, oft auch beide. Männer bedienten sich beim Blasen derselben zur Ersparnis des Atems häufig einer ledernen Mundbinde, in welcher sich Öffnungen für die Röhren befanden. Frauen bliessen gewöhnlich ohne Binde (Taf. 10, 8). Doppelflöte

Die Panpfeife oder Syrinx (Taf. 14, 40) bestand aus sieben nebeneinander befestigten Röhren, die meistens von ungleicher Länge und Weite erscheinen. Zuweilen finden sich auch neun Rohre an derselben. Sie wurde, wie es scheint, ausser bei den Festen des Bacchus wenig gebraucht; wenigstens sehen wir sie meistens in den Händen von Satyrn. Panpfeife

Beiläufig kannten die Griechen auch schon die bequeme Aushilfe eines Ledersackes als Windkammer, also den Dudelsack oder die Sackpfeife, jenes Volksinstrument der Schotten, das auch in Italien noch seine Rolle spielt. Sackpfeife

Die Trompete oder Salpinx endlich, welche die Griechen aus Italien übernommen haben sollen, war ein langes gerades Rohr mit weiter Mündung und trichterförmigem Mundstück. Sie war bei den dorischen Stämmen, so wenig diese sonst auf Musik hielten, als Kriegsinstrument neben der Klarinette gebräuchlich (Taf. 12, 8). Trompete

Die Saiteninstrumente der Griechen waren nur zum Spielen mit den Fingerspitzen oder einem dazu gearbeiteten spitzen Griffel geeignet. Es werden deren drei genannt: Lyra, Kithara und Trigonon. Lyra und Kithara waren wohl nur dadurch unterschieden, dass der Klangkasten der ersteren wirklich aus Schildkrötenschalen, der der letzteren dagegen aus Holz und dadurch in beliebig veränderter Gestalt angefertigt wurde.

Indem man in die Fusslöcher eines hohlen Schildkrötenbauches zwei Ziegenhörner befestigte und nun die Saiten einerseits auf der platten Bauchseite des Tieres, andererseits an einem zwischen den Hörnern befestigten Querstück befestigte, hatte man die Lyra fertig. Die Gestalt der Hörner oder der an ihre Stelle tretenden Holzarme und ihre Befestigung veränderte natürlich auch die Gestalt der Lyra ins Unendliche und es gab daher allerlei Formen derselben (Taf. 14, 36). Lyra

Die Kithara bot dazu noch mehr Gelegenheit. Hier konnte der Kasten viereckig, kreisrund, oval und in allen beliebigen Formen gebaut werden, denn er bestand aus Holz und gab somit dem Schönheitssinn der Griechen freien Spielraum. So sehen wir denn auf den Abbildungen oft höchst geschmackvolle Formen der Zither abwechseln mit ganz einfachen (Taf. 14, 38, 39 u. 41). Auch hier sind uns mit verschiedenen Gestalten auch verschiedene Namen Kithara

überkommen, die nicht mehr völlig zu erklären sind. So tragen Sappho und Alkaios eine Lyra, deren Hörner nach oben sehr auseinander gehen und erst ganz an der Spitze sich wieder näher kommen (ähnlich Taf. 14, 41). Ob dies das ernst tönende Barbiton war, das aus Kleinasien nach Griechenland kam, ist nicht gewiss, doch wahrscheinlich, da sowohl Herkunft als Klang zu den Gesängen der beiden genannten Dichter passen.

Auch nach der Saitenzahl trugen Lyra und Kithara verschiedene Namen. Es gab welche von 3, 7, 9, 15 und doppelt so vielen Saiten, die dann wohl auf beiden Seiten des Stegs und Klangkastens aufgespannt waren. Es wird sogar eine Lyra mit 40 Saiten erwähnt. Hier mussten beim Spiel beide Hände tätig sein, indessen das Instrument durch einen Riemen um die Schulter getragen wurde. Dagegen konnte bei denen mit wenigen Saiten recht gut die Linke die Zither oder Lyra halten, indessen die Rechte spielte. Dies geschah entweder mit den Fingerspitzen oder mit dem Plektron (Taf. 14, 38), eines auf einer oder auf beiden Seiten spatelförmig zugespitzten Griffels aus Horn, Elfenbein oder Metall.

Die Lyra oder Kithara war in Athen, was bei uns die Violine: die Königin aller Instrumente. Dies zeigte sich nicht nur darin, dass es die höchste musikalische Zierde war, gerade dies Instrument spielen zu können, sondern sogar äusserlich, da die Zitherspieler, Kitharöden, bei den Panathenäen im langen Chiton und mit Kränzen auf dem Haupt einherschritten.

Neben der Kithara wird zuweilen auch die Phorminx genannt, doch es scheint gar kein Unterschied zwischen beiden bestanden zu haben, oder, was das Wahrscheinlichere ist, der früher bestandene Unterschied, auf den zwei verschiedene Namen an sich hindeuten, mit der Zeit verschwunden und die beiden Formen in eine verschmolzen zu sein.

Trigonon

Das Trigonon war unserer Harfe ähnlich. Es kommt dann und wann auf den bildlichen Darstellungen vor, unterscheidet sich aber dadurch von derselben, dass der horizontale Schenkel nicht wie bei der Harfe oben, sondern unten liegt und also der Fuss der Harfe mit der Spitze des Trigonons den Platz tauscht. Der Schallkasten ruht auch der Spielerin im Arm, so dass sie die höchsten Saiten mit der Rechten greift, doch muss sie dabei sitzen und das Trigonon auf dem Schoss halten, um dieselben, welche also in der unteren Ecke aufgespannt sind, erreichen zu können. Die Zahl der Saiten scheint auch an diesem Instrument bald grösser, bald kleiner gewesen zu sein.

Unterhaltungsspiele waren bei den Griechen in grosser Zahl für Kinder und Erwachsene gebräuchlich. Ein Volk von so heiterer Lebensanschauung musste spielen! Und sie spielten auch.

Kinder-spiele

Die Kindheit hatte, wie die unsrige, den Kreisel, den Reif und den Ball; sie schaukelte sich; die Knaben ritten auf Stecken und Steckenpferden, indessen die Mädchen ihre Puppen besorgten oder sie spielten Blindekuh und dergleichen.

Spiele zur Unterhaltung

Die Erwachsenen hatten Würfel, Ball, Ratespiele, Brettspiele, und dass die Athener die Wetten liebten trotz den Engländern, geht aus zahlreichen Stellen der Dichter unzweifelhaft hervor. Auch Hahnenkämpfe wurden abgehalten (s. Aristophanes), und die vornehme griechische Jugend verprasste so gut Geld und Körperkraft in „noblen Passionen“, wie die heutige grosstädtische Jugend das auch tut. Als ob sie sich zu lange labten! —

# VII. Die Kleinasiaten.

(Tafel 13. Dieselben Quellen wie bei den Griechen, nur dass für den Text Homer hier noch wichtiger ist als dort und einige Vasen in dem Museo Borbonico besonders lehrreich waren.)

## A. Einleitung.

Obgleich diejenigen Bewohner Kleinasiens, deren Tracht wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, grösstenteils griechische Verwandte waren und also mit den Hellenen in den Hauptmomenten übereinstimmten, so war doch durch den unausgesetzten Verkehr mit ihren Hintersassen, den Assyrern, Persern etc. ihre Art und Weise so wesentlich verändert worden, dass, wäre nicht die Sprache und der Archipel gewesen, die als Bindemittel der Verwandtschaft zusammenhielten, sich im Laufe der Zeit aus den Kleinasiaten ein völlig neuer Volksstamm entwickelt haben könnte. Indessen aber die Sprache die ursprüngliche innere Einheit darstellte, hielt der Archipel als sanfte Brücke die beiden Wohnsitze verbunden und erleichterte den Verkehr zwischen den beiden Zweigen eines Stammes, so dass ein ewiges Herüber und Hinüber im Gange blieb. Freilich gab der Besitz dieser Brücke zu fortwährender Eifersucht Veranlassung, sobald das Bewusstsein einer Trennung und jederseitigen eigentümlichen Entwicklung erwacht war, und der trojanische Krieg war deshalb auch kein Kampf zwischen Sparta und Ilion oder um den Besitz der Helena, sondern ein Vernichtungskampf zwischen Ost und West, ein Streit zwischen ganz Griechenland und ganz Kleinasien, ein Krieg um den Besitz der Meeresherrschaft auf dem Archipel, ein Handelskrieg zwischen zwei Gliedern einer Familie. Troja machte Bankrott und seine Bücher wurden geschlossen, die Firma „Griechenland“ führte fortan das Geschäft allein.

Freilich musste sie an den Platz des früheren Nebenbuhlers Agenten schicken, um drüben den Handel zu vermitteln, aber diese wurden mit steigender Wohlhabenheit (Smyrna, Mylet und andere) bald selbständig, blieben aber auch in einem freundlicheren Verhältnis zu ihrer Heimat als die früheren Handelsherren zu Griechenland gestanden

hatten. Dies änderte sie jedoch nicht, die Tracht und Sitten des Landes anzunehmen, in welchem sie wohnten, sich überhaupt mit den Einwohnern desselben zu verschmelzen, wenn auch zugleich die heimatliche Art und Weise dabei nie ganz verloren ging. Dies geschah selbst dann nicht, als sie von den Lydern und später von den Persern unterworfen wurden, aber diese zeitweiligen Verhältnisse der Untertänigkeit blieben auch nicht ohne Einfluss auf sie. Es war etwa so, wie die europäischen Kolonisten sich in den Tropen umwandeln, indem sie die dort einheimischen leichten Stoffe nach einem Schnitt verwenden, der zum grossen Teil den europäischen Mustern treu bleibt oder doch stets an diese erinnert. So trugen auch die kleinasiatischen Griechen eine Tracht in welcher die griechische Verwandtschaft unverkennbar war die aber den Stoffen nach sich ganz, den Formen nach zum Teil an den Wohnort anschloss. Dadurch nahmen auch ihre Umwohner dieselbe Tracht an. Da aber die Farbe sich dem Auge zuerst einprägt ja da erst durch sie die Formen sich darstellen so kann es kein Wunder nehmen wenn ein Blick auf die kleinasiatische Tracht (Taf. IX) einen so ganz anderen Eindruck gewinnt als einer auf die griechischen Gestalten (Taf. 9—12). Es ist scheinbar eine ganz neue Tracht, die aber wie die Träger selbst nichts ist als eine Vermischung von Ost und West, von Asien und Europa, und in welcher wir daher auch besonders das Unterscheidende hervorzuheben haben werden.

## 1. Quellen.

Die einheimischen sind spärlich im Vergleich mit den griechischen aber diese füllen die fehlenden Lücken und was noch hier und da mangelt wird durch römische Kunstwerke ersetzt. Von der ältesten Zeit ist freilich nur wenige Kunde vorhanden doch lehren uns die homerischen Gesänge, dass das kleinasiatische Leben dem griechischen damals noch ähnlicher gewesen sei als später, wo die vielfache Berührung mit den Nachbarn, besonders den Persern, ihren Einfluss ausübte.

Die im Jahre 1879 nach Berlin gebrachten höchst wertvollen Altertümer aus Pergamon, welche durch Humann und Conze wieder ans Licht gefördert sind, stammen aus einer zu späten Zeit (etwa 250—150 v. Chr.), als dass sie noch ein wichtiges Zeugnis geben könnten von der hier in Rede stehenden kleinasiatischen Tracht, wie sie auch schon vor Alexander d. Gr. zur Erscheinung kam.

## 2. Wohnsitz.

Es waren besonders die Küstenländer Kleinasiens, welche seit dem höchsten Altertum eine Rolle in der Geschichte spielten. Unter diesen Küsten ist aber die westliche die von der Natur am meisten begünstigte, denn hier laufen die Gebirgsketten in nicht allzu schroffen Landzungen ins Meer aus und bilden so die vortrefflichsten Häfen. Zwischen ihnen strömen die Gewässer dem Meere in ziemlich breiten Tälern zu und an ihnen hin lief die Handelsstrasse von Stadt zu Stadt. Noch heute aber, wo die Türkenherrschaft auf alle vorangegangenen Verwüstungen, die besonders seit den Kreuzzügen über diese Länder hingezogen waren, den erdrückenden Grabstein setzte, der jede Auferstehung zu neuem Leben unmöglich machte, noch heute sogar sind diese Städte reich und mächtig und wir machen uns in Europa selten eine Vorstellung davon, dass es selbst in unsern Klimaten Städte gibt, die sich mit unseren grössten Städten messen können sowohl an Volkszahl als an Wohlhabenheit. Wie mögen sie also ausgesehen haben zur Zeit ihres Glanzes!

Denn die Täler sind höchst fruchtbar. Der Hermos z. B ist zwar noch heute „kiesreich“ und wohl eine Viertelmeile breit war das Steinfeld in dessen Mitte ich ihn 6—7 Meilen weit hinströmen sah, aber ausserhalb dieses Kiesbettes, das er sich selbst aufgewälzt, wuchs auf beiden Seiten das üppigste Getreide, und die Berggehänge zu seinen Seiten strotzten von Reichtum an Wein, Öl und Feigen. Die Wälder gedeihen bis hoch hinauf an den Gebirgen und alles atmet in den westlichen Küstenländern einen unerschöpflichen Reichtum.

Anders nimmt sich der Süden aus. Hier wälzt der riesige wilde Rücken des Tauros seine finster bewaldeten Höhen am Meere entlang. Hier bleibt nur kleineren Bächen die Möglichkeit, ins Meer zu entrinnen, denn unwegsam sind die Senkungen zwischen den Bergen und nur wenige steile Pfade führen von der Küste in das Innere. Nur im östlichen Teile der Südküste werden die Höhen sanfter, und hier ist denn auch der Verkehr mit dem inneren Lande von jeher lebhafter gewesen.

Die Nordküste an dem Ufer des Schwarzen Meeres hat hier und da gute Häfen, doch bei weitem nicht in dem Masse wie der Westen. Das innere Land ist ein Plateau mit aufgesetzten Höhenzügen, wenigen Flüssen und weit ausgebreiteten Ebenen, die zum Teil nur dürftigen Pflanzenwuchs bieten, weil das Wasser fehlt. Hier herrscht seit alter Zeit Viehzucht, besonders die der Ziege, weil dieses Tier sich mit schlechterer Nahrung als das Schaf begnügt. Doch auch dieses lebt hier in grossen Herden. Sicher aber bot das Land im Altertume einen günstigeren Anblick, denn ich fand Brücken, deren Bauart ihr hohes Alter bekundete, die aber über leere, noch kaum kenntliche Rinnen führten. Dort floss also einst Wasser, wo heute keines fliesst, weil entweder die Wälder, die den Quellen Nahrung schufen, verwüstet sind oder andere Vernachlässigung deren Versiegen verursachte.

Das Klima ist ein sehr angenehmes mit Ausnahme des hohen Sommers. Dann verursacht die grosse Hitze eine ausserordentliche Trockenheit der Luft, die desto mehr zunimmt, je weiter man sich vom Meere entfernt. Zugleich entsteht durch den leicht zerfallenden Kalkstein, der einen grossen Teil der Gebirge bildet, ein feiner Staub, der die Luft erfüllt und die Haut trocken macht. Die Gewässer, da sie nur von Gebirgen mittlerer Höhen kommen, denn

nur der Tauros birgt in seinen jähen Schluchten bis zum Sommer Schnee, trocknen zum grossen Teil gänzlich aus oder schrumpfen zu kleinen Bächen zusammen, die der Verdunstung zu wenig Fläche bieten, um die nötige Feuchtigkeit der Luft aufzubringen. So kommt es, dass auch hier, wie wir bei den Persern erwähnt haben, der Mensch bald darauf verfiel, den Körper mehr zu verhüllen als es die Wärme fordern konnte. Es ist auch hier die Luft, deren Trockenheit während des Sommers, wie bei den Persern während des ganzen Jahres, ihn dazu veranlasste. Darum bedeckte der Grieche, der in Europa Kopf, Arme und Beine so gern der angenehmen Luft preisgab, alle diese Teile hier in Kleinasien.

### 3. Geschichtliches.

Dies ist ebenfalls zu bekannt, als dass es einer neuen Erwähnung bedürfte. Wir haben schon bemerkt, dass die ursprünglich verwandten Bevölkerungen in Hellas und dem westlichen Kleinasien vor Ilions Mauern den zehnjährigen Kampf der Entscheidung fochten, der den europäischen Griechen das Übergewicht sicherte. Später kamen Kolonisten von ihnen in das Land und mischten sich mit den verschiedenen Stämmen desselben, die selbst schon eine Mischung der früheren griechischen Einwanderer mit den Urbewohnern waren. So entstand eine neue Bevölkerung, worin aus früherer und späterer Zeit Elemente sich vorfanden und geltend machten. Die Berührung mit den Sarmaten am Kaukasus, mit den Assyrern und später mit den Persern, mit den Phöniziern, ja mit den Ägyptern selbst schon in der ältesten Zeit (Memnon unterstützte den Priamos) brachte ausserdem noch manches Element heran, das noch immer hin und wieder deutlich zu erkennen ist. Mit Sardes' Untergang durch Cyrus erlischt die Geschichte der Halbinsel als eines selbständigen Landes, denn der Freiheitskampf gegen Darius und seine Nachfolger brachte den vom persischen Joche befreiten Teil nur in die Hände der Athener oder Spartaner, und bald wurde alles vom mazedonischen Alexander zusammengeschmolzen zu seinem Weltreich, aus dessen Trümmern für Kleinasien noch einmal eine kurze Zeit der Erhebung hervorging, bis Rom seine Adler darüberhin an den Euphrat trug.

## B. Die Tracht.

Ninive und Babylon waren zwar gefallen, aber ihr Einfluss war nicht so schnell verwischt als ihre Mauern. Dafür lieferten die Kleider der Kleinasiaten noch zu Alexanders Zeiten den besten Beweis. Die überall vorherrschenden reichen Verzierungen der Gewänder, die über das ganze Kleid verstreuten Sternchen, Blumen und dergleichen sprachen deutlich genug von jenen untergegangenen Herrscherinnen, die dergleichen geliebt hatten.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Hierzu diente ein Hemd mit Ärmeln, das bei den Hemd
Männern gewöhnlich bis zum Knie (Taf. 13, 1, 5, 9 u. 16), bei den Frauen bis zur Erde reichte (Taf. 13, 6, 7 u. 15). Die Ärmel waren meistens eng und lang, doch kamen bei den Frauen auch kurze weite vor (Taf. 13, 3, 7 u. 15). Der griechische Chiton wurde wohl dann und wann auch gebraucht (Taf. 13, 2), doch begnügte man sich noch lieber damit, ihn nur nachzuahmen, indem man das geschlossene Hemd so verzierte als sei es ein Chiton. Man besetzte z. B. den Ärmel auf der oberen Seite mit Borten und Knöpfen (Taf. 13, 15) als sei es der zusammengenestelte Rand des griechischen Leibrockes. Ebenso verzierte man ausser der einheimischen Vordernaht das Hemd noch mit einer oder zwei Seitennähten, um ebenfalls das griechische Gewand nachzuahmen (Taf. 13, 6 u. 16), indessen die Ärmel dieses Vorhaben Lügen straften. Auf dem Hochlande Phrygien, ebenso in den südlichen Provinzen trug man ursprünglich über dem Hemde oft ein Ziegenfell, in den westlichen dagegen, wo das griechische Wesen vorherrschend war, war das Übergewand ein Mantel, der um beide Schultern gelegt und vorn oder auf einer Schulter verknüpft oder befestigt wurde (Taf. 13, 9 u. 13), oder das griechische Himation, das wir schon kennen (Taf. 13, 7 u. 15). Dass man auch über dem ersten Hemde noch ein zweites mit oder ohne Ärmel trug, kam vor, wenn auch nicht gerade oft (Taf. 13, 1, 3 u. 5).

Sowohl das Hemd als das Obergewand wurden häufig aus gemusterten oder wenigstens bunten Zeugen verfertigt, wie denn die Färbung der Kleider das Moment ist, wodurch die kleinasiatischen von den europäischen Griechen sich am auffallendsten unterscheiden, und worin sich am deutlichsten der Einfluss des Ostens kundgibt. Statt eingewebter Muster setzte man auch wohl aussen Borten und sogar kleine Metallplättchen auf. Es waren gewöhnlich Punkte, Sterne oder Blumen, oft auch zackige Streifen, die dargestellt wurden, oder das ganze Kleid zeigte viereckige, abwechselnd bunte Felder (Taf. 13). Vornehme gingen darin so weit, dass sie das Kleid mit künstlerisch gezeichneten Figuren über und über sticken oder besetzen liessen (Taf. 13, 13 u. 16). Vorn herab am Hemd lief ein breiter Saum mit Schnürlöchern (Taf. 13, 6, 7 u. 16), der zuweilen sogar einen Bogen beschrieb (Taf. 13, 1); das Frauenhemd war somit ein heutiger Frauen-Oberrock (Taf. 13, 4 u. 6). Am Himation oder Mantel war es besonders die Kante, welche verziert wurde (Taf. 13, 7 u. 15). Gegürtet wurde das Hemd von den Männern über den Hüften, von den Frauen dicht unter der Brust (Taf. 13, 15 u. 16), und auch der Gürtel gab natürlich Veranlassung zur Entfaltung des Reichtums.

#### b) Die Kopfbedeckung.

Diese ist den Kleinasiaten so eigentümlich, dass von jeher die phrygische Mütze bekannt war. Dieselbe war Mütze

kegelförmig und verlängerte sich nach unten über Schläfe und Nacken bis auf die Schultern. So war Haupt und Nacken völlig geschützt, nur das Gesicht blieb frei. Unter dem Kinn konnte sie durch die seitlich herabhängenden Bänder befestigt werden. Die Spitze fiel weich nach vorn um und so entstand eine Form, die dem Kamme des Helmes nicht unähnlich war (Taf. 13, 5, 9, 10 u. 14). Diese Mützen wurden aus ebenso kostbaren Stoffen gemacht und ebenso reich verziert als die Kleider. Man fügte ihnen sogar oft noch (Taf. 13, 4, 6 u. 16) die Stirnbinde hinzu, die man zuweilen allein an ihrer Statt trug (Taf. 13, 1, 7 u. 8). Bei den Frauen besonders war letztere oft sehr kostbar (Taf. 13, 8), zuweilen aus Gold und mit Perlen oder Edelsteinen verziert (Taf. 13, 3 u. 15). Sie wurde sowohl als gleichbreite Binde (Taf. 13, 3 u. 8) als auch als Stephane (Taf. 13, 15) getragen, auch als solche mit der Mütze verbunden (Taf. 13, 4). Auch fügte man wohl der Binde noch Blumen oder Kränze hinzu (Taf. 13, 8) oder benutzte diese statt derselben (Taf. 13, 2).

Haarpflege

So wie die Mütze von Männern und Frauen getragen wurde, so liessen sich auch beide Geschlechter angelegen sein, das Haar zu pflegen. Wohlriechende Salben und Öle mussten den Bart des Mannes wie seine Locken glänzend machen, und die heutigen Türken haben also für ihre Bartpflege zahlreiche Vorgänger.

Bei den Frauen war auch die griechische Sitte nicht ungewöhnlich, den Haarschopf des Hinterhauptes mit Tüchern oder Binden, selbst aus Metall, zu umgeben (Taf. 13, 15).

### c) Bein- und Fussbekleidung.

Beinkleider

Man könnte, wenn man den Homer gelesen, glauben, die Kleinasiaten hätten zu seiner Zeit keine Hosen getragen, da er derselben nirgends Erwähnung tut. Doch wäre der Schluss nicht durchaus sicher, sondern nur in bezug auf die von ihm genannten Völker Kleinasiens; diese sind aber Bewohner des Westens und gehören mit wenigen Ausnahmen zu den Stämmen griechischer Verwandtschaft. Es können also schon damals bei den Bewohnern des inneren Landes Beinkleider gebräuchlich gewesen sein, ohne dass deshalb Homer etwas vergessen hätte. Es ist aber auch möglich, dass die Beinkleider wirklich erst nach jener Zeit von Osten her und dann wahrscheinlich von den Persern eingeführt worden sind, da die Assyrer, Babylonier und Meder keine trugen, sondern in langen Gewändern gingen. Es sind ähnliche Übertragungen in der Geschichte der Trachten nichts Unerhörtes, und da obenein das Klima Persiens, wie oben bemerkt wurde, einige Ähnlichkeit mit dem des anatolischen Hochlandes hat, so fand sich ein natürlicher Grund zur Annahme dieser Tracht. So offenbarte sich an einem Beinkleid, wie Fig. 5 trägt, der Einfluss Persiens und Assyriens: jener durch die Hose selbst, dieser durch den bunten Stoff.

Sandalen

Als Fussbekleidung dienten in der früheren Zeit Sandalen (Taf. 13, 11 u. 12), später aber übernahm man den Schnürschuh der Perser und legte ihn nicht wieder ab (Taf. 13, 5, 9, 13 u. 16). Zuweilen finden sich auf den Darstellungen auch Halbstiefel, die vorn zugeschnürt sind (Taf. 13, 1); doch gehören sie zu den Seltenheiten.

Die Frauen gingen, da sie wenig aus dem Hause kamen, meist barfuss (Taf. 13, 2, 3 u. 7) und nur hier und da tragen sie auf den Bildern leichte niedrige Schuhe, oben zum Binden eingerichtet (Taf. 13, 6 u. 15).

### d) Schmuck.

Man zierte, wie schon bemerkt, das Haar mit Binden, die Frauen mit metallenen sogar; die Ohren mit Ohrgehängen und zwar trugen solche, nach assyrischem Vorbilde, auch die Männer. Den Hals umgaben die Frauen mit Ketten (Taf. 13, 15) oder goldenen Ringen. Jene waren bisweilen so lang, dass sie mehrmals herumreichten und bis auf die Brust herabfielen. Den Vorderarm schmückten Armbänder (Taf. 13, 3 u. 15); die Finger trugen Ringe. Dass ausserdem die Kleider der Vornehmen auf alle nur mögliche Weise verziert waren, dass sogar Goldplättchen über die ganze Fläche des Gewandes verteilt waren, haben wir schon erwähnt.

## 3. Kriegstracht.

Die Iliade lässt die asiatischen Helden auch zu Wagen kämpfen, gleich den Griechen; der gemeine Mann kämpft zu Fuss. Auch die Ausrüstung ist dort wie hier dieselbe, so dass, was wir dort gesagt, grossenteils auch hier gilt.

### a) Schutzwaffen.

Der Helm war ganz dem griechischen gleich (Taf. 13, 12 u. 13), doch finden wir hier auch Helme, die der phrygischen Mütze höchst ähnlich sind, so dass sie nur als Nachahmungen derselben erscheinen (Taf. 13, 10 u. 14). Von den nordischen Nachbarn am Kaukasus scheinen sie jedoch die Schuppenrüstungen sehr bald übernommen zu haben und so finden wir denn sowohl Panzer als Helme von solcher Arbeit (Taf. 13, 11, 12 u. 14). Helm

Der Panzer ist übrigens sonst auch dem griechischen gleich und besteht entweder aus ganzen Platten für Brust und Rücken oder jedes dieser Stücke aus einzelnen Platten (Taf. 13, 13) oder aus Schuppen (Taf. 13, 11 u. 12). Auch wurde er durch einen starken Gurt fest an den Leib gehalten. Unterhalb desselben trug man ebenfalls einen kurzen Schurz aus ledernen oder metallenen Streifen zum Schutz des Unterleibes (Taf. 13, 11—13). Das Hemd unter dem Panzer war kurz und meist ohne Ärmel (Taf. 13, 11 u. 12), wurde aber, treu dem allgemeinen Drang nach Ausschmückung, an seinen Kanten durch Linien und dergleichen verziert. Panzer

Auch der bei den Griechen erwähnte Leibgürtel, der unter dem Panzer getragen wurde, war hier im Gebrauch und bestand ebenfalls meist aus Blech. Gürtel

Der Schild wurde bald aus Leder in mehreren Lagen übereinander, bald ganz aus Metall verfertigt. Der runde Schild war der gewöhnlichste (Taf. 13, 14); der Schild

ovale scheint selten vorgekommen zu sein. Auch die Pelta war in Aufnahme gekommen (Taf. 13, 12), wurde jedoch nur von den leichten Fusstruppen benutzt.

Die Arme waren durch das Hemd oder den Leibrock etwas geschützt, die Beine durch Beinkleider. Doch trug man beide auch nackt (Taf. 13, 11) oder schützte die
Schienen letzteren durch Schienen, wie bei den Griechen (Taf. 13, 12). Auch anliegende Kleidung ganz aus Schuppen finden wir wie bei den Sarmaten (Taf. 13, 14). An den Füssen trug der Krieger Sandalen (Taf. 13, 11 u. 12) oder die gewöhnlichen Schuhe (Taf. 13, 13 u. 14).

Über die ganze Rüstung wurde ausser dem Kampfe
Mantel wohl noch der Mantel (Taf. 13, 10 u. 13) oder ein Fell geworfen (Taf. 13, 11) oder eine Decke, wie wir sie bei den Asiaten auf Taf. 6 erwähnt haben und wie sie noch heute am schönsten in Anatoli gewebt werden.

### b) Angriffswaffen.

Lanze Unter diesen ist auch hier die Lanze die wichtigste. Sie war der griechischen an Länge gleich und ebenfalls zweischneidig. Es gab im lydischen Heere ganze Abteilungen mit langen, andere mit kurzen Lanzen.

Bogen Der Bogen, entweder aus Horn oder Holz, diente als nächstwichtige Waffe. Apollon war Schutzherr der Troer und Alexandros war durch seine Geschicklichkeit mit dieser Waffe berühmt. Die Pfeile waren gewöhnlich aus Rohr und mit Erzspitzen versehen.

Schwert Das Schwert, ganz dem der Griechen ähnlich, kurz, spitz und doppelschneidig, wurde auch an einem Riemen über die rechte Schulter getragen, so dass es auf der linken Seite hing. Die Scheide war aus Metall oder damit verziert.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielte hier die doppelte
Doppel-Axt Axt (Taf. 13, 13). Sie hatte ausser den beiden Schneiden auch noch eine lange Spitze zum Stoss.

Schleuder Die Schleuder kam nur bei einigen Stämmen zur Anwendung, blieb aber immer von geringer Bedeutung.

Ausserdem waren noch bei einigen Völkerschaften Keulen, Streithämmer, einfache Äxte und dergleichen im Gebrauch.

Übrigens war das Heer der Kleinasier, wie man es z. B. in den Perserkriegen aufgezählt findet, ein sehr ansehnliches; besonders bedeutend muss die Reiterei um jene Zeit gewesen sein.

Von einer Hoftracht können wir auch hier nicht reden, da die Könige keinerlei besondere Auszeichnung durch die Tracht beanspruchten oder genossen. Nicht einmal der Purpur war ihnen ausschliesslich eigen und so war es nur der feinere Stoff oder die reichere Ausschmückung der Gewänder, die den Herrscher hervorheben konnte.

## C. Geräte.

Auch hier würden wir nur vieles zu wiederholen haben, was bereits bei den Griechen gesagt wurde. Was zunächst

### 1. das Stubengerät

betrifft, so ist es dasselbe wie dort, nur dass in den Formen viele Erinnerungen an Assyrien auftreten. Tische und Stühle mit oder ohne Fussschemel und Lager, jedoch ursprünglich nur zum Schlafen, waren bekannt, auch die Truhen und Schreine, so wie bei den Hellenen. Später lagerten sich die Männer auch bei Tische oder beim Trinken und so kam diese Sitte vom Osten zur Westküste und von da nach Europa hinüber.

### 2. die Gefässe

waren zwar nicht den griechischen gleich, aber ähnlich. Neben dem Mischkrug (Krater) spielten doppeltgehenkelte Krüge, Kannen, Becher und Schalen die Hauptrolle. Die meisten waren aus Ton, manche aus Holz, andere aus edlen Metallen. Auch der Dreifuss, als Gerät zum Aufstellen eines Gegenstandes oder als Küchengerät, wird oft genannt.

### 3. Musikalische Instrumente.

Die Syrinx und die dreisaitige Zither sollten in Lydien ihren Ursprung haben und wurden hier am meisten geliebt. Trompeten benutzte man höchstens im Kriege. Übrigens waren auch die griechischen Flöten, die Lyra etc. im Gebrauche.

Spiele geselliger Unterhaltung waren Würfel, Ball und einige andere, die bei den Griechen schon genannt wurden.

---

Als die Griechen in Europa erst recht anfingen, sich zur Blüte zu entfalten, da sanken ihre Brüder in Asien in die Vergessenheit und Nacht zurück, und was diese unterdrückte, wurde jenen die Veranlassung zur höchsten Freiheit. So sehr verschieden waren die Organismen beider Brudervölker bereits im Laufe der Jahrhunderte geworden. Denn dasselbe wirkt nicht überall dasselbe: Den tötet der Sonnenstrahl und jenen belebt er! In Asien wirkte der Perser die Knechtschaft, in Europa die Freiheit!

# VIII. Die Etrusker.

(Tafel 15. Das Berliner Museum, Guhls Denkmäler, Ferrario und Weiss sind hier die wichtigsten Hilfsmittel gewesen; Zeichnung und Farbe ist nach ihnen gemacht worden. — Für den Text sind ausserdem noch die Werke von O. Müller [die Etrusker], Th. Mommsen [röm. Geschichte], A. Böttiger, A. Becker und G. Micali benutzt worden.)

## A. Einleitung.

Obwohl durch weite Flächen Landes und Meeres von den Kleinasiaten getrennt, schliessen sich die Etrusker doch in allem eng an diese an, so dass wir alle Veranlassung haben, sie denselben unmittelbar folgen zu lassen.

Wir begreifen unter dem obigen Namen das Volk, welches im nordwestlichen Teile der Apenninhalbinsel ungefähr zwischen dem Tiber und Arno wohnte, und welches aus einer Vermischung nördlicher Einwanderer mit den Tuskern, den früheren Bewohnern, entstanden sein mochte.

### 1. Quellen.

Die noch vorhandenen Denkmäler etrurischer Kunst geben uns genügenden Aufschluss über die Tracht des Volkes, doch lässt sich nicht mehr die Zeit bestimmen, aus welcher dieselben stammen. Zum grossen Teil gehen sie über die historische Zeit Italiens weit hinaus und sind also aus der Zeit der Sagen vor dem 6. Jahrhundert. Für unseren Zweck genügt es übrigens auch, zu wissen, dass zu einer Zeit, wo Pisistratos in Athen herrschte und wo Cyrus den persischen Staatskoloss erbaute, an den Ufern des lachenden Arno bereits eine Kunstfertigkeit Platz gegriffen hatte, die um so mehr in Erstaunen setzen muss, da sie sich bei ihren Nachbarn jenseits des Tiber erst so spät und geringfügig entwickelte, denn Roms Kunstwerke wurden mit wenigen Ausnahmen von griechischen Händen ausgeführt.

Dass übrigens alles, was an Altertümern bisher auf etrurischem Boden an das Licht des Tages gefördert ward, dort auch entstanden ist, lässt sich nicht behaupten, da das Volk einen ausgedehnten Handel mit dem ganzen Orient betrieb und also dessen Kunstprodukte bei sich einführte. Die alte Pisa mag im 6. Jahrhundert vor Christo die Rolle gespielt haben, welche 2000 Jahre später an Genua übergegangen war, oder die sie selbst zum Teil noch unter den Hohenstaufen durchführen konnte, wie heute Livorno es tut.

### 2. Wohnsitz.

Das alte Etrurien war das von Ost nach West schief abfallende Dreieck zwischen Arno, Tiber und Meer, etwa das Gebiet des heutigen Toskana (Tuskien). Im Osten durchzieht es der Apennin, von dessen Höhen die beiden genannten Flüsse samt ihren Untergebenen ihre Nahrung erhalten. Dort ruht, von hohen Bergen umschlossen, der trasimenische See, in dessen Nähe die etrurische Stadt Cortona lag. Die hochgelegene Ebene von hier bis Arezzo und das an dieselbe sich anschliessende obere Arnotal sind sehr fruchtbar an Wein, Öl und Feigen. Überhaupt sind die Abhänge der Berge im ganzen Land der am besten bebaute Teil desselben. Die eigentlichen Täler sind weniger reich und der untere Arno fliesst in der Nähe seiner Mündung durch eine wahre Einöde. Aber dass auch diese vor nur einem Jahrtausend ein blühender Garten war, ist unzweifelhaft, und der nördlich von Pisa gelegene Küstenstrich ist es noch jetzt. Der schlechteste Teil des Landes ist die Meeresküste. An einigen Stellen, z. B. westlich von Siena, ist sie sogar durch ihre Maremmen höchst gefährlich. Die ersten Anbauten sind daher gewiss an den Abhängen der Berge gemacht worden, und auch die heutigen Städte liegen alle bedeutend hoch. Ausnahmen davon machen ausser den Seestädten nur Florenz und wenige kleine Orte.

Im allgemeinen ist also das ganze Land ein Hochland oder Bergland, von vielen Tälern nach allen Richtungen durchschnitten. Schnee gibt es im Winter nur 2—6 Tage; die Luft ist mässig warm und, wie in Italien fast überall, feucht genug. Darin möchte ein wesentlicher Unterschied des Klimas von Kleinasien und Mittelitalien liegen und darin also eine Ursache zu anderer Tracht. Denn aus früheren Betrachtungen ist deutlich, dass hier z. B. eine dichte Umhüllung des Körpers nicht notwendig war, dass aber, weil in einem Bergland, das von Seewinden überweht wird, die Temperatur das ganze Jahr hindurch nicht allzugrosse Unterschiede bietet, die Kleidung eine mässig warme und einfache sein kann; dass zugleich bei dem Wechsel der täglichen Wärme, bei kühlen Morgen und Abenden eine zweckmässige Umhüllung, die diesem Wechsel angepasst werden kann, wünschenswert ist. Im ganzen liegt Tuskien höher über dem Meere als Griechenland und der Mensch bedarf also dort einer wärmeren Hülle, indessen die mittlere Temperatur der in der Ebene liegenden Städte Athen und Florenz etwa dieselbe ist.

### 3. Geschichtliches.

Woher die Tusker in das Land kamen, ist bis heute unerforscht geblieben und wird es bei dem Mangel älterer historischer Zeugnisse auch immer bleiben. Ebenso rätselhaft ist der eingewanderte Stamm der Rasennen, der sich mit ihnen mischte. Alle diese Ereignisse gehören einer vormythischen Zeit an. Denn schon die Ankunft griechischer Kolonisten gehört in die Sage, und da wo wir die Etrusker am Lichte der (römischen) Geschichte kennen lernen, sind sie bereits ein staatlich wohlgeordnetes Volk, im Besitz von Wissenschaften und Künsten, von Schifffahrt und Handel. Die beiden letzteren bildeten das Band, welches sie mit dem Orient verknüpfte, und wodurch ihnen von dort manches Neue zuging, das sie sich aneigneten. Zugleich wuchs dadurch der Reichtum und die Prachtliebe, und so bildeten sie neben den Römern einen grellen Kontrast, als sie in deren Geschichte zum ersten Male auftraten.

Was übrigens die geschichtlichen Erlebnisse der Etrusker betrifft, so sind sie aus der römischen Geschichte bekannt. Als Rom seine republikanische Regierung einrichtete, stand Etrurien bereits auf seinem höchsten Glanzpunkt. Hundert Jahre später sank es durch den Verlust seiner Seeherrschaft, welche an die Punier überging. Zugleich musste es zu Lande die Kelten bekämpfen, welche Norditalien durchzogen, doch wurde es dem Untergange mehr durch innere Üppigkeit als durch äussere Gegner zugeführt. Das Leben der Familie war durch Unsittlichkeit untergraben und im Staate war auch manches faul und mürbe. Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, und das taten sie denn auch hier. Die römischen waren es, die es in Besitz nahmen.

## B. Die Tracht.

Wenn wir neben Taf. 15 auf die eine Seite die Kleinasiaten, Taf. 13, und auf die andere die Römer, Taf. 16—18, legen, so wird selbst der flüchtigste Blick ermitteln, auf welcher von beiden Seiten sie die meiste Verwandtschaft findet, nämlich seltsamerweise nicht bei den nächsten Nachbarn auf Taf. 16 f. den Römern, sondern bei den fernwohnenden Kleinasiaten auf Taf. 13. Auch hier ist, wie dort, der Chiton oder das Ärmelhemd, auch hier der eckige Überwurf, auch hier vor allem die gemusterten bunten Zeuge und auch hier der Hang zu Pracht und Üppigkeit.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Hemd

Dieselbe hatte, wenigstens in späterer Zeit, zwei wesentliche Stücke: das Hemd und den Überwurf. Jenes hatte bald längere (Taf. 15, 11), bald kürzere Ärmel (Taf. 15, 12) und ebenso waren diese bald enger, bald weiter. Auch die Nachahmung des griechischen Chiton fand ihre Stelle, indem man ihn entweder wirklich trug oder doch die von den Achseln herablaufenden Knöpfe ansetzte (Taf. 15, 4 u. 9). Die Darstellungen lassen zweifelhaft, welches von beiden gemeint sei.

Dieses Hemd war bei Männern und Frauen gebräuchlich und wurde von beiden Geschlechtern lang bis auf den Boden getragen. Vornehme (Taf. 15, 13) liessen es sogar auf der Erde nachschleppen. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Ursprünglich freilich trugen die Männer nur den Überwurf und kein Hemd; auch war dieses späterhin oft kürzer als das der Frauen. Der Stoff, woraus dieses Kleidungsstück verfertigt wurde, war ursprünglich nur Wolle. Die Frauen webten selbst nach den beliebten Mustern, die seit Urzeiten bei den Etruskern im Gange waren und die mit ihren Sternchen, Punkten, Streifen, viereckigen Feldern (Taf. 15, 6 u. 7, 10 u. 11, 13) sehr lebhaft an die assyrischen und kleinasiatischen Stoffe erinnern. Ob sie diese Muster einst von dort herübergeführt, oder ob sie, vielleicht mit den Kleinasiaten eines Stammes, bei irgend einer historischen Umwälzung ausgestossen und über das Meer an die Küste Italiens geschleudert wurden, wie die Sage ähnliches von Aenäas erzählt, das ist mit Dunkel umhüllt. Genug, sie fertigten ihre Stoffe ähnlich den Orientalen an.

Als später der Reichtum und dadurch der Luxus zunahm, konnten die Frauen den erhöhten Anforderungen an den Webstuhl wohl nicht mehr genügen, und von nun an hob sich das Handwerk der Weber und F ber. Zugleich wurden aus dem Orient Kleider oder Stoffe eingeführt, darunter auch jene Florgewänder aus Kos und Amorgos.

Die Farben dieser Kleidung waren, wie schon erwähnt, den Etruskern keineswegs Nebensache. Sie liebten das Grelle und Bunte und selbst dem Weissen fügten sie gern Unterbrechungen durch andere Farben hinzu (Taf. 15, 13). Vorherrschend waren: rot in verschiedenen Schattierungen, blau und gold.

Mantel

Der Uberwurf oder Mantel der Etrusker war, wie gesagt, anfangs das einzige Kleidungsstück der Männer gewesen; nach und nach hatte sich, zuerst natürlich bei den Vornehmen und wohl nur bei besonderen Gelegenheiten, das Hemd eingeführt und wurde mit der Zeit ein notwendiges Kleidungsstück, ein Vorgang, den wir in ähnlicher Weise bereits bei anderen Völkern beobachtet haben und noch oft zu erwähnen haben werden.

Der Überwurf war ursprünglich dem griechischen gleich, ein viereckiges längliches Stück Zeug, das in ganz derselben Weise umgelegt wurde, wie das griechische Himation (Taf. 15, 5). Aber das enge Kleid musste mit ihren Ansprüchen wachsen und sich dehnen und bald sehen wir die Etrusker in weiten faltenreichen Gewändern einherschreiten, die auch die einfache Form des Vierecks verlassen und sich an einer oder mehreren Seiten abgerundet, die meisten aber an Länge bedeutend zugenommen haben.

Die alten Darstellungen sind hin und wieder so rätselhaft, dass die Form des Überwurfs gar nicht zu erkennen ist. Daher hat man ein Halsloch in demselben annehmen zu müssen geglaubt.* Diese Ansicht kann ich nicht teilen. Ein Halsloch in einer Decke, die als Mantel übergeworfen werden soll, ist etwas so eigentümliches, dass ich mich nicht entschliessen kann, von einem Volke des Altertums das leicht zu glauben. Ich habe dies nur bei den Spaniern und im Inntale in Tirol gefunden, so dass es mir scheint, dies sei eine dem gotischen Stamme eigentümliche Tracht. Im Altertum ist mir kein Fall der Art bekannt, und so kann ich die bezüglichen Darstellungen (z. B. Taf. 15, 11) nur so erklären, dass das wahrscheinlich schmale Gewand mit dem einen Ende auf der linken Schulter nach hinten herabhängend, vorn über die Brust, dann über den Rücken und abermals über die Brust gelegt und das letzte Ende über die rechte Schulter nach hinten geschlagen wurde. Diese Art des Umwerfens ist keine ungewöhnliche und entspricht zudem andern ganz deutlichen Darstellungen insoweit, als dieselben (Taf. 15, 7) ebenfalls zeigen, wie die Etrusker künstliche Verschlingungen des Obergewandes liebten, so dass beide Enden gleichmässig nach beiden Seiten über die Arme und über die Schultern fielen. Vielleicht war ihnen diese Art von Übereinstimmung in der Gewandung besonders angenehm.

Obwohl, wie bei den Männern der Überwurf, bei den Frauen das Hemd das wichtigste von beiden Kleidungsstücken war, so trugen sie doch meistens auch irgend ein Obergewand. Dasselbe lässt sich in vielen Fällen als ein längliches Viereck erkennen, zuweilen aber muss man, um die Zeichnung zu erklären, annehmen, dass dasselbe an einer (Taf. 15, 10) oder mehreren Seiten gerundet gewesen sei. Die meisten gestatten jedoch die Annahme des länglichen Vierecks, und zwar eines solchen von sehr grosser

*) Weiss, in seiner schätzenswerten Kostümkunde, S. 950.

Länge, etwa 6—7 m, und von $1^1/_2$—$1^3/_4$ m Breite, so dass also das Gewand viermal so lang als breit war (Taf. 15, 7 u. 12). Dagegen kommen auch Überwürfe der Frauen vor, die kaum die doppelte Breite zur Länge haben und sich mehr oder weniger der Form des Quadrats nähern (Taf. 15, 13). Solche konnten dann freilich nur über die Schultern gehangen und, auf den Achseln nach vorn gezogen (Taf. 15, 13), etwa mit einer Spange auf der Brust befestigt werden (Taf. 15, 6). Künstliche Verschlingungen der Gewänder (Taf. 15, 7) konnten nur mit jenen sehr langen vorgenommen werden und konnten auch nur bei besonderen Gelegenheiten möglich sein, denn wenn der Schal mit seiner Mitte vorn auf den Leib gelegt, die beiden Enden gleichmässig über die Oberarme nach hinten und unter der Achsel hindurch wieder nach vorn gezogen wurden, wo sie dann herabhingen (Taf. 15, 7), so lässt sich leicht denken, dass, sobald die Trägerin die Arme sinken liess, das ganze Obergewand niederrutschte. Es konnte sich nur mit gehobenen Unterarmen halten, also etwa beim Tanze und dergleichen. Sehr häufig dagegen finden wir Darstellungen, auf denen die Frau das Gewand gleich über den Kopf gelegt hat, eine Tracht, die sich bis auf die heutigen Italienerinnen fortgesetzt hat, indem diese ihren Überwurf, die Mantilla, noch ebenso tragen.

Der Stoff, woraus die Frauen das Obergewand verfertigten, war anfangs wohl auch nur Wolle (Taf. 15, 13). Bald aber, als sie die leichteren Gewebe des Orients kennen gelernt hatten, bedienten sie sich auch derselben, und so kamen baumwollene (und leinene?) Überwürfe in Gebrauch (Taf. 15, 7, 10 u. 12). Auch war wohl schon durch die Form des Gewandes sein Stoff bestimmt, und jene sehr langen Gewänder der Frauen bestanden vielleicht nie aus Wolle.

Indessen die Männer die Hauptsorgfalt auch in der Farbe auf den Überwurf legten (Taf. 15, 5 u. 11), geschah dies bei den Frauen ebenso mit dem Hemd (Taf. 15, 6 u. 7, 12 u. 13). Dagegen wurde der Überwurf oft weiss, oft in matter Färbung getragen. Doch verzierte man natürlich an ihm wie am Hemd die Säume durch Stickereien oder Borten (Taf. 15, 6 u. 7, 10 u. 13).

Schleier

Wahrscheinlich gehörte zur völligen Kleidung der vornehmen etruskischen Frau auch noch der Schleier (Taf. 15, 12).

Herrschertracht

Ob die Herrscher des Staates eine besonders auszeichnende Tracht getragen haben, wird aus den Darstellungen nicht ersichtlich; es ist aber sehr wahrscheinlich, dass, wie die Abzeichen der Herrscherwürde bei Griechen und Römern höchst unbedeutend waren, sie auch hier auf wenige Kleinigkeiten sich beschränken mochten. Dieser Schluss nach der Analogie hat zweierlei Gründe; einmal hatten die Etrusker, wie wir gesehen haben, viel mit den Griechen, besonders denen in Kleinasien, gemein und dann leiten römische Schriftsteller bestimmte Trachtenunterschiede verschiedener Stände gerade von den Etruskern ab. Doch kann nach dem eben Gesagten von einer Hoftracht nicht die Rede sein.

Priestertracht

Die Priester erschienen während ihrer Amtstätigkeit im langen Gewande mit Ärmeln (Taf. 15, 4). Das Obergewand, wenn sie ein solches tragen, geht von einer Schulter unter dem entgegengesetzten Arm hindurch bis wieder zu der Schulter, wo dann die übrigbleibenden Enden tief herabhängen, indessen eine Spange das Gewand in der angegebenen Lage auf der Schulter festhält. Ob die Farben bei verschiedenen Göttern verschiedene sein mussten, lässt sich nicht mehr entscheiden, hat aber alle Wahrscheinlichkeit für sich, sobald man an das sonst so ausgebildete Leben der Etrusker und an Nachbarvölker denkt, von denen, wie von den Griechen, dies als bestimmt nachgewiesen werden kann. Auch mag der Kultus wie die Kleidung (Taf. 15, 4) wohl dem griechischen ähnlich gewesen sein.

### b) Kopfbedeckung.

Auch hierin stimmen die Etrusker mit den Kleinasiaten, nicht aber mit den Griechen überein, indem bei ihnen die Mütze zu den, wie es scheint, notwendigen Dingen gehörte. Dies gilt von beiden Geschlechtern, doch unterscheiden sich die Kopfbedeckungen der Männer von denen der Frauen.

Mütze

Erstere trugen meistens flache Mützen oder Hüte, die mit einem aufrechtstehenden steifen Rande umgeben waren. Derselbe scheint jedoch nicht etwa beweglich gewesen zu sein, denn es fehlen Abbildungen, die darauf hindeuteten, sondern er gab der Mütze eigentlich ihre Gestalt, welche sie sehr der medischen (s. Taf. 7, 1—3 u. 13) ähnlich machte (Taf. 15, 11). Möglich, dass sie auch nur eine Nachahmung derselben war, denn die Etrusker waren ein Handelsvolk und führten daher vieles Fremde bei sich ein. Um so wahrscheinlicher wird dies dadurch, dass neben dieser flachen Mütze auch die hohe assyrische (s. Taf. 4) vorkam und als Schmuck des Kopfes die bei den Kleinasiaten gebräuchliche Binde (Taf. 15, 5) oder an deren Stelle auch der Kranz (Taf. 15, 8). So finden wir also den Orient vom Kaspisee bis zum Archipel in den Mützen der Etrusker in Erinnerung gebracht, nicht minder auch in denen der Frauen.

Frauenhaube

Diese trugen sowohl einfache als enganschliessende Hauben, die fast den ganzen Kopf bedeckten und die wohl am Nil ihr Muster haben mochten, als auch jene hohen durch Wickelung entstandenen kegelförmigen Mützen, die wir als eine Männertracht bei den Persern erwähnt haben (Taf. 7, 6 u. 7; 15, 6), und die sonach, da die etruskischen Frauen doch wohl nur den persischen Frauen nachahmten, wahrscheinlich auch von diesen getragen wurden. So fällt hier aus dem Westen einiges Licht über die dunklen Stellen der Trachten des Ostens. Wir haben bekanntlich bei den Persern erwähnen müssen, dass wir über ihre Frauen keine Nachricht hatten.

Neben jenen persischen Kopfbedeckungen erscheinen Nachbildungen der phrygischen Mütze, und dass Kränze und Diademe (Taf. 15, 7 u. 9; 12 u. 13) im Haare getragen wurden, versteht sich nach dem Gesagten fast von selbst.

Haarpflege

Die Pflege des Haares war bei dem innigen Verkehr mit dem Orient gewiss von jeher eine wichtige Sorge der Etrusker gewesen. Doch war auch hier, wie bei den Kopfbedeckungen, nicht eine Sitte herrschend, sondern es bestanden mehrere Formen nebeneinander, und es ist kaum noch zu entscheiden, welche die am meisten gebräuchliche gewesen sei.

Die Sitte der Ägypter, den Kopf zu rasieren (s. S. 8), scheint hier in der milderen Form des Kurzscherens eine ziemlich verbreitete Nachahmung gefunden zu haben, denn es begegnen uns viele Darstellungen etruskischer Männer, wo diese kurzes Haar tragen (Taf. 15, 8 u. 11). Ebenso war die griechische Sitte, das Haar zu scheiteln, im Gebrauch und nicht minder die, es in freien oder wohlgeordneten Locken auf den Schultern und im Nacken herabhängen zu lassen (Taf. 15, 3—5). Die Etrusker scheinen in bezug auf die ihnen bekannte Welt Kosmopoliten gewesen zu sein. Dass sie aber, wie einige Darstellungen den Anschein geben und wie man dieselben erklärt hat,*) den Kopf zuweilen gänzlich abschoren oder rasierten, scheint mir mehr als zweifelhaft, weil ich der Ansicht bin, dass bestimmte Sitten nur bei bestimmten Völkern Eingang finden oder mit anderen Worten, dass nicht jede Sitte bei jedem Volke vorkommen kann. Es müssen bestimmte Bedingungen vorhanden sein und sind es nicht immer, wenn ein Volk von einem anderen etwas übernehmen soll. So ist das Rasieren des Kopfes eine Sitte, die sich nur bei bestimmten Völkerfamilien findet und bei anderen, z. B. den germanischen Völkern, durchaus nicht. Ähnlich ist es mit der Beschneidung, die sicher schon Jahrtausende vor Abraham gebräuchlich war, und ähnlich mit manchem anderen, wovon wir vielleicht noch zu sprechen Gelegenheit finden werden.

Die Frauen trugen das Haar sowohl in Locken als in Zöpfen. Erstere waren mehr oder weniger künstlich (Taf. 15, 6 u. 13), letztere liess man im Nacken hinabfallen. Oft auch kämmten sie die ganze Haarfülle auf beiden Seiten von vorn nach hinten (Taf. 15, 12) und vereinigten sie hinten in einem Schopf (Taf. 15, 7 u. 9).

Bart

Der Bart wurde in späterer Zeit gänzlich rasiert (Taf. 15, 8 u. 11), in frühester jedoch genoss er der Pflege ebensogut wie das Haar (Taf. 15, 4 u. 5).

### e) Fussbekleidung.

Diese war der Gegenstand einer grossen Sorgfalt, ja sogar oft des Luxus bei den Etruskern, daher denn die

Schuhe

etruskischen Sohlen und Schuhe bei Griechen und Römern bekannt und berühmt waren. Bei jenen waren sie wegen der bunten Lederriemen beliebt, welche von der gleichfalls mit buntem Leder bespannten Sohle (aus Holz), die oft auch vergoldet war, sich am Bein hinaufschlangen (Taf. 15, 7, 10 u. 13). Ob die Römer ihre etruskischen Schuhe nicht später selbst anfertigten, steht dahin, in früherer Zeit jedoch bezogen sie diese, die wegen ihrer Pracht teuer und selten waren, wirklich aus Etrurien.

Man trug nämlich sowohl Sandalen als auch Schuhe. Diese waren zum Teil geschlitzt und geschnürt (Taf. 15, 5 u. 12) oder auch ganz und dann mit so weiter Öffnung, dass sie, wie unsere Frauenschuhe, bequem anzuziehen waren (Taf. 15, 11). Auch Stiefel wurden getragen, die bis an

Stiefel

die Wade hinaufreichten und wahrscheinlich stammten diese sowohl als die Schuhe von den Persern (vgl. Taf. 7).

### d) Schmuck.

Wenn irgendwelche Zweifel über die Industrie und Kunstfertigkeit der Etrusker herrschen würden, so würden sich dieselben alsbald lösen, sobald man nur die in ihren Gräbern aufgefundenen Schmuckgegenstände betrachten würde. Diese zeigen nach jeder Seite hin eine solche Vollendung, dass wir in ähnlicher Art wenig besseres aufzuweisen haben. Es sind besonders die edlen Metalle, Gold und Silber, deren sie sich dazu bedienten, aber diese sind sehr mannigfaltig und geschickt behandelt und verwendet. Sie sind bald gegossen, bald geprägt, bald getrieben und hin und her durch den Graviergriffe weiter verziert oder mit Edelsteinenen, Perlen, Elfenbein und Bernstein geschmückt. Dass wir aber in ihnen nicht etwa eingeführte Erzeugnisse eines fremden Volkes vor uns haben, das zeugt ihr Stil. Dieser ist so ganz eigentümlich, eine so eigene Mischung aus orientalischen und griechischen Elementen, dass er eben deswegen seinesgleichen vergeblich suchen würde.

Wie bei den Assyrern, schmückten sich auch hier Männer und Frauen, letztere freilich mehr. Beide zierten Kopf, Hals, Brust, Arme und Hände. Zum Schmuck des Kopfes dienten goldene Kränze, deren Blätter je nach der Gelegenheit, wobei sie getragen wurden, verschieden sein mochten (Taf. 15, 7—8 u. 13), immer aber denen der bekanntesten Bäume, Lorbeer, Eiche, Olive, Myrthe, nachgebildet waren. Die Frauen bedienten sich statt derselben auch der Diademe (Taf. 15, 12) oder Schnüre aus Perlen oder edlen Steinen (Taf. 15, 9). Die Ohren behingen nur sie mit sehr künstlichen Ohrgehängen (Taf. 15, 12 u. 13).

Der Hals wurde mit Ketten und von den Männern

Halsketten

öfter auch mit weiten Ringen umgeben (Taf. 15, 11—13). Jene waren meist von sehr zierlicher Arbeit und oft mit kostbaren Steinen verziert. Man trug, zuweilen sogar Männer, an diesen Halsketten Kapseln oder grosse Medaillen, vielleicht als Schutzmittel gegen irgend ein Übel, wie noch heute die Italienerin ihre Heiligenbilder am Halse trägt.

Die Brust zierte man mit schweren gedrehten oder gegliederten Ketten aus Gold (Taf. 15, 8—9 u. 12) und die Frauen fügten denselben oft noch goldene Schnüre oder Bänder hinzu, die von beiden Schultern quer zu beiden Hüften reichten oder auch nur die Schultern umgaben (Taf. 15, 12). Dem entsprach dann zuweilen auch der Gürtel, der sonst meistens fehlte oder nur aus Schnur zu

Gürtel

bestehen pflegte.

*) G. Micali, Mon. ined. XVIII.

Armringe

Die Arme wurden am Oberarme mit einem starken Ringe geziert; öfter trug derselbe noch kleine Behänge. Am Unterarme legte man ebenfalls Ringe an, doch meist von so bedeutender Breite, dass sie Bänder zu nennen sind (Taf. 15, 10—13). Männer trugen diese letzteren selten und auch von den ersteren meist nur einen am linken Oberarme.

Fingerringe

An den Händen endlich pflegte man Ringe zu tragen. Sie waren in allerlei Formen gebräuchlich, einfach und glatt oder graviert, mit goldener Platte oder mit einem geschnittenen Stein. Dieser war häufig, zur Schonung der Gravierung, drehbar. Auch spiralförmig gewickelte Ringe gab es, und der zuerst bedachte Finger war immer der Goldfinger der linken Hand.

Nadeln

Die zur Befestigung der Gewandstücke notwendigen Nadeln waren von verschiedener Grösse, aber meistens von sehr kunstreicher Arbeit, denn sie bestanden oft aus einer Platte, unter welcher die Nadel hinlief, wie unsere Frauen noch heute ähnliche gebrauchen. Eine besondere Zierde der weiblichen Köpfe waren übrigens noch die Haarnadeln, deren Knöpfe ebenfalls durch allerlei Figuren verziert wurden.

Spiegel

Wollen wir hier, wie wir bei den Griechen getan, auch das Hauptstück des Schmuckes erwähnen, das zwar nicht getragen wird, aber bei allem helfen muss ihn anzulegen, nämlich den Spiegel, so lässt sich nur sagen, dass auch dieser am Griff und auf der Rückseite der Spiegelfläche, welche letztere übrigens aus Blech bestand, reich ausgeschmückt wurde. Die Platte war entweder kreisrund oder länglich, und da sich gerade die Spiegel in grosser Zahl gefunden haben, so leuchtet aus ihnen das Bild eines prunksichtigen Volkes hell genug hervor.

### 2. Kriegstracht

Die meiste Ähnlichkeit möchte ein etruskischer Krieger wohl mit einem kleinasiatischen gehabt haben. Dies geht zunächst aus den

#### a) Schutzwaffen

Schild

hervor. Der Schild war kreisrund, aus Erz und von ziemlicher Grösse. Hierdurch sowohl, als durch seine Gravierungen, entsprach er ganz und gar den kleinasiatischen oder den Argiverschilden (S. 58 u. 68). Der längliche oder ovale Schild scheint bei den Etruskern, den Darstellungen nach, nie gebräuchlich gewesen zu sein (Taf. 15, 2).

Helm

Der Helm war ebenfalls aus Bronze und hatte die Gestalt einer den Kopf eng umschliessenden Haube. Zuweilen war er mit einem Visier versehen und hatte einen Helmbusch, wie die griechischen und kleinasiatischen Helme dergleichen auch hatten (Taf. 15, 1—3).

Panzer

Die Panzer der Etrusker bestanden den noch vorhandenen Resten nach aus Schuppen oder Platten, wie die griechischen (S. 58 u. 68), andere ähneln den assyrischen (S. 25; Taf. 15, 1 u. 2), und in späterer Zeit scheinen sich auch die Etrusker die Sache leicht gemacht und, nach ägyptischem Vorbild, mit Zeugpanzern begnügt zu haben, die allenfalls durch Riemen (S. 13) verstärkt waren (Taf. 15 3). Unter dem Panzer trug man ein Waffenhemd mit kurzen Ärmeln, das nur bis zu den Knieen reichte, über demselben den weiten, etwas längeren Kriegsmantel, der ähnlich dem Chlamys auf der Brust mittels einer Spange zusammengehalten wurde (Taf. 15, 1—3).

Schienen

Zum Schutz der Unterschenkel bediente man sich bronzener Beinschienen. Die Mischung des dazu verwendeten Metalls scheint aber eine andere gewesen zu sein, als dessen zu Helm und Panzer. Es ist feiner im Bruch, etwas rötlich schimmernd und von solcher Elastizität, dass sie noch heute sehr leicht zu erproben ist. Natürlich bedienten sich nur die Anführer derselben. Der gemeine Krieger ging jedenfalls in nackten Beinen und barfuss. Statt der Schienen aus Metall bediente man sich auch lederner Beinumhüllungen, die festgeschnallt oder festgeschnürt wurden (Taf. 15, 3). Die Füsse blieben entweder nackt oder wurden auch mit Sandalen, Schuhen oder Halbstiefeln geschützt (Taf. 15, 1—3).

#### b) Angriffswaffen.

Speer

Diese waren Speer und Schwert und wahrscheinlich auch die Schleuder. Der Speer oder die Lanze entsprach völlig den bei den Griechen gebräuchlichen Formen desselben. Man hatte schwere lange und leichte kurze Speere (Taf. 15, 2).

Schwert

Das Schwert war zuweilen aus Eisen, zuweilen aus Bronze, die dann ebenfalls eigens dazu gemischt war, denn sie ist härter und spröder, auch dunkler als die gewöhnliche. In der Form stimmte es mit dem griechischen Schwerte ziemlich überein; die Klinge war kurz, sehr breit, zugespitzt und doppelschneidig.

Schleuder

Die Schleuder scheint bei den Etruskern schon frühe im Gebrauch gewesen zu sein, und auch dieses Instrument mochten sie wohl ihrer Bekanntschaft mit dem Orient verdanken. Sie bestand aus zwei Lederriemen, die sich an dem Lagerpunkte des Steines oder dergleichen zu einer durchlöcherten Platte vereinigten.

## C. Geräte.

Hier treten Anklänge sowohl an Asien als an Griechenland hervor, so dass es wahrscheinlich ist, dass die Etrusker eher mit Asien bekannt waren, ehe Griechenland in der Kunstfertigkeit soweit vorgeschritten war, um Muster liefern zu können. Daher mögen sie sich wohl zunächst an asiatische, besonders assyrische Formen gehalten haben, denen sie später griechische, als es solche gab, hinzugesellten, dann beide mischten und so zu jenem eigentümlichen Stil gelangten, dessen wir schon bei dem Schmuck Erwähnung taten.

Aus den Schriften der Römer ergibt sich, was uns an sachlichen Zeugnissen fehlt, dass nämlich die künstlerische Bearbeitung der Metalle bei den Etruskern schon frühe eine ausserordeutliche Ausbildung erlangt hatte. Besonders das Erz wurde zu allerlei Zwecken verwandt. Daneben

war ihnen Eisen, Blei, Zinn und die edlen Metalle bekannt. Es wurde nicht nur geschickt, sondern auch in sehr grossen Mengen vernutzt.

Neben den Metallen war es ausser dem Holz, von dem uns nur durch Abbildungen Kunde wird, wohl am meisten das Elfenbein, das verarbeitet wurde. Auch mit dem Glase waren sie, wohl von Ägypten aus, frühe bekannt geworden.

Die Steinarbeiten beschränkten sich auf solche in Sandstein und Alabaster, doch scheinen sie darin nie weiter gekommen zu sein, bis die griechischen Künstler bei ihnen heimisch wurden. Dann aber waren es eben diese, die den Marmor benutzten. Alle früheren Arbeiten sind ziemlich unbedeutend, sehr ausgebildet dagegen ihre Leistungen in der Töpferei. Die etruskischen Tonarbeiten sind ja für uns eine der wichtigsten Quellen der Forschung, da auch sie, wie die griechischen, zum Teil gebrannt und bemalt wurden. Doch sind bei weitem nicht alle in Etrurien gefundenen Gefässe dort verfertigt, sondern ein grosser Teil derselben muss als griechische Arbeit ausgeschieden werden.

### 1. Stubengerät.

Nur geringe Überreste desselben sind noch vorhanden und besondere Nachrichten darüber fehlen. Doch lässt sich als sicher annehmen, dass der etruskische Hausrat ebensowohl den asiatischen Mustern gefolgt sei, wie ja so vieles bereits Erwähnte dies gezeigt hat. Denn die wenigen noch vorhandenen ehernen und steinernen Sessel zeigen, dass sie assyrischen Mustern nachgeahmt sind, und so lässt sich auch denken, dass die dazu gehörigen reichen Teppiche leicht ihren Weg übers Meer nach Pisa etc. gefunden haben werden. Reich und glänzend war ja alles, was den Etrusker betraf: demnach kann man sich ein Bild seines Zimmergerätes machen. Sicherer ist die Kunde hinsichts der

### 2. Gefässe.

Diese können sich mit den griechischen im Kunstwert keineswegs messen, obgleich ein Teil von ihnen, der jüngerer Zeit entstammt, wie schon bemerkt, griechische Formen nachahmt. Ein älterer Teil hält sich an ägyptische Muster, ein anderer an assyrische Formen. Diese beiden fliessen aber häufig ineinander und mischen sich später mit griechischen Elementen.

Die ältesten Geschirre sind ungebrannt und schwarz lackiert, die späteren rot und gebrannt.

Jene sind als grössere Gefässe zum Teil Amphoren, zum Teil Kanopen, in kleinerem Masse sind darunter Kannen mit einem Henkel, Flaschen mit zwei Henkeln; als Trinkgeschirr zeigen sie Schalen und Becher mit oder ohne Griff. Meistens laufen die ausschmückenden Figuren in Ringen um die Gefässe herum und sind zum grossen Teil durch Druck erhaben auf der Oberfläche hervorgehoben.

Unter den gebrannten Gefässen sind ebenfalls Amphoren und zuweilen von bedeutender Grösse, ebenso sehr grosse Schalen, daneben zierliche kleinere Geschirre, als Lampen, Kannen, Becher etc. Auch an ihnen sind die Ausschmückungen als Reliefs aufgedrückt.

Die metallenen Gefässe, welche der ältesten Zeit entstammen, entsprechen natürlich in der Form den tönernen jener Zeit und sind in Silber oder Bronze getrieben. Es finden sich ausser den schon genannten Formen unter ihnen auch Räucherschalen und Kessel auf künstlichem Untergestell, die letzteren gewöhnlich mit drei Füssen.

### 3. Musikalische Instrumente.

Dieselben waren nur Blasinstrumente, zum Kriegsgebrauch aus Metall: Hörner und Trompeten, zu anderem Zweck aus Holz, Knochen oder Elfenbein: die Flöte. Es soll jedoch auch silberne und bronzene Flöten gegeben haben. Man hatte gerade und Querflöten und auch Doppelflöten. Von Saiteninstrumenten finden sich bei den Etruskern keine Spuren. Erst als sie unter die Herrschaft der Römer kamen, lernten sie auch diese kennen.

Sie haben sich aber, was bei ihrem ganzen Entwicklungsgang nicht zu verwundern ist, so schnell und so völlig in die römische Art und Weise gefunden, dass sie sehr bald ganz in das römische Wesen aufgelöst erscheinen. Denn ein Organismus, der leicht allerlei fremde Stoffe aufnimmt und verarbeitet, kann ebensowohl ein sehr starker als ein sehr schwacher Organismus sein. Der Erfolg allein wird dies entscheiden. Ein Volk aber läuft bei solchem Verfahren immer Gefahr, denn der Organismus, den man mit Recht „ein Volk“ nennen kann (heutzutage hat das Wort eine gar elastische Bedeutung ertragen müssen), verträgt nur eine gewisse Menge wie eine bestimmte Art fremden Einflusses, wenn er sich dabei wohl befinden und gedeihen soll. Wird das Mass überschritten oder ist die Weise eine allzufeindliche, so stösst er ihn ab und unterliegt. Letzteres war das Geschick der Etrusker. Aber ebenso gewiss ist es auch, dass jedes Volk zu seinem Gedeihen fortwährend eines fremden Einflusses geniessen muss, wie der Körper der Speise und der Luft bedarf.

# IX. Die Römer.

(Tafel 16—19. Hauptquelle das Berliner Museum und die von Bartoli herausgegebene „Colonna Trajana"; daneben Ferrario, Lens, Spalart und Weiss; die Farben nach den vier letzteren. — Der Text ist nach römischen Schriftstellern und nach den bei den Etruskern genannten Quellen bearbeitet, wobei die eigenen Anschauungen aus Rom und Neapel (Pompeji) und aus den bei den Griechen genannten Museen zu Hilfe kamen.)

## A. Einleitung.

Hier stehen wir in der letzten geschlossenen Halle des Altertums und kommen dann bald zu der Schwelle, die uns aus dem Altertum hinausführt in die Zeit des Mittelalters. Hier wird uns vor dem Abschluss der alten Zeit noch die Freude, den nötigen Stoff einmal in recht reichem Masse vorzufinden, reicher noch als bei den Griechen. Hier gilt es nicht, schwierige Erklärungen für rätselhafte Darstellungen zu finden, nicht durch Schlüsse nach der Analogie sich durch dunkle Stellen hindurchzuhelfen, sonder hier liegt das Material reichlich und deutlich vor Augen.

### 1. Quellen.

Diese sind die römischen Schriftsteller und die noch vorhandenen römischen Altertümer.

### 2. Wohnsitz.

Insoweit derselbe für die Tracht von Wichtigkeit ist, erinnern wir nur daran, dass das Tibertal in seinem unteren Teil flach, sandig und öde, in seinem mittleren, worin Rom liegt, hügelig und unregelmässig unterbrochen ist. Die Fruchtbarkeit ist auch hier keine besonders grosse und war es auch nie. Hier muss der Fluss sich zu unzähligen grösseren und kleineren Windungen bequemen. Dieses Hügelland an dem Tiber ist der Wohnsitz jenes seltsamen Volkes gewesen, welches von hier aus nach allen Richtungen erobernd über Land und Meer schritt. Der Boden gab nur her, was ihm mühsam abgearbeitet wurde; sie konnten keine Kaufleute werden, denn sie wohnten weder am Meere, noch hatten sie irgend etwas dem Ausland anzubieten. Im Gegenteil waren sie auf die Scheunen und Ställe der Nachbarn angewiesen; und es ist ein wohl zu beachtender Zug der Sage, dass sie selbst die Weiber (der Sabiner) sich raubten. „Raub" war von jeher zu Hause zwischen jenen Bergen und „Raub" ist denn auch dort die Losung einer grossen Bewohnerzahl bis heute geblieben. Roms Räubereien sind freilich die grössten, welche die Geschichte bis heute verzeichnet hat. Der Janustempel war seit Numas Zeit 500 Jahre lang offen und wurde dann auch nur auf kurze Zeit geschlossen. Die Milch der Wölfin liess den späten Nachkommen noch keine Ruhe. Also Krieg und Krieg und wieder Krieg. Frieden war ein Ausnahmezustand. Daher zielt auch alles zunächst nur auf den Nutzen ab, was die Römer beginnen; wenn es zweckmässig ist, ist's gut; die Schönheit wird kaum berücksichtigt.

Aber das Land war nicht nur grösstenteils öde, sondern auch auf weiten Strecken mit Sumpf bedeckt, der zwar noch Viehzucht erlaubte, aber den Ackerbau unmöglich machte. Eine Fussbekleidung war auf solchem Boden notwendig, ebenso bei den kühlen Nächten und den heissen Tagen des Sommers, bei dem Schnee des Winters eine warme leicht zu ändernde Tracht.

### 3. Geschichtliches.

Wir haben es hier mit dem bedeutendsten Volke des Altertums zu tun. Denn wie sehr auch die Griechen uns wegen ihres Strebens zum Ideale anziehen, das bedeutendste in der Geschichte des Altertums haben die Römer geleistet. Sie haben die damals bekannte Welt unter eine Herrschaft geeinigt. Sie haben den Osten und Westen, Süden und Norden einander genähert und miteinander bekannt gemacht. Sie haben die Verbindung der verschiedensten Völker vermittelt und dadurch dem Fortschritt des Menschengeschlechts einen wesentlichen Dienst geleistet. Wenn die Hebräer eine religiöse Aufgabe hatten, die Griechen die der Kunst oder der Darstellung des Schönen, so war es die Aufgabe der Römer, die Idee des Staates auszubilden und zur Vollendung zu bringen. Gesetzgebung, gemeinnützige Unternehmungen, kurz alles, was durch die Vereinigung verschiedener Völker entsteht oder bedingt wird, das hat bei den Römern mehr als bei irgend einem Volke des Altertums seine Vollendung erhalten. Sie waren ein praktisches Volk! —

Woher sie auch in jenes Land eingewandert sein mögen, ob von Troja Aenäas mit seinem Gefolge, oder irgendwoher ein anderer Stamm: an ihrer Tracht ist keine sichere Spur mehr zu finden, die entschieden nach einer Richtung wiese. Das Hauptkleidungsstück, die Toga, war so abweichend von den Trachten aller Völker, dass es sich aus keinem anderen ableiten lässt. Oder man könnte sie denn aus jedem Überwurf ableiten, was etwa dasselbe Resultat ergäbe. Dass später, nach ihrer Berührung mit den Griechen, deren Tracht nicht ohne Einfluss auf die ihrige blieb, ist sehr natürlich, doch blieb die Toga unverändert. Ebenso übernahmen sie einzelnes auch von anderen Völkern.

Die Geschichte der Römer selbst ist zu bekannt, als dass wir auch nur den flüchtigsten Überblick für nötig erachteten. Welch eine gesunde starke Natur dieses Völkchen, denn mehr war es anfangs nicht, gehabt haben muss, geht schon daraus hervor, dass sie erst mit der Unterwerfung Griechenlands — nachdem sie also bereits Italien und Sizilien und das reiche Karthago verschlungen hatten, einige Änderungen in ihrer Tracht vornahmen; dass sie noch zu Cäsars Zeit, als bereits die Welt so ziemlich ihnen gehörte, immer noch die Toga in der alten Weise und Weisse trugen. Man halte daneben nur die Etrusker, um

die Eigentümlichkeit dieser Erscheinung zu würdigen. Dort leichte Beweglichkeit, schnelle Aneignung alles Fremden, hier starre Ruhe und Abgeschlossenheit, strenge Sitten, kaltes Fernhalten alles Fremden (hostis, der Fremde, ist zugleich der Feind); dort Luxus, hier Einfachheit; dort rasches Erblühen und Versinken, hier stetes Fortschreiten und endlich nur langsames Vergehen des ungeheueren Kolosses.

## B) Die Tracht.

Ein Volk, das ein ganzes Jahrtausend lang die Welt von sich reden machte, das sich während dieser Zeit über die bekannte Erde erobernd ausbreitete und sie unterwarf, als dann die letzte Hälfte des Jahrtausends die errungene Herrschaft zu behaupten hatte, muss wohl im Laufe der Zeit mancherlei Änderungen in Tracht und Sitten erfahren haben. Man kann also nicht ganz in der Kürze eine einzige bestimmte Tracht nennen, die für seine ganze Zeit gegolten hätte, sondern die Erwähnung der Zeit, wo eine beliebige Art, sich zu kleiden, galt, ist stets unumgänglich nötig, ebenso wie man keine deutsche Tracht nennen kann, die für Karls d. Gr. und unsere Zeit gültig wäre.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Wir unterscheiden dieselbe nur von der Tracht im Kriege, denn eine Hoftracht kannten die Römer selbst unter den ersten Kaisern noch nicht, und auch nachher liegt das eigentlich Auszeichnende der Herrscher nicht in besonderen Gewändern, sondern nur in der Färbung und dem Stoff der bekannten und allgemein gebräuchlichen Kleider.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Wie bei den Etruskern und Griechen bestand dieselbe aus zwei Stücken, aus einem Hemd und einem Überwurf. Auch der römische Mann trug ausser dem Hause oft nur den letzteren, aber niemals ging er ohne ihn, etwa nur
Tunika im Hemde, aus. Im Hause dagegen war dieses, die Tunika, oft seine einzige Kleidung.

Es hatte kurze weite Ärmel, die nicht ganz bis an die Ellenbogen reichten, und endete über dem Knie (Taf. 16, 13). Nur bei besonderen Gelegenheiten war eine Tunika mit langen Ärmeln (Taf. 17, 13) oder die bis auf die Füsse reichte (Taf. 17, 12) für den Römer möglich, aber Vornehme trugen schon zur Zeit der ersten Kaiser mehrere solcher Hemden übereinander. Dass bei dem Reichtum einzelner Bürger deren Kleiderbehälter sehr geräumig gewesen sein müssen, geht daraus hervor, dass Lucullus einem Freunde, der ihn um 100 Kleider zu einem Schauspiele bat (schon eine bescheidene Bitte!), deren 500 übersandte.

Die Tunika bestand aus Wolle und war gewöhnlich weiss (Taf. 17, 10 u. 11), doch kamen auch farbige vor (Taf. 16, 12). Man gürtete sie über den Hüften.

Die Frauen sollen in der ältesten Zeit sich ebenso wie die Männer getragen haben, was ganz glaublich ist, da wir bei anderen Völkern ähnliches finden. Aber schon frühe findet sich die Tunika der Römerin in allerlei Stoffen und Gestalten vor. Seitdem die griechische Tracht bekannt wu le, fand sie zahlreiche Nachahmung; man trug den einfachen Chiton mit oder ohne Ärmel, bald nur bis zum Knie, bald bis auf die Füsse reichend. Am frühesten von diesen Formen fand der kurze Chiton ohne Ärmel Eingang, weil er, abgesehen von diesen, der Tunika der Männer am ähnlichsten war. Er wurde auf den Achseln aber nicht durch Spangen gehalten, sondern war hier zusammengenäht. Man sieht schon hieran die praktische Richtung des Volkes. Er war ursprünglich auch aus Wolle, wie die Tunika der Männer, bald aber vertauschten sie diese gegen Baumwolle, Leinwand und selbst Seide. Als man die durchsichtigen Gewebe von Kos kennen lernte, fanden sie schnell Beifall und wurden sogar, da die Frau im Hause gewöhnlich nur ein Hemd trug, als dieses einzige getragen. Die Scham war schon vor jener Zeit von der Erde zu den Göttern entflohen. — Dass sie den Chiton auch zuweilen mit dem überfallenden Diploïdion trugen (Taf. 18, 8) und dass sie die Oberarme nicht ohne die schmückenden Knöpfchen liessen (Taf. 18, 1, 8 u. 12), lässt sich leicht denken. Gewöhnlich gürteten sie dieses erste oder Unterhemd, Tunika interior oder intima, mittelst eines Bandes, das zugleich hinsichts des Busens allerlei Schönheitszwecke oder doch solche, die dafür galten, miterfüllen musste.

Über diesem ersten Gewand, das also fast alle Formen haben konnte, denn es wurde sowohl ohne Ärmel, als mit halblangen (Taf. 18, 8) und mit ganzen Ärmeln (Taf. 18, 4 u. 15) getragen, ebenso wie es zuweilen nur bis zu den Knieen, meist aber bis zur Erde reichte, trug die Römerin gewöhnlich ein zweites, die Stola, das sich von der Tunika Stola
in der Form nur dadurch unterschied, dass es weiter und immer lang war. In bezug auf die Ärmel aber richtete sich die Stola nach der Tunika. Hatte diese Ärmel, so gab man jener kürzere (Taf. 18, 15) oder keine (Taf. 18, 12); hatte diese keine, so hatte die Stola sicher welche (Taf. 18, 7). Dem Stoffe nach wurde diese stets bevorzugt und gern trug man sie sehr lang, damit sie aufgeschürzt werden musste, wodurch dann Gelegenheit gegeben war, möglichst viele und schöne Falten zu bilden. Der untere Saum wurde meistens bunt verziert (Taf. 18, 1, 10 u. 13), entweder durch aufgesetzte oder eingewebte Streifen, die dann bei den Vornehmsten noch besonders durch kostbare Steine oder Goldflittern gehoben wurden. Wie bei der Griechin das Diploïdion, so war hier die Bauschung der Stola oberhalb des Gürtels Gegenstand grosser Sorgfalt. Sie bedeckte gewöhnlich den Gürtel, der das Gewand hielt und der meistens ein einfaches Band war. War aber die Bauschung unbedeutend, so dass der Gürtel sichtbar wurde, dann wählte man auch diesen mit Bedacht (Taf. 18, 2). Wurde die Stola mit dem Diploïdion getragen, so gürtete man dieses oft zugleich mit. Dass ausser dem unteren Rande dann und wann auch der Halsausschnitt und das Gewand vorn herab noch mit Verzierungen besetzt wurden (Taf. 18, 2), kam wohl vor, blieb aber jedenfalls Seltenheit.

Die Jugend trug statt der Stola bisweilen kurze Hemden oder Jacken mit halblangen Ärmeln, die ziemlich eng waren (Taf. 18, 3) und kaum bis an das Knie reichten.

Toga

Das Übergewand des Römers, die Toga, hat früher mancherlei Untersuchungen und Streitigkeiten veranlasst. Man hat, um das Rätsel zu lösen, welches die reichen Falten der römischen Bildsäulen und die mancherlei Notizen römischer Schriftsteller aufgeben, zu allerlei Annahmen gegriffen, die sich später als falsch erwiesen. Die von uns selbst angestellten Versuche bestätigen, was Weiss*) darüber sagt; dies ist bis jetzt das Treffendste, was wir über den Gegenstand gefunden haben. Die Toga ist nämlich, ebenso wie sie nur von den Römern getragen wurde, und wie gerade sie sich immer in derselben Form erhielt, indessen alle übrigen Kleider sich änderten, auch an und für sich ein eigentümliches Gewand, ganz abweichend von gewöhnlichen Formen.

Sie bildete, auseinandergefaltet und glatt hingelegt, einen Rhombus mit sanft ausgebogenen Seiten. Der lange Durchmesser mass etwa 5,60 m, der kurze 3 m. Es war also ein sehr ansehnliches Stück Zeug und, da die Toga aus Wolle bestand, von bedeutender Schwere. So konnte sie denn auch recht wohl als einziges Gewand genügen.

Beim Gebrauch wurde sie der Länge nach zusammengeschlagen, doch nicht von Zipfel zu Zipfel, sondern etwas seitlich davon parallel mit dem Längsdurchmesser. Die neu entstehende geradlinige Seite wurde nun die obere Kante des Gewandes, das also ganz ähnlich zusammengelegt wurde, wie die Umschlagetücher unserer Frauen, so dass die Kante des unteren grösseren Teiles unter dem oberen kleineren Stück hervorragt. Man legte nun das Gewand bei $^1/_3$ seiner Länge auf der linken Schulter auf, so dass also der Zipfel unten auf dem Boden schleifte, schlug dann die übrigen $^2/_3$ hinten über den Rücken und unter dem rechten Arme hindurch, dann den Rest quer über die Brust und über die linke Schulter hinten hinab, wo er gewöhnlich noch den Boden erreichte. So war die rechte Hälfte der Brust von der Toga unbedeckt, dagegen der übrige Körper darin völlig verhüllt bis auf die Füsse. Man zog nun auf der Brust das erste dicht am Körper anliegende Stück etwas in die Höhe, so dass der erste Zipfel unten frei wurde und das Gehen nicht ferner hinderte. So entstand auf der Brust eine schiefe Bauschung, der Sinus (Taf. 16, 10). Statt unter dem rechten Arme hindurch konnte natürlich auch das Gewand um die rechte Schulter geschlagen und diese dadurch bedeckt werden, so dass dann also der Körper völlig verhüllt war.

Erst von den Griechen lernten die Römer Wert legen auf den Faltenwurf, und auch erst von da an nahm die Toga an Grösse zu. Man befestigte Gewichte in den Zipfeln, ja man legte sie sogar, wie wir unsere Hemden auf der Brust, schon vorher in bestimmte Falten, ohne diese jedoch, wie es bei uns (so sinnreich!) geschieht, festzunähen. Damit fiel natürlich noch mehr als schon durch das grössere, also schwerere Gewand geschah, die Freiheit der Körperbewegungen fort. Doch zuletzt schlug die Übertreibung, wie immer, ins Gegenteil um: man griff zum leichten Himation der Griechen und zum Überwurf der Etrusker (Taf. 16, 12) und legte die Toga zu den Altertümern.

Ausserdem scheint es für den Römer noch mancherlei Obergewänder gegeben zu haben, wenigstens gibt es noch mehrere Namen, für welche wir aber die Gegenstände nicht mehr immer anzugeben wissen. Selbst über das bekannteste unter diesen Gewändern, die Pänula, ist man nicht ganz im klaren.

Pänula

Dieselbe war ein ziemlich enger, kurzer Mantel, der nur bis zum Knie oder wenig darüber hinaus reichte und nur vorn von oben bis unten offen war. Zuweilen scheint man auch diese Säume zusammengenäht zu haben (Taf. 16, 4). Er muss halbkreisförmig geschnitten gewesen sein nach Art der heutigen sogenannten „spanischen" Mäntel oder des nordafrikanischen Burnus. Denn er hatte auch, wie dieser, eine Kapuze zum Schutze gegen das Wetter, die nicht etwa nur im Nacken angeheftet, sondern in ihrer ganzen Breite mit dem Mantel verbunden war (Taf. 16, 3 u. 4). So stimmt die Pänula sehr gut mit einem Burnus überein, der kurz und enge wäre. Auch der Stoff war ein ähnlicher, nämlich ein langhaariges zottiges Wollenzeug. — Übrigens wurde sie auch von Frauen getragen, jedoch gewöhnlich von beiden Geschlechtern nur bei ungünstigem Wetter. Sie war ein praktisches Kleid.

Lacerna

Das andere oft genannte Obergewand, die Lacerna, ist nichts, als die mehr oder weniger veränderte Chlamys. Es war ein runder Mantel, der auf der einen Schulter durch eine Spange gehalten wurde (Taf. 16, 13). Wegen seiner Bequemlichkeit wurde er auch bei den Römern bald zum Kriegsmantel (Taf. 17, 11 u. 14) und vielleicht, weil er ganz ausländisch war, durfte man an ihm am meisten Pracht in Farbe und Stickerei etc. aufbieten (Taf. 17, 11). Man trug ihn übrigens in allen Farben (Taf. 17, 2 u. 10), bestimmte Ämter bestimmte, z. B. die Feldherren allein in Purpur (Taf. 17, 11). Die Lacerna kam erst zur Zeit der ersten Kaiser zur Geltung und gelangte zuletzt zur entschiedenen Obmacht.

Von den Obergewändern der Frauen gilt ebenfalls, was von denen der Männer gesagt worden, dass man nicht mehr für alle Namen die bezeichneten Formen auffinden kann.

Palla

Der allgemeine Name für den Mantel oder Überwurf der Römerin war Palla. Dies war bald ein der Toga, bald dem Himation ähnliches Gewand. Beide Formen wurden vielleicht gleichviel getragen, wenn man nach den Bildsäulen urteilen darf. Die weibliche Toga scheint nur aus leichterem Stoff und etwas kleiner gewesen zu sein, so dass sie das Schleppende, Schwerfällige der männlichen vermied (Taf. 18, 7). Das Himation dagegen war wohl dem der Griechin ganz gleich (Taf. 18, 10—12) und die Römerin trug es auch wie diese. Ausserdem kamen die Übergewänder der etruskischen Frauen bald in Aufnahme, weil auch das römische Weib der allgemeinen Regel folgte, nach welcher das zweite Geschlecht gern neue Kleider und

*) Weiss, Kostümkunde, S. 956 f.

neuen Schnitt willkommen heisst. So übernahmen sie die dickwollenen Decken der etruskischen Tracht (Taf. 18, 6 u. 12), ebenso die leichten der Mantille ähnlichen Überwürfe (Taf. 18, 4, 9 u. 11) und die kleineren künstlich zugeschnittenen Gewänder, die bald unter dem einen Arme hindurch auf der entgegengesetzten Achsel verbunden waren (Taf. 18, 1), bald mit Armlöchern versehen wie ein sehr weites Hemd getragen wurden (Taf. 18, 14).

Schleier

Der Schleier war der vornehmen Römerin, sobald sie öffentlich erschien, unentbehrlich. Er wurde auf dem Haar mittels Nadeln oder am Kranz oder Diadem befestigt und fiel auf den Seiten und im Rücken in reichen Falten hinab (Taf. 18, 2 u. 12), konnte aber natürlich leicht nach vorn gezogen werden und gab seiner Trägerin wie der heutigen Spanierin und Italienerin die schönste Gelegenheit zur Darstellung innerer Vorgänge. Er wurde wie bei uns aus durchsichtigen zarten Geweben angefertigt und war bald länger und weiter, bald kürzer und schmäler.

Dass bei den niedersten Ständen sich Männer und Frauen höchst einfach kleideten, versteht sich von selbst. Da war weder von der Toga noch von dem Himation und dergleichen die Rede, sondern man hing sich eine wollene Decke oder gleich das Fell eines Tieres um (Taf. 16, 1). Auch das Hemd war hier einfach und dem bequemen Gebrauch angemessen: weit, kurz und warm (Taf. 16, 2).

### b) Kopfbedeckung.

Der Römer ging im blossen Kopfe. Nur bei einzelnen Gelegenheiten, wie auf Reisen, bei anhaltender Arbeit im Freien oder bei langen Theatervorstellungen wich er von dieser Regel ab. Auch gab es einige Kultushandlungen, bei denen die Priester sich das Haupt bedecken mussten. Daher trug man gern die Pänula, weil sie leicht aus dem unbedeckten Kopf einen bedeckten machte. Zuweilen half sich der Römer auch mit dem Toga, indem er sie über den Kopf zog. —

Mütze und Hut

Die allenfalls benutzten Hüte und Mützen waren bei den Landleuten aus Stroh (Taf. 16, 2) oder Filz (Taf. 16, 1), auch zuweilen aus Leder. Ihre Form war der von den Griechen benutzten ähnlich, bald einfache enge Kappen, bald Hüte mit breiterem oder schmälerem Rand.

Die Römerin ging ebenfalls meist ohne Kopfbedeckung. Doch bediente sie sich im Hause und besonders während des Schlafes eines Tuches, das sie um den Kopf wand, oder einer Haube, die sich dicht anlegte, und bei den Vornehmen häufig mit einer Art goldenem oder silbernem Netz überzogen war (Taf. 18, 5). Ausserdem band man, um das Haar festzuhalten, auch wohl nur ein einfaches Band um den Kopf (Taf. 18, 13 u. 15), oder man benutzte statt seiner die Stephane (Taf. 18, 2 u. 7). Kränze trug die Römerin sowohl von natürlichen Blumen als auch aus Metall, besonders aus Gold, (Taf. 18, 8, 12 u. 14). Doch hatten sie meistens eine besondere Bedeutung und wurden daher auch gewöhnlich nur bei bestimmten Gelegenheiten aufgesetzt.

Kopftuch und Haube

Haar- und Bartpflege

Das Haar trug der römische Mann ursprünglich lang und auch den Bart, wie er von Natur wuchs. Doch mit dem Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. fing er an, das Haar schneiden und den Bart rasieren zu lassen. Diese Tracht erhielt sich über drei und ein halbes Jahrhundert, denn erst als einzelne Kaiser den Bart trugen, kam er durch diese wieder in Aufnahme, ein Beweis, dass die Kriecherei und Nachahmungssucht schon manches Jahrtausend alt, trotzdem sie immer noch nicht gestorben ist! Es muss ein Fluch auf ihr ruhen, der sie nicht sterben lässt. Ebenso wie die Bärte nun wieder Erlaubnis hatten sich zu zeigen, so wurde auch dem Haare wieder grössere Aufmerksamkeit zugewendet. Der langen Entbehrung folgte bei manchem die äusserste Üppigkeit. Bisher trugen alle das Haar ganz kurz (Taf. 16, 11—13), jetzt schlug dies bei einigen gänzlich um. Sie liessen es lang wachsen, salbten es, brannten es zu Locken, trugen Perücken, bestreuten es mit Goldstaub und dergleichen mehr. Doch blieben diese Ausschweifungen immer, wie gesagt, nur das Vorrecht einzelner; die grössere Zahl auch der begüterten Römer stand von solchen Auszeichnungen gern zurück.

Haartracht der Frauen

Sie gestatteten aber dafür ihren Frauen jedwede Torheit, auf welche dieselben in der Tracht verfallen mochten, und deren Zahl ist mehr als Legion. Was hier insbesondere die Haartracht angeht, so wurde dieselbe mit dem Anfang unserer Zeitrechnung durch die nähere Bekanntschaft mit dem Orient wesentlich verändert. Die niederen Stände nahmen natürlich keine Notiz davon, sondern trugen ihr Haar nach wie vor. Die Vornehmen aber liebten von nun an so mancherlei oft höchst phantastische Anordnungen des Haares, dass es zuweilen unglaublich erschiene, wenn wir nicht ganz unzweideutige Beweise dafür hätten. Der Ton, wonach die Aussenseite des Frauenkopfes mit ihren feinen Saiten zu bespannen und zu stimmen war, wurde wie auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten von der Herrscherin angegeben, indessen der Herrscher sowohl für Inneres als Äusseres der männlichen Köpfe das Muster vorzeichnete. Er gab den Ton für beide Stimmungen an, und getreulich lauschte ihm das wohlabgerichtete Orchester beides ab. Es gibt nichts Neues unter der Sonne!

Solange die Römerin nur das angewachsene Haar trug, war es aber immer noch erträglicher, als da sie seit den Kriegen in Deutschland ihr Haupt mit dem gelben Haar der Germanen schmückte. Das Haar der nordischen Frau war wirklich Goldhaar, denn Gold gab die Römerin gern für das abgeschnittene; was hätte sie erst gegeben, wenn sie es hätte können anwachsen lassen! Die Perrückenmacher in Rom trieben einen einträglichen Handel mit deutschen Zöpfen und mit gallischen Seifen, welche das Haar hell färbten oder beizten. Wunderbar genug, dass schon damals Frankreich dergleichen Luxusartikel lieferte, da es bis heute darin eine so ausgebreitete Industrie hat.

Die verschiedenen Arten, ihr eigenes Haar zu ordnen, lassen sich bei der römischen Frau kaum unter einige allgemeine Gesichtspunkte fassen. Denn „jeder Tag bringt einen neuen Haarschmuck auf“, sagt Ovid, und ihre Zahl

sei, wie die der Bienen auf dem Hybla oder, nach unserer Redeweise, wie die Sterne am Himmel. Man trug das Haar sowohl glatt zu beiden Seiten gescheitelt, wie die Griechin, und hinten in einem Knoten verschlungen (Taf. 18, 6—8), als auch zu Flechten geordnet oder in Locken gekräuselt. Die Flechten ordnete man in allen nur erdenklichen Arten um den Kopf, bald vorn über der Stirn, dass sie wie eine Stephane erschienen, bald mehr über die Mitte des Kopfes (Taf. 18, 1), bald noch weiter zurück u. s. w. Ebenso erging es den Locken. Man ordnete sie rund um den Kopf in ziemlich gleicher Länge (Taf. 18, 15) oder man kräuselte nur das Haar des Vorderkopfes, so dass die Stirn von Locken umringt war (Taf. 18, 10—12) oder man begnügte sich, einzelne Löckchen im Nacken (Taf. 18, 5) oder neben den Ohren vorn und hinten erscheinen zu lassen (Taf. 18, 13), oder man verband auch die Löckchen um die Stirn mit solchen im Nacken (Taf. 18, 2 u. 10). Den übrigen Teil des Haares behandelte man ebenso eigentümlich. Entweder scheitelte man ihn (Taf. 18, 13) oder flocht lauter Stränge, die von vorn nach hinten reichten (Taf. 18, 10). Zuweilen kämmte man auch das ganze Haar allseitig zurück zum Hinterkopf (Taf. 18, 14), eine Sitte, die bei den Griechen unmöglich gewesen wäre, da sie die Stirn halb zu bedecken liebten. Auch kämmte man es nur vorn seitlich zurück zu einem Wulste (Taf. 18, 3), und ordnete das Haar des Hinterkopfes nach Belieben, kurz, es möchte kaum noch eine Zusammenstellung verschiedener Haartrachten möglich sein, die nicht von den Römerinnen bereits versucht wäre. Die Friseure hatten alle Hände voll zu tun, obwohl die Herrin sich meistens von der Zofe frisieren liess, denn es galt mancherlei wichtige Hilfsmittel herbeizuschaffen und vorrätig zu halten. Aber welch einen Aufwand von Zeit musste es täglich erfordern, eine Frisur herzustellen, wie z. B. die der Agrippina (Taf. 18, 10)! Freilich könnte man auch umgekehrt fragen, was eine vornehme Frau tun sollte, wenn sie nicht ihre Zeit auf solche Weise hinbrächte!

### e) Fussbekleidung.

Den Kopf frei, aber den Fuss bedeckt! oder: Oben nackt aber unten verhüllt! hätte eine römische Regel sein können, denn man lebte so, als sei sie es. Nackte Füsse waren dem Römer ein Greuel. Selbst im Hause trug er die Fussbekleidung, deren er sich überhaupt zu bedienen pflegte. Nur wenn er das Lager bestieg, es sei zur Nacht oder beim Gelage, dann legte er die Sohlen ab.

Sandalen u. Schuhe

Die Männer trugen sowohl Sandalen als Schuhe. Letztere galten für die würdigere Tracht und wurden daher stets getragen, wenn es darauf ankam, öffentlich mit Anstand zu erscheinen. Im Hause aber und im gewöhnlichen Leben begnügte man sich mit Sandalen. Die Toga forderte als notwendigen Zubehör die Schuhe, die Pänula und Lacerna aber erschien lieber mit Sandalen.

Diese letzteren waren ähnlich den griechischen. Die unter dem Fusse hinlaufende Sohle wurde mit einem Riemen zwischen den beiden ersten Zehen, einem oder mehreren anderen quer über den Spann, und einem um die Ferse festgehalten, indem ein Längsriemen sie alle untereinander verband (Taf. 17, 1—8; 18, 15). Statt des einzelnen Fersenriemens wurde bald ein Netz benutzt (Taf. 19, 24) und an dessen Stelle wiederum ein ganzes Hackenleder, das bis zu den Knöcheln hinaufreichte (Taf. 16, 4). Bald verlängerte sich dies bis zum vorderen Ballen (Taf. 19, 28; 17, 11; 16, 13), und so bestand die Sandale aus einer Sohle mit zwei seitlichen Flügeln, die auf dem Spann geschnürt wurden und nur die Zehen frei liessen. Diese Seitenleder trug man besonders im Kriege, oft bis zur Wade hinauf (Taf. 19, 27) oder man flocht die Riemen bis dahin (Taf. 16, 4). Dass man gern das Schloss der Sandale vorn auf dem Spann durch aufgesetzte Metallstücke verzierte, war auch hier Sitte (Taf. 19, 27).

Die Schuhe waren ebenfalls manchen Änderungen unterworfen. Der gemeine Mann blieb bei der alten Tracht, bei dem einfachen vorn offenen Schuh, der zugebunden wurde (Taf. 16, 6), der vornehme aber fügte bald einen oder einige Riemen über dem oberen Rande hinzu (Taf. 17, 10 u. 13), bald ein Kreuz von Riemen über dem Schuhblatt (Taf. 16, 10 u. 11), das zuweilen auch von anderer Färbung war als der Schuh selbst (Taf. 16, 10).

Stiefel

Ausserdem trug man, und nicht selten, Stiefel, die vorn zugeschnürt wurden und die bis zur halben Höhe des Kniees reichten (Taf. 16, 1; 17, 14).

In den Farben waren ausser der Naturfarbe des Leders (Taf. 17, 10) schwarz (Taf. 16, 3, 5, 10 u. 12), weiss (Taf. 18, 3 u. 12), rot (Taf. 16, 6, 7 u. 11; 17, 11; 18, 7 u. 8, 14 u. 15) und gelb (Taf. 17, 12 u. 13) die beliebtesten. Letztere gehören jedoch beide erst der späteren Zeit an, als die Prachtliebe überhand nahm.

Frauenschuhe

Die Frauen schützten ihre Füsse ganz ebenso wie die Männer, nur die Stiefeln waren davon ausgeschlossen. Doch verzierten sie ihre Sandalen oder Schuhe gern durch Stickereien oder kostbare Besätze oder trugen sie wenigstens in hellen und strahlenden Farben.

### d) Schmuck.

Der Römer in seiner ihm eigentümlichen Kälte gegen das bloss Schöne und in seiner Neigung zum Praktischen verzichtete für seine Person ursprünglich auf allen Schmuck. Das einzige, das er etwa trug, war ein Siegelring, und auch dieser konnte kaum ein Schmuck genannt werden, da er von Eisen war. Erst ziemlich spät fertigte man welche aus Gold an, oft mit einem edlen Steine als Platte (Taf. 19, 7 u. 8). Dass es Stutzer gab, die sich die müssigen Finger mit Ringen überluden, ändert nichts an der allgemeinen Regel. Die zur Befestigung der Lacerna nötigen Spangen oder Nadeln waren gleichfalls nicht aus Gold, sondern nur aus Bronze und nur zuweilen mit Figuren geziert.

Fingerringe der Männer

Frauenschmuck

Desto reicher bedachten sich die Frauen. Da waren zunächst mancherlei Nadeln für das Haar nötig, und die längeren waren meistens verziert (Taf. 19, 30—32). Dann mussten die Ohren mit schönen Gehängen belastet werden, zu denen die Perlen am beliebtesten waren. „In jedem Ohr zwei oder drei Erbschaften", sagt Seneca, denn die Perlen

Ohrgehänge

standen schon damals in hohem Wert. Danach musste der Hals irgendwie mit Schmuck umgeben sein und bediente
Halsketten man sich dazu entweder geschlossener Ringe oder Bänder (Taf. 19, 29), an denen, wie an den etrurischen, oft Medaillen und dergleichen hingen, oder lockerer Ketten, die ebenfalls mit solchen geziert wurden oder auch mit Perlen und Edelsteinen besetzt oder behangen waren (Taf. 18, 4).

Armringe Dass die Arme nicht ohne Armringe und Armbänder blieben, versteht sich fast von selbst, und auch hier fand der Goldschmied Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen. Die
Spangen Spangen und Fibuln zur Befestigung der Gewänder wurden ebenfalls schön verziert (Taf. 19, 33; 18, 12). Die Stephane oder sonst ein Diadem wurde öfter getragen (Taf. 18, 2 u. 7) und war nicht selten mit edeln Steinen besetzt.

Wahrscheinlich von den Griechen erhielten die Römerinnen auch jenen gewandten Dolmetscher südlicher Frauen-
Fächer herzen, den Fächer und seinen plumperen unwissenden Stellvertreter, den Sonnenschirm. Ersterer bestand bald aus Federn, bald aus dünnen Platten, und war, wie der letztere auch, ganz dem griechischen ähnlich.

Spiegel Die Spiegel der Römerinnen waren sowohl kreisrund, wie die etruskischen, als auch oval wie die griechischen und häufig aus edelm Metall, wobei Silber den Vorrang erhielt.

## 2. Kriegstracht.

Da, wie schon gesagt, die Römer den Janustempel bei einer eintausendjährigen Geschichte fast nie geschlossen sahen, so lässt sich denken, dass ihr Kriegswesen während einer so langen Zeit wohl alle damals nur mögliche Vervollkommnung sich aneignete. Ursprünglich hatten sie nur Waffen aus Erz und Leder; das Eisen kam erst später, etwa mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts, in Gebrauch und verdrängte dann freilich nach und nach die Bronze.

### a) Schutzwaffen.

Diese waren Helm, Schild und Panzer.

Helm Der Helm, ursprünglich immer eine Kappe aus Leder, blieb später einzelnen Truppenabteilungen zwar in dieser ersten Form eigen, dagegen erschienen aber andere schon in bronzenen Helmen, und nicht viel später (um 400 v. Chr.) traten sogar schon die Eisenhelme auf, beide letztere bei den Anführern mit Federn auf der Spitze geziert (Taf. 17, 11; 19, 6). Auch noch in der Kaiserzeit trugen die meisten gemeinen Soldaten nur lederne Kappen, die allenfalls mit Stahlbügeln verstärkt waren (Taf. 17, 3 u. 4), einzelne Regimenter, besonders Reiter, eiserne Helme (Taf. 17, 1 u. 2) und die Hauptleute und Feldherren bedienten sich seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. gern der griechischen Formen (Taf. 17, 7 u. 14) mit dem hohen, fürchterlich winkenden Helmbusch. Daneben blieb jedoch der römische Helm mit den rot oder schwarz gefärbten aufrecht stehenden Federn für öffentliche Aufzüge in Ehren. Dass aber während des zweiten und dritten Jahrhunderts das römische Heer so schwächlich wurde, dass es die Nachbarn fürchtete und dieselben durch Jahrgelder abfinden musste, damit sie nicht über die Grenzen kamen, dies darf uns nicht mehr wundern, wenn wir erfahren, dass die Weltbezwinger während dieser Zeit keine eisernen oder eisenbeschlagenen Helme mehr tragen mochten, sondern statt dessen sich der leichten Filzhüte bedienten. Jahrgelder allerdings liessen sich auch in Filzhüten auszahlen. Als ihre Vorfahren solche der ganzen Welt abpressten, trugen sie noch eine schwerere Kopfbedeckung, die einen starken Nacken voraussetzte; der schwache aber beugte sich leicht unter das Joch, das ihnen nun selbst aufgelegt wurde.

Der Schild der Römer war anfangs länglich viereckig Schild (Taf. 17, 4) und der Breite nach gebogen. Er bestand aus Holz und war mit Leder überzogen, hatte etwa 1,20 m Höhe und 80 cm Breite. In der Zeit des 2. Jahrhundert ergeht es ihm wie dem Helm; er ist zu schwer und wird daher sichtbar kleiner, er hatte nur noch die Höhe der Armlänge und die Breite betrug fast $^2/_3$ dieser Höhe. Auch wurde er jetzt schön verziert (Taf. 17, 4) mit Metallbeschlägen. Seitdem die Römer mit den Etruskern in Verbindung gekommen, hatten sie auch den runden Schild derselben angenommen (Taf. 17, 7; 19, 2) behielten aber ihre frühere Form auch bei. Ausser diesen beiden wurde auch der eherne kreisrunde Schild der Griechen (Clypeus) eine Zeitlang getragen (Taf. 17, 1), doch unter den Kaisern verlor er sich ebenfalls und nur der etruskische Schild, der aus Leder bestand, blieb ihnen. Er war nur am Rande und in der Mitte mit Metall beschlagen, auch wohl noch verziert durch ebensolche Figuren (Taf. 17, 4; 19, 2). Übrigens verkleinerte sich in den letzten Jahrhunderten auch dieser ovale Schild und war bei manchen Abteilungen nur noch wenig über 60 cm hoch. Daneben erschienen in jener Zeit auch sechs- und achteckige Schilde, ebenfalls aus Leder und oft mit sehr künstlichen Metallverzierungen, die damals bereits allgemein als Zeichen einer bestimmten Heeresabteilung benutzt wurden (Taf. 19, 3 u 4).

Der Panzer der Römer ist derjenige Teil der Rüstung, Panzer der vom Anfang bis zum Ende des Reiches die wenigsten Veränderungen erlitt, was wohl auch darin seinen Grund haben mochte, dass er nie aus Metall bestand, also nie zu schwer und unbequem werden konnte. Anfangs war er nur aus Leder, weil man so grosse Metallarbeiten noch nicht anzufertigen verstand, später blieb er es, weil man leichte Rüststücke vorzog. Der römische Soldat trug über der Tunika ein ledernes Wamms (Taf. 17, 2, 5 u. 6). Bisweilen verstärkte man dasselbe durch aufgesetzte Streifen von Eisenblech, die horizontal um die Brust und vertikal über beide Achseln liefen (Taf. 17, 3 u. 4). Diese ersteren wie die letzteren scheinen unter sich aneinander befestigt gewesen zu sein, so dass es also ein Bruststück und zwei Schulterstücke gab. Denn es finden sich Darstellungen, wo Krieger nur das erstere oder nur die letzteren tragen.

Bei den Orientalen fanden die Römer natürlich die dort erwähnten Schuppenpanzer und benutzten sie von nun an auch für sich, wenn auch nicht für ganze Kohorten, so doch die Anführer für sich (Taf. 17, 7). Ebenso lernten

sie bei den Kelten den Ringpanzer kennen und auch diese fanden unter ihnen Liebhaber.

Dass die ganz von fremden Provinzen aufgestellten Regimenter von allen diesen Stücken abweichend ihre einheimische Rüstung trugen, dass also die Römer seit dem Jahre 100 v. Chr. allerlei Trachten und Bewaffnungen im Heere sahen, war bei der grossen Ausdehnung des Reiches nicht zu vermeiden gewesen. So fand man unter ihnen thrakische, afrikanische, spanische Krieger, jede Gruppe in anderer Tracht; so gab es also auch Abteilungen des Heeres ganz in Schuppenpanzer gekleidet, aus dem Osten, andere nur leicht gekleidet und mit Bogen bewehrt, aus dem Süden, noch andere nur spärlich gekleidet und mit Schleudern bewaffnet, aus dem Westen. Letztere entbehrten sogar häufig der Schuhe (Taf. 17, 9).

Flügel am Panzer

Der kostbare Panzer der Hauptleute und besonders der Befehlshaber entbehrte selten der Flügel, der von dem unteren Rande herabhängenden ledernen Streifen, die mit Metallenden verziert waren (Taf. 17, 7 u. 11; 19, 1 u. 5). Feldherren, Konsule und dergleichen hatten sehr häufig, besonders später, kunstvoll gearbeitete Panzer ganz aus Metall (Taf. 17, 11; 19, 1 u. 5). Über demselben trugen sie einen Gürtel, gewöhnlich aus Leder und dichtem starken Gewebe, seltener aus Metall (Taf. 17, 11 u. 14).

Schienen

Zum Schutz der Unterschenkel benutzten die Römer Beinschienen. Viele Abbildungen zeigen aber Soldaten mit nur einer Schiene und zwar am rechten Bein, so dass also zum Schutze des linken der Schild dienen musste. Die Schienen der Anführer waren oft mit verzierenden Figuren bedeckt (Taf. 17, 11). Als aber die ganze Ausrüstung des Heeres erleichtert wurde, fielen auch die Schienen weg, und nur die Befehlshaber mochten noch welche tragen. Dagegen kamen durch die Kriege in Gallien allgemein kurze Beinkleider in Gebrauch, die übrigens den Unterschenkel nackt liessen (Taf. 17, 2—8). Aus diesen wurden durch die längere Bekanntschaft mit dem Orient und durch den Einfluss von dort lange weite Beinkleider und mit ihnen verlängerten sich auch die Ärmel der Tunika bis zum Handgelenk.

Sagum

Über dem Panzer oder Wams trug der römische Krieger einen Mantel, Sagum (Taf. 17, 2), welcher der Chlamys entsprach. Er bestand aus Wollenzeug und war weit genug, den Körper bis etwa über die Kniee hinaus zu bedecken. Der der Anführer war ebenso, nur aus besserem Stoffe (Taf. 17, 14); bei den Feldherren war derselbe purpurfarben (Taf. 17, 11). Besondere Ränge im Heere hatten auch besondere Auszeichnungen; dem Konsul folgten die Liktoren, die gewöhnlich Sagum und Tunika trugen (Taf. 17, 10), mit Beil und Ruten; die Zenturionen oder Hauptleute trugen einen Stock aus der Rebe geschnitzt (Taf. 17, 7); die Musiker zeichneten sich, wie bei uns durch farbige Haar- oder Federbüsche und bunte Achselpolster, auch durch auffallende Kopf- und Schultertracht aus, nämlich durch Löwenfelle, die sie statt des Sagum so umhingen, dass der Löwenrachen den Kopf des Musikers umgab (Taf. 17, 6). Ebenso gingen die Fahnenträger (Taf. 17, 5), beide seit dem ersten Jahrhundert n. Chr.

Schuhe

Als Fussbekleidung waren bei den Anführern Schnürschuhe gebräuchlich (Taf. 17, 11; 19, 27), bei dem gemeinen Krieger Sandalen mit langen mehrmals um den Knöchel geschlungenen Riemen (Taf. 17, 1—8). So erscheinen sie auf der Trajansäule. Ursprünglich mögen wohl einfache Sandalen genügt haben.

### b) Angriffswaffen.

Lanze

Diese waren, wie im Altertum meistens, Lanze und Schwert.

Die erstere war anfänglich ganz der griechischen gleich (Taf. 17, 4), entweder ein langer Speer zum Stosse oder auch ein kürzerer Wurfspiess, beide mit ehernen Spitzen. Später benutzte man statt solcher eiserne.

Pilum

Ein den Römern eigentümliches Wurfgeschoss war das Pilum. Es soll etwa um 400 v. Chr. beim Heere eingeführt worden sein und war ein 2 m langer Speer mit gestählter eiserner Spitze, welche an sich 60 cm lang war und auch ebenso lang am Holze des Schaftes auf beiden Seiten hinablief, um daran befestigt zu werden, der Schaft selbst war also 1,20 m lang. Im 2. Jahrhundert v. Chr. wird eines Widerhakens Erwähnung getan, der an der Spitze sass, und einer zweiten eisernen Spitze weiter unten. Auch hatte es später einen Riemen am Schaft, um es beim Schleudern besser halten zu können. Oberhalb der Stelle, wo die Hand den $6^1/_2$ cm dicken Schaft umfassen sollte, war derselbe zu ihrem Schutze mit einer etwa 33 cm hohen kegelförmigen, nach oben sanft auslaufenden Verstärkung versehen, wodurch das Pilum noch schwerer wurde, und daher, nach dem Wurf festsitzend, sich immer umbog, dadurch dem Getroffenen zur Last, von ihm nicht leicht herausgezogen und wegen der verbogenen Spitze auch nicht benutzt werden konnte.

Das Schwert war aus Bronze oder aus Eisen; beide Arten erhielten sich während der ganzen Dauer des Reiches. Man trug es anfangs auf der linken Seite (das alte gallische Schwert), dann seit 200 (das spanische) auf der rechten Hüfte (Taf. 17, 2, 4 u. 7). In der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts fing man aber an, auch Dolche zu tragen, und da diese bequemer auf der rechten als auf der linken Seite hingen, so musste das Schwert seinen Platz ändern und wurde seitdem auf der linken Hüfte getragen (Taf. 17, 11 u. 14). Es hing entweder am Gürtel oder an einem Riemen quer über die Brust (Taf. 17, 4 u. 7), aber immer viel höher als bei uns das Schwert getragen wird. Zeitenweise trug man es auffallend hoch (Taf. 17, 2), wohl immer zu dem Zwecke, dass es die Bewegung der Beine in keiner Weise hindere.

Schwert

Die Form des Schwertes änderte sich im Laufe der Jahrhunderte. Ursprünglich soll es dem griechischen ähnlich gewesen sein, doch schon sehr frühe war das gallische Schwert allgemein gebräuchlich. Dasselbe war länger, einschneidig und vorn stumpf, wurde aber, da es aus Bronze bestand, durch seine Schwere lästig und bog

sich bei schweren Fehlhieben auch wohl um, wurde also dann unbrauchbar. — Als nun der schreckliche Tag von Cannae die Römer belehrt hatte, welchen Vorteil die Punier durch ihre Schwerter besassen, kam seit 200 v. Chr. das spanische Schwert in Aufnahme. Es war kürzer; die Klinge war überall gleich breit, spitzte sich vorn zu und hatte zwei Schneiden (Taf. 19, 17). Um 100 n. Chr. fing man an, besonders die Reiter, sehr lange Schwerter zu tragen, die sogenannten Spathae, doch wurden dieselben nie allgemein, da sie als Hiebwaffen weniger bequem waren als die kurzen.

Vornehme Römer liessen Griff und Scheide ihrer Schwerter schön verzieren, bald durch kostbare, bald durch künstliche Beschläge, bald durch solche, die beides waren (Taf. 17, 11; 19, 17 u. 18). Dieses letztgenannte (Fig. 18) ist die Abbildung des sogenannten Schwertes des Tiberius, einer im Jahre 1848 bei Mainz gefundenen Schwertscheide, welche mit getriebener Gold- und Silberarbeit reich verziert ist, wahrscheinlich ein Geschenk des Kaisers Tiberius, dessen Bild im Medaillon darauf angebracht ist, an einen seiner Feldherren, der hier gebot. Dieser wertvolle Fund befindet sich jetzt — im British Museum in London! —

Die mancherlei Hilfstruppen, deren wir schon Erwähnung taten, brachten natürlich auch mancherlei neue Waffen mit, die von den Römern selbst zwar wenig oder nicht gebraucht wurden, hier aber doch genannt werden müssen, da sie im römischen Heere vorkamen.

Pfeil und Bogen

Darunter sind am ersten zu nennen Pfeil und Bogen. Diese waren besonders im Gebrauch bei den asiatischen, später auch bei den numidischen Hilfstruppen. Der Bogen hatte daher jedesmal die Gestalt, die er in der Heimat seiner Träger hatte und nur eins änderten die Römer, indem sie ihn aus Stahl anfertigten (Taf. 19, 22). Der Köcher und die Pfeile blieben auch ihrem fremden Ursprung getreu. Nach den punischen Kriegen waren den Fusstruppen gewöhnlich auch Abteilungen balearischer oder kretensischer Bogenschützen beigegeben. Die berühmtesten aber waren die aus dem armenischen Hochlande und der benachbarten Gegend stammenden reitenden Bogenschützen, die wegen ihrer Geschicklichkeit sehr gefürchtet waren.

Schleuder

Eine ebenfalls wichtige Waffe war die Schleuder (Taf. 19, 16). In der Hand der Balearen war sie höchst gefährlich, da dies kleine Inselvolk sich von Jugend auf damit übte. Daher formierten die Römer eine eigene Abteilung von dortigen Einwohnern, welche die Schleuder führten (Taf. 17, 9), ausserdem aber mit dem Schwert und mit einem kleinen ledernen Rundschild bewehrt waren. Die Steine, die später sorgfältig abgerundet und zuletzt mit Bleikugeln vertauscht wurden, trug man in einem Tuche, das um den Hals gebunden war und, wie es aus den Bildwerken scheint, mit der linken Hand zu einem Sacke gehalten wurde. — Zur Zeit des Trajan gab es auch Stockschleudern, die mit vielem Erfolg von den Soldaten geführt wurden.

Werkzeuge

Da jeder römische Soldat sich auf Schanzarbeiten und dergleichen einrichten musste, so gab es ausser den bereits genannten Waffen im Heere auch noch Hämmer, Äxte, Beile und dergleichen. Die meisten dieser Instrumente hatten die auch noch bei uns gebräuchliche Form und waren ebenfalls aus Eisen (Taf. 19, 14 und 15). Unter den zum Teil gut erhaltenen ausgegrabenen Exemplaren derselben, zum Teil in schönen Darstellungen abgebildeten Werkzeugen befinden sich allerlei Formen von Handwerkszeug, darunter auch eigentümliche, mit der Schneide nach aussen gekrümmte Messer (Taf. 19, 21), deren bestimmter Zweck nicht mehr recht ersichtlich ist.

### c) Sonstiges Kriegsgerät.

Wir heben darunter zweierlei hervor: Fahnen und Musikinstrumente.

Fahnen

Die ersten Feldzeichen grösserer Truppenmassen empfingen die Römer durch Marius. Er gab der Legion den Adler, und sie behielt ihn seitdem durch alle Zeiten bei (Taf. 19, 11). Schon vorher sollen kleinere Abteilungen ihre Feldzeichen gehabt haben, doch ist darüber nichts sicheres zu ermitteln. Später führten sie bestimmte Signa oder Vexilla. Man befestigte an diesem „Signum“ Bilder, Kränze und andere Zeichen als Erinnerungen an erfochtene Siege und zuweilen trug es sogar auf der Spitze den Adler (Taf. 19, 12). Die Vexilla, welche besonders bei den Reitern üblich waren, waren kleine viereckige Fähnchen an einer horizontalen Stange. Auch diese trugen noch andere Figuren darüber oder darunter (Taf. 19, 13), zuweilen auch den Adler (Taf. 19, 10). Der Legionsadler war häufig aus edlem Metall angefertigt.

Musik

Die Kriegsmusik bestand in Hörnern, Trompeten und Bucinen. Die ersteren waren grosse kreisförmig gewundene Metallröhren und dienten dazu, das Heer zum Marsch zu rufen (Taf. 17, 6), die zweiten lange gerade Röhren, die zu Signalen in der Schlacht benutzt wurden (Taf. 19, 23). Die Bucinen sollen ebenfalls Hörner gewesen sein, und da heute im Spanischen la bocina ein kurzes Jagdhorn bezeichnet, das nur wenig gekrümmt ist und oft aus Büffelhorn besteht, so glaube ich, dass die römische Bucina ebenso gewesen sei. Sie wurden in der Nacht auf der Wache gebraucht.

Noch wird eine Zinke erwähnt, die bei den Reitern im Gebrauch gewesen sei; auch diese war ein kurzes, am unteren Ende etwas gekrümmtes Rohr.

---

Mit dem Kriege in unmittelbarer Verbindung standen die Zeichen des Sieges. Wir müssen dieselben hier erwähnen, da sie vorzugsweise durch die Tracht zur Darstellung kamen.

Auszeichnung im Kriege

Besondere Tapferkeit einzelner Soldaten wurde gewöhnlich gleich nach dem Siege durch grösseren Beuteanteil und — was uns hier besonders angeht — durch verschiedene Ehrenzeichen belohnt, welche dann auch später bei Festen immer wieder getragen werden durften. Wem fallen hier nicht unsere Orden ein? Aber wir dürfen

es wohl ausdrücklich betonen, dass wir hier an der Quelle und dem Anfang dieses noch heute beliebten Gebrauchs stehen.

Doch nicht so schnell, so ohne weiteres kamen die Römer auf ihre runden, aus Blech verfertigten Schildchen, womit sie die Brust schmücken durften. Ursprünglich erhielt der tapfere Soldat eine Lanze ohne Erzspitze als Auszeichnung, weil er die mit Erz bewehrte siegreich geführt hatte. Später verlieh man zuweilen statt derselben, die übrigens noch im Gebrauch blieb, kleine Standarten oder auch Armringe, Halsketten und dergleichen, immer aus Gold oder mit solchem verziert. Von den Halsketten kam man auf solche mit Medaillen, und nun wurden auch diese allein verteilt. Damit war man beim „Orden" angelangt. Diese nur im republikanischen Amerika und in der Schweiz nicht gebräuchliche Auszeichnung war erfunden, und sicher haben sich die Römer nicht träumen lassen, dass noch nach Jahrtausenden auch diese ihre Idee fortbestehen werde.

Blechschilde für Tapferkeit

An schmalen Riemen wurden die runden meist mit Köpfen oder bedeutungsvollen Zeichnungen geschmückten Bleche auf dem Brustharnisch befestigt. Oft trug ein Anführer deren mehrere, ja bis zu einem Dutzend auf der Brust. Man ordnete sie dann symmetrisch in sich kreuzenden Linien, wie die Riemen dies notwendig machten; die Goldschildchen hatten gewöhnlich 7—12 cm im Durchmesser und waren also zugleich von bedeutendem Gewicht und Wert (Taf. 19, 5). Im 2. Jahrhundert n. Chr. nahm man statt der Schilder geprägte Medaillen, die zuweilen noch mit Edelsteinen verziert waren und trug sie an einem Bande. Diese Einrichtung ist den bis heute in allen Staaten Europas, die Schweiz ausgenommen, dieselbe geblieben.

Krone

Die höchste Ehre und Auszeichnung aber wurde durch Kronen verliehen. Deren gab es eine ganze Reihe für die verschiedenen Leistungen des Kriegers. Wir führen nur die wichtigsten an, um zu zeigen, dass stets, wenn es möglich war, eine gewisse Beziehung zwischen der Tat des Soldaten und seiner Auszeichnung festgehalten wurde.

Die Erstürmung einer Mauer wurde belohnt durch eine (noch heute sogenannte) Mauerkrone, die einer Schanze durch eine Krone mit kleinen Stäbchen, als Nachbildung der Schanzpfähle, die des ersten Schiffes in der Schlacht durch eine mit kleinen Schiffsschnäbeln besetzte Krone, die Befreiung eines Mitkämpfers in der Schlacht durch einen Eichenkranz, die Entsetzung einer belagerten Stadt oder eines Lagers durch eine Graskrone, ein siegreicher Feldzug durch einen Lorbeerkranz (zuweilen statt aus grünen Blättern aus Gold) an den Feldherrn, später durch eine Strahlenkrone, ein kleinerer Sieg durch einen Myrthenkranz.

Die bei den beiden letzten Kronen üblichen Aufzüge waren der Triumph und die Ovation. Sie wurden nur durch Senatsbeschluss dem Feldherrn gewährt.

Triumph

Indem wir nur das für uns wichtigste hervorheben, verzichten wir auf eine weitere Beschreibung dieser Festlichkeiten. Der Feldherr selbst, der Triumphator, wurde von Senat und Bürgerschaft feierlich eingeholt und den bestimmten Weg geleitet. Trompeter, Siegeszeichen, erbeutete Waffen und Schätze, Darstellung der unterworfenen Länder etc., die Priester mit den Opferstieren, die Kriegsgefangenen: alle gingen vor dem Triumphwagen, auf welchem der siegreiche glückliche Feldherr stand, angetan mit der purpurnen, reich mit Gold gestickten Toga, darunter die weisse mit Palmen gestickte Tunika (Taf. 17, 12), auf dem Haupte den Lorbeer oder die goldene Krone mit Strahlen, in der Hand den elfenbeinernen Stab mit künstlich geschnittenen Figuren, an den Füssen goldene Schuhe. Der Wagen selbst war mit Gold reich geschmückt und wurde von vier Pferden gezogen. Auf demselben durfte die Familie des Triumphators neben ihm sitzen. Vor dem Wagen gingen die Liktoren (Taf. 17, 10), hinter ihm die Beamten, darunter die Legaten und Tribunen zu Ross, dann das Heer des Siegers mit allem seinen Schmuck; die Ehrenwache darunter trug Kränze aus Ölblättern.

Ovation

Die Ovation war weit geringer an Aufwand und Pracht. Bei ihm erschien der Feldherr zu Fuss in der Toga praetexta, d. h. der mit einem Purpursaume oder mit einem Purpurstreifen besetzten Toga, die ausserdem von der gewöhnlichen weissen sich nicht unterschied (Taf. 16, 8). Er trug auf dem Haupte einen Myrtenkranz und an den Füssen nur gewöhnliche, wenn auch kostbare Schuhe.

## 3. Amtstracht.

Auch hier wollen wir nur das Wichtigste anführen.

Durch ihre Tracht ausgezeichnet waren unter den Freien die Priester und die Magistrate; doch auch die Sklaven zeichneten sich durch besondere Tracht aus, von der als sichere Zeichen nur langes Haar und Bart nachweisbar sind.

### a) Magistrate.

Senatorentracht

Sie waren in den verschiedenen Zeiten des Reiches sehr verschieden. Neben der höchsten Gewalt nahm immer der Senat die hervorragendste Stellung ein. (Wir wollen hier vorweg ihm unsere Betrachtung schenken, obgleich derselbe nicht zu den „Magistraten" zu rechnen ist, weil aber andererseits die kurulischen Beamten nach Niederlegung ihres Amtes (Prätor, Aedil, Konsul) gesetzlich Mitglieder des Senats wurden.) Es war eine Versammlung der ältesten und vornehmsten Römer, die sich schon in früher Zeit durch eine mit vorn herablaufendem breiten Purpurstreifen versehene Tunika, T. laticlavia, ausserdem durch hohe, mit Kreuzriemen gezierte Schuhe (Taf. 16, 11) auszeichneten, deren Riemen auf dem Spann durch eine Mondsichel (lunula) aus Elfenbein gehalten und geziert waren. Zu Hause trugen die Senatoren eine Tunika mit schmalen Purpurstreifen T. angusticlavia; diese war ausserdem Tracht der Ritter (Taf. 16, 13). Um den Purpur zu schonen, pflegte man die Tunika mit einem Clavus ohne Gürtel zu tragen.

Tunica laticlavia

Lunula

Tunica angusticl.

Wir können nicht umhin, hier zu bemerken, dass die Nachrichten und Ansichten der Gelehrten über die Tracht der Senatoren keineswegs übereinstimmen, weil verschiedene römische Autoren sich verschieden darüber äussern. Bei der öfter erwähnten Amtstracht der Senatoren wird stets die Tun. laticl. und die besonders geschnürten Schuhe mit der lunula genannt, niemals aber die Toga, so dass daraus von den bedeutendsten Kennern des Römertums der Schluss gezogen worden ist: die Senatoren-Toga war also weiss ohne Purpursaum. Trotzdem sagt Propertius (IV, 1, Vers 11): Curia praetexto quae nunc nitet alta senatu, und nennt also den Senat zur Zeit des Augustus bekleidet mit der praetexta, d. h. Toga pr., womit er aber wohl nur auf diejenigen Senatoren zielt, welche wegen ihrer Magistratsämter die Toga praetexta tragen durften. Wir haben uns der Auffassung angeschlossen, dass die Senatoren, welche keine Magistrate waren, in weisser, ungesäumter Toga, T. pura, erschienen, und die Figur (Taf. 16, 11) demgemäss dargestellt.

Toga pura

Toga praetexta

Ebenso haben wir es mit den Schuhen gehalten, die bisher immer für rot erklärt wurden (s. z. B. Weiss), jetzt aber auch zuweilen als schwarz bezeichnet werden, gestützt auf Horaz Sat. VI, 27. Nam ut quisque insanus nigris medium impediit crus pellibus, welche Stelle aber nicht ganz sicher auf die Senatoren zu beziehen ist, und wenn sie ihnen gilt, doch nur für die zur Zeit des Augustus gelten kann. Es kann also sein, dass die Senatoren früher rote und unter Augustus, wo so manches sich änderte, schwarze Schuhe trugen. Wir kehren von dieser Abschweifung zu den Magistraten zurück.

Schuhe

An der Spitze des Staates stand ursprünglich ein König, dann während der Republik mit einigen Unterbrechungen zwei Konsuln und hernach ein Kaiser. — Von der Tracht der römischen Könige wissen wir nichts Bestimmtes mehr, und mit blossen Vermutungen möchten wir den engen Raum nicht füllen. Jedenfalls waren die Auszeichnungen ihrer Würde sehr beschränkt, wie es mit den nach der Republik auftretenden Kaisern anfangs der Fall war. Ziemlich zuverlässig gehörte dazu der Elfenbeinstab, dessen wir schon bei dem Triumphator gedachten, die purpurgezierte Toga, die aber zu jener Zeit wahrscheinlich der Chlamys an Gestalt ähnlich war, und eine goldene Kapsel (Bulla) zur Aufbewahrung des Amulets, wie auch die Patrizier sich einer solchen bedienten (Taf. 16, 5), indessen der gemeine Mann eine solche von Leder trug. Ob die Liktoren auch schon den Königen vorschritten, ist noch unerwiesen, ebenso, ob diese schon des reich verzierten kurulischen Sessels sich bedienten.

Tracht des Herrschers

Konsul

Die Konsuln gingen in der Toga praetexta und in weissen Schuhen, letzteres jedoch erst in späterer Zeit. Vor ihnen schritten je zwölf Liktoren mit Rutenbündeln. Diese Fasces waren Bündel dünner Stäbchen mit Bändern umwunden, die das Recht der körperlichen Züchtigung darstellten. Der Kriegskonsul oder Diktator hatte solcher Liktoren 24, da er für die sechsmonatliche Amtsführung alle Gewalt in sich vereinigte, und zum Zeichen, dass er auch über Leben und Tod Richter sei, wurde den Ruten ein Richtbeil hinzugefügt (Taf. 17, 10; 19, 9).

Die Stellvertreter der römischen Plebs beim Senat, die seit dem 5. Jahrhundert erwählten Volkstribunen, hatten keine äusseren trachtlichen Abzeichen, ebenso wenig die ihnen untergebenen plebejischen Ädilen oder öffentlichen Aufseher. Ähnlich erging es den aus den Patriziern ernannten Quästoren, dagegen trugen die patrizischen Ädilen die Toga praetexta.

Tribun

Die seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ernannten Zensoren hatten als ein passendes Zeichen ihrer ganz ausserordentlichen Macht eine völlig purpurne Toga. Dieses Amt, das an Wichtigkeit kaum dem Konsulat nachstand, erhielt sich auch unter den Kaisern als ein solches.

Zensor

Die Prätoren, um die Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden, kleideten sich wie die Konsuln, durften aber, zum Zeichen, dass selbst ihre richterliche Gewalt geringer sei als die Macht des Konsuls, nur sechs, später nur zwei Liktoren bei sich haben. Wenn einer der Prätoren einem Konsul auf der Strasse begegnete, mussten seine Liktoren die Bündel vor demselben senken. Überhaupt gebot es die Sitte, dass man den Höheren öffentlich und im Hause Ehrfurcht bezeugte. Dazu gehörte auf der Strasse, dass man stehen blieb, auswich und die Toga oder die Kapuze vom Scheitel zog, wenn derselbe damit bedeckt war. Im Hause erhob sich ein jeder sobald eine der genannten Magistratspersonen eintrat, ebenso im Theater. Nur Höhergestellte blieben sitzen. Denn immer musste der Geringere vor dem Höheren sich beugen, z. B. der Prätor vor dem Konsul, der Ädil vor dem Tribunen etc. Die auszeichnende Tracht des Beamten hörte mit seinem Amte auf, also nach Ablauf eines Jahres bei den Konsuln, nach 18 Monaten bei den Zensoren etc. Sie gingen dann wieder in der gewöhnlichen Tracht ihres Standes. Die „niederen Magistrate“ trugen keine besonderen Auszeichnungen und erwähnen wir sie daher nicht weiter.

Prätor

Die Kaiser fingen ihre Kleiderpracht sehr bescheiden an. Cäsar hatte schon eine purpurne Toga getragen und die Ärmel seiner Tunika mit Purpur eingefasst. Augustus begnügte sich mit der Toga praetexta und der Tunica laticlavia, also der Tracht eines Senators. So blieb es bis auf Domitian. Er aber, indem er sich selbst zum Zensor ernannte, hatte auf solche Weise das Recht, den Purpur zu tragen. Und darauf scheint es ihm besonders angekommen zu sein. Von nun an wurde der Purpur, das bisherige Zensorengewand, das Herrscherkleid — und ist es geblieben bis auf unsere Zeit.

Kaiser

Spätere Kaiser fügten nach und nach immer mehr Pracht hinzu, so Diocletian eine gestickte Tunika, ein Perlendiadem, kostbare Armbänder und perlenbesetzte Schuhe. — Übrigens behielten auch bis auf diese Zeit die Magistrate ihre frühere Tracht bei, vom Konsul bis zum Ädilen gingen alle nach wie vor. Seit Diocletian aber wurde nicht nur der Kaiserornat reicher, sondern gleichzeitig auch die Kleidung der Beamten. Die Konsuln gingen jetzt, wenn sie ihr Amt antraten, etwa so, wie

Steigerung der Pracht in der Amtstracht

über die Triumphatoren. Ähnlich ging es den übrigen hohen Magistraten, mit Ausnahme der Volkstribunen. Diese blieben ohne Auszeichnung, obwohl sie, wie die [illegible] Amtes [illegible]. Jener aber konnte oder wollte der erhöhte äußere Prunk den Schmerz über den verlorenen Amt und die entschwundene Macht vergessen. Es gab welche, die nur die Kleider einer Würde anlegen durften, andere, welche Kleider und Sitz im Senat erhielten, und schließlich andere, die daneben auch das Amt selbst hatten. Die Kleidung war also das [illegible] Abzeichen. Im Stoffe der Toga war jetzt eine lange Chimäre, denn die Goldstickerei würde die ohnedem schwere Toga noch schwerer und wegen der steifen Goldfäden zu unhandlich und unbequem gemacht haben, dann nichts mit ihr anzufangen war. Daher finden wir in Darstellungen aus dem 2. bis 5. Jahrhundert n. Chr. [illegible] Magistratspersonen in einem langen goldgestickten Purpurmantel, der auf der einen Schulter getragen ist (Taf. 17, 12). So blieb es im allgemeinen bis zum Ende des römischen Reiches.

Wir müssen hier einem mehrfach geäußerten Wunsche nachkommen und am Schlusse dieser Betrachtung über die Kleidung der Magistratspersonen noch etwas näher auf einzelne, besonders auf die Gewänder der Triumphatoren eingehen.

Trabea triumphalis picta

Wir haben dieselben oben S. 84 in der Kürze nur als eine purpurne goldgestickte Toga und eine weisse mit Palmen gestickte Tunika bezeichnet. Zunächst ist zu bemerken, dass diese Toga, den Nachrichten der Schriftsteller zufolge, keineswegs Eigentum des jeweiligen Feldherrn, sondern des Staates war und auf dem Kapitol aufbewahrt wurde. So wie also die jetzigen Könige nur das Zepter, die Krone und den Purpur ihrer Vorfahren trugen, so trug auch der römische Triumphator nur dieselbe alte ehrwürdige Toga picta, die vor ihm schon so manchen getragen hatte. Er erhielt sie nur für die Dauer des Triumphzuges und musste sie am Schluss desselben wieder an das Kapitol zurückliefern.

Toga picta

Ob die Toga wirklich „picta“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen sei, ist nicht mehr zu entscheiden. Die Auftragung von Farben auf Kleiderstoffe war den Alten keineswegs unbekannt, doch möchte es für dieselbe nach den noch vorhandenen Bildwerken erst in dem 3. Jahrhundert n. Chr. einige Wahrscheinlichkeit haben, dass sie bei der Toga picta zur Anwendung gekommen sei. Denn diese kapitolinische Toga wird jedenfalls auch der Macht der Zeit und ihrem schartfen Zahn verfallen sein und es liegt auf der Hand, dass die Toga picta, welche Numa trug, wohl nicht mehr von Domitian getragen werden konnte. Das Gold der Stickerei mochte so lange gehalten haben, aber die wollene Toga selbst? Bei solchen Erneuerungen mag sie dann auch wohl manche Neuerungen erfahren haben, ja es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie sogar nicht immer den Schnitt der Toga, sondern später, nach dem 3. Jahrhundert der Kaiser, auch den der Trabea hatte. Sicher ist es indessen, dass die Toga der Senatoren im 3. Jahrhundert n. Chr. gar keine „Toga“ mehr war, sondern den Schnitt des Reitermantels hatte, [illegible] die wahrscheinlich die Toga der alten Könige, wie oben (S. 85) bemerkt wurde, diese Form hatte. Auch [illegible] die Änderung in der Gewandanordnung statt der Toga die Trabea, so liegt der Schluss nicht allzu fern, dass dieselben Gründe, welche aus der Toga praetexta eine Trabea praetexta machten, auch aus der Toga picta eine Trabea picta machten. Diese Gründe mochten sein, dass man jetzt nicht mehr ohne Unterkleid ging und zur Toga picta gehörte von jeher gewiss eines; dass die überhand nehmenden Goldstickereien schon die Trabea schwer genug, die Toga aber allzuschwer machten und dass eine Trabea sich weit leichter und besser trug und hielt als eine Toga.

Trabea statt Toga

Gewöhnlich nimmt man das „picta“ aber für gestickt, denn dass sie dieses war, ist unzweifelhaft, und dass sie sich gerade dadurch von der gewöhnlichen Toga sowohl, als von der T. praetexta unterschied, auch. Denn letztere hatte nur einen Purpursaum, und nur zuweilen mochte in späterer Zeit derselbe auch noch mit Stickereien geschmückt sein, wie denn mit der Zeit sowohl die Prachtliebe zunahm, als auch sich der Kreis derer erweiterte, die solche Auszeichnungen tragen durften. So wurde der goldene Ring von Jahrhundert zu Jahrhundert allgemeiner; anfangs trug ihn nur der höchste („kurulische“) Adel, dann auch die Senatoren und ihre Söhne (Taf. 16, 5 u. 11), später alle Ritter (Taf. 16, 13) und unter den Kaisern jeder Freie. Gerade so erging es dem Purpursaume der Toga praetexta, aber in kürzerer Zeit. Schon um 200 v. Chr. durften selbst die Söhne freigelassener Sklaven ihn tragen, den noch 300 Jahre zuvor nur die Söhne des kurulischen Adels tragen durften.

Die Toga picta war also ursprünglich jedenfalls eine Trabea picta und wurde dann bald schon im ersten Jahrhundert der Republik eine Toga picta. Ob sie später zur Zeit der Kaiser wieder eine Trabea picta geworden, ist sehr möglich, doch existieren aus der Mitte des 3. Jahrhundert Bildwerke, auf denen sie noch ziemlich deutlich eine Toga ist. Die Änderung könnte somit erst nach der Mitte des 3. Jahrhundert vor sich gegangen sein und es muss also die Ehrfurcht vor jenem amtlichen kapitolinischen Kleide doch gross genug gewesen sein, um es über 7 Jahrhunderte in seinem ursprünglichen Schnitt beizubehalten. Auf etwas späteren Darstellungen ist jedoch die Toga praetexta bereits zur Trabea praetexta geworden.

Was die Tunica palmata betrifft, so war dieselbe eine zweite Tunika, wie man deren oft trug (s. S. 77). Ihren Namen hatte sie von den in das weisse Zeug eingewebten Palmen von Gold, die in allerlei Verschlingungen und Zusammensetzungen das ganze Gewand bedeckten. Auch sie war wohl nur einmal in Rom vorhanden und musste dann auch nach dem jedesmaligen Gebrauch wieder auf dem Kapitol abgeliefert werden; es fehlen jedoch hierüber bestimmte Beweise. Zuweilen wird sogar eine Toga picta et palmata genannt.

Tunica palmata

Das Prachtgewand der Triumphatoren verlor aber mit der Zeit seine Würde und seine Bedeutung.

Nach der Zeit des Augustus nahm der Luxus schnell überhand. Die alten Auszeichnungen wurden mehr und mehr verbreitet. Die Tunica laticlavia, einst nur das Ehrenkleid der Senatoren, war schon um 250 n. Chr. allgemeine Modetracht und der latus clavus, ihr breiter Purpurstreifen, hatte also seine Bedeutung verloren. Er verwandelte sich nun zu zwei Purpurquadraten, welche aber nicht auf der Tunika, sondern auf dem Mantel, der Trabea, aufgesetzt wurden; dieser war auch schon seit Augustus mehr und mehr an Stelle der Toga getreten. Die meisten Magistrate gingen nun in der Trabea, ebenso die Senatoren und nur der Konsul trug noch bei seinem Amtsantritt die Toga, aber die Toga picta, die einst der Triumphator bei seinem Einzug tragen durfte. Die Toga trat mehr und mehr zurück; am Ende des dritten Jahrhundert war sie verschwunden; musste doch schon Augustus befehlen, dass man bei öffentlichen Aufzügen oder dergleichen in der Toga erscheinen solle. Daraus erkennt man, dass sie damals bereits im Verschwinden war und als Alltagskleid nicht mehr getragen wurde; sie sollte nun mindestens Fest- oder Staatskleid bleiben. An ihre Stelle trat die lange Trabea in der Amtstracht, die kürzere Lacerna für den gewöhnlichen Bürger.

Clavus auf dem Mantel

Toga im Verschwinden

Als nun im 2. und 3. Jahrhundert der Clavus auf der Tunika ziemlich allgemeine Tracht wurde, scheint es, dass man, um doch die Würde der Beamten, die vordem durch ihn bezeichnet wurde, wieder trachtlich darzustellen, keinen anderen Ausweg gewusst habe, als durch Aufheftung eines grossen purpurnen Quadrats an jedem Saume der Trabea, etwa in mittlerer Höhe. So erscheinen die Würdenträger seit Diocletian (285) mit diesem, auch „Clavus“ genannten Purpurbesatz auf dem weissen Mantel. Auf der purpurnen Trabea, z. B. der Zensoren, wurde er durch reiche Goldstickerei dargestellt (Taf. 17, 13). Durch verschiedene Färbung des Purpurs, durch hinzugefügte reichere oder geringere Stickerei dieses Besatzes mochten wohl die verschiedenen Ämter bezeichnet werden.

Eigentümlich stellt sich freilich diese Auszeichnung dem Auge dar; sie ist geradezu eine grelle Verunzierung des Kleides. Wohl wurde ja seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. die Tunika der Vornehmen auch durch allerlei aufgesetzte Stickereien und dergleichen verziert (Taf. 17, 13), doch war deren Platz immer ein solcher, der die Verzierung allenfalls rechtfertigte, z. B. am unteren Saume mehrere regelmässig verteilte Rosetten in Gold oder farbigen Stoffen oder schildförmige Goldstickereien auf den Achseln (Taf. 17, 13), ähnliche auf der Mitte der Brust und dergleichen — aber alle diese Besätze lassen sich mit der Körpergestalt oder dem Kleide in irgend eine harmonische Beziehung bringen, indessen der erwähnte viereckige Clavus dies nimmermehr zulässt. Er spricht aller Schönheit und Harmonie Hohn. Wenn nun auch den Römern nur ein bescheidenes Mass des Schönheitssinnes zuteil geworden war, so war dies doch gross genug, um ihnen die Häss-

Besätze der Tunika

lichkeit eines solchen Besatzes fühlbar zu machen. Ich habe mich daher lange bemüht, zu erforschen, wie sie gerade auf diese Form und diese Stelle verfallen sein mögen, finde aber bis jetzt nur eine Möglichkeit, die Sache vernünftig zu begründen, nämlich wenn man annimmt, dass die beiden Säume der Trabea in der Gegend des Gürtels eine Art Schloss oder Haken hatten, um sie bei windigem Wetter aneinander zu halten, damit der Mantel nicht allzusehr im Winde flattere und der Oberkörper sicher von demselben bedeckt bliebe. (Solche Schlösser aus Metall, meist mit Löwenköpfen geziert, hatten unsere Mäntel vor 60—70 Jahren oben am Halskragen.)

Clavus ein Verschluss

Drei Momente dienen dieser Annahme zur Unterstützung: Zunächst zeigt der Besatz immer in seiner Mitte vom Rande ausgehend eine horizontale Borte oder Stickerei, wahrscheinlich das Hauptstück des ganzen, welches auf den drei inneren Seiten des Vierecks von einer Verzierung umgeben ist während die vierte Seite, der Saum des Mantels, meist leer bleibt ohne Stickerei. Jenes Mittelstück wäre also die Andeutung des Schlosses, die Stickereien an den drei Seiten rundum dienten nur zur Verzierung desselben.

Ein zweites Moment ist, dass der Besatz stets an beiden Säumen der Trabea erscheint, sowohl auf dem Bruststück, als auch auf dem Rückenteil, und zwar so, dass die Linien der Verzierungen genau aneinanderpassen, sowohl die mittleren Stickereien oder Borten, die dann in eins zusammenfliessen und wie ein Stück Goldgürtel von etwa 40 cm Länge erscheinen mussten, als auch die umgebenden Verzierungen. Darum erhielten auch die beiden Säume anfangs nie eine Stickerei, damit bei ihrer Zusammenfügung beide Besätze wie einer erscheinen sollten, da alle Verzierungen in der ganzen Breite sich fortsetzten.

Ein drittes Beweisstück endlich ist darin zu finden, dass an der Trajanssäule Reiter abgebildet sind, bei denen dieser Mantel, um ihn vor dem Flattern zu bewahren, durch einen Gürtel festgehalten wird. Diese Notwendigkeit konnte also im Freien eintreten. Gürten aber konnte der vornehme Römer seinen Mantel nicht; gürtete er doch nicht einmal die Tunika, wenn sie einen Purpurstreifen hatte (S. 84), wie viel weniger durfte er einen breiten Purpurbesatz oder gar einen Mantel, ganz aus Purpur, durch einen Gürtel verderben! Ein Schloss oder Haken aber leistete ihm dann an jener Stelle denselben Dienst, wie der Gürtel den Reitern. Vielleicht gab man sogar darum dem Mittelstück die Form eines abgeschnittenen Bandstreifens (Taf. 17, 13), weil es den Gürtel vertreten oder ersetzen sollte. —

Trabea mit Gürtel

Leider habe ich bis jetzt noch keine Abbildung einer Figur gefunden, wo die beiden Säume an der Mittelborte deutlich aneinander geschlossen wären, denn damit wäre die Hypothese bestätigt. Es existiert auch vielleicht keine, weil die Vornehmen auf ihren Bildern immer nur im Zustande der Ruhe dargestellt sind und also das Verschliessen des Mantels am Gürtel keinen triftigen Grund gehabt hätte. Von den Darstellungen der Senatoren und

Bilder ungenau

Magistrate kann wohl eine oder die andere Figur so aufgefasst werden, als sei die Trabea am Gürtel geschlossen, aber die Künstler der damaligen Zeit nahmen es mit der Linienführung nicht so genau, um aus ihren Bildern dergleichen Beweise ziehen zu können. Auch die Gestalt Justinians in dem Mosaikbilde zu Ravenna zeigt die Trabea so, dass man, wenn die Zeichnung richtig und genau wäre, den Fall der beiden Säume nicht anders erklären könnte, als durch die Annahme, dass sie am Gürtel noch einmal durch ein Haftel verbunden waren. Aber wer bürgt für die Richtigkeit der Linien? —

Freilich ist es ja auch, im Hinblick auf die mancherlei Besätze auf der Tunika, deren wir oben erwähnten, wohl möglich (aber mir höchst unwahrscheinlich nach allem, was sonst die Trachten der Völker zeigen!), dass die Laune irgend eines Machthabers diesen Besatz an die beiden abfallenden Säume der Trabea angebracht habe — denn bei den Römern seit Diocletian und später besonders bei den Byzantinern ist ganz Unglaubliches der Art vorgekommen — aber es ist Pflicht der Forschung, für jede Erscheinung unter den Menschen vernünftige und natürliche Gründe aufzusuchen, also auch für diesen Mantelbesatz, den Clavus, der nicht etwa eine vorübergehende Erscheinung war — sonst möchte es der Mühe nicht wert sein, ihn zu erklären, — sondern der fast tausend Jahre unvergänglich auf der Trabea fest sass. Erinnert nicht auch sein Name an Festhalten? —

Man darf annehmen, dass er im Laufe der Jahrhunderte seinen ursprünglichen Zweck — wenn er nach der obigen Annahme einen solchen hatte! — ganz verlor und nur noch Auszeichnung war, denn wir treffen ihn später bei den Byzantinern wieder an, wo er auch zur Hoftracht gehört, sich aber nach Form, Grösse etc. verwandelt und mehr und mehr nach oben rückt, so dass er die Brust wie ein Schild bedeckt.

### b) Priestertracht.

Das Element der Götterverehrung war in Rom nach verschiedenen Seiten hin höchst ausgebildet, denn bei dem Zusammenfluss der mancherlei Völker in diesem Mittelpunkt kam auch zugleich deren Kultus dorthin, und so finden wir neben den ursprünglichen römischen Gebräuchen noch griechische, ägyptische und verschiedene orientalische Götterverehrung, natürlich die letztere erst zur Zeit der Kaiser oder doch im letzten Jahrhundert der Republik.

Wir müssen auch hier verzichten, näher auf das Priesterwesen einzugehen, sondern können nur die allgemeinen Umrisse davon geben.

Die älteste Priesterschaft Roms zählte ausser dem König nur drei Glieder für die drei Hauptgottheiten Jupiter, Mars und Quirinus. Jeder dieser Priester hatte bei einem dieser Götter die Opferungen vorzunehmen und hiess davon Flamen. Es gab also einen Flamen Dialis (Taf. 16, 8), Flamen Martialis und Fl. Quirinalis. Später wurde für jeden Bezirk Roms noch ein Kurialpriester ernannt, der mit den übrigen unter dem Curio maximus stand.

Noch vor dem Ende des Königstums wurde auch der Vestadienst eingeführt, der von sechs Jungfrauen gepflegt wurde. Als mit dem Sturz Tarquins die Königsherrschaft endigte, ernannte man, da der König bisher selbstredend auch Hoherpriester gewesen war, der zugleich dem obersten Gott Roms, dem eigentlichen Lokalgott, Janus, dienen musste, einen Rex sacrorum, der aber keineswegs die frühere priesterliche Gewalt des Königs besass. Von nun an war die Priesterschaft samt und sonders vom Senat abhängig, zunächst aber dem Pontifex maximus untergeben.

Pontifex maximus

Dieser war das älteste Mitglied eines Kollegiums (wir würden es eine Akademie nennen), das die mathematischen Wissenschaften zu bewahren hatte und anfänglich aus fünf, später aus neun Personen bestand. Er übte zugleich die Aufsicht über alles, was den Kultus anlangte und damit auch über sämtliche Priester. Solcher Kollegien gab es verschiedene, das eine von grösserem, das andere von geringerem Ansehen, je nach den Zwecken, die jedes verfolgte. Auch die Zahl der Mitglieder war bei dem einen grösser, bei dem anderen kleiner.

Auguren

Eins der wichtigsten und vielleicht das älteste war das der Auguren. Sie vermittelten die Willensmeinung der Götter mit den Unternehmungen der Menschen, so dass sie mit dem Glauben an jene standen und fielen.

Decemviri

Durch die angeblich von Tarquin eingeführten sibyllinischen Bücher ward der griechische Kultus dem alten römischen zugesellt und somit wurden auch die entsprechenden Priester notwendig. Es gab daher bald ein neues Kollegium zur Auslegung etc. der sybillinischen Orakel und zur Aufsicht über alle griechischen Kultushandlungen; dies führte den Namen Decemviri (Duum-, Quindecimviri) sacris faciundis.

Haruspices

Die Haruspices mögen nur wenig später aus Etrurien herübergekommen sein, blieben jedoch bis zu den Kaisern ohne rechtes Ansehen.

Andere Kollegien

Ausser diesen Kollegien gab es noch sogenannte Brüder- oder Genossenschaften, z. B. die Salier, die Ackerbrüder, die Titier, die Lupercer und andere. Sie alle hatten jede die Leitung der Feste zu besorgen, die ihrer Gottheit gefeiert wurden, so die Salier des Mars, die Lupercer des Pan u. s. w.

Ob schon in der ältesten Zeit jedes dieser verschiedenen priesterlichen Ämter auch durch besondere Tracht sich ausgezeichnet habe, ist unbestimmt. Jedenfalls ist dies Hand in Hand gegangen mit allem übrigen kleidlichen Verhalten.

Flamen Dialis

Was zunächst den Flamen Dialis angeht, so durfte sein mit Purpur umsäumtes Gewand nur durch Spangen gehalten werden; jeder Knoten war ihm verboten. Dasselbe musste von seinem Weibe selbst gewebt sein; sein Haupt war stets, sobald er öffentlich erschien, bedeckt und zwar mit dem Albogalerus, einem zugespitzten Helm oder Hut (Taf. 16, 8). Nur im Hause durfte er diesen ablegen. Haar und Bart wurde ihm mit einem ehernen Messer durch einen Freien geschnitten und die fallenden Stückchen derselben mussten unter einem Baume samt

den abgeschnittenen Nägeln vergraben werden. Ausser dem Opfermesser (Taf. 19, 19) trug er in der Hand einen Stab (Taf. 16, 8) und vor ihm schritt der Liktor, um seine Würde zu schützen.

Dessen Frau

Ähnlich streng waren die Vorschriften hinsichtlich seines Weibes, welches der höchsten weiblichen Gottheit nächst der Dea Dia, nämlich der Juno, zu dienen hatte. Auch ihr Gewand war aus Wolle und mit Purpur gefärbt, ebenso das Tuch, womit sie das Haar umwinden musste. Auch über die Pflege des letzteren und der Nägel bestanden für sie bestimmte Regeln.

Flamen Martialis und Flamen Quirinalis

Die purpurumsäumte Toga praetexta war jedenfalls auch die Tracht der beiden anderen Flamines, wie denn überhaupt jedes Opfer, auch von anderen Priestern, immer die Toga praetexta zu bedingen schien, doch fehlen über die weiteren Auszeichnungen jener beiden die Nachrichten, ebenso über die etwa ihren Weibern eigentümliche Bekleidung. Gegen das Ende des 4. Jahrhunderts verdrängte das siegende Christentum auch diese alten angesehenen Ämter.

Vestalin

Die Vestalinnen wurden als Kinder zwischen sechs und zehn Jahren erwählt und mussten körperlich makellos sein. Sie lernten, übten und lehrten ihr Amt je zehn Jahre, so dass nach dreissig Jahren ihre Amtszeit zu Ende lief. Während dieser Zeit standen sie unter sehr strengem Gesetz, genossen dagegen auch grosse Vorrechte. Ihr Wort war dem Eide gleich; sie konnten nicht bevormundet werden; ihre Person war heilig und der Tod stand auf einer Beleidigung derselben; ihre Nähe war reinigend und gab Sicherheit; ihr Begegnen befreite sogar den durch Richterspruch Verurteilten. So durften sie auch auf einem Wagen fahren und die höchsten Würdenträger liessen ihre Liktoren die Bündel senken, wenn eine Vestalin mit dem ihr voranschreitenden Liktor vorüberging, und wichen ehrfurchtsvoll der weissen Gestalt aus. Denn weiss war das wollene Kleid, weiss die Stirnbinde mit lang herabflatternden Enden und weiss der beim Opfer notwendige Schleier der Vestalin.

Über die Tracht des an Stelle des Königpriesters eingesetzten Rex sacrorum fehlen die bestimmten Nachrichten, da dieses Amt wenig Bedeutung hatte.

Pontifex maximus

Desto wichtiger war das des Pontifex maximus und über ihn sind daher mancherlei Aufzeichnungen da. Seine Kleidung war sehr ähnlich der des Flamen Dialis: eine Toga praetexta eine wollene spitze Mütze, ein Opfermesser und gewöhnlich noch ein Schälchen, das beim Opfern gebraucht wurde (Taf. 16, 9). Auch hatte er, wie die übrigen Glieder seines Kollegiums, das Recht, eine Axt zu führen. Es war römische Sitte, während des Opfers oder Gebets die Toga hinten über den Kopf bis zur Stirn herüber zu ziehen und also, wie der Jude, verhüllten Hauptes zu beten (Taf. 16, 9), während gerade umgekehrt der Grieche erhobenen Auges und mit unverhülltem Haupte vor die Gottheit trat.

Auguren

Die Auguren, deren ursprünglich nur vier, dann neun, dann seit Sulla fünfzehn waren, zu denen später durch Cäsar und die Kaiser noch mehr Mitglieder hinzugefügt wurden, trugen den Reitermantel oder die Trabea, ähnlich der Chlamys, der auf der rechten Schulter mit einer Spange befestigt war (wie Taf. 17, 13 u. 14), die spitze Priestermütze und einen nur ihnen eigentümlichen Krummstab (Taf. 19, 26). Ich muss hier erwähnen, dass die Abbildungen keineswegs mit den Nachrichten übereinstimmen: Jene zeigen die Mütze des Flamen Dialis (wie Taf. 16, 8); diese sprechen von einer kegelförmigen hohen Mütze mit einer auf der Spitze befestigten Rute, woran ein weisser Wollenfaden hing. Nun würde die Mütze auf der Abbildung keineswegs kegelförmig zu nennen sein, wenn auch die besondere Spitze, der Apex, wohl erkennbar ist. Es scheint sonach, als habe der Flamen entweder die Form der Mütze mit der Zeit geändert und als sei dieselbe früher mehr helm später kegelförmig gewesen, wofür ausserdem noch manche Momente anzuführen sind. Auch mag es sein, dass die verschiedenen Priester zuerst verschiedene Mützen getragen haben, die aber nach und nach alle in dieselbe kegelförmige übergingen. Denn erst später lernten die Römer den Orient kennen, wo hohe kegelförmige Mützen häufiger waren, und auch der kleine Ölzweig mit dem weissen Wollenfaden mag wohl aus Griechenland stammen, wo der Ölzweig mit Wolle umwunden eine grosse Rolle bei der Verehrung der Athene spielte und wo bis heute vor den Türen ein solcher aufgestellt wird. Man darf nur einen Gang durch die engeren Strassen Athens machen.

Mütze des Flamen Dialis

Die (spätere) Form der Mütze, wie sie z. B. bei dem Pontifex maximus ausdrücklich erwähnt wird, als einer wollenen kegelförmigen, scheint mir sonach ohne Zweifel eine der Bischofsmütze ähnliche gewesen zu sein, wie jedenfalls diese aus jener hervorgegangen ist, ebensogut, wie der Krummstab der Auguren sich in den Bischofsstab verwandelte. Denn wer etwa glauben wollte, dass der christliche Kultus seine äusseren Dinge neu geschaffen habe, der wäre auf einem entschiedenen Irrwege. Er hat sie im Gegenteil nur aus den heidnischen entlehnt, und dass dabei das Römertum am meisten in Anspruch genommen wurde, bedarf keiner Erklärung. Es bleibt noch zu erweisen, inwieweit dies auch in anderen Dingen geschehen sei. Denn so ganz urplötzlich neu, unbedingt und unvorbereitet ist noch nie etwas auf Erde erschienen. Alles entfaltet sich nur aus seinen Vorgängern und weder Religionen noch Trachten sind mit einem Male da: Auf Erden wächst a les.

Dezemviri

Die Zehn- oder Fünfzehn-Männer der sibyllinischen Bücher waren für den griechischen Kultus und die dabei tätigen Priester, was der Pontifex für den römischen war. Ihre Tracht war die griechische und selbstredend auch die der Priester, die ihrer Aufsicht unterworfen waren. Die der letzteren war wie in Griechenland verschieden nach den verschiedenen Gottheiten. So trugen z. B. die Priester des Apoll den Lorbeer.

Andere Priester

Überhaupt waren die Römer tolerant genug, nicht nur wie schon erwähnt, verschiedenen Religionen die Ausübung zu gönnen und die betreffenden Priester in ihren

fremden Trachten zu dulden, denn der Priester der Isis ging in seinem ägyptischen Ornate, der der Kybele im bunten kleinasiatischen, sondern sie schützten sogar dieselben nicht weniger als ihre einheimischen alten Religionen.

Haruspizes

Die Haruspizes kamen erst dann zu Ansehen, als die Auguren dasselbe verloren; sie traten gewissermassen deren Erbschaft an. Daher lässt sich auch über ihre Tracht annehmen, dass dieselbe gleichzeitig das etrurische Gepräge mit dem römischen vertauscht habe, und dass die Haruspizes also späterhin in der Tracht der Auguren gingen.

Was die Brüderschaften betrifft, so war deren Tracht wahrscheinlich nur während der von ihnen geleiteten Feste eine bestimmte.

Salier

Die Salier als Bewahrer des heiligen Schildes, der in Rom, wie jene Lanze im ersten Kreuzzuge, zur Zeit des Numa vom Himmel gefallen sein sollte, trugen an dem mit dem 1. März beginnenden Marsfeste eine Trabea und eine gestickte Tunika, über dieser einen ehernen Harnisch und auf dem Kopfe einen Helm mit hoher Spitze, dazu Lanze, Schwert und Schild. Diese Feste dauerten bis in das 4. Jahrhundert n. Chr.

Ackerbrüder

Die Ackerbrüder, eine sehr angesehene Genossenschaft der Patrizier, die ihren eigenen Magister, ihren Praetor, Flamen, Küster, Aufwärter, Schreiber und andere Beamten hatte, dazu auch noch Sklaven und vier aus den vornehmsten Knaben erwählte Minister (hier erinnere man sich der entsprechenden Einrichtungen der christlichen, besonders der römischen Kirche!), feierten im Mai ihr Fest der Dea Dia. Dabei trugen sie eine weisse Stirnbinde mit einem Ährenkranz darüber. Während des Opfers legten sie die Toga praetexta an und nach demselben bei dem darauf folgenden Mahle ab und trugen statt ihrer ein weisses Gewand. Auch diese Priesterschaft erhielt sich bis ins 4. Jahrhundert.

Luperzer

Die Luperzer erschienen an ihrem Feste (den 15. Febr.) als Hirten ge- oder verkleidet, nur mit Fellen umhüllt, und hielten dabei ihren Wettlauf, auf welchem sie mit den in der Hand gehaltenen Riemen aus dem Felle der geopferten Ziege alle Frauen schlugen, die ihnen begegneten, denn solch ein Schlag sollte den Segen der Fruchtbarkeit gewähren. Die alte christliche Kirche, um den Tag als Festtag bestehen zu lassen und ihm doch eine ähnliche Bedeutung zu geben, machte daraus gegen Ende des 5. Jahrhunderts den Tag Mariae Reinigung.

Andere Brüderschaften

Die übrigen Kollegien und Brüderschaften übergehen wir, da von ihrer Tracht gar keine und selbst über ihr sonstiges Verhalten sehr wenige Notizen vorhanden sind.

Opferdiener

Doch sei noch der Opferdiener erwähnt, die bei den verschiedenen Tempeln tätig waren. Wie die bei den Ackerbrüdern genannten Minister, Knaben der angesehensten Familien, fanden sich auch bei den meisten anderen Priesterordnungen dergleichen. Sie trugen gewöhnlich nur eine weite Tunika (Taf. 16, 7), die zuweilen unten mit Purpur besetzt oder umsäumt war, während des Opfers einen Kranz aus Blättern, wie er der Gottheit entsprach, und an den Füssen Schuhe (Taf. 16, 7). Sie hatten die gewöhnlichen Handreichungen im Tempel zu tun. Dagegen waren die zur Tötung des Opfertieres angestellten Diener stets mit der Tunika nur mit einem längeren oder kürzeren Schurz bekleidet, damit die Brust völlig frei und unbehindert blieb. Um die Hüften ging ein breiter Gurt, der das Gewand dort festhielt. Ein Kranz bedeckte das Haupt wie bei dem Minister und Schuhe die Füsse (Taf. 16, 6). Die Tötung des Tieres geschah durch Messer oder Beil (Taf. 16, 6; 19, 19 u. 20).

## C. Geräte.

Im allgemeinen darf man sagen, dass die Geräte der Römer — von der frühesten Epoche abgesehen — denen der Griechen nachgeahmt waren. Dies gilt sowohl von den Stoffen als der Form derselben, nur dass der Luxus der Römer, besonders hinsichtlich des Stoffes, viel weiter ging als der der Griechen und dass, wie im Essen und Trinken so auch in der Ausstattung des Hauses, die Verschwendung alle, selbst die äussersten Grenzen überstieg. Wenn Cicero unter anderem für einen Tisch über 210000 Mk. bezahlt, so mag man sich danach einen Begriff machen von dem übrigen Hausrate und dem Werte desselben. Kostbare Metalle wurden als unumgänglich notwendig erachtet und gehörten zu den alltäglichsten Dingen der Vornehmen.

### 1. Das Stubengerät.

Sitz

Ursprünglich sass auch der Römer auf Stühlen, später nahm er von den Griechen die Sitte an, sich des Lagers zu bedienen. Die Stühle waren zuweilen ohne Lehnen, öfter aber hatten sie Rückenlehnen, wie die griechischen Stühle (Taf. 18, 4), und der Thron des Hausherrn hatte auch Armlehnen. In bezug auf den Stoff waren dieselben aus Stein, Bronze und Holz; zu letzteren gehörten auch Korbsessel, wie auch wir sie selber besitzen, nur dass dort das Untergestell häufig keine Füsse hatte, sondern in Gestalt eines runden oder viereckigen Korbes erschien. Auch die schon bei den Ägyptern erwähnten Faltstühle waren in Rom im Gebrauch. Von dieser Form war auch der curulische Stuhl (Taf. 19, 20). Die Rückenlehnen waren zuweilen hoch, meist aber von derselben Höhe wie bei dem gewöhnlichen griechischen Stuhl. Auch in der Breite waren die Stühle verschieden: es gab sogar zwei- und dreisitzige, was somit unseren Sofas entsprechen würde.

Fussbank

Zum Thron des Hausherrn gehörte eine Fussbank, um die Füsse zu stützen. Silberne Bänkchen bediente man sich auch, um das Lager zu besteigen.

Lager

Dieses war dem griechischen völlig ähnlich. Es war aus Holz und bei Vornehmen mit schönen Verzierungen aus Elfenbein, Metall etc. ausgelegt, oder aus Bronze mit Füssen aus Silber und Gold. Zuweilen hatte es eine Lehne. Das Gestell war mit Gurten bespannt und diese mit einer Matratze belegt. Über das Ganze breitete man eine mehr oder weniger kostbare Decke aus, auf welche dann zur

Stütze des Kopfes ein weiches, meist rundes Kissen gelegt wurde. Je nach dem bestimmten Zweck änderte sich auch die Form des Lagers, besonders die Lehne, ein wenig ab. So war das Krankenlager mit einer niedrigen Rücken- und Fusslehne versehen, auch selbst nur niedrig, das Totenbett dagegen völlig ohne Lehne. Auch die Schlummerlager hatten Rückenlehnen und gebogene Seitenlehnen, das Ehebett nur eine solche. Das zumeist ausgeschmückte Lager war das, welches bei Tische benutzt wurde und welches, da derselben gewöhnlich drei zusammenstanden, so dass der Triklinium Tisch von drei Seiten umgeben war, Triklinium genannt wurde. Auf jedem der drei Lager waren drei Plätze, jeder durch ein Kissen bezeichnet; mehr als neun Personen konnten also nicht an des Römers Tisch essen. Der Ehrenplatz war, wenn man auf der leeren Seite des Tisches stand, der linke Eckplatz auf dem mittleren Lager, ihm zunächst an Rang die beiden anderen Plätze desselben Lagers, dann der Eckplatz vorn rechts an der Lehne und seine beiden nächsten, dann der Eckplatz des linken Lagers hinten an der Lehne. Hier sass gewöhnlich der Wirt und neben ihm seine Verwandten.

In späterer Zeit kamen runde Tische auf, und das quadratische Triklinium wurde zum sichelförmigen Sitz, dessen Ehrenplatz die rechte Ecke war, so dass jeder den Höheren links neben sich hatte. Diese runden Tische ruhten teils auf einer Säule, teils auf drei Füssen (Taf. 19, 36). Besonders die ersteren waren es, die, aus Asien bezogen, wegen ihres kostbaren Stoffes oft ungeheuere Summen kosteten.

Die kreisförmigen Lager dauerten übrigens nicht lange, denn bald benutzte man, da die Gastmähler immer grossartiger wurden, gar keine Tische mehr, sondern liess — auch wir kennen das! — die Speisen durch Diener umhertragen oder stellte sie an den Wänden auf langen Tischen geordnet zum beliebigen Genuss der Gäste auf.

Tische Die Tische waren ausserordentlich verschieden nach Gestalt und Grösse. Den Tischfüssen tierische Formen zu geben, war sowohl bei den runden (Taf. 19, 36), als bei den viereckigen Tischen im Gebrauch (Taf. 19, 35). Sie waren auch aus Holz, Metall oder Stein. In vornehmeren Häusern hatte man auch Nipptische zum Aufstellen von Vasen und kleinen Kostbarkeiten, Trinktischchen, Esstischchen und dergleichen mehr.

Schränke Die Schränke und sonstigen derartigen Behälter waren, soweit es aus den Abbildungen ersichtlich ist, ähnlich den unseren und wurden häufig mit zwei Türen verschlossen. Die Koffer oder Schreine waren oft aus Metall oder mit demselben stark beschlagen. Kleine Kästchen (Taf. 19, 34) wurden nicht selten ganz aus edlen Metallen angefertigt und künstlich verziert. Zur Aufbewahrung der Bücher (Rollen) bediente man sich grosser hölzerner Schachteln oder solcher aus Blech (Taf. 19, 39); sie vertraten also die Stelle unserer Bücherschränke. Zum Schreiben selbst bediente man sich hölzerner Tafeln, die mit Wachs überzogen waren (Taf. 19, 40). Grössere Schriften schrieb man auf Pergament (Taf. 19, 38) oder Papier mit Hilfe einer Rohrfeder (Taf. 19, 42), wie solche noch heute im Orient gebraucht werden, und verschiedener Tinten, die man in einer Doppelkapsel aufbewahrte (Taf. 19, 37).

Uhren gab es in den Häusern erst ziemlich spät. Uhren Im Freien hatte man schon vor den punischen Kriegen Sonnenuhren; die Wasseruhren übernahm man erst von den Griechen und sie waren es, die man in dem Hause benutzte.

## 2. Gefässe.

Wir haben es auch hier, wie schon erwähnt, fast durchweg mit griechischen Formen zu tun. Die ursprünglich irdenen Gefässe blieben aber bald nur den niedersten Ständen überlassen; der begüterte Römer hatte dann nur noch metallene Gefässe im Hause und der Vornehme bei der Tafel nur solche aus Silber und Gold. Solcher Aufwand griff besonders nach den punischen Kriegen rasch um sich. Schon um 91 v. Chr.*) hatte der Volkstribun Marcus Drusus 10 000 Pfd. Silbergeschirr, dessen Wert also mindestens auf 3 Millionen Mark anzuschlagen ist. Silberschüsseln von 1 Ztr. Schwere gab es zu Sullas Zeit etwa anderthalbhundert in der Stadt Rom, dagegen waren sie zur Zeit des Claudius nichts Auffallendes mehr, wie denn einer seiner Freigelassenen eine solche Schüssel aus 500 Pfd. Silber besass, andere seiner Kameraden noch grösser. Waren die Gefässe schön gearbeitet, so stieg der Wert ins Fabelhafte, was denn unter den Kaisern reichlich der Fall war. Schon vorher war bei den Reichen das Küchengeschirr aus Silber, die Gefässe der Tafel dagegen aus Gold mit Steinen besetzt. Auch ganz aus edlen Steinen verfertigte Gefässe kamen nun, da nichts mehr übrig blieb, in Gebrauch, wie davon noch die in Wien aufbewahrte Schale aus Achat, deren Durchmesser über 70 cm beträgt, oder die Onyxschale in Neapel Zeugnis gibt. Dass daneben Gefässe aus Marmor, Alabaster, Porphyr etc. in Unzahl vorkamen, versteht sich von selbst. Sie wurden meistens mit Figuren verziert und dienten häufig nur zur Ausschmückung der Zimmer etc. Hier möchte ein Unterschied zwischen den griechischen Mustern und ihren römischen Nachahmungen zu finden sein, indem jene Gefässe nur Malereien, diese dagegen Skulpturen tragen. Es sind gewöhnlich grosse Amphoren, die dergleichen zeigen.

Was die verschiedenen Formen hinsichtlich des verschiedenen Zweckes betrifft, so schliessen sich dieselben auch darin den griechischen an. Zum Bewahren der Flüssigkeiten dienten ganz ähnliche weitbauchige Gefässe wie dort, und die Amphora spielte auch hier die Hauptrolle. In der Küche dienten auch Töpfe, Kessel und Pfannen. (Wir übergehen hier die einzelnen Gefässe um so leichter, da von den meisten weiter nichts als der Name geblieben ist und man also hinsichtlich der Form nur Vermutungen anstellen kann.) Daneben gab es Tröge verschiedener

*) Th. Mommsen, röm. Geschichte.

Art, Körbe, Kübel, Becken und vielerlei Kannen und Schöpfgefässe. Die vorletzten waren durch die Verschiedenheit der Hälse sehr vielgestaltig Löffel, ganz ähnlich den unseren, Flaschen, kleine auch aus Glas, Trichter und so ziemlich all unser Küchengeschirr fand sich auch in der römischen Küche schon.

Tafelgerät

Auf der Tafel dienten grosse flache Schüsseln, Teller, Näpfe, gehenkelte Terrinen etc. und das altehrwürdige Salzfass. Die Trinkgeschirre waren zum Teil tief, also Kelche, zum Teil flache Schalen, und auch hier drängt sich eine Reihe von Namen für die verschiedenen kleinen Abweichungen der Form auf, die wir ebenfalls übergehen. Sehr gebräuchlich war eine Zeitlang die in Muschelform gearbeitete Schale, Concha, und schon von Anfang die Trinkhörner mit oft ausgezeichneten Verzierungen.

Kleine Gefässe für Salben und Öle waren gewöhnlich aus Alabaster oder ähnlichen Steinen.

Lampen

Zur Beleuchtung bediente man sich der Öllampen; nur Arme brannten Fackeln oder Kerzen. Jene waren von so verschiedener Grösse und besonderer Form, dass man Bogen gebrauchen würde, wollte man sie alle beschreiben. Auch sie wurden je nach dem Zweck verschieden eingerichtet und verschieden benannt. Die meisten Formen laufen freilich auf ein flaches rundes, vorn zugespitztes Gefäss mit Deckel hinaus, ähnlich den Schnabeltassen der Kinder oder unseren heutigen Bergmannslampen. Der Stoff, aus dem sie bestanden, war gebrannter Ton oder Bronze; Reiche führten auch Lampen aus edlem Metall. Es gab welche mit zwei und mehreren Flammen.

Leuchter

Die Lampen standen auf Kandelabern oder hingen an ihnen. Diese waren von grösserer oder geringerer Höhe und verschieden nach der Zahl ihrer Arme. Sie waren meistens durch zierliche Füsse und sonstigen Schmuck verschönert.

Laternen

Das man auch Laternen gekannt habe, ist durch die Ausgrabungen in Pombeji ausser Zweifel gesetzt worden. Überhaupt würden sich unsere Hausfrauen wundern, wenn sie in eine römische Küche treten könnten, wie vollständig diese sowohl als sonst das Haus mit allem Nötigen versehen war und wie wenig Unterschied mit der heutigen sich finden würde, trotz der zwei Jahrtausende, die seitdem verstrichen sind. Da gab es Bratspiesse, Siebe aller Arten, Besen, Quirle, Schaufeln, Dreifüsse, Reibeisen, Schnellwagen und gewöhnliche Wagen, Leitern u. s. w. Überhaupt sind die Völker in bezug auf das Hausgerät nur sehr wenig weitergekommen, denn man vergleiche zu dem Ende nur einen ägyptischen, römischen und heutigen Haushalt miteinander, so wird man dies bestätigt sehen. Erst die Naturwissenschaften seit ihrer Befreiung von der Aufsicht und Gängelei der Orthodoxie sind es, die einen bedeutenden Umschwung der alltäglichsten Verhältnisse herbeiführen. Seitdem erst brennt man Gas, fährt mit Dampf, schreibt mittelst der Elektrizität und des Magnetismus Briefe, spricht mit meilenweit Entfernten durch das Telephon und so fort. Den weiteren Umwandelungen sehen wir entgegen.

Küchengerät

### 3. Musikalische Instrumente.

Das ursprünglich einzige und auch später beliebteste Instrument der Römer war die Flöte. Sie wurde, je nach dem verschiedenen Zweck, aus Knochen, Elfenbein, Holz oder Silber verfertigt. Sie war gerade, hatte ein Mundstück und vier Löcher. Später kamen auch Doppelflöten auf und die Gestalt der Flöte änderte sich gleichfalls, indem man ihr einen erweiterten Ausgang gab oder diesen aufwärts krümmte. Die seitwärts zu blasende Querflöte (aus Rohr) soll übrigens die älteste gewesen sein, doch fand sie später wenig Anwendung. Daneben war auch die Panflöte und verschiedene ausländische Flöten im Gebrauch.

Flöte

Die Doppelflöten waren ebenso verschiedener Art wie bei den Griechen. Die beiden Röhren waren bald gleich lang, bald ungleich; ebenso hatten sie zuweilen beide denselben Ton, öfter zwei verschiedene Töne. Oft waren auch beide Röhren in einem Mundloch vereinigt. Auch hier wurden sie mit einer Mundbinde geblasen. Im Kriege bediente man sich zu Signalen der Trompete (Taf. 19, 23).

Doppelflöte

Die Saiteninstrumente, welche sich seit der Eroberung Griechenlands auch in Rom ansiedelten, waren vorzugsweise die Lyra und Kithara. Ausserdem aber fanden sich seit Augustus auch die kleinasiatischen und ägyptischen Saiteninstrumente dort ein und behielten auch ihre einheimischen Namen bei, so z. B. Barbiton, Psalterium, Trigon etc.

Lyra und Kithara

Auch die bei den oben erwähnten Völkern genannten Instrumente zum Klappern und die mit Haut bespannten Schlaginstrumente finden sich seit Anfang unserer Zeitrechnung und manche schon früher in Rom, wie es denn natürlich war, dass die Römer alles, was ihnen bei den unterworfenen Völkern Angenehmes oder Nützliches aufstiess, für sich in Anwendung brachten.

---

Spiele

Spiele zur Unterhaltung konnten bei einem Volke nicht fehlen, dessen höhere Stände tagelang Gastmähler hielten und dessen niederes Volk dem bekannten „panem et circenses“ huldigte. Spielen doch auch seine heutigen Nachfolger noch allzugern. Man braucht keinen Tag in Italien zu leben, um zu bemerken, wie gern der Eingeborene sich auf allerlei Art die Zeit vertreibt, bald durch Kugeln (Boccia), bald durch Würfel und Karten, bald durch Münzen, bald durch die blossen Finger und so fort. Denn der Italiener ist nur bei Nacht zu Hause, bei Tage muss er, wie die Sonne, im Freien sein.

Ebenso spielten auch die Römer gern. Würfel und Brettspiel waren die beliebtesten Unterhaltungsmittel. Daneben waren verschiedene Arten Ratespiele im Gange, und ein Hauptvergnügen der vornehmen Jugend waren auch hier Wetten. Gelegenheit dazu bot z. B. der Zirkus genug.

Doch wir schliessen unsere Betrachtungen über die Römer. Vieles hat unerschöpft bleiben müssen, denn der vorhandene Stoff ist so reichhaltig, dass er einen ganzen

Band füllen könnte. Wir haben nur eine Auswahl geben können.

Der alte Zauber, die alte Macht der grossen Roma ist noch nicht verschwunden. Noch steht sie. Nicht ist es ihr ergangen, wie Ninive und Babylon oder wie Memphis und Theben, auch nicht wie Athen und Olympia. Rom ist noch da und wenn auch viele erobernden Völker durch ihre Tore geschritten sind, und wenn die Fusstapfen der asiatischen Hunnen von den Ufern des Baikalsees ebensogut wie die der Goten und Vandalen, der Franken, Schwaben und Sachsen sich in ihrem Sande eingedrückt haben; wenn auch mehr als einmal die Brandfackel über ihren Dächern hingeleckt hat, immer noch ist sie da, immer noch ein Zeugnis ihrer eigenen Grösse, nun auch wieder seit 1870 die Hauptstadt Italiens. Sie ist und bleibt die „ewige Stadt".

# X. Die nordischen Völker:

## Gallier, Germanen und Briten.

(Tafel 20. Die Figuren sind nach den von Bartoli herausgegebenen Abbildungen der Säule des M. Aurel, nach dem Werke über die Briten von Hamilton-Smith, über die Gallier von Herbé und nach Weiss' Kostümkunde gezeichnet und koloriert. Zum Texte haben ausserdem noch Taciti Germaniae und die übrigen unten bei den „Quellen" genannten Schriftsteller gedient.)

## A. Einleitung.

Wir heben nur diese drei Völker hervor, weil nur über sie, die mit den Römern in Berührung kamen, so viel Nachrichten vorhanden sind, um sich ein Bild ihrer Tracht machen zu können. Auch sind diese Nachrichten immer noch dürftig genug und wenn sie nicht durch die von den Ausgrabungen gewonnenen Stücke einige Unterstützung erhielten, wären sie keineswegs hinreichend, um etwas mehr als blosse Einzelheiten festzustellen. Zum grössten Teile würde man sich mit Vermutungen begnügen müssen. Jetzt aber, nachdem besonders in diesem Jahrhundert der nordischen Altertumskunde eine ernste Aufmerksamkeit und Tätigkeit zugewandt wird, gewinnen die römischen Notizen an Wichtigkeit und wie immer erläutert auch hier eine Erkenntnis nun die andere.

### 1. Quellen.

Diese sind, wie schon angedeutet, die ausgegrabenen Altertümer, nämlich Zeugreste, Waffen und Werkzeuge etc., wie sie in den Gräbern gefunden werden, und die Nachrichten römischer Schriftsteller, besonders des Tacitus und Cäsar. Aus den übrigen, wie Plinius, Diodor, Strabo, Dio sind hier und da einzelne Notizen zu benutzen.

### 2. Wohnsitz und Geschichte.

Wann die Kelten, als derjenige Volksstamm, welcher später den Hauptbestandteil der Gallier und Briten ausmacht, aus ihrer asiatischen Heimat nach Westen vorgedrungen sind, lässt sich bis heute nicht bestimmt angeben. Wahrscheinlich ist es, dass gleichzeitig mit der grossen Umwälzung am Tigris und Euphrat ein Teil der dort wohnenden Völker seine Wohnsitze ebensogut wechselte, wie die arischen Stämme dies taten. Ja es ist recht gut möglich, dass jede neue Bewegung dort, auch die durch die Perser, immer neue Völkermassen gegen den Westen warf. So mögen vom 8. bis zum 5. Jahrhundert Kelten in Europa eingedrungen sein; am sichersten und als sehr bedeutend lassen sich die Wanderungen um die Zeit des Herodot nachweisen. Sie erstreckten sich über das heutige Südrussland, die Donau hinauf bis in die Schweiz und nach Frankreich hinein. Einzelne Stämme gingen sogar über das Meer nach Britannien. Südwärts drangen sie in Spanien vor, trafen aber dort schon die Iberer an, ein Volk, das vielleicht von Afrika oder übers Meer dort eingedrungen war.

Diese keltischen Stämme aber wurden bald, etwa um 300 v. Chr., durch die Germanen be- und verdrängt. Ebenfalls von Osten vordringend, schoben diese sich an den Ostseeküsten vor bis an den Rhein und drängten die Kelten allmählich zurück über diesen Strom. So blieb nur das Land westwärts desselben und jenseits des Kanals rein keltisch, während sich im heutigen, besonders nördlichen Deutschland das germanische Wesen geltend machte In Spanien behaupteten die früheren Bewohner die Obmacht; an der Grenze, den Pyrenäen, bildete sich von selbst, wie am Rhein, ein Übergangs- der Mischungsverhältnis der beiden Nachbarvölker.

Alle diese Länder wurden nach und nach eine Beute Roms, zuerst Spanien, gegen welches seit dem Ende des 3. Jahrhunderts der Kampf begonnen. Cäsar brachte dann von 58 bis 50 v. Chr Gallien zum grossen Teil unter römische Herrschaft; gleichzeitig besetzte er das südliche England. Unter Augustus begann der Kampf gegen die Germanen östlich vom Rhein, doch war nach 20jährigen Anstrengungen nichts gewonnen, denn sie wussten sich zwischen Rhein und Donau unabhängig zu behaupten. Gallien dagegen blieb römisch und unterlag völlig dem Einfluss seiner Eroberer. Schon um 100 v. Chr. war kaum noch eine Spur der früheren Verhältnisse zu entdecken. Ähnlich erging es, wenn auch in geringerem Grade, dem südlichen England. Nur Deutschland diesseits der beiden grossen Ströme blieb von dem Römertum lange unberührt, bis allmählich aus den an der Grenze wohnenden deutschen Stämmen dies oder jenes Moment tiefer in das Land eindrang. Doch dass dies nur in sehr geringem Grad geschehen ist, dafür haben wir jenen Völkern gegenüber ein ewiges Denkmal: die deutsche Sprache.

Tacitus schildert das damalige Deutschland als ein sumpfiges Land mit vielen dichten Wäldern, worin der

Auerochs, der Bär und Wolf und das wilde Schwein hausen, als ein Land, das immerfort trüben regnerischen Himmel habe u. s. w. u. s. w. Seine Schilderung ist bekannt genug. Wenn man bei derselben auch zugleich denken muss, dass ein Italiener, ein Sohn des üppigen weichlichen Rom, sie schrieb, so bleibt dabei doch soviel gewiss richtig, dass das damalige Deutschland auch einem seiner jetzigen Bewohner zum grossen Teil unwohnlich erscheinen möchte. Der ewig trübe Himmel war bei der grossen Ausdehnung seiner Wälder kein Wunder und auch mit den Sümpfen mag es wohl in den Wäldern und auf den Höhen oder in der Nähe der Flüsse seine Richtigkeit gehabt haben. Um ein ähnliches Urteil übrigens noch heute zu hören, dürfte man nur einen Grossstädter, der seit seiner Geburt noch nie aus Berlin oder Hamburg gekommen wäre, zwingen, eine Fussreise mitten durch den Harz, Thüringer Wald oder gar die Alpen zu machen — wir meinen aber keine auf den gewöhnlichen Reisewegen — oder man hätte dies noch vor 50 Jahren tun sollen, wo einem nicht auf Tritt und Schritt die Wirtshäuser selbst in den abgelegensten Teilen des Gebirges aufstiessen. Und ein solcher würde, trotzdem, dass ihm das Klima vertraut war, doch ähnlich wie Tacitus geklagt haben, weil er die Unbequemlichkeiten, die unser nordisches Wetter mit sich führt, in der grossen Stadt mit ihren Platten für die Fussgänger und dergleichen wenig merkt, ja weil er bei trübem Wetter sich möglichst wenig ins Freie wagt. Dass aber Deutschland auch zur Zeit des Tacitus seine unbewaldeten und trockenen Gegenden gehabt habe, ergiebt sich schon daraus, dass viele seiner Stämme bedeutende Viehzucht trieben, so z. B. die an der Nordsee wohnenden, andere vom Ackerbau lebten. Beide Beschäftigungen setzten aber offene Gegenden und auch wohl zeitweiligen Sonnenschein voraus. Ein Italiener wird auch das heutige Deutschland rauh und, lebt er hier zufällig einen Sommer wie den von 1860 und einen Winter wie den von 1860/61 oder 1870/71, so wird er es fast unbewohnbar nennen.

Was Gallien betrifft, so sind die römischen Berichte darüber günstiger, was einerseits in seiner mehr südlichen Lage, andererseits auch seinen Grund darin haben mochte, dass es schon seit längerer Zeit die umwandelnde Kraft der Menschenhand erfahren hatte. Auch haben die Kelten trotz der Verwandtschaft mit den Deutschen einen sehr anderen Charakter als diese, wie sich denn dieser Unterschied bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Kelte ist gesellig, prachtliebend und zu heiterem Scherz geneigt. Der Deutsche dagegen langweilt sich nicht, wenn er allein ist, hat Sinn für Einfachheit und Tüchtigkeit und das Vergnügen ist nicht seine erste und zweite Frage. Ein französisches Schiff oder Kriegslager gegenüber einem deutschen macht diese Unterschiede am leichtesten deutlich: dort stehen die Zungen keine Sekunde still (Schweigen wäre dem Franzosen schlimmer als Cayenne, wäre der halbe Tod; darum war ihm die Redefreiheit auch noch nie beschränkt); jeder putzt sich möglichst heraus und wenn sich kein Theater bildet oder doch ein Ball stattfindet, so müsste ein Wunder geschehen. Hier, bei den Deutschen, gehts still her; jeder denkt zuerst an seine Pflicht und es müsste fast ein Wunder geschehen, wenn sich ein Theater bilden sollte und selbst ein Tanz wird nicht leicht unternommen.

So waren diese beiden Völker auch schon im Altertum verschieden, und die Schriftsteller haben dies nicht vergessen zu bemerken. Sie schildern die Prunksucht und Eitelkeit der Kelten, ihre Liebe zur bunten Tracht etc. und so haben diese denn auch jedenfalls eher daran gedacht, sich ihr Land wohnlich und angenehm zu machen, — denn für das Angenehme haben sie einen besonderen natürlichen Sinn — als der Deutsche, der indessen auf seiner Bärenhaut lag und hundertmal dieselben Unbequemlichkeiten ertrug, die ihn, da er sie ertragen gelernt hatte, wenig kümmerten. Es musste schlimm kommen, ehe er in seiner Lebensweise etc. etwas änderte. Ist es nicht in all unseren Lebensverhältnissen noch heute ebenso? Sind wir nicht noch immer besonders stark im Ertragen?

Was endlich das Land der Briten betrifft, so gilt von dem Süden, was von Frankreich gilt; der nördliche Teil dagegen, dessen Bewohner nur Fischfang und Jagd kannten, wird als rauh und wild geschildert. Wir haben es aber auch hier nur mit dem südlichen Teile Britanniens, etwa dem jetzigen England, zu tun, da von Schottland und Irland aus jener Zeit alle Nachrichten über die Tracht fehlen.

## B. Die Tracht.

Es haben sich in den Gräbern nicht nur steinerne und bronzene Werkzeuge, sondern auch Stückchen von Filz und wollenem Zeug gefunden, welch letztere einen unzweifelhaften Beleg bieten, zu welcher Geschicklichkeit es die damaligen „nordischen Barbaren“ bereits gebracht hatten. Die steinernen Überreste deutet man jetzt auf jene Zeit vor der keltischen, also noch mehr der germanischen Einwanderung, indem beide Völker mit der Bearbeitung der Metalle, die Kelten der Bronze, die Germanen sogar des Eisens, vertraut waren. Doch mögen immer, wie man ja heute ebensogut mit Stahl als mit Gänsefedern schreibt oder auf eisernen Bänken so gut als auf hölzernen sitzt, auch damals neben den bronzenen Geräten noch die früheren steineren in Gebrauch gewesen sein, wie sich denn auch beides nebeneinander zuweilen in einem Grabe gefunden hat. Ebenso auch Reste einer rohen Lederkleidung neben gewebten Stoffen.

Wie lange schon in England der Bergbau betrieben wurde, das leuchtet daraus ein, dass schon lange vor dem 5. Jahrhundert v. Chr. die Phönizier von dort das Zinn holten. Auch die Römer und wahrscheinlich auch die gallischen Kelten erhandelten es von dort. Auch Kupfer scheint man von dort ausgeführt zu haben und da in Norddeutschland beide Metalle damals noch nicht gewonnen wurden, so lässt sich als sicher annehmen, dass auch eine Handelsverbindung zwischen hier und England über die Nordsee hin bestanden habe.

Auch in Gallien war schon lange (vor dem Erscheinen der Römer daselbst) ein bedeutender Bergbau betrieben worden. Man förderte Eisen, Kupfer, Blei, Silber und sogar Gold zutage, und die Römer rügen die gallische Sucht, sich zu schmücken und mit goldenen und anderen Zierraten zu behängen.

## 1. Gewöhnliche Tracht.

Wir setzen diese hier der Priestertracht gegenüber als der einzigen Amtstracht, über welche bestimmte Nachrichten vorhanden sind. Sonst aber ist die gewöhnliche Tracht der genannten Völker auch zugleich ihre Kriegstracht und eine Hoftracht war ihnen damals noch vorbehalten.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Germanen Tierfelle

Bei den Germanen bestand dieselbe aus Tierfellen, die von einzelnen Stämmen nur roh umgehängt wurden (Tacitus nennt z. B. hier die dem Rhein anwohnenden Völkerschaften), bei den meisten aber zuvor weich gegerbt und den Körperformen angepasst wurden. Doch auch schon in der vorchristlichen Zeit verstanden sie es, Zeuge aus der Schafwolle zu fertigen, denn neben den Fellen dienten ihnen auch, besonders den höheren Ständen (den Freien), gewebte grobe Wollzeuge, die zu einem einfachen

Rock

ärmellosen Rock verarbeitet waren, der bis an die Kniee reichte (Taf. 20, 7). War dieser Rock aus Fellen gearbeitet, so soll er zuweilen mit Stückchen von anderem farbigen Pelz zur Verzierung besetzt gewesen sein.

Gurt

Ein Gurt schloss dies Gewand über den Hüften dem Körper eng an. Arme und Beine trug der Germane nackt und letztere wurden erst im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts nach und nach mit Hosen verhüllt.

Ein Überkleid wird nirgends erwähnt, denn der Mantel (Sagum), den Tacitus erwähnt, ist eben das einzige Kleid der Ärmeren, die übrigens nackt gingen. Ob Mantel oder Rock, war eben das Zeichen des niederen oder höheren Standes.

Frauenhemd

Die Frauen trugen ein langes ärmelloses Hemd, das auf der Seite bis zu den Hüften offen war (Taf. 20, 8). Wenn es im 1. Jahrhundert n. Chr. mit Purpursäumen geziert war, so mag das wohl schon eine Nachahmung der Gallier oder Römer gewesen sein, wie denn unter allen Zonen das Weib eher als der Mann fremde Tracht und Sitte nachahmt, wofür wir auch bereits mehrere Belege gegeben haben. Dies Gewand war aber aus den Gefässen des Hanfs gewebt, welcher die Germanen auf ihren Wanderungen überall hin begleitet zu haben scheint. Den Flachs bauten sie zuerst in Deutschland und viel später.

Wenn die römischen Darstellungen germanischer Frauen in der Tracht naturgetreu sind, woran man keinen Grund hat zu zweifeln, da dieselben wenigstens in nicht römischen Gewändern erscheinen, so war das Hemd ganz ähnlich dem jonischen Chiton und hatte auf der Achsel eine Spange zur Befestigung des Brust- und Rückenteils, und auch zuweilen einen Überschlag (Diploïdon) wie jener (Taf. 20, 8). Die Stammverwandtschaft der Germanen und Griechen wäre damit nicht nur in der Körperbildung und Sprache, sondern auch in der Tracht dargestellt.

Oberkleid

Über dieses Hemd scheinen die Frauen zuweilen noch ein Obergewand getragen zu haben, das aus einem viereckigen Stück Zeug bestand und auf der Schulter durch eine Spange gehalten wurde (Taf. 20, 8).

Gallier

Die Gallier gingen in völlig anderer Tracht. Ihre Kleidung bestand aus drei wesentlichen Stücken: Rock,

Rock

Hose und Mantel. Ersterer hatte Ärmel, die jedoch nicht immer bis zur Hand reichten (Taf. 20, 12), sondern auch bisweilen nur den Oberarm zum Teil bedeckten (Taf. 20, 2). Der Stoff dazu war aus Wolle und bunt gestreift (Taf. 20, 2 u. 10) oder gewürfelt (Taf 20, 12). Er reichte gewöhnlich bis ans Knie, bei den niederen Ständen hatte er oft nur die dürftigste Länge; noch zu Cäsars Zeit trugen viele nur einen Schurz. Bei einzelnen nördlichen Stämmen war der Rock vorn offen, bei allen übrigen scheint er bis an den Hals geschlossen gewesen zu sein.

Hose

Die Hosen waren lang und von mässiger Weite, der Stoff ebenfalls farbige Wolle (Taf. 20, 2, 10 u. 12). Eine Schnur hielt sie fest um die Hüften, sowie ein Gürtel den

Mantel

Rock ebenda fest anschloss. Der Mantel bestand auch aus buntgewürfeltem Zeug und zwar, wie es nach den Abbildungen scheint, aus zwei Stücken, die durch Spangen auf den Schultern festgehalten wurden (Taf. 20, 2 u. 12). Auf diese Weise hatte der Gallier beide Arme frei. Den Jahreszeiten gemäss scheint der Mantel im Sommer leichter, im Winter dichter gewesen zu sein; auch trugen manche nördlichen Stämme denselben aus friesartigem Stoff.

Südgallier

Die südlichen Gallier dagegen, besonders die an der Grenze von Italien wohnenden, hatten sich sehr bald der römischen Tracht unterworfen, aber dieselbe freilich nach ihren Verhältnissen umgewandelt. So finden wir bei ihnen

Toga

die Toga statt des Schultermantels und ein Gewand von

Schurz

den Hüften bis zur Erde, also einen langen Schurz, welcher zugleich Rock und Hose vertrat (Taf. 20, 1). Dabei blieb natürlich der Oberkörper, soweit ihn nicht die Toga verdeckte, nackt.

Briten

Die Briten stimmten ziemlich genau mit den Galliern in der Tracht überein und gilt also auch von ihnen dasselbe, was von diesen gesagt worden ist.

Frauenhemd

Die Frauen beider Nationen gingen in einem langen weiten Hemd mit halblangen Ärmeln, das meistens auch aus gewürfeltem Zeug bestand (Taf. 20, 11) und wohl erst durch römischen Einfluss aus einfarbigen Stoffen verfertigt wurde (Taf. 20, 5 u. 6).

Mantel

Über diesem Gewand trugen sie ursprünglich einen Mantel, der mit einer Spange auf einer Schulter oder auf der Brust geschlossen war (Taf. 20, 11); von britischen Frauen ist es auch nachweisbar, dass sie, wahrscheinlich auch erst infolge des römischen Einflusses, über dem Hemd ein kürzeres Übergewand trugen, das nur bis an die Kniee reichte und ziemlich eng war (Taf. 20, 5 u. 6).

Gallier Harnisch

Im Kampfe fügte der Gallier zu den bereits genannnten Kleidungsstücken häufig noch einen Brustharnisch,

der aus Leder oder aus kleinen auf Leder befestigten Erzplatten bestand und nicht selten auch die bei den Griechen erwähnten Flügel hatte, die ebenfalls aus Erz oder Leder bestanden (Taf. 20, 10). Den Körper überhaupt schützte Schild ein grosser 1,50—1,80 m hoher Schild (Taf. 20, 2), der aussen mit allerlei Zeichen verziert war.

Die Briten trugen keine Panzer und nur kleine Schilde.

### b) Kopfbedeckung.

Gallier Helm Zur Schlacht schritt der Gallier im Helm (Taf. 20, 10), der Brite und Germane ohne solchen, kaum mit einer einfachen Mütze bedeckt (Taf. 20, 7). Der gallische Helm war aus Erz und trug gewöhnlich irgend ein Zeichen, bald einen Vogel, bald nur Flügel, bald Hörner und dergleichen mehr, jedenfalls als ein Schreckmittel gegen den Feind angesehen.

Im gewöhnlichen Leben scheint der Gallier, Brite und Germane im blossen Kopfe gegangen zu sein. Auch findet Haar sich bei allen eine besondere Pflege des Haares. Der Gallier gewöhnte sich das Haar durch allerlei künstliche Mittel so, dass es von der Stirn aufsträubte und in den Nacken fiel (Taf. 20, 2 u. 12). Zugleich war er bemüht, durch Anwendung von Seifen, die ja bis nach Rom ihren Weg fanden, es glänzend zu machen und ihm eine hellere Farbe zu geben; man liebte den Goldglanz.

Bart Den Bart liess der Gallier dicht und voll wachsen. Wenige rasierten alles weg (Taf. 20, 10), Vornehme öfter den Backenbart. Meistens aber mussten die Lippen von einem mächtigen Knebelbart überschattet werden (Taf. 20, 2 u. 12).

Auch hierin stimmten die Briten mit ihnen überein.

Germanen Haar Die Germanen bedienten sich zur Zeit der ersten Kaiser ebenfalls einer Seife, womit sie das Haar heller und goldglänzender machten. Auch sie liessen es lang wachsen, denn kurzes Haar war das Zeichen des Sklaven Bart (Taf. 20, 7). Der Bart blieb ebenfalls unberührt und wurde für eine dem Manne notwendige Zierde angesehen (Taf. 20, 7).

Frauenhaar Von der Haartracht der Frauen ist nur wenig Bestimmtes zu sagen. Die germanischen trugen es meistens von der Stirn nach hinten gekämmt und dort in einen Knoten verschlungen, die Enden frei flatternd (Taf. 20, 8). Die britischen Frauen trugen es entweder ganz offen und frei, wie die Männer (Taf. 20, 11), oder im Nacken zu zwei Zöpfen verflochten. Seit dem Umsichgreifen des römischen Einflusses kam es dann auch wohl vor, dass einzelne Frauen ihr Haar zu Locken formten und dergleichen mehr (Taf. 20, 5). Ebenso darf man voraussetzen, dass es bei den gallischen Frauen der Fall gewesen sei. Dass sie eine grosse Aufmerksamkeit auf ihr Haar verwendeten, geht schon unzweifelhaft aus der grossen Zahl der verschiedensten Haarnadeln hervor, die sich in den Gräbern gefunden haben.

### c) Fussbekleidung.

Ganz ohne dieselbe ging der germanische Mann (Taf. 20, 7), dagegen zeigt die römische Darstellung der Thusnelda diese mit einer Art Schnürschuhe (Taf. 20, 8), Schuhe wobei der Riemen das sehr niedrige Seitenleder von allen Seiten gleichmässig nach dem Spann hinaufzieht. Die Sohle des Schuhes erscheint dabei auffallend dick.

Die Gallier dagegen, und mit ihnen die Briten, scheinen sich, vielleicht mit Ausnahme der niedersten Stände, immer, sowohl Männer als Frauen, der Schuhe bedient zu haben. Diese gehen teils hoch hinauf (Taf. 20, 2 u. 11), teils haben sie einen (Taf. 20, 12) oder auch zwei (Taf. 20, 10) Ausschnitte auf dem Spann, um das Anziehen zu erleichtern. Ja sogar Stiefeln scheinen ihnen Stiefeln nicht unbekannt gewesen zu sein, wenn sie auch nur von wenigen getragen wurden oder werden durften (Taf. 20, 3). Die Fussbekleidung war aus Leder und man gab ihr allerlei Farben, wie gerade der Zweck des Trägers es erforderte. Die im südlichen Gallien auf einige Zeit um sich greifende Romanisierung hatte auch die Schuhe gleichzeitig dort verbannt (Taf. 20, 1).

### d) Schmuck.

Wir gedenken hier zunächst einer sehr uranfänglichen Verzierung des Körpers, die sich freilich nur bei den in Schottland hausenden halbwilden Völkern jener Zeit vorfand und darin bestand, dass sie eine blaue Farbe in die dem Körper eingeritzten Linien einrieben. Es wäre möglich, dass der Name Picten sich so erklärte.

Ihre Nachbarn jedoch, die Briten, schmückten sich Briten mit Spangen oder Ringen um Hals, Hüfte und zuweilen Ringe auch um die Hand- und Fussgelenke. Dieselben waren meistens aus Eisen und nur bei den Vornehmsten aus Gold oder Silber (Taf. 20, 11). Reiche Frauen trugen auch wohl goldene Ketten um den Hals, geringere begnügten Ketten sich mit Ringen aus unedlem Metall (Taf. 20, 6). So berichtet Dio Cass., dass Boadicea (Taf. 20, 11), Königin der Irener*) um 100 n. Chr., eine schwere goldene Kette auf ihrem gewürfelten Kleide getragen habe.

Weit verbreiteter waren goldene Zieraten bei den Galliern, wie denn diese überhaupt in allen Stücken das Gallier am meisten im Luxus vorgeschrittene unter den drei Völkern waren. Sie trugen goldene Halsringe (Taf. 20, 12), goldene Armspangen, Bänder um die Handgelenke und, Ringe wie dies auch die Briten taten, einen Ring am Mittelfinger.

Eine grosse Mannigfaltigkeit haben die Gallier in den Formen ihrer Kleiderspangen dargelegt, denn die in Spangen den Gräbern auch in Deutschland vorgefundenen Schmucksachen aus Bronze und Gold gehören keineswegs gerade den Deutschen zu, sondern mögen wohl grösstenteils aus der vorgermanischen Zeit Deutschlands stammen, d. h. aus einer Periode, wo noch die Kelten das Land inne hatten. Neben gewöhnlichen geraden und gebogenen Nadeln mit oft schön verzierten Köpfen finden sich besonders viele sich zum Ring schliessende und noch mehr Spangen von

*) Ihr Reich mochte nach den erhaltenen Nachrichten etwa das heutige Norfolk und Suffolk, Cambridge, Huntingdon und Bedford umfassen. Sie führte ihr Volk zum Befreiungskriege gegen die Römer.

Haarnadeln

der Form der heutigen Brosche vor. Auch die Haarnadeln sind von allerlei Gestalt und meist mit Verzierungen bedacht, nicht minder die sicher zum Schmuck des Haares verwandten Diademe, die zum Teil geschlossene Ringe bilden, zum Teil nur Halbkreise sind.

Ketten

Halsketten aus Steinchen und dergleichen finden sich oft; sie bestanden zum Teil aus vielen Strängen.

Die Fingerringe hatten häufig die Form einer Spirale.

Germanen

Von einem Schmuck der Germanen kann kaum die Rede sein, da dieselben fast ganz ungeschmückt gingen.

Armringe

Armringe, welche einzelne Stämme trugen, waren nicht einmal aus Bronze, sondern aus Knochen oder Eisen (Taf. 20, 7). Die Frauen, welche solche aus Bronze oder Gold trugen, mögen sie wahrscheinlich von den Kelten oder Römern sich verschafft haben.

Wir müssen hier noch eines Schmuckes erwähnen, der sich in germanischen Gräbern öfters vorgefunden hat,

Kronen

nämlich Kronen aus Bronze oder Kupfer (Taf. 6, 16), die meist aus einem einfachen, oben mit niedrigen stumpfen Zacken besetzten Ringe bestehen. Am Stirnende erscheint bisweilen eine höhere und eigentümlich ausgebildete Spitze. Mit und neben ihnen, also unzweifelhaft als zweites Attribut der Herrscherwürde, finden sich metallene

Hämmer

Hämmer, die wegen ihrer Leichtigkeit wohl nicht zu Waffen gedient haben können, sondern nur als Zeichen der Macht getragen wurden (Taf. 6, 11 u. 12). War doch auch der Hauptschmuck des Kriegsgottes Thor der Hammer, sein Mjöllner.

### 2. Priestertracht.

Germanen

Bei den Germanen war dieselbe sehr einfach und bestand nur aus einem weissen Leinenkleid, das weit und lang war. So gingen die Priester und ganz ähnlich auch die bei den Opferungen beschäftigten heiligen Frauen. Auch sie trugen ein weisses Leinengewand, das um die Hüften durch einen ehernen Gürtel gehalten wurde, darüber einen Mantel, ebenfalls aus Leinwand, der auf der Schulter mittels einer Spange befestigt war.

Gallier und Briten

Bei den Galliern und Briten war das Priestertum weit ausgebildeter als bei den Germanen, und so gab es denn bei ihnen auch eine bestimmte Rangordnung der Priester, weil diese für sich eine abgeschlossene Kaste

Druiden

bildeten. Die sogenannten Druiden wussten sich eine so günstige und mächtige Stellung zu verschaffen, dass selbst die Könige vor ihnen zittern mussten. Auch umgaben sie ihr Amt mit mehr Gepränge und, was ihnen das Wichtigste war, mit mehr geheimnisvollem Dunkel als die Germanen. Auch bei ihnen gab es heilige Frauen und auch sie verwalteten, wie die germanischen Priester, zugleich das Amt der Friedensrichter.

Die Ober- oder Erzdruiden trugen ein langes Untergewand und ein sehr weites Oberkleid mit langen Ärmeln oder statt dessen einen Mantel, den sie entweder gleichmässig auf beide Schultern (Taf. 20, 4) oder so umnahmen, dass er auf der einen Achsel befestigt war (Taf. 20, 9). Sie trugen beim Opfer einen Eichenkranz (Taf. 20, 9), bei richterlichen Vorgängen ausserdem ein Diadem, das, wie auch die übrigen metallenen Zierraten, aus Gold war (Taf. 20, 4). Diese letzteren waren ein kurzes Zepter (Taf. 20, 9), eine goldene Sichel (ebenda), womit die Mistel geschnitten werden musste, beide bei priesterlichen Handlungen notwendig; dagegen bei richterlichen einen Halsschmuck, der als ein Halbkreis vorn über die Brust von einem Ohr zum anderen reichte und dort beiderseits in zwei schneckenförmig gewundenen Scheiben endigte (Taf. 20, 4). Ein solches Brustschild, Jodhain Morian genannt, wurde in Limerick gefunden und soll etwa aus dem Ende des 1. Jahrhundert n. Chr. stammen. Es galt der Glaube, dass bei falschem Urteil diese Brustplatte den Nacken des Richters heftig erschüttere.

Am ersten Finger der rechten Hand trug der Oberdruide einen Ring, am mittleren ebenfalls einen, dieser hiess der Ring der Eingebung. Der Gürtel, welcher das Untergewand hielt, trug vorn eine geschliffene Krystallplatte (Taf. 20, 4), welche als Brennglas zum Anzünden des Opferfeuers gedient haben soll. So seltsam dies klingt, so ist es doch, wenn man die übrigen Steinarbeiten jener Zeit mit ihrer feinen Politur sieht, keineswegs unglaublich, und da es auf die rohe Volksmenge sicher einen tiefen Eindruck machen musste, wenn die Priester ohne die gewöhnlichen Mittel Feuer erzeugten, so konnte es diesen nur höchst willkommen sein, dergleichen Künste zu kennen. Und dass sie im Besitz, und zwar im ausschliesslichsten, aller wissenschaftlichen Kenntnisse waren, ist gewiss. Jeder Barde musste als notwendige Vorstufen zum Priestertum

Barden

die Sprache und Schrift kennen, in der Astronomie und Medizin gebildet sein und dergleichen mehr. Nur nach und nach gelangte der Lernende von einer Stufe zur anderen. Die unterste Klasse, die sogenannten Barden, trug braune, die folgende grüne Gewänder, die obere Klasse, die Druiden, grün und weiss oder dem ähnlich gestreifte (Taf. 20, 3) und nur die Oberdruiden ganz weisse. — Alle mussten

Haar und Bart

das Haar scheren und den Bart wachsen lassen (Taf. 20, 3, 4 u. 9). Erinnert nicht auch dieses, wie so manches Vorhergehende, an ähnliche Bestimmungen der römischen Kirche? Die Druiden können dies nicht nachgeahmt, wohl aber den späteren als Muster gedient haben.

Die heiligen Frauen, welche bei den religiösen Handlungen dienten, trugen ebenfalls lange Gewänder, doch lässt sich über die Farbe bis jetzt nichts bestimmtes aussprechen.

## C. Geräte.

Das meiste, was uns von solchen übrig geblieben, liesse sich allerdings auch unter der Überschrift „Waffen“ zusammenfassen, denn von dem Hausgerät der nordischen Völker sind uns mit Ausnahme der Gefässe nicht einmal Nachrichten, viel weniger Überreste geblieben. Sie gaben ihren Toten vor allem das zum Kampfe Notwendige mit, also Waffen, denn Kampf war die Aufgabe ihres Lebens, wie sie auch — nur immer in anderem Sinne — die eines jeden Lebens ist.

Es finden sich in den Gräbern Schwerter, Lanzen, Messer verschiedener Gestalt, Schilde, Hämmer und Äxte vor. Daneben fehlen nicht Pferdegeschirre, Helme, Panzerstücke und, wie wir deren schon erwähnten, auch Herrscherzeichen: Kronen und Zepter.

Germanen

Bei den Germanen sind Schwerter ursprünglich eine Seltenheit, ebenso wie Helme und Panzer nur von den

Lanze

Herzogen getragen wurden. Auch die Lanze war meist kurz, weil es des Deutschen Ehre erforderte, dem Feind nahe auf den Leib zu gehen. Unsere heutigen Schusswaffen sind also der deutschen Art zuwider, dagegen Bajonett und Säbel ihr entsprechend. Die gewöhnliche deutsche Lanze, die Framea, war kurz und hatte eine eiserne Spitze; sie konnte auch als Wurfspiess benutzt werden und wurde sowohl von den Reitern, als von den Fusstruppen getragen.

Schild

Ihre Schilde waren aus Holz oder aus Weidenruten geflochten und bunt angestrichen. Dass bei den Germanen neben den eisernen Waffen auch bronzene und sogar noch steinerne, also aus der vorkeltischen Zeit, im Gebrauch waren, ist dadurch ausser Zweifel gesetzt, dass beiderlei sich neben ihnen oft in einem und demselben Grabe finden.

Diese Steinwaffen, zum Teil Lanzenspitzen (Taf. 6, 4 u. 5), zum Teil Messer, Hämmer und Äxte (Taf. 6, 1—3) sind meistens aus Feuerstein geschlagen. Wer jemals eine Sammlung nordischer Altertümer gesehen, der wird gewiss die Geschicklichkeit bewundert haben, mit welcher jene Völker sich ein so unschmiegsames Material dienstbar zu machen wussten. Auch Sägen aus Feuerstein finden sich, und diese wie die Messer sollen den eisernen wenig nachgeben.

Gallier, Schwert

Den Galliern und Briten eigentümlich sind die Bronzewaffen. Hier tritt zuerst das Schwert auf. Auch die Axt gewinnt hier eine freiere Form, da der Stoff nachgiebiger ist (Taf. 6, 6). Dass man auch die Spitzen der Lanzen aus Bronze formte, versteht sich fast von selbst

Messer

(Taf. 6, 18 u. 19) und ebenso, dass die Messer nun leicht in jeder Grösse und Form hergestellt wurden (Taf. 6, 13—15 u. 17).

Diese letzteren staken zum Teil in einer Scheide aus Leder oder Bronze (Taf. 6, 15) und wurden dann wohl besonders als Waffen, als Dolche gebraucht (Taf. 6, 13—15), oder sie waren ganz ohne Scheide, weil sie Handwerkszeug waren (Taf. 6, 17). Bei beiden Arten waren die Griffe oft schön verziert. Noch mehr gilt dies von den Schwertern (Taf. 6, 7 u. 8). Hier waren die Griffe, denen übrigens ein Stichblatt oder auch ein Querstück fehlte, mit allerlei Figuren, Knöpfen am Ende, zierlichen Drahtgeflechten und dergleichen verschönert. Die Klinge war meistens zwischen 60—90 cm lang, zweischneidig und lang zugespitzt. Es finden sich ebensowohl welche, die, den griechischen ähnlich, nach der Mitte hin breiter wurden (Taf. 6, 7), als auch solche, die vom Griff nach der Spitze zu allmählich an Breite abnahmen (Taf. 6, 8).

Gefässe

Gefässe verschiedener Form aus Ton und aus Metall, mit und ohne Henkel, sind noch in grosser Anzahl vorhanden.

Ausserdem finden sich noch in den Gräbern Geräte

Ackergerät

vor, welche die Form eines Keils haben, dessen beide Längsseiten einander zugebogen sind, und welche zwischen sich eine Höhlung haben nach unten, — oder an dessen stumpfem Ende eine Öffnung querdurch sich befindet in die, wie in die Höhlung, ein Stiel gesteckt werden musste. Ich halte dieselben für Ackergeräte, die wie unser Spaten und unsere Haue benutzt wurden.

Die Schilde aus Bronze, welche man noch findet (von

Schild

den anderen war schon die Rede) sind meist kreisrund und oft mit vielen Buckeln versehen oder mit Nägeln reich beschlagen (Taf. 6, 9). In England hat man zuweilen längliche, viereckige Schilde, an den Ecken abgerundet, ausgegraben (Taf. 6, 10), über welche von oben nach unten eine schöne Verzierung, ebenfalls aus Bronze, befestigt war, die wohl gleichzeitig einen besseren Halt geben sollte.

In Deutschland haben sich auch bronzene, zierlich gewundene Trompeten gefunden, doch ist ihre Zahl nicht

Trompete

gross. Ausserdem ist von musikalischen Instrumenten nichts entdeckt worden und wird es wohl auch schwerlich werden. Doch lässt sich vermuten, dass die Kelten Harfen und Zithern kannten.

So begannen drei Völker ihre Entwicklung, die vereint heute allen Bewohnern der Erde in jeder Hinsicht überlegen sind. Die Römer hätten nun und nimmer für möglich gehalten, dass die nordischen Barbaren, denen sie ihr Joch auflegten, und welche sie scharenweise im Triumphzuge durch die Strassen ihrer Stadt schleppten, dereinst eine Kulturstufe erreichen könnten, von der sie in ihren kühnsten Träumen keine Ahnung hatten. Was würde Augustus, der Weltherrscher, gesagt haben, wenn er eines Tages im Golf von Neapel die britische Flotte hätte sehen können, die z. B. 1861 mit 700 Kanonen dort vor Anker lag! Das wäre ein Zweig vom Baume gewesen: Augustus sah nur die Samenkörner.

# XI. Die südeuropäischen Völker

## am Schlusse des Altertums.

**(Römisch-christlich.)**

(Taf. 21. Hier sind Herbe, Ferrario und Wagners Trachtenbuch als Quellen benutzt worden: die Farben sind nach den beiden ersten gegeben. Der Text ist zum Teil nach diesen, zum Teil nach dem Werke von Malliot-Martin: Recherches sur les costumes etc. des anciens peuples — bearbeitet worden.)

### A. Einleitung.

Wir kehren hier noch einmal zu Griechen und Römern zurück, ehe wir die erste grosse Periode der Menschengeschichte schliessen. Wir stehen hier in der Zeit des

Übergangs aus dem alten Völkerleben in das neue, wie es durch die Völkerwanderung und den Untergang des römischen Weltreichs durch die germanischen Stämme sich bildete. Es treten ganz neue Elemente wirksam auf, und wie sie den Sturz der bisherigen Einrichtung herbeiführen, werden sie in buntester Vermischung die Faktoren einer neuen Welt. Das wichtigste darunter ist das germanische Wesen nach allen seinen Eigentümlichkeiten. Ein zweites in Europa neu auftretendes ist das Judentum, wie es sich durch die christlichen Priester nach und nach ausbreitete. Wir meinen hier nicht die jüdische Lehre, obwohl auch von dieser weit mehr dabei ist als man immer zugeben will, sondern den jüdischen Ritus, insoweit er in den christlichen übergegangen war. Denn es wird hoffentlich mehr und mehr erkannt werden, dass ein eigentlich christlicher Ritus von dem Stifter der Religion gar nicht festgesetzt worden ist, dass also alles, was die ersten Gemeinden dahin gehöriges hatten, von dem Judentum herübergenommen war. Um noch deutlicher zu reden: der Pentateuch gibt aufs Genaueste die Vorschriften für einen israelitischen Kultus bis auf die Knöpfe und den Besatz am Rock etc. (s. 3. Mose) — wo aber wäre im Neuen Testamente auch nur eine Spur solcher Vorschriften? Trotzdem finden wir schon im 3. Jahrhundert eine ganz bestimmte Tracht der christlichen Priester, aber eine kurze Betrachtung genügt, ihre Abstammung und Herleitung aus der jüdischen Priestertracht bis auf einzelnes, das den Griechen und Römern nachgeahmt war, nachzuweisen.

Ein drittes, freilich schon vorhandenes Element war das Römertum und das in demselben aufgegangene Griechentum. Daneben erscheint jetzt auch durch die Römer manches Orientalische, und da die Germanen und Kelten mit den Persern manches gemein hatten, wie die Juden mit den Ägyptern und Persern, so berührt sich nun in den nordischen Völkern, als sie christlich wurden, z. B. Persisches mit Persischem; der Ring schliesst sich. Ein ungeheurer Gährungsprozess der asiatischen, nordafrikanischen und europäischen Welt geht vor sich. Alles strömt und stürmt durcheinander, zwei, drei Jahrhunderte lang. Dann setzt sich's; es klärt sich langsam; die alte Zeit ist vorüber: eine neue Welt ist entstanden. In dieser Übergangszeit stehen wir eben jetzt mit unserer Betrachtung.

Quellen sind hier römische Schriften und Monumente.

Über den Wohnsitz der zu berührenden Völker ist in früheren Abschnitten gesprochen, hier wollen wir nur noch bemerken, dass schon jetzt in den Städten sich die ersten Spuren zeigen von dem Absterben jener Eigentümlichkeit der Trachten des Altertums, nämlich der, dass sie durch den Wohnsitz des Volkes genau bestimmt werden. Heute ist davon, natürlich wieder nur in den Städten, gar keine Rede mehr, soweit europäische Völker die Erde bewohnen. In New-Orleans, in der Kapstadt, in Petersburg und in Rom tragen die Bewohner eine und dieselbe Tracht. Auf dem Lande jedoch gilt jenes alte Gesetz fort und fort. Jedes Tal in ganz Deutschland hat seine eigene Bauerntracht, ist es gross, seine Trachten.

Was die Geschichte dieser Zeit betrifft, so sind die Begebenheiten bekannt genug, nur möchten wir dem einen Irrtum, dem weit und lange genug verbreiteten, begegnen, dass es das Christentum sei, welches die alte Ordnung zertrümmert und die neuen Reiche begründet habe. Dem widerspricht jede Forschung. Waren die Leibeigenen der Klöster eine christliche Einrichtung? Waren es die barbarischen Gesetze des Mittelalters, gegen welche die berühmte Carolina mit ihren glühenden Zangen, Scheren, ihrem Rad und allen Folterwerkzeugen durch ihre grosse Milde abstach? Auch möchte die Geschichte der amerikanischen Länder wohl lehren, welchen Umschwung das Christentum, wie es nun einmal gehandhabt wird, in ein Volk zu bringen vermag.

Die angeborene Natur eines Volkes ist es, welche das meiste wirkt, wie denn auch beim einzelnen die Geburt das Beste tut. Wären die Staaten nach Christi Lehre gebaut gewesen, sie hätten wohl anders aussehen müssen, und auch von den heutigen Staaten liesse sich das hier und dort sagen.

## B) Die Tracht.

Die unendliche Vermischung der verschiedensten Elemente aus allen Ländern in West und Ost macht es oft sehr schwer, sowohl den örtlichen Ursprung als die Bedeutung und Entstehung einer oder der anderen Eigentümlichkeit in der Tracht dieser Zeit nachzuweisen.

Im allgemeinen lässt sich sagen, dass die charakteristischen Merkmale derselben mehr und mehr verschwinden und sich in einer gewissen Eintönigkeit auflösen, indem gleichzeitig die Tracht mit den Sitten weichlicher wird. Der Putz und die Prunksucht — der Orient! — hat die Überhand gewonnen über den guten Geschmack und die Gesetze der Nützlichkeit und Schönheit. Das utile samt dem dulce war geflohen vor dem Streben zu glänzen, und wie wir bei den Gerüten der Römer erwähnt haben, dass man etwas darin suchte, zentnerschwere Silberschüsseln zu haben, so ging gleichzeitig der Kunstwert derselben abwärts. Wo immer im Kulturleben eine Wirkung durch die Masse, durch die grosse Zahl und dergleichen erzielt wird, da kann man sicher sein, dass die Kunst wenig dabei zu tun hat. Dies gilt von der Architektur bis zur Musik hinauf; ein Monstre-Konzert ist eben ein Monstrum — also kein Kunstwerk. Auch ein römisches Tiergefecht im Amphitheater war keins.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Die Toga ist nicht mehr! Dieses so eigentümliche römische Gewand ist zu den Altertümern gelegt. Auch das Himation ist nicht mehr! Das alles war dem verweichlichten Sinn zu unbequem geworden und dem entkräfteten Körper nicht warm genug.

Eine einzige Darstellung etwa aus dem Jahre 370 ist mir bekannt, auf welcher ein Römer wieder die Toga

trägt, doch möchte es kühn sein, daraus zu schliessen, dass zu jener Zeit die Männer wieder die Toga getragen hätten, da aus derselben Zeit Darstellungen in Menge vorhanden sind, die keine Spur davon, sondern an ihrer Stelle immer die Trabea zeigen. Entweder war es also Laune des Präfektor Probus (von dessen Bild eben die Rede war), sich gegen die Gewohnheit seiner Zeit in der Toga darstellen zu lassen — denn sicherlich gab es auch in Rom wunderliche Käuze genug —, oder des darstellenden Künstlers, der ihn so abbildete. Mehr möchte ich mir nicht erlauben, daraus zu folgern. Der grosse Kurfürst hat gewiss nie solche Kleidung getragen, wie seine Statue auf der langen Brücke in Berlin, weit eher noch könnte Probus wirklich die Toga getragen haben.

Tunika

Alle übrigen Abbildungen aus jener Zeit zeigen aber, dass die Männer eine Tunika mit langen Ärmeln trugen, die meistens nur bis an die Kniee reichte (Taf. 21, 8 u. 11), und, nach den verschiedenen Ständen, bald aus feinerem, bald aus gröberem Wollenstoff bestand. Bei feierlichen Gelegenheiten war dieselbe lang bis auf die Füsse, ebenso bei einigen Ämtern. So trugen z. B. die Totengräber in den Katakomben zu Rom eine lange dunkelfarbige Tunika (Taf. 21, 1). Die Figur in der Tafel ist nach den Katakomben von St. Calixt gezeichnet und trägt dort das auf der Schulter und an dem untern Saum angebrachte Zeichen der ersten Christen, zwei sich kreuzende, eigentümlich gebrochene Linien (s. d. Tafel). Diese Tunika ist auffallenderweise ungegürtet. Sonst aber fehlt der Gürtel auf den Abbildungen jener Zeit fast nie (Taf. 21, 7, 8 u. 11), und zeigt bei den Vornehmen oft höchst kostbare Verzierungen aus Perlen und dergleichen.

Trabea

Über der Tunika wurde der Mantel oder die Trabea getragen (Taf. 21, 8 u. 11), welche bald auf der rechten Schulter, bald auf der Brust mit einer Spange verbunden wurde. Dieselbe bestand um diese Zeit öfter aus gemusterten Stoffen (Taf. 21, 11), weil solche beliebt waren. Bei Vornehmen waren die Kanten mit Gold eingefasst, auch Goldfiguren in das Zeug eingewebt.

Schärpe

Auf dem Triumphbogen des Konstantin erscheinen viele vornehme Römer mit einem eigentümlichen Gehänge, einer Art Schärpe um die Schultern, das etwa handbreit ist und von der linken Schulter zur rechten Hüfte geht. Es liegt über der Tunika. Manche Figuren tragen dabei ein Obergewand, das aber weder Toga noch Trabea ist, sondern wahrscheinlich eine zweite sehr weite, etwas kürzere Tunika ohne Ärmel darstellen soll. Dabei liegt die Schärpe über diesem Oberkleid, und zwar erscheint dieselbe als ein voller geschlossener Ring ohne Schleife oder dergleichen. Wie nun die römische Tracht der Vornehmen zu diesem seltsamen Umhang gekommen ist, lässt sich nicht mehr nachweisen. Die Lage der Schärpe entspricht den Linien, welche früher die Toga zwischen dem rechten Arm und der linken Schulter beschrieb. Sollte es etwa an dieses alte Kleidungsstück erinnern? Wir haben ähnliche Zusammenschrumpfungen der grössten faltenreichen Gewänder noch zu erwähnen, wie z. B. aus dem Pallium, dem Mantel der Erzbischöfe, nach und nach ein blosses Band wird, oder wie aus dem Talar der protestantischen Geistlichen binnen zwei Jahrhunderten ein Streifen Seidenzeug wird, der, auf dem Rücken angeheftet, noch heute bei den Kirchendienern, vor 50 Jahren noch bei den Geistlichen sich findet und im Volksmunde den bezeichnenden Namen „Schwalbenschwanz“ führt.

Es fehlen zur vollständigen Erklärung auch hier die Übergangsstufen zu jener Schärpe, die, wie die Abbildungen lehren, nicht selten gestickt war. Es lässt sich übrigens sicher annehmen, dass sie sonst einfarbig war und wahrscheinlich eine auffallende Färbung in Purpur hatte, wenn sie nicht vielleicht ganz weiss war als Erinnerung an die Toga. Dass die Vermutung des etwaigen Ursprungs oder der Bedeutung dieser Schärpe übrigens mehr als blosse zufällige Idee ist, dafür nur noch die Bemerkung, dass manche Abbildungen auch am Bogen des Konstantin eine Verlängerung dieser Schärpe zeigen, die vorn hinabreicht, also das vordere gerade hinabhängende Stück der Toga vertreten könnte. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, dass ich dieses Gewandstück nicht vor Konstantin gefunden habe, wie andererseits, dass sich aus dem Jahre 420 Abbildungen von Konsuln finden, die als Auszeichnung ihres Standes eine ganz ähnliche, meist sehr lange, gestickte Schärpe um die Schultern tragen und zwar in derselben oder ganz ähnlichen Lage, wie einst die Toga getragen wurde. Hier liegt es noch viel näher, dieses Band als den Stellvertreter der Toga zu betrachten. Aus noch spät er Zeit zeigt das Bild Leo I. (um 490), dass diese Schärpe damals wiederum anders umgeschlagen wurde, doch bleibt die Hauptrichtung von der rechten Hüfte zur linken Schulter auch hier deutlich zu erkennen. In derselben Weise trugen auch spätere Kaiser diesen Schmuck, so z. B. Tiberius Konstantin (um 580), obwohl daneben auch Bilder von diesem existieren, wo das Gehänge, bald wieder als ein einfacher Ring wie zu Konstantins Zeiten, bald als sich auf der Brust kreuzend erscheint. In dieser letzten Form erscheint die Schärpe nun zumeist, zuletzt bei Konstantin VIII. (870). Von da an wird sie auf dem Oberkleid befestigt als Besatz und verwandelt sich so aus einem selbstständigen Kleidungsstück in eine Verzierung eines anderen. Es dauert also, wie ich diese Schärpe auffasse, dieselbe ungefähr ein halbes Jahrtausend, von 370 bis 870. Sie war ursprünglich eine Tracht der Vornehmen, in der späteren reicheren Gestalt scheint sie nur von den Konsuln getragen worden zu sein; wenigstens haben wir keine Abbildungen von anderen, die sie trügen. War es doch der Toga ähnlich ergangen. Ursprünglich die gewöhnlichste Tracht, die es in Rom gab, bis auf den gemeinsten Mann hinunter, blieb sie später durch den Gebrauch nur den Konsuln im höchsten Ornat vorbehalten, als sie im übrigen Leben längst verschwunden war. So mag wohl jene Schärpe eine verkleinerte Auffrischung oder Verjüngung der Toga haben darstellen sollen, denn als jene aufkam, war diese bereits verschwunden. Die letzte Toga als gewöhnliches Kleid des Römers (als besonderes Staats-

kleid kommt sie, wie schon erwähnt, noch viel später vor) habe ich bei den Gestalten der Trajanssäule gefunden; auf dem Triumphbogen des Septimius Severus (um 200) findet sich keine mehr. Auch schon auf jenem Denkmale ist sie selten. — Wir gehen zu der Tracht der Römerinnen in jener Zeit über.

Frauentracht Tunika

Die Frauen trugen jetzt nur noch eine lange Tunika mit engen langen Ärmeln. Dieselbe ist bei den unteren Ständen meist farbig (Taf. 21, 2), bei den höheren oft weiss (Taf. 21, 10), oft auch aus buntem gemusterten Zeug (Taf. 21, 12), oder mit Stickereien verziert (Taf. 21, 9). Über derselben trugen Frauen der unteren Stände gleich den Mantel, so dass man auf den Denkmälern des 3. und 4. Jahrhunderts Männer und Frauen aus dem Volke oft kaum unterscheiden kann. Vornehme Frauen trugen über der ersten noch eine zweite Tunika (Taf. 21, 9 u. 10), welche weite Ärmel hatte und bisweilen nur etwas über die Kniee reichte (Taf. 21, 9). Auf dieser wurde dann erst der Gürtel angelegt, der bei den Reichen aus Gold bestand und mit Steinen und Perlen geschmückt war (Taf. 21, 10). Wer nur eine Tunika trug, gürtete diese (Taf. 21, 12).

Mantel

Ärmel

Achselstreifen

Eigentümlich sind auch hier zwei bunte Streifen von Zeug oder Stickerei, die von den Achseln bis auf die Füsse reichen und auf der obersten Tunika aufgesetzt sind, ähnlich einem Bande, das um den Nacken gelegt ist und bis zur Erde reicht (Taf. 21, 3, 9, 10 u. 12). Es sollen diese Streifen nicht, wie zur Zeit Ludwig XIV. oder wie in neuerer Zeit (1857), ein Untergewand vorspiegeln, das durch das geteilte Obergewand hindurch sichtbar ist, sondern hier bei den Römern sind und sollen sie ein Band darstellen, das um den Hals gelegt ist und vorn frei hinabhängt. Wahrscheinlich ist es, dass die römischen Frauen zuerst auch ein wirkliches Band umlegten und dass sie erst später dasselbe, vielleicht um sein Verschieben und dergleichen zu verhindern, auf dem Gewand als Besatz befestigten.

Diese Streifen sind zuweilen einfarbig (Taf. 21, 12), oft aber mit Mustern geziert (Taf. 21, 3) oder reich gestickt (Taf. 21, 9 u. 10).

Schleier

Der Schleier gehörte auch jetzt zu einem vollständigen Anzug als unentbehrliches Stück (Taf. 21, 3 u. 10).

Mantel

Über der Tunika trug die Frau beim Ausgehen einen Mantel. Die Form desselben war aber in dieser Zeit sehr willkürlich, denn neben der gewöhnlichen Trabea oder Chlamys (Taf. 21, 3) erschien auch die Pänula mit der Kapuze (Taf. 21, 6) und andere Formen.

Kindertracht

Kinder gingen in der Tracht ihres Geschlechts. Es kamen auch damals schon dieselben Übertreibungen vor, wie heute, dass kleine Mädchen wie erwachsene Frauen, und Knäbchen wie Männer gekleidet einherschritten, was stets die Lachmuskeln der Beschauer in Tätigkeit setzt. Die Knaben trugen, sobald sie aus den ersten Jahren heraus waren, die kurze Tunika, aber auch mit langen, allenfalls mit weiten Ärmeln (Taf. 21, 7), dazu oft anliegende Beinkleider (Taf. 21, 7), die Mädchen und kleineren Knaben die lange Tunika mit langen engen Ärmeln (Taf. 21, 5). Einfassungen und Stickereien wurden bei vornehmen Kindern nicht gespart (Taf. 21, 5 u. 7); ärmere lebten auch ohne diese.

### b) Kopfbedeckung.

Auch hier war gegen die alte Zeit eine Änderung eingetreten: man bediente sich, wenn auch nicht immer, doch sehr häufig einer Kopfbedeckung! Die niederen Stände blieben ihren alten Gewohnheiten treu, die höheren dagegen, die früher, ausser im Kriege, barhaupt gegangen waren, trugen jetzt eine Mütze, die wohl ohne Zweifel dem medischen Hochland ihren Ursprung verdankte. Sie war niedrig, oben flach und der Boden etwas grösser als die Öffnung (Taf. 21, 11). Recht in Gebrauch kam sie erst gegen das Ende des weströmischen Reiches, also des Altertums, und ihre beliebteste Zeit fällt erst unter die Byzantiner, also in den Anfang des Mittelalters. Dort werden wir sie wiederfinden.

Mütze

Haar und Bart

Das Haar und der Bart sind in diesen Jahrhunderten einem fortwährenden Wechsel der Mode unterworfen, insoweit es die höheren Stände betrifft, denn diese wechselten ihre Tracht, je nachdem es dem jeweiligen Herrn gefiel, sich selbst zu tragen. Es würde viel zu weit führen, hier ins einzelne zu gehen, sonst würde fast jeder einzelne Kaiser zu nennen sein, da fast jeder sich gerade in diesen beiden Stücken von seinen Vorgängern unterschied. Ja häufig wechselte er selbst auch, ohne vom Alter dazu veranlasst zu sein, die Haar- oder Barttracht, so z. B. Tacitus binnen seiner sechsmonatlichen Herrschaft im Jahre 275; von ihm gibt es dreierlei Barttrachten. Durchgängig aber trug man das Haar kurz geschnitten, wie es auch im alten Rom Sitte war (Taf. 21, 1, 8 u. 11). Ebenso tragen die meisten Herrscher den Bart kurz, bald wird der Schnurrbart rasiert, bald bleibt er stehen. Auch scheint übrigens eine bestimmte Tracht nie ganz allgemein gewesen zu sein, denn auf Bildern von Gruppen, wie deren die Säulen und Triumphbögen in Menge aufweisen, finden sich in den nebeneinander stehenden Figuren meistens ganz verschiedene Haar- und Barttrachten. Vorherrschend ist das kurze Haar und kurzer oder ganz rasierter Bart. Erst Konstantin scheint dem Bart das Vernichtungsurteil gesprochen zu haben, denn von ihm an findet sich bei den Vornehmen gar kein Bart mehr, und selbst bei den Soldaten, die bis dahin fast immer volle Bärte trugen, sieht man von nun an lauter rasierte Kinne. Die Zeit wird weibisch: Konstantin rasierte nicht nur die Bärte der Männer und nahm ihnen dieses Zeichen der Kraft, auch die Kraft des Geistes wurde in seinen Konzilien gebrochen und alles glatt und eben gemacht und schwach und weibisch, wie ein rasiertes Kinn. Es liegt zuweilen eine ungeheuere Konsequenz in Dingen, die sich ganz fremd zu sein scheinen, und solche äusserliche Merkmale in der Tracht offenbaren meistens sehr scharf den Geist der Zeit.

Frauenhaartracht

Die Frauen fuhren auch in der Kaiserzeit fort, ihr Haar in allen nur möglichen Anordnungen und Verschlingungen zu tragen, wie wir dies bereits bei Griechen und Römern beschrieben haben. Bei den Reichen halfen

Diadem und Perlenschnüre zur Ausschmückung des Haares. Allgemein trug man es im Nacken ziemlich tief herab und bedeckte meistens die Ohren damit.

### c) Fussbekleidung.

Eine solche war jetzt unentbehrlich geworden, selbst bis in die niederen Stände hinab. Der Mann trug San-
Schuhe dalen, Schuhe von verschiedener Gestalt und Färbung (Taf. 21, 1 u. 4) oder Halbstiefel (Taf. 21, 11); im Heere blieben die alten Riemenschuhe im Gebrauch (Taf. 21, 8). Die Frauenschuhe waren von sorgsamer Arbeit und zeigten bunte Farben (Taf. 21, 6) oder waren ganz weiss (Taf. 21, 2, 3 u. 10), oder das bunte Leder war mit weissen Streifen überzogen (Taf. 21, 5, 9 u. 12). Es war dasselbe Prinzip, wonach das Kleid mit (meistens weissen oder doch hellen) Streifen besetzt wurde.

Aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts existiert das Bild eines Kaisers, welcher an den hohen Schuhen eine Art Stulpen oder Manschetten hat, die weit abstehen, ähnlich den Halbstiefeln der französischen Höflinge aus dem 17. Jahrhundert. Doch lässt sich eine grössere Verbreitung dieser Tracht nicht nachweissen, da sie mir sonst nirgends wieder vorgekommen ist.

### d) Schmuck.

Der grösste Teil desselben fiel auch hier dem weiblichen Geschlecht zu. Die Männer trugen ausser der
Ringe Fibula am Mantel und dem Ringe am Finger (oder den Ringen; denn mit einem Ringe begnügte sich nur der geringe Mann) keinen Schmuck. Ohrringe waren ihnen durch den Gebrauch untersagt.

Die Frauen dagegen trugen fast an jedem Finger, den mittleren ausgenommen, Ringe; Frauen niederer Stände aus Silber, die der höheren solche aus Gold. Ohrringe waren sehr beliebt, und hier pflegte man noch immer kostbare Perlen oder Edelsteine anzubringen. Die Zahl der Formen dieser Gehänge geht fast ins Unendliche. Den meisten Schmuck verwendete man im Haar, indem man es, wie schon gesagt, mit Perlenschnüren umflocht oder durch Diademe fest hielt, die gewöhnlich die Form der Stephane hatten und nicht selten mit Edelsteinen reich ausgestattet wurden.

Ketten Der Hals wurde mit Ketten, Perlenschnüren und dergleichen umgeben (Taf. 21, 2, 9 u. 10), die oft sehr kunstreich geflochten waren (Taf. 21, 12). Die noch in den Sammlungen vorhandenen Exemplare zeigen, welche grossen Summen man damals auf solche Schmucksachen verwendet haben muss, denn eine teuere Ware setzt reiche Käufer voraus, die daran Gefallen finden.

Eine ursprünglich kriegerische Auszeichnung, der
Armringe Armring, war schon vor den Kaisern ein Schmuck der Frauen geworden. Sie trugen damals nicht nur einen oder einen an jedem Arm, sondern mehrere, die oft höchst kostbar mit Edelsteinen besetzt waren. Dieser Schmuck war jetzt erloschen. Die langen Armel der Tunika verbargen den Arm, und der sollte ja doch durch den Ring geschmückt werden. Die zweite Tunika mit oft weiten Ärmeln machte den Ring ganz unmöglich, und so schoben ihn die langen Ärmel vom Arme herab auf die Handwürzel, wo er dann zum Armband verengt noch lange sein Dasein fristete, übrigens an Pracht seinen Vorfahren gar nichts nachgab.

## 2. Priestertracht.

Die ersten bestimmten Zeugnisse über eine solche stammen erst aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, also erst aus dem Ende des römischen Reiches oder des Altertums. Auch scheint es, dass während der früheren Zeit, im Abendlande wenigstens, keine bestimmte Tracht die christlichen Priester ausgezeichnet habe. In den ersten Jahrhunderten erklärt sich dies zum Teil schon daraus, dass der Gottesdienst im geheimen abgehalten werden musste und dass man also zuvörderst auf einen sicheren Platz zu denken hatte und gern alle Äusserlichkeiten beiseite liess. Zudem war, wie schon bemerkt wurde, in dem N. T. keine Spur einer besonderen Vorschrift für dergleichen Dinge zu finden, nicht einmal ein besonderer Priesterstand oder die Regeln für einen solchen eingesetzt. Erst als man öffentlich der neuen Lehre pflegen konnte, als die Herrscher ihren Schutz und ihre Ausbreitung sogar besonders im Auge hatten, da fand sich auch nach und nach eine Tracht der Priester ein, die dann allmählich zu dem Pomp anwuchs, den wir ja kennen. Aber noch der heilige Cölestin tadelte die französischen Bischöfe von Narbonne, dass sie sich durch die Kleidung von den Laien unterscheiden wollten. So im Westen. Doch waren um dieselbe Zeit im Orient schon seit einigen Jahrzehnten die prächtigsten Stickereien der priesterlichen Gewänder eine Notwendigkeit. Seitdem Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erhoben hatte, war jedenfalls auch der öffentliche Gottesdienst mit allerlei Äusserlichkeiten in Tracht und Hergang bedacht worden. Es wurde den Sinnen geschmeichelt und man nahm aus den älteren Kulten manches herüber, was dahin zielte: grelle Farben für das Auge, Musik für das Ohr, Räucherwerk für die Nase. So gab es auf einmal einen zusammengesetzten Gottesdienst, bei welchem das Fremde die Hauptsache und das eigentlich Wesentliche — die Anbetung im Geist und in der Wahrheit — zur Nebensache geworden war. Es wurde gleich dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Es scheint, dass die braune Farbe in der ersten Zeit des Christentums die angesehenste gewesen sei, wozu wahrscheinlich irgend eine Tradition die Ursache sein mochte, vielleicht dass es von Johannis dem Täufer im Evangelium heisst, er habe ein Kleid von Kamelhaaren getragen. Um 407, wird von Johann Chrisostomus erzählt, vertauschte dieser die braunen Kleider mit weissen. Selbst der heilige Augustin († 430) trug noch ein ein-

faches Gewand, indessen schon rund umher die Pracht der Priesterkleidung überhand nahm

Ob es Konstantin selbst gewesen, der die Kirchengewänder so eingeführt habe, wie wir sie nach ihm finden, lässt sich nicht mehr bestimmt nachweisen, hat aber mehr als Wahrscheinlichkeit für sich. Denn da seine ganze Regierung darauf hinausging, auch die Geister seiner Untertanen zu beherrschen, so darf man ihm wohl zutrauen, dass er klug genug war, ein so einfaches Mittel nicht zu verschmähen, wie das war, die Gottesverehrung, den einfachen Kern, mit möglichst viel prunkender Äusserlichkeit als Schale zu umhüllen. Wen irgend ein Glanz blendet, der sieht schlecht: dass wusste Konstantin wohl.

Wir finden um diese Zeit das Priestergewand aus drei wesentlichen Stücken bestehend: ein Untergewand, ein Überkleid und eine eigentümliche Mütze.

Alba

Das Untergewand war gleich dem des jüdischen Hohenpriesters und jedenfalls eine Nachahmung desselben. Denn um jene Zeit war, wie heute gewöhnlich übersehen wird, der innige Zusammenhang des Christen- und Judentums noch weit mehr im Bewusstsein der Völker als heute, ja! er war es gerade, der sich zuerst dem Auge aufdrängte, und der die Ausbreitung des Christentums eher hinderte als förderte. Die „Nazarener" waren um ihres Ausgangspunktes willen verhasst gewesen.

Dieses Unterkleid war lang bis auf die Füsse, hatte lange Ärmel und hiess später wegen der weissen Farbe die Alba. Es war also gleich einer römischen Frauen-Tunika, doch leiten wir es wohlbedacht nicht von dieser ab, obgleich das näher zu liegen scheinen könnte, sondern aus dem Kleide des jüdischen Priesters, und es wird auch, wie dieses, um die Hüften gegürtet. In der ersten Zeit scheint dies Gewand immer weiss, seit dem 3. Jahrhundert auch zuweilen farbig gewesen zu sein, wie schon oben angedeutet wurde (Taf. 21, 4). Später wird wieder die weisse Farbe für dasselbe vorgeschrieben.

Casula

Über diesem Gewand, welches ausser dem Gottesdienste auch sein gewöhnliches Kleid war, trug der Priester während der feierlichen Verrichtungen das Messgewand oder die Casula. Dies war der römischen Pänula ähnlich also glockenförmig, rundum geschlossen und hatte nur ein Halsloch. An den Seiten wurde es durch die Arme in die Höhe gehoben (Taf. 21, 4). Am oberen und unteren Saume war es reich bordiert. Es war zu jener Zeit noch weit und reichte fast bis auf die Füsse. So blieb es bis zum 11. Jahrhundert. Die Farbe dieses Gewandes war unbestimmt, aber meistens prächtig.

Dalmatika

Statt der Casula trugen die Diakonen die Dalmatika, ein ganz ähnliches Gewand, von jenem nur durch grössere Länge, zwei weite Ärmel und eine auf dem Rücken angebrachte Quaste unterschieden.

Das dritte Stück der priesterlichen Tracht war die

Mitra

Mütze, Mitra. Sie war zu verschiedenen Zeiten von verschiedener Form. Die älteste mochte ebenfalls genau der Mütze des Hohenpriesters entsprechen. Schon sehr frühe aber wird diese Mitra „gehörnt" genannt und die ältesten Darstellungen zeigen dieselbe bald mit zwei seitlichen Erhöhungen (Taf. 21, 4), bald auch in der heutigen Form der Bischofsmütze. Wie aus der Mütze des Hohenpriesters jene mit seitlichen Hörnern sich hat entwickeln können, lässt sich leicht dadurch erklären, dass der hohepriesterliche Turban wohl oft auch mit solchen Erhöhungen erscheinen konnte, sobald die von der Stirn nach hinten gehenden Bänder (Taf. 5, 13) ein wenig straff angezogen wurden, so dass in der Mitte eine kleine Vertiefung entstand. Ja es ist anzunehmen, dass dies sogar nicht selten ohne besonderen Willen geschehen sei. Die christlichen Priester machten also aus der zufälligen Form eine notwendige und so entstand die doppeltgehörnte Mütze der ersten Bischöfe. Auch hier hingen die Bänder im Nacken hinab, wie bei der Mütze des jüdischen Priesters und waren ein notwendiges Zubehör.

Wie nun aber aus dieser ältesten die heutige Bischofsmütze entstanden, ist schwer zu ermitteln. Eine blosse Drehung auf dem Kopfe um 90 Grad würde freilich hinreichen, aber eine solche scheint mir gar nicht so annehmbar als sie einfach ist. Und doch bleibt kaum etwas anderes übrig. Veranlassung dazu mochte der Wunsch geben, die Stirn oder das Haupt möglichst zu erhöhen, wonach ja so viele Kopfbedeckungen streben, von Anfang der Menschheit bis auf unseren schwarzen Zylinderhut. Das wurde aber durch jene, die nur die Schläfe erhöhte, nicht erreicht, dagegen sehr wohl durch die Stellung der Mütze, welche die Hörner vornhin in den Nacken brachte. Nun konnten auch diese noch mehr erhöht werden und wurden es auch.

Eine bessere Erklärung vermögen wir bis zum Augenblick nicht zu geben. Die heutige Bischofsmütze hat mit ihren beiden Spitzen keinen Vorläufer irgendwo und ganz von sich selbst ist sie nicht entstanden. Die Mützen der ägyptischen Könige haben von vorn gesehen einige Ähnlichkeit damit, aber sie sind geschlossene Kegel. Ebenso sind es die Kronen der assyrischen Herrscher. Für unsere obige Annahme einer blossen Drehung spricht übrigens dies, dass im 12. und 13. Jahrhundert, wie sehr viele Abbildungen beweisen, die Bischöfe und Äbte die Mützen so tragen, dass die Spitzen bald zur Seite, bald auf der Stirn und im Nacken stehen. Es scheint also zu jener Zeit im Belieben der Prälaten gestanden zu haben, in welcher Art sie dieselben tragen wollten. Ausserdem sind aus derselben Zeit auch Bilder von solchen hohen Geistlichen vorhanden, auf welchen die Mützen nur geschlossene spitze Kegel bilden, ohne alle Hörner, ähnlich also der Tiara der Päpste.

Der Stoff, woraus die Bischofsmützen gemacht wurden, war wohl anfangs ein dichter Wollstoff oder Filz, später wurde golddurchwirkter Brokat oder dergleichen genommen. Auch wurde die Mitra dann mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Wir werden später einen eigenen Abschnitt über die priesterlichen Trachten des Mittelalters geben und dann noch näher als hier auf vieles eingehen können, weil bis zum Schlusse des Altertums das meiste hierher Gehörige noch unentwickelt war.

Haar und Bart

Haar und Bart wurde von den Geistlichen in dieser Zeit noch ebenso wie von den Laien getragen.

Schuhe

An den Füssen trugen die Priester Schuhe der gewöhnlichen Art, eine Zeitlang auch Sandalen, doch diese, wie die übrigen Zeichen der verschiedenen geistlichen Würden, gehören erst in das Mittelalter. Hier ist von Stab und Ring etc. noch keine Rede. Von der

Stola

Stola jedoch müssen wir schon hier eine notwendige Bemerkung machen, obwohl auch sie erst in das Mittelalter gehört.

Es lässt sich wenigstens nicht nachweisen, dass sie schon im 4. und 5. Jahrhundert gebräuchlich gewesen sei. Dagegen ist sie unzweifelhaft unter der Regierung Justinians (527—567), denn die Vorschriften des Konzils zu Braga (Portug.) 563 und dessen von Toledo 597 lauten dahin, dass die Diakonen die Stola auf der linken Achsel befestigen, quer über Brust und Rücken nach der rechten Hüfte legen und dort verknüpfen sollen, so dass die beiden Enden an der rechten Seite frei herabhängen. Daraus geht ganz von selbst hervor, dass sie um diese Zeit kein Kleid mehr war, sondern nur noch eine Binde oder dem Ähnliches. Dagegen ist sie ursprünglich eine wirkliche Stola, d. h. ein Gewand gleich dem der römischen Frauen, das diesen Namen führte (Seite 77, Spalte 2), nur lässt sich nicht mehr sagen, innerhalb welchen Zeitraumes sie so getragen wurde. Die Geistlichen hatten also anfangs Frauenkleidung: die lange Tunika mit langen Ärmeln, Alba, und die gleich lange Stola, die etwas weiter war als jene. Oben erwähnten wir schon des eigentümlichen Bandes, das die Frauen jener Zeit vom Halse bis zur Erde trugen, und das schon im 4. Jahrhundert zu einem festen Besatz auf dem Kleide geworden war. Dieser eigentümliche Besatz wurde nun auf der priesterlichen Stola die Hauptsache und gewann so ein weltgeschichtliches Alter, denn er allein blieb später, als andere Oberkleider die Stola überflüssig oder lästig machten, übrig, indessen das Kleid unter ihm allmählich schmäler wurde und endlich ganz verschwand. Dieses um den Hals gelegte Band behielt jedoch den Namen des Ganzen bei und heisst bis auf den heutigen Tag die Stola. Es ist ähnlich so, als bände sich jemand nach 100 Jahren nur einen Kragen um und wollte denselben Rock nennen.

Übrigens trugen um jene Zeit gegen Ende des 6. und Anfang des 7. Jahrhunderts die Frauen diese Streifen auch noch immer (Taf. 23, 8 u. 9) und auch bei den Männern, wenigstens den Kaisern, scheinen sie ausser jener oben erwähnten Binde (Taf. 23, 3 u. 15) beliebt gewesen zu sein (Taf. 23, 16).

### 3. Kriegstracht.

Jeder Kaiser nahm darin kleine Veränderungen vor, die aber sämtlich darauf hinausliefen, dieselbe leichter und immer leichter zu machen.

Sagum

Die gewöhnliche Tracht des Kriegers war das Sagum, eine kurze, kaum bis an die Kniee reichende Tunika mit langen engen Ärmeln (Taf. 21, 8). Ein Gürtel schloss sie über den Hüften dicht an den Körper an. Zuweilen trugen sie eine Tunika darunter, dann hatte das Sagum keine Ärmel, sondern nur die Tunika, so z. B. auf dem Triumphbogen des Konstantin.

Die Beine waren bei den Fussgängern meist nackt; unter den Reitern finden sich oft welche mit Hosen. Schuhe

Hosen

Schuhe

wurden von allen Kriegern getragen; bei den Fusstruppen umflocht ein Riemen den Unterschenkel bis über die Hälfte (Taf. 21, 3); wie wir dies schon bei den Römern ebenfalls erwähnten.

Als Kopfbedeckung dienten den Anführern griechische und römische Helme, den Reitern ebenfalls römische

Helme

Helme. Die Fusstruppen hatten zum Teil Helme, zum Teil Mützen aus einem Geflecht von Leder oder Weidenruten, die Bogenschützen solche aus Zeug und mit Federn geschmückt.

Als Überkleid trugen die Soldaten, hohe wie niedere, die Chlamys, auf der rechten Schulter befestigt (Taf. 21, 8).

Chlamys

Die Schilde waren meistens oval und nur klein und von Leder. Die der Fusssoldaten waren etwas grösser als die der Reiter.

Auch die Angriffswaffen finden wir wesentlich verkleinert und erleichtert.

Die Lanze oder der Speer ist weit kürzer als früher, selten 1,50—1,90 m, meistens nur noch 1—1,20 m lang.

Lanze

Das Schwert ist kurz und breit. Der Bogen ist nur bei wenigen Abteilungen im Gebrauch, die Axt ebenso.

Schwert

Bogen

Gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts wird auf den Feldzeichen das Monogramm für den Friedensfürsten, *Χριστος*, angebracht: $\frac{P}{X}$. Gewiss eine seltsame Ideenverbindung! und wahrscheinlich eine von den frömmelnden trügerischen Einrichtungen des tückischen Konstantin! Wenn nicht mehr auf seinen Befehl, so ist sie doch aus dem Geiste heraus entstanden, der ihn bei seinen Handlungen leitete, der böse Geist der Heuchelei! —

Fahnen

## C. Geräte.

Hier finden wir alles ziemlich unverändert, wie wir es bei den Griechen und Römern beschrieben haben. Die übrigen Völker des Römerreiches hatten sich auch nach und nach derselben Geräte bedienen gelernt. Besonderes Neues ist hier nicht zu erwähnen; denn dass auch das Stubengerät in den allgemeinen Strom des Luxus mitgerissen war und oft mit Perlen und Edelsteinen verziert wurde, darf kaum befremden, wenn man an die obigen Notizen über dergleichen denkt (S. 90).

Einige der Gefässe, die sich gerade aus dieser Zeit erhalten haben, finden sich auf Tafel 28. Sie unterscheiden sich von früheren, die fast ganz dieselbe Gestalt haben, durch Zeichen des christlichen Kultus. So findet sich an den Lampen das Zeichen des Kreuzes (T f. 28, 1 u. 6) oder, wie an den Phiolen, Bilder von Personen der neutestamentlichen Geschichte (Taf. 28, 2, 4 u. 5). Andere Gefässe sind durch ihren Gebrauch beim Gottes-

Gefässe

Kirchliche Gefässe

dienst ausgezeichnet, so der Taufstein (Taf. 28, 3) oder die Kelche (Taf. 28, 7—9). Die Stoffe, deren man sich bediente, waren zu letzteren, wie zu den Phiolen, Silber oder Gold, zu den Lampen Bronze oder gebrannter Ton. Die kirchlichen Gefässe, wie die Gewänder, wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer prächtiger und bald waren dadurch ganze Schätze in den Sakristeien aufgehäuft.

Es ging also in der Kirche wie im Privatleben. Das Christentum mit seiner Forderung eines einfachen Lebenswandels vermochte nichts gegen die Strömung der Zeit. Die Perlen waren einmal da und so wurden sie auch verbraucht. Ausser in einigen Köpfen von Säulenheiligen fand die Forderung der Einfachheit keinen Anklang, und sollen wir fragen, ob sie heute welchen findet?

Die Weltgeschichte geht einen gar seltsamen, aber festen gesetzmässigen Gang, der weit mehr durch natürliche Elemente (Wohnsitz und Abstammung), als durch menschliche Satzungen und beliebige Einrichtungen bestimmt wird. Den Strom hemmt kein Damm von Menschenhand, wenigstens nicht für lange, aber die natürliche Senkung des Landes schreibt ihm unwiderstehlich seinen Weg vor.

# Das Mittelalter.

Eine neue Zeit war es freilich die seit dem Sturze West-Roms begann, aber wie sich in der Natur nirgends ein jäher Sprung findet, sondern alles durch allmähliche Übergänge sanft vermittelt wird, so auch in ihrem höchsten Produkt, in der Geschichte der Menschheit. Auch da kommt alles allmählich. So waren die ersten Zeiten des Mittelalters ähnlich denen der alten Zeit, mit welchen wir dort schlossen, und dies ist auch natürlich, weil immer eine Periode aus der anderen hervorgeht. Die Ereignisse mögen äusserlich noch so jäh aufeinander zu folgen scheinen, so ist dies doch bei genauer Betrachtung keineswegs der Fall und noch weniger sind die inneren Verhältnisse während derselben ohne die genaueste Wechselwirkung. Der Sturz des weströmischen Kaisertums wird so oft als etwas ganz Besonderes hingestellt und war ganz und gar nichts Auffallendes. Denn schon v. Chr. Geburt waren deutsche Stämme erobernd im römischen Reich erschienen; von Jahrhundert zu Jahrhundert nehmen ihre Erfolge zu und der Widerstand der Römer ab. Ja! Rom war schon mehrere Male durch Germanen geplündert worden, ehe der letzte Kaiser durch eben solche beseitigt wurde. War das nun so wunderbar? Und dazu kam ja, dass seit 400 Jahren die Legionen ihre Feldherren auf den erledigten oder leer gemachten Thron gehoben hatten, und gerade solches geschah 476, als die Heruler und Rugier den Odoaker zum König von Italien machten. Es war ein Vorgang, wie ähnliche schon hunderte zuvor stattgefunden hatten. Auch die Völkerwanderung war nichts Neues, denn 100 v. Chr. waren Cimbern und Teutonen nach Süden gewandert und zu Herodots Zeiten zogen die Kelten westwärts, und noch früher finden wir solcher Wanderungen mehrere erwähnt. Wandern nicht noch heute die Germanen nach Amerika? Der Lauf der Völker treibt westwärts, gleich den beweglichen Elementen, Luft und Wasser, und dem scheinbaren Lauf der Sonne, entgegen der Drehung unseres Wohnorts, der Erde.

Die Abschnitte der Geschichte sind von dem Geschichtsforscher der besseren Übersicht wegen gemacht worden und wir schliessen uns hier dem Gebrauch an, obwohl auch in den Trachten keine besondere Verwandlung stattfand, sondern nur die bisherige stufenweise Entwicklung ihren Fortgang hatte.

Wir werden die Einteilung des Stoffes nach Völkern auch hier beibehalten, obwohl wir dabei nur wenige Völker von ihrem ersten Auftreten ohne Unterbrechung bis zu ihrem Verschwinden verfolgen können; die meisten werden wir daher nach grossen Zeiträumen betrachten.

## I. Die Byzantiner.

(Taf. 23 u. 24. Nach Malliot-Martin, Hefner, Willemin, Ferrario und Herbé.)

Der erste Konstantin war klug genug gewesen, den anschwellenden Strom neuer Glaubensüberzeugungen dadurch zu bändigen, dass er sich zum Schein von ihm tragen liess, dadurch aber ihn in ein Bette leiten konnte, wo er ihm seine Mühlen treiben musste. Er hatte das Christentum zur Staatsreligion erhoben, um die Geister damit demütigen zu können und dadurch seine Herrschaft zu befestigen. So hatte er auch mit klugem Auge erkannt, dass die alte Byzanz durch ihre wundervolle Lage wohl geeignet war, Hauptstadt seines Reiches zu sein und demgemäss verlegte er seinen Wohnsitz dorthin. Der Schwerpunkt rückte von dem gelben Tiber an den blauen Bosporus und natürlich musste nun die westliche Schale der grossen Weltwage zu leicht und eine Beute der Stürme werden, die sie hin- und herwarfen und bald zertrümmerten, indessen die östliche noch ein Jahrtausend — wenn auch unter manchen Erschütterungen und heftigen. Schwankungen — fortbestand. Die Geschicke Europas wurden freilich schon lange vor dem Untergang der stolzen Byzanz auf dieser Wagschale nicht mehr gewogen! —

### A. Die Tracht.

Was wir im letzten Abschnitt des Altertums zu betrachten Gelegenheit hatten das hat hier nur eine weitere Ausbildung gefunden. In einzelnen Stücken griffen wir auch schon dort in diesen Zeitraum herüber.

Die gemusterten Stoffe finden neben den einfarbigen eine grosse Verwendung, sowohl bei Männer- als Frauenkleidern. Die Muster sind meistens regelmässig geometrische Figuren, als Kreise (Taf. 23, 8; 24, 6), Quadrate (Taf. 23, 16; 24, 12), auch wohl Blumen oder Blätter (Taf. 23, 9 u. 10). Häufig sind innerhalb der Kreise etc. noch andere Figuren angebracht (Taf. 24, 6), die sogar durch eine besondere Färbung sich hervorheben (Taf. 23, 13). Man liebt noch immer weiss als die vornehmste Farbe, besonders zu den Hauptgewändern, d. h. der Tunika des Mannes und der Stola der Frau (Taf. 23, 6 u. 7, 13 u. 15; 24, 4—6 u. 9—11).

Daneben sind aber die lebhaften Farben sehr beliebt, vor allem der dunkle Purpur zu den Obergewändern der Kaiser (Taf. 23, 5, 7 u. 13; 24, 10—12), der hochrote ebenfalls (Taf. 23, 1). Auch das grelle Rot (fast zinnoberrot) wird bei den Fussbekleidungen sehr geliebt (Taf. 23 und 24) — wie es sich bis heute in der Türkei und den angrenzenden Ländern dafür erhalten hat — doch wird es auch zu Gewändern benutzt (Taf. 24, 4 u. 9). Ausserdem aber finden sich alle Farben vertreten und jede in verschiedenen Schattierungen; Gold spielt dazwischen eine bedeutende Rolle als Besatz, auch wohl, und nicht selten, als eingewebter Faden.

Die Stoffe, welche man verwandte, waren fast alle, welche wir auch heute kennen: Seide, Leinwand, Baumwolle und Wolle. Leder und Filz waren schon von alters her bekannt.

## 1. Gewöhnliche Tracht.

Es sind von derselben nur wenige besondere Abbildungen vorhanden, weil die meisten nur die Kaiser mit ihrer nächsten Umgebung berücksichtigt haben. Doch lässt sich, wenn man das Hofgewand ins gewöhnliche Kleid übersetzt, soviel als bestimmt annehmen, was denn auch durch die Darstellung der Theodosius-Säule bestätigt wird,

Tunika dass die Männer eine Tunika mit langen Ärmeln trugen, welche bis an oder bis etwas unter das Knie reichte und um die Hüften gegürtet wurde (Taf. 24, 4 u. 8). Die niederen Stände zogen sie dann oberhalb des Gürtels zu einer Bausche hervor, um sie bis oberhalb des Kniees zu kürzen und so die freie Bewegung zu erleichtern. Die Frauen dagegen trugen eine ebensolche lange Tunika, die bis auf die Füsse ging, und darüber meistens ein zweites

Stola etwas weiteres Gewand von gleichem Schnitt, die Stola. Beim Ausgehen trugen beide Geschlechter noch ein Ober-

Mantel gewand aus Wolle, gewöhnlich die Pänula (Taf. 23, 8—10), wenn nicht bei den Männern deren Stelle durch eine längere oder kürzere Chlamys vertreten wurde (Taf. 23, 6 u. 12).

Übrigens zeigt die Theodosius-Säule, dass zu jener Zeit, gegen das Ende des 4. Jahrhunderts, Frauen der

Chiton und Himation niederen Stände auch noch den Chiton und darüber das Himation trugen, so dass also die alten griechischen Gewänder, wenn auch verdrängt, doch — und zwar natürlicherweise beim Volke — keineswegs ganz verschwunden waren. Ebenso, dass Männer zuweilen die Tunika mit halben Armeln und eine zweite kürzere darüber trugen, deren Armel nun ganz kurz waren. Anders konnte ich wenigstens bei der Entfernung, aus welcher ich in Konstantinopel die Reliefs besah, die Linien nicht deuten, und auch Abbildungen der Säule belehrten mich keines Besseren. Doch ist, wie gesagt, Pänula und Chlamys das gewöhnliche Obergewand.

Eine Kopfbedeckung war im Freien allgemein gebräuchlich, nur Männer aus den untersten Ständen gingen zuweilen ohne solche; meistens bedienten sie sich aber der Hüte. Diese waren von mittlerer Höhe und der Rand Hut gewöhnlich umgekrämpt. Die höheren Stände trugen flache Mützen, die nach oben etwas breiter wurden. Die Kronen der Kaiser waren ebensolche Mützen, nur reich Mütze verziert (Taf. 23, 15 u. 16). Eigentümlich ist es, dass an der Theodosius-Säule die Hüte der Maultiertreiber mit kurzen gebogenen Federn verziert sind, ganz ähnlich den Auerhahnfedern, welche unsere Jäger an ihren Hüten tragen.

Die Frauen trugen Hauben, welche das Haar einschlossen (Taf. 23, 8—10). Ausser dem Hause legten sie auch wohl das Obergewand über den Kopf. Haube

Das Haar trugen die Männer kurz, auch die Vornehmen Haar und Bart seit Konstantin, und ebenso fiel bei diesen seitdem der Bart. Die niederen Stände mögen wohl weniger nachahmungssüchtig darin gewesen sein. Mit Phocas kommt im Anfang des 7. Jahrhunderts (602—610) der Bart wieder zu Ehren und bleibt es auch von da an so ziemlich ohne Unterbrechung. Das Haar war schon über ein halbes Jahrhundert zuvor wieder länger getragen worden.

Die Frauen kämmten das Haar meistens rückwärts Haar der Frauen oder scheitelten es auf der Mitte des Kopfes und legten es zu beiden Seiten an den Schläfen hinab und über den Ohren zum Nacken hin. Vornehme Frauen suchten sich durch phantastische Haartrachten hervorzutun, und da jetzt die Perlen und Edelsteine in so grossen Mengen verwendet wurden, so erfand jeder Tag eine neue wundersame Zusammenstellung des Haares und der verschiedenen Schmuckgegenstände (Taf. 24, 10).

Die Fussbekleidung war nicht gerade durchgängig Schuhe gebräuchlich, aber sie fehlt selbst Leuten niederen Standes selten. Sie besteht in Schuhen, welche die Knöchel umschliessen und vorn auf dem Spann befestigt werden (Taf. 24, 4, 5 u. 8). Vornehme tragen unter denselben eine Art Strümpfe oder Socken, die bis an die Wade Strümpfe reichen, viele auch Beinkleider bis dicht unter dem Knie. Auch beides zusammen kommt vor, so dass nur der oberste Teil des Unterschenkels nackt bleibt (wie Taf. 23, 1). — Die schon erwähnten Maultiertreiber tragen sogar hohe Strümpfe bis an die Kniee, die oben weit und faltig erscheinen, und gewöhnliche Schuhe darüber. Neben allen diesen Formen kommen auch Stiefeln vor, die beides Stiefel vertreten (Taf. 23, 2). Ob auch die Frauen sich solcher Strümpfe bedienten, lässt sich nicht mehr ermitteln, da nur Schuhe sichtbar sind; diese scheinen denen der Männer zu gleichen. Die Gewänder sind immer so lang, dass man selten viel mehr als die Fusspitzen deutlich erkennen kann.

Der Stoff, woraus die Beinkleider wie die Strümpfe gemacht wurden, war wahrscheinlich ein Zeug aus Baumwolle oder Leinwand.

## 2. Hoftracht.

Hierfür, besonders für die Kleidung der Herrscher selbst, fliessen die Quellen ausserordentlich reichlich. Denn es existieren von jedem in der langen Reihe der Kaiser und Kaiserinnen Abbildungen, oft freilich nur Brustbilder, doch auch oft ganze Figuren. Hierdurch wird es unzweifelhaft, dass im Laufe der Jahrhunderte die Hoftracht sich fort und fort geändert hat und dass der Hofstaat oder die Vornehmsten dem jedesmaligen Herrscher unbedingt nachahmten, bedarf wohl nicht der näheren Erläuterung. Am auffallendsten ist der unaufhörliche Wechsel der Kopftracht, der Kronen, würden wir sagen, doch war dieser Begriff damals noch nicht geläufig, sondern erst im Entstehen.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Tunika

Die Tunika hat hier, in den höheren Regionen, immer lange und enge Ärmel, die an der Handwurzel dicht anschliessen. Sie ist bald lang (Taf. 23, 3 u. 6, 15 u. 16), bald kurz (Taf. 23, 1, 5 u. 13; 24, 5 u. 12). Was die Farbe betrifft, so ist sie meistens weiss, doch kommen auch purpurne (Taf. 23, 16) und überhaupt farbige Tuniken vor (Taf. 23, 3; 24, 8).

Der Stoff, woraus sie angefertigt wurde, war anfangs feine Leinwand. Diese wurde später, als die Seide bekannt wurde, gegen solche vertauscht.

Besatz

Aber auch das war noch nicht kostbar genug. Schon im 5. Jahrhundert besetzte man den unteren Saum mit Goldborten und die Ärmel am Handgelenk mit Perlen (Taf. 23, 13). Man verbreiterte jene allmählich (Taf. 24, 8) und verdoppelte sie (Taf. 24, 4 u. 6), dann besetzte man auch den Halsausschnitt mit Goldborten, die zuletzt zu einem grossen Schulterstück sich verbreiterten, das bis über die obere Armkuppel hinüberreichte (Taf. 24, 8). Auf vielen Abbildungen erscheint es so, als sei es diesem Besatz gegangen wie dem griechischen Diploïdion, nämlich als habe er sich ganz von der Tunika gelöst und sei als ein besonderes Stück angelegt worden (Taf. 24, 5), etwa so, wie unsere Frauen sich einen Pelzkragen umlegen.

Konsulartracht

Nicht ebenso ist die Goldstickerei auf der Brust des Konsuls (Taf. 23, 3) zu erklären. Diese gehört jedenfalls der Tunica palmata an, welche die Konsuln schon seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. beim Amtsantritt mit der Toga picta zusammen zu tragen pflegten (s. S. 86). Sie waren also, wenn sie auch noch nie eine Schlacht gesehen hatten, jetzt doch so gekleidet, wie einst die Triumphatoren. Alle Abbildungen aus dieser Zeit des 4. und 5. Jahrhunderts zeigen unter der Toga, aber über der Tunika unten am Rande der letzteren, ein breites Stück Goldstickerei, das herabhängt wie das Ende einer breiten Schärpe. Vielleicht ist es die durch Konstantin (S. 100) eingeführte Binde, deren Tragweise sich oftmals änderte. Sollte es dies nicht sein, so könnte es nur als der Anfang der Toga aufgefasst werden, die damals möglicherweise in ein solches Ende auslief. Diese geht von hier gerade hinauf über die linke Achsel und den linken Oberarm nach dem Rücken, erscheint an der rechten Achsel, mit dem Rande aufliegend, und kommt nun unter dem rechten Arme hindurch hinüber nach dem linken Arme, der das übrige trägt. Bei diesem Überschlagen legen sich — fast in allen Abbildungen — beide Säume oben und unten um und lassen das — hier in unserer Tafel grüne — Futter erkennen.

Wir kehren noch einmal zu dem vorhin erwähnten Schulterstück aus Goldstickerei (Taf. 24, 5) zurück. Aus diesem Gewandstück hat sich vielleicht der eigentümliche Umhang entwickelt, der an den Bildern Basils (886) erscheint (Taf. 24, 6). Es ist dies ein goldener Brustbehang, der mit Edelsteinen besetzt ist, unten in zwei runden Endungen ausläuft, an denen abermals Verlängerungen bis zum Gürtel angebracht sind, welche auch Edelsteine tragen. Das Ganze hängt an goldenen Bändern, die über die Schulter gehen und es zweifelhaft lassen, ob auf dem Rücken ein ähnlicher Schmuck angebracht sei. Es hat einige Ähnlichkeit mit dem Brustschild des jüdischen Hohenpriesters und kann auch allenfalls durch die Laune des Kaisers aus jenem abgeleitet sein, was um so mehr Wahrscheinlichkeit hat, da derselbe auch bisweilen in einem Gewand erscheint, das ziemlich dem hohenpriesterlichen Ephod entspricht (Taf. 24, 9). Er trägt nämlich dann über der weissen Tunika zwei oblonge Stücke von den Schultern bis unterhalb der Kniee, eins vorn, eins auf dem Rücken, welche beide auf den Schultern miteinander verbunden sind. Dieses Gewand wird von oben nach unten durch Perlenreihen in drei gleiche Streifen eingeteilt und ebenso durch horizontale Perlenbesätze in Querstreifen, so dass quadratische Felder entstehen, deren jedes in seiner Mitte einen Edelstein, eine Perle und dergleichen trägt.

Brustschmuck

Ephodähnliches Gewand

Jener vorhin erwähnte Brustbehang (mit Rückenstück?) könnte somit entweder die verkürzte Wiederholung dieses Gewandes sein, welches das Ephod nachahmt oder mit Hinweglassung des Ephods nur das auf demselben befestigte Brustschildchen darstellen sollen. Wir finden übrigens dies längere Gewand schon an Abbildungen aus dem Jahre 811, also 75 Jahre zuvor (Taf. 24, 3) und es gibt dies unserer Vermutung nur grössere Wahrscheinlichkeit. Denn so seltsam es auf den ersten Blick aussehen mag, das kaiserliche Gewand mit dem des Hohenpriesters zusammenzubringen, so erklärt sich dies doch aus der ganzen Stimmung jener Zeit, indem die Herrscher es liebten, die Zeichen des Kultus zur Schau zu tragen. So wurden die Mützen mit aufrechtstehenden Kreuzen geschmückt (Taf. 24, 3; 23, 15 u. 16), an den Helmen und Feldzeichen das Kreuz angebracht (Taf. 23, 4), auch die Gewänder sehr oft mit solchen geschmückt. So mag auch wohl ein äusseres Zeichen der Würde im Tragen eines kirchlichen Kleides gesucht worden sein.

Aus jenem Bortenbesatz um den Hals hat sich aber eine andere Ausschmückung entwickelt. Indem sich der-

Achselschmuck

selbe nämlich so verbreiterte, dass er bis auf die Achseln reichte, kam man dahin, die rechte Achsel, welche bisher nur mit Stickereien geschmückt war (Taf. 23, 6 u. 13), mit einer besonderen goldenen, edelsteinbeladenen Klappe zu bedecken (Taf. 24, 10 u. 11). Es finden sich nämlich frühere Darstellungen, wo der Besatz am Halse sich bis über die Achseln ausdehnt (Taf. 24, 4) und zuweilen auch hier etwas verlängert, z. B. bei den Waffenträgern Basils (Taf. 24, 5). Ebenso gehen die Borten rund um den Hals und über den Achseln bei den Höflingen Justinians, wie sie das schöne Mosaikbild zu St. Vitale in Ravenna darstellt (Kopie bei Hefner, wonach Taf. 23, 6–14). Überhaupt

Halskragen

gehört ein breiter, sehr mit Geschmeide beladener Kragen zu den notwendigsten und längst dauernden Ausschmückungen der byzantinischen Zeit. Man wird dadurch noch einmal an das nahe Ägypten erinnert. Aber es finden sich auch spätere Abbildungen, wo die rechte Achsel durch ein besonderes Stück bedeckt ist, losgelöst von dem Besatz am Halsausschnitt, ja! wo dieser ganz fehlt oder zu fehlen scheint (Taf. 24, 10 u. 11). Dieses Stück hat die Gestalt eines Viertel-Eies, das mit der hohlen Seite dem Arme zugekehrt ist. Es sitzt an der oberen Kante auf der Achsel fest, entweder an der Tunika oder, was wahrscheinlicher ist, an der Fibula des Mantels. Überhaupt scheint dieses Achselschildchen dem Mantel zuzugehören und mit ihm an- oder abgelegt worden zu sein. Denn es wird nur auf der rechten, offenen Achsel getragen, und die linke hat dagegen eine entsprechende Stickerei auf dem sie bedeckenden Mantel (Taf. 24, 11). Wie dieses besondere Stück entstanden sein mag, erklärt sich wohl dadurch, dass man auf der Strasse von dem kostbaren Halskragen wegen des verhüllenden Mantels nur das wenige sah, was unter der Fibula hervortrat. Was Wunder, wenn ein erfinderischer Kopf bald darauf verfiel, statt eines ganzen Kragens nur eine kleine Klappe über die Achsel zu legen und so glauben zu lassen, er trage einen Kragen. Auf einem so kleinen Stück konnte man ja die Kostbarkeiten dicht aneinander bringen und so mit wenigem viel prunken. Binden doch wir auch nur ein kostbares Stück Zeug, Samt oder Seide, vor die Brust und decken den zugehörigen Rücken mit etwas alltäglichem Kattun. Und schon längst denkt unter Tausenden oft nicht einer daran, dass das nur eine eitle Vorspiegelung ist, hinter die sich so leicht kommen liesse. Westen, Vatermörder und Manschetten, Frauen-Unterärmel und byzantinische Achselklappen: es ist immer derselbe Vorgang: prunken mit einem Stückchen und glauben machen wollen, man besitze und trage das Ganze. Dass später übrigens das blosse Achselschildchen Mode geworden war, so gut wie unsere Westen es sind, und dass dort wie hier auch der Reichste sich nicht scheute oder besann, es gerade so zu tragen, wie es allgemein geschah, dafür sind die Bilder der Kaiser der beste Beleg (Taf. 24, 11). Es scheint, dass diese Eigentümlichkeit erst im 11. Jahrhundert unter den Comnenen allgemeine Sitte wurde.

Dieses freie Schildchen erhielt dann aber auch allmählich eine andere Verzierung als die entsprechende Stelle des Kragens gehabt hatte. Man besetzte es streifenweise von oben nach unten mit Borten und Juwelen, wobei es denn auch nicht selten sich fast bis zum Ellenbogen verlängerte (Taf. 24, 11), indessen jene nur eine Rosette getragen hatte, die ebenfalls reich verziert sein konnte (Taf. 24, 4 u. 10). Rosetten waren überhaupt nicht nur in den Fenstern beliebt, sondern auch an allen Teilen der Kleidung. Man besetzte die Tunika am unteren Saume damit (Taf. 23, 9; 24, 4), wie wir dies schon bei den Römern (S. 87) fanden, ebenso auch die Rosetten auf der Achsel; man streute sie über das ganze Gewand (Taf. 24, 6); man verzierte auf solche Weise den Mantel (Taf. 24, 11).

Juwelen überall

Ausser an dem unteren Saume, dem Halsausschnitt der Tunika und den vorderen Enden der Ärmel wurden später die Perlen und Edelsteine auch noch dazu verwandt, allerlei Linien und Figuren damit zu bilden, die parallel mit dem unteren Saume liefen, oft aber fast die Hälfte der ganzen Fläche einnahmen (Taf. 24, 11). Die Verschwendung stieg ins Unglaubliche; es wurde eben alles auf äusseren Prunk verwendet und wenn man freilich hört, dass Alexius Comnenus seine Leibwache in silberne Panzer und goldene Helme kleidete, so kann es nicht befremden, wenn er selbst ganze Fürstentümer an Wert auf seinen Kleidern trug (Taf. 24, 11). Dabei verheerten mehrmals Hunger und Krankheit sein Reich aufs grausamste — er brach darum noch keinen Stein aus seiner Fassung. Rechnung über die Staatswirtschaft brauchte er nie zu legen, aber Anleihen gab es dagegen auch noch nicht, also auch keine Staatsschulden (nur Kriegssteuern) und keine Renten. Man verschwendete nur, was schon geerntet war, und es wurde nicht schon das Korn gegessen, das erst die Enkel in fünfzig Jahren oder noch später bauen werden. Diese Art der Verschwendung stammt erst aus neuerer Zeit.

Tunika der Frauen

Die Tunika der Frauen war gleich der der Männer, aber immer lang bis auf die Füsse. Auch hier trägt die rechte Achsel das Schildchen oder der Hals einen ganzen Halskragen (Taf. 23, 7; 24, 10). Der untere Saum wurde auch bei ihnen anfangs mit Stickereien (Taf. 23, 7 u. 10), später mit Perlen und Edelsteinen besetzt (Taf. 24, 10), so wie auch die vorderen Enden der Ärmel solche trugen.

Mantel

Über der Tunika wurde beim Ausgehen aus dem Hause der Mantel getragen. Er wurde, wie die Chlamys, sein Vorgänger, gewöhnlich auf der rechten Schulter durch eine Fibula festgehalten (Taf. 23, 1, 5 u. 6, 12 u. 13; 24, 2 u. 4); selten lag diese auf der Brust (Taf. 24, 12). Er wurde von beiden Geschlechtern gleich getragen (Taf. 23, 7). In der Mitte des 8. Jahrhunderts setzte man auf der geschlossenen Seite des Mantels, um auch dem linken Arm freie Bewegung zu schaffen, einen weiten Ärmel ein (Taf. 24, 10). Etwas später wurde dabei die rechte Seite des Mantels bis unterhalb des Armes ganz geschlossen und im 9. Jahrhundert wieder offen getragen (Taf. 24, 10). Gegen Ende des 9. Jahrhunderts scheint diese Tracht erloschen zu sein und von da an

nimmt der Mantel bald diesen, bald jenen Schnitt an. Er ist bald von der Achsel bis zur Mitte des Oberarms geschlossen, bald ganz geschlossen mit einem Halsloch, also ähnlich der Pänula, nur länger, eine Tracht, die übrigens zwischendurch immer beliebt gewesen war (Taf. 23, 7—10). Dann gab man ausser der verschiedenen Länge auch dem Mantel durch verschiedenen Schnitt des Saumes allerlei Formen. Bald wurden die Ecken spitz (Taf. 24, 11), bald abgerundet getragen, und beim Beginn des 10., besonders aber im 11. Jahrhundert trug man den reichen

Kragen

Kragen über dem Mantel. Dies taten sowohl Männer als Frauen, und nachweislich blieb diese Tracht bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus in Geltung. Der Kragen muss in diesen letzten Jahrhunderten das wichtigste Stück der Hoftracht gewesen sein, denn die Abbildungen zeigen, dass man ihm vor allem eine grosse Sorgfalt widmete.

Es scheint auch, als ob im 12. Jahrhundert auf der rechten Seite ein kurzer weiter Ärmel angesetzt worden sei, was bei der schon erwähnten Tracht des Achselschildchens leicht begreiflich ist (Taf. 24, 11). Die Aussenfläche des Ärmels war ja durch dieses längst da; es fehlte also nur noch die innere, um ihn abzuschliessen. Einzelne Darstellungen machen sogar glauben, als hätten im 12. Jahrhundert manche Mäntel zwei Ärmel gehabt, und das wäre nur eine Entwicklung des früheren.

Clavus des Mantels

Dass der Mantel übrigens den schon bei den Römern (S. 87) erwähnten viereckigen Besatz, den Clavus, trug, und dass dieser sich unter mancherlei Wandlungen der Form zu Halbkreisen und dergleichen Figuren (Taf. 24, 11) fort und fort erhielt, ist bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts durch die Darstellungen festzustellen. Seine Farbe war aber nicht mehr rot auf weissem Mantel, sondern golden auf Purpur. Bisweilen ist er aus gemustertem Stoff (Taf. 23, 13), später sogar mit Juwelen verziert (Taf. 24, 11). Er ist aber allmählich höher nach dem Halse hinaufgerückt, so dass er die Brust bedeckt und nur wenig über den Gürtel hinausreicht.

Über das an Stelle eines Mantels getragene Überkleid, welches an das hohepriesterliche Ephod erinnert, sprachen wir schon. Hier wollen wir noch erwähnen, dass dasselbe auch unter dem Mantel so gut wie über demselben getragen wurde, und dass es bis zum Jahre 1100 unverändert, dann noch mit einigen Änderungen sogar bis zum Jahre 1200 sich im Gebrauch erhielt.

Dies Gewand wird aber niemals gegürtet (Taf. 24, 3 u. 9), so wenig wie der Mantel, und darin unterscheidet es sich von dem jüdischen Ephod, dass dieses mit dem Gürtel umschlossen wurde und an den Seiten nicht offen war.

Gürtel

Dass der Gürtel, womit die Tunika gehalten wurde, bei beiden Geschlechtern äusserst kostbar war, versteht sich nach dem Bisherigen fast von selbst, da Gürtel schon ohnehin gewöhnlich — selbst bis auf unsere Tage — kostbarer sind als das Gewand, das sie halten. So trug man denn am byzantinischen Hofe Goldgürtel (Taf. 24, 5 u. 8), die bei den Herrschern gewöhnlich mit Juwelen besetzt waren (Taf. 23, 15; 24, 11).

Schärpe

Wir haben schon früher (S. 100) des eigentümlichen Bandes erwähnt, das seit Konstantin um die Schultern der Kaiser und Höflinge hing, und wir haben auch schon gesagt, dass es von Zeit zu Zeit eine andere Form annahm. So finden wir es zu Anfang des 7. Jahrhunderts unter Phocas kreuzweise über die Brust gelegt (Taf. 23, 15). Auch ist es jetzt keine einfache Binde mehr, sondern ein kostbares Geschmeide aus Goldbrokat mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Auch haben wir dort schon erwähnt, dass dieses Gewandstück nur bis zum Jahre 870 reicht, wo es zuletzt bei Konstantin VIII., Basils Sohn und Mitregenten, erscheint. Eigentümlich ist es nun, dass gerade dieser, indessen der Sohn ein altes Gewand zuletzt trägt, ein neues Gewand bleibend einführt, das zwar schon vor ihm, aber nur vorübergehend, getragen worden war; wir meinen jenes dem Ephod ähnliche Kleid. So scheint es, dass dieses mit jener Binde den Platz getauscht habe, und wenn letztere die Toga bedeuten sollte, so trat also in Byzanz mit dem Ende des 9. Jahrhunderts das Ephod an Stelle der Toga, das Kirchentum an Stelle des Richtertums, der orientalische Kultus an Stelle des römischen Rechtes. Aus dem Rechtsstaat wurde ein Kirchenstaat, was beiläufig auch im Okzident, in Rom selbst, um jene Zeit in mehr als bloss in der Tracht sich vollzog. Es spielen zuweilen die kleinen Ereignisse ganz dieselbe Melodie wie die grossen, und das ist kein Zufall. Aber es ist hier auch nicht der Raum, näher auf die innere Notwendigkeit, die beide verbindet, einzugehen. Genug, die byzantinischen Herrscher trugen seit dem 9. Jahrhundert mehr und mehr die Zeichen des christlichen Kultus äusserlich zur Schau und gefielen sich darin, priesterliche Kleider anzulegen und ihre Herrscher-Insignien mit Kreuzen und anderen dergleichen Zeichen zu besetzen. Der erste, der das Kreuz an der Mütze trug, war Justinian (527—565), und der es auf die Fahnen setzte, war 100 Jahre zuvor Valentinian III. gewesen. Es ist diese Vermischung der weltlichen Macht mit geistlichen Dingen immer nur in zwei Perioden eines Staates möglich: wenn er erst entsteht, denn da ist die vollständige Trennung der Elemente noch nicht vollzogen, und wenn er sich seinem Untergang zuneigt, dann sucht er sich solcher Vermischung als Stütze zu bedienen, um die sinkende Herrschaft zu retten. Doch führt er sie dadurch immer noch schneller dem Untergang zu. Wo immer an der höchsten Stelle mit dem Glauben und seinen äusseren Zeichen geprahlt wird, wo die Frömmelei zur Gewalt sich gesellt, da ist diese im Untergehen und nimmt im Gefühl ihres nahen Endes jene Gefährtin zur Hilfe an. So erging es dem byzantinischen Reiche im 9. und 10. Jahrhundert. Es fühlte seinen Sturz schon, obgleich der erst im 15. Jahrhundert eintrat. Freilich stirbt ein solcher Staatskoloss langsam wie ein Walfisch, und nicht der erste Stoss wirft ihn nieder. Es kann natürlich auch vorkommen, dass ein einzelner Herrscher solche frömmelnde Äusserlichkeiten zur Schau trägt, dann gilt aber auch für

Gewand ähnlich dem Ephod

Kreuz an der Mütze

ihn, was oben von der Periode gesagt ist: er fühlt sich dann zu schwach zur Herrschaft. Denn wer seiner Kraft sich bewusst ist, der trägt das Kreuz, oder welches Zeichen ihm heilig sei, in der Brust; in der Hand aber führt er das Zepter und Schwert und Wage.

Kaiser in Rüstung

So finden wir unter den byzantinischen Herrschern welche, die immer, andere, die meistens in der Kriegsrüstung dargestellt sind. Zu den ersteren gehört z. B. Leontius (696), zu den letzteren Konstans III. (641) und sein Sohn Konstantin IV. Dagegen erscheint der Nachfolger des letzteren, der entsetzliche Justinian II. (Taf. 23, 16) in der

Kaiser in Priestertracht

allerfrömmsten Tracht. Er trägt über der Tunika die kirchliche Stola und darüber ein der Dalmatika ähnliches Gewand, das aber enge Ärmel hat und auf den Seiten offen ist von unten bis zu den Hüften. Seine Krone trägt ein Kreuz und ausserdem hält er ein solches, das mannshoch ist, auf den Darstellungen in der Hand. Und dieser selbe Monarch wusste sich während seiner zehn- und seiner zweiten sechsjährigen Regierung nur durch die unerhörtesten Grausamkeiten auf dem Throne zu erhalten. Ein Wolf im Schafskleide; er ist der letzte aus dem Stamme des Heraklius.

Die Frauen trugen über der Tunika immer noch ein anderes Kleid vom gleichen Schnitt, aber meistens farbig (Taf. 23, 8—10) oder weiss mit bunten Verzierungen

Stola

(Taf. 23, 7). Diese Stola hatte um die Mitte des 6. Jahrhunderts noch sehr oft jene beiden Streifen vorn herab, deren wir im letzten Abschnitt des Altertums (S. 101) gedachten (Taf. 23, 8 u. 9). Indem sie aus der Frauentracht im Laufe des 6. Jahrhunderts allmählich verschwanden, erhielten sie sich in der Priestertracht, und zwar als das wesentlichste Stück des Gewandes, so dass dieses selbst allmählich kleiner wurde und zuletzt nur noch die Streifen als eine Binde um die Schultern übrig blieben. Schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts ist von dem ganzen Kleid nur noch das vordere Stück übrig (Taf. 23, 16); dies behält aber den Namen des Ganzen und führt ihn auch heute noch.

Die Frauenstola dagegen liebte zu jener Zeit fast ausschliesslich die gemusterten Stoffe, welche sich nach dem Verlust der beiden Streifen gleichsam als Ersatz boten (Taf. 23, 10). Sie waren zwar schon Zeitgenossen jener gewesen und auch mit ihnen in Verbindung aufgetreten (Taf. 23, 8), aber später fanden sie noch mehr Anklang.

Besatz der Stola

Die Stola wurde übrigens auch, wie die Tunika der Männer und der Mantel, mit goldenen Rosetten, Quadraten und dergleichen Figuren besetzt (Taf. 23, 9 u. 10). Dies geschah vorzugsweise nahe am unteren Saume, und auch dieser selbst wurde nicht selten, wie der der männlichen Tunika (Taf, 24, 1, 4, 5 u. 8), rundum mit Goldstoff geziert (Taf. 23, 10).

Mantel

Der Mantel der Frauen war aber, wenn nicht die Chlamys, die wir schon oben nannten, eine sehr lange Pänula. Dieselbe schloss rund um den Hals an und war öfter an der rechten Seite offen von unten bis an die Hüften, zuweilen auch noch höher hinauf (Taf. 23, 8 u. 9). Auch dieses Gewand wurde häufig aus buntem Stoff getragen, der meistens auf einfarbigem hellen Grunde Blumen (Taf. 23, 9) oder Verbindungen mathematischer Figuren zeigte (Taf. 23, 8). Die Herrscherin und ihre Töchter trugen es purpurfarben (Taf. 23, 2 u. 7; 24, 10). Auch auf diesem Mantel wurden Rosetten und dergleichen in Goldstickerei

Besatz

in den Ecken oder am oberen und unteren Saume angebracht (Taf. 23, 7, 8 u. 10). Besonders die Brust und die Achseln wurden mit auszeichnenden Juwelen bedacht (Taf. 23, 7; 24, 10).

### b) Kopfbedeckung.

Dieselbe bestand bei den Männern in einer flachen Mütze mit etwas verbreitertem Boden (Taf. 23, 13 u. 16;

Mütze

24, 11 u. 12). Sie war bei den Kaisern aus Gold und mit Edelsteinen oder Perlen besetzt oder eingefasst. Eine Abbildung des Phokas (Taf. 23, 15) zeigt dessen Mütze am unteren Rande mit Pelz verbrämt. Statt dieser Mütze tragen manche Kaiser auch nur ein Stirnband aus Gold

Stirnband

(Taf. 23, 1 u. 5). Auch dieses ist bisweilen, besonders in der späteren Zeit, mit Perlen besetzt und durch besondere Stirnverzierungen geschmückt (Taf. 24, 6). Auch kommt es in Verbindung mit einer flachen, den oberen Kopf bedeckenden Wölbung vor, die wiederum auf ihrer Mitte eine besondere aufrechtstehende Verzierung trug (Taf. 24, 9). Man wählte hierzu das Kreuz, welches früher

Mütze mit Kreuz

auf der Stirnseite der Mütze, auf dem oberen Rande derselben angebracht war (Taf. 23, 15 u. 16). Es kommt auch die Mütze in Verbindung mit dieser flachen Wölbung vor, so bei Nicephorus I. (Taf. 24, 3). Aus diesen beiden letzten Formen hat sich die „Krone“ entwickelt.

Bänder der Mütze

An allen diesen Kopfbedeckungen finden sich die ursprünglich nur am Diadem gebräuchlichen Bindebänder, deren Enden mit Kugeln verziert waren (Taf. 23, 1, 2 u. 5), anfänglich nur im Nacken, später aber auf den Seiten hinter den Ohren als Perlenschnüre in doppelter Zahl; so bei Justinian auf dem erwähnten Mosaikbilde (Taf. 23, 13). Noch später hängen solche auch an den Schläfen hinab, wo von irgend einem Zweck derselben, ausgenommen den, zu zieren, gar keine Rede mehr sein konnte (Taf. 24, 2, 9 u. 12). Diese Schnüre wurden übrigens nie so lang getragen, dass sie die Schultern erreichten, wie dies bei den Frauen geschah (Taf, 23, 7).

Übrigens berechtigten die vielen noch vorhandenen Abbildungen zu der Annahme, dass man, wenigstens bei Hofe, sehr oft in blossem Kopfe gegangen sei.

Haar

Das Haar trugen die Herrscher und ihre Höflinge seit Konstantin kurz, im 5. Jahrhundert gewöhnlich 7 bis 9 cm, seit Justinian 12 bis 14 cm lang; doch herrscht darin immer einiger Wechsel, und von diesen Angaben finden auch inzwischen mehrfache Ausnahmen statt. So trug z. B. Heraclius (610—641) das Haar sogar länger als 14 cm, andere schnitten es vor und nach ihm kurz ab. Sein unmittelbarer Vorgänger, Phokas (Taf. 23, 15), war es, der nach langer Zeit der glatten Kinne (seit Konstantin) wieder einen Bart trug, voll und lang, und seine Nachfolger

Bart

ahmten dies nach. Die Bärte blieben von nun an wieder in Ehren bis zum Ende des Reiches 1453. Auch der letzte Kaiser trug noch einen.

Haube

Die Frauen bedeckten den Kopf mit einer eng anliegenden Haube (Taf. 23, 2 u. 7—10). Dies lässt sich vom Anfang des Reiches bis auf Justinian nachweisen. Von da an fehlen Abbildungen, an denen man über die gewöhnliche Haar- oder Kopftracht klar werden könnte. Die vorhandenen Bilder sind lauter Darstellungen von Kaiserinnen und ihnen

Krone

fehlt denn nach Justinian auch nie die Krone. Dadurch aber wird eine Haube unmöglich, und so mag es wohl sein, dass auch noch weit später als bis zum 6. Jahrhundert die Haube eine gebräuchliche Kopfbedeckung geblieben sei. Nur fehlen, wie gesagt, dafür die Abbildungen als Beweise.

Diese Haube deckte das Haar fast ganz. Sie liess nur vorn um die Stirn einen Streifen des Haarwuchses unbedeckt (Taf. 23, 2), so dass das Gesicht wie mit einem Rahmen eingefasst war (Taf. 23, 8—10). Das Haar wurde nun mit Bändern oder Perlenschnüren umflochten, so dass es fest um das Gesicht lag (Taf. 24, 10). Zuweilen zog man den Kopf aus dem Nacken unter der Haube hervor und legte ihn nach vorn über dieselbe bis zur Mitte der Stirn, ähnlich dem Kamm oder Bügel eines Helms (Taf. 23, 2). Besonders im 4. und 5. Jahrhundert war diese Tracht sehr beliebt.

Die Art, das Haar zu flechten, war gar mannigfaltig Doch ging man immer darauf aus, das Gesicht mit einer ziemlich dicken Haarwulst zu umrahmen, bald nur die Stirn (Taf. 23, 8—10), bald auch die Wangen noch mit (Taf. 24, 10). Auch liess man das Haar des Hinterkopfs gern als zwei oder vier Locken im Nacken herabhängen, oder flocht es zu Zöpfen und liess diese frei hängen (Taf. 24, 10).

Diadem

Die Kaiserinnen trugen anfangs als Auszeichnung ein besonders kostbares Diadem (Taf. 23, 2). Späterhin setzten sie lang herabhängende Perlenschnüre daran, die bis zur Brust reichten (Taf. 23, 7). Dann kamen allerlei Erhöhungen hinzu, die dasselbe verzieren sollten, kleine Bügel, Arabesken und dergleichen (Taf. 23, 7). So wurde

Krone

auch von dieser Seite der „Krone“ entgegengearbeitet. Schon Helene (870) trug einen Kopfschmuck, der sehr an die heutige Tracht der Herrscher erinnert (Taf. 24, 10). Er bestand aus einem ziemlich breiten Goldreif, der mit Edelsteinen besetzt war und auf der Stirn nach Art der Stephane eine mit Perlen eingefasste erhöhte Spitze trug. Auf derselben stand eine blumenartige Verzierung aus Edelsteinen. Neben dieser Erhöhung wölbten sich zwei Bogen aus Perlen zur Seite hin bis über die Ohren. Ob nicht auch am Hinterkopf solche waren, lässt sich aus den Darstellungen nicht mehr erkennen.

### c) Fussbekleidung.

Schuhe

Die am häufigsten vorkommenden Schuhe der Männer reichen bis zum Knöchel oder ein wenig darüber und sind mit Riemen überspannt, welche die Sohle halten, so dass es aussieht, als wären Sandalen über die Schuhe gezogen (Taf. 23, 3). Wahrscheinlich ist dies auch im Anfang geschehen, so dass man also Schuhe aus feinem Leder oder wollenem Zeug trug, die etwa Füsslingen bei uns oder sehr kurzen Socken entsprechen würden, und über diese beim Ausgehen Sandalen anlegte.

Sandalen

Dies ist um so mehr glaublich, als auch der heutige Orientale nur kurze lederne Socken trägt und erst beim Austritt aus dem Hause Schuhe mit festen Sohlen anschlurft.

Socken

Dass aber in der späteren byzantinischen Zeit diese Überschuhe oder Sandalen sehr oft an den Socken festgesessen haben müssen, dies geht daraus hervor, dass statt der Riemen, die quer über den Fuss gingen, bei den Herrschern oft nur Perlenschnüre sich finden (Taf. 24, 9 u. 11) oder Reihen von Edelsteinen deren Stelle vertreten (Taf. 24, 12). Vorher waren die Riemen mit solchen besetzt (Taf. 23, 13 u. 15), bis auch hier die Sache selbst verschwand und ihre Ausschmückung blieb. — Ein anderer Grund für jene Annahme möchte auch der sein, dass oft die vorerwähnten Socken selbst schon über eine andere Beinbekleidung angelegt wurden (Taf. 23, 13) und dass, weil die Riemen mit Juwelen besetzt oder durch solche vertreten waren, jedenfalls kein öfteres An- und Ausziehen ratsam war. Zudem blieb ja dann der Schmuck des Fusses auch im Hause immer sichtbar.

Die Schuhe oder Socken wurden am liebsten aus rotem Stoff angefertigt, die Riemen darüber blieben weiss (Taf. 23, 13 u. 15). Die Kaiser liebten auch hier zuweilen die Purpurfarbe (Taf. 23, 16; Taf. 24, 11), auch wohl Goldstoff (Taf. 24, 12).

Stiefel

Statt der Schuhe trug man auch Stiefel, welche dann die oberen Beinkleider umschlossen (Taf. 23, 5). Auch diese wurden in der spätern Zeit mit Juwelen besetzt (Taf. 24, 12).

Frauenschuhe

Die Frauen am Hofe trugen, soweit dies bei den langen Kleidern zu ermitteln ist, ebenfalls Schuhe, die bis an die Knöchel gingen, aber hier fehlen jene die Sandalen haltenden oder vorspiegelnden Riemen, so dass es hiernach scheinen möchte, die byzantinischen Frauen seien nur für das Haus bedacht gewesen und hätten der Strassenschuhe entbehren können. Doch wissen wir aus anderen Quellen, dass sie zwar öffentlich erschienen, aber dass dies freilich im ganzen selten geschah.

Auch hier sind die oben genannten Farben vorherrschend. An Stelle der Perlenbesätze treten hier Stickereien auf dem vorderen Teil des Schuhes, Kreuze, Blumen und dergleichen darstellend (Taf. 23, 7).

### d) Schmuck.

Aus allem Vorhergehenden geht von selbst hervor, dass es an Schmuck in Byzanz nicht mangelte. Weder vorher noch nachher hat es in Europa einen Hof gegeben, der gerade in diesem Stück so Unglaubliches geleistet hätte. Übertroffen hat ihn wenigstens keiner. Der Padischah macht noch heute grossen Aufwand in Brillanten, Perlen und dergleichen, aber grösser ist derselbe gewiss nicht als er

unter seinen Vorgängern am goldenen Horn war. Byzanz ist eben einzig in seiner Lage und diese wird immer die Schätze dreier Erdteile dort zusammenführen, so wie immer diese Lage der Stadt die Herrschaft über Land und Meer sichern wird. Die kühnste Phantasie kann sich nicht ausmalen, von welchem Entzücken das Auge ergriffen wird, wenn es Konstantinopel betrachtet. Rom und Konstantinopel: das kann man erst fassen, wenn man die beiden gesehen hat.

Von der Verwendung der Perlen und edlen Steine zum Besatz der Kleidungsstücke haben wir oben das nötige gesagt. Es bleiben uns nur noch zu erwähnen die selbstständigen Schmucksachen an sich, wie Ringe, Ketten und dergleichen.

Fibula

Am allgemeinsten gebräuchlich vor allem war die Fibula des Mantels. Sie trug gewöhnlich einen grösseren Edelstein, der entweder nur in Goldverzierungen oder in einen Kranz von anderen Juwelen eingefasst war (Taf. 23, 12 u. 13; 24, 4 u. 11).

Halsketten

Dass der Kopf bei Männern und Frauen mit Diademen geschmückt wurde, haben wir auch schon erwähnt. Beide Geschlechter auch umgaben den Hals mit Perlenschnuren oder Ketten (Taf. 24, 5, 10 u. 12). Fingerringe waren gleichfalls allgemein im Gebrauch. Die Armbänder um die Handwurzel scheinen stets auf den Ärmeln festgesessen zu haben, nur hier und da ist es möglich, dass es frei angelegte Schmucksachen sind (Taf. 24, 10). Da aber so viele andere Juwelen auf dem Kleide befestigt waren, so ist es auch hierfür das einfachste, solches anzunehmen.

Die Frauen insbesondere bedienten sich noch der Perlen und edlen Steine zum Schmuck des Haares, indem sie solche in dasselbe einflochten (Taf. 24, 10; 23, 7).

Ohrringe

Ausserdem trugen sie, was Männer nicht durften, Ohrringe (Taf. 23, 8—10) und in denselben nicht selten höchst kostbare Gehänge.

Gürtel

Von den Gürteln war schon die Rede. Beide Geschlechter trugen solche aus Gold und oft mit Steinen besetzt (Taf. 23, 15; 24, 5 u. 8).

Dass die Juwelen auch auf den Waffen befestigt wurden, kann nach dem Früheren nicht mehr wundern. Helme (Taf. 23, 4), Schilde, Schwertscheiden (Taf. 24, 5) waren mit ihnen besetzt und oft überladen. Ein Sieg über das byzantinische Heer bezahlte sich reichlich auf dem Schlachtfelde und es war auch von dieser Seite Byzanz eine verlockende Beute für seine Eroberer.

### 3. Priestertracht.

Die im vorigen Abschnitt (S. 102 f.) genannten Gewänder waren noch immer gebräuchlich und hatten eine Vermehrung erfahren durch die Stola und das Pallium.

Nach und nach führte sich jetzt durch die Konzilien eine feste kirchliche Kleiderordnung ein. So bestimmte

Alba

das Konzil zu Karthago 398, dass die Alba von den Diakonen nur während der Messe getragen werden durfte. Später verbot das Konzil von Toledo 589 den Diakonen und Subdiakonen, die Alba vor Beendigung des heiligen Dienstes abzulegen. Man kürzte dies Gewand von Zeit zu Zeit immer mehr, doch reichte es immer noch selbst zu Ende des byzantinischen Reiches bis fast an die Knöchel. (Siehe darüber Malliot-Martin II, 271).

Dalmatika

Die Diakonen trugen seit dem 4. Jahrhundert über derselben die Dalmatika. Sie war lang, von mittlerer Weite, mit sehr langen und weiten Ärmeln. Oben hatte sie nur ein Halsloch zum Durchlassen des Kopfes (Taf. 23, 14). Auf dem Mosaikbilde von Ravenna hat dieses Kleid zwei dunkle Streifen von den Schultern bis zur Erde, die aber auf dem Kleide festsitzen. Sollen dieselben eine Andeutung der Stola sein? Sehr wahrscheinlich, da auch der Bischof Maximian dicht daneben ein gleiches Gewand trägt. Die Dalmatika hat also mit solchem Besatz gleich die Stola inbegriffen, denn auf der anderen Seite muss Maximian, da er die Kasula und das Pallium trägt (Taf. 23, 11), auch die Stola tragen. Sie war zu jener Zeit bereits eine blosse Binde geworden, wie aus dem 563 zu Braga erlassenen Gebot hervorgeht, dass die Diakonen sie von der linken Achsel zur rechten Hüfte tragen sollen.

Stola

Die Stola kam ausser den Bischöfen auch den Priestern und Diakonen zu. Sie war ein farbiges, mehr oder weniger breites Band, das um den Hals gelegt wurde und dessen beide Enden bei den Bischöfen vorn bis zur Erde reichten (Taf. 24, 7) und bei den Priestern auf der Brust sich kreuzten. Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts wurde sie von den Diakonen in der zuerst beschriebenen Weise quer über die Brust getragen. Das Verbot von Braga scheint nichts gefruchtet zu haben, da es auf dem Konzil von Toledo 597 wiederholt wurde.

Casula

Die Casula war in der Form noch dieselbe wie früher, im Stoff war sie indessen meistens aus Goldbrokat (Taf. 23, 11). Doch gab es daneben auch welche in anderen Farben (Taf. 24, 7). Man änderte im Schnitt nur die Spitze vorn und hinten, indem man dieselbe bald etwas länger, bald etwas stumpfer trug. Im 11. Jahrhundert kürzte man sie erst und gab den Schultern und Armen besondere kürzere Stücke.

Pallium

Das Pallium hatte mit der Stola gleiches Schicksal. Ursprünglich, wie schon der Name sagt, ein Mantel, und zwar der Bischöfe, der über der Casula getragen wurde, schrumpfte er, als diese aus kostbareren Stoffen angefertigt wurde, zusammen und wurde zuletzt ein blosses Band, das um den Hals lag und auf dem Rücken und vor der Brust ein lang herabhängendes Stück hatte. Es war an den Achseln und an den unteren Enden mit Kreuzen bestickt (Taf. 23, 11; 24, 7) und hier auch mit Fransen besetzt. Die Farbe und Zahl der Kreuze sind nach den verschiedenen Festen verschieden fest bestimmt. Dies Band bestand aus weisser Wolle und erinnert an das wollene Band des jüdischen Priesters, aus dem es auch wohl entstanden sein könnte, wenn es nicht früher ein Mantel gewesen wäre. Doch mag es wohl im Hinblick auf jenes priesterliche Band seine Verwandlung vollzogen haben,

denn beide sind darin gleich, dass sie aus Wolle bestehen müssen. Auch wird auf dem 8. Konzil zu Konstantinopel von dem Patriarchen Juvenal von Jerusalem behauptet, der heilige Jakobus habe schon die Alba, die Stola, dieses „wollene Band“ und eine Inful getragen, daher solche Stücke auch den Bischöfen gebührten. Daraus würde, wenn diese Behauptung Wahrheit wäre, freilich etwas ganz anderes zu beweisen sein, nämlich, dass das Pallium direkt von dem Gürtel des jüdischen Priesters herstamme und keineswegs zuerst ein Mantel gewesen sei. Aber sie sei nun wahr oder nicht, so beweist sie sicher, dass, als sie gemacht wurde, also auf dem 8. Konzil zu Konstantinopel, das Pallium bereits ein Band war, mochte der Name nun vorher auch bezeichnet haben was er wollte. Dass es aber aus einem Mantel nach und nach entstanden oder von einem solchen der Rest ist, das zeigt die Art wie es angelegt und getragen wird. Der Ring um den Hals ist geschlossen und die beiden Enden vorn und hinten hängen ohne allen Zweck daran. Man verbreitere diese drei in Gedanken, so kommt man bald auf ein Gewand, das einem Ephod mit Seitenschlitzen bis zu den Armen gleich wäre. — Und ein solches scheint es auch nur gewesen zu sein.

Es existieren noch mehrere Notizen, welche zeigen, dass das Pallium von besonderem Ansehen und Bedeutung gewesen sei. Es wurde anfangs als besondere Auszeichnung nur einzelnen Bischöfen vom Kaiser oder Papst verliehen. Im 8. Jahrhundert war es den Erzbischöfen vorbehalten, und die Bischöfe, welche es zugeschickt erhielten, betrachteten es als ein Zeichen der Berechtigung, von nun an sich Erzbischöfe zu nennen. Im 9. Jahrhundert dagegen war es bereits Gemeingut aller Bischöfe geworden. Im Anfang des 10. Jahrhunderts war es wiederum ein besonderes Geschenk der Päpste; selbst die Patriarchen von Konstantinopel durften es nur mit römischer Bewilligung tragen, bis 931 Johann XI. ihnen wie den griechischen Bischöfen überhaupt gegen eine Geldsumme für immer diese Erlaubnis gab. Noch später wurde es abermals eine besondere Auszeichnung der römischen Erzbischöfe.

Das Pallium ist und war immer weiss. Die Kreuze darauf sind bisweilen (bei bestimmten Festen) schwarz, auf jeder Schulter eins, hinten eins und vorn eins bis drei. Zu anderen Zeiten des Kirchenjahres sind sie scharlachrot oder rötlichbraun (Taf. 24, 7).

Einzelne Stücke der priesterlichen Tracht entstanden während der späteren Zeit noch oder kamen da in Gebrauch. Hierher gehört die Manipel, der Ring, der Stab, die Sandalen und das Formalium. Doch werden wir dieselben erst später genauer besprechen, da wir am Schlusse des Mittelalters die geistlichen Trachten vom 6. bis 16. Jahrhundert ausführlich betrachten wollen, und verweisen wir also über alles, was hier unvollständig (weil nur für die Byzantiner) erwähnt wurde, auf jenen Abschnitt.

Inful Die Kopfbedeckung der höheren Priester, die Inful oder Mitra, war nach und nach auch von der kirchlichen Kleiderordnung ergriffen worden. Ein Streit, der zwischen einigen Äbten und Bischöfen darüber ausgebrochen war, wurde von Klemens IV. dahin entschieden, dass die römischen Äbte auf den Synoden eine mit Gold gestickte Mitra tragen sollten, die aber ohne Perlen und Juwelen sein musste, alle übrigen aber nur eine einfache weisse Inful zu tragen hätten. Daraus geht hervor, dass den Bischöfen eine geschmückte Mitra erlaubt war, wie denn auch die Monumente zeigen, dass sie solche, aber immer von weisser Farbe, trugen, und nicht nur auf den Konzilen oder Synoden, sondern zu allen Zeiten.

Haar Die Haar- und Barttracht wechselte im Laufe der Zeiten mehrmals. Die erste sichere Bestimmung darüber wird auf dem 4. Konzil von Karthago (398) ausgesprochen, dass kein Geistlicher das Haar solle lang wachsen lassen. Doch scheint dieses Verbot nicht überall beachtet worden zu sein, denn das Konzil von Barcelona 540 wiederholt es und fügt hinzu: Kein Priester darf den Bart rasieren Fast ein Jahrhundert später verfügt das Konzil von Toledo: Die Diener der Kirche sollen eine Tonsur tragen und einen Kranz von Haaren rund um den Kopf. Dass dieses schon früher gebräuchlich gewesen sei, beweist das Mosaikbild zu Ravenna (Taf. 23, 14), das aus dem 6. Jahrhundert stammt.

Übrigens scheint die Haartracht schon früher ein Zankapfel unter den Kirchenvätern gewesen zu sein. So stritt im 4. Jahrhundert der heilige Ambrosius für die natürliche freie Haartracht der Priester, indessen der heilige Hieronymus für das Abschneiden focht.

Beiläufig sei erwähnt, dass dagegen das Gesetz des Theodosius wie ein noch früheres Konzil in Kleinasien und spätere Erlasse verschiedener Art den Frauen verboten, ihr Haar zu schneiden.

Bart Der Bart war den Priestern anfangs geboten, wie vorhin erwähnt wurde. Im 6. Jahrhundert war es eine so wichtige Sache, den Bart zu stutzen, dass man dabei ein bestimmtes Gebet sprechen musste. Schon im 3. Jahrhundert verordnete Klemens von Alexandrien, man solle nur so viel vom Barte wegschneiden als beim Essen hinderlich sei. Im allgemeinen trugen die Priester im Orient und Okzident den vollen Bart (Taf. 24, 7), abgesehen von einzelnen zeitweiligen Ausnahmen (Taf. 23, 11 u. 14), bis mit Leo III. (816) eine Spaltung der Kirche hierin eintritt. Er rasierte zuerst das Kinn und ihm folgten die lateinischen Priester, indessen die Griechen den Bart (bis heute) behielten. Inzwischen freilich änderte sich auch im Okzident die Sachlage noch mehrmals, da es auf dem Konzil zu Limoges (1031) den Geistlichen freigestellt wurde, ob sie den Bart tragen wollten oder nicht. Doch schon nach einem halben Jahrhundert trat auf dem Konzil zu Rom 1084 die frühere Bestimmung wieder aus Gregors VII. Munde in Kraft, dass den Priestern und Kirchendienern der Bart verboten sei. So blieb es bis auf Julius II., der 1490 am Schlusse des Mittelalters abermals das glatte Kinn verbannte und dem Barte wieder sein Recht gab.

## 4. Kriegstracht.

Eine bestimmte Tracht hatte das Heer zwar von Anfang des Reiches schon, aber jede Abteilung trug sich anders. Die verschiedenen Herrscher änderten daran nach ihrer Laune bald dies, bald jenes, wie das denn auch noch heute geschieht. Es gab Reiterei und Fussvolk.

Im allgemeinen lässt sich sagen, dass man darauf bedacht war, die Schutz- und Angriffswaffen möglichst zu erleichtern, sollte auch ihre Zweckmässigkeit darunter leiden.

Zu den ersteren zählten noch immer Helme und Streithauben, Panzer und Schilde, zu den letzteren Lanze, Schwert und Bogen.

Helm

Die Helme blieben noch bis zum Ende des 7. Jahrhunderts im Gebrauch, und zwar vorzugsweise in römischer Form. Sie waren von Metall und mit einem Kamm oder Bügel versehen, der bei den Anführern oft mit Federn geschmückt war. Die Kaiser trugen ihn mit Perlen besetzt (Taf. 23, 4). Der letzte Herrscher, der ihn auf den Abbildungen zeigt, ist Leontius (695—698). Dagegen trägt Tiberius Apsimar (698—705) trotz Schild und Lanze, die er führt, nur eine gewölbte Mütze mit dem Kreuz auf der Spitze. Der Helm scheint von da an ganz ausser Gebrauch gekommen zu sein und einer niedrigen gewölbten Kappe den Platz geräumt zu haben (Taf. 24, 2). Dieselbe bestand ebenfalls anfangs aus Metall, später nur noch aus Filz oder Wollstoff. Der metallene Helm oder die Haube

Leibwache der Wäringer

blieb ein Vorrecht der Waräger oder Wäringer, der nordischen Leibwache der Basiliden und der Komnenen. Diese war ursprünglich wahrscheinlich aus Normannen, die nach Beute umherkreuzten und in Byzanz ans Land stiegen oder dorthin verschlagen waren, gebildet worden, und hatte sich im Laufe der Zeit immer aus solchen wieder ergänzt. (Kiew war ja seit 882 der Sitz eines normannischen Herrschers, der sogar 907 vor Konstantinopel erschien und Leo VI. zum Tribut zwang, auch einen Verkehrs-Vertrag mit ihm machte.) Ihre Zahl betrug gewöhnlich zwischen zwei- und dreihundert Mann. Sie trugen ihre heimatliche Kriegstracht, den schweren Stahlhelm, den eisernen Waffenrock, die furchtbare Streitaxt und das lange, schwere Schwert nur im Kriege. Hier entschieden sie oft, sie allein, das Schicksal der Schlacht. Im Frieden aber gingen sie in üppigster Pracht, die sich immer höher steigerte, je höher ihre Hilfe galt. Denn mit der zunehmenden Schwäche des übrigen Heeres leuchtete ihre Tapferkeit um so heller. Ihr Goldhelm war mit Perlen besetzt, der silberne Panzer mit Gold beschlagen. Jeder einzelne dieser Krieger hatte mehrere einheimische Diener, stand also im Range so hoch wie die Offiziere der übrigen Truppen.

Zerfall des Reiches

Dagegen war seit Heraclius das übrige Heer immer elender geworden. Man hätte denken sollen, die ewigen Kriege, welche Byzanz zu führen hatte, müssten ein vortreffliches Heer herangebildet haben. Keineswegs! Von allen Seiten drangen Feinde herein: Von Osten die Perser, später die Türken bis an den Bosporus gegenüber Konstantinopel, von Norden die Avaren, von Westen die Bulgaren; alle rissen Stücke des Reiches an sich, das nur von Zeit zu Zeit sich wieder einigermassen erholte. Des Goldes und der Juwelen waren zu viel, des Eisens zu wenig in Byzanz. Waren doch die Kreuzfahrer, als sie 1204 die Stadt erstürmten, höchst erschrocken über die Grösse der erbeuteten Schätze. „Mehr als der ganze Reichtum des Abendlandes", sagte Balduin, sei ihnen in die Hände gefallen, und wie viel blieb immer noch zurück, und wie viel ging zugrunde! Vor lauter dogmatischen Kämpfen verloren die Herrscher Land und Leute zum abschreckenden Beispiel für alle späteren Zeiten. Hat es aber gewirkt? —

Die letzten siegreichen Kriege führten Nicephorus Phocas (963) und Johann Zimisces (970), besonders der letztere, der noch einmal, zum letzten Male, die griechischen Feldzeichen bis zum Euphrat trug. Noch unter ihm wurde die rundliche Haube als Kopfschutz getragen.

Mütze

Bald hernach wurde sie vertauscht mit einer Mütze, ähnlich einem Barett, die den Abbildungen nach ganz weich und bequem gewesen sein muss. Sie scheint von den Reitern wie von dem Fussvolk getragen worden zu sein, und welchen Schutz sie mehr als eine gewöhnliche Mütze dem Kopfe gewährt habe, ist nicht mehr zu erkennen.

Panzer

Die Panzer wurden nur von einzelnen Abteilungen der Reiterei getragen. Sie bestanden meistens aus Leder (Taf. 23, 1 u. 5) und hatten kurze Armstücke, die die Achseln deckten. An diesen wie an dem unteren Rande waren zur Verzierung und zur Bequemlichkeit Zacken angebracht (Taf. 23, 1 u. 5), die öfter auch in „Flügel", lange bandförmige Streifen, endigten, welche ebenfalls aus Leder bestanden (Taf. 24, 2), zuweilen aber auch mit Metall beschlagen oder ganz aus solchem verfertigt waren (Taf. 23, 5). Doch blieben solche Auszeichnungen nur den Anführern vorbehalten.

Die Abbildungen, welche von Isaak Comnenus (1057 bis 1059) vorhanden sind, zeigen ihn in einem reich gestickten Panzer, der bald aus Leder, bald aus Seide besteht und in verschiedenen Formen unten ausläuft, bald in zwei Hüftstücken, welche die Oberschenkel bedecken, bald in einem Mittelstück, bald auch in einem Kreis von langen Streifen.

Dass übrigens die eisernen Schuppen- oder Kettenpanzer nicht ganz fehlten, ist ausser Zweifel, doch mögen sie zu den Seltenheiten gehört haben und ein Vorrecht der Heerführer gewesen sein (Taf. 24, 2 u. 12). So lange die kaukasischen Reiter als Hilfstruppen im Heere dienten, gab es freilich ganze Regimenter solcher eisenbedeckter Krieger, aber hernach nicht mehr, ausgenommen die schon erwähnte Leibwache.

Schild

Die Schilde waren länglich und etwa 75—95 cm hoch (Taf. 24, 1). Sie hatten auf der Innenseite zwei Handhaben zum Halten und wurden von Reitern und Fussvolk getragen, doch nicht von den Bogenschützen. Nach Justinian verkleinerte man sie mehr und mehr, und schon am Anfang des 8. Jahrhundert waren sie nur noch 60 cm hoch. Auch fertigte man sie nicht mehr wie früher (Taf. 24, 1) aus Metall an, sondern aus Leder und bedeckte

sie bei den Heerführern mit Stickereien und Juwelen. Von Theodosius dem Jüngeren (408) bis auf Tiberius Apsimar († 705), also drei Jahrhunderte lang, führen die Kaiser (mit wenigen Ausnahmen, wo das Monogramm des Friedens an die Stelle tritt, z. B. bei Justinian) alle dasselbe Zeichen auf dem Schilde: einen Reiter, der auf einen am Boden liegenden Krieger einhaut. Die Laune der Geschichte hat aber das Zeichen anders ausgelegt, als die Herrscher ahnten: freilich war es zweideutig. Übrigens ist Tiberius Apsimar der letzte Kaiser, der in Waffen dargestellt ist; alle folgenden, den einzigen Isaak Comnenus ausgenommen, lassen sich während 750 Jahren immer in kaiserlichem oder priesterlichem Ornat oft in einem Gemisch aus beiden, darstellen. Das wirft ein breites Schlaglicht auf die byzantinischen Verhältnisse. Alle Kaiserbilder aus diesen drei Vierteln eines Jahrtausends haben auf der Mütze und in der Hand, oft in beiden, das Kreuz; die Gewänder sind mit Kreuzen bestickt; das hierbei am meisten benutzte Muster stellt ein Kreuz, von einem Kreise umschlossen, dar (Taf. 24, 6 u. 11). Dies ist ein vorzugsweise byzantinisches Muster. Oft auch ist das Kreuz in quadratischen Feldern angebracht (Taf. 24, 3 u. 9). Das Kreuz und der Reichsapfel unter ihm, also die Erde, welche das Kreuz trägt: das war ihr Hauptaugenmerk. Gewalt und Kirchentum! — — Die Geschichte hat ihre Bestrebungen gerichtet: sie haben ihr Kreuz tragen müssen, so bitter und nachhaltig, bis sie zugrunde gingen und der Halbmond auf der heiligen Sofia glänzte. Sie waren nicht mehr der einhauende Reiter, sondern der am Boden liegende Besiegte. Ihr Schildzeichen war erfüllt.

Unter den Angriffswaffen behauptete immer die
Lanze Lanze den Vorrang. Die alte römische hasta wurde fast gar nicht mehr geführt, ausser von einigen schweren Infanterieabteilungen (Taf. 24, 1). Dagegen war die kurze, schon früher erwähnte Wurflanze in allgemeinen Gebrauch gekommen; sie war nur 95 cm lang und wurde von Fussgängern und Reitern geführt (Taf. 24, 2).

Schwert Das Schwert blieb bis zum Ende des 9. Jahrhundert das kurze römische (Taf. 23, 1; 24, 5); von da an wurde die Klinge allmählich verlängert, bis sie zuletzt im 11. Jahrhundert so lang war, dass sie von der Hüfte bis zur Erde reichte, also etwa dieselbe Länge hatte, wie ein heutiger Offizierdegen. Ein solches Schwert trägt z. B. Isaak Comnenus 1058. Er ist nach einer langen Reihe von Kaisern in meist kirchlicher, selten kaiserlicher Tracht, wieder der erste und letzte, der in Waffen dargestellt ist. Es war in Byzanz gerade umgekehrt wie bei uns. Wie es bei uns zu den Ausnahmen gehören würde, wenn ein Herrscher sich mit kirchlichen Zeichen würde darstellen lassen, da es, wie es scheint, kaum anders möglich ist, als in militärischer Tracht, gerade als wäre der Krieg die wichtigste Beschäftigung des Staates oder als hätte Oken recht, wenn er die Kriegskunst die höchste aller Künste nennt; als wären unsere Könige Soldatenkönige und der Wehrstand der beste Stand des Staates: So war es in Byzanz eine Ausnahme, wenn das Bild eines Herrschers diesen in Waffen zeigte, denn von Anfang des 8. Jahrhundert bis zur Mitte des 15., das ist in sieben und einem halben Jahrhundert, ist Isaak Comnenus der einzige Gerüstete. Der letzte Herrscher, Konstantin Paläologus, erscheint wieder in Waffen, und zwar mit Pfeil und Bogen, dabei zu Pferde. Alle übrigen Kaiser in den achteinhalb Jahrhunderten tragen nur den Reichsapfel mit dem Kreuz darauf in der einen und ein Kreuz oder Labarum in der anderen Hand. Es ist ihnen offenbar Hauptsache, ihre starke Kirchlichkeit neben ihrer Lust am Herrschen zu beweisen.

Der Bogen, der schon unter Konstantin eine wichtige Bogen
Waffe war, blieb es auch ferner, ja sein Ansehen stieg sogar in demselben Verhältnis, in welchem der persönliche Mut abnahm. Man ging dem Feinde nicht mehr gern auf den Leib, daher hatte man auch aus dem kurzen Schwert ein langes und schon früher aus der langen Stosslanze die kurze Wurflanze gemacht. So wurden die Bogenschützen im Heere vermehrt und die schwere Infanterie vermindert. Es ist eine eigene Laune des Geschicks, dass gerade der letzte byzantinische Kaiser mit Bogen und Pfeil abgebildet ist — einer Waffentracht, deren sich ein römischer Konsul geschämt hätte — und dazu noch auf dem Pferde vor einem Kreuz am Wege betend. Das ist der letzte römische Kaiser: so endet des Reiches Herrlichkeit!

## C. Geräte.

Wenig ist es, was uns hier übrig geblieben ist. Denn da die meisten Abbildungen nur von den Kaisern berichten und auch diese nur selten sitzend dargestellt sind, so sind die Stubengeräte fast das einzige, wovon uns deutliche Bilder gegeben sind. Dagegen fehlen alle musikalischen Instrumente ausser einer Orgel, mit Flötenbläsern daneben (an der Säule des Theodosius), von welcher später die Rede sein wird (s. Mittelalter, IV. Franzosen. Musik. Instrumente, Schluss). Unter den Gefässen sind ausser den früheren römischen, die noch immer im Gebrauch waren, wenige im engeren Sinne byzantinische, also neue eigentümliche Formen zu finden. Wir geben eine solche in einem Leuchter (Taf. 28, 41).

Von den Stubengeräten haben wir zwei Sessel (Taf. 28, 42 u. 43) abgebildet, von denen der eine aus dem 9., der andere aus dem 11. Jahrhundert stammt. Bei beiden hat das Untergestell vorn auf den Seiten zwei Säulen zur Stütze der Hand. Die rechtwinklig angesetzte Lehne bildet am älteren Stuhl an den Seiten zwei Hörner und oben einen konkaven Bogen (Taf. 28, 42), bei dem anderen dagegen erscheint oben ein konvexer Bogen, der auf zwei viereckigen Säulen ruht (Taf. 28, 43). Vor beiden steht ein Tritt für die Füsse. Bei dem ersten gehört derselbe sogar dem Sessel fest an. Auf dem Sitze liegen seidene, reich gestickte Polster oder Decken, und Juwelen schmücken die Lehne wie die Seiten und die Säulen vorn. Auf den Ecken der Lehne ruhen Knäufe (Taf. 28, 43) oder Rosetten aus edlen Steinen. In derselben Art sind alle Sessel und Stühle, von denen noch Abbildungen vorhanden

sind; statt des Kastens dient zuweilen auch ein roher vierbeiniger Schemel mit oder ohne Lehne (Taf. 24, 6). Die Sessel und Sitze standen in Byzanz sehr fest und auch der Thron stand — dank den römischen Gesetzen und Einrichtungen, auf denen er ruhte — erstaunlich lange, wenn man bedenkt, wie erbärmlich diejenigen waren, die ihn besassen, und wie er, wenn es ihrer Verwaltung gemäss gegangen wäre, vielleicht kein Jahrhundert überdauert hätte. (Man denke nur an die Perser!) Aber der römische Unterbau war gut: Der hielt ihn ein ganzes Jahrtausend trotz aller Erschütterungen. Zuletzt freilich stürzte er und es wurde an seiner Stelle ein neuer asiatischer errichtet, der auch schon — es scheint wirklich, als stünden die Sitze noch heute in Byzanz sehr fest! — über vier Jahrhunderte steht und auch trotz aller Schwankungen und der furchtbarsten Stösse noch immer sich hält. —

# II. Die Angelsachsen.

(Tafel 22. Zeichnung und Farbe nach den von Hamilton-Smith veröffentlichten Abbildungen aus Manuskripten des Britischen Museums und nach Spalart.)

## A. Einleitung.

Hier betreten wir einen ganz neuen Boden. Alle bisher betrachteten Völker konnten wir von ihrem ersten Auftreten bis zu ihrem Untergang verfolgen; alle aber, die uns noch übrig bleiben zu betrachten, haben noch keinen Untergang erlebt, sondern ragen alle, in steter Entwicklung begriffen, noch bis in unsere Tage herein. Denn wenn auch z. B. die Angelsachsen als solche in ihrer ursprünglichen Reinheit mit der Eroberung Englands durch die Normannen aufhören, so bleiben sie doch der Grundstoff in der darauf folgenden Mischung. Und genauer besehen, waren sie auch schon zuvor in ihrer Ungemischtheit gestört durch die Dänen. Man pflegt aber mit Recht das Ende eines Volkes erst dann anzunehmen, wenn seine Sprache aufhört oder wenn es in Jahrhunderten eine Fremdherrschaft mit fremder Sprache und fremder Staatseinrichtung nicht abzuschütteln vermag. So waren die Angelsachsen weder durch die Dänen, noch durch die Normannen untergegangen, denn sie behielten ihre Sprache und nahmen die Fremdlinge, wie ein Organismus die Nahrung, auf und verarbeiteten sie in sich zu ihrem Eigentum.

Wollte hier jemand den Einwand machen, so sei es fast immer und die Römer und Griechen seien nicht untergegangen, denn diese beiden Völker selbst lebten noch fort in den heutigen Bewohnern Südeuropas und sogar die Sprachen bestünden noch beide, das Römische in den romanischen Sprachen, das Griechische im Neugriechischen: so lässt sich dem entgegnen: Die romanischen Sprachen sind durch die Menge ihrer Partikeln, durch Konjugation und Deklination doch genugsam und weit mehr von der Mutter unterschieden, als man gewöhnlich annimmt, sind also ganz neue Sprachen, und dem Neugriechischen ergeht es ebenso, und was die Völker selbst betrifft, so wird wohl auch der befangenste Beschauer einen Römer und Griechen der heutigen Zeit nicht gleich setzen wollen einem des 4. oder 5. Jahrhunderts v. Chr. Geburt. — Wo sind ausserdem die Staatseinrichtungen jener Zeit? War der Kirchenstaat des 19. Jahrhunderts ähnlich der römischen Republik, als sie etwa gleichen Umfang hatte?

Dagegen sind die heutigen Staaten von England, Frankreich, Deutschland, Skandinavien etc. nur die Fortentwicklung der Staaten, welche sich vom 5.—9. Jahrhundert dort gebildet haben, und es haben inzwischen wohl mannigfache Erschütterungen, aber keine völligen Zerstörungen und Neubildungen dort stattgefunden. Das französische Reich ist die Umbildung des Frankenreichs, das britische die des angelsächsischen. Dieses selbst war aber ein Neubau und nicht etwa eine Fortbildung des galischen oder altbritischen, denn von diesem blieb ausser den Menschen selbst, die es bewohnt hatten, und ausser einigen Worten ihrer Sprache wenig oder nichts übrig. — Wir beginnen also mit den Angelsachsen die Reihe der Völker, welche noch jetzt vorhanden und in einer fortdauernden Entfaltung begriffen sind, und gerade dieses Volk ist es, welches am weitesten nach Westen vorgedrungen, seine Sprache und Sitte vom Atlantischen bis an den Stillen Ozean hingetragen und dort ganz neue Staaten gegründet hat.

## B. Die Tracht.

Wir beschränken uns vorläufig auf die Zeit bis zu den Normannen.

Die den alten Manuskripten beigefügten Gemälde geben Aufschluss bis in das 5. Jahrhundert hinauf, und wenn auch aus dieser Zeit der Gründung des angelsächsischen Reiches (oder der Reiche) nur wenig Überreste vorhanden sind, so geben sie doch in Verbindung und Vergleich mit den späteren Materialien genug Aufschluss über die Tracht auch jener früheren Zeit. Am reichlichsten fliessen freilich die Quellen aus dem 9. und 10. Jahrhundert, also aus dem Ende der Periode, die uns hier zur Betrachtung vorliegt. Die meisten der in Rede stehenden Manuskripte finden sich in der Cotton library des Brit. Mus. Die in ihnen enthaltenen Figuren sind meistens farbig und geben also zugleich nach dieser Seite hin wichtige Aufschlüsse.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Wir können auch hier diese Einteilung beibehalten, weil die Tracht im Kriege wie am Hofe besondere Auszeichnungen hatte.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Zum ersten Male begegnen wir hier dem Gewande, welches wir nach allen seinen Eigentümlichkeiten und nach

Hemd

den heutigen Begriffen ein Hemd nennen. Wenn wir bisher diesen Ausdruck dann und wann gebrauchten, so geschah das nur vergleichsweise und er bezeichnete dann ein Gewand, das unmittelbar auf der Haut getragen wurde, was Voss aus Homer mit Leibrock übersetzt hat. Ein griechischer Leibrock oder eine römische Tunika ist aber kein „Hemd“. Die Vorstellung von ihrem Zweck unterscheidet beide. Dem Griechen und Römer war der Leibrock ein Kleid, aber unser Hemd ist kein „Kleid“. Es soll nicht wärmen und nicht weiter schützen als vor dem Blick des anderen. Es ist das Gewand der Schamhaftigkeit, und soll zugleich alle übrigen Kleider von der Berührung mit der Haut fern halten, also dieselben schonen. Es ist das grosse allgemeine Unterfutter der übrigen Kleidung und dient gerade so wie dem Araber seine weisse Mütze unter dem Fez. Ein Europäer, wenn er heute nur erst mit dem Hemd bedeckt ist, ist nach den Begriffen unserer Zeit gerade so verhüllt wie ein Grieche oder Römer, der ganz nackt war. Es ist ein wahres Untergewand, das man ohne ein anderes darüber nicht tragen kann. Ein solches kannten die Alten nicht, und darum sagten wir wohl oben einmal, das Hemd sei erst eine nachrömische Tracht.

Die Angelsachsen trugen Hemden. Ob alle, ob selbst die unteren Stände, das lässt sich nicht mehr nachweisen, dass aber, von diesen abgesehen, diese Sitte geherrscht habe, dafür sprechen unzweifelhafte Darstellungen, auf denen Männer unter dem Rocke ein weisses dünnfaltiges Gewand, das also aus Leinwand war, tragen; dasselbe hat lange, an den Handwurzeln eng anschliessende Ärmel, reicht oben bis zum Halse, unten bis ans Knie, ist rundum geschlossen und hat nur an den Seiten Schlitze, die vom Knie fast bis zur Hälfte gehen (Taf. 22, 3–5). Da haben wir aber ziemlich genau unser heutiges Hemd.

Rock

Über dem Hemd trug der Angelsachse einen Rock, der etwa von gleichem Schnitt und entweder von gleicher Länge war (Taf. 22, 5 u. 8) oder (wie es scheint aber nur bei feierlichen Gelegenheiten) bis an die Knöchel hinab reichte (Taf. 22, 7). Dieses Kleid hat also ebenfalls lange Ärmel, welche die Handwurzel dicht umschlossen, doch bestand es aus Wolle und war an den Säumen zuweilen verziert (Taf. 22, 5–8). Die Farbe desselben war völlig unbestimmt und ging durch alle Schattierungen hindurch. Im allgemeinen lässt sich von den Farben der Angelsachsen sagen, dass sie, ausser an den Gewändern der Könige, sehr gedämpft waren. Grelle Farben und gemusterte Stoffe wurden gar nicht geliebt; ein direkter Gegensatz gegen Griechen, Kleinasiaten und Etrusker. Der nordische Himmel — der englische besonders — liebt das Blendende nicht, er malt gern grau in grau,

„und der Regen, der regnet jeglichen Tag.“ (Shak.)

Die Kleidung hängt eben vom Wohnsitz ab, auch in der Farbe; die Papageien und Kolibris haben auch glänzendere Gewänder als unsere Lerchen, Sperlinge, Drosseln etc. Die Hauptfarbe unserer Vögel ist grau; die Tropenbewohner kleiden sich in grün, rot und blau: grau ist dort geradezu selten! Bei den Vögeln tut es die Natur unmittelbar selbst, bei den Menschen vermittelst der Kultur.

Jenes Gewand, mochte es nun lang oder kurz sein, wurde mit einem Gürtel über den Hüften umschlungen. Da dieser fast immer von derselben Farbe ist wie das Kleid, so lässt sich annehmen, dass er aus einem Streifen desselben Zeuges gebildet wurde, der ein- oder mehrmals um den Leib gewickelt wurde. Der Gurt erscheint meistens handbreit (Taf. 22, 5, 8 u. 11) und die Enden sind untergesteckt.

Zuweilen hat dieses Gewand statt der beiden Seitenschlitze (Taf. 22, 8) einen Schlitz vorn und hinten, um auf diese Weise das Gehen zu erleichtern (Taf. 22, 10), oder sie fehlen auch ganz (Taf. 22, 5). Ebenso ist der Schlitz vom Halse vorn auf die Brust hinab (Taf. 22, 8) nicht immer vorhanden (Taf, 22, 5 u. 10).

Dass die ärmeren Klassen diesen Rock unmittelbar auf der Haut trugen, also das Hemd fehlen liessen, ist sehr wahrscheinlich, denn viele Abbildungen berechtigen zu dieser Vermutung.

So wie man bei Hofe und bei besonderen feierlichen Anlässen dann und wann einen langen Rock bis auf die Füsse trug, so zog man auch über denselben noch einen kürzeren Oberrock an, der etwas über die Kniee hinaus- Oberrock reichte und weite Ärmel hatte (Taf. 22, 7). Zuweilen waren diese zugleich auch kürzer, so dass man die Ärmel des ersten Kleides hervorragen sah. Ein solches Obergewand war dann gewöhnlich reich an den Säumen verziert und wurde auch gegürtet (Taf. 22, 7).

Über dem Rock wurde allgemein der Mantel getragen. Mantel Er war also bei den Begüterten das dritte, bei den Ärmeren wahrscheinlich das zweite, bei Hofe sogar das vierte Kleidungsstück. Er bestand aus einem länglichen viereckigen Stück Wollenzeug, das auf der Brust (Taf. 22, 5 u. 7) oder auf einer Schulter (Taf. 22, 1, 3 u. 11) durch eine Fibula gehalten wurde. Man trug ihn gewöhnlich so, dass die grösste Masse des Zeuges den Rücken hinabfiel und dadurch die Brust ziemlich frei blieb. Einen Besatz scheint er nie gehabt zu haben, selbst bei den Königen nicht.

Veränderungen an diesen Gewändern traten im Laufe der von uns genannten Zeit fast gar nicht ein, nur dass man im 10. Jahrhundert, also gegen den Schluss der Periode, öfter als sonst die Säume des Rockes gestickt findet.

Die Frauen trugen ebenfalls durch alle fünf Jahrhunderte ziemlich dieselbe Tracht, abgesehen von der auch bei ihnen gegen das 10. Jahrhundert zunehmenden Vorliebe für gestickte oder bordierte Säume.

Ob die Frauen das Hemd trugen, lässt sich, so viel Frauenkleid Wahrscheinlichkeit es auch hat, nicht mehr ermitteln, weder aus Zeichnungen noch aus Schriften, denn das Unterkleid, welches auf den Zeichnungen dargestellt ist, reicht vom Hals bis auf die Füsse und hat lange Ärmel, verhüllt also alles, was darunter etwa noch getragen wurde (Taf. 22, 13). Auch hier schliessen die Ärmel dicht um die Handgelenke. Doch kommen auch einzelne Fälle vor, wo sie etwas weiter, dann aber auch zugleich länger sind. Oder waren diese Ärmel

nur noch nicht um die Handwurzel geschlossen? Die anderen sind das jedenfalls durch eine besondere Vorrichtung, denn die Hand würde durch die Öffnung nicht hindurch gekonnt haben, welche nach den Zeichnungen an der Handwurzel sich findet (Taf. 22, 13). Aus jenen offenen oder weiteren Ärmeln zu schliessen, wie früher geschehen ist, die Frauen hätten zwei so lange Gewänder getragen, das scheint mir zu voreilig. Dieses Unterkleid war weit, von irgend einer Farbe und scheint den Falten nach aus einem dünneren Stoffe als Tuch gewesen zu sein, entweder also aus Leinwand oder einem leichten Wollenstoffe.

Es wurde um die Hüften gegürtet, doch finden sich auch viele Figuren, wo es frei den Körper umschliesst.

Oberkleid

Ein zweites Gewand, das aber nur von vornehmen Frauen getragen wurde, war ein Oberrock mit weiten kürzeren Ärmeln, die nur bis auf die Mitte des Unterarms reichten und an dieser Stelle sich noch mehr erweiterten, so dass sie dort etwa 60 cm im Umfang haben mochten. Gegen das 10. Jahrhundert wurden sie noch weiter getragen, so dass sie beim Heben des Unterarmes einen lang herabhängenden Bogen bildeten (Taf. 22, 13).

Dieses Kleid war bedeutend kürzer als das erste Gewand und reichte nur bis unter die Kniee, höchstens bis auf die Mitte des Unterschenkels und wäre also einer Dalmatika gleich gewesen, wenn nicht seine unbedeutende Weite es von dieser unterschieden hätte. Es war vorn geschlossen, hatte aber im 9. und 10. Jahrhundert vorn hinab einen Besatz von buntem Zeug oder Stickerei. Zugleich wurden dann auch die untere Öffnung der Ärmel, das Halsloch und der untere Saum ebenso geziert (Taf. 22, 13). Die Farbe auch dieses Gewandes schwankt in allen Schattierungen umher, doch scheint man ihm gern eine saftige angenehme Färbung gegeben zu haben, da es, wie gesagt, nur eine Ausnahmetracht war.

Frauenmantel

Dagegen war ein ganz allgemeines Frauengewand der Mantel. Derselbe muss notwendigerweise ein Halsloch gehabt haben, denn er hängt vorn und hinten geschlossen herunter. Aber das Brustteil ist bedeutend kleiner als das Rückenteil und dieses letztere nur zeigt unten zwei Ecken. An vielen Abbildungen erscheint er ganz so, als habe man aus einer sehr weiten bis auf die Füsse reichenden Pänula ein Stück vorn unten herausgeschnitten, um das Gehen zu erleichtern. Den Mantel als eine völlige Glocke zu erklären, daran hindern ausser dem Faltenwurf die beiden fast immer sichtbaren Ecken an den Seiten und die bedeutend verschiedenen Längen vorn und hinten. Nach vielen Versuchen an der Puppe sind wir den Abbildungen am nächsten gekommen mit einem länglichen Viereck, etwa doppelt so lang als breit, das bei einem Drittel seiner Länge ein Halsloch hat und dessen Ecken an der kurzen Seite abgerundet waren. Es hatte somit die Gestalt einer Bogentür, die etwas unter dem Zentrum des Bogens ein Loch hatte.

Wir glauben hiermit der Wahrheit möglichst nahe gekommen zu sein, denn den Mantel der Angelsachsen aus mehreren Stücken zusammengesetzt zu denken, dazu fehlt aller Hinweis, weil nirgends eine Naht zu entdecken ist.

Dieser Frauenmantel unterschied sich also wesentlich von dem der Männer und blieb sich auch in der ganzen Zeit gleich. Doch finden sich auch Figuren, wo der Mantel frei umgeschlagen ist, wie ein beliebiges Stück Zeug, aber immer ohne Fibula. Während also die Frauen unserer Zeit, auch die Britin, fast ein Monopol auf den Gebrauch von Nadeln und Broschen haben, entsagte die Angelsächsin denselben wenigstens in bezug auf den Mantel gänzlich.

Diese Darstellungen aber, welche den Mantel als ein frei umgeschlagenes Stück Zeug erkennen lassen, sind der beste Beweis dafür, dass es keine Glocke sein konnte, weil eine solche nicht auf diese Weise umzulegen war.

Die Farbe des Mantels scheint meistens grau und graublau gewesen zu sein, doch kommen bei vornehmen Frauen auch rote Mäntel vor (Taf. 22, 13).

Über den Kopf trug die angelsächsische Frau ein Kopftuch, das weit über beide Schultern herabfiel und gewöhnlich noch die Achseln vollständig bedeckte. Es wurde über den Mantel gelegt, war also das Stück der Kleidung, welches zuletzt angetan wurde. Es verhüllte Kopf und Hals völlig und liess nur den unteren Teil der Stirn und das übrige Gesicht bis unter das Kinn frei. Zuweilen umschliesst es dieses letztere, zuweilen auch ist noch etwas vom vorderen Halse sichtbar (Taf. 22, 13). Man könnte dieses Tuch einen Schleier nennen, wenn wir nicht mit diesem Worte immer den Begriff der Durchsichtigkeit zu verbinden pflegten; diese ging aber dem Kopftuch der Angelsächsin völlig ab. Seine Farbe war im Gegensatz zum Mantel meistens lebhaft und es scheint rot dafür am beliebtesten gewesen zu sein. Es ist dagegen, wenn der Mantel rot ist, gewöhnlich von der Farbe, die dieser sonst hat, grau oder bläulich (Taf. 22, 13). Es war übrigens gross; oft reichte es beidseitig bis zu den Knieen hinab, woraus sich eine Länge von wenigstens 2,50 m ergeben würde; die Breite betrug dagegen nur 60—90 cm, denn sie reichte von der Stirn bis auf die Mitte des Rückens. Man tat es um, indem man die Mitte der einen langen Seite auf der Stirn anlegte, die Breite des Tuches über Kopf und Nacken schlug und dann die beiden Enden über die Achseln nach vorn zog und herabfallen liess. Dann wurden sie kreuzweise unter dem Kinn übereinander gelegt, das linke Ende nach der rechten Schulter geschlagen und umgekehrt. Doch kommen ausserdem auch noch manche andere Weisen vor, je nach Laune oder Bedürfnis. Durch das Umwickeln des Halses mit den herabhängenden Enden wurde die ganze Masse des Zeuges hier angehäuft und Brust und Rücken davon frei, wenn man wollte.

Kopftuch

Wenn nach den Abbildungen zu urteilen ist, so muss man sagen, das Kopftuch war neben dem Untergewand das nötigste Stück der Kleidung, denn es fehlt nie und nirgends. Es ist keine Abbildung einer Angelsächsin in blossem Kopfe vorhanden.

### b) Kopfbedeckung.

Die niederen Stände trugen kegelförmige Mützen mit übergebogener Spitze, die also den phrygischen ähnlich

waren. Sie scheinen aus Tierfell gemacht worden zu sein, mit der rauhen Seite nach aussen (Taf. 22, 3). Vornehme behielten wohl dieselbe Form der Mütze bei, gaben ihr aber eine ander Aussenseite durch Stoff, Färbung und Verzierung. Als letztere finden sich metallene, dem Anschein nach goldene Beschläge um den Kopf als Ring und an den Seiten bis zur Spitze hinauf (Taf. 22, 6). Mit dem Beginn des 9. Jahrhunderts wurde die Form der Mütze etwas geändert, indem die umgebogene Spitze grösstenteils oder ganz wegfiel und statt des Leders auch Filz oder Wolle genommen wurde. Im ganzen scheint den Angelsachsen, im direkten Gegensatz zu ihren Frauen, jeder Kopfschutz unwichtig gewesen zu sein, da wohl ihr Haar das Beste tat.

Kopftuch

Die Kopfbedeckung der Frauen ist mit dem Kopftuch erledigt, doch wollen wir nicht verschweigen, dass unter demselben nicht bloss das Haar sich fand, sondern auch wohl Stirnbinden und Diademe, welche hinten offen waren und mit einer Schnur zusammengehalten wurden, ausserdem auch Haarnadeln und dergleichen Schmuck der Haare mehr. Von allen diesen Dingen berichten die Abbildungen natürlich nichts, weil eben das Kopftuch alles verhüllt, wohl aber tun alte Urkunden, Testamente und dergleichen dieser Gegenstände Erwähnung und stellen also ihr Dasein ausser Zweifel.

Haar

Die Haare wurden von beiden Geschlechtern mit grosser Sorgfalt gepflegt. Langes Haar war des Mannes Schmuck. Alles Eifern der Priester half nichts; es wollte keiner seine Locken opfern. Die Kirche fluchte dem langen Männerhaar, nannte es weibisch, lasterhaft, heidnisch und gottlos. Trotzdem dauerte es mehrere Jahrhunderte, bis das Volk sich der alten Sitte entwöhnte. Während des 9. Jahrhunderts trug man das Haar schon etwas kürzer, im 10. erst kurz. Als aber am Ende dieses Jahrhunderts die Dänen das Land inne hatten, welche auch langes Haar trugen, griffen die Angelsachsen schnell zurück zu ihrer alten Sitte und benutzten die schöne Gelegenheit, ihr Haar wieder lang zu tragen wie vordem.

Sie scheitelten es auf der Mitte des Hauptes und liessen es dann hinten und rechts und links frei auf die Achseln hinabfallen.

Färbung des Haars

Wenn sich in den Manuskripten dann und wann das Haar der Figuren blau, grün, ziegelrot und orangegelb findet, so lassen sich die beiden letzten Farben wohl als eine mangelhafte Darstellung des roten und goldblonden Haares, welches bei diesem Volke häufig vorkam, erklären, die beiden anderen dagegen keineswegs. Wäre es auch zu kühn, daraus ohne weiteres schliessen zu wollen, die Angelsachsen hätten ihr Haar grün gepudert, so ist dies mit der blauen Farbe doch sehr wahrscheinlich. Denn da die Bilder aus dem 8.—10. Jahrhundert sehr oft blaues Haar und blauen Bart haben, so muss man wohl annehmen, dass der Maler, da er ebensogut gelbes oder beliebiges anderes Haar malen konnte, das Blau nach der Natur gegeben habe. Denn dass es Maler-Stil gewesen sei, irgend welche Naturfarbe durch Blau darzustellen, lässt sich nicht wohl annehmen; weit eher, dass die Angelsachsen ihr Haar eine Zeitlang blau gefärbt haben. Das Grün, vorausgesetzt, dass es nicht ein durch die Zeit verändertes Blau ist, mag also vielleicht ein Schmuck der Laune eines einzelnen gewesen sein, denn es kommt nur einige Male vor. Allgemeine Sitte ist es nie gewesen, das lässt sich mit Gewissheit behaupten und sogar das Blau mag wohl nur von einzelnen Vornehmen getragen worden sein, wie solche in Rom dünnes Goldblech auf die Haare klebten oder deutsches Haar in Perücken trugen.

Bart

Der Bart wurde nur als Kinn- und Backenbart getragen; den Schnurrbart schor man ab. Man liebte es, den Kinnbart unten in zwei Spitzen endigen zu lassen (Taf. 22, 2 u. 7). Mit dem Einfall der Normannen änderte sich auch diese wie so manche andere Sitte.

Die Frauen pflegten ihr Haar jedenfalls sehr, ohne es darum vor der Welt zu zeigen; vielleicht gehörte auch die Bedeckung des Haares mit zu ihrer Pflege desselben. Dass sie ihm aber Aufmerksamkeit widmeten, das zeigen die schon erwähnten Haarnadeln, Diademe etc. Wo solche vorkommen, da pflegen Kämme zuvor gewesen zu sein.

### c) Fussbekleidung.

Beinkleider

Die Angelsachsen trugen Beinkleider, Strümpfe, Socken und Schuhe. Die Beinkleider waren häufig kurz und reichten entweder bis über oder unter das Knie (Taf. 22, 11). Den Abbildungen nach könnte zwar auch angenommen werden, sie hätten oft Hosen getragen, die bis auf den Fuss fielen (Taf. 22, 1 u. 2), aber die Schriftsteller erklären mehrfach solche Beinkleider für Strümpfe, die bis auf die Hälfte des Oberschenkels gereicht haben sollen. Sei dem wie ihm wolle, denn die Frage lässt sich bei den einzelnen Figuren um so weniger erschöpfen, als eben allerlei Trachten vorkommen und auch nackte Kniee (Taf. 22, 3, 4 u. 10) gar nicht selten sind — so ist so viel gewiss, dass es überhaupt Beinkleider gab, und dass dieselben eng anliegend waren und zuweilen nur den Oberschenkel bedeckten (Taf. 22, 11), zuweilen auch bis auf die Füsse reichten (Taf. 22, 1, 2 u. 5).

Übrigens zeigen erst die Bilder aus dem 9. und 10. Jahrhundert unzweifelhaft Beinkleider, doch wäre es trotzdem möglich, dass die Angelsachsen schon viel früher welche trugen.

Strümpfe

Die Strümpfe waren beim hohen Adel lang, sonst trug sie der angelsächsische Mann kurz. Wie schon erwähnt, werden Beinbekleidungen, die man für Hosen halten könnte, für Strümpfe erklärt, die bis auf die Mitte des Oberschenkels gingen (Taf. 22, 2 u. 8). Die Farbe war dabei meistens rot, zuweilen blau oder, wie dies auch von den Hosen gilt, beliebig.

Die kurzen Strümpfe bedeckten den Unterschenkel zur Hälfte (Taf. 22, 4) oder etwas höher, so dass sie noch über die Wade gingen (Taf. 22, 10 u. 11). Auch sie hatten meist eine helle Farbe oder waren ganz weiss.

Socken

Im 10. Jahrhundert sollen häufig Socken getragen worden sein, die nur wenig über die Fussknöchel reichten und dort auch wohl umgeschlagen wurden. Man zog sie

oft noch über die Strümpfe an, und es gibt mehrere Zeichnungen, wo deutlich Strümpfe bis ans Knie, Socken bis etwas über die Knöchel und Schuhe bis unter die Knöchel zu erkennen sind. Oft ist der obere Rand der Socke schön verziert durch eine Einfassung oder Borte. Socken und Strümpfe waren aus Wolle. Es kommen auch Bilder vor, wo Socken ohne Strümpfe abgebildet sind.

Strümpfbänder

Hierher gehören auch die Strumpfbänder. Diese waren zum Teil einfache Bänder aus Wolle oder Leinwand, welche den Schenkel horizontal umgaben (Taf. 22, 10) wie bei uns oder schräg, wie der halblange Strumpf häufig oben endet (Taf. 22, 3), so dass der äussere Rand höher ist als der innere.

Zum Teil trug man aber sehr lange Bänder oder Riemen, die mehrmals um das Bein gewunden wurden. Dies geschah auf zwei Weisen. Entweder legte sich der Riemen so um den Schenkel, dass ein Ring am anderen sass, also zwischendurch nichts offen blieb (Taf. 21, 5), dann reichte die ganze Umflechtung nur bis mitten auf den Unterschenkel oder, und dies war wie es scheint ein Vorrecht der Könige und ihrer Angehörigen, der Riemen legte sich in so weiten Zwischenräumen um das Bein, wie er selbst breit war, und zwar in zwei sich kreuzenden Richtungen, so dass der Unterschenkel wie mit einem Netz bis ans Knie umflochten war (Taf. 22, 9 u. 12).

Schuhe

Die Schuhe waren vorn geschlitzt, sonst rund um den Fuss geschlossen (Taf. 22, 3–7). Sie bedeckten vorn den ganzen Spann, hinten nur den Hacken und liessen meistens den Knöchel frei. Sie waren aus Leder und gewöhnlich schwarz gefärbt. Selten sind sie rot oder farbig (Taf. 22, 2).

Halbstiefel

Im 10. Jahrhundert sollen Halbstiefel getragen worden sein, die wie die Schuhe vorn hinauf zugeschnürt wurden und ebenfalls aus Leder bestanden.

Frauenschuhe

Zu eben dieser Zeit wurden die Schuhe der Frauen, die sich sonst nicht wesentlich von denen der Männer unterschieden, oft farbig getragen, so dass neben den schwarzen, die auch jetzt die grössere Zahl blieben, rote, gelbe, braune und blaue Schuhe vorkamen. Übrigens trugen die Angelsächsinnen auch in früherer Zeit schon niedrige, weit ausgeschnittene Schuhe, ebensogut wie Schnürschuhe; doch scheinen jene den höheren Ständen vorbehalten gewesen zu sein, wie denn das auch in unserer Zeit (1830 f.) der Fall war.

Ob die Frauen Strümpfe getragen, lässt sich nicht mehr ermitteln; auch die alten Schriftsteller schweigen darüber, doch lässt es sich als ebenso wahrscheinlich annehmen wie das Tragen des Hemdes.

Handschuhe kommen vor den Normannen in England nicht vor.

### d) Schmuck.

Dieser wurde von Männern und Frauen getragen, doch unterschieden sich die Geschlechter auch hierin, indem die ersteren nur Armbänder und Fingerringe trugen, letztere dagegen ausserdem noch Halsbänder, Ohrringe, Diademe und Haarnadeln; auch ihr Gürtel war oft hierher zu rechnen

Armbänder

Die Armbänder waren ursprünglich eine Auszeichnung der höchsten Stände, besonders solche aus Gold waren höchst selten. Später trugen auch die unteren Stände welche und wahrscheinlich aus Horn, Holz oder unedlen Metallen. Man trug sie um die Handwurzel, wenigstens finden sich ausser dem Bilde des Bischofs Wulfstan von Worcester keine Spuren, von denen man auf Armbänder am Oberarm schliessen dürfte (Taf. 22, 9), und hier kann es ebensogut ein Besatz als ein Armring sein, der dargestellt werden sollte.

Ringe

Die Ringe waren meistens Siegelringe, wenn man nach den noch vorhandenen Abbildungen schliessen darf. Man trug sie an einem bestimmten Finger, der auch Goldfinger genannt wird; ob es aber der vierte war wie bei uns, lässt sich nicht mehr nachweisen. Denn dass ein Bote, der einen Ring überbringt, denselben am dritten Finger trägt, könnte eher ein Beweis sein, dass der dritte nicht der Goldfinger war, weil der Bote den Ring gar nicht anstecken sollte, sondern ihn in der Hand halten müsste. Möglich ist es freilich, auch das Gegenteil daraus herzuleiten.

Ohrringe

Die Halsbänder waren wie die Ohrringe ein Vorrecht der Frauen. Auch sie waren aus Gold bei den Vornehmen bei geringeren Ständen aus weniger edlem Metall. Würden die Ohrringe nicht in den Schriften des 9. Jahrhunderts erwähnt, wüsste man gar nichts von ihnen, da die Abbildungen des Kopftuchs wegen nichts davon zeigen können.

Gürtel

Die Gürtel vornehmer Frauen waren nicht selten mit Gold gestickt oder durchwebt und wohl auch mit Edelsteinen besetzt.

## 2. Hoftracht.

Im wesentlichen stimmt dieselbe mit der gewöhnlichen Tracht überein, denn es sind dieselben Stücke hier wie dort. Auch die Könige trugen das Hemd, die Beinkleider, den Rock, den Mantel, Schuhe und Strümpfe mit Strumpfbändern.

Rock

Die ersten drei Stücke waren aus Leinwand, und zwar das Hemd weiss, der Rock ebenso oder von einer schönen lebhaften Farbe, rot, blau, violett und dergleichen. Auch war er mit Verzierungen besetzt oder gestickt und an den Säumen mit Gold bedeckt (Taf. 22, 12).

Beinkleid

Die Beinkleider waren meistens rot und trugen oft auf dem Knie oder um dasselbe herum irgend eine Goldverzierung (Taf. 22, 12) in Gestalt von Blumen, Tierköpfen und dergleichen.

Mantel

Der Mantel des Königs war von Wolle und in der Form dem gewöhnlichen Mantel gleich; in der Farbe zeichnete er sich durch ein leuchtendes Rot, Orange oder Violett aus (Taf. 22, 12).

Strümpfe

Die Strümpfe waren wahrscheinlich aus Leinwand und eng anliegend. Ob sie aber halblang waren oder bis an die Kniee gingen, das ist unbestimmt, da die Könige häufig in einer langen Tunika abgebildet sind. Andererseits wird von den alten Schriftstellern gesagt, der Hof habe lange Strümpfe getragen, und so könnte stets, was selbst unter

der kurzen Tunika sichtbar wird, ebensowohl für Strümpfe als für Beinkleider gehalten werden.

Strumpfbänder

Die Strumpfbänder waren häufig die oben beschriebenen, netzförmig sich kreuzenden (Taf. 22, 12). Doch gibt es auch Königsbilder mit einfachen Strumpfbändern dicht unter dem Knie.

Schuhe

Die Schuhe waren in der Form auch den gewöhnlichen gleich, nur in der Farbe wichen sie dann und wann ab, indem die Könige rote, auch wohl vergoldete Schuhe trugen.

Krone

Der Schmuck des Herrschers war Krone und Zepter. Genaue Kunde über beide gibt es erst seit dem 8. Jahrhundert. Hier besteht die Krone aus einem einfachen Goldreif mit vier aufgesetzten blattartigen Zacken (Taf. 22, 2), das Zepter in einem mannshohen Stabe mit einer Kugel darauf. Im 9. Jahrhundert wurde die Krone mit Edelsteinen besetzt (Taf. 22, 12); das Diadem trugen jetzt die

Zepter

Prinzen und der höchste Adel, und das Zepter wurde an der Spitze mit einem Schnitzwerk, ähnlich einer Pflanze (Taf. 22, 12) oder einem Vogel (Taf. 28, 29), verziert. Auch trug es wohl statt dessen ein Kreuz und ist bald lang, bald kurz. — Die Krone in der Tafel (Taf. 22, 12) ist auf dem Original deutlich viereckig, und dass dies kein Missverständnis des Künstlers sein kann, ist daran leicht kenntlich, dass er vorher und nachher Könige mit runden Kronen gemalt hat.

Ob die verschiedenen Stände des Adels durch die Tracht kenntlich waren, ist heute nicht mehr zu entscheiden, da alle Nachrichten darüber fehlen. Der Schnitt der Kleidung ist überall derselbe und auch die Farbe scheint nicht als Auszeichnung gedient zu haben. Die königlichen Bilder zeigen zwar immer leb aftere Farben als andere Abbildungen, aber selbst der Purpur war kein ausschliessliches Merkmal der Herrscher, da diese Farbe von allen Ständen getragen wurde. Da nun auch in den Stoffen kein Unterschied auftrat, denn Leinwand und Wolle trug der König wie der Bettler, so war es wohl nur die Feinheit der Weberei, was einen Unterschied der Stände darstellen konnte. Seide war zwar schon seit dem 8. Jahrhundert bekannt, aber immer nur sehr selten, weil sehr teuer.

### 3. Kriegstracht.

Die Schutzwaffen der Angelsachsen waren Helm und Schild, ihre Angriffswaffen Lanze und Schwert. Zwar führten sie auch den Bogen (Taf. 28, 32), aber nur auf der Jagd. Die Pfeile (Taf. 28, 31) wurden in einem Köcher (Taf. 28, 34) getragen und verwahrt, der mit Metall beschlagen war, indessen sie selbst metallene Spitzen hatten. Die Bogen waren oft mit künstlichem Schnitzwerk oder mit schönen Beschlägen verziert.

Helm

Der Helm des Kriegers war eine Lederhaube aus rohem Fell (Taf. 22, 2), der des Anführers eine gelförmige Mütze aus Metall (Taf. 22, 1 u. 11). Diese war noch durch Beschläge häufig verstärkt (Taf. 22, 11).

Schild

Der Schild war etwa 90 cm hoch, oval oder kreisrund und bestand meistens aus Holz oder Leder oder beiden. Der Rand war mit Metall umzogen und ebenso war die in einer Spitze vorspringende Mitte des Schildes aus Metall (Taf. 28, 35). Es gab auch Schilde, die den Abbildungen nach ganz aus Metall bestanden oder doch damit überzogen waren (Taf. 22, 2 u. 3). Es findet sich auch noch hier und da die Pelta, wahrscheinlich ein Überrest der römischen Zeit (Taf. 28, 33).

Lanze und Schwert waren dem Angelsachsen so wert, dass er ohne einen der beiden nicht ausging.

Lanze

Die Lanze war etwa 1,80 m lang; die Spitze von Eisen hatte bald die Form eines Blattes, bald einer Raute, bald war sie pfeilförmig, bald mit vorspringenden Seitenhaken, immer aber zweischneidig (Taf. 28, 26—28). Sie wurde von Reitern und Fussgängern geführt (Taf. 22, 1).

Schwert

Das Schwert, noch im 8. Jahrhundert nur bei letzteren im Gebrauch, hatte eine sehr breite und lange Klinge, die spitz und doppelschneidig war (Taf. 22, 2 u. 3). Griff und Stichblatt waren von Bronze oder Gold (Taf. 28, 25). Könige und Fürsten hatten auch prächtige Schwerter, deren Griff und Scheide mit Edelsteinen geziert waren. Nur sehr selten kommt bei den Angelsachsen eine Streitaxt vor; sie ist dann zweischneidig (Taf. 28, 40), z. B. führte das vordere sächsische Fussvolk in der Schlacht bei Hastings Doppelbeile.

Fahne

Die Feldzeichen waren kleine, gewöhnlich viereckige Fahnen, die auf einem hohen Stabe frei flatterten (Taf. 28, 30). Sie waren bunt oder mit Gold gestickt und oft kostbar.

Zu Signalen in der Schlacht dienten Hörner und Trompeten. Jene waren wirkliche Stierhörner, diese Röhren aus Metall, gewöhnlich lang, wenig gebogen oder gerade, schmal und trichterförmig gestaltet (Taf. 28, 21).

Die übrige Tracht des Soldaten war die des Friedens. Er hatte ein Hemd und eine Tunika aus Leinwand an; darüber trugen die Reiter den Mantel (Taf. 22, 1), ebenso die Offiziere des Fussvolkes (Taf. 22, 3 u. 11). Der Körper konnte also nur durch Tapferkeit beschützt werden; die Kleidung gewährte keinen Schutz.

Panzerhemden

Panzerhemden zeigen die Abbildungen vor dem 10. Jahrhundert nicht, auch geschieht solcher nur selten Erwähnung. Nur ein Bild gibt es, worauf ein König in einem Rock aus Eisenringen oder Eisenplättchen dargestellt ist, und dies Beispiel ist aus dem 8. Jahrhundert (Taf. 22, 2). Möglich, dass dies Gewand durch Schenkung an den König gekommen war und es wegen seiner Besonderheit von dem Maler dargestellt wurde. Erst mit dem Anfang des 10. Jahrhunderts werden die Abbildungen von Panzerhemden häufiger, doch scheinen sie nicht immer ganz aus Metall bestanden zu haben. Zuweilen sind nur die Hüften und Oberschenkel durch einige Reihen dachziegelartig übereinander liegende Bleche geschützt (Taf. 22, 3), indessen die Brust durch einen ledernen oder wollenen Panzer bedeckt ist; zuweilen auch besteht der Brustpanzer schon aus solchen schuppenartigen Blechen. Dass die Angelsachsen sich zur Anfertigung desselben aber meistens der Tierfelle oder wollenen Zeuge bedienten, geht aus den Beschreibungen

deutlich hervor, ebenso dass er dick und steif war. Es soll auch aus Leinwand gesteppte Harnische gegeben haben.

Von den Schriftstellern werden auch Beinharnische erwähnt, aber in den Zeichnungen findet sich keine Spur davon.

---

Über die Priestertracht bei den Angelsachsen verweisen wir auf den späteren Abschnitt über die Priestertracht des Mittelalters, weil diese, von Rom aus bestimmt, unter allen abendländischen Völkern in der Hauptsache gleich ist und nur in Nebendingen hier und da abweicht.

## C. Geräte.

Die vorhandenen Überreste in Verbindung mit den Abbildungen geben ein ziemlich vollständiges Bild der sämtlichen Gerätschaften der Angelsachsen.

### 1. Das Stubengerät.

Hier sind nur die Abbildungen von Sesseln und Lagern geblieben, die Geräte selbst sind wegen der Vergänglichkeit ihres Stoffes verschwunden.

Sessel

Die Sessel waren zum Teil einfache Feldstühle mit aufgelegten Kissen, zum Teil vierfüssige Schemel aus Holz, auch mit Polstern bedeckt. Die Füsse waren breit und plump, als sei man besorgt gewesen, sie könnten sonst nicht feststehen. Noch plumper erscheinen die Stühle mit Lehnen. Dieselben bestehen meistens aus einem einfachen hölzernen Kasten auf breiterem Untersatz, an welchem rechtwinkelig die Lehne befestigt war. Entweder bestand diese bloss aus einem Rahmen oder sie war ganz geschlossen durch eine Füllung von Holz. Der Sitz war mit Polstern und Decken belegt. — An den Ecken der Lehne und am Sitz waren oft allerlei Verzierungen an dem Holze geschnitzt.

Lager

Die Lager waren ebenfalls höchst einfach. Eine Lage von Brettern auf erhöhtem Rahmen, der auf einem Holzverschlag ruhte, mit vertikaler Kopf- und Fusswand bildete die Bettstelle. Diese wurde nur mit einem Tuche belegt, an das Kopfende kam ein Polster zur Stütze des Hauptes und als Decke diente abermals ein blosses Tuch, das noch obendrein nicht sehr dick gewesen zu sein scheint. Die beiden Gatten hatten nur ein gemeinsames Lager mit zwei Kopfkissen. Vornehme Betten hatten an den vier Ecken Säulen, welche ein Dach, auch zuweilen aus Brettern, zuweilen aus Zeug, trugen, von wo herab Vorhänge auf allen Seiten das Lager verhüllten, die dann zeitweilig an der vorderen, wo ihrer zwei waren, nach den Seiten zurückgeschlagen oder an beweglichen Ringen zurückgeschoben werden konnten, ganz in der Art wie unsere Gardinen noch heute.

Tische

Von den Tischen und Tafeln lässt sich den Stühlen nach urteilen, dass sie gewiss höchst einfach und ausdauernd gewesen seien.

Was die Werkzeuge der Angelsachsen betrifft, so waren dieselben den unseren ziemlich ähnlich, z. B. Zangen, Hämmer, Äxte und Beile, die zweiarmige Wage, Scheren, Messer. Sie schrieben mit Tinte und Gänsefedern. Das Tintenfass war höchst ähnlich dem unserer heutigen Studenten, schmal und nach unten spitz und wurde mit einem Stachel in den Tisch etc. gestossen.

### 2. Gefässe.

Von diesen ist ein grosser Teil noch wirklich vorhanden. Sie wurden zum Teil aus Ton, zum Teil aus Metall, zum Teil auch aus Holz verfertigt. Zu letzteren gehören die Körbe, die oft sehr zierlich geflochten waren.

Die tönernen Gefässe sind teils Kannen mit Griff und Abflussrohr, teils Schüsseln und Näpfe mit und ohne Deckel. Vorherrschend ist die bauchige Form, die Kugelgestalt. Die metallenen Gefässe sind Becher aus Silber, Kelche und dergleichen.

Im allgemeinen sind die angelsächsischen Gefässe den in Norddeutschland ausgegrabenen und in unseren Museen aufbewahrten germanischen Gefässen sehr ähnlich. Da wir diese als bekannt voraussetzen, haben wir von jenen keine Abbildungen gegeben.

### 3. Garten- und Ackergerät.

Auch hierin hat die heutige Zeit nicht viel anderes aufzuweisen, soweit es die Handgeräte betrifft. Die Gabeln, Hauen, Rechen, Schaufeln, Sicheln, Dreschflegel, sogar die Karren sind fast dieselben wie die unserigen. Auch eine Weinpresse findet sich, bei welcher, wenn nicht die Zeichnung trügt, die unendliche Schraube in Anwendung gebracht ist wie bei einer gewöhnlichen Glätt- oder Buchdruckerpresse.

### 4. Musikalische Instrumente.

Die zum Kriegsgebrauch benutzten Hörner und Trompeten sind schon genannt. Daneben besassen die Angelsachsen aber auch friedliche Musik, zu welcher besonders Harfe, Leier und Doppelflöte dienen mussten. Diese letztere war gleich der römischen, vielleicht auch von dieser hergeleitet; sie diente beim Tanze und wurde dann gewöhnlich mit einer viersaitigen Leier begleitet. Eine andere Leier hatte acht Saiten (Taf. 28, 28). Das beliebteste Instrument scheint aber die Harfe gewesen zu sein. Die Zahl ihrer Saiten schwankt zwischen 7 und 30 (Taf. 28, 25 u. 27).

In Dublin im Museum des Trinity-College wird eine Harfe mit 28 Saiten aufbewahrt, welche 75 cm hoch und reich mit Silber und Kristallen verziert ist. Sie soll ursprünglich dem Barden des irischen Königs Brien Boiromhe gehört haben, dessen Sohn sie dem Papst schenkte. Von Rom kam sie abermals als Geschenk an Heinrich VIII. und von diesem an den Grafen von Clanrickard. Die Harfen

waren bei den Angelsachsen niemals so gross als unsere sind, sondern es waren stets kleine Knieharfen. Ihre Gestalt ist meist sehr einfach, und reich geschmückte, wie die eben beschriebene, waren selten.

Horn Mit der Harfe zugleich wurde oft ein Horn gespielt, das aber viel kleiner war als das Kriegshorn, übrigens dieselbe Gestalt hatte, oder die Geige, deren vier Saiten durch vier

Geige Wirbel angespannt und mit einem Bogen gestrichen wurden, die also der unserigen im Wesen gleich war. Zuweilen wirkten auch alle drei Instrumente zusammen und gaben also ein Orchester aus Schlag-, Streich- und Blaseinstrumenten.

Unter König Edgar (966) soll zu Glastenbury durch

Orgel den Erzbischof Dunstan sogar eine Orgel erbaut worden sein, doch fehlen die genaueren Nachrichten darüber.

Glocken waren um diese Zeit schon bekannt und im Gebrauch wie heute. Sie waren auch ehern wie unsere.

---

Ob die Angelsachsen gesellschaftliche Spiele gehabt haben, darüber fehlt jede Auskunft. Jedenfalls waren Wetten bei ihnen sehr gebräuchlich. Ihre wichtigste Unterhaltung im Frieden war die Jagd mit Hilfe von Hunden und Falken. Hierbei kamen Pfeil und Bogen zur Anwendung.

---

Dies sind die ersten geschichtlichen Anfänge jenes Inselvolkes, das heute noch immer die Jagd zu den nobelsten Beschäftigungen zählt, noch heute über die Massen gern wettet, übrigens aber zugleich das Volk Europas ist, welches am strengsten auf kleine gesellschaftliche Gebräuche hält und jeden, der sie nicht kennt und beachtet, schnell abtut: No gentleman, no lady. Sie beherrschen das Meer, und rings um den Erdball gehen ihre Stationen: überall glänzen, wo ein wichtiger Punkt ist, an den Toren der Meerbusen etc. ihre roten Röcke hervor. Und doch hängen sie fester an ihren heimatlichen Gewohnheiten als irgend ein anderes Volk der Erde, diese Angelsachsen.

# III. Die Franken.

(Tafel 25—28. Zeichnung und meistens auch die Farbe nach Ferrario, Hefner, Herbé, Malliot, Spalart, Wagner und Willemin. Für den Text noch Jac. Falke.)

## A. Einleitung.

Nicht erst seit ihrer Einwanderung in die Länder westlich des Rheines und der Vermischung mit den dort wohnenden Kelten waren sie den Sachsen fremd und zuwider schon da sie noch in Deutschland hausten, waren sie mit diesen in fortwährenden Streitigkeiten verflochten. Zum deutlich ausgesprochenen Volkskampf kam es freilich erst, als sich die Franken mit keltischem und römischem Wesen bekannt gemacht und dasselbe in sich aufgenommen hatten, als ein neues Volk aus ihnen geworden war. Da brach jener 31jährige Kampf an der Weser aus, der erst durch gegenseitige Nachgiebigkeit mit dem Tribut der Sachsen gegen die Franken endete. Doch nur von kurzer Dauer war dies Verhältnis der Untertänigkeit. Bald waren die Sachsen in Deutschland an der Spitze des Reiches. Ein Zweig von ihnen, der schon, ehe die Franken über den Rhein gingen, über die Nordsee gegangen war und dort ein neues Reich errichtet hatte, dieser trat nun von Norden her, wie der Hauptstamm von Osten, den Franken feindlich gegenüber. Zeitweilig ist dieser in den Stämmen eingefleischte Gegensatz durch die Regierungen verdeckt und übertüncht worden. Auch im Augenblick sind wir Zeuge der scheinbar innigsten Verbindung der zu beiden Seiten des Kanals wohnenden Völker, die nun schon Jahrzehnte währt, aber sicher ist dies Bündnis nicht, denn sobald nur die Vorteile beider nicht mehr Hand in Hand gehen, bricht auch der alte Zwiespalt immer wieder von neuem aus. Der gegenseitige Nutzen verbindet sie und das ist freilich ein starkes Band, in der Hand einer weisen Regierung höchst gewaltig, aber die Naturen der Völker werden dadurch nicht umgewandelt.

Bis zur Zeit Karls des Grossen herrschte bei den Franken das deutsche Wesen vor, wie auch die deutsche Sprache die Hauptsprache war. Seit Karls Tod aber brach die alte Gewalt des Römertums, wie es sich in den Kelten festgesetzt hatte, hervor und nahm überhand und so ging mit der deutschen Sprache auch deutsche Art und Sitte westlich vom Wasgau unter. Es bildete sich das Franzosentum.

## B. Die Tracht.

Die ältesten Nachrichten reichen bis zum An ange des 5. Jahrhunderts hinauf, wo zuerst die Merowingischen Fürsten in Gallien vordrangen. Dort auch beginnen wir unsere Darstellung und beenden sie mit der Mitte des 9. Jahrhunderts, wo der Vertrag von Verdun Deutschland von Frankreich trennte.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Obwohl die Fürsten, sowohl die merowingischen als karolingischen Stammes, ihre Würde nur durch wenige Abzeichen kund taten, so wollen wir denselben doch, wie auch der Waffentracht, einen eigenen Abschnitt widmen.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Auszeichnend für die Franken, gegenüber den anderen deutschen Völkerschaften, z. B. Angelsachsen und Longobarden, ist der enganliegende Leibrock. Er war rundum Leibrock geschlossen bis auf einen kleinen, vom Halsloch vorn hinabgehenden Schlitz, der aber auch nicht immer vorhanden ist (Taf. 25, 8). Dies Gewand musste also über den Kopf angezogen werden wie unser Hemd, aber es war nicht dasselbe, weil es kein „Untergewand“, sondern ein bei vollem Anzug ganz sichtbares Kleid war. Es reichte kaum

bis zu den Knieen, besonders wenn es über dem Gürtel, wie gewöhnlich, eine Bausche bilden sollte (Taf. 25, 7). In der alten Zeit war der Rock noch kürzer und bedeckte kaum die Hälfte der Oberschenkel (Taf. 25, 8). Seine Ärmel waren dann ebenfalls kurz und liessen fast den ganzen Arm nackt (Taf. 25, 8), später aber verlängerten sie sich gleichzeitig mit dem Kleide selbst, in demselben Mass, wie die alte Abhärtung abnahm. Diese schwand, die Kleider wuchsen. Da Tacitus schon als Gegensatz zum Männerkleid die Frauengewänder „ärmellos" nennt, so folgt daraus, dass schon um das Jahr 100 n. Chr. der Männerrock Ärmel hatte, wenn auch nur kurze, denn er nennt auch Halbärmel. Freilich liesse sich aus letzterem auch folgern, dass die Männer damals schon zuweilen auch lange Ärmel getragen hätten. Unter den Merowingern waren sie bereits bis ans Handgelenk verlängert und den noch heute sogenannten deutschen Hemdärmeln ähnlich, vorn geschlossen (Taf. 25, 2–4). Dieser Rock bleibt während der Regierung der Karolinger gebräuchlich und noch im 10. Jahrhundert hat er das alte Recht (Taf. 27, 14). Ja, da ihn die Franken am längsten beibehielten, hiess er später sogar der fränkische Rock.

Ursprünglich wurde er aus Wolle angefertigt, später aber scheint er, besonders bei den Vornehmen, aus Leinwand bestanden zu haben, die dann schon um die Zeit der Völkerwanderung bei allen Ständen gebräuchlich war.

Gürtel Um die Hüften wurde er gegürtet und man liebte es, über dem Gürtel den Rock zu einer Bausche hervorzuziehen (Taf. 25, 3, 4 u. 7; 27, 4 u. 5).

Seine Farbe ist völlig unbestimmt, d. h. beliebig, denn ein jeder trug ihn in einer anderen Farbe. Dies gilt sowohl von dem wollenen als leinenen Rock, denn auch dieser war farbig.

Nach Tacitus' Aussage wurde dieses Kleid anfangs nur von den Reichen getragen; das ärmere Volk dagegen beschränkte seine Umhüllung auf das zweite Hauptstück der deutschen Tracht, den Mantel. Doch war zur Zeit Chlodwigs der Rock schon eine ganz allgemeine Tracht, nicht nur bei den Franken, sondern auch bei den benachbarten Westgoten und Burgundern, wie aus dem Bericht des Sidonius Apollinaris deutlich hervorgeht. Dass er bei den ersteren auch aus Leinwand war, wird ausdrücklich erwähnt, ebenso, dass er bei den letzteren kurze Ärmel hatte.

Oberkleid Über diesem oder man könnte auch sagen unter diesem Gewand trugen Vornehme später noch ein zweites ähnliches, so dass das eine zum Hemd, das andere zum Rock wurde. Wann dies zuerst geschehen, lässt sich nicht mehr genau nachweisen, doch möchte ich aus anderen Anzeichen wohl schliessen, dass es schon unter den letzten Merowingern der Fall war. Jedenfalls war es unter den Karolingern Sitte, und es hatte dann das Hemd lange Ärmel und der Rock kurze oder Halbärmel (Taf. 26, 1); bisweilen jedoch hatte auch der Rock lange enge Ärmel (Taf. 27, 8).

Besatz Die Säume des Rockes waren bei den Vornehmen mit Streifen von anderer Farbe oder auch wohl mit kostbaren Borten eingefasst, ebenso die Ärmelenden (Taf. 25, 4; 26, 1). Die Verzierung dieser Borten war anfangs freilich sehr einfach: es lief eine oder zwei Linien an der Kante hin, dazwischen eine Reihe von Kreisen (Taf. 25, 12) oder von Edelsteinen, die deren Stelle vertreten, oder es wurden statt der Kreise Kreuze und dergleichen gewählt (Taf. 26, 7 u. 11), oder zwischen den Linien ein Zickzack (Taf. 26, 9) oder ein Gewebe aus Kreuzlinien (Taf. 25, 4, 10 u. 11).

Mantel Der Mantel, noch im 4. Jahrhundert bei manchen deutschen Stämmen das einzige Kleid der unteren Stände, war auch bei den Franken ursprünglich das Hauptgewand. Sie trugen ihn, gleich den anderen Germanen, auf der rechten Schulter durch eine Nadel oder Spange befestigt und so lang, dass er bis ans Knie oder etwas über dasselbe hinaus reichte (Taf. 27, 3–5). Seine Farbe stand in dem Belieben des einzelnen, scheint aber sehr häufig rot oder rötlich gewesen zu sein (Taf. 25, 4; 26, 4). Vornehme besetzten auch den Mantelsaum mit Borten, wie die Könige ihn mit Edelsteinen schmückten (Taf. 25, 13). Nach dem Mönch von St. Gallus waren die Mäntel zur Zeit Karls des Grossen grau und blau.

Der Stoff des Mantels war stets Wolle; schon unter den Karolingern waren die „friesischen" Mäntel berühmt und blieben es mehrere Jahrhunderte hindurch. Noch heute wird jener dicker Wollstoff Fries genannt. Sie wurden damals wirklich in Friesland und den benachbarten Niederlanden verfertigt und es ist bekannt, dass, als die Franken unter Karl dem Grossen anfingen, die kurzen gallischen Mäntel zu tragen, der Kaiser, da sich die Friesen solche eben so teuer wie die deutschen langen Mäntel bezahlen liessen, verbot, von ihnen andere zu kaufen als diese.

Statt des Mantels trugen die Franken auch häufig Pelze und man kannte schon damals den Luxus mit edlem Pelze Rauchwerk sehr wohl. Pelzbesätze waren etwas ganz Gewöhnliches; die alten Heldenlieder erzählen ja oft genug davon. Dergleichen bei natürlich nur den Reichen anderen, indessen der gemeine Mann einen gewöhnlichen Schafpelz oder dergleichen trug, die rauhe Seite stets nach aussen. Da der Pelz oft viel zu klein war, so blieb freilich ein grosser Teil des Körpers unverhüllt, und dies wird auch verschiedene Male bestimmt erwähnt. — Wir erinnern hier an die schöne Erzählung des St. Galler Mönchs von der Jagd, auf welcher Karl der Grosse seinen Schafpelz, seine Grossen aber kostbare Mäntel aus Hermelin, Pfauenfedern und dergleichen trugen.

Es gibt noch jene erste deutsche Kleiderverordnung, worin Karl der Grosse den Preis des gefütterten langen Kleider-Ordnung Karl des Grossen Mantels auf 20 Solidus, den des einfachen auf 10-festsetzt. Ein Rock mit Marder- oder Otterfell gefüttert, sollte 30, einer mit Zieselmaus 10 Solidus kosten. Und solches alles bei einer Strafe von 60 Solidus. Man sieht hieraus am besten, wie weit das Kürschnerhandwerk schon in Blüte stand.

Frauen- Die Frauen legten auf die Kleidung nicht weniger Wert. Spinnrocken und Webestuhl gehörten selbst noch in Spinnrad

den königlichen Gemächern und die feine Leinwand wurde schon seit Anfang unserer Zeitrechnung von den deutschen Frauen selbst gesponnen und gewoben. Die niederen Stände beschafften sich auch auf solche Weise ihre Wollstoffe selbst. Die höheren überliessen dies bald den sich bildenden Handwerkern; wahrscheinlich war ihnen die Wollarbeit zu grob. Doch wird noch von den Töchtern Karls des Grossen erzählt, dass sie vom Vater auch zu dieser Arbeit angehalten wurden.

Unterkleid

Die Frauen trugen ein längeres Gewand als die Männer; es reichte bis auf die Füsse, war aber ursprünglich ebenfalls eng und besonders in der oberen Hälfte fest anschliessend (Taf. 26, 3). Anfangs scheint es keine Ärmel gehabt zu haben, denn Tacitus erwähnt dies ausdrücklich. Später aber gab man ihm kurze Ärmel, wie das heutige Frauenhemd sie noch hat (Taf. 25, 6), und zwischendurch kamen auch Fälle vor, besonders in den höheren Ständen, wo man die Ärmel bis zur Handwurzel verlängerte, wie die des Männerrocks (Taf. 26, 2 u. 3). Diese Tracht scheint sich dann unter den Merowingern verallgemeinert zu haben, so dass sie auch bei den untersten Ständen sich fand (Taf. 25, 1). Am Halse lag das Gewand anfangs dicht an und hatte daher zum Durchlassen des Kopfes noch einen kleinen Schlitz vom Halsloch abwärts (Taf. 26, 3). Bald aber erweiterte man dieses zu einem Ausschnitt, der nun der Mode freien Spielraum liess, die denn auch nicht verfehlte, sich alsobald einzufinden und die Halsöffnung bald rund (Taf. 26, 9), bald viereckig (Taf. 25, 6), bald grösser und bald kleiner zu gestalten, bei Strafe, von allen ihren Narren im jeweiligen Übertretungsfalle verachtet zu werden — wie solches noch heute gilt.

Überkleid

Auch die Frauen trugen wohl sehr bald doppelte Gewänder, d. h. sie zogen unter oder über dem eben genannten noch eins an, welches gleichfalls aus Leinwand verfertigt wurde (Taf. 25, 12). Zu den Veränderungen der Mode musste natürlich das äussere Kleid dienen. Bald gab man ihm lange Ärmel, die vorn eng zuliefen (Taf. 25, 12), bald sehr weite (Taf. 25, 10), bald mittelweite (Taf. 26, 6), bald nur eine Andeutung derselben, die bis zur Achsel offen war (Taf. 26, 7); bald wurde es bis mitten auf den Unterschenkel (Taf. 26, 6 u. 7), bald nur etwas über das Knie hinaus getragen (Taf. 26, 11), bald wieder verlängerte man es bis auf die Füsse (Taf. 27, 6). Auch die Länge der Ärmel war nicht unveränderlich (Taf. 27, 6 u. 12).

Selbstverständlich erhielt auch das äussere Kleid die schönere Färbung oder die Farbe überhaupt, indessen man das untere gewöhnlich weiss liess. War es aber auch gefärbt, so war die Farbe eine milde und bescheidene, die nur dem Obergewand als Hintergrund dienen sollte (Taf. 26, 7; 27, 6). Ebenso gab man diesem letzteren den

Besatz

kostbaren Bortenbesatz am Halsausschnitt (Taf. 25, 10 u. 12), am unteren Saume (Taf. 26, 7, 9 u. 11) und an den Enden der Ärmel (Taf. 27, 6 u. 12). Zuweilen verlängerte man auch den Besatz des wirklichen oder scheinbaren Schlitzes (Taf. 27, 12), sogar bis auf den unteren Saum des Gewandes (Taf. 27, 6), so dass es aussehen sollte, als sei das Kleid vorn hinab offen.

Gürtel

Der Gürtel, welcher das äusserste Gewand umgab, war entweder aus demselben Stoff (Taf. 26, 6 u. 7) und scheint dann mehrmals umgewickelt und die Enden untergesteckt zu sein, denn er ist immer von ansehnlicher Breite, oder er besteht aus Goldgewebe oder Leder mit Gold beschlagen. Die Königinnen der Merowinger tragen einen sehr langen Gürtel, der einmal um die Hüften reicht, hinten sich kreuzt und dann vorn schlaff und tief im Bogen herabhängend verknotet wird, so dass die beiden Enden fast bis zur Erde reichen (Taf. 25, 10 u. 12). Das obenliegende mittlere Stück des Gürtels ist mit Edelsteinen besetzt (Taf. 24, 10). Später scheinen statt solcher einfache Gürtel beliebt gewesen zu sein, denn jene kommen nicht mehr vor, dagegen dient statt des Knotens eine Schnalle zur Befestigung des Gürtels (Taf. 26, 9).

Färbung

Anfangs waren die Stoffe einfarbig, welche zu den Kleidern sowohl als zu den Mänteln genommen wurden. Seit den Zeiten der Karolinger aber kamen bei beiden Geschlechtern gemusterte Stoffe vor und zwar in der Weise, dass auf einfarbigem Grunde in regelmässigen Abständen Kreise, Sterne, Lilien, Kreuze oder Punkte in Gruppen erschienen (Taf. 26, 9 u. 11; 27, 11 u. 12). Diese Zeichnungen waren von anderer, meist auffallender Farbe, bei den Fürsten nicht selten aus Gold.

Mantel der Frauen

Der Mantel der Frauen war bis zu den Zeiten der Karolinger kürzer und aus leichterem Stoffe als jener der Männer (Taf. 25, 5 u. 6). Gewöhnlich trugen sie ihn auf beiden Schultern und hielten ihn auf der Brust durch eine Spange zusammen (Taf. 26, 2 u. 6). Doch kamen auch Abweichungen von dieser Regel vor, so dass er wie der Männermantel getragen wurde (Taf. 25, 5).

Seit den Zeiten der Karolinger wurden die Frauenmäntel länger und weiter, ja bei manchen Vornehmen so weit und lang, dass sie hinten auf dem Boden nachschleppten (Taf. 25, 2 u. 5). Um diese Zeit auch wurde der Mantel, um mehr von dem Kleide sichtbar zu lassen, vorn auf der Brust statt durch eine Spange häufig durch eine

Spange oder Kette

Borte oder kleine Schnur oder Kette zusammengehalten (Taf. 26, 11), die gewöhnlich von einer Achsel zur anderen reichte.

Besatz

Dass auch die Mäntel an den Säumen oben, unten und vorn hinab mit Borten oder kostbaren Besätzen geziert waren, versteht sich fast von selbst (Taf. 26, 5, 6 u. 9), ebenso, dass statt solcher auch Goldstickereien oder gar Edelsteine dienen mussten (Taf. 26, 2). Die Farbe der Frauenmäntel war meistens lebhaft, aber nicht blendend; blau in helleren Schattierungen scheint vorgeherrscht zu haben (Taf. 25, 5 u. 6; 26, 6 u. 9).

Der Stoff war entweder ein leichterer Wollenstoff oder Leinwand, denn die Falten deuten keinen so schweren Stoff an, als der der Männermäntel ist. Fürstinnen trugen sogar seidene Mäntel, wie dies von den Töchtern Karls des Grossen ausdrücklich erwähnt wird. — Übrigens erzählt auch schon Sidonius Apollinaris in dem 5. Jahrhundert von seidenen Mänteln der Fürsten.

Noch ist zu erwähnen, dass man auch bei den Mänteln der Männer einfache und doppelte unterschied, d. h. solche ohne und solche mit Futter. Letzteres scheint meistens aus einem hellen Stoffe und also vielleicht aus Leinwand bestanden zu haben.

Kopftuch

Das letzte Stück der Frauenkleidung war der Schleier oder das Kopftuch. Es war dem der Angelsächsinnen gleich und bestand auch aus Leinwand, wie dieses, wurde auch ebenso umgelegt. Doch scheint es hier nicht ein so notwendiges Stück der Frauentracht gewesen zu sein als dort, vielleicht weil das lachende Frankreich nicht jene immerwährenden Nebel des britischen Insellandes kennt, die freilich noch bis diesen Tag eine sorgfältige Verhüllung des Kopfes angenehm machen. Daher änderte das Kopftuch bei den fränkischen Frauen auch zeitweilig Grösse und Form. So trugen es die merowingischen Frauen nur sehr kurz, dass es eben Schläfe und Nacken umflatterte (Taf. 25, 10 u. 12). Dagegen wurde es zu den Zeiten der Karolinger nach angelsächsischer Art getragen, so dass es Kopf, Hals und Schultern umgab und nur das Gesicht, aber auch einen Teil des Haares, denn die Dichter erwähnen desselben immer, frei lässt (Taf. 26, 5, 6 u. 11). Noch später, nach Karls des Grossen Tod, wird jener

Schleier

lange Schleier daraus, den wir von den Alten her kennen und der von der Stirn über den Rücken hinab bis zur Erde reicht und oft so lang war, dass er, um nicht nachzuschleppen, aufgenommen werden musste (Taf. 27, 6 u. 12). Hier finden wir auch für ihn gemusterte Stoffe in Anwendung gebracht.

### b) Kopfbedeckung.

Über eine solche fehlen hinreichende Nachrichten, und wir müssen uns durch spätere Zeiten und Schlüsse nach der Analogie helfen.

Ursprünglich trugen die Franken, wie die meisten Germanen, gar keine Kopfbedeckung. Als sie zuerst in der Geschichte genannt werden, wird von ihnen auch berichtet, was sonst besonders von den Sueven gilt, dass die Männer

Haarschopf

ihr Haar von allen Seiten des Kopfes nach dem Scheitel hinaufkämmen und dort in einen Knoten verschlungen (Taf. 25, 8).

Da aber spätere Bilder von Königen, z. B. das des Chlodwig (wie man es bezeichnet) am Portal der Frauenkirche zu Corbeil und das frühere Mosaikbild Karls des Grossen zu Rom (besonders dies letztere), eine Kopfbedeckung zeigen, so lässt sich daraus vermuten, dass eine solche überhaupt Sitte gewesen sei. Auf diesem leider nicht mehr vorhandenen Bilde trug Karl der Grosse

Mütze

eine breite Mütze (Taf. 26, 12). Da nun ein kurzer Vergleich lehrt, dass alle seine übrigen Kleidungsstücke in der Form sich nicht von den gewöhnlichen unterscheiden, so ist die obige Vermutung wohl begründet, um so mehr, da ausserdem bekannt ist, dass dieser Fürst die eigentümliche deutsche oder fränkische Tracht (also wie Augustus die römische, die Toga, siehe S. 85) überall vorzog und alles tat, dieselbe in Ehren zu halten oder zu Ehren zu bringen. Da er kein fremdländisches Kleidungsstück anlegte oder begünstigte, so lässt sich daraus folgern, dass seine Mütze wohl auch ein Stück der fränkischen Tracht gewesen sei, das längst gebräuchlich war. Denn gerade dergleichen liebte er. Einhard versichert ganz bestimmt, Karl habe nur zweimal in seinem Leben, und auch da nur auf dringende Bitten der Päpste, fremde Tracht angelegt, auserdem sei er stets in deutscher gegangen.

Ist obige Schlussfolgerung, wie wir glauben, richtig, so haben die Franken breite Mützen getragen, ganz ähnlich den byzantinischen, nur noch etwas höher und oben breiter (Taf. 25, 3 u. 4). Der Stoff mag wollenes Zeug oder gewiss sehr oft Pelz gewesen sein, wie denn der heutige deutsche Bauer noch eine grosse Vorliebe für Pelzmützen

Pelzmützen

hat (Taf. 25, 4; 26, 1).

Über die Haar- und Barttracht der Franken sind dagegen die ausführlichsten Nachrichten vorhanden.

Zur Zeit ihres Zuges nach Gallien trugen sie noch das lange Haar, auf dem Scheitel zusammengeknotet. Aber

Haar

schon unter Chlodwig oder bald hernach schoren sie ihr Haar kurz und nur die „gelockten Könige“ und ihr Geschlecht durften lange Locken tragen. Wie diese Veränderung in so kurzer Zeit möglich war, lässt sich nicht mehr erklären, da wir bei den Angelsachsen gesehen haben, dass der alte Widerwille der Germanen gegen kurzes Haar, das Zeichen des Sklaven, nicht so leicht durch die Diener der Kirche zu besiegen war. Möglich, dass bei der despotischen Regierung Chlodwigs seine Gewalt mit der Kirche sich verbündete und so den alten Hass gegen kurze Haare überwand, der noch heute in manchem Wort unserer Sprache seinen Ausdruck findet. „Lass mich ungeschoren“, sagt man, wenn man jemandes Gewalt oder Drängen abwehren will, und das soll also nicht heissen: „Nimm mir nicht die Wolle!“ sondern „Mache mich nicht zu deinem Sklaven! Lass mir mein Haar!“ „Ich gebe kein Haar dafür“ und „Er hat Haare lassen müssen“ gehören gleichfalls hierher. —

Aber trotz dem hohen Werte der langen Locken schoren die Franken schon im 6. Jahrhundert ihr Haar, besonders im Nacken, ziemlich kurz, zwar noch nicht so wie die Sklaven es trugen, aber weit kürzer als alle übrigen

Locken der Könige

Deutschen. Nur der König trug lange Locken, die früher jeder Freie trug. Auch als die Frankenkönige unter den Hausmeiern Pipin und Karl schon blosse Schattenkönige geworden waren, trugen sie doch noch Bart und Haar lang, die letzten Zeichen ihrer Würde. Als aber Childerich abgesetzt wurde, war die erste Erniedrigung, die ihn für den Thron unfähig machte: Kürzung des Haares und Bartes. Ebenso verfuhr man, wenn ein Prinz dem Throne entsagen sollte. Die Majordome dagegen behielten ihr kurzes Haar und ihren gewöhnlichen Bart.

Haartracht Karls des Grossen

Hier ist eines Zweifels zu gedenken, der noch immer nicht ganz zu beseitigen ist. Eginhard erzählt von Karl dem Grossen, dass er Haar und Bart nach der fränkischen Sitte getragen habe, nämlich ersteres ziemlich kurz geschoren und über der Stirn horizontal abgeschnitten, letz-

teren dagegen glatt rasiert bis auf den Schnurrbart. Ebenso war er auf dem oben erwähnten Mosaikbilde dargestellt, das sehr viel Anschein des gleichzeitigen Entstehens für sich hat. Diesen beiden, die, besonders der erste, eigentlich nicht zu bezweifeln sind, stehen Schilderung und Abbildungen späterer Zeit gegenüber, welche den König nach merowingischer Königsart in langen fliegenden Locken und mit langem vollen Barte darstellen. Wir haben uns in den Abbildungen der älteren Darstellung, also der Beschreibung Eginhards, angeschlossen (Taf. 26 ,12) und nur einen kurzen Vollbart neben starkem Schnurrbart angenommen. Denn es kam Karl dem Grossen nur bei seltenen Gelegenheiten darauf an, zu prunken, und immer war es ihm wichtiger, die Elemente des Volkslebens zur Geltung zu bringen. Schon aus diesem Grunde lässt sich sein langes Haar bezweifeln. Jedenfalls ist Childerich III. der letzte gelockte Franke.

Ebenso haben wir bei den Angelsachsen trotz unserer starken Zweifel das blaue Haar gelten lassen, indem wir zugleich unsere Gründe für diese Annahme darlegten. Es kommen bei den Trachten der Völker freilich oft unglaubliche Dinge vor, aber wir mögen dennoch nicht ohne die äusserste Nötigung solche Unwahrscheinlichkeiten zugeben, wie oben das blaue Haar. Auf der anderen Seite lässt sich aber auch nicht a priori behaupten, das sei unmöglich, denn wenn es noch vor 80 Jahren für geschmackvoll galt, weisses Haar zu tragen, das steif gebacken sein musste: warum sollte es nicht früher einmal für schön gegolten haben, blaues oder grünes Haar zu tragen? Ein ausgebleichtes Schwarz kann das Blau nicht sein, schon darum, weil kein sächsischer König schwarzes Haar haben konnte, denn die alten Gesetze, besonders der Sachsen, bestraften jede Missheirat mit dem Tode, damit bei den Adalingen die Grösse der Leiber und die Haare der blonden Haare und blauen Augen unverwandelt erhalten würde. Auch hat sich die schwarze Farbe an anderen Stellen der Bilder schwarz erhalten warum sollte sie es nicht auch bei den Haaren getan haben? Wir mussten uns daher oben trotz des inneren Widerstrebens für die Möglichkeit des blaugefärbten Haares entscheiden. — Ebenso ist es möglich, dass Karl der Grosse lange Locken und langen Bart gehabt habe, aber es ist höchst unwahrscheinlich trotz aller Gegenbeweise.

Farbe des Haars

Auf die blonde Farbe des Haares wurde auch noch in späterer Zeit viel gehalten. Wie man heutzutage dem rötlichen Haare durch Bleikämme eine dunklere gedämpfte Farbe zu geben bestrebt ist, so strengte man sich in jener Zeit an, den feurigen Glanz möglichst zu erhöhen oder zu erzeugen. Zu dem Ende bediente man sich allerlei künstlicher Mittel: eine Salbe aus Buchenasche und Ziegenfett, eine Lauge von Kalk und einigen Beimischungen und dergleichen; nach Sidonius Apollinaris salbten die Burgunder ihr Haupt mit einer scharfen oder säuerlichen Butter.

Ausserdem verwandten sie auch sonst eine grosse Pflege auf das Haar und zwar die Männer in der ersten Zeit noch mehr als die Frauen. Erst nach Chlodwig, als die Locken gefallen waren, sparten jene Zeit und Mühe, weil auf ihren Häuptern wenig mehr zu pflegen war. Vorher aber, als sie noch ihr Haar in einen Schopf aufgebunden trugen, musste dieser in künstlichster Weise hergerichtet und wohlgesalbt sein, wenn sein Träger nicht den öffentlichen Anstand verletzen wollte. Man denke sich einen mit eng anliegender kurzer Jacke oder nur mit einem Pelz bedeckten, sonst nackten Germanen mit gesalbtem Haarschopf und wohlgekämmtem furchtbaren Knebelbart: so hat man das Bild eines Franken in der frühesten Anstandstracht. Lächerlich ist es nicht, denn er pflegte, was ihm die Natur gegeben, und das Haupthaar war obendrein sein Freiheitsbrief; wie hätte er den nicht auf das sorgfältigste bedenken sollen! Um ein Gegenstück dazu zu liefern, welches den Unterschied zwischen den germanischen und anderen Stämmen in der Uranlage zeigt, verweisen wir auf einen Insulaner des Indischen Ozeans, z. B. der Lakediven, der dem ankommenden Europäer, wenn er diesem in höchster Pracht erscheinen will, mit einem alten schäbigen schwarzen Zylinderhut und in einer europäischen Weste, deren Rückteil er auf der Brust trägt, übrigens aber ohne sonstige Kleidung, entgegentritt und so freilich dessen Lachmuskeln in eine unendliche Bewegung setzt. Wir könnten von den Negern Afrikas solche Szenen zu Dutzenden erzählen und hegen die Überzeugung, dass dergleichen bei den Indogermanen unmöglich wäre.

Bart

Der Bart der Franken beschränkte sich zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte auf den Schnurrbart. Man rasierte also alles bis auf den Bart der Oberlippe und trug dafür diesen so stark und lang als nur möglich (Taf. 25, 4 u. 8). Und wie später nur die Könige Locken trugen, so auch nur sie den vollen Bart (Taf. 25, 11 u. 13). Auch bis zu den Karolingern herrschte diese Sitte, und erst durch sie, die das Vorrecht der Locken und Vollbärte nicht begehrten, kamen letztere in allgemeinere Aufnahme (Taf. 25, 3; 26, 1; 27, 4, 13 u. 14).

Den Bart gar nicht zu scheren, galt dem Germanen für eine harte Entbehrung oder Busse, daher kommen öfter Gelübde vor, sich bis zu erlangter Genugtuung oder dergleichen den Bart nicht zu scheren.

Frauen:

Die Kopfbedeckung der Frauen ist durch das Kopftuch oder den Schleier schon zum grössten Teil erledigt. Ausserdem trugen die fränkischen Frauen wohl zuweilen kleine flache enganliegende Hauben, ähnlich denen, die heute noch das Landvolk in Mitteldeutschland trägt. Sie umschlossen nur das Hinterhaupt und liessen den vorderen Kopf unbedeckt (Taf. 25, 1 u. 5).

Haube

Stirnbinde

Zur Zeit Karls des Grossen scheint es Sitte gewesen zu sein, Stirnbinden zu tragen. Bei seinen Töchtern werden dieselben immer als purpurne bezeichnet. Sie umschlangen die Stirn und hielten das Haar von derselben zurück (Taf. 26, 3 u. 7). Auch wurden um diese Zeit netzartige Hauben getragen, welche die Stirnbinde festhielt (Taf. 26, 2).

Das Haar wurde von den Frauen des Volkes in allerlei Formen, meist ziemlich frei, getragen (Taf. 25, 1). Vor-

nehme banden es auch wohl im Nacken, wie nach römischer Art, zusammen (Taf. 25, 6). Am gebräuchlichsten aber war es bei ihnen, wie bei den Königinnen, lange Zöpfe zu tragen. Das Haar wurde mitten über dem Kopfe gescheitelt und auf jeder Seite zu einem oder zwei Zöpfen verflochten, die dann vorn hinabhingen und mit Bändern oder Schnüren durch- oder umflochten waren (Taf. 25, 10 u. 12; 26, 2 u. 7). Es galt für schön, sehr langes Haar zu haben und es wurde daher auf die Zöpfe eine sorgsame Pflege gewandt. Zöpfe

Mit der karolingischen Zeit scheinen aber diese, wenigstens als lang herabhängende, ein Ende zu finden, denn in der Mitte des 9. Jahrhunderts wird das Haar frei in Locken flatternd getragen (Taf. 26, 3). Schon bei Karls des Grossen Frau und Töchtern ist es nach der Beschreibung zweifelhaft, ob sie hängende Zöpfe trugen oder aufgewundene oder freies Haar. Es heisst von ihnen nur, das Haar sei mit Schnüren umwunden gewesen; dies kann sich aber ebensogut auf Zöpfe als auf Locken beziehen. Doch möchte ich mich für das erstere entscheiden, weil Karl der Grosse alle alten Sitten aufrecht erhielt oder wiederherstellte, und die langen Zöpfe waren etwas recht eigentlich Deutsches.

### c) Fuss- und Beinbekleidung.

Der Franke trug von alters her bis lange nach Karl dem Grossen Schuhe, woran zwei Riemen von fast 2 m Länge befestigt waren, welche kreuzweise um Unter- und Oberschenkel geschlungen wurden (Taf. 25, 8). Dies war die einheimische, germanische Tracht der Franken, neben welcher aber bald nach ihrem Einzug in Gallien auch die einfachen Schuhe oder Riemen, wie man sie dort trug, in Gebrauch kamen (Taf. 25, 1—4) und zwar so, dass sie mehr getragen wurden als jene. Sie waren ziemlich hoch, gingen hinten und an den Seiten noch über die Knöchel und bedeckten vorn den ganzen Spann Hier waren sie, um das Anziehen zu erleichtern, geschlitzt und wurden mit einem Riemen zusammengeschnürt. Der Schlitz scheint zeitweilig sehr weit nach den Zehen hinabgereicht zu haben. Schuhe und Riemen

Die Schuhe beider Arten waren aus Leder; früher liess man das Haar am Fell, so dass es nach aussen gekehrt war; später, als man auf die Farbe Wert legte, musste selbstverständlich das Haar wegfallen. Man färbte die Schuhe schwarz (Taf. 26, 1), rot (Taf. 27, 5 u. 6), gelb (Taf. 27, 8); Fürsten verzierten sie auch wohl mit Gold (Taf. 26, 12) oder bed ckten sie ganz damit (Taf. 27, 11).

In der Zeit der letzten Karolinger scheinen auch Stiefeln getragen worden zu sein. Dieselben reichten bis ans Knie und wurden vorn durch Schnüren oder Knöpfen, wie Gamaschen, dem Unterschenkel angeschlossen (Taf. 27, 4). Im Kriege dagegen scheint man sich ebensowohl der Halbstiefel bedient (Taf. 27, 5), als auch nach alter römischer Art den Fuss mit Riemen umflochten zu haben (Taf. 27, 1, 3 u. 9). Stiefel

Mit dem Aussterben der Karolinger verschwinden auch die fränkischen Kreuzriemen um das Bein, nachdem sie zuvor schon bis auf den halben Unterschenkel beschränkt Die Kreuzriemen hören auf

worden waren (Taf. 27, 13 u. 14). Sie unterscheiden sich von den römischen Umwicklungen immer dadurch, dass bei diesen nur eine Sohle oder Sandale am Fusse sitzt und die Riemen ausserdem dicht aneinander hinlaufen (Taf. 27, 1 u. 3), bei jenen aber ein Schuh durch die Riemen gehalten wird und diese sich in grossen Zwischenräumen kreuzen (Taf. 27, 11 u. 14).

Die Frauenschuhe waren, soviel man davon sehen kann, nicht wesentlich von denen der Männer unterschieden; natürlich sind hier die ohne Riemen gemeint. Bei Vornehmen erscheinen sie oft durch Stickereien verziert (Taf. 26, 7; 27, 6 u. 12), bei Fürstinnen auch wohl mit Edelsteinen besetzt. Engelbert erzählt sogar, als er den Auszug Karls des Grossen und seiner Familie zur Jagd schildert, dass Theodrade dabei des „Sophokles schönen Kothurn getragen habe. Ist dies nur dichterische Übertreibung oder trugen die Frauen damals auf der Jagd Halbstiefel? Letzteres ist ebenso möglich als das erstere und immer noch wahrscheinlicher. Frauen-Schuhe

Die Beinbekleidung ist den Germanen im Altertum fremd; wenigstens beschreibt Tacitus dieselben als nacktbeinig. Doch mögen einzelne Stämme, die um das Schwarze Meer wohnten, schon zu Anfang unserer Zeitrechnung welche getragen haben. Ja, wenn Wirth Recht hat*) und die Thraker auch Deutsche waren, so hat es schon zu Herodots Zeiten Beinbekleidungen bei den Germanen im Osten gegeben. Auch sind es nach den deutschen Quellen die Goten, also wieder Umwohner des Schwarzen Meeres, welche zuerst Hosen trugen. Nachweisbar geschah dies schon im 4. Jahrhundert n. Chr. Geburt, aber das ist keineswegs der Anfangspunkt dieser Tracht. Schon Herodot erwähnt der Goten (Geten) und spätere römische Schriftsteller erzählen gleichfalls von ihnen. So muss denn dieser Stamm mindestens acht Jahrhunderte lang seine Wohnsitze am Schwarzen Meere behauptet haben. Hosen bei den östlichen Germanen

Die Franken aber, wie die Longobarden und Sachsen, kannten ursprünglich keine Beinkleider. Nachweislich ist dies bei ihnen bis zum 5. Jahrhundert. Die Longobarden nahmen nach Paulus Diakonus die Hosen von den Römern um 620 an; die Burgunder hatten noch zur Zeit des Sidonius Apollinaris keine Beinkleider. Die Franken lernten die Sitte, Hosen zu tragen, von den Galliern, also erst nach ihrer Einwanderung in die Länder westlich vom Wasgau, und diese Nachahmung fand, wie sich leicht denken lässt, nicht sogleich, sondern erst nach und nach statt. Hosen der Alemannen

Doch schon lange vor den Karolingern waren die Hosen etwas Alltägliches geworden. Eine genauere Beschreibung der Beinkleider haben wir durch Eginharts Schilderung der Kleidung Karls des Grossen. Sonach, da sich an Karl die fränkische Tracht ganz unverfälscht darstellt, trugen die Franken Hosen von Leinwand bis auf die Füsse und Strümpfe darüber bis ans Knie (Taf. 26, 12), welche von den sich kreuzenden Schuhbändern am Unterschenkel festgehalten wurden. Unterhalb der Kniee hielt Hosen und Strümpfe

*) Wirth, Geschichte der Deutschen, I. Teil, 9. Hauptstück.

ein Band Strumpf und Hose zusammen. Von dieser Tracht scheinen jedoch früher und später allerlei Abweichungen vorgekommen zu sein. Früher scheint man als erste Beinbekleidung nach den blossen Riemen (Taf. 25, 8) lange und nicht ganz enge Hosen getragen zu haben (Taf. 25, 2 u. 3), was auch sehr wohl übereinstimmt mit den bei den Galliern gebräuchlichen. Dann scheinen bald, um doch die Schenkel, die an die engen Riemen gewöhnt waren, wieder eng zu umschliessen, die Beinkleider verengt worden zu sein, so dass sie fast wie ein Trikot anschlossen (Taf. 25, 4; 26, 1 u. 4); dazu trug man gewöhnliche Schuhe. Für den Krieg behielt man aber noch lange, wie es scheint, eine Riemenumwicklung nach römischer Art bei (Taf. 27, 1, 3 u. 9). Hierbei wurde der Schuh durch die Sandale ersetzt.

Hosen mit den Kreuzriemen

Zu Karls des Grossen Zeit, vielleicht erst durch seinen Willen, kamen die alten fränkischen Schuhe mit den meterlangen Riemen wieder in Gebrauch; dabei sah man die Beinkleider nur bis ans Knie; vielleicht waren sie auch nicht länger, weil man der Unbequemlichkeit des Anziehens, welche die langen verursachten, los sein wollte. Wahrscheinlicher jedoch gingen sie, wie vor- und nachher, bis auf die Füsse. Der Unterschenkel erhielt Strümpfe zur Bedeckung oder blieb, wie bei den Kriegern, halbnackt, indem man die andere Hälfte, wie schon erwähnt, durch das römische Riemengeflecht bedeckte (Fig. 27, 1 u. 3). Bald nach Karl dem Grossen wurden die Hosen wieder mehr sichtbar, weil man nur Socken statt langer Kniestrümpfe trug und auch die Schuhriemen entsprechend verkürzte (Taf. 27, 13 u. 14). Oder man trug statt der Socken und Schuhe Halbstiefel (Taf. 27, 5) oder auch lange Stiefel oder Gamaschen bis ans Knie (Taf. 27, 4). Das Bild Karls des Kahlen zeigt noch die langen kreuzweise gelegten Schuhriemen, die er vielleicht im Andenken an den Grossvater trug (Taf. 27, 11). Nach ihm kommen sie nur noch selten vor.

Farbe der Hosen, Schuhe und Socken

Die Farbe der Hosen war keine bestimmte. Der König trug meistens rote; der Vornehme wählte nach Belieben blau, grün, weiss, braun, rot u. s. w. (Taf. 25—27). Ebenso war es mit den Strümpfen oder Socken, die aber gewöhnlich von anderer Farbe waren als die Hosen. Die Riemen der Schuhe hatten ursprünglich die natürliche Farbe des Leders; auch Karl der Grosse trug sie so (Taf. 26, 12). Später färbte man sie gern (Taf. 27, 9, 13 u. 14) und der König trug sie übergoldet wie die Schuhe selbst (Taf. 27, 11). Der Mönch von St. Gallus erzählt, dass man zu Karls des Grossen Zeit feuerrote Strumpfbänder und ebensolche Leinwandhosen, kunstreich bunt gefärbt (gemustert?), getragen habe.

### d) Schmuck.

Seit der ersten Zeit bei den Franken ein Hauptgegenstand ihrer Sorge. Schon unter Chlodwig war des Goldes die Fülle. Ob sie aber auch vor ihrem Einzug in Gallien schon so reich waren, lässt sich sehr bezweifeln, denn damals trugen sie statt des Goldes nur Bronze. Das reiche Gallien gab erst den unendlichen Schmuck her, den wir später bei ihnen finden. Dieser gehörte den Männern ebensowohl wie den Frauen an.

Armringe

Der Männer Schmuck sind vorzugsweise die Armringe. In den Gräbern finden sie sich in grosser Menge, zuweilen dutzendweise an einem Arme. Sie sind in der Breite sehr verschieden, von der Dünne des Drahtes bis zum Bande von mehr als 2 cm Breite. Mit ihnen beschenkte der Heerführer oder König sein Geleite. Da sie an einer Seite offen und sehr elastisch waren, so formten sie sich leicht jedem Arme an. Feindliche Kämpfer, die sich gegenseitig ehren wollten, tauschten zuweilen ihre Armringe aus. Überhaupt spielen die „roten Ringe“ eine Hauptrolle in den alten Heldensagen. Auch Sänger wurden damit geehrt. Die „leuchtenden Bogen“ oder Baugen sind ein Hauptaugenmerk aller Helden. Walter nimmt dem Etzel, als er dort mit Hildegunde flieht, so viel Ringe mit als das Pferd nur tragen kann; dem Günther von Burgund allein will er deren hundert schenken. Siegfried empfängt von Kriemhild, als er von Island als Bote kommt, 24 Armringe als Botenlohn, — und andere Beispiele mehr. Wie lockend solcher Schmuck war, sieht man aus der Erzählung der Novaleser Chronik über den Besuch des Algis bei Karl dem Grossen in Pavia. Denn als nach der Tafel dieser an den zerbrochenen Knochen unter dem Tische, aus denen das Mark ausgesogen war, merkt, dass jener Gewaltige sein Gast gewesen, und sich ärgert, den Feind nicht erkannt und gefangen zu haben, erbietet sich einer seiner Höflinge, den Algis zu betrügen und zu fangen, wenn ihm der Kaiser seine Armringe als Lockspeise dazu gebe. Dies geschieht, und bald ist der Flüchtling von dem Verfolger erreicht, der ihm die goldenen Bogen bietet. Der starke, aber auch vorsichtige Algis nimmt sie vom Kahne aus auf der Speerspitze an und sendet grossmütig dafür seine eigenen dem Kaiser, der bei der Rückkehr seines Boten sich getäuscht sieht, da er statt des Feindes nur dessen Armringe empfängt, die ihm, als er sie anlegt, bis an die Achseln rutschen, sobald er den Arm hebt: Karl konnte daraus lernen, was für Arme der hatte, den er so gern in seiner Gewalt gehabt hätte.

Sonderbarerweise treffen wir auf den Abbildungen selten Armringe an, indessen sie in den Gräbern wie in den Sagen und Erzählungen eine so wichtige Rolle spielen. Man erkennt daraus, wie unsicher es ist, wenn man nur einer Quelle folgen kann und keine anderen zur Vergleichung daneben hat.

Die Armringe scheinen besonders an der Handwurzel getragen worden zu sein; dies gilt von beiden Geschlechtern (Taf. 25, 6; 27, 11). Denn auch die Frauen trugen solche, obwohl bei weitem nicht in solcher Menge wie die Männer.

Verzierung der Armringe

Verziert waren die Armringe selten. Gewöhnlich sind es ein- oder mehrmal den Arm umschlingende Spiralwindungen eines Bandes oder Drahtes. Ersteres hat zuweilen eingeritzte Linien, welche die Seiten begleiten oder die Fläche kreuzweise durchziehen. Erst zur Zeit der

Karolinger wurden die Arbeiten der Goldschmiede kunstreicher.

Mantelspange

Ausser den Armringen trugen beide Geschlechter an Schmucksachen zunächst die Spange am Mantel, welche auf der Schulter oder auf der Brust ihren Platz fand. Auch sie wurden anfangs oft aus zwei Spiralen dargestellt, die nach entgegengesetzten Seiten liefen und aus deren Zentrum sich Nadel und Haken entwickelte oder war ein einfacher Bügel, über welchen sich die Nadel spannte, wie solche jetzt seit einigen Jahrzehnten von England aus wieder in Gebrauch gekommen sind. Später wurden die Mantelspangen mit goldenen Blättern oder mit Edelsteinen geziert (Taf. 26, 2 u. 6).

Anderer Schmuck

Von den Frauen wurden ausserdem noch Haarnadeln, Diademe (Taf. 26, 2, 3 u. 7) auch in Form der Stephane, Halsringe (Taf. 26, 2), Ohrringe (Taf. 26, 9; 25, 6), die unten einen Knopf oder auch eine zusammengesetzte Verzierung trugen, Schnallen am Gürtel (Taf. 26, 2 u. 9) und anderer Schmuck getragen. Fingerringe finden sich ebenfalls; doch mögen dieselben nur von Männern getragen worden sein. Ein besonderer Schmuck, der zur karolingischen Zeit und später den Franken eigentümlich war,

Stab mit Knopf

war ein grosser starker Stab mit einem silbernen oder goldenen Knopf oder Griff, der mit Verzierungen bedeckt war (Taf. 27, 13). Der St. Galler Mönch nennt diesen Stab „stark und schrecklich", woraus wie aus anderem hervorgeht, dass er vorzugsweise als Waffe diente. Sollte er vielleicht die durch Karls des Grossen Edikte den fränkischen Männern entrungenen Waffen ersetzen? Denn seit dieser Zeit war das Recht, die Waffen zu tragen, anfangs beschränkt, hernach völlig aufgehoben worden. Und trotzdem hoffte Karl das Allodialsystem vor dem Untergang zu retten! Er gab mit der einen Hand, was er mit der anderen nahm — so stürzte mit ihm sein ganzes Regierungsgebäude zusammen.

## 2. Hoftracht.

Im wesentlichen war sie von der gewöhnlichen Tracht nicht unterschieden, denn auch noch zur Zeit des Glanzes des Frankenreiches trugen die Herrscher ausser bei feierlichen Gelegenheiten eine Tracht, die im Schnitt dieselbe

Byzantinische Tracht

war wie die Tracht der übrigen Franken. Aber schon Chlodwig legte als Geschenk des griechischen Kaisers die lange Tunika, den Purpurmantel und die übrigen Stücke der Konsulartracht an (Taf. 25, 11) und von nun an blieb dieses die auszeichnende Tracht der fränkischen Könige, so oft sie feierlich auftreten wollten.

Tunika

Diese Tunika ist sehr weit und reicht bis auf die Füsse. Sie hat lange Ärmel, die am Handgelenk anschliessen. Sie bestand aus weisser feiner Leinwand.

Obere Tunika

Über derselben trug der König eine zweite, etwas kürzere mit weiteren Ärmeln und aus schwererem Stoff (Taf. 25, 11 u. 13). Sie ist gefärbt in Purpur (Taf. 25, 11), oder, wenn über ihr noch ein ähnliches Kleid getragen wird, dann erhält dieses die Purpurfarbe, sie selbst aber irgend eine andere (Taf. 25, 13). Der untere Rand des Purpurgewandes ist, wie auch meistens die untere Ärmelöffnung, mit Goldborten besetzt und diese sogar bisweilen noch durch Edelsteine geschmückt (Taf. 25, 11). Bei Karl dem Grossen finden wir, wenn er im höchsten Ornat

Staatskleid Karls des Grossen

erschien, eine golddurchwirkte Tunika, einen kostbaren Mantel mit Gold gestickt und von goldener Agraffe gehalten und Schuhe mit Edelsteinen besetzt. Sein Degengehänge war von Gold, ebenso der Schwertgriff, den obenein noch Edelsteine zierten. Doch trug er bei minder feierlichen Gelegenheiten nie ein Schwert an dessen Griff Kleinode glänzten, weil ein solches gewiss zum Gebrauch nicht das bequemste sein konnte.

Vermeintliche Gewänder Karls des Grossen

(Bis in das vorige Jahrhundert haben die bis zum Ende des deutschen Reiches in Nürnberg, jetzt in Wien aufbewahrten Gewandstücke, welche Karl dem Grossen angehört haben sollten, als solche gegolten. Chr. Gottl. v. Murr hat das Verdienst, in seinen ‚Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg, 1778" diesen alten Irrtum gründlich beseitigt zu habe indem er z. B. aus der an dem Mantel befindlichen Kufischen Inschrift nachweist, dass derselbe 1133 in Palermo in der Königlichen Gewand-Manufaktur verfertigt worden ist, also wohl schwerlich über 300 Jahre vor seiner Verfertigung von Karl dem Grossen kann getragen worden sein. Ähnlich ist es mit den anderen Kleidern).

Jener höchste Ornat war, wie wir oben andeuteten, bei Karl dem Grossen selten, denn Eginhart erwähnt nur zweimal in Karls Leben die lange Tunika, als dieser nämlich, wie schon erwähnt, den Päpsten Hadrian und Leo zuliebe römische Tracht trug. Es scheint sonach, als ob Karl sonst immer den kurzen fränkischen Rock getragen habe, was auch wohl möglich ist. Ebenso wahrscheinlich ist es, dass weder unmittelbar vor noch nach ihm die Könige die lange Tunika trugen, sondern es ist weit eher anzunehmen, dass die Karolinger, wie sie nicht den Lockenschmuck der früheren Herrscher annahmen, auch die Tunika derselbe verschmähten und sich, ausser vielleicht bei der Krönung und dergleichen Gelegenheiten, mit kurzem, fränkischem Rock wie mit kurzem Haar begnügten. Ja,

Karl der Kahle

Karl der Kahle trägt im vollen Ornate den kurzen Rock, mit Goldborten am unteren Saum geziert, welche Edelsteine tragen. Hier ist also das germanische Kleid entschieden in die Hoftracht aufgenommen und hat das römische aus seiner ausschliessenden Stellung verdrängt oder sich einen Platz neben demselben erobert (Taf. 27, 11). Auf einem Bilde, das wir Ferrario entnehmen (Taf. 27, 8) ist derselbe König freilich auch mit einer langen weissen Tunika, einer kürzeren farbigen darüber und über dieser mit dem fränkischen Rock bekleidet. Aber in dieser Tracht erregte er, wie es heisst, das öffentliche Missfallen. Man tadelte das „Fremde", die lange Tunika.

Mantel

Der Mantel der fränkischen Könige blieb in seinem Schnitt durch alle Zeiten derselbe, nur seine Verzierung wechselte nach dem Geschmack der Zeit. Er war dem gewöhnlichen Mantel ähnlich, der auf der rechten Schulter

oder auf der Brust durch eine Spange zusammengehalten wurde, nur war er länger, so dass er bis auf die Knöchel reichte (Taf. 25, 11 u. 13; 27, 11). Seine Farbe war meistens purpurn (Taf. 25, 11; 27, 8), doch kommen auch andere Farben daneben vor (Taf. 25, 13). Gewöhnlich sind es doppelte, d. h. gefütterte, Mäntel, welche die Könige tragen, und ist die Farbe des Futters meistens weiss (Taf. 25, 11; 27, 8 u. 11). Einfache Mäntel finden sich selten (Taf. 25, 13).

Besatz etc. des Mantels

Die Säume sind mit Goldborten besetzt, später werden auf diesen noch Edelsteine und Perlen befestigt (Taf. 25, 10—13; 27, 8 u. 11). Die Spange, welche den Mantel hält, ist golden und gewöhnlich durch Kleinode verziert.

Obwohl zu dieser Zeit und auch später gemusterte Stoffe sehr beliebt waren, scheinen doch die Männermäntel nie aus solchen bestanden zu haben.

Frauentracht

Die Hoftracht der Frauen unterschied sich in Kleid und Mantel nicht wesentlich von der gewöhnlichen Frauentracht. Die Stoffe waren kostbarer, reicher verziert; der Schnitt aber derselbe wie dort (Taf. 25, 10 u. 12; 26, 9 u. 11). Purpur und Weiss waren die beliebtesten Farben, und die Vornehmen gingen kaum anders als in Goldbrokat, kostbaren Pelzen oder Seidenzeugen von der grössten Kostbarkeit. Goldstickereien, Perlen, Edelsteine waren wie ausgestreut über die ganze Kleidung von oben bis unten, von dem Schleier bis zu den Schuhen. Eine besondere Auszeichnung der Herrscherinnen war nur die Krone.

Krone

Diese scheint meistens von derselben Gestalt gewesen zu sein wie die des jeweiligen Königs (vergleiche Taf. 25, 10 u. 11). Auch pflegt sie dies noch heutigen Tages zu sein.

Krone Chlodwigs

Die erste Krone, von welcher eine Darstellung sich findet, ist die des Chlodwig auf dem schon erwähnten Skulpturbilde zu Corbeil (Taf. 25, 11). Sie gleicht vollkommen der der gegenüberstehenden Königin (Taf. 25, 10) und besteht in einem breiten mit Perlen und Edelsteinen besetzten Stirnreif, der den Kopf gänzlich umgibt und vorn wie hinten gleich breit ist. Ob der Raum, den er umschliesst, durch eine Mütze gedeckt ist, die vielleicht am Reife festsass, ist ungewiss; wir haben es so angenommen und überhaupt Mützen von ganz ähnlicher Form mit aufgestutzter Krempe bei den Franken als gang und gebe vermutet (siehe S. 127). Möglich ist es aber auch, dass die Erhöhung über dem Reife bei Chlodwigs Kopf nur die Grenze des Haares andeuten soll.

Kronen Clotars und Fredegundens

Die Kronen Fredegundens und Clotars ähneln sich, indem beide nach oben in vier lilienähnliche Zacken endigen. Doch erheben sich diese bei der ersteren gleich aus dem Ganzen (Taf. 25, 12), indessen sie bei der letzteren auf einen Ring aufgesetzt sind (Taf. 25, 13).

Krone Karls des Grossen

Karls des Grossen Krone (d. h. die gewöhnlich dafür gehalten wird und sich bei den Reichskleinodien in Wien befindet), besteht aus acht ungleichen Schildern, die unten eckig, oben in einen Halbkreis endigen und mit der langen Seite aneinander gestellt sind. Das grösste ist das Stirnstück; dieses trägt ein hohes reich verziertes Kreuz, von dem sich ein freier Bogen über den Kopf nach hinten zu dem entgegengesetzten Stück wölbt (Taf. 28, 14). Die Schilder sind mit Bildern verziert und mit Edelsteinen und Perlen rundum reich besetzt.

Krone Karls des Kahlen

Die Krone Karls des Kahlen nähert sich in der Form mehr den heutigen Kronen, indem von den vier Lilien, die auf dem Stirnreif stehen, vier Bogen nach der Mitte des Kopfes gehen und sich dort in einen lilienartigen Knauf vereinigen (Taf. 27, 11).

Auf einer anderen Darstellung desselben Fürsten trägt er eine Krone, welcher diese vier Bogen fehlen, und die also nur aus einem Reif mit vier Lilien besteht (Taf. 27, 10). Der Ring ist auf beiden Kronen mit Kleinodien besetzt. Sehr eigentümlicher Gestalt ist dagegen die Krone, welche dieser König auf dem Bilde bei Ferrario trägt (Taf. 27, 8). Hier wölben sich von beiden Lilien über den Ohren zwei grosse Bogen nach dem Scheitel hinauf, wo sie sich berühren und dann etwas rückwärts gebogen jeder in einer Lilie endigen. Zugleich gehen kurze Ausläufer von denselben vor den Ohren hinab bis zur Wange, gleich als sollten sie jene schützen oder die Krone am Kopfe festhalten.

Das Bild einer Kaiserin aus dem 9. Jahrhundert trägt einen goldenen Stirnreif mit aufrecht stehenden Zacken aus Juwelen (Taf. 26, 9). Nach Engelberts Beschreibung hat die Gemahlin Karls des Grossen wie auch die Töchter eine purpurne mit Edelsteinen besetzte Stirnbinde um die Schläfen gewunden und über derselben trugen sie ihre Kronen. Wie dies zu denken sei, wird uns nur dann klar, wenn wir Abbildungen jener Zeit hinzunehmen. Dann müssen wir zur „Stirnbinde“ auch das „Kopftuch“ setzen. Denn andere Abbildungen mit blossen „Binden“ fehlen ganz. Alle Darstellungen aus jener Zeit von Fürstinnen zeigen, dass dieselben ein Kopftuch trugen und die Krone über dasselbe setzten (Taf. 26, 5, 6 u. 11). Nur so ist also auch Engelbert zu verstehen, so oft er der Stirnbinde erwähnt. Karl des Grossen Töchter trugen demnach ein Kopftuch, das zunächst von einer purpurnen Stirnbinde, die auch Edelsteine tragen mochte, gehalten wurde, und über dieser die Krone. Ebenso unterliegt es keinem Zweifel, dass die Frauen aus der Familie Karls die Kronen selbst auf der Jagd trugen, also wohl bei jedem öffentlichen Erscheinen. Denn wenn sie nicht einmal beim Jagdanzug fehlten, so wüssten wir kaum einen, wo sie eher fehlen könnten. Auch von Karls Sohn Pipin heisst es: „Und die Stirn mit dem rötlichen Golde umwunden“ — bei derselben Gelegenheit.

Krone bei Karls des Grossen Kindern

Andere Kronen von Fürstinnen sind an Gestalt sehr verschieden (vergleiche Taf. 26, 5, 6 u. 11). Bald ist der Reif mit Zacken oder Strahlen besetzt, bald mit Bogen überwölbt.

Fürstenkronen

Von besonderer Gestalt ist die Kopfbedeckung eines burgundischen Königs (Taf. 25, 9), die wir Herbé entnehmen. Die rot und golden gestreifte Mütze ist mit einer weissen Stirnbinde umschlossen, die im Nacken sich zu einem Schirm verbreitert. Am unteren Rand liegt ein schmaler Goldstreif mit einer Perlenschnur.

Zepter

Das Zepter, welches die fränkischen Könige trugen, änderte sich wie die Krone bei jedem neuen Herrscher. Doch stimmen die meisten dieser Zeichen der Macht darin überein, dass der gewöhnlich nur kurze Stab oben eine knospenartige Verzierung trägt, aus welcher sich später das Zeichen der Lilie entwickelt (Taf. 25, 11 u. 13; 27, 11). Das Zepter war golden und mit Edelsteinen besetzt.

Um einzelnes anzuführen, erwähnen wir noch, dass das Zepter Chlodwigs an dem Portal der Abtei S. Germain de Prez ein Stab ist, der oben einen Adler trägt. An der Frauenkirche zu Corbeil wird dessen Stelle durch eine Blätterverzierung vertreten (Taf. 25, 11). Dagegen ist auf dem Zepter Dagoberts in der Abtei S. Denis eine Hand angebracht, welche auf einem Postament einen Adler hält; dieser trägt zwischen seinen Flügeln eine Frau.

Zepter Karls des Grossen

Ganz abweichend von diesen kurzen Stäben ist das Zepter Karls des Grossen. Dasselbe ist ein mannshoher Stab, auf dessen Spitze ein schön verziertes Postament das Bild des Kaisers im vollen Ornat trägt. Dieses ist an sich allein etwa 20 cm hoch; er hält in sitzender Stellung in der Linken ein langes Zepter, in der Rechten einen Reichsapfel. Das Ganze ist aus Gold und mit Perlen etc. geschmückt.

Hugo Capets Hand der Gerechtigkeit

Statt des Zepters trägt ein Bild des ersten Capet eine sogenannte Hand der Gerechtigkeit (Taf. 28, 13). Dies ist auch nur eine besondere Form eines Zepters, die später bei den Gerichtsverhandlungen eine eigene Bedeutung erhielt. Es ist ein Stab, auf welchem oben eine Hand in der Form der Eidesleistung angebracht ist. Edelsteine und Perlen umgeben die Handwurzel, wo sie auf dem Stabe befestigt ist.

Schuhe

Die Fussbekleidung der Herrscher und Herrscherinnen unterschied sich nur durch ihre Kostbarkeit von der gewöhnlichen. Sie war mit Gold gestickt oder besetzt und mit Perlen und anderen Kleinodien ausgeschmückt (Taf. 26, 12).

Handschuhe

Hier muss auch noch der Handschuhe erwähnt werden, die unter den Karolingern zuerst in Gebrauch kommen. Sie sind gewöhnlich purpurn oder weiss, aber nicht aus Leder, sondern aus Leinwand oder einem ähnlich dünnen Stoff.

### 3. Kriegstracht.

Von der ältesten Zeit wissen wir, dass der Franke, den Schild ausgenommen, ohne Schutzwaffen in den Kampf zog; ja, auch jener fehlte oft. Er war dann einzig und allein auf seine Kraft und Schnelligkeit angewiesen, denn weder der kurze Rock oder Mantel noch die Riemen um die Schenkel vermochten Schutz gegen einen Angriff zu verleihen. Der Kopf hatte nur den Haarschopf und war also auch völlig schutzlos, wenn nicht der schon erwähnte Schild auch hier das Nötige tat.

Schild

Dieser, die einzige Schutzwaffe des Franken in der ältesten Zeit, war aus Holz und mit Leder überzogen oder auch wohl bei den Anführern aus Metall. Er war länglich, meist achteckig und etwa 1,20 m hoch (Taf. 25, 8).

Spiess und Beil

Als Angriffswaffe diente ein Spiess oder das Doppelbeil. Ersterer war aus Holz mit langer eiserner Spitze und wurde oft auch als Wurfspiess gebraucht, letzteres (Taf. 25, 8) hatte ebenfalls einen hölzernen Stiel von etwa 60 cm Länge.

Schwert

Ein Schwert trugen nicht alle Krieger, sondern nur die Anführer; es hing an der rechten Hüfte. Dagegen war der Dolch, welcher links getragen wurde, ziemlich allgemein gebräuchlich. Helme kamen wohl dann und wann vor, doch ebenfalls nur bei den Fürsten.

Dolch

Spätere Bewaffnung

Erst mit dem Auftreten der Karolinger änderte sich die Bewaffnung des Heeres. Schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts führen die Franken ausser den früheren Waffen, Spiess und Beil, auch noch den Streitkolben, die Armbrust und die Schleuder. Dagegen hatten sie nun auch Spiesse oder Lanzen, die gegen 1 m lang waren (Taf. 27, 5).

Schwert verlängert

Die Schwerter waren allgemeiner geworden und wurden jetzt links getragen (Taf. 26, 4 u. 10; 27, 3 u. 9). Das kurze Schwert der alten Zeit wurde schon unter den letzten Karolingern länger und nahm nun immer mehr an Grösse zu (Taf. 26, 4 u. 10), bis es im 11. Jahrhundert das lange Ritterschwert geworden war.

Schon frühe verzierte man Griff und Scheide. Bei den Königen waren sie höchst kostbar beschlagen oder mit Steinen besetzt, so das Schwert Childerichs (Taf. 28, 16) und die beiden Schwerter Karls des Grossen (Taf. 28, 17 u. 21). Die Griffe sind an diesen ganz von Gold und die Scheide reich mit Gold beladen.

Harnisch

Helm

Als Schutzwaffen waren lederne Harnische (Taf. 27, 1 u. 9), Schuppenpanzer (Taf. 26, 4 u. 10; 27, 3) und Helme verschiedener Art gebräuchlich. Diese waren bald nur einfache Hauben (Taf. 27, 3), bald zu einem Kamm aufwärts gekrümmt (Taf. 27, 1), bald mit Verzierungen, z. B. Tiergestalten oder Flügeln (Taf. 27, 2), besetzt. Auch trug man zur Zeit Lothars sehr weite Helme, die zugleich die Ohren vollständig überstülpten (Taf. 27, 9); später, gegen das 10. Jahrhundert, erhielten sie auch eine Schiene zum Schutz der Nase (Taf. 26, 10).

Gewöhnliche Tracht der Krieger

Die gewöhnliche Bekleidung der Krieger war freilich einfacherer Art und bestand aus einer Mütze, dem engen kurzen Rock, Beinkleidern und Schuhen (Taf. 26, 1). Ein Mantel wurde nur von den Anführern getragen, wie denn auch nur diese die oben erwähnten Panzer und Helme trugen. Doch war der Schild allen Kriegern gemein und bald eckig, bald oval, bald kreisrund (Taf. 26, 4; 27, 3 u. 5), bald unten spitz (Taf. 26, 10). Er war von Holz oder Leder und mit Metall beschlagen (Taf. 26, 10; 27, 5) oder auch ganz aus Metall (Taf. 27, 3), und im 9. Jahrhundert waren gemalte Verzierungen auf demselben gebräuchlich; doch waren dies noch keine Wappen, sondern Erzeugnisse der Laune des einzelnen.

Schilde bemalt

Reiter

Die Franken kämpften ebensowohl zu Ross als zu Fuss, ja nach Eginhard scheint es sogar, dass das erstere mehr als bei irgend einem anderen Volke der Fall war. Es muss dies darum besonders auffallen, da die Deutschen

ostwärts des Rheins, abgesehen vom Adel, fast nur zu Fusse fochten.

Beinriemen

Dass die Umwicklung der Beine mit Riemen auch unter den Karolingern noch im Gebrauch war und zwar so, dass die Riemen entweder über die Beinkleider (Taf. 27, 9) oder über die Beine (Taf. 27, 1 u. 3) liefen, bald eng gewickelt nach römischer Art (Taf. 27, 1 u. 3), bald weitläufiger nach Art der Franken, ist schon früher erwähnt worden, ebenso, dass auch an deren Stelle Halbstiefel oder Stiefel (Taf. 27, 4 u. 5) getragen wurden.

## C. Geräte.

### 1. Stubengerät.

Die Franken pflegten sich auf den mit Stroh oder Schilf belegten Boden zu setzen, und derselbe war auch ihre Schlafstätte. Nur die Fürsten hatten Schemel, Bänke und Tische, aber auch diese waren ziemlich roh aus Holz und mussten die beiden ersteren erst durch aufgelegte Polster benutzbar gemacht werden. Lehnstühle wurden erst sehr spät gebräuchlich, denn noch bis zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte man in Frankreich nur Schemel und Bänke zum Sitze. Von den Thronen der Könige sind uns einige Abbildungen übrig geblieben, aus denen wir zwei in der Tafel aufgenommen haben, beide sind aus den Zeiten der Karolinger (Taf. 28, 22 u. 23). Der eine ist ein Sessel, der eine gebogene Rücklehne hat (23). Auf einem viereckigen Kasten, der auf einem breiteren Fusse ruht und einen ebensolchen Sitz trägt, erhebt sich mit einer sanften Biegung nach innen eine hohe steile Lehne, die den Kopf weit überragt. Der andere ist der Thron Karls des Kahlen (22) mit gerader steiler Lehne, die an den Ecken mit Lilien, sonst mit Juwelen reich ausgeschmückt ist. Übrigens ist er dem vorigen ähnlich. Vor dem Sitze steht die niedrige Fussbank in demselben Stil. Beide sind aus Holz, bunt bemalt und vergoldet.

Schemel und Bänke

Thron

### 2. Gefässe.

Die gewöhnlichen Gefässe waren aus gebranntem Ton, wie die der älteren Völker überhaupt; sie schliessen sich in der Form den übrigen germanischen genau an. Von den kostbareren sind auch noch einzelne Überreste und häufiger noch Abbildungen erhalten, die uns zeigen, dass bei diesen Gefässen auch der römische Einfluss mitgewirkt habe. So erinnert die Vase (Taf. 28, 19) an antike Muster, ebenso das Rauchfass (Taf. 28, 15) und, wenn auch schon weniger, die Kanne (Taf. 28, 20). Die meisten kostbaren Gefässe wurden in den Kirchen benutzt, wo sie in unglaublicher Menge sich nach und nach ansammelten.

### 3. Musikalische Instrumente.

Zu Signalen im Kampfe und auf der Jagd diente das Horn, das an einer Kette um die Hüfte lag (Taf. 28, 18). Im Rolandslied wird oft erwähnt, wie Roland gegen das Ende seines letzten Kampfs bei Ronceval sein Horn blies, so dass es der Kaiser jenseits der Pyrenäen hörte und ihm zu Hilfe eilte, jedoch bekanntlich zu spät kam. Dies Rolandshorn war ein Elefantenzahn; sonst waren die Hörner aus Stierhörnern mit Metallbeschlag oder auch wohl ganz aus Metall.

Horn

Zur friedlichen Unterhaltung schlug man die Harfe oder die Leier (Taf. 28, 10—12). Letztere hatte drei bis fünf Saiten und war aus Holz, bald von dieser, bald von jener Gestalt. Die ältesten Leiern aus dem 7. Jahrhundert sind höchst einfach geformt: von dem Klangkasten gehen zwei Arme aus, die sich oben in einem Bogen vereinigen; dieser trägt die Wirbel für die Saiten.

Leier

Die Harfen waren rechtwinkelige Dreiecke, an deren Hypotenuse die Stimmwirbel sassen; diese war der Klangkasten.

Harfe

Übrigens war die Musik bei den Franken in Ansehen, und zwar dienten die Instrumente nur zur Begleitung des Gesangs. Besonders in Blüte stand sie unter Karl dem Grossen. Mit seinem Tode aber brach die Verwirrung über das Reich herein, in welcher durch den unseligen Bürgerkrieg, wo die Söhne gegen den Vater und Brüder gegen Brüder kämpften, die sanften Musen flohen und der Roheit den kaum erworbenen Platz räumen mussten.

Mit ihnen floh des Reiches Herrlichkeit. Was aus den zerfallenden Trümmern sich neu bildete, war kein Frankenreich, sondern Deutschland und Frankreich. Ihnen werden wir fortan gesondert unsere Betrachtung widmen.

# IV. Die Franzosen

## im 10., 11. und 12. Jahrhundert.

(Tafel 29, 31, 34 und 35. Nach Hefner, Willemin, Herbé, Bock, Malliot, Lacroix, Spalart und Wagner, zum Teil auch nach Skulpturen im Berliner Museum. Der Text nach denselben Werken.)

## A. Einleitung.

Die Einwirkungen des römischen Wesens ändern in dieser Zeit alle Gestaltungen des Lebens allmählich um, indem sich vereinigt, was bisher getrennt nebeneinander bestand, und das römische, gallische und germanische Wesen sich miteinander verschmolz. Die daraus entstandene Mischung war das Franzosentum. Derselbe Vorgang wiederholte sich hier in allen Bereichen der menschlichen Tätigkeit, in Sprache, Bauart, Kunst und Handwerk und, was uns angeht, auch in der Tracht. Noch unter Karl dem Grossen unterschieden sich die Gallier von den Franken; jetzt hörte dies auf. Dieser Umbildungsprozess, der sich schon seit dem 9. Jahrhundert vorbereitet und eingeleitet hatte, kam endlich zum Abschluss und gegen die Mitte

unseres Zeitraums, schon im 11. Jahrhundert, treffen wir in Frankreich wie in Deutschland eine eigentümliche Tracht an, die verschiedene Momente der früheren beibehalten hat, in anderen dagegen durchaus neu ist. Hiermit treten wir erst recht in das Mittelalter ein.

## B. Die Tracht.

Bis zum 10. Jahrhundert gingen die Gallier noch in vielen Stücken anders gekleidet als die Franken, und unter jenen zeichneten sich die aus den westlichen Provinzen vor anderen aus durch runde kurze Mäntel, enge Wämser mit weiten Ärmeln und Hosen. Die Franken dagegen trugen den engen Rock und den viereckigen Mantel, die Vornehmen unter ihnen statteten beides reichlich mit Pelzwerk aus, und es half weder Karl dem Grossen noch seinem Sohne irgend ein Verbot oder eine Massregel, diesem Luxus zu steuern. Die Burgunder, die jetzt gleichfalls in das grosse Reich gehörten, trugen noch immer volle Bärte, bis auch sie gegen das Ende des 11. Jahrhunderts den Bart rasierten und zum Teil den Kopf schoren. Sie trugen kurze Röcke und Halbstiefel, die wir schon bei den Franken gesehen haben.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Diese blieb während des 10. Jahrhunderts bei den Franken ziemlich dieselbe wie bisher und wurde während desselben auch von den Galliern mehr und mehr angenommen, so dass im 12. Jahrhundert kein Unterschied zwischen den beiden Völkerstämmen mehr zu finden war, wie denn gleichzeitig auch die Sprache im 10. Jahrhundert allmählich jenen Verschmelzungsprozess vollendete, den sie im 9. begonnen hatte. Das Römische mischte sich mit dem Deutschen und so entstand das Französische, welches wir bereits im 10. Jahrhundert als eine eigene Sprache vorfinden.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Rock

Der enge germanische Rock war im 9. Jahrhundert noch unverwandelt im Gebrauch. Als Karl der Kahle um 860 in byzantinischer Tracht erschien mit langem weiten Gewande, schleppendem Mantel etc., erregte er allgemein grosses Ärgernis, und verschiedene Abbildungen dieses Herrschers zeigen, dass er keineswegs immer diese Tracht trug, dass er also dem Geiste seiner Zeit Rechnung trug. Im 10. Jahrhundert wurde indes der Rock allmählich weiter gemacht, der Gürtel dazu benutzt, eine Bausche oberhalb desselben hervorzuziehen (Taf. 29, 1), die nach und nach so vergrössert wurde, dass sie ihn fast gänzlich bedeckte (Taf. 31, 7). Zugleich wurden auch die Ärmel, die früher an der Hand geschlossen waren (Taf. 29, 1), im 11. Jahrhundert weiter und unten offen (Taf. 31, 5) und gewöhnlich, wie auch der Halsausschnitt und der untere Saum, mit anders gefärbtem Stoffe besetzt (Taf. 34, 3). Der Rock hatte am Halsausschnitt einen kurzen Schlitz (Taf. 31, 5; 34, 3), der ebenfalls mit besetzt wurde.

Hemd

Unter diesem Rocke trug man allgemein das Hemd. Es war meistens von weisser Leinwand und behielt auch später, als der Rock weitere offene Ärmel erhielt, die vorn geschlossenen Ärmel bei. Zeitweilig scheint es jedoch, besonders bei den unteren Ständen, auch aus gefärbter Leinwand bestanden zu haben (Taf. 34, 1—3). Es reichte, ebenso wie der Rock, nur bis ans Knie, sah aber häufig, da es nicht gegürtet und gebauscht wurde, unter demselben hervor.

Farben

Die Farbe des Rockes war niemals bei den unteren Ständen grell, sondern aus Gründen der Sparsamkeit gedämpft: grau, braun oder dergleichen (Taf. 29, 1; 31, 5; 34, 1 u. 3). Die Einfassung hatte lebhaftere Färbung.

Frauen: Hemd Kleid

Die Frauen des Volkes trugen ein langes Hemd aus Leinwand mit langen geschlossenen Ärmeln (Taf. 29, 7), darüber ein langes Kleid, das ebenfalls enge lange Ärmel hatte (Taf. 31, 6; 34, 4—6) und um die Hüften gegürtet wurde. Selten finden sich am Kleide weite Ärmel (Taf. 29, 7), dagegen oft an dem Überkleid, das manche Frauen dieser Zeit noch ausserdem tragen (Taf. 29, 12; 34, 7 u. 10); dasselbe war jedoch ein Vorrecht des Hofes oder der Vornehmen und reichte nur bis etwas unter das Knie.

Überkleid

Farben

Die Färbung des Kleides war noch immer einfach ohne Muster. Zwar tauchten schon im 10. Jahrhundert durch die Verbindung mit Italien und dem Orient dann und wann gemusterte Stoffe auf, blieben jedoch nur eine Auszeichnung der Reichsten und Vornehmsten (Taf. 29, 8 u. 12). Im 11. Jahrhundert wurden sie auch gern von Männern getragen, wie denn in dieser Zeit überhaupt Byzanz seinen Einfluss weithin geltend machte (Taf. 31, 9, 11 u. 13). Im 12. Jahrhundert sank er dagegen wieder zurück, und das eigentümliche mittelalterliche Wesen herrschte in seiner ganzen Reinheit. Die Kleiderstoffe wurden demgemäss allmählich verändert in Farben und Mustern, darunter finden sich auch Zeuge mit Streifen, die horizontal laufen (Taf. 34, 6).

Besatz

Auch die Frauenkleider waren am Halsausschnitt, an den Handgelenken und am unteren Saume mit Einfassungen besetzt, die bei den Vornehmen nicht selten aus Goldborten bestanden (Taf. 29, 2 u. 7; 31, 6 u. 10). Der Stoff war häufig Seidenstoff.

Gürtel

Der Gürtel, womit die Frauen das Kleid hielten, war im 10. Jahrhundert ein einfacher Ring, der vorn geschlossen wurde, bei den höchsten Ständen aus Gold und oft noch mit Juwelen besetzt (Taf. 29, 12), bei den übrigen von demselben Stoff, wie das Kleid gewöhnlich mit einer lebhafteren Farbe oder doch an der Stelle, wo er geschlossen wurde, noch besonders verziert (Taf. 29, 7; hier erscheint er zugleich sehr breit). Im 11. und 12. Jahrhundert liess man die beiden Enden oder das eine etwas herabhängen (Taf. 31, 6; 34, 4).

Überkleid

Das schon erwähnte Überkleid der Frauen aus den drei vorliegenden Jahrhunderten fand während des 11. Jahrhunderts auch bei den Männern Anklang. Damals war

das byzantinische Wesen, das sich schon im 10. Jahrhundert eingeschlichen hatte, zur Geltung gekommen und so trugen denn die vornehmen Männer lange römische Tuniken (Taf. 29, 8; 31, 9, 11 u. 13) und über denselben entweder den Mantel (Taf. 29, 8) oder einen kurzen weiten Rock mit sehr weiten Ärmeln, die bald bis zur Hand (Taf. 31, 9), bald nur bis an den Ellenbogen gingen (Taf. 31, 11). Ja es gab sogar welche, die auch dieses Kleidungsstück, das immer noch einen Anklang an den germanischen Rock bewahrte, vertauschten gegen einen langen und weiten Talar mit sehr langen und weiten Ärmeln (Taf. 31, 13). Damit war denn dem Orient die Ehre gegeben.

Byzant. Tunika

Es passte zu diesen Kleidern ganz vorzüglich, dass man dazu auch orientalische gemusterte Stoffe verwandte. Anfänglich waren diese Muster noch dieselben, die wir im vorigen Abschnitt erwähnten, Gruppen von Punkten (Taf. 29, 8) oder regelmässige Vierecke, abwechselnd mit Punkten besetzt (Taf. 29, 12 u. 13) und dergleichen mehr. Später ging man weiter und füllte die Vierecke mit Blumen (Taf. 31, 9) oder man färbte sie anders als die Zwischenräume (Taf. 31, 13) und verzierte diese wie jene mit Blumen, Kreuzen, Sternen etc. Ja man ahmte auch den byzantinischen Geschmack so weit nach, dass man die in den Feldern eingewebten Figuren durch eine besondere Farbe hervorhob und dieselben Gestalten wählte wie dort, z. B. Vögel (Taf. 31, 11), obgleich die Beziehungen und Verhältnisse, welche jene geschaffen hatten, hier ganz fehlten. Es gab also damals für die Vornehmen schon jenes lange Gängelband, woran sie noch heute wie am Narrenseile geführt werden, damals von Byzanz, heute von Paris und London aus; jene kecke, oft freche Dirne, die in allen Ländern der sogenannten gebildeten Welt herumstreift und womit ein jeder Narr liebäugelt und von welcher viele, die weise sein wollen, versichern, sie wollten nichts mit ihr zu schaffen haben und haben es heimlich doch, jene Sittenverderberin, die Mode. Sie war schon damals ein erwachsenes Kind.

Bunte gemusterte Stoffe

Mode

Der Mantel war im 10. Jahrhundert noch ziemlich allgemein der frühere, der auf der rechten Schulter mit einer Spange befestigt wurde (Taf. 29, 8 u. 9). Nach und nach trugen ihn auch die Männer so, wie es die Frauen schon längst getan hatten, dass er auf der Brust geschlossen wurde (Taf. 31, 8 u. 10). Im 12. Jahrhundert war diese Tracht bereits so allgemein, dass sie die alte Weise ganz verdrängt hatte und dass selbst im Kriege, wo die letztere sich am längsten erhielt, der Mantel auf beiden Schultern getragen wurde (Taf. 34, 13).

Mantel

Bei den niederen Volksklassen war eine Art Pänula sehr beliebt, ein bis an die Kniee reichender Überwurf mit daran befestigter Kapuze, der bald vorn offen (Taf. 31, 7), bald geschlossen war (Taf. 34, 2). Er bestand aus grobem Wollenstoff und diente besonders bei Regen und Schnee. Übrigens war namentlich die Kapuze so beliebt, dass sie auch ohne Mantel getragen wurde, wo sie dann bis über die Schultern zu gehen pflegte (Taf. 29, 1). Im 12. Jahrhundert liebte man sie auch an dem Rock anzubringen, wobei sie zuweilen den Zipfel einbüsste und zur Haube wurde (Taf. 34, 1 u. 12). Früher nämlich war der Zipfel ein wesentliches Erfordernis der Kapuze gewesen.

Pänula

Kapuze

Auch der Mantel der Vornehmen bestand gewöhnlich aus dickem Wollstoff, und indessen das Volk die matten Farben liebte, gingen die höheren Stände gern in grellem Rot, Blau oder anderen lebhaften Farben der Mäntel einher. Besetzt oder sonst geschmückt wurden sie übrigens nicht. Nur die Spange oder das Schloss des Mantels war Gegenstand der Prachtentfaltung und bestand bei den Reichen aus Gold, war auch wohl noch mit Kleinodien geschmückt (Taf. 29, 12; 31, 8 u. 10). Zuweilen diente statt seiner auch eine Schnur oder Kette (Taf. 34, 4).

Mantel-Spange

Hier verdient noch erwähnt zu werden, dass gegen das Ende des 12. Jahrhunderts die Seide mehr und mehr in Gebrauch kam, seitdem Roger von Sizilien bei seiner Eroberung Griechenlands (1146 und 1147) viele Seidenweber von dort mitbrachte und sie in Palermo ansiedelte. Damit erlosch freilich ein wichtiger Handel nach dem Orient, besonders mit Byzanz, Jerusalem und Alexandrien, von wo die Seidenzeuge bisher bezogen wurden; dagegen hob sich der Gewerbefleiss in Italien, wo ausser Sizilien bald auch Lucca, Florenz, Genua, Mailand und Venedig seidene Stoffe lieferten. Schon 1185 rühmte Ebu Djobaïr die seidenen Kleider der Frauen in Palermo, woraus zur Genüge hervorgeht, dass solche häufig getragen wurden. Von hier erhielt sie Frankreich, und die französischen Grossen ermangelten nicht, solche allen anderen Kleiderstoffen vorzuziehen, obwohl man sonst sagen kann, dass im 12. Jahrhundert die Liebe zu byzantinscher Tracht und Pracht allmählich erlosch, indem die reichen Einfassungen verschwanden, die Edelsteine und Kleinodien wegfielen und dergleichen mehr. Auch das Pelzwerk wurde, nachdem es bis zum Übermasse angewandt worden war, um dieselbe Zeit seltener, und wie es denn in jener Zeit nicht auffällig war, dass die Herrscher „Kleider-Ordnungen“ erliessen, so findet sich auch ein solches Verbot Philipp Augusts von Frankreich, worin den Milizen ausser Gold und Silber auch das Pelzwerk zu tragen untersagt wird. Dergleichen pflegte man nämlich gern an den Waffenröcken zu verwenden, die bis über die Kniee reichten und über der Rüstung getragen wurden (Taf. 34, 8 u. 15).

Seidene Stoffe

Pelz-Besatz

### b) Kopfbedeckung.

Von der bei den niederen Klassen beliebten Kapuze haben wir schon gesprochen. Die vornehmen Männer trugen im 10. und 11. Jahrhundert eine Art phrygischer Mütze (Taf. 31, 5) oder die byzantinische platte Mütze (Taf. 31, 8), welche besonders im 11. Jahrhundert in Aufnahme kam und zu dieser Zeit auch noch durch ein grosses Nackentuch beschwert wurde, welches die Kapuze der niederen Stände vertrat (Taf. 31, 13). Doch wollen wir den Männern jener Zeit nicht so unrecht tun, ihnen so vernünftige Beweggründe für diese Tracht unterzuschieben, sondern wollen die Sache mit dem Namen benennen, den

Mützen

sie ihr selbst gaben. Sie betrachteten nämlich dieses Nackentuch als Stellvertreter des Frauenschleiers und wem dies wunderbar klingen sollte, dass Männer Schleier tragen, den erinnern wir, dass die damalige Zeit byzantinische, also orientalische Tracht liebte, wie auch schon erwähnt wurde, und dass noch heute im Orient auch Männer Schleier tragen, wie Schreiber dieses einst selbst dort getan.

Schleier der Männer

Wer nun freilich folgern wollte, dass das 11. Jahrhundert in Frankreich (und auch in Deutschland, denn auch dort trug man sich ähnlich) ein orientalisches Klima gehabt habe, welches den Schleier oder dergleichen erforderte, der würde falsch schliessen. Nicht das Klima gebot, sondern die Mode. Sie machte aus den vornehmen Männern Weiber — den Kleidern nach (Taf. 31, 11 u. 13).

Man verband auch wohl die schon eingebürgerte Form der phrygischen Mütze mit der neuen orientalischen und erhielt dadurch eine neue, keineswegs schöne Kopfbedeckung (Taf. 31, 9). Übrigens müssen wir noch bemerken, dass die schon früher in Frankreich beliebte phrygische Mütze eine nahe Seitenverwandte der Zipfelkapuze ist, nur durch die Richtung der Spitze verschieden, jene weist nach vorn, diese nach hinten, schützt aber zugleich Wangen und Hals, welche jene dem vornehmen Manne frei lässt.

Kapuze

Im 12. Jahrhundert trugen die höheren Stände, indem die platten Mützen wieder allmählich verschwanden, Hüte mit breiter niedergebogener Krempe, deren Kopf halbkugelig gestaltet war und die mit einem bunten Zeug überspannt scheinen (Taf. 34, 3). Auf der Mitte des Hutes erhob sich nicht selten eine lange Spitze (ebenda).

Hut

Die Haar- und Barttracht der Männer änderte sich in den drei Jahrhunderten nicht bedeutend. Man trug beides kurz, wenigstens finden sich Ausnahmen selten (Taf. 29, 13; 31, 6). Das gemeine Volk stutzte den Bart (Taf. 29, 1) oder rasierte ihn auch ganz ab, welche Sitte im 11. Jahrhundert zunahm (Taf. 31, 5 u. 7) und im 12. auch bei den höheren Ständen ziemlich durchgriff (Taf. 34, 1—3, 14 u. 15). Von Ludwig VII. bis auf Franz I., also von 1150—1550, vierhundert Jahre lang, waren, eine kleine Zwischenzeit ausgenommen, alle Kinne in Frankreich glatt. Das war die beste Zeit der Barbiere; die Zeit, worin der berüchtigte Olivier le Dain sein entsetzliches Messer wetzen konnte, indessen er seinem Vertrauten Ludwig XI. guten Rat erteilte. —

Haar und Bart

Es liesse sich weitläufig untersuchen, wie solche Zeit, wo kein Bartwuchs aufkommen darf, in anderer Hinsicht sich ausnimmt, doch ist dazu hier kein Raum. Nur das lässt sich in der Kürze andeuten, dass im allgemeinen Völker und Zeiten mit Bärten für die Entfaltung der Menschheit günstiger sind als solche ohne oder als solche mit bestimmtem Bartzuschnitt. Man achte einmal darauf und vergleiche! —

Die Kopfbedeckung der Frauen war ein Kopftuch oder Schleier, der zugleich Hals und Schultern verhüllte. Im 10. Jahrhundert trugen sie häufig eine Kapuze am Mantel, die statt des Kopftuches diente (Taf. 29, 2 u. 12);

Kopftuch

im 11. wurde dieses, welches frei flatterte, durch eine Art Haube festgehalten (Taf. 31, 10 u. 12); im 12. trug man es um das Haar geschlungen und vorn auf der Brust übereinandergeschlagen (Taf. 34, 6 u. 7). Vornehme liessen den Schleier im Nacken herabfallen (Taf. 34, 10) und trugen auch wohl beim Ausgehen eine Art Männermütze, die niedrig und breit auf dem Kopfe lag und durch ein Band unter dem Kinn gehalten wurde (Taf. 34, 4).

Haube

Sehr beliebt blieb es, neben allen diesen Trachten, goldene Stirnbänder zu tragen, welche das frei flatternde Haar, das in Locken nach hinten auf die Schultern fiel, umgaben (Taf. 29, 7 u. 9; 31, 6; 34, 5). Im 12. Jahrhundert fingen die Frauen wieder an, es aufzubinden und zu Zöpfen geflochten um den Kopf zu legen (Taf. 34, 4—7 u. 10). Aber fast vier Jahrhunderte lang hatten sie es offen in Locken getragen, ebenfalls eine Erscheinung, die des Nachdenkens wert ist.

Stirnband

### c) Fussbekleidung.

Allgemein ein Schuh, der bis an oder etwas über den Knöchel ging und meistens schwarz war. In der Zeit des byzantinischen Geschmacks trugen vornehme Männer farbige Schuhe (Taf. 31, 11 u. 13), wie die Frauen solches auch vor- und nachher taten (Taf. 29, 7 u. 12; 31, 10; 34, 4 u. 10). Bei den niederen Ständen liess man das Leder auch wohl in seiner Naturfarbe (Taf. 29, 1, 4 u. 5). Abweichungen von dieser Form waren höchst selten und gewöhnlich ging dann die Fussbekleidung noch mehr oder weniger an der Wade hinauf (Taf. 29, 1 u. 5; 34, 3).

Schuh

In beiden Fällen aber trug man die Beinkleider in die Schuhe, denn jene waren eng anliegend und bestanden aus einem leichten Stoff. In der Farbe wählte jeder nach seinem Belieben, und so gab es denn auch alle möglichen Schattierungen (Taf. 31, 3—8; 34, 1—3). Gemustert waren diese Stoffe nicht, wenigstens findet sich nur selten ein Beispiel der Art (Taf. 29, 4) neben so vielen anderen, wo der Stoff der Beinkleider ganz einfarbig und ohne Muster ist. Wie die Beinkleider oben am Körper befestigt wurden, darüber lässt sich nichts Bestimmtes sagen.

Beinkleider

Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts kam die Mode der spitzen Schuhe auf.

Die Frauen trugen ebensolche Schuhe wie die Männer (Taf. 31, 10). Ob sie aber Strümpfe oder dergleichen getragen, lässt sich nicht bestimmen; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dass auch schon das weibliche Geschlecht um diese Zeit eine Art Strümpfe, den Beinkleidern der Männer ähnlich und entsprechend, getragen habe. Dieselben bestanden dann wahrscheinlich auch aus ähnlichem Stoff.

Frauenschuhe

### d) Schmuck.

Man kann nicht sagen, dass dessen gerade viel in der vorliegenden Zeit getragen worden sei; am meisten bediente man sich seiner im 11. Jahrhundert.

Ein Gegenstand, welchen beide Geschlechter gern aus edlen Metallen trugen, war die Mantelspange (Taf. 29, 8 u. 12).

Mantelspange

Reiche verzierten sie auch noch mit Edelsteinen. Ausserdem trugen Männer nur noch allenfalls einen Siegelring, goldene Borten als Einfassungen am Oberkleid (Taf. 31, 8 u. 11) und schmückten ihre Waffen. Frauen zierten den Schleier und den Gürtel, trugen Stirnbänder, seltener Halsbänder; Ohrringe habe ich nirgends entdecken können, weil die Schleier oder Binden den ganzen Kopf bis auf das Antlitz verhüllen. Dass Fürstinnen auch die Oberkleider (Taf. 34, 10) mit Edelsteinen und Perlen zierten, wobei sogar die Schuhe bedacht wurden, versteht sich fast von selbst.

Ring

## 2. Hoftracht.

Ausserdem, dass die Herrscher ihre Kleidung aus kostbaren Stoffen verfertigen liessen, unterschied sich diedieselbe nicht von der gewöhnlichen, sondern war in Form und Schnitt dieselbe. Wir haben daher hier nur der besonderen Abzeichen zu gedenken, welche ausser ihnen niemand tragen durfte, nämlich der Krone und des Zepters.

Die erstere hat bei jedem Herrscher eine andere Gestalt, woraus hervorgeht, dass jeder sich eine neue Krone machen liess. Gewöhnlich ist es ein Ring, der mit Edelsteinen besetzt ist und oben in vier, sechs oder noch mehr Zacken oder Spitzen endigt (Taf. 34, 10 u. 11). Letztere, gewöhnlich ihrer vier (Taf. 29, 3 u. 13; 31, 14), haben bald die Gestalt von Lilien, bald von Kleeblättern oder auch von Strahlen. In diesem letzteren Falle sind es aber gewöhnlich mehr als sechs (Taf. 31, 12). Auch Herzöge und Grafen etc. trugen Kronen, für deren Gestalt und Verzierung sich nach den genannten Quellen keine bestimmte Regel herausfinden lässt, wie solche später für die verschiedenen Fürsten bestand.

Krone

Auch mit dem Zepter der Könige ist dies nicht möglich. Ob lang oder kurz, ob mit dieser oder jener Spitze, ob so oder so geschmückt: das alles hing von der Bestimmung des einzelnen Herrschers ab. So führt z. B. Philipp I. (1060) ein kurzes, Ludwig VI. (1108) ein langes Zepter mit Lilienverzierung auf der Spitze (wie Taf. 29, 13).

Zepter

## 3. Kriegstracht.

Diese änderte sich während der drei Jahrhunderte allmählich um und zwar besonders in den

### a) Schutzwaffen.

Der gemeine Krieger trug im 10. Jahrhundert die gewöhnliche Kleidung des Volkes, allenfalls noch eine Art Weste (als Panzer) über dem Rock (Taf. 29, 5). Nur der Kopf wurde schon früh bei vielen durch einen Helm geschützt. Dieser ist meistens trichterförmig aus Eisen und hat oft einen kleinen Nasenschild (Taf. 29, 4). Daneben kommen aber auch runde Helme mit Kamm und Nackenschild vor (Taf. 29, 5). Auch schon Röcke aus Eisen mit Armeln und Kapuze finden sich um diese Zeit, wenn auch noch ziemlich selten und gewöhnlich nur bei den Anführern (Taf. 29, 4). Sie sind zum Teil aus kleinen Schildchen oder Plättchen, zum Teil aus Ringen zusammengefügt. Die letzten behalten später den Vorzug und spielen als „lichte Brünnen“ eine wichtige Rolle in den Heldengedichten.

Helm

Eisenröcke

Die Schilde waren zum Teil noch rund wie sie früher gewesen (Taf. 29, 5), zum Teil nahmen sie die nach unten spitz zulaufende Form an (Taf. 29, 4). Sie waren dann von rechts nach links gebogen, so dass sich der Körper vom Hals bis an die Kniee hineinschmiegen konnte. Der Krieger war auf diese Weise vollständig durch den Schild geschützt. Auch an diesem, wie an dem runden, waren die Ränder durch Metallbeschläge verstärkt (Taf. 29, 4 u. 5).

Schild

Im 11. Jahrhundert waren ebenfalls die runden Schilde noch im Gebrauch, doch waren die langen keilförmigen bereits die höher geachteten, und besonders die Anführer und Ritter pflegten ihnen den Vorzug zu geben (Taf. 31, 3 u. 15). Auch bemalte man die Schilde schon mit allerlei Zeichen, doch waren dies noch keine Wappen (Taf. 31, 15).

Die übrigen Stücke der Kriegskleidung änderten sich auch ein wenig. Der Helm erhielt ausser dem Nasenschild noch einen Nackenschirm (Taf. 31, 3 u. 4). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trat an die Stelle des spitzen Kegels häufig eine rundliche Eisenhaube (Taf. 31, 15).

Eisenhaube

Die Panzerhemden wurden in allerlei Gestalten getragen. Man hatte solche aus Eisengeflecht bald mit kurzen, bald mit langen Ärmeln, ganz aus Ringen zusammengefügt (Taf. 31, 15) oder aus Eisenschuppen, die wahrscheinlich auf lederne Unterkleider befestigt waren (Taf. 31, 4). Man findet auch Eisenhemden, sie sich von den Hüften an den Schenkeln anschmiegen und zu kurzen Beinkleidern werden; solche bestanden aber notwendigerweise aus zwei Stücken, die wahrscheinlich an den Hüften miteinander verbunden wurden (Taf. 31, 3).

Panzerhemd

Es wurden aber ausserdem in diesem Jahrhundert auch schon besondere Beinkleider oder besser lange Strümpfe aus Eisenringen getragen, die dann jeden Schuh entbehrlich machten (Taf. 31, 15). Darüber wurde das kurze eiserne Waffenhemd mit daran befestigter Kapuze angelegt, so dass es ein vollständiger Eisenanzug war.

Panzerhosen

Über die Waffentracht der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts gibt die bekannte Stickerei der Königin Mathilde, Wilhelm des Eroberers Gemahlin, vortrefflichen Aufschluss. Sie ist ein Bild der Schlacht von Hastings (1066), und wenn sie auch von anderer Hand, als der genannten, herrühren sollte, so bleibt sie nichtsdestoweniger lehrreich. Zwar sind es französische Normannen und britische Angelsachsen, die darauf dargestellt sind, also nicht eigentlich Franzosen; da aber aus anderen Quellen bekannt ist, dass die französischen Normannen und die Franzosen damals keinen grossen Unterschied in der Tracht zeigten, so gehört die Stickerei wohl hierher, und dürfen wir dieselbe für vieles Übereinstimmende ohne Bedenken benutzen.

Panzer aus Ringen

Im 12. Jahrhundert wurden die Panzerhemden aus Ringen vorherrschend und man vervollständigte dieselben jetzt auch noch durch ein Geflecht über die Hände, so dass der ganze Körper mit Ausnahme des Gesichts durch Eisenmaschen geschützt war (Taf. 34, 15). Die Kapuze liess sich zurückschlagen auf den Nacken (Taf. 34, 11), so dass Kopf und Hals frei war. Die Panzerhemden waren viel weiter; übrigens hatten sie auch jetzt noch bald lange (Taf. 34, 11), bald kurze Ärmel (Taf. 34, 13) und wurden durch einen breiten Gürtel über den Hüften gehalten. Die

Sporen

Sporen, noch ohne Räder, die sie erst am Ende dieses Jahrhunderts erhielten, wurden mit Riemen am Fusse festgeschnallt (Taf. 34, 11 u. 15).

Die lange Tunika, noch aus dem vorigen Jahrhundert im Gebrauch, wurde nicht selten unter dem Panzerhemd getragen (Taf. 34, 13 u. 14). Daneben aber kam eine neue Tracht auf, die immer allgemeiner wurde, nämlich die — freilich veränderte — Tunika über dem Panzerhemd zu tragen. Zu diesem Zwecke wurde der Halsausschnitt bedeutend erweitert, die Ärmel fielen weg, die Armlöcher wurden bis zur Hüfte vergrössert und der Rock, jedoch nicht immer, in der unteren Hälfte vorn aufgeschnitten. In

Waffenrock

dieser Gestalt hiess das Kleid Waffenrock (Taf. 34, 8 u. 15). Auf ihn stickte man dieselben Zeichen ein, womit der Schild bemalt wurde und auch in den Farben desselben, da er sichtbar wurde, war man wählerisch (Taf. 34, 15). Er reichte gewöhnlich bis über die Kniee hinaus.

Pilgerkleidung

Dieselbe Form eines Überkleides, nur mit etwas engerem Ausschnitt, pflegten auch die Pilger jener Zeit zu tragen (Taf. 34, 9). Unter diesem Überwurf befand sich das gewöhnliche lange Oberkleid mit langen vorn geschlossenen Ärmeln. Über die Schultern hing an einem Querriemen eine Ledertasche mit etwaigen Nahrungsmitteln und der Kopf wurde durch eine flache Mütze und Tücher, die dieselbe umgaben, dicht verhüllt gegen Wind und Staub (Taf. 34, 9). Ein langer, oben gekrümmter Stab diente zur Stütze und zur Verteidigung.

Zum besonderen Schutz der Arme hatten die Krieger schon früher den Unterarm mit ledernen langen Handschuhen ohne Finger bedeckt und mit Riemen umwickelt

Handschuhe

(Taf. 31, 3); jetzt trug man solche Handschuhe, die nur die Fingerspitzen frei liessen und bedeckte den Ellenbogen mit metallenen Schildern, wie solches gegen das Ende des 11. Jahrhunderts zuerst, aber in geringerer Ausdehnung, geschehen war.

Nackenschirm

An die Eisenhaube setzte man oft einen langen und breiten Nackenschirm aus Eisengeflecht, wenn nicht eine Kapuze schon den Hals schirmte (Taf. 34, 14); oft trug man sie ohne solchen (Taf. 34, 13).

Schild

Der Schild, der bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts hinein noch öfter kreisrund gewesen war, mit starkem Nabel und Metallrand (Taf. 35, 18), nahm nun bei den Anführern ausschliesslich die schon erwähnte gebogene Keilform an mit der Spitze nach unten (Taf. 34, 11 u. 13; 35, 16 u. 17). Gegen das vorige Jahrhundert wurde er grösser, so dass er jetzt vom Halse bis auf die Füsse reichte, also den Träger ganz und gar verdeckte mit Ausnahme des Kopfes (Taf. 34, 11 u. 13). Im folgenden Jahrhundert wurde er wieder so klein wie im 11. getragen. Auch dieser Schild erhielt bisweilen einen Nabel (Taf. 35, 16) und die Bemalung mit Zeichen wurde in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Regel, so dass man die Entstehung der Wappen mit Recht in diese Zeit,

Wappen

die der Regierung Philipp Augusts, verlegen kann (Taf. 35, 17). Erblich wurden sie aber erst unter Ludwig IX. Auch die später so beliebte Ausschmückung des Helmes mit Federn hat hier ihren Anfang (Taf. 34, 14), wie denn überhaupt die Kreuzzüge so vieles dazu beitrugen, ausser anderem auch den Formen- und Farbensinn der Europäer zu entwickeln.

### b) Angriffswaffen.

Die Angriffswaffen der Franzosen und Normänner waren zu Anfang des 10. Jahrhunderts Schwert und Lanze, Pfeil und Bogen, an dessen Stelle später die Armbrust

Armbrust

trat. Nachdem diese ein halbes Jahrhundert, seit Ludwig VII. 1139 durch ein Konzil im Lateran, verboten war, wurde sie doch unter Philipp August 1190 wieder wie zuvor benutzt (Taf. 35, 13). Am Ende des 12. Jahrhunderts gab es aber ausser Lanze, Schwert und Armbrust noch allerlei Angriffswaffen, zum Teil freilich nur Abänderungen der Lanze. Zu diesen gehörte die Partisane und die Hellebarde. Daneben aber wurden auch Streithämmer, Streitkolben und Streitäxte geführt. Bogen und Pfeil waren jetzt für den Krieg fast ausser Gebrauch gekommen und wurden nur noch auf der Jagd benutzt.

Hauptwaffe blieb immer das Schwert. Es war nicht

Schwert

lang und nur auf einer Seite schneidig, zweischneidige Schwerter waren selten und wurden erst unter Ludwig IX. im 13. Jahrhundert häufiger. Der Querstab am Griff war zuweilen aus edlem Metall (Taf. 34, 11, 13 u. 15), öfter jedoch nur aus Eisen (Taf. 35, 20). Besonders ausgebildet war immer der Knopf (Taf. 35, 20).

Auch wenn man unbewaffnet ging, so hing doch der

Dolch

Dolch am Gürtel. Dieser war kürzer, doppelschneidig und spitz und prangte bei den Vornehmen mit goldenem oder vergoldetem Griff und reich beschlagener Scheide (Taf. 31, 11; 35, 19; Original zu diesem in Dresden, Rüstkammer).

Als Feldzeichen dienten den verschiedenen Heeresabteilungen verschiedene Fahnen, viereckige Stücken Zeug,

Fahnen

die an der Spitze einer Lanze befestigt, mit bestimmten Zeichen geschmückt und öfter an der Aussenseite ausgezackt waren (Taf. 35, 21). Die Hauptfahne des ganzen Heeres war während der drei Jahrhunderte von 1124 bis 1415 die Oriflamme, welche zuvor am Altare zu St. Denis

Oriflamme

aufbewahrt und dort bei Prozessionen benutzt wurde (Taf. 40, 1). In der Schlacht von Azincourt geschieht ihrer zuletzt Erwähnung. Neben diesem Panier galt als Hauptfahne das Königsbanner, welches auf einem Wagen

Königsbanner

aufgerichtet war, der von Ochsen, mit samtenen Decken behängt, gezogen wurde.

Trommeln u. Trompeten

Das Zeichen zum Angriff wurde durch Trommeln und Trompeten gegeben. Ob diese letzten dieselbe Form

Hörner

hatten, wie die bei der Jagd gebräuchlichen Hörner (Taf. 35, 12), scheint nicht mehr zu ermitteln. Letztere waren gekrümmt und scheinen stets wirkliche Stierhörner gewesen zu sein, welche durch Metallringe und solche Beschläge verziert waren. Sie kommen oft auf Jagdbildern vor und sind deutlich zu erkennen.

## C. Geräte.

Wenn auch nicht mehr die Gegenstände selbst, so sind doch noch eine grosse Zahl von Abbildungen vorhanden, die uns über die häuslichen Einrichtungen einigen Aufschluss geben.

### 1. Stubengerät.

Dasselbe war nach unseren Begriffen schon ziemlich

Sessel

vollständig. Was zunächst die Sessel betrifft, so gab es welche mit und andere ohne Lehne. Letztere bildeten meist ein festes würfelförmiges Gestell, welches das Polsterkissen trug (Taf. 35, 31). Erstere waren, wie schon bei den Franken erwähnt wurde, sehr selten und den Häusern der Bürger bis zum 15. Jahrhundert fremd. Sie waren unseren Stühlen ähnlich; nur war der Sitz ein Brett, worauf ebenfalls ein Polster gelegt wurde (Taf. 35, 30 u. 32). Die Vorderbeine endeten oben gewöhnlich in einem Knopf, und häufig gingen von ihnen zur Rückenlehne noch Sprossen, um die Arme zu stützen (Taf. 35, 30). Auch die Füsse und die Rückenlehne waren durch Schnitzwerk verziert; als Vorwurf für solches dienten meistens Tierformen. Die Sessel der Könige stimmen zum grossen Teil darin überein, dass sie nach Art der Feldstühle ohne Lehne gebaut sind, auf Löwen- oder Hundefüssen ruhen und oben in vier Tierköpfen neben dem Polster abschliessen (Taf. 35, 29).

Dieselben Grundformen finden sich auch bei den

Tische

Tischen und Betpulten wieder Die Tische sind grösstenteils rund (Tafelrunde) und stehen je nach ihrer Grösse auf vier sechs oder mehr Beinen (Taf. 35, 35). Die

Betpult

Betpulte (Taf. 35, 33 u. 34) sind entweder kleine Schränkchen oder auch nur kleine schräge Platten, die von einer mehr oder weniger verzierten Säule mit breitem Fuss getragen werden. Sie waren meist aus Holz, oft vergoldet oder versilbert.

Lager

Die Lager waren den unseren im Wesen gleich. Auf einem Gestell, das vier niedrige Säulen trugen, erhoben sich am Kopf- und Fussende zwei Gitter oder zwei Wände, welche einerseits dem Kopfkissen, andererseits den Füssen zur Widerlage dienten. Auf dem Gestell lagen Decken oder bei Reichen auch wohl Polster und Decken darüber (Taf. 35, 36) und am Kopfende des Bettes lehnten Polster zur Stütze des Kopfes. Zum Zudecken wurden wollene Decken benutzt. Ein Schemel diente zum leichteren Besteigen des Lagers, und bei den höchsten Ständen überhingen grosse Gardinen das ganze Bett, welche auf horizontalen Stangen über demselben befestigt waren. So entstanden später die Himmelbetten.

Die geringeren Stande schliefen ohne Gardinenhimmel und ohne Polster, oft auch ohne Bett auf der flachen Erde auf Stroh, und selbst Stühle mit Lehnen waren am Ende des 12. Jahrhunderts nur erst in den Häusern der Fürsten und Vornehmen zu finden. Der gemeine Mann brachte es kaum zu einem Holzschemel, wie denn ähnliches auch noch zuweilen in unseren Zeiten vorkommt.

### 2. Gefässe.

Von den noch vorhandenen sind der grösste Teil die aus edlen Metallen in den Kirchen aufbewahrten Schalen, Leuchter, Räucherbecken und dergleichen. Auch hat sich in den Adelsfamilien manches wertvolle Stück erhalten und ziert jetzt die Sammlungen. Von den Tonwaren, deren Zahl doch die unverhältnismässig grösste war, ist natürlich nur noch ein kleiner Teil übrig, da die Gräber aus dieser Zeit nichts dergleichen enthalten. So kommt es oft, dass uns eine frühere Zeit weit deutlicher wird als eine viel spätere, weil jene durch ihre Grabdenkmäler die beredtesten Zeichen hinterlassen hat.

Die Kreuzzüge hatten auch in die Gefässe eine grosse fortschreitende Veränderung gebracht. Während man sich im 9. Jahrhundert noch mit ziemlich einfachen, zuweilen rohen Formen begnügt hatte, nahm man jetzt gern Rücksicht auf die aus dem Orient stammenden zierlichen Linien und Ornamente, und so bildete sich der Geschmack allmählich um und mit ihm hielt das Bedürfnis gleichen Schritt.

Die Gefässe aus edlem Metall wurden nicht selten noch mit Edelsteinen, fast immer aber mit eingravierten oder eingetriebenen Verzierungen versehen. Hohe Gefässe wurden in dieser Weise mit horizontalen Kreisen mehrmals umgeben und die Zwischenräume mit Rosetten, Sternen und dergleichen versehen, z. B. Kannen (Taf. 35, 23). Ähnlich verzierte man auch die Schalen und Schüsseln (Taf. 35, 35) Die Becher beim Gastmahl waren meistens aus Holz, zum Teil geschnitzt, zum Teil gebunden (Taf. 35, 24 u. 35), nach Art der Fässer mit Dauben und Reifen. Solche Trinkgeschirre finden sich noch heute in Thüringen, z. B. auf der Rudelsburg. Natürlich gab es auch Metallbecher.

Hier müssen wir auch bei Gelegenheit des Mahles erwähnen, dass man dabei Messer und Gabeln führte. Letztere

Messer u. Gabeln

waren ähnlich einer Lanzenspitze, die in der Mitte der Länge nach aufgespalten war. Möglich und wahrscheinlich, dass sie in ähnlicher Weise aus einfachen, spitzen Instrumenten zum Essen entstanden sind (Taf. 35, 22 u. 35).

### 3. Musikalische Instrumente.

Hier haben wir eine reiche Auswahl der verschiedensten Formen von Saiteninstrumenten. Wir haben in der Taf. 35 nur die bedeutendsten aufgenommen, um einen

Begriff von der Verschiedenheit derselben zu geben. Auch bei ihnen stellt sich ein Fortschritt dar. Denn indem die Harfe im 11. Jahrhundert (Taf. 35, 2) nur einen sehr schmalen Klangkasten hat, von dem es sogar noch zweifelhaft scheinen kann, ob er als solcher zu bezeichnen ist, bieten die Harfen des 12. Jahrhunderts ein weit schöneres Bild und einen weit besseren Klang (Taf. 35, 3—6). Die Leier, welche im 11. Jahrhundert noch im Gebrauch war (Taf. 35, 1), scheint im 12. ganz ausser Gebrauch gekommen zu sein, wahrscheinlich weil die Harfen sich vervollkommneten und sie auf solche Art verdrängten. In bezug auf die Saitenzahl schwanken die Harfen zwischen 6 und 20; und ebenso waren sie in der Bauart und Grösse äusserst verschieden. So waren auch die Zwecke, denen sie dienten, verschieden. Dass auch hier die Holzschnitzkunst zu tun fand, lässt sich denken, un gewöhnlich waren es Tierköpfe, welche sie an den Ecken ausarbeitete (Taf. 35, 3—6).

Harfe

Leier

Neben der Harfe kam im 12. Jahrhundert auch die Zither in Gebrauch an Stelle der verschwundenen Leier. Es war ein flacher Kasten mit Saiten bespannt (Taf. 35, 7) und wurde vorn auf der Brust mittels eines Stäbchens gespielt. Heute geschieht dies, z. B. im bayrischen Hochlande, wo dies Instrument sich bis heute erhalten, in horizontaler Lage, indem der Kasten auf dem Tisch steht, mit einem Eisenhäkchen.

Zither

Gleichzeitig belehren uns die Abbildungen über die Entstehung eines anderen Instrumentes, welches bestimmt war, später die Herrschaft über alle seine Geschwister zu führen, ein Königtum, das bis heute besteht und bis in ferne Zeiten der Zukunft bestehen wird trotz aller Zukunftsmusik, die zeitweilig die Königin des Orchesters, die Geige, zur dienenden Magd herabwürdigt.

Geige

Die neugeborene Herrscherin sah nicht gleich so aus, wie heute: Vieles ändert sich im Laufe der Zeiten. Ihre Saitenzahl war auch nicht immer gerade vier, wie heute bei uns — haben doch auch die Kontrebässe in Italien heute nur drei Saiten —, sondern schwankte zwischen drei und fünf. Ein Steg hob die Saiten frei vom Griffbrett. Der Kasten war halbeirund, der Hals noch ziemlich breit (Taf. 35, 8). Eine ganz gleiche Geige findet sich auch in einem englischen Manuskript aus der Zeit Heinrichs II., also ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert. Auch sie hat fünf Saiten, spätere aus dem 13. Jahrhundert meist nur vier.

Ausserdem waren noch verschiedene Saiteninstrumente gebräuchlich, die aber unmittelbar mit den Fingern gespielt wurden. Dies waren dreisaitige Gitarren (Taf. 35, 9 u. 10) und Lauten mit fünf Saiten (Taf. 35, 11). Auch diese Formen waren und blieben nicht immer dieselben; ebenso änderte sich die Zahl der Saiten.

Gitarre u. Laute

Noch müssen wir hier erwähnen, dass nun auch bei den germanischen Völkern dieses Zeitraums zum Bau der Kirchenorgel die ersten Grundsteine, und zwar in England, gelegt wurden. Das Pinzip der Orgel ist ja freilich schon sehr alt, denn es ist, genau betrachtet, schon im Dudelsacke enthalten, und diesen kannten schon die Griechen (siehe Seite 64, rechts in der Mitte). Von ihnen mögen die Etrusker die erste Anregung oder Idee zu dem Instrument empfangen haben, von welchem Pollux erzählt*), dass es aus einer Anzahl von Erzröhren bestand, die als Flöten dienten, in welche durch den Blasebalg von unten Luft eingeblasen und dieselben so zum Tönen gebracht wurden. Wo der Blasebalg bei grosser Zahl oder Länge der Röhren nicht ausgereicht habe, sei Wasserdruck zu Hilfe genommen, um die Luft hineinzupressen.

Orgel und ihre Entstehung

Von den Etruskern kam diese Orgel zu den Römern und scheint dort wenig Anklang gefunden zu haben. Um desto mehr aber bei den Byzantinern, vielleicht weil das Instrument keine Mühe und Übung voraussetzte, sondern nur einige Sklaven, welche die Bälge traten, und einen, welcher die Klappe der Pfeifen öffnete, die gerade tönen sollten. Das Bequeme, Maschinenmässige mochte wohl dem trägen schlaffen Sinne behagen — eine Spieldose wäre ihnen noch lieber gewesen!

Doch bleibt den Byzantinern das Verdienst, die Orgel dadurch verbessert zu haben, dass sie statt der Wasserdruckbälge, wie sie allgemein gebräuchlich waren, Blasebälge zum Treten einführten, also eine Einrichtung, die ähnlich so noch heute im Gebrauch ist. An dem Fusse der Theodosiussäule zu Konstantinopel, deren wir schon (S. 107) erwähnten, findet sich ein Relief, worauf eine Orgel mit acht Pfeifen und, wie es scheint, zwei oder vier Blasebälgen, die von zwei Männern getragen werden, abgebildet ist; ein dritter, in vornehmer Kleidung, sitzt vor den Pfeifen und zieht wahrscheinlich die Ventile auf. Nebenan stehen noch zwei Spieler, welche Doppelflöten blasen. — Soweit war also am Schluss des 4. Jahrhunderts die Orgel bereits entwickelt; es fehlten noch die Tasten und ihre Verbindung mit den Pfeifen. —

Erst drei und ein halbes Jahrhundert später kam die erste Orgel in das Abendland, als Pipin der Kurze 757 von Konst. Copronimus mit einer solchen beschenkt wurde. Sie muss eine grosse Bewunderung erregt und besondere Aufnahme gefunden haben, denn sein Sohn Karl der Grosse erhielt gleichfalls eine Orgel vom Kaiser Konst. Michael geschenkt, und mit richtigem Sinne erkannte er die beste Verwendung dieses Instrumentes, das in Byzanz nur dem Vergnügen diente und noch dient, indem er es in den Dom zu Aachen bringen liess. Dies also war die erste Kirchenorgel auf Erden! —

Merkwürdig bleibt es nun, dass man nicht daran dachte, dies Wunderwerk nachzubilden. Aber sowie in Rom die etruskische Wasserorgel den ewigen Waffenklang nicht übertönen konnte, so waren auch im Frankenreiche gleich nach Karls Tode die unaufhörlichen Kriege Ursache, dass die Aachener Orgel keine Nachbildner durch ihren Klang hervorrief. —

Erst im 12. Jahrhundert baute man in England, wie das Psalmbuch Edwins zu Cambridge zeigt, ein Instrument, das etwa ein Dutzend aufrechtstehende Pfeifen hatte, die

*) Siehe darüber Otfried Müller und Ph. Buttmann: Beitrag zur Erläuterung der Wasserorgel etc.

von vier Blasebälgen den Wind erhielten. Auch hier fehlten noch die Tasten. Doch scheint dies die erste im westlichen Europa gebaute Orgel zu sein.

Von den Spielen dieser Zeit brauchen wir nur zu erwähnen, dass Waffenspiele die beliebtesten waren. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts kamen die Turniere auf und fanden sehr schnell eine ausserordentliche Verbreitung. Mit ihnen verwandt waren allerlei ähnliche Waffenübungen, deren Namen wir übergehen, da es uns hier zu weit führen würde. Das öffentliche Leben war in höchster Blüte, nicht etwa, dass dem Volke ein Anteil an der Verwaltung des Staates gegeben wäre, wohl aber verwalteten die Städte und Gemeinden ihre Angelegenheiten selbst, und an der Regierung des Staates nahm der Adel den sehr wichtigen Anteil, dass ohne ihn die Macht des Königs höchst unbedeutend und fraglich war. Noch hatte kein Ludwig XI. den Adel gebrochen und die Freiheiten der Städte vernichtet. Doch fand sich freilich hin und wieder bei einem Herrscher die Lust dazu, und Philipp des Schönen Ausrottung der Templer war ein erster roher Versuch der Zentralisation.

Turniere

Das öffentliche Leben bestand in den Aufzügen, Festen unter freiem Himmel, grossem Aufwand der Fürsten und Edlen bei Hochzeiten etc., wobei immer dem niederen Volke ein bedeutender Anteil gegönnt war. Es war eben alles draussen; man lebte, wie heute noch in Italien, vorzugsweise auf Strassen und Märkten; die Stuben waren noch zu unwohnlich, um sich ohne Nötigung lange darin aufzuhalten, und so wurde denn das ganze Leben auf das öffentliche Erscheinen angelegt. Es wurde freilich, das war eine einfache Folge dieser Art zu leben, gar vieles, weil man nur an das Aussen dachte, rein äusserlich, und davon ist den Franzosen bis heute der Drang nach netter angenehmer Aussenseite geblieben. Die Erscheinung, der Schein muss gut sein — das ist der erste Augenmerk. Man trug sogar den Schmerz zur Schau, daher verbot Philipp August im Jahre 1204, dass hinfort sich niemand mehr bei Leichenzügen das Haar ausraufen, noch das Gesicht zerkratzen, noch die Kleider zerreissen solle. Dergleichen geschah also in solchem Übermass, dass es öffentlichen Anstoss erregte und zwar — dies ist dabei fast komisch — nicht etwa von den Anverwandten oder Freunden etc., sondern durch eigens zu diesem Zweck gemietete Männer und Frauen, welche sich der unangenehmen Rolle solchen „Trauerspiels“ für Geld unterzogen. Auch verbot dieselbe Verordnung die Anwendung von Dienern zur Führung oder Unterstützung der Leidtragenden. Nur die nächsten Blutsverwandten sollten dieses Vorrecht behalten, ihren Schmerz nicht ohne Hilfe zu tragen; alle anderen Begleiter des Leichenzugs sollten ohne Wanken allein zum Grabe schreiten. — Diese Verordnung zeigt deutlich, welch ein Gepränge mit den Schmerzensäusserungen getrieben wurde, und wie wenig bei näherer Untersuchung dahinter sein mochte, lässt sich leicht denken. Ebenso war es mit den Äusserungen der Freude und der Liebe, selbst der Frömmigkeit. Nach der Messe folgte in der Kirche allgemeines gegenseitiges Umarmen der Andächtigen. Man erzählt, dass Ludwigs VIII. Gemahlin einst bei solcher Gelegenheit eine öffentliche Dirne umarmt habe, weil dieselbe mit prächtigen Kleidern angetan war und so den Schein einer adeligen Frau hatte. Die Folge davon war eine verschärfte Kleiderordnung.

Öffentliche Feste

Gebräuche bei Begräbnissen

Kuss beim Gottesdienst

Es ist überhaupt charakteristisch für jene Zeiten, dass man von Karl dem Grossen bis in das 18. Jahrhundert, also fast ein Jahrtausend lang, dem Menschen, abgesehen von aller Sittlichkeit, nur aus reiner Willkür vorschreiben konnte, wie er sich kleiden oder mit wie viel Ellen Zeug er seinen Körper verhüllen müsse, welche Zahl dann nicht überschritten werden durfte. Die Tyrannei ging ihm also dicht auf den Leib und er trug sie und sich wie jene gebot.

Kleider-Verordnung

# V. Die Normannen

## im 11. und 12. Jahrhundert.

(Tafel 33 und 35. Nach Spalart und Hamilton-Smith.)

Wir hätten dieses Volk auch in dem vorigen Kapitel mit besprechen können, da es in so vielen Stücken mit den Franzosen, so weit es die Tracht betrifft, übereinstimmte, oder hätten es mit den Engländern, die in einem der nächsten Abschnitte zu behandeln sind, zusammenziehen können. Da aber das Auftreten der Normannen in der Geschichte überall Epoche macht, wohin sie kommen, so scheint es gerechtfertigt, ihnen einen eigenen Abschnitt zu widmen, um so mehr, da der Leser sich sonst das auf sie Bezügliche in anderen Kapiteln zusammensuchen müsste.

Hier kommt die oben erwähnte Stickerei der Königin Mathilde als eine Hauptquelle sehr zu statten; neben ihr die Manuskripte des 11. und 12. Jahrhunderts.

### A. Die Tracht.

Manches war wohl den Angelsachsen, als sie von den Normannen besiegt wurden, an ihren Bezwingern neu, aber vieles kannten sie auch schon durch die langjährige Nachbarschaft und den häufigen Verkehr mit ihnen. Am geringsten war der Unterschied in der Tracht der höheren Stände, wie denn schon um diese Zeit das westliche Europa eine grosse Übereinstimmung der gleichzeitigen Trachten zeigt. Die höheren Stände haben das Vorrecht, keinem Volke anzugehören und jede Individualität zu ersticken und zu vernichten. Uniform ist das Ideal ihrer Tracht, Uniform ihr Denken und Fühlen, Uniform ihre Sprache und Sitte. So war es damals, so ist es heute. Geistreich sein wollende Schriftsteller behaupten zwar, dass in dieser Uniformität für ein feines Auge doch wieder eine Individualisierung möglich sei und auch wirklich existiere —

aber wenn die Feinheit bis zu einem so hohen Grade getrieben wird, dass sie nur mikroskopisch sichtbar ist, so ist sie für das gewöhnliche Leben überflüssig und unnütz. Wahrscheinlich ist es ja, dass ein Reifrock vielleicht 1—2 cm weiter ist als der andere — aber Reifrock ist Reifrock und Uniform ist Uniform — auf einen Zentimeter Weite und einen Knopf mehr oder weniger kann es hierbei nicht ankommen, sondern darauf, der Entfaltung des persönlichen Geschmacks einen berechtigten Raum zu lassen. Der kann aber nicht nach Haaresbreite bemessen werden, und die Darstellung einer Individualität würde sich damit nicht begnügen. Da aber in allen übrigen Erscheinungen des Lebens eine grosse Gleichförmigkeit herrscht, so haben die meisten nur das Bedürfnis, dieser Herrschaft gehorsamst nachzuleben. Das hat auch sein Gutes!

## 1. Gewöhnliche Tracht.

Die niederen Stände geben bis auf diesen Tag eine weit buntere Reihe für die Betrachtung, und zwar gilt dies sowohl innerhalb jedes einzelnes Volkes als aller Völker überhaupt. Bei ihnen waltet Lust und Laune trotz der beschränkten Mittel weit freier als bei den durch tausend oft lächerliche Rücksichten sogenannten höheren Ständen. Und was das künstlerische Element betrifft, so bieten die Trachten der niederen Stände weit mehr Vorwurf für den Künstler als die der höheren; Murillo hat manchen Strassenjungen gemalt und sein Thema nicht erschöpft; hätte er aber eine vornehme Frau und einen vornehmen Mann seiner Zeit gemalt, so wäre er damit am Ziel gewesen. Wer will aus künstlerischer Rücksicht auf die Tracht eine heutige „Dame“ malen? Und wer eine darstellte, hätte sie, was die Tracht betrifft, alle dargestellt.

So waren auch die niederen Stände der damaligen Zeit verschieden und es trugen die gemeinen Normannen, die Bauern, andere Tracht als die Franzosen und Angelsachsen niederen Standes.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Dieser Unterschied stellte sich in dem Stoff der Mäntel und der Oberkleider heraus. Beide wurden häufig aus Fellen hergestellt und zwar trug man die Haarseite nach aussen (Taf. 33, 3). Seltener bestanden sie, besonders die Mäntel, aus Wollenstoff (Taf. 33, 1); doch wurde das Oberkleid im 12. Jahrhundert immer häufiger daraus angefertigt.

Hemd

Das Hemd war auch hier aus Leinwand, wo es überhaupt vorhanden war. Bei den Bauern fehlte es noch im 12. Jahrhundert oft.

Es hatte bei den Männern denselben Schnitt wie das französische Hemd und reichte auch nur bis kaum an die Kniee. Bei den Frauen waren die Ärmel ebenfalls lang und vorn eng zulaufend, übrigens reichte es hier fast bis zur Erde.

Kleid

Über dem Hemd trugen beide Geschlechter ein Kleid, das bei den Männern der niederen Stände immer kurz war und blieb (Taf. 33, 1 u. 3), dagegen bei den Vornehmen vom Ende des 11. Jahrhunderts an immer allgemeiner lang bis auf die Füsse getragen wurde (Taf. 33, 2). Daneben gab es freilich auch Adelige, die ebenso kurze Kleider trugen wie das gemeine Volk (Taf. 33, 9). Dann unterschied freilich der Stoff des Rockes und sein kostbarer Besatz ihn von anderen.

Frauen-Kleid

Die Frauen trugen lange Kleider, die bis auf die Füsse und deren Ärmel bis auf die Hand reichten, so dass von den Hemdärmeln selten etwas zu sehen war (Taf. 33, 17). Bei den Vornehmen wurde der Halsausschnitt, die Ränder der Ärmel und zuweilen, wenn das Kleid kurz war, auch der untere Rand mit Borten besetzt (Taf. 33, 10 u. 15).

Ärmel

Die Ärmel unterlagen im Laufe des 12. Jahrhunderts einer merkwürdigen Veränderung. Während sie früher, gleich den Hemdärmeln, vorn eng anschliessend getragen wurden, fing man am Schluss des 11. Jahrhunderts an, sie in der vorderen Hälfte zu erweitern (Taf. 33, 10). Im 12. Jahrhundert wurde diese Verwandlung fortgesetzt, und zwar bis zu solchem Übermasse, dass die Ärmel zwar eng, aber die an dem unteren Ende angebrachten Aufschläge so weit waren, dass sie bei hängenden Armen bis zur Erde reichten (Taf. 33, 17). Diese Taschen oder Säcke, wie man sie nannte, scheinen auf der Innenseite bunt gefüttert gewesen zu sein. Der Gebrauch derselben erlosch schon im 13. Jahrhundert gänzlich; dass er nur auf die höheren Stände beschränkt geblieben war, versteht sich von selbst, da mit solchem Kleide, besonders mit solchen Ärmeln, gar nichts zu arbeiten war.

Im 12. Jahrhundert trugen manche Frauen statt des langen Kleides ein halblanges, welches bis mitten zwischen Knie und Fuss reichte (Taf. 33, 15). Auch dieses erhielt seinerzeit die weiten Sackärmel, ja sogar das Oberkleid,

Oberkleid

welches bisweilen noch über dem Kleide an Stelle des Mantels getragen wurde. Es war kurz, reichte nur bis etwas über die Hüften hinaus und war weiter als das Kleid. Späterhin, im 13.—15. Jahrhundert, wurde es ganz allgemein getragen und erhielt dann nicht selten eine lange unförmliche Schleppe.

Gürtel

Einen Gürtel trugen die normännischen Frauen über dem Kleide nur höchst selten (Taf. 33, 17) und bestand er dann in einem Streifen desselben Zeuges wie das Kleid oder in einer einfachen Schnur. Doch scheint es, dass sie stets das Gewand unter dem obersten gürteten, also bei einem Kleide das Hemd, bei einem Oberkleide das Kleid. Von den fürstlichen und vornehmsten Frauen wird erzählt, dass ihre Gürtel reich mit Juwelen geziert seien, doch ist auf den Abbildungen keine Spur davon zu finden.

Oberkleid der Männer

Die Männer trugen übrigens im 12. Jahrhundert, besonders gegen Ende desselben, ebenfalls zuweilen Oberkleider statt der Mäntel. Dieselben waren lang bis an die Knöchel, hatten keine Ärmel, sondern nur Armlöcher und waren also den Waffenröcken dieser Zeit (Taf. 33, 14) ähnlich, nur noch länger als diese, welche nur bis über die Kniee reichten.

Talar

Als eine besondere Art von Oberkleid wird im 12. Jahrhundert noch des Talars erwähnt, derselbe soll

lang bis auf die Füsse und sehr weit gewesen sein, mit sehr langen und weiten Ärmeln, die man auch zurückfallen lassen konnte; zugleich hatte er eine Kapuze, die ebenfalls zurückgeschlagen und auf die Schultern gelegt werden konnte. Dieses Kleid scheint sonach, abgesehen von der Kapuze, völlig dem weiten Oberkleid byzantinischen Stils, wie wir solches bei den Franzosen im 11. Jahrhundert schon fanden, ähnlich zu sein. Dort bestand der Talar auch schon um die oben genannte Zeit aus kostbaren Stoffen; bei den Normannen wurde er erst im 13. und 14. Jahrhundert aus solchen verfertigt, dagegen bestand er im 12. Jahrhundert noch aus dem gewöhnlichen Wollstoff der Oberkleider. Im 14. Jahrhundert fütterte man ihn sogar mit Pelzwerk, und er scheint um diese Zeit fast von allen Kleidern die Hauptrolle gespielt zu haben. Die niederen Stände übrigens legten ihn niemals an.

Diese begnügten sich, als Oberkleid denselben Überwurf zu tragen, den wir auch bei den Franzosen dieser Pänula Zeit sehen, die mit der Kapuze versehene römische Pänula (Taf. 33, 1). Sie war häufig vorn gänzlich geschlossen. Dass sie oft aus Fellen, den Pelz nach aussen, bestand, erwähnten wir schon oben.

Mäntel Der Mantel, dessen sich die Vornehmen bedienten, war derselben ganz ähnlich nur länger und vorn ganz offen (Taf. 33, 9). Er bestand aus einfachem oder aus doppeltem Wollenzeug (Taf. 33, 9) und wurde am Hals geschlossen. Übrigens gab es auch Mäntel ohne Kapuzen (Taf. 33, 3).

Kostbarkeit der Mäntel Im 12. Jahrhundert wurde mit dem Stoff der Mäntel unter den Vornehmen grosser Luxus getrieben. Es gab welche aus Seide, aus Leinwand, aus Brokat, mit Gold oder Silber gestickt, mit dem teuersten Pelz gefüttert, mit Edelsteinen besetzt. Denn wenn zu damaliger Zeit ein Mantel 1500 Lire Sterling kosten konnte, wie der Bischof von Lincoln, Robert Bloet, einen solchen von Tuch mit Zobel gefüttert Heinrich I. schenkte, so muss man wohl staunen, da damals das Geld mehr als den zehnfachen heutigen Wert hatte. Von Richard I. heisst es gar, er habe einen noch viel kostbareren Mantel getragen, bedeckt mit goldenen Kreisen und massiven silbernen Monden.

Frauen-Mäntel Die Mäntel der Frauen waren bei den niederen Ständen denen der Männer ähnlich, bei den Vornehmen aber länger und scheinen im 12. Jahrhundert häufige Veränderungen erlitten zu haben. Bei manchen Zeichnungen, besonders aus der ersten Hälfte desselben, wie auch aus dem Ende des 11. Jahrhunderts, scheint der Frauenmantel glockenförmig, rundum geschlossen, mit einem Halsloch. Man bemerkt an solchen Formen gar keine Ecken oder Zipfel. Daneben gibt es auch Darstellungen, wo der Mantel den Körper ganz frei umflattert. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts scheint es aber allgemein Tracht geworden zu sein, nur lange Mäntel zu tragen, die vorn offen auf der Brust durch eine Spange oder Schnur befestigt waren (Taf. 33, 15). Auch Kapuzenmäntel waren besonders im Winter gebräuchlich.

Der Stoff war um diese Zeit kostbare Leinwand oder Seide, und auch solche Mäntel wurden gefüttert und mit Pelz oder teueren Borten eingefasst (Taf. 33, 15).

### b) Kopfbedeckung.

Ein ganz unentbehrliches Stück der Kleidung war bei dem Erscheinen der Frau ausser dem Hause das Kopftuch. Kopftuch
Es wurde wie bei den Angelsächsinnen getragen, so dass es meistens Kopf, Hals und Schultern bedeckte (Taf. 33, 15 u. 16), selten, dass es den Hals frei liess (Taf. 33, 17). Im 12. Jahrhundert befestigte man dasselbe durch einen Metallring, eine Art Diadem auf dem Haar (Taf. 33, 16), oder durch die damals auch gebräuchlichen kleinen Hüte (Taf. 33, 17). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kürzte man das Kopftuch immer mehr und so mochte es kommen; dass man ein besonderes Tuch, das Brusttuch, Brusttuch
um den Hals band, damit dieser samt der Brust bedeckt würde (Taf. 33, 16). Im folgenden Jahrhundert war das Brusttuch allgemein gebräuchlich. Am Ende des 12. kam es aber auch schon vor, dass Frauen den Schleier unten am Kinn zusammenbanden und den Hals freiliessen, ja! einige wagten es sogar, ganz ohne Schleier zu erscheinen, doch mögen sie wohl als Empörer gegen die gute alte Sitte angesehen worden sein. Nur Mädchen durften sich so tragen. Um dieselbe Zeit liebten es auch vornehme Normannen, sich nach Art der Nachbarn südlich vom Kanal den Kopf durch ein Kopftuch zu verhüllen, welches mehr oder weniger den Kopftuch der Männer
Rücken hinabhing und durch den Hut gehalten wurde (Taf. 33, 2). Doch muss bemerkt werden, dass sich, wie es scheint, nur wenige des ursprünglich so kräftigen und abgehärteten Volkes fanden, die ihren Nacken lieber weiss und zart als sonnenverbrannt haben wollten, sonst würden die Normannen auch wohl schwerlich die Oberherrschaft im Lande behauptet haben. Wären die Ahnen so gesinnt gewesen, wie einige Entartete ihrer Nachkommen, so würden sie schwerlich weder England noch Sizilien und Neapel u. s. w. erobert haben, sondern sie wären daheim in ihren Hütten am schattigen Fjord sitzen geblieben; sie hätten es nicht für eine Ehre und Pflicht des Mannes gehalten, gegen See und Sonne, gegen Sturm und Stahl, gegen Stoss und Streich mannhaft zu stehen, sondern für besser erachtet, eine zarte weisse Haut zu haben.

Die Hüte oder Mützen des Volkes waren von Leder Hüte
oder Filz, die der Vornehmen aus Tuch oder Seide, oft mit Pelz besetzt oder gefüttert und mit Borten oder gar mit Kleinodien verziert. In der Form wichen sie untereinander ab. Man trug kegelförmige spitze Hüte, ähnlich einem halboffenen Regenschirm (Taf. 33, 2) und auch runde schüsselförmige, beide ohne Krempe (Taf. 33, 3). Die Jäger liebten es häufig, runde Hauben, wie unsere Haube
Kinderhäubchen, zu tragen, und auch ebenso unter dem Kinn zu binden. Wir finden solche später überall als Falkoniermützen wieder. Die niederen Stände trugen hohe Zipfelmützen, ähnlich den Kapuzen der Mäntel. — Die Zipfelmütze
Mönche durften weder Hut noch Mütze tragen, sondern den Kopf bloss mit der Kapuze schützen.

Haar

Auch die Normannen hielten etwas auf Haare und Bart. Lange Haare galten immer für schön und schon unter dem zweiten Könige ihres Stammes war die Pflege des Haares eine Sache der höchsten Wichtigkeit. Man trug damals die Haare möglichst lang und künstlich gekräuselt und gelockt. Dem Übermass folgte der Umsturz und Rückschlag. Heinrich I., der folgende König, verbot das lange Haar, und wenn auch nicht sogleich, so wurde doch zwei Jahrzehnte später auch durch die Mode kurzes Haar geboten — aber die alte Liebe schlug auch jetzt und hier durch, wie früher bei den Angelsachsen. Dort half das kirchliche Verbot nichts, hier hatte sich ein Herrscher und eine Herrscherin, die Mode, vergebens angestrengt; auch jetzt versuchte die Kirche wieder ihre Macht: alles umsonst! Selbst gegen die dreifache Gewalt siegte die angeborene Natur. Die Normannen trugen ihr langes Haar nach wie vor, und vielleicht war es gerade dem Eifer der Priester gegen diese „Gottlosigkeit“ zuzuschreiben, dass man es nun doppelt pflegte und dass Männer, welche keins mehr hatten, Perrücken aufsetzten, um dem geschmähten und verwünschten Haar seine Ehre zu schaffen. Man wickelte und brannte mit Hilfe von eisernen Zangen, ganz wie in unserer Zeit, künstliche Locken, die dann durch allerlei Schnüren und Bänder in der bestimmten Ordnung festgehalten wurden. Diese bestand im 12. Jahrhundert darin, dass das Haar auf der Mitte der Stirn nach beiden Seiten gleich gescheitelt wurde, so dass es an den Schläfen hinab auf die Schultern sich kräuselte; am Ende des Jahrhunderts kämmte man es seitlich mehr zurück nach den Ohren hin (Taf. 33, 12). Stutzer gingen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts fast immer ohne Hut auf der Strasse, damit alle Welt ihren Haarputz bewundere. Die Narrheit kommt überall gedeihlich fort.

Bart

Dem Bart erging es ganz ähnlich, und er ist und war immer nahe verwandt mit dem Haar. Er galt für ein Zeichen der Würde, darum sollten die unterworfenen Angelsachsen im 11. Jahrhundert keinen Bart tragen; diesen wollten sich die Eroberer vorbehalten. Aber Wilhelm drang mit seinem Verbot nicht durch und verlor nur durch Auswanderung wegen solchen Zwanges seine besten Bürger. Daher wurde das Verbot nicht aufrecht erhalten und erst mit Heinrich I. im Beginn des 12. Jahrhunderts kamen, weil der König mit solchem Beispiel voranging, wieder glatte Kinne auf, die aber immer vereinzelt blieben (Taf. 33, 9) und bald wieder in allgemeinem Bartwuchs verschwanden. Schon unter Heinrich II. sah man wieder viele volle Bärte und unter Richard wurden sie allgemein (Taf. 33, 12). Das Volk nahm an der Bartlosigkeit wenig oder keinen Teil (Taf. 33, 1 u. 3).

Frauenhaar

Die Frauen trugen ihr Haar von dem Scheitel zu beiden Seiten herabfallend und frei flatternd (Taf. 33, 10) oder auch in zwei dicken Zöpfen zusammengeflochten, den Rücken hinabfallend. Am Ende des 12. Jahrhunderts trugen Frauen die Haare in einem Netz, über diesem die Haube oder das Kopftuch; Mädchen gingen im blossen Kopf.

### c) Fussbekleidung.

Strümpfe

Strümpfe waren bei den Normannen sehr beliebt und selbst der gemeine Mann entbehrte ihrer nicht. Nur wer ein Gelübde zu erfüllen hatte, wie Mönche oder Pilger (Taf. 33, 3), ging vielleicht um deswillen barfuss. Sie reichten aber von den Knöcheln bis hoch an die Oberschenkel hinauf und bestanden aus Leinwand, die gewöhnlich einfarbig (Taf. 33, 3 u. 4), zuweilen aber auch streifig war (Taf. 33, 9). Vornehme trugen sie später aus Seide. Die Landleute umwickelten den Unterschenkel über dem Strumpf kreuzweise mit Bändern (Taf. 33, 1 u. 3), die oft auch noch über das Knie hinaufgingen. Doch scheint diese Sitte im 12. Jahrhundert ganz erloschen zu sein.

Schuh

Der Fuss wurde durch Stiefel oder Schuhe geschützt. Erstere wurden noch im 11. Jahrhundert getragen und reichten bis in die Mitte des Unterschenkels (Taf. 33, 4), letztere wurden im 12. Jahrhundert allgemeine Tracht (Taf. 33, 6—9). Sie waren aus Leder und bei Vornehmen öfters gestickt oder besetzt (Taf. 33, 12). Unter Wilhelm II. am Ende des 11. Jahrhunderts wurde es Mode, spitze Schuhe zu tragen, und kein Schelten der Geschichtschreiber half. Den Geistlichen wurden sie bei Strafen untersagt. Sie müssen übrigens bald wieder abgekommen sein, denn die Abbildungen aus dieser Zeit führen sie gar nicht so häufig auf, als man nach den Schriftstellern denken sollte. Man wand sogar die Spitze, erzählen diese, wie eine Schnecke zurück in sich selbst und stopfte sie mit Werg und dergleichen aus. Doch werden wir diesen Schnabelschuhen wieder begegnen, wo sie sich auf die Dauer im Gange erhielten.

Schuhe

Lange Spitzen

Frauenschuhe

Die Frauen mögen wohl auch Strümpfe getragen haben, aber da die Schriftsteller darüber schweigen, so lässt es sich nicht mehr ermitteln, denn die Abbildungen können wegen der langen Kleider darüber keinen Aufschluss geben. Die Schuhe sind völlig denen der Männer gleich.

### d) Schmuck.

Handschuhe

Hierzu gehören, sonderbarerweise als ein ganz ausnehmend kostbares Stück, die Handschuhe. Nur die Vornehmsten trugen welche oder konnten welche haben. Seit Heinrich II. haben alle Könige welche an, und Richards Handschuhe (Taf. 33, 12) sind sogar noch mit Kostbarkeiten verziert. Auch Erzbischöfe sollen welche an Festen getragen haben.

Wenig Geschmeide

Eigentlicher Schmuck war bei den Normannen selten. Von den Diademen um das Haar sprachen wir schon und ebenso von den Kleiderbesätzen. Sonst aber waren Schmucksachen, mit Ausnahme der königlichen Zeichen, ganz ausser Gebrauch. Man findet keine Spuren von Ohrringen, Ohrgehängen und dergleichen, und nicht einmal die Haftel am Mantel, die sonst so gewöhnlich der erste Anlass zum Schmuck ist, findet sich als solcher vor. Die Normannen bezwangen die Welt durch Eisen.

## 2. Hoftracht.

Wir brauchen hier nur der Herrscherzeichen zu erwähnen, weil in allem übrigen die Könige sich nicht von den Vornehmen auszeichneten, ausser, wie wir schon erwähnten, durch kostbare Stoffe und Stickereien etc. an den Kleidern.

Reichsapfel

Neben Krone und Zepter finden wir auch hier den Reichsapfel als ein königliches Zeichen. Er wird gebildet durch eine goldene Kugel, auf welcher auf rotem Stäbchen eine Blätterverzierung ruht (Taf. 35, 28). Gewöhnlich steht auf dieser noch ein goldenes Kreuz (Taf. 35, 27).

Zepter

Das Zepter ist ein kurzer roter Stab mit goldener Blume auf der Spitze (Taf. 35, 25 u. 26).

Krone

Die Krone ist auch hier bei jedem Herrscher eine andere, gewöhnlich aber ein Ring mit vier aufgesetzten blattartigen Zacken, reich mit Edelsteinen besetzt (Taf. 33, 12 u. 15).

## 3. Kriegstracht.

Auch diese war der französischen sehr ähnlich, sowohl in den Schutz- wie in den Angriffswaffen.

### a) Schutzwaffen.

Hier müssen wir bemerken, dass auch bei den Normannen nur die Anführer und einzelne Abteilungen des Heeres die bedeutenden Rüstungsstücke trugen, dass dagegen der grösste Teil der Truppen so gut wie gar

Schild

keine Schutzwaffen, den Schild ausgenommen besass, sondern nur in der gewöhnlichen Volkstracht ging. Man begegnet gar zu oft der Vorstellung, im Mittelalter seien

Rüstungen nur die Anführer

die Krieger alle in eisernen Rüstungen gegangen, welche an sich äusserst falsch und dahin zu berichtigen ist, dass statt „Krieger“ Anführer gesetzt wird. Denn wenn es zu unserer Zeit, wo die Ausgaben für das Heer nicht gerade kleiner sind als früher, doch keine Armee, sondern nur einzelne Regimenter in Panzern, also noch lange nicht in Eisenrüstungen, gibt, so kann man schon daraus schliessen, dass die Zahl der bepanzerten Krieger früher eine sehr beschränkte war, wo die Bearbeitung des Eisens eine unendlich schwierigere und daher kostbarere Arbeit war als heute.

Für die Kriegstracht der Normannen ist jene Stickerei der Königin Mathilde sehr belehrend und auch sie beweist, dass der grosse Haufe der Soldaten nur gewöhnliche Röcke und Beinkleider, Schuhe und Mützen trug, dass es

Panzer

aber einzelne Abteilungen gab, welche Panzer, entweder aus Leder oder aus Holz mit Leder überzogen, trugen

Panzerhemd

(Taf. 33, 7 u. 8), dass dagegen die Panzerhemden fast nur den Anführern zugehörten. Einzelne Stellen erscheinen freilich so, als ob es auch Heerscharen in Panzerhemden gegeben habe, vielleicht die Leibwachen reicher Fürsten, die solchen Aufwand machen konnten (Taf. 33 7). Minder begüterte mögen ihre Mannen nur mit Panzern und Hauben geschützt haben (Taf. 33, 8). Schon im 11. und noch

Reiter

mehr im 12. Jahrhundert ist es deutlich, dass die Reiter mit besseren Schutzwaffen versehen sind als das Fussvolk, eine Erscheinung, die beiläufig bis in unsere Tage fortdauert.

Panzerhemd mit Kapuze

Die Panzerhemden waren zu Ende des 11. Jahrhunderts fast alle mit einer Kapuze versehen, die den Hals und Kopf schützte (Taf. 33, 4–6, 12 u. 14), die Ärmel um diese Zeit weit und so kurz, dass die ganze Hand frei blieb (Taf. 33, 4 u. 7). Diese Eisenröcke bestanden zum Teil schon aus jenen künstlichen Kettengeflechten, die später allein und ausschliesslich getragen wurden (Taf. 33, 4 u. 7), zum grösseren Teil aber aus Metallplatten (Taf. 33, 5) oder Schuppen (Taf. 33, 6), welche auf einen ledernen oder einen Rock von anderem starken Stoff aufgesetzt waren.

Änderung

Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts änderte man die Panzerhemden etwas um, damit sie dem Körper mehr Schutz gewährten. Dieses erzielte man zunächst durch Verengung und Verlängerung der Ärmel (Taf. 33, 5); die letztere war in der Mitte des 12. Jahrhunderts bereits so weit ausgedehnt, dass die Hände völlig verhüllt wurden (Taf. 33, 11 u. 14). Zugleich fügte man zu dem Rock entsprechende Beinkleider oder Strümpfe von derselben

Eisenstrümpfe

Art (Taf. 33, 5); sie wurden, als man um die Mitte des 12. Jahrhunderts mehr und mehr dem Panzerhemd aus Geflecht den Vorzug gab, ebenso hergestellt wie dieses (Taf. 33, 11 u. 14). Die Kapuze behielt man bei, doch war sie nicht immer an dem Panzerhemd fest, sondern bildete zuweilen auch ein Stück für sich.

Waffenrock

Auch wurde es in diesem Jahrhundert Gebrauch, einen Waffenrock über der Rüstung zu tragen, wie man ihn früher nur unter dem Panzerhemd getragen hatte (Taf. 33, 4–7). Dieser letztere war meistens kurz, so dass er kaum bis ans Knie ging (Taf. 33, 4–5), selten lang bis auf die Knöchel (Taf. 33, 6). Jener aber unterschied sich wesentlich dadurch, dass er keine Ärmel hatte und immer lang war, so dass er den Unterschenkel halb deckte (Taf. 33, 14). Er scheint nur von den Vornehmsten getragen worden zu sein.

Die Beine waren früher, ehe man auf die Panzerhosen verfiel, wenig oder gar nicht geschützt. Man trug die gewöhnlichen Beinkleider, machte sie aber des besseren Widerstandes willen häufig aus Leder (Taf. 33, 4, 7 u. 8).

Schuhe

Die Schuhe waren die gewöhnlichen, selten findet man Halbstiefel oder Riemenwicklung über den Schuhen (Taf. 33, 4). Die Panzerhosen machten alle Schuhe überflüssig, indem sie dieselben zugleich mit vertraten.

Helm

Der Helm wurde ebenfalls mit der Zeit verändert. Im 11. Jahrhundert sind die Helme meistens kegelförmig oder haubenähnlich, im 12. werden neben diesen auch Helme getragen, die oben abgeplattet erscheinen und zylindrisch sind. Eine Eigentümlichkeit der normännischen Helme, der wir schon bei den französischen auch begegneten,

Nasenschild

war der Nasenschild, eine Platte, die von der Stirn zwischen den Augen herablief und die ganze Nase bedeckte. Sie war sowohl an den ältesten oben zugerundeten oder zugespitzten Helmen (Taf. 33, 4–6), als auch an den späteren

zylinderförmigen (Taf. 33, 13 u. 14) angebracht. Diese letzteren sind zuweilen ganz flach, so dass die Stirn von ihnen nicht bedeckt wird, sondern nur der obere Kopf Schutz hat (Taf. 33, 13), zuweilen höher, so dass auch Stirn und Schläfe davon verhüllt werden.

Stoff der Helme etc.

Der Stoff der Helme war Kupfer oder Eisen und es scheint kaum, als ob man mit dem Panzerhemd zugleich eine Kopfbedeckung aus anderem Stoff getragen habe. Selbst die Hauben der niederen Krieger, wenn diese bepanzert sind, bestehen meistens aus Eisen (Taf. 33, 7 u. 8); das gewöhnliche Kriegsvolk trug Mützen.

Die Kapuze war zuweilen auch aus Leder oder einem anderen derben Stoff (Taf. 33, 8 u. 11), bei den Rittern meistens aus Eisen (Taf. 33, 4—6, 13 u. 14).

Helm mit Krone

Hamilton-Smith gibt ein Bild des Richard Löwenherz, wo mit dem vergoldeten Helme die Krone verbunden ist, eine Zusammenstellung, der wir in Zukunft noch öfter begegnen werden (Taf. 33, 11).

Schild

Der Schild war bei den Fusstruppen oval und etwa 75—95 cm hoch, bei den Reitern dreieckig oder keilförmig, nämlich oben breit und unten mehr oder weniger zugespitzt (Taf. 33, 4), dabei gewöhnlich ebenso hoch, zuweilen aber auch grösser. Kreisrunde Schilde von etwa 60 cm Durchmesser trugen nur die leichten Fusssoldaten, welche daneben mit langen Lanzen bewaffnet waren. Die Schilde waren seitlich gewölbt, der Körperform sich anschmiegend, gewöhnlich aus Holz, mit allerlei Figuren bemalt (Taf. 33, 4, 11 u. 14). Zuweilen sind die Ränder mit Metall beschlagen, bei den Vornehmsten auch wohl vergoldet.

### b) Angriffswaffen.

Schwert

Unter den Angriffswaffen der Normannen nimmt das Schwert die erste Stelle ein. Es war von mittlerer Länge und die Klinge ziemlich breit, wenigstens gegen Ende des 12. Jahrhunderts; man trug es an der linken Seite (Taf. 33, 14) an einem breiten Gürtel oder an einem Wehrgehänge über die rechte Schulter. Eine Figur bei Spalart trägt das Schwert ausnahmsweise rechts auf der Hüfte (Taf. 33, 6).

Lanze

Die Lanze war sowohl zum Stoss als zum Wurf gebräuchlich. Zu letzterem Zweck war sie kürzer, leichter und mit breiterer Spitze versehen. Die Stosslanze war mindestens 2 m lang.

Armbrust

Eine eigentümliche Waffe der Normannen war die Armbrust (Taf. 33, 8; 35, 13). Hier findet sie sich zuerst und die benachbarten Völker lernten sie erst durch die Normannen kennen und gebrauchen. Der Bügel scheint, wenn nicht immer, doch sehr oft, aus Stahl gewesen zu sein. Man schoss aber noch nicht Bolzen, sondern Pfeile mit derselben und, wie es scheint, diese bisweilen mit besonderen Stoffen, z. B. zum Zünden oder zu anderer Beschädigung, begabt (Taf. 35, 13).

Bogen

Neben der Armbrust blieb der Bogen stets in grossem Ansehen. Die normännischen Bogenschützen, heisst es, entschieden die Schlacht bei Hastings. Der Bogen war etwa 1,20—1,60 m hoch und aus Holz. Die Pfeile hatten doppelschneidige Metallspitzen (Taf. 33, 7).

Andere Waffen

Ausserdem führten die Normannen noch fast alle übrigen Waffen jener Zeit, nämlich das einfache und das doppelte Streitbeil, die Streitaxt verbunden mit Lanzenspitze und Spitzhammer, den Streithammer, die eisenbeschlagene Keule mit Spitzen, die Hellebarde und sogar die Schleuder. Wir haben nur die vier wichtigsten Waffen besonders hervorheben wollen.

Fahne

Die verschiedenen Abteilungen des Heeres, wie sie durch die anführenden Herren des Adels ausgerüstet wurden, gruppierten sich jede um ihre Fahne. Diese hatte das dem Herrn bestimmte Zeichen oder seinen Wahlspruch, später im 13. Jahrhundert sein Wappen. Man hielt auf die Fahnen ebensoviel wie heute bei uns. Sie zu ververlieren, war eine grosse Schande, welche zu erobern, eine besondere Freude und Ehre.

Zu Signalen dienten Hörner und Trompeten.

## B. Geräte.

Hier sind, wie bei den Franzosen, Abbildungen das einzige, was ausser einigen Gefässen noch vorhanden ist.

### 1. Das Stubengerät.

Thron

Dasselbe ist dem im vorigen Abschnitt besprochenen sehr ähnlich. Die Sessel und Tische sind fast ganz von derselben Form. Die Throne die Könige haben auch hier meistens die Gestalt von Feldstühlen; wenn sie hiervon abweichen, sind es rundum geschlossene niedere Lehnstühle auf hohem Untersatz mit Stufen. Die Lehne wie die Seiten sind mit Schnitzwerk und Malerei oder Vergoldung geziert. Die Lehnstühle (ähnlich Taf. 35, 30) waren nur in den fürstlichen Häusern zu finden; der gewöhnliche Sitz war ein einfacher Schemel.

Stühle

Lager

Die Lager waren je nach dem Stande des Eigentümers mehr oder weniger einfach. Das niedere Volk schlief auf Stroh am Boden. Die Bemittelteren aber hatten stets Bettstellen mit vier Beinen, einem Fuss- und einem höheren Kopfende; doch lässt sich über die Unterlagen nichts sagen, da sie in den Zeichnungen nicht sichtbar sind. Wahrscheinlich schliefen die Vornehmen auf Polstern, die mittleren Stände auf Brettern, die mit Decken belegt waren. Zum Zudecken bediente man sich grosser, wahrscheinlich wollener Decken.

### 2. Gefässe.

Dieselben waren teils von edlen Metallen oder Bronze, teils von Ton. Die Formen sind einfach und vorherrschend schlank. Selbst die Schüsseln und dergleichen Gefässe sind mehr tief als breit und flach. Von Beleuchtungswerkzeugen finden sich Leuchter und Ampeln, beide freilich in kirchlichem Gebrauch, aber es lässt sich denken, dass solche auch im Hause benutzt wurden, sowie dasselbe auch heute geschieht.

### 3. Musikalische Instrumente

wurden bei den Normannen von alters her sehr geliebt und wir finden daher bei ihnen alle damals bekannten im Gebrauch. Es sind ziemlich dieselben, die wir im vorigen Abschnitt (S. 141) besprochen haben. Auch sind die Formen ganz ähnlich, bei den Harfen wie Taf. 35, 4—6, die Geigen wie Taf. 35, 8 und die Zither oder das Hackbrett wie Taf. 35, 7. Auch Laute und Leier waren im Gebrauch, denn kein Gastmahl der Normannen ging vorüber ohne Gesang und den Stoff für denselben bildeten die Heldentaten der Väter. Die Normannen waren ja mehr als irgend eines ein Volk der Tat; sie hatten also etwas zu besingen, weil sie vieles zu besiegen gewusst hatten.

---

Ihre übrigen Unterhaltungen waren ausser den ritterlichen Übungen und der Jagd dramatische Darstellungen biblischer, besonders neutestamentlicher Stoffe. Daneben Vogelschiessen, Hahnenkämpfe und dergleichen, bei der Jugend das Ballspiel. Sehr beliebt war beiläufig auch das Schachspiel.

Regenschirm

Als Besonderheit sei hier noch bemerkt, dass wir bei den Normannen auch den ersten Regenschirm finden. Das regnerische Alt-England ist also vielleicht die erste europäische Pflanzstätte dieses jetzt fast unentbehrlich gewordenen Gerätes. Er ist nach demselben Grundsatz eingerichtet wie noch heute und der Überzug ist auch von gewebtem Stoff. Die orientalischen Schirme bestehen — sowohl Regen- als Sonnenschirme — aus lackiertem Papier; möglich, dass die Normannen auf ihren Seefahrten den Schirm im Orient kennen und schätzen lernten und ihn von dort nach England einführten, wo „der Regen, der regnet jeglichen Tag", sie zur Benutzung desselben trieb.

Schlüssel

Auch Schlüssel nach unserer Art mit künstlichem Kamm finden sich in dieser Zeit und hier zuerst.

# VI. Die Deutschen

## im 11., 12. und 13. Jahrhundert.

(Tafel 30, 32, 36 u. 40. Nach Hefner, Wagner, Guhl und dem Düsseldorfer Kostümbuch; für den Text noch Jac. Falke.)

### A. Einleitung.

Unter Karl dem Grossen und seinem Sohne waren die Deutschen nur ein Glied des grossen fränkischen Reiches und noch weit mehr in sich zerfallen, als sie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren. Dies galt in jeder Beziehung, in Sprache und Sitte, in Religion und Tracht. Jede Provinz sprach ihre eigene Mundart; jeder Stamm hatte seine eigenen Angewohnheiten; das Christentum war im Norden und Osten noch nicht überall durchgedrungen, und auch die Tracht war je nach den Stämmen verschieden.

Erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhundert waren alle deutschen Stämme christlich, wenn auch hier und dort an bestimmten Tagen des Jahres noch die heidnischen Gebräuche gefeiert wurden, wie sie es ja bis heute noch werden (Oster- und Johannisfeuer und dergleichen); zugleich waren sie äusserlich unter eine Herrschaft vereinigt; doch blieben Mundarten und Trachten als die ursprünglichsten Äusserungen des Volkslebens am längsten unverändert. Das Volk trug mit wenigen Ausnahmen die deutsche Tracht; die Grossen zogen die römische und später die byzantinische vor. Es entwickelte sich aus den verschiedenen Elementen im 10. und 11. Jahrhundert eine neue eigentümliche Gestaltung alles Lebens und damit auch der Tracht, wobei das Römische in vielen Stücken die Oberhand behielt. So bildete sich auch hier wie in Frankreich im 11. Jahrhundert die mittelalterliche Tracht in ihren ersten Anfängen heraus, die dann im 12. und noch mehr im 13. Jahrhundert und später reiche Sprossen trieb.

Während unter den ersten sächsischen Kaisern die Fürsten wie das niedere Volk noch immer den deutschen Rock trugen, der aber allerdings an Weite schon etwas zugenommen hatte und über den Hüften ein wenig bauschen musste, so trugen die Vornehmen seit Otto III. meistens die lange Tunika. Also erst gegen das Ende des 10. Jahrhunderts drang das Griechentum von Byzanz in Deutschland ein. Von Otto I. wird ausdrücklich von Widukind erzählt, dass er bei der Krönung den engen kurzen fränkischen Rock trug, dass er also sogar den weiteren sächsischen Rock gegen jenen vertauscht hatte, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den fränkischen, früher herrschenden Stamm.

Ebenso erzählt Liutprand, Bischof von Cremona, der als Gesandter Otto I. nach Byzanz reiste, dass die Griechen dort eine „weibische" Tracht trügen, ganz verschieden von der deutschen, nämlich der Kaiser trüge langes Haar, Schlepprock mit weiten Ärmeln, Frauenmantel und Frauenhaube; der „deutsche König" dagegen (also ist nicht vom niederen Volke die Rede) kurzes Haar, einen Männerrock und einen Hut.

Diesem entsprechen auch die bildlichen Darstellungen, die noch aus jener Zeit vorhanden sind, z. B. ein mit Miniaturbildern geziertes Psalterium in der Bibliothek zu Stuttgart, das jener Zeit entstammt. Hier tragen alle Männer, auch der König, die kurze Tunika, den Mantel, der auf der rechten Schulter durch eine Spange gehalten, vorn kurz, hinten lang ist, und enge Beinkleider, die gewöhnlich in Halbstiefeln stecken; nur der König trägt Schuhe, ebenso die Frauen. Beiläufig finden sich hier die ältesten Spuren einer Tracht, die erst im 13. Jahrhundert durchgreifend zur Geltung kam, nämlich des sogenannten „miparti", wobei zwei gegenüberstehende Seiten des Kleides durch eine Vertikallinie getrennt und verschieden gefärbt wurden. Doch dehnt es sich hier nur erst auf die Beinkleidung aus, während es später auch für den Rock galt.

Das Haar ist ziemlich kurz, der Kopf selten bedeckt, trotzdem aus den Schriftstellern hervorgeht, dass niemand unbedeckten Hauptes ging; denn Widukind erzählt, dass unter den 32 Legionen Ottos I., mit denen er nach Frankreich zog, nur vier Mann, nämlich der Abt von Corvin und drei seiner Leute, ohne Hüte waren. Diese Hüte des Sachsenheeres werden ausdrücklich Strohhüte genannt. Auch hier stimmen also, wie wir schon öfter bemerkt haben, die Schriftsteller mit den Abbildungen nicht überein. Der Fehler steckt jedenfalls in den letzteren, wie leicht begreiflich ist. Erst Bilder aus dem 11. Jahrhundert zeigen Kopfbedeckungen.

In einem Evangelienbuche zu Aachen, welches Otto III. etwa im Jahre 1000 dem Dome schenkte, findet man auf einem Miniaturbilde ihn selbst mit zwei Fürsten zur Seite und zwei Kriegern daneben. Er selbst trägt die lange, die anderen vier aber die kurze Tunika, ein Beweis, dass zu der genannten Zeit der griechische Einfluss noch nicht vorherrschend war. Dennoch ist es dieser Otto III., der, wie er nach Abstammung und Erziehung dem griechischen Wesen zugetan war, jedenfalls dasselbe auch in Deutschland, wo es schon unter seinem Vater auftauchte, in der Tracht zur Geltung brachte. Denn unter seinem Nachfolger Heinrich II. war sie bei dem Adel bereits allgemein im Gebrauch. Der Übergang muss also in das letzte Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts fallen.

Die Mäntel behielten ebenfalls ihre frühere Form bis in diese Zeit und wurden immer noch auf der rechten Schulter befestigt.

Die Stiefel indessen werden immer niedriger, so dass sie nur hohe Schuhe zu nennen sind, und so werden wir sie auch im 11. Jahrhundert noch finden, zu dem wir nun übergehen.

## B. Die Tracht.

### 1. Gewöhnliche Tracht.

Auch während aller Veränderungen, die durch die Neuerungen der drei letzten Sachsenkaiser in die Tracht kamen, behielt das Volk seine frühere Art bei. Es trug
Rock den alten Rock, wie er in dem 9. und 10. Jahrhundert sich allmählich erweitert hatte, mit der kleinen Bausche über den Hüften, die den Gürtel hier und da teilweise verdeckte. Wir haben, da diese Tracht bereits in den letzten Abschnitten besprochen worden ist, hier keine Abbildung derselben gegeben und werden es auch nicht mehr in den folgenden Jahrhunderten, obgleich dieses Kleidungsstück als Bauernkittel bis in unsere Zeit sich erhalten hat und dem grössten Teil des Volkes als Hülle dient. Es war übrigens bei den niedrigsten Ständen Hemd und Rock darin vereinigt, so wie diese auch häufig ohne Beinkleider gingen, eine Erscheinung die auch noch zwei Jahrhunderte später nicht selten ist. Wer aber nur irgend
Hemd konnte, trug ein Hemd und einen Rock und ebenso die von dem allgemeinen Anstand ganz entschieden vor-
Beinkleid geschriebenen Beinkleider. In dieser Zeit waren sie bereits ein zusammenhängendes Kleid, das den Unterleib mit bedeckte. Nackte Füsse liessen sich eher ertragen und werden ja auch noch heute nicht durchaus unmöglich befunden. Es finden sich aber auch bei den untersten Ständen bisweilen Schuhe, die bis an den Knöchel, oder Strümpfe, Schuhe die bis ans Knie reichen. Es ist nicht mehr zu ermitteln, auf welche Weise unter diesen die Sohle befestigt war, ja ob überhaupt immer eine solche vorhanden war. An den noch vorhandenen Schuhen unter den Reichskleinodien, die zum Teil in das 12. Jahrhundert gehören, sind die Sohlen aus Holz, wonach sich annehmen lässt, dass man sich in jener Zeit dieses Materials dazu wohl öfter bedient haben mag, um so mehr, da noch heute in Frankreich und Deutschland ein sehr grosser Teil des Landvolkes es auch tut.

Auch die Strümpfe mit darunter befestigten Sohlen (diese gewöhnlich aus Leder) sind noch sehr häufig im Gebrauch bei den Bauerfrauen des Thüringer Waldes; besonders scheinen diese Fussbekleidungen bei ihnen beliebt zu sein für weite Märsche. Auf den Wegen vom Gebirge nach den Städten kann man im Sommer diese Frauen, welche ihre Produkte nach der Stadt zu Markte bringen, truppweise rasch und rüstig dahinschreiten sehen, alle mit solchen besohlten Strümpfen, statt mit Schuhen, angetan.

Die Kopfbedeckung der niederen Stände war bei den Sachsen, wie schon erwähnt wurde, ein Strohhut. Was Hut bei den übrigen deutschen Stämmen denselben etwa vertrat, ist nicht mehr zu finden, da Abbildungen der niederen Stände fehlen. Wahrscheinlich aber war es bei ihnen ebenso ein Hut oder eine Mütze, vielleicht ähnlich der des Adels, die der phrygischen zu vergleichen war.

Der Mantel blieb bei dem Volke in seiner früheren Mantel Gestalt und wurde auf der rechten Schulter befestigt. Sein Stoff blieb nach wie vor die grobe Wolle. Erst im 13. Jahrhundert fingen auch die niederen Stände an, den Mantel auf beiden Schultern zu tragen, worin ihnen der Adel schon im 12. mit seinem Beispiel vorangegangen war.

Über die Frauentracht der unteren Stände wissen wir, Frauen: dass sie in einem Hemd mit engen langen Ärmeln be- Hemd stand, das bis auf die Füsse reichte; darüber wurde ein kürzeres Kleid getragen, das in gerader Linie von den Kleid Schultern bis auf die Knöchel hing, ohne besondere Andeutung der Hüften. Auch dieses Kleid war nicht allzu weit und ohne jeden Faltenwurf. Die Ärmel waren kürzer und weiter als die des Hemdes und so konnten diese an den Handgelenken sichtbar werden. Der Stoff zu beiden Kleidungsstücken war Leinwand.

Die Kopfbedeckung war ein Tuch, das die Ohren Kopftuch und den Nacken mit verhüllte und unter dem Kinn zugebunden war. Die Schuhe waren denen der Männer gleich; Schuhe ob Strümpfe vorkamen, lässt sich bei den Frauen nicht entscheiden.

### 2. Vornehme Tracht.

Wir haben diese statt der Hoftracht in Gegensatz gebracht zu der gewöhnlichen, weil die eigentümlichen

Verhältnisse der deutschen Stände eine strenge Sonderung des niederen Volkes oder der „Leute“ von den „Freien“ und „Adalingen“ mit sich führten und weil hiernach die Fürsten, als zu den Adalingen gehörend, auch deren Tracht trugen. Die Tracht des Hofes ist also auch die der höheren Stände überhaupt, nur dass dem Herrscher besondere Zeichen seiner Gewalt vorbehalten waren, die aber die übrige Tracht nicht weiter berührten. Heute ist das wesentlich anders. Heute sind in den Städten die Stände durch die Tracht nicht mehr geschieden, wie sie es auch rechtlich nicht mehr sind. Der Tagelöhner trägt an Festtagen ebenso seinen schwarzen Frack, schwarze Beinkleider und den zylinderartigen Hut, wie der vornehmste Mann im Staate und selbst edle deutsche Fürsten tragen die Tracht des Bürgers und in keiner sieht das Volk sie lieber.

Nur das Landvolk unterscheidet sich auch heute noch von dem Städter durch die Tracht, aber keine Kleiderordnung stellt dieses fest, sondern einzig der Gebrauch. Es könnte auch jeder Bauer, wenn er wollte, die Kleidung des Städters tragen, aber noch hält die alte Gewohnheit die Zügel und wird sie auch ferner halten.

Die Tracht der Vornehmen dagegen ändert sich in jedem Jahrhundert und wandelte sich auch in der Zeit, die uns eben beschäftigt, fort und fort um. Im 11. Jahrhundert war sie wesentlich anders als in der vorhergehenden Zeit, und blieb auch im 12. und 13. Jahrhundert nicht dieselbe. Das Bürgertum wuchs gegen das 14. Jahrhundert so bedeutend an Ansehen und Macht, dass es dann auch die Tracht des Adels mehr und mehr annahm, bis dahin aber trug nur der Adel seine „höfische“ Tracht.

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Tunika

Die lange Tunika! Ein grosser, unendlicher Abstand von der Vergangenheit. Seit Uranfang ihrer Existenz als ein eigenes Volk waren bei den Deutschen die Unterschenkel der Männer frei gewesen, der Schritt nicht gehemmt: jetzt war er es; die Schenkel waren gänzlich verhüllt. Wie eigentümlich und fremdartig dies ist, mag daraus klar werden, wenn wir uns denken, die heutige Männerwelt sollte plötzlich in langen geschlossenen Frauenröcken gehen. So begreifen wir, welch eine seltsame Tracht die lange Tunika war. Und diese trug der Adel des 11. Jahrhunderts und behielt sie auch in der folgenden Zeit bei.

Der Stoff derselben war feine Leinwand aus Byzanz, auch Wolle oder gar Seide, an den Säumen und Handgelenken oft mit Goldborten besetzt (Taf. 30, 7 u. 8) oder seit der Bekanntschaft mit dem Orient mit Goldstickereien verziert (Taf. 30, 3 u. 13). Auch im 12. und 13. Jahrhundert blieb die lange Tunika dieselbe; sie hatte enge und lange Ärmel (Taf. 30, 3; 32, 1, 6 u. 7; 36, 15–17) und schloss am Halse ziemlich dicht an. Sie wurde gegürtet über den Hüften und bauschte hier ein wenig

Gürtel

(Taf. 30, 3 u. 8; 32, 1 u. 7; 36, 2 u. 17). Der Gürtel bestand aus Goldgewebe, Seide oder sonst einem meist kostbaren Stoff und diente oft dazu, den langen Rock der Bequemlichkeit willen kurz zu schürzen.

Unter der Tunika trug man ein weisses feines Leinwandhemd, das nur bis an die Kniee reichte, übrigens aber bei etwas geringerer Weite denselben Schnitt hatte. Es wurde von dem Rocke oder der Tunika völlig verdeckt. Im Nibelungenlied werden auch seidene Hemden erwähnt. Wenn man fragen wollte, wie das Mittelalter zu dieser seltsamen Tracht kommen konnte, wie eine Zeit, wo der Unternehmungsgeist fast des ganzen Erdteils sich gegen den Orient wandte und in den Kreuzzügen austobte; wo die Lust an Abenteuern das ganze Leben durchdrang; wo das Eisen die Kleidung des Ritters von Kopf zu Fuss war: wie solche Zeit zu solcher Tracht kommen konnte? so möchte vielleicht dies zur Antwort gehören, dass überhaupt im Leben die Gegensätze sich oft berühren, dass also Eisenkleid und Weiberrock an einem Leibe miteinander wechseln konnten, und dass andererseits dieselbe Zeit eine abgöttische Verehrung der Frauen mit sich brachte, dass es also ehrenvoll sein konnte und zum Kultus der Frauen gehörte, lange Kleider zu tragen. So schüttelte denn der tapfere Kämpe am Abend die nassen von seinem Schweisse rostigen Brünnen in den Schild und trat in Weiberkleidung in den Speisesaal, die höchste Kraft und Abhärtung in den Zeichen der höchsten Weichlichkeit und auch zum Teil mit dieser selbst verbunden. Es war eine seltsame Zeit und nur aus ihrem Geiste kann ihre Tracht verstanden werden.

Hemd

Gegensätze in der Kleidung

Es herrschte neben allem Tatendrang, neben dem Streben nach aussen, zugleich eine grosse Neigung zur religiösen innerlichen Selbstvertiefung und zur Schwärmerei. Die Kreuzzüge waren von beiden ein Beweis. Dazu kam der Einfluss des märchenhaften Orients. Gefühl und Phantasie errangen die Herrschaft über den Verstand; Empfindung war die Seele des Lebens. Die religiöse Verehrung der Maria und die sinnliche Liebe des Orients mit ihrer poetischen Verherrlichung verschmolzen hier zu dem Minnedienst, worin beide Elemente friedlich nebeneinander bestanden. Der Ritter vergötterte den Gegenstand seiner Liebe und verbannte dabei keineswegs die Gedanken an die höchste Lust der Sinne, die er von der Verbindung mit der Geliebten erhoffte. Umgekehrt aber entwickelte sich aus dem Minnedienst der Marienkultus erst zu seiner späteren Bedeutung.

Kreuzzüge

Minnedienst

Das andere Hauptkleidungsstück, der Mantel, wird im 11. Jahrhundert noch gewöhnlich auf der rechten Achsel befestigt, wie aus dem Aachener Missale Heinrichs II. hervorgeht. Er trägt ihn auf beiden Miniaturbildern in demselben auf solche Weise (Taf. 30, 8), und selbst das Bild Rudolfs von Schwaben (Taf. 30, 13) gegen das Ende des Jahrhunderts zeigt darin keine Veränderung.

Mantel

Der Mantel war aussen gefärbt in Purpur (Taf. 30, 13), Blau (Taf. 30, 8) oder sonst einer lebhaften Farbe, innen war er meistens, auch noch im 12. Jahrhundert, mit anderem Stoffe gefüttert, der gewöhnlich weiss oder hellfarbig war (Taf. 30, 7 u. 13; 32, 1 u. 6). Erst im 13. Jahrhundert kamen die doppelten Mäntel ausser Gebrauch, da man jetzt wieder wollene Stoffe benutzte (Taf. 36, 7), andererseits

Mantel mit Futter

aber auch nicht selten den ganzen Mantel mit Pelz fütterte (Taf. 36, 13). Ebenso fielen jetzt bei dem einfachen Mantel die reichen Borten weg (Taf. 36, 17), welche früher besonders im 11. Jahrhundert denselben geziert hatten (Taf. 30, 8 u. 13; 32, 1).

antel beiden ultern

Die Hauptänderung, welche der Mantel in dieser Zeit erlitt, lag aber in der Art, ihn anzulegen. Was im 11. Jahrhundert nur einzelne gewagt hatten (Taf. 30, 7), ihn nämlich auf beiden Schultern zu tragen, das wurde jetzt allmählich allgemeine Tracht (Taf. 32, 1 u. 6–8) und blieb es auch alle diese Zeit hindurch (Taf. 36, 7 u. 13, 15 u. 17). Also auch hierin wurde die Frauentracht herrschend, denn nur Frauen hatten früher „den Mantel auf beiden Schultern“ getragen, was dem Sprichwort nach verächtlich war.

nge des antels

Zur Befestigung diente auch auf der Brust eine Spange oder Haftel, gerade so wie zuvor auf der Achsel. Im Laufe der Zeit verlängerte sich dieselbe, zuerst bei prächtigen Anzügen, zu einer Kette aus Gold oder einer breiten Borte (Taf. 36, 13). Um hierzu noch mehr Gelegenheit zu geben, erhielt der Mantel sogar einen solchen Schnitt, dass er vorn auf der Brust kaum zusammenreichte, sondern sich den Schultern so gut anschmiegte, dass es kaum einer Spange bedurfte (Taf. 36, 13 u. 15). Diese Form des Mantels behielt im 13. Jahrhundert zuletzt den Sieg und damit waren die Mäntel der Männer und Frauen gleich.

Hose

Das vierte und letzte notwendige Stück der Männerkleidung war die Hose. Sie war nur bei den untersten Ständen kurz und weit, bei den Vornehmen stets lang und enge. Daher war sie hier auch weit später noch geteilt als bei jenen, weil offenbar das Anziehen der engen Stücke sehr unbequem war. Doch schon am Ende des 12. Jahrhunderts gab es zusammenhängende Hosen auch beim Adel, und im 14. waren nur diese noch gebräuchlich. Heinrich VI. trug in seinem Grab eine Hose, die an dem Gürtel über dem Rock mit seidenen Schnüren, die durch den Rock durchgingen, festgeschnürt war. Im Sachsenspiegel tragen auch gemeine Soldaten lange enge Hosen, die zugleich die Ferse bedecken, aber die Fussspitzen frei lassen. Die feine Sitte der Vornehmen schrieb möglichste Enge vor, wodurch freilich oft der Fall vorkommen mochte, dass sie bei heftiger Bewegung rissen.

Bruch

Indem also der gemeine Mann seine Beinkleider, die sogenannte Bruch, weit und nur bis ans Knie reichend trug, und dieselben, wenn er enge anlegen wollte, in diese letzteren steckte, also nach Art von Unterhosen behandelte, verschmähte der Adel diese ganz und trug nur die engen Hosen. Sie waren aus Seidenzeug oder Wolle — aber noch nicht gestrickt. Gemusterte Stoffe wurden dazu nie verwandt, wie dies z. B. bei der Tunika geschah. Doch wurden sie öfter mi-parti gefärbt. Ursprünglich trug man noch Schuhe an den Füssen, aber schon im 13. Jahrhundert

Hose mit Füssling

bedeckte die Hose auch den ganzen Fuss (Taf. 36, 3) und erhielt lederne (oder hölzerne?) Sohlen, die in den Zeichnungen zuweilen deutlich, oft aber auch gar nicht erkennbar sind.

Frauen: Schönheit

Die Tracht der Frauen, der vielbesungenen in dieser Zeit, ist von den Dichtern aufs genaueste beschrieben und von Malern und Bildhauern ganz mit den Schriftstellern übereinstimmend dargestellt. Es gab schon früher, schon zu der karolingischen Zeit, einen gewissen Kanon der Frauenschönheit, der in den Beschreibungen jener Zeit durchweg derselbe ist. Blondes Haar, blaue Augen, kleine weisse Hände, Rosenwangen, Korallenlippen, Perlenzähne und so fort werden stets getreulich erwähnt, wenn eine Schönheit beschrieben wird. Auch jetzt galt diese Regel noch und hatte sich mit der Zeit nur noch weiter ausgebildet und verfeinert. Die blauen Augen aber galten nicht mehr für so schön als die braunen; doch hatte das blonde Haar noch seine frühere Geltung. Auch bei den Männern hatte diese Farbe das höchste Ansehen.

Hände und Füsse mussten bei beiden Geschlechtern, besonders natürlich bei den Frauen, „hofelich“ sein; nämlich die ersteren weiss, weich, klein und mit langen Fingern, die letzteren klein, hochspannig und dadurch hohl, so dass „ein Vöglein darunter sich verbergen könnte“. Überhaupt musste die Schönheit der Männer nach Art der Frauenschönheit sein, wenn sie rechtes Lob finden sollte. Dagegen ist die Hässlichkeit stets ein Zeichen des Niedrigen, Schlechten, Bösen. Gemeine Leute und Bösewichter werden mit gleichem Pinsel gemalt.

Man muss gestehen, dass seit dem 12. Jahrhundert die Gesetze der Schönheit sich in der Tracht mehr und mehr zur Geltung brachten. Während die Frauenkleidung bisher des Faltenwurfs fast ganz entbehrte, da beide Tuniken zu eng waren, um einen solchen recht aufkommen zu lassen, und doch auch zu geradlinig unförmlich, um den Wuchs zu zeigen (Taf. 30, 9), so fingen jetzt die Frauen an, beiden Forderungen, denen der Körperform wie des Faltenwurfs in der Gewandung, mehr Rechnung zu tragen; ersteres geschah besonders am Ober-, letzteres am Unterkörper.

Hemd und Rock

Die Kleidungsstücke waren noch wie früher eine obere und eine untere Tunika, Rock und Hemd, von denen aber nicht selten eines die Stelle des anderen vertritt, also allein vorkommt. Beide wurden in dem oberen Teile nach den Formen des Körpers geschnitten, so dass sie sich anschmiegten und diese hervorhoben (Taf. 36, 11 u. 12). Nach unten hin aber wurden sie beide weit und faltig, und zwar waren die Falten am Rock mit Kunst gelegt und festgenäht, wie die Einschnürung um die Hüften mit besonderer Sorgfalt durch künstliches Zuschneiden vermittelt wurde. Dass im 13. Jahrhundert zugleich der Hals und ein Teil der Brust sichtbar war (Taf. 36, 11) erhellt daraus, dass die Dichter bei der Wintertracht bedauern, sie beraube sie des Anblicks der Schönheit. Auch davon war im 11. und zum Teil auch noch im 12. Jahrhundert keine Rede, weil die Tunika den Hals umschloss (Taf. 30, 4 u. 6; 32, 2 u. 3). Auch durfte man um diese Zeit nicht bloss ein Kleid tragen, sondern entweder Hemd und Rock oder Rock und Oberkleid. Wenn Beispiele von Mangel an Sitte und Anstand gegeben werden sollen, heisst es ausdrücklich,

Oberkleid

die Frau habe nur ein Hemd oder nur einen Rock getragen. Ja selbst Hemd und Rock ohne Oberkleid galten im 11. und 12. Jahrhundert für unanständig. Auch durften in dieser ganzen Zeit die Füsse der Frauen nie sichtbar werden.

Stoff der Hemden

Wenn eine Frau Hemd und Rock trug, war jenes immer weiss und etwas kürzer als der Rock; der Leinwand aus Flachs, an der Sonne gebleicht, geschieht am Ende des 13. Jahrhunderts bestimmte Erwähnung. Brunhildens sabenweisses Hemd ist auch aus Leinwand, nämlich aus der damals berühmten feinen orientalischen. Während des 12. und 13. Jahrhunderts scheinen seidene Hemden am beliebtesten gewesen zu sein.

Noch im 13. und 14. Jahrhundert ist der Gebrauch des Hemdes unter dem Kleide nicht ein durchgreifender. Zwar heisst es (z. B. bei Wolfr. von Eschenbach häufig), dass über dem weissen Hemde das farbige Kleid angelegt wurde, wozu dann bei vollständiger Kleidung noch Oberkleid und Mantel kamen, aber sicher hat es auch oft gefehlt, indem der Rock seine Stelle oder umgekehrt mit vertreten musste. Die Abbildungen können über das Hemd fast nichts entscheiden.

Wollene Tunika

Für den Faltenwurf war es von förderndem Einfluss, dass zur oberen Tunika jetzt durchweg Wollstoffe genommen wurden, indessen die untere Tunika oder das Hemd von Seide oder Leinwand blieb. Bei den höchsten Ständen trat beim Rock an die Stelle der Wolle auch wohl Seide. Von wie grossem Einfluss aber der Stoff auf die künstlerische Entwicklung der Tracht ist, braucht wohl nur angedeutet, nicht weiter ausgeführt zu werden. Daher entfaltete sich denn auch die Kunst in so überraschender Schnelligkeit, weil das Auge statt der früheren Geradlinigkeit in der Gewandung jetzt schöne Wellen und sanfte Bogen fand.

Farben

Auch in den Farben wurde man wählerischer. Man milderte und dämpfte das Grelle, doch nur insoweit, als nötig war, um es dem Auge angenehmer zu machen (Taf. 32, 2 u. 3; 36, 8–12). Es tauchten schon damals jene reizvollen Farben auf, die Lebhaftigkeit mit Milde verbanden, im vorigen Jahrhundert noch einmal Epoche machten und auch seit einigen Jahren wieder hier und dort vorkommen unter der Bezeichnung „gebrochene Farben“.

Aus-schmückung beschränkt

Die Verzierungen der Kleider mit breiten Goldborten und schweren Stickereien, welche früher den Mangel an Geschmack hatten verdecken sollen, fielen jetzt von selbst weg. Man begnügte sich, die Säume mit einer bescheidenen Einfassung zu bedecken und liess auch wohl diese ganz weg, so dass des Kleides Zierde nur in seiner schönen Form und Farbe lag (Taf. 36, 8–12).

Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts finden wir wohl noch Abbildungen von Männern und Frauen, welche des oben erwähnten Schmuckes zwar noch nicht entbehren (Taf. 32, 7 u. 15), aber doch schon ein Zurückgehen dieses Geschmackes andeuten. Man vergleiche aber nur Taf. 30, 9 mit Taf. 36, 12, um mit einem Blick den Unterschied zu erkennen oder Taf. 30, 8 mit Taf. 36, 17. Beide Male ist der Rang der dargestellten Personen derselbe, ja es ist sogar der der schmuckloseren späteren noch höher als der früheren reichgeschmückten.

Oberkleid

Das weite Oberkleid, welches früher über der ersten Tunika getragen wurde (Taf. 30, 9; 32, 15) kam allmählich ausser Gebrauch, so dass es im 13. Jahrhundert kaum mehr zu finden ist. Dagegen findet sich um diese Zeit ein anderer, dem ärmellosen Waffenrocke der Männer entsprechender Überwurf, der anfangs nur etwas weitere Armlöcher hatte als dieser, später aber auf beiden Seiten bis über die Hüften hinab ausgeschnitten war (Taf. 32, 16). Dieses Kleid kann ebensowohl mit dem Waffenrock, wie eben geschah, verglichen werden, als auch mit dem früheren Oberkleid, aus dem es sich allmählich entwickelte. Im 12. Jahrhundert nämlich wurde letzteres verlängert, so dass nur der untere Saum des Rockes (der Tunika) sichtbar blieb, damit die Verzierungen daran gesehen werden konnten (Taf. 36, 11), zu welchem Zweck man das Oberkleid auch wohl ein wenig aufhob. Gleichzeitig änderten sich die Ärmel. Im Anfange des 12. Jahrhunderts waren die Ärmel gleich umgekehrten Trichtern geschnitten; an der Achsel umschlossen sie den Arm und gingen von hier allmählich über zu einer Weite von 2,50–3 m Umfang am unteren Saume, der aber die Handwurzel nicht erreichte (Taf. 30, 9).

Überwurf

Ärmel

Noch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zeigen sich Übergangsspuren. In der zweiten Hälfte wird der Oberarm von einem engen Ärmel umschlossen, der plötzlich am Ellenbogen oder auch noch weiter unten einen Sack oder Rand (Aufschlag) von 90 cm Durchmesser trägt. Dass eine Frau mit solchen Ärmeln so wenig arbeiten konnte als heute mit lang zugespitzten Handnägeln, ist gewiss jedem sogleich glaubhaft gewesen, und diese Zeugnisse des Nichtstuns sind daher die deutlichsten, also beliebtesten.

Jedes Übermass schlägt leicht ins Gegenteil um. Unendliche Ärmel — und dann plötzlich am Ende des 12. Jahrhunderts gar keine. Im 13. Jahrhundert wurden die Armlöcher erweitert und zuletzt die ganzen Seiten bis über die Hüften hinab aufgeschlitzt. Da man nun an verschiedenen Stellen das Innere des Oberkleides sehen konnte (an den Armlöchern, früher an den weiten Ärmeln und beim Aufnehmen am unteren Saume, wodurch sich zugleich der Faltenwurf verschönerte), so wurde meistens ein schönfarbiges oder ganz weisses Futter, auch wohl Pelzwerk, hineingesetzt, um damit zu prunken (Taf. 30, 9; 32, 15; 36, 11). Ein solches Kleid der letzten Art, mit Pelz gefüttert, hiess Korsett (von Kürsch d. h. Pelz).

Korsett

Wie wir übrigens bei dem Diploïdion der Griechen bemerkten, dass dasselbe aus guten Gründen als ein besonderes Stück der Kleidung behandelt wurde, so können wir hier nicht unerwähnt lassen, dass die Kunst der Täuschung bei Kleidern auch dem Mittelalter nicht fremd war. Als im 13. Jahrhundert das ärmellose Oberkleid gebräuchlich war, wurden natürlicherweise die Ärmel des Rockes oder Unterkleides weit eher schmutzig als das Kleid selbst. Darum liessen sich die Frauen einen grossen Vorrat von Ärmeln für ein und dasselbe Kleid machen,

Ärmelvorra

um häufig wechseln zu können. Daher werden öfter von den Rittern die „Ärmel“ ihrer Dame als Helm- oder Schildschmuck getragen, was sich auf obige Weise leicht erklärt. Die Ärmel waren wahrscheinlich nur leicht eingeheftet. Auch die Hemden der Frauen wurden nicht selten von ihren Rittern getragen und kamen dann wiederum mit den Rissen und Schäden des Kampfes zurück in die Hände ihrer Besitzerinnen, um von diesen abermals — ohne vorherige Reinigung etc. — getragen zu werden. Hier sind unter Hemden nicht Röcke oder Oberkleider verstanden; sondern es heisst ausdrücklich von den Frauen: „auf dem blossen Leibe getragen“, von den Rittern dagegen oft: „über dem Kettenpanzer“. Die Frau trug also hernach auf der blossen Haut das von Rost, Blut und Staub gewiss übel zugerichtete Gewand — eine eigene Art von Genuss und Zeichen treuer Liebe! Übrigens geht hieraus zugleich hervor, dass die Hemden, die nur als solche, also unter dem Kleide getragen wurden, damals sehr weite Armlöcher und keine oder nur ganz kurze Ärmel hatten (letzteres ist ja auch heute der Fall), sonst hätte ein Ritter kein Frauenhemd über den Panzer ziehen können.

Ärmel und Hemden als Geschenke der Liebe an die Ritter

Ausserdem heissen die Waffenröcke auch Waffenhemden, müssen also doch dazu durch ihre Ähnlichkeit Grund gegeben haben. Besonders auffallend war gewiss ein solcher verliebter Ritter in seinem Frauenhemde nicht, denn statt eines Waffenhemdes trug er jenes; nur dass es weiss war, fiel in die Augen, — doch wohl nicht lange!

Wie wir oben bei den Sackärmeln des Oberkleides gesehen haben, dass die Gegensätze sich oft auf dem Fusse folgen, so geschah auch an dem Oberkleide selbst Ähnliches. Während in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Oberteil genau den Körperformen sich anschloss und sie hervorhob, während aus demselben Grunde, um sie zu zeigen, die beiden Seiten weit ausgeschnitten wurden, fingen die Frauen nach der Mitte des Jahrhunderts an, ihre Formen durch weitere und geschlossenere Kleidung mehr zu verhüllen. Das Oberkleid rückte höher hinauf, so dass nur der Hals noch frei blieb, das Brusstück wurde weiter und faltiger, das ganze Kleid länger, so dass es ebenfalls die Füsse verhüllte, wie dies bisher nur der Rock getan hatte. Zugleich wurde der Schleier, der früher lang gewesen (Taf. 32, 2) und später verkürzt worden war (Taf. 36, 12), erweitert, so dass er auch die Wangen bedeckte; die Haare wurden durch eine Mütze umschlossen, und häufig durch ein besonderes Tuch auch Kinn und Mund verhüllt. Daneben freilich trugen viele Frauen sich auch noch wie früher, und selbst in dieser verhüllenden, nonnenartigen Tracht blickte nicht selten hier und da der alte Hang zum Sichtbarmachen der Gestalt hindurch, z. B. bei der Sitte, das Oberkleid oder an seiner Stelle den Mantel an der linken Seite etwas zu heben (Taf. 36, 11 u. 12). Dies war so durchaus vom Anstand geboten, dass auch bei der Abweichung zu mehr verhüllenden Kleidern sich dieser Gebrauch erhielt. Auch war diese Abweichung nicht von Dauer, sondern sehr bald wusste die frühere Neigung sich wieder zur Geltung zu bringen, und zwar stärker als zuvor; dies geschah im

Umwandlung der Tracht

Schleier

14. Jahrhundert. So folgen sich in den Trachten wie in der Geschichte der Völker zuweilen die krassesten Gegensätze und einer tritt dem anderen dicht auf die Fersen. Ein wunderbares Schauspiel! —

Die Jugend liess öfter das Oberkleid ganz fehlen, ebenso Frauen bei häuslicher Beschäftigung. Sie trugen dann nur den Rock, doch ist derselbe dann gewöhnlich weiter, besonders im Unterteil und an den Hüften in viele künstliche Falten gelegt und durch einen Gürtel gehalten.

Oberkleid fehlend

Ausser dem gewöhnlichen Oberkleid mit grossen Armlöchern erscheint auch hier und da noch ein anderes, das nicht nur bis zu den Hüften, sondern an beiden Seiten bis zur Erde aufgeschnitten ist (Taf. 36, 10). Es entspricht ganz der spanischen Serape, mag auch wohl ein vom Auslande stammendes Kleid gewesen sein.

Dass übrigens schon damals die „Mode“ ihren Umzug durch das westliche Europa hielt und dabei gewöhnlich, wie noch heute, von Frankreich ausging, erhellt aus sehr vielen Stellen der Dichter. Da wird von dem Oberkleid nach „französischem Schnitt“ gesprochen und dergleichen mehr. Ebenso geht aus den Schriften der verschiedensten Gegenden hervor, dass das Oberkleid unter allerlei Namen überall gebräuchlich war; auch der Sürkot der Franzosen ist nichts anderes.

Moden aus Frankreich

Was hier zunächst noch zu erwähnen ist, ist der Gürtel, der zwar keineswegs ein notwendiges Stück der Kleidung war, doch aber gewiss oft getragen wurde. Wenigstens geschieht seiner in den Schriften oft Erwähnung, indessen er auf den Abbildungen meistens fehlt. Wir erinnern uns an den verhängnisvollen Gürtel Brunhildens, an den Wundergürtel Ginevras und andere in den Heldengedichten jener Zeit erwähnte Gürtel. Dass aber der Gürtel nicht notwendig war, geht aus den Beschreibungen des Kleides hervor, das sich anschmiegt, anlegt, kurz so enge ist, dass es des Gürtels nicht bedarf (Taf. 36, 8, 11 u. 12). Wenn er getragen wurde, was also vielleicht ebenso oft geschah wie nicht, so wurde er über den Rock angelegt. Zwar heisst es oft, er gürte das Hemd, dann lässt sich aber auch jedesmal erkennen, dass entweder nur das Wort oder die Sache selbst für den Rock steht. Ebenso natürlich ist, dass er mehr ein Schmuck als ein notwendiges Stück der Kleidung war, die ja ohnehin schon anschloss, und so ist er denn auch meistens höchst kostbar: eine seidene Borte oder eine Borte aus Goldbrokat, geziert mit Perlen und Edelsteinen, die Schnalle oder der Ring aus Gold oder edlem Gestein. Man zog das eine Ende hindurch und es musste so lang sein, dass es von der Schnalle aus noch ein Stück hinabhing. So trugen auch die Männer ihre Gürtel (Taf. 32, 1 u. 15).

Gürtel

Dass sich an den Gürtel allerlei Vorstellungen knüpften, war damals in noch höherem Masse als bei den Griechen der Fall. Der Gürtel der Aphrodite, den sie der Here leiht, findet sehr viele Stellvertreter in allerlei Schattierungen, und selbst die Männergürtel hatten oft allerlei Wunderkräfte (hier erinnere man sich nur an den Megingjardr, den Gürtel des Donnergottes Thor, der seine Stärke ver-

Bedeutung des Gürtels

doppelt!), z. B. Sieg, Kraft, Frauenhuld, Unverletzbarkeit und dergleichen mehr, wie die der Frauen Anmut, Liebreiz, Heiterkeit des Herzens, Kraft, allerlei Weisheit und Kunde u. s. w.

Mantel

Das vierte und äusserste Kleidungsstück der Frauen war der Mantel. Er wurde natürlich nur ausser dem Hause angelegt, und als die Korsetts mehr und mehr in Aufnahme kamen, wurde der Mantel ziemlich überflüssig. Es kam daher im 13. Jahrhundert öfter vor, dass Frauen ohne denselben gingen, um so lieber, als sie das reiche Pelzwerk des Korsetts und, bei aufgehobenem Saume desselben, das gestickte Kleid zeigen konnten, doch galt ein solcher Anzug nicht für voll. Bei besonderen Feierlichkeiten durfte der Mantel nicht fehlen. Die Dichter stimmen aber mit den Bildern überein, dass er häufig bei Seite gelassen wurde (Taf. 36, 10 u. 11).

Auch bei dem Mantel fielen im 12. Jahrhundert die breiten Goldborten weg und damit zugleich der Schmuck aus Gold und Edelstein; nur der Saum wurde noch kostbar aber schmal eingefasst.

Umwandlung des Mantels

Dass er aber den Schnitt änderte, haben wir schon bei den Mänteln der Männer erwähnt. Die oberen Ecken, die früher an der Schulter verbunden wurden, wurden abgerundet, der Mantel zugleich um die Schultern dicht anschliessend geschnitten und so verengt, dass die beiden Seiten von den Achseln her sich nicht berühren konnten. Aus der Spange musste also eine Borte oder Kette, ein

Fürspann

sogenannter „Fürspann“ werden, der den Mantel auf der Brust vor dem Zurückfallen schützte (Taf. 30, 6; 32, 3; 36, 8 u. 12). Da, wo der Fürspann an dem Gewand fest war, waren zwei Knöpfe oder Rosetten angebracht (Taf. 36, 8 u. 12), welche Tassel oder Tessel genannt wurden. An Heiligenbildern fehlt die Borte gewöhnlich, und der Mantel ist dann nach alter Sitte mit einer Spange auf der Brust verbunden (Taf. 32, 15).

Der feinste Anstand, den Mantel zu tragen, war der, mit der linken Hand den Saum zu heben und zugleich mit der rechten die Schnur auf der Brust herabzuziehen (Taf. 32, 16).

Die Mäntel waren gewöhnlich aus Wolle, nicht selten aber auch aus Seide oder Samt, das Futter immer dem entsprechend, bei den Vornehmsten das letztere sogar Pelzwerk.

Kappe

Statt des Mantels wurde öfter, und besonders von Männern auf Reisen, die Kappe getragen, ein Kleid, welches dem alten Oberkleid der Frauen glich, indem es weite kurze Ärmel hatte und bedeutend kürzer war als der Mantel (Taf. 36, 3); nicht selten trug es als Zugabe, besonders seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, eine Kapuze, Gugel, die hinten im Nacken befestigt war, und gewöhnlich auch einen kleinen runden Kragen. Oft hiess auch das ganze Gewand die Gugel.

Noch wird ausserdem im 12. und 13. Jahrhundert ein Gewand erwähnt, das statt des Mantels dient und wahrscheinlich der alten Pänula ähnlich ist, nämlich der

Kurzibald

Kurzibald; doch schon vor dem Ende des 13. Jahrhunderts erlischt der Name wieder.

### b) Kopfbedeckung.

Unmittelbar auf dem Haar lag bei Männern und Frauen das Schapel. Dies war ein einfacher oder schnurartig gewundener Ring (Taf. 36, 15) aus Gold, Silber oder Perlen (Taf. 36, 11), der meistens noch verziert war, bald mit Blumen oder Tieren aus Gold (Taf. 32, 3 u. 5), bald mit Zacken (Taf. 32, 2), bald mit natürlichen Blumen, oder es war auch ein Kranz mit Blumen, den nicht selten ein Ritter von seiner Dame empfing. Das Schapel wurde selbst im Hause nicht abgelegt.

Schapel

Darüber trug man beim Ausgehen einen Hut oder eine Mütze. Der erstere konnte von verschiedener Form sein. Am vorherrschendsten waren die Spitzhüte. Ihre Form glich einem stumpfen Kegel mit einem aufrechten breiten Rande, der zuweilen hinten herabhing und mit einem Goldreife geziert war (Taf. 30, 7). Ursprünglich trugen ihn nur die Herzöge und er hiess daher Herzogshut, wurde aber sehr bald mit Wegfall des Goldreifs die Tracht der Ritter und später auch der niederen Stände. Vornehme besetzten den Rand mit Pelzwerk. Daneben trug man auch niedrige Hüte mit aufgestülptem Rande aus Pelz (Taf. 30, 5; 32, 8) oder Hüte ganz mit Pfauenfedern überdeckt, die oft genannten Pfauenhüte. Auch Hüte mit rundem Kopf und breiter Krempe kommen vor und die Strohhüte der Sachsen nannten wir schon.

Hut

Judenhut

Den Juden wurde im 13. Jahrhundert eine besondere Form des Hutes vorgeschrieben, welche bei rundlichem Kopfe, der oben zugespitzt in einen Knopf auslief, einen ziemlich breiten abfallenden Rand hatte. Dieser Hut wurde von niemandem sonst getragen und hiess ausdrücklich „Judenhut“. Der betreffenden Vorschrift, die auch im 14. Jahrhundert mehrfach wiederholt wurde, war das Verbot hinzugefügt, „dass kein Jude eine capucia tragen dürfe, sondern nur den Hut“. Die Farbe desselben wurde in den verschiedenen Gegenden Deutschlands verschieden befohlen: in der Handschrift des Sachsenspiegels zu Heidelberg ist der Hut gelb, in der Wolfenbüttler blau, in Nürnberg war er rot. Der Schwabenspiegel schreibt nur vor: einen spitzen Hut.

Verschiedene Farbe desselben

Wir fügen hier gleich noch einige Bemerkungen hinzu über die Abzeichen, welche den Juden im Mittelalter überhaupt vorgeschrieben waren.

Verordnungen der Araber an die Juden

Den Anfang zu solchen Vorschriften machten die Araber in Spanien und Marokko, denen wahrscheinlich durch die Stammes-Verwandtschaft jede Unterscheidung zwischen sich und den Juden sehr erschwert oder oft ganz unmöglich gemacht wurde, und welche sich nicht anders zu helfen wussten, um die von ihnen doch gewünschte Unterscheidung herbeizuführen, als dass sie nun auf dem Körper, d. h. an den Kleidern, deutlich machten, was durch den Körper und an ihm selbst nicht zu unterscheiden war. Sie legten den Juden das Gebot auf, bestimmte Abzeichen, äusserlich leicht sichtbar, an der Kleidung zu tragen.

Missbrauch durch Innozenz III.

Dies machte sich Innozenz III., der furchtbare Erfinder der Inquisition, zu Nutze, indem er eine Verordnung, welche bei den Arabern eine praktische Bedeutung

haben mochte, begierig aufgriff und in seinem Fanatismus missbrauchte, um daraus ein Mittel zur Unterdrückung und Verfolgung der Juden zu machen, um Verachtung und Hass gegen diesen fremden Stamm zu erwecken und zu nähren. Wie schrecklich diese Saat des Hasses aufging, das zeigten schon nach einem Jahrhundert und weiterhin die Judenverfolgungen am Rhein und anderswo, die wahrlich weder dem deutschen Stamme noch der christlichen Kirche zur Ehre gereichen. Das waren die Früchte von Innozenz' Verordnung. Er befahl nämlich auf dem vierten vatikanischen Konzil für alle Christenheit, dass „beide Geschlechter" der Juden bestimmte Abzeichen an der Kleidung tragen sollten. Jedes Land erliess nun besondere Vorschriften über Form und Farbe dieser Abzeichen. Nur langsam drang diese Massregel durch. In Spanien und Portugal, wo die Juden mächtig und zahlreich waren, stand Innozenz selbst davon ab. In Deutschland erhoben sich Schwierigkeiten, daher erneuerte Gregor IX. 1233 das Gebot, doch beschränkte man hier die Abzeichen ziemlich allgemein auf den Hut, während in den Nachbarländern ausser Deutschland die Juden gezwungen wurden, gelbe oder rote Ringe auf der Brust oder dem Rücken, die Frauen auf den Schleiern, aufzunähen. In Deutschland war im 13. und 14. Jahrhundert von solchen Zeichen keine Rede. Erst durch das Konzil zu Basel 1434, wo das Gesetz wegen der Abzeichen verschärft wiederholt wurde, wurden auch von den deutschen Juden solche Zeichen gefordert und nun überall die bezüglichen Verordnungen erlassen, z. B. für Augsburg 1434 durch Sigismund selbst: Gelbe Ringe auf den Kleidern! In Schafhausen gab der Rat 1435 das Gesetz: „Alle einheimischen und fremden Juden müssen von nun an auf der Brust ein rotes Zeichen, gestaltet wie ein Judenhut, tragen, bei Strafe etc." Auf der Bamberger Synode erliess der Kardinal Cusanus 1451 die Verordnung: „Alle jüdischen Männer sollen auf der Brust einen gelben Ring von fingerlangem Durchmesser, alle Jüdinnen zwei blaue Streifen am Kopfputz tragen". — Die Reichs-Polizei-Ordnung von 1530 schrieb vor: „Die Juden sollen einen gelben Ring am Rock oder an der Kappe tragen!"

Judenerfolgung

Erstes Gebot der Abzeichen

Erneuerung der Verordnung

Trotzdem wurden diese Verordnungen nicht streng durchgeführt, sondern auf allerlei Weise umgangen, wie sich denken lässt. Reiche Juden liessen sich gegen Zahlung einer Summe „Dispens" erteilen, ärmere halfen sich durch andere Mittel. So erzählt z. B. die Regensburger Chronik von 1518 ausdrücklich: Unter zwanzig Juden ist oft nicht einer zu finden, der die anbefohlenen Zeichen offen und deutlich sichtbar trägt, der sie nicht in den Falten des Rockes oder der Kappe verbirgt oder diese so drückt und zurechtlegt, dass die Zeichen verdeckt werden, oder der sie nicht mindestens mit der Hand verbirgt. — Ja, die Chronik klagt über den Hochmut der Juden, dass sie sich gar nicht von den Christen unterschieden, und als starken Beweis fügt sie hinzu, manche gingen sogar wie die Landsknechte, in mi-parti, was dem Schreiber der Chronik als ein frevelhafter Übermut erscheint.

Umgehung des Gesetzes

Klage der Chronisten

Soweit die Juden und ihre Tracht im Mittelalter!*) Wir wenden uns nun zu der Kopfbedeckung jener Zeit zurück.

Mützen wurden in sehr verschiedenen Formen getragen. In dem 10. und 11. Jahrhundert findet sich noch die der phrygischen Mütze ähnliche Form (Taf. 30, 3 u. 10), später wird sie durch andere ersetzt und verdrängt. Sehr oft kommt eine runde, anschliessende Kappe mit hohem Rande vor, der meistens mit Pelz verziert ist. Dieser wird auch bisweilen in Zacken ausgeschnitten und an den Kanten besetzt (Taf. 32, 4). Auch platte, barettartige, steife Mützen waren nichts Seltenes (Taf. 36, 2 u. 7), und auf der Jagd pflegte man gern die Falkonierhaube zu tragen, welche einer Kindermütze ähnlich sich eng dem ganzen Kopfe anschloss und unter dem Kinn gebunden wurde (Taf. 36, 3). Mütze

Im ganzen vermied man breite schirmartige Kopfbedeckungen, um das Haar möglichst wenig zu stören und möglichst viel zur Schau zu tragen. Denn die Zeit des kurzen geschorenen Haupthaares war vorüber. Schon im 11. Jahrhundert scheinen einzelne es versucht zu haben, die herrschende Gewohnheit zu überwinden, doch blieben es immer nur Versuche, weil die Herrscher das kurze Haar beibehielten und demgemäss der Adel am Hofe ebenso tat. So zeigen die Bilder Heinrichs II. (Taf. 30, 8), Rudolfs von Schwaben (Taf. 30, 15) und selbst Friedrichs I. (Taf. 32, 1) das kurze Haar, obwohl das letztere schon dadurch abweicht, dass es in der Höhe der Ohren rundum gleich lang geschnitten ist, also am Hinterkopfe länger ist als früher, wo nach römischer Sitte die Haare am Scheitel ebenso kurz waren wie die am Nacken, und diese nicht bedeckten. Um dieselbe Zeit gingen einzelne so weit, den allgemeinen Trieb nach längerem Haar so zu befriedigen, dass sie wachsen liessen was wuchs, und auf solche Weise lange flatternde Locken trugen (Taf. 32, 5, 6 u. 8). Jedenfalls war diese Haartracht bei der Eisenrüstung äusserst unbequem, und konnte daher keine Nachahmung finden. Endlich, wie immer aus den Gegensätzen, wenn sie eine Weile miteinander gekämpft haben, sich das rechte Mass entwickelt, fand sich auch hier das Richtige, welches zugleich gut und schön war. Um die Zeit des grossen Kreuzzuges der drei Herrscher von Deutschland, Frankreich und England, also an der Grenze des 12. und 13. Jahrhunderts, wurde es allgemeiner Gebrauch, das Haar in sanften Wellen bis über die Ohren fallen zu lassen, so dass diese ganz bedeckt waren, und rundum in der Höhe des Kinns abzuschneiden (Taf. 36, 2, 13—15 u. 17). So blieb Nacken und Schultern frei, und doch hatte das Gesicht den schönen Rahmen des lockigen Haares. Wer keine natürlichen Locken hatte, half durch die Kunst nach, denn schlicht durfte das Haar nicht hängen. Brenneisen und Öle taten schon damals ihre Dienste, und Stutzer liessen sich am Abend ihr Haar aufwickeln, dass es am Haar

Locken

*) Genaueres darüber findet sich in: Otto Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters. Braunschweig, 1866, bei Schwetzschke & Sohn.

Morgen gekräuselt sei. Es war für Friseure und Barbiere eine goldene Zeit.

Bart

Denn auch diese letzteren hatten alle Hände voll zu tun Die Bartlosigkeit, die nun seit langer Zeit für schön galt, wusste dieses Ansehen zu behaupten. Niemand als etwa die Könige trugen den einst so unentbehrlichen Schnurrbart, der später auch verschwand, um unter dem kirchlich gesinnten Heinrich II. (Taf. 30, 8) einem zwar kurzen, aber doch vollen Bart den Platz zu überlassen. Der ganze Bart, den früher nur die Priester trugen, war seit Leo II. im Anfang des 9. Jahrhunderts verschwunden; jetzt gerade, ein Jahrhundert später, wusste Heinrich seinen kirchlichen Sinn unter anderem nicht besser auszudrücken, als durch Annahme dieser früheren Auszeichnung des geistlichen Standes. Die Bischöfe, wie in Sorge, dass er ihnen etwas vorwegnehme, liessen alsbald auch wieder ihre Bärte wachsen, aber auch nur sie. So blieb es während des ganzen 11. Jahrhunderts. Es tragen die höchsten geistlichen und weltlichen Herren kurze Vollbärte (Taf. 30, 10 u. 11, 13), indessen die übrige Welt bartlos geht. Im 12. Jahrhundert treten die Bischöfe wieder zurück von dieser Sitte (Taf. 30, 12; 32, 9), indessen die weltlichen Fürsten grösstenteils bei dem Barte beharren (Taf. 32, 1, 4, 6–8). Auch diese gaben ihn im folgenden Jahrhundert auf (Taf. 36, 13–17) und die Bartlosigkeit wird wieder die allgemeine Regel.

Doch eine Zuflucht findet der vielfältig geschorene Bart — bei den Juden. Er gehört zu ihrer Tracht vom 12. bis in das 19. Jahrhundert (Taf. 36, 5 u. 6).

Ausserdem trugen die Pilger stets vollen Bart und dementsprechend auch mehrere geistliche Orden, z. B. die deutschen Ritter (Taf. 36, 7). Bei alten Leuten findet sich übrigens selbst in dieser Zeit zuweilen der volle Bart.

Auch der Papst trägt auf Bildern des 13. Jahrhunderts einen solchen und mit ihm die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, indessen Kaiser und Könige bartlos gehen.

Haar abgeschnitten

Dass in der Zeit der Locken die Sklaven geschoren wurden, entsprach der alten germanischen Vorstellung von dem Werte der Haare. Auch der Bauer musste — ausserdem, dass er noch in anderer Weise tüchtig geschoren wurde — sein Haar scheren, desgleichen die Hofnarren. Dahin gehört auch, dass freiwillige Sklaverei, wie die der Klosterleute gegen ihre Oberen oder eines Ritters gegen seine Geliebte, durch dies Zeichen dargestellt wurde. Es kam vor, dass eine einzige Angebetete viele Scheren in Bewegung setzte und viele Häupter kahl machte.

Zugleich war, wie bei den Griechen, bei Trauerfällen das Abschneiden des Haares ein äusseres Zeichen des Schmerzes und bei beiden Geschlechtern üblich.

Frauen: Haar

Die Frauen liessen im 12. Jahrhundert ihr Haar mehr und mehr unbedeckt und befreiten es von Kopftüchern und dergleichen. Es fiel nun in langen Locken zu beiden Seiten und hinten gleichmässig herab und verhüllte die Schultern (Taf. 30, 4). So trugen es Frauen und Jungfrauen. Später, im 13. Jahrhundert, unterschieden sich diese beiden dadurch, dass die ersten eine Haube oder einen Schleier trugen, daher es wohl noch heute heisst „unter die Haube kommen“, die letzteren dagegen, die noch jetzt öffentlich keine Haube tragen dürfen, das Haar unbedeckt liessen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist diese Weise schon durchgehend im Gebrauch.

Haube

Alte Frauen trugen das Haupt ganz verhüllt und so wurde diese Kopftracht als besonders ehrwürdig angesehen, und daher stellte man heilige Frauen, z. B. die Maria, immer ebenso dar. Umgekehrt musste eine Braut, auch noch mehrere Jahrhunderte später, das Haar in voller Schönheit frei herabfallen lassen.

Kopftuch

Diese Sitte mag wohl manche Nachteile, z. B. für die Kleidung, gehabt haben; am meisten aber wird die grosse Zeitverschwendung gerügt, die sie kostete. Zöpfe wurden selten oder nie getragen.

Auch die Frauen trugen, wie schon oben angedeutet wurde, fast immer ein Schapel. Sie bedienten sich dieser Vorrichtung, um das Haar von der Stirn zurück- und an den Schläfen festzuhalten; die Form derselben war aber ebenso unbestimmt wie bei den Männern.

Schapel

Indessen das Schapel auch von Jungfrauen getragen wurde, blieb die Haube oder das Gebende (Gebände) vom 13. Jahrhundert an eine Auszeichnung der verheirateten Frauen. Es wird wie das Schapel zuerst im 12. Jahrhundert in Deutschland erwähnt.

Gebende

Anfangs war es ein breites, festes Band, das von der Höhe einiger Zentimeter um den Kopf ging und häufig oben geschlossen war. Im letzteren Falle war es also eine flache Mütze oder Haube. Es wurde durch ein Band, das vor den Ohren hinab um das Kinn reichte, festgehalten (Taf. 36, 8–10). Die Farbe dieser Haube war meistens weiss (Taf. 36, 10), doch gab es auch rote (Taf. 30, 6; 36, 8), blaue (Taf. 32, 16) und in anderen Farben (Taf. 32, 15). Im 13. Jahrhundert scheint man den oberen Rand mit Pelz besetzt zu haben (Taf. 36, 9).

Nicht selten wurde das Gebende von der Krone umgeben oder von einem kronenartigen Goldreif (Taf. 32, 15 u. 16), der dann das aufrecht stehende Band vertrat.

Schleier

Dass der Schleier auch den Frauen dieser Zeit nicht fehlte, kann man sich bei ihrem lebhaften Streben nach Schönheit der Tracht wohl denken. Er wurde auf allerlei Arten getragen, bald leicht und frei flatternd (Taf. 30, 9), bald nach Art einer Haube mehr oder weniger eng anschliessend (Taf. 30, 6; 32, 3; 36, 12) und ist im letzteren Falle auch aus dichterem Zeug. Gewöhnlich liegt das Schapel über ihm (Taf. 32, 3), zuweilen aber ist er auch über demselben befestigt (Taf. 36, 12).

In der strengeren Zeit des Interregnums, als die Männer sich vom Minnedienst abwandten und rohere Sitten einrissen, die Frauen demgemäss sich mehr verhüllten als zuvor, wurde ausser dem Schleier noch ein Mundtuch, die sogenannte Rise, getragen. Sie war nicht gerade erst in jener Zeit entstanden, sondern vereinzelt fand sie sich schon früher bei Heiligenbildern oder alten würdigen Frauen (Taf. 30, 9; 32, 3), aber jetzt wurde sie von den

Rise

verheirateten Frauen allgemein getragen und erhielt sich auch zwei Jahrhunderte lang im Gebrauch. Man konnte sich mit der Rise nach Belieben das Gesicht bis auf Augen und Nase völlig verhüllen.

Hüte

Ausserdem trugen die Frauen auch bei besonderen Veranlassungen Hüte, die aber eben nur erwähnt, selten beschrieben und noch seltener abgebildet werden. Die vorkommenden zeigen keine Unterschiede von den Hüten der Männer.

### c) Fussbekleidung.

Schuh

Eine solche war in der Regel, als für sich bestehend, nur bei den Männern niederen Standes gebräuchlich und bestand dann aus einem Schuh von Leder. Der vornehme Mann dagegen bedeckte seine Füsse gewöhnlich, wie oben bei der Hose erwähnt wurde, durch diese. Nur einige Male wird eine besondere Fussbekleidung erwähnt und zwar,

Stiefel

wenn auf der Jagd oder auf der Reise, so ist es der Stiefel, oder wenn bei feierlichem Anzug, so ist es der Schuh, der aber bis zum Knöchel oder noch etwas darüber hinaus geht. So trägt Friedrich Barbarossa an seiner Statue Schuhe mit einem Einschnitt am oberen Rande (Taf. 32, 1), ebenso Heinrich II. auf der schon erwähnten Abbildung (Taf. 30, 8), doch ohne Einschnitt. Dieser findet sich überhaupt nur im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ist aber fast immer ohne jede Schnur (Taf. 32, 5, 7 u. 9). Gleichzeitig finden sich auch Schuhe mit einem

Ausschnittene Schuhe

oder zwei Ausschnitten mitten auf dem Fuss (Taf. 32, 5, 6 u. 8). Am Ende des 13. Jahrhunderts trägt man den Schuh wieder ganz geschlossen, im 14. wieder offen mit einem Riemen über den Spann.

Der Stoff, aus dem diese Schuhe der Vornehmen bestanden, war auch meistens Leder, zuweilen jedoch ausländisches buntes, oder auch an seiner Stelle kostbare Zeuge. Daher war die Farbe zwar gewöhnlich schwarz (Taf. 32, 5), aber auch oft gelb (Taf. 32, 7—9), rot und dergleichen. Der Einschnitt wurde häufig mit anderer Farbe eingefasst.

Frauen: Schuhe

Die Frauen trugen immer Schuhe, und zwar von so feiner Arbeit, dass unsere heutigen Stiefelkünstler sich wundern würdern, wenn sie dieselben sehen könnten. „Auf zwei Leisten gemacht“ mussten die Schuhe der vornehmen Frau sein, sonst konnte sie dieselben nicht tragen. Sie waren den heutigen Stiefelchen der Frauen ziemlich ähnlich, gewöhnlich vorn geschnürt und laufen in eine zierliche Spitze aus. Der Stoff ist feines, weiches Leder oder Goldbrokat, auch wohl Seide, damit sich der eng anschmiegende Schuh jeder Bewegung des Fusses fügen konnte. Die Farbe ist meist schwarz, rot, gelb oder weiss, doch kommen auch noch andere Farben vor (Taf. 30, 4 u. 9; 32, 3 u. 15; 36, 10—12).

ndschuhe

Die Handschuhe, um auch dieses Artikels hier mit einigen Worten zu gedenken, finden wir zwar auf Abbildungen selten, nämlich nur beim Reise- und Jagdanzug, aber sie waren dennoch ein wichtiger Teil der Kleidung, ebenso wie jetzt. Den Dichtern nach waren dieselben gewöhnlich aus gewirkter Seide, zuweilen aber, und dies galt für sehr vornehm, aus feinem Leder. In der Farbe galten die weissen für die besten, und bei besonderen Gelegenheiten, wie noch heute, trug man nur solche. In der Länge waren sie unseren heutigen gewöhnlichen Handschuhen gleich. Der äussere Teil wurde oft bestickt oder gar mit Perlen und dergleichen besetzt. Man trug nur ausser dem Hause welche, und wenn man als Gast irgendwo eintrat, zog man sie aus.

Auf der Jagd, wenn der Falke mitgenommen wurde, hatten die Handschuhe hohe Stulpen und waren aus starkem Leder. Es war Sitte, den Falken auf der linken Hand zu tragen, daher findet man oft auch nur an dieser Hand einen Handschuh (Taf. 36, 3).

### d) Schmuck.

Derselbe ist gegen früher sehr beschränkt und kommt fast nur noch bei der Tracht der Frauen in Anwendung. Die Männer trugen ausser der Spange oder Kette, die den Mantel hielt, nur noch das Schapel und einen Ring, ein „Fingerlein aus Gold“ oder auch aus Glas; auch Ringe aus Haaren kannte man schon. Aller übrige Schmuck kam den Frauen zu gute, die ausser den schon genannten Stücken noch Armspangen, aber keine Ohrringe mehr tragen. Nur bei Mägden oder unanständigen Weibern finden sich diese noch.

Spange

Ringe

Im allgemeinen werden die Formen weit zierlicher und schöner, und man will nicht mehr wie früher durch grosse Massen, sondern durch Anmut wirken. So beschränken die Frauen ihre Armringe auf höchstens zwei an jedem Arme, während sie deren früher eine ganze Reihe trugen. Desgleichen geschieht mit den Fingerringen. Sonst alle Finger besetzt, jetzt nur noch den einen Ring der Treue. Kopf, Brust und Hüften wurden allein mit Vorliebe geschmückt, jener durch Schapel und Gebende, wovon schon die Rede war, die Brust durch den Fürspann mit den beiden Tasseln (Taf. 36, 12) oder auch durch eine Spange mit einer Platte, wenn der Mantel vorn zusammentraf (Taf. 32, 15). Dieser letztere Schmuck scheint so grosses Wohlgefallen erregt zu haben, dass die Frauen, auch wenn der Mantel auf den Achseln hing, doch eine grosse Brosche auf der Brust trugen dicht am Ausschnitt des Kleides. Dieselbe war dann von feinster Goldarbeit und oft mit Edelsteinen besetzt (Taf. 32, 16; 36, 8 u. 12). — Von dem Gürtel sprachen wir schon.

Armringe

Fingerringe

Schabel und Gebende Fürspann

Spange

Brosche

Dass man ausserdem die Kleider selbst durch Stickereien zierte, kam zwar vor, scheint aber doch nur selten gewesen zu sein. Am meisten stösst man auf Stickereien bei den Waffenröcken der Ritter (Taf. 32, 14; 36, 13); bei Frauen sind solche Ausschmückungen selten (Taf. 32, 15).

Schellen

Eine eigentümliche Verzierung des Kleides tauchte in dieser Zeit auf, die nämlich, den Rock mit Schellen zu behängen. Anfangs wurden sie von den Rittern nur an den Riemen der Pferde angebracht, doch waren sie schon früher bei Äbten und Bischöfen an ihren Messkleidern benutzt. Jetzt gab es Stutzer, die sich dadurch hervortun

wollten, dass sie den Rock mit Schellen besetzten. Man liess ihnen dieses Vergnügen, liess es ihnen allein, und die Schelle wurde später das Zeichen der Narrentracht.

### 3. Kriegstracht.

Sie hielt während dieser Zeit ziemlich gleichen Schritt mit der in Frankreich und England und änderte sich allmählich um, doch ohne wesentlich den Charakter zu verlieren, den sie zu Anfang des 11. Jahrhunderts hatte.

Kettenhemd

Im Laufe desselben kam das Kettenhemd neben dem aus Schuppen in allgemeinen Gebrauch. Es reichte vom Scheitel bis zum Knie und liess am Kopf nur die Mitte des Gesichts frei (Taf. 30, 1 u. 2). Ebenso blieb es im 12. Jahrhundert (Taf. 32, 10—14). Im 13. richtete man

Panzerkappe

die Panzerkappe so ein, dass sie zurück in den Nacken fallen konnte wie eine Kapuze (Taf. 36, 13).

Die Arme und Hände wurden durch das Panzerhemd, das im 13. Jahrhundert stets aus Ringen bestand, be-

Panzerhosen

schützt und die Beine samt den Füssen wurden mit Hosen aus demselben Geflecht bedeckt. Anfangs, im 11. und 12. Jahrhundert, finden wir häufig, dass es nur Vorderhosen sind, d. h. Stücke Geflecht, die, wie die späteren Schienen, nur das vordere Bein deckten und hinten mit Riemen zusammengehalten wurden (Taf. 30, 1 u. 2; 32, 13). Doch wird im 12. Jahrhundert die volle Hose vorherrschend (Taf. 32, 11, 12 u. 14) und bleibt es dann auch im 13. Jahrhundert (Taf. 36, 1, 4 u. 13).

Sporen

Die Sporen waren noch immer meistens einfache Stacheln; die Rädersporen, obgleich schon im 10. Jahrhundert bekannt, finden nur sehr langsam Eingang (Taf. 30, 13; 32, 14; 36, 4 u. 13).

Helm

Der Kopf hatte zum Schutze einen Eisenhelm, der im 11. und 12. Jahrhundert vorn mit einer Nasenschiene versehen war und bald halbrund (Taf. 30, 2; 32, 13), bald abgeplattet (Taf. 30, 1) oder zugespitzt war (Taf. 32, 10 u. 11). Diese Spitze bog sich zuweilen etwas nach vorn (Taf. 32, 12). Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts wurden die Topfhelme gebräuchlich und blieben es auch im 13. Jahrhundert. Es waren breite Zylinder mit nur gelinder Ausbucht für die Nase und zwei Spalten für die Augen (Taf. 36, 1). Man findet allerlei Verschiedenheiten derselben Grundform (Taf. 40, 5—11), ausserdem auch Eisenhüte (Taf. 40, 12 u. 16). Daneben kamen noch die alten runden Hauben vor, erhielten aber ein Art Nackenschild, wenigstens den Ansatz dazu (Taf. 36, 4) oder wurden den Töpfen ähnlich (Taf. 40, 13 u. 14). Die trichterförmigen Hauben stammen aus dem östlichen Europa (Taf. 40, 15).

Schild

Der Schild war meistens drei-, selten viereckig (Taf. 30, 3, 5 u. 7) und legte sich durch seine seitliche Wölbung dem Körper an, sowohl beim Gefecht (Taf. 32, 11) wie ausser demselben, wo er an einem Riemen auf dem Rücken hing (Taf. 32, 10; 36, 4). Er nahm im 13. Jahrhundert an Höhe und Wölbung ab, blieb aber bei der alten Form. Die früher beliebigen Verzierungen desselben (Taf. 30, 3 u. 5) wurden jetzt am Ende des 12. Jahrhunderts bestimmt feststehende, die den Ritter und seine Familie bezeichneten. Es entstehen die Wappen.

Wappen

Unter den Angriffswaffen blieben Lanze und Schwert die wichtigsten. Daneben waren freilich noch Streitkolben, Streithämmer und dergleichen im Gebrauch; Pfeile und Bogen kamen höchst selten vor und sind dann von mittlerer Grösse und von den früher beschriebenen nicht wesentlich verschieden (Taf. 40, 20). Diese Waffe scheint nur in England und Schottland eine rechte Pflege gefunden zu haben, war aber dort von ansehnlicher Grösse, der Bogen bis 1,80 m, der Pfeil 90—120 cm lang.

Die Lanze wurde seit dem 10. Jahrhundert oft mit

Lanze

kleinen bunten Fähnchen geziert, welche die Farben oder das Zeichen des Ritters, sehr oft auch ein Kreuz trugen (Taf. 32, 10, 13 u. 14). Letzteres wurde in den Kreuzzügen vorherrschend, zu welcher Zeit auch die Fähnchen ganz allgemein wurden.

Die Banner und Standarten waren dadurch von der

Banner

Lanze mit Fahne unterschieden, dass bei ihnen die Fahne als Hauptsache grösser und darum auch fest an den Schaft geheftet war (Taf. 40, 2 u. 3). Auf ihr stand das Zeichen des Landes, z. B. auf der kastilianischen die drei Kastelle (Taf. 40, 4). Die berühmteste der damaligen Standarten war die schon erwähnte Oriflamme Frankreichs (Taf. 40, 1).

Das Schwert war breit und lang und daher ziemlich

Schwert

schwer. Man trug es auf der linken Hüfte an einem Gurt (Taf. 30, 1 u. 2; 32, 13 u. 14; 36, 4 u. 13). Der Griff hatte einen dicken runden Knopf, der im 12. Jahrhundert oft verziert ist, und eine starke Parierstange, die zuweilen mit den Enden nach der Spitze hin gebogen ist. Der Handgriff selbst ist unter den Hohenstaufen des festen Haltens wegen meist mit einem rauhen Geflecht umwickelt.

Den Dolch, der selten fehlte, trug man rechts am

Dolch

Gürtel, ebenfalls in einer Scheide aus Holz oder Leder, die am Griffe und an dem unteren Ende mit Metall beschlagen (Taf. 36, 4 u. 15), häufig aber auch ausserdem, wie die Schwertscheide, mit solchen Verzierungen besetzt war (Taf. 32, 14).

Dass nur die Ritter befugt waren, den Helm wie die Sporen zu tragen, ist aus den Erzählungen bekannt genug. Die Knappen dagegen trugen auch später nur die Sturmhaube, welche den oberen Kopf schützte, dagegen das Gesicht und den Nacken offen liess. Ebenso waren die übrigen kostbaren Waffen nur den Rittern vorbehalten, wie wir schon oben erwähnten, dass Panzerhemden und dergleichen nur dann von den Knappen getragen wurden, wenn ihr Herr reich genug war, ihnen solche zu geben. Ausserdem begnügten sie sich mit dem einfachen Rock. — Noch erwähnen wir schliesslich, dass in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schon Spuren von Schienen an den

Beinschien

Beinen sich finden und zwar zunächst am Schienbein (Taf. 36, 1), das vielleicht von daher seinen Namen erhalten und behalten hat.

## C. Geräte.

Wirklich vorhanden ist aus jenen Jahrhunderten hier und da noch einiges, das aus Metall bestand; von den hölzernen Geräten sind meistens nur noch die Abbildungen übrig.

Sessel etc. Das Stubengerät war noch sehr einfach, und auch hier wie in Frankreich hatten nur die Vornehmsten Sessel und dergleichen. Selbst die Fürsten machten darin sehr wenig Aufwand, wie der Thronsessel aus dem 13. Jahrhundert (Taf. 40, 49) zeigt.

Spiegel Ein fast unentbehrliches Handgerät der Frauen, das an der Seite an einer Schnur getragen wurde, war ein kleiner Spiegel. Derselbe war oft mit Gold reich verziert und die Rückseite, wie noch einige vorhandene zeigen, ganz mit künstlichem Schnitzwerk bedeckt.

Gefässe Weit mannigfaltiger als das Stubengerät waren die Gefässe, sowohl die für den täglichen Gebrauch bestimmten, die grösstenteils aus Ton bestanden, als besonders die Prachtgeräte, die aus Silber und Gold gefertigt waren. Auch hier waren die Kreuzzüge von grossem Einfluss gewesen, da sie die Kenntnis der zierlichen und reichen Formen orientalischer Gefässe verbreitet hatten.

Was die Musikinstrumente anlangt, so waren seit der Regierung des Hohenstaufen Friedrich II., der an seinem Hofe so vieles pflegte, was dem Orient entstammte, auch Kesselpauken die Trompeten und Kesselpauken von dort bekannt geworden (Taf. 40, 22 u. 33). Der strenggläubige Sinn vieler verwarf dieselben als heidnisch und die Kirche verdammte diese Lust am Ausländischen als gottlos, dennoch erhielten sich jene Instrumente im Gebrauch und bilden heute noch einen wesentlichen Teil unseres Orchesters.

Harfe Für die Begleitung zum rezitierenden Gesang, der damals eine so wichtige Rolle spielte (man denke nur an den Sängerstreit auf der Wartburg!) diente die Harfe. Dieselbe war nur klein und wurde sitzend gespielt, indem sie auf den Knieen ruhte (Taf. 40, 21). Sie hatte nur eine geringe Anzahl Saiten.

Spiele Ausser der Musik dienten der Unterhaltung noch mancherlei Spiele, die aber meistens den ritterlichen Künsten verwandt waren. Es wurde um die Wette geritten, gefochten, gerungen und gesprungen, gelaufen und dergleichen mehr. Die alten Heldengedichte sind voll davon und wir dürfen daher nur auf sie verweisen. Von anderen Unterhaltungsspielen wird das Schach erwähnt.

Wir verlassen hiermit die Deutschen am Schlusse des 13. Jahrhunderts und zugleich dicht vor der Zeit der Umwälzung, welche sich während des 14. Jahrhunderts in der Tracht vollzog.

# VII. Die Italiener

## im 13., 14. und 15. Jahrhundert.

(Tafel 37, 42, 43, 57 und 58. Nach Bonnard und Hefner.)

Wir betrachten hierbei mit einem Male wesentlich verschiedene Zeiträume, nämlich die letzte Zeit der eigentlich mittelalterlichen Tracht, welche schon gegen die Mitte des 14 Jahrhunderts durch allerlei neu aufgenommene Elemente anfängt, sich zu ändern und im 15. Jahrhundert ihren Charakter völlig verliert, und diese Zeit der Entartung, wenn man sie so nennen will, oder des Luxus und der einreissenden Geschmacklosigkeit. Diese endigt etwa mit dem Ablaufe des 15. Jahrhunderts, also des Mittelalters selbst. Die drei Jahrhunderte teilen sich also in diese beiden verschiedenen Epochen ziemlich gleich.

## A. Die Tracht.

Vieles, was wir bereits von der Tracht der Deutschen im 13. Jahrhundert gesagt haben, gilt auch von den Italienern, denn mehr und mehr verschmolzen die westeuropäischen Völker auch in der Tracht zu einer grossen Familie. Mehr und mehr wurde die Mode mächtig. Doch noch nicht in der ersten Hälfte des genannten Zeitraumes; da trug sich der Italiener noch auf besondere Art. — Wir wenden uns hier zunächst zu der Tracht der Vornehmen und werden an der betreffenden Stelle der Volkstracht gedenken, beide aber gegenüber der Kriegstracht zusammenfassen in der Bezeichnung.

### 1. Friedenstracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Langer Rock Auch hier galt im 13. Jahrhundert der lange Rock, doch reichte er kaum bis an die Knöchel (Taf. 37, 9 u. 16). Die Ärmel waren weit und so lang, dass nur das Handgelenk ganz frei blieb. Hier wie am unteren Saume des Kleides fanden sich Bortenbesätze, die mehr oder weniger reich waren (Taf. 37, 9, 15 u. 16). Ebenso finden sich auch die Oberärmel und die Achseln (eine Erinnerung an den Ursprung dieses Kleides: Byzanz! siehe Seite 108) mit kostbaren Besätzen verziert (Taf. 37, 9 u. 15). Der Rock selbst war nicht sehr weit und wurde über den Hüften durch einen Gürtel gehalten, dessen eines Ende vorn ein Stück herabhing. Die Stoffe, woraus derselbe angefertigt wurde, waren aus Wolle und trugen nach ihrer Eigentümlichkeit verschiedene Namen, unter denen der Scharlach am berühmtesten war. Da er gewöhnlich rot oder rotbraun gefärbt war, so änderte sich später die Bedeutung des Wortes so, dass es statt des Stoffes nur die Farbe bezeichnete. Ursprünglich gab es jedoch auch grünen, weissen, blauen und violetten Scharlach.

Die Farbe des Rockes wie des Mantels war weniger lebhaft als milde. Es waren ebenfalls jene etwas gedämpften

Farben, deren wir schon bei den Deutschen erwähnten. Dagegen wurden im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert sehr lebhafte und selbst grelle Farben getragen.

Hemd

Unter dem Rocke trug man ein (wahrscheinlich) kurzes Hemd mit engen, langen Ärmeln. Dasselbe war aus Leinwand oder in seltenen Fällen aus Seide und meistens weiss (Taf. 37, 9). Doch finden sich auch gefärbte Hemden (Taf. 37, 16), welches wohl vorzugsweise zugleich seidene gewesen sein mögen.

Hosen

Die Hosen gehörten auch hier zu dem Notwendigen der Kleidung. Sie waren wie bei dem deutschen Adel eng und anschliessend und umschlossen zugleich den ganzen Fuss. Ihr Stoff war, wie der des Rockes, feine Wolle, und ihre Farbe wurde gern in irgend einen Gegensatz zu der des Rockes gebracht, ebenso wie die des Mantels (Taf. 37, 9 u. 16). Auch wurde im 13. Jahrhundert in

mi-parti

Italien schon sehr häufig mi-parti getragen, jedoch beschränkte es sich gewöhnlich noch auf zwei Farben und wurde nur im grossen angewandt, indem die eine Hälfte des Rockes oder der Hose anders gefärbt war als die andere (Taf. 37, 15).

Mantel

Das vierte Stück der Kleidung, der Mantel, war im 13. Jahrhundert noch immer der alte, längst bekannte, der auf der rechten Schulter durch eine Spange oder dergleichen befestigt war. Es war sein letztes Erscheinen; das folgende Jahrhundert begrub ihn. Seine Säume waren auch bortiert (Taf. 37, 9), und Fürsten pflegten über demselben einen breiten Kragen aus kostbarem Pelz zu tragen, der jetzt nur die Achseln bedeckte (Taf. 37, 16), später aber sich allmählich bis auf die Oberarme (Taf. 42, 17) und zuletzt bis auf die Hüften verlängerte (Taf. 43, 4).

Stoff und Farbe

Der Stoff des Mantels war bald feine Wolle, bald Seide und die Farbe wie die des Rockes sanft gedämpft und derselben angepasst im freundlichen Gegensatz. Der Mantel war meistens mit andersfarbigem Zeug von gleicher Kostbarkeit (Taf. 37, 9) oder gar mit Pelz gefüttert.

Rock des Volkes

Statt aller dieser Pracht trug das Volk im 13. Jahrhundert einen einfachen Rock mit langen, ziemlich engen Ärmeln, der bis auf die Knöchel reichte und oben mit

Kapuze

einer Kapuze versehen war, die zuweilen fest an demselben sass, zuweilen auch als besonderes Stück über den Kopf gezogen wurde. Dieser Rock wurde vorn zugeknöpft und vertrat sonach Hemd, Rock und Mütze und meistens auch den Mantel. Sein Stoff war derbes Wollenzeug, das mit irgend einer ziemlich lebhaften Farbe bedacht war (Taf. 37, 10).

Übergang

Im 14. Jahrhundert änderte sich anfangs diese Tracht des Volkes nur wenig. Der Rock wurde unten und an den Ärmeln etwas verlängert, an beiden Stellen eine Hand lang aufgeschnitten und hier, wie an dem vorderen Saume, mit vielen Knöpfen besetzt. Die Kapuze blieb und die frühere Spitze verlängerte sich nach hinten in einen schmalen Sack, der bis auf die Schultern hinabfiel (Taf. 42, 9).

Kurzer Rock

Bald aber, und zwar noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahm der Bürger auch den kurzen Rock an, der nur bis an die Kniee ging. Die Ärmel blieben eng, waren aber kürzer als die zuletzt beschriebenen. Ein Gürtel umzog die Hüften und trug gewöhnlich vorn eine Ledertasche zur Aufbewahrung des Geldes und dergleichen (Taf. 42, 4). Die Beinkleider blieben wie zuvor. Dagegen fand der lange Rock später Eingang bei den Bauern (Taf. 58, 8).

Übertreibungen

Auch unter den Bürgern gab es welche, die „mehr zeitgemäss" sich trugen und den kurzen Rock sehr kurz, den Mantel noch kürzer, die Kapuze knapp und den Sack lang wie einen Zopf trugen, und das alles zugleich aus Stoffen, die sonst auch nur der Adel trug, reich mit Gold gestickt und die Säume mit Goldborten besetzt (Taf. 43, 1: Cimabue, der freilich von adliger Geburt war, also in solcher Tracht nur wie seine Standesgenossen erschien. So aber trugen sich auch viele Bürger, welche dem Adel nachäfften. Cimabue, geboren 1240 zu Florenz, † 1302, war der erste Maler, der den bis dahin herrschenden starren byzantinischen Formen Geist und Leben einzuhauchen wusste und so der Gründer wurde der späteren Blüte der italienischen Malerei. Unter seinen Schülern war Giotto der bedeutendste).

Mantel des Volkes

Wenn sonst ein Mantel sich findet, was besonders bei Abbildungen der Landleute öfter ist, so ist derselbe immer nicht länger als der Rock, gewöhnlich sogar noch etwas kürzer, so dass dieser darunter hervorsieht (Taf. 42, 10). Er ist glockenförmig und hat eine Kapuze, ähnelt überhaupt sehr der römischen Pänula, von welcher er auch abzustammen scheint. Das Landvolk hatte sowohl diesen Mantel als auch den kurzen Rock, soweit man es übersehen kann, durch viele Jahrhunderte zuvor schon getragen und immer beibehalten. Möglich also, dass in dieser seiner Tracht das Römertum aus dem Altertum herüber sich fortgesetzt hatte. Ähnliche Erscheinungen finden sich ja unzählige, sobald wir die deutschen Bauern in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes betrachten wollen. Auch hier stossen wir öfter als nicht auf Trachten, die über ein Jahrtausend alt sind. Der Landmann, immer mit der Natur in Berührung, bleibt länger als der Städter ein gesunder natürlicher Mensch; er hält fest, was ihm dient und lässt sich nicht von ausländischer Laune zu allerlei Torheiten verleiten.

Tracht der Vornehmen

Wie ganz anders die Vornehmen des Volkes! An Stelle des langen Rocks, der nur im Anfang des 14. Jahrhunderts noch getragen wurde (Taf. 42, 5), sehen wir schnell den kurzen zur Herrschaft gelangen; die Kreuzzüge sind vorbei; der Orient ist vergessen; Byzanz hat keinen Einfluss mehr. Nur als Zeremonienkleid bleibt die lange Tunika in einiger Geltung, so für die Professoren der Universität (Taf. 43, 5), für die Advokaten (Taf. 42, 5), für die römischen Senatoren (Taf. 42, 17), für Magistrate (Taf. 42, 8) und für die Fürsten im Ornat (Taf. 43, 4). Sie blieb es auch in derselben Weise während des 15. Jahrhunderts (Taf. 57, 8—11).

Kurzer Rock

Der kurze Rock war aber seit der Mitte des Jahrhunderts der Herrscher der Tracht. Er trat in gar mancherlei Änderungen auf und schon nach den verschiedenen Teilen des ausgedehnten Landes nahm er sehr verschiedene Ge-

stalt an. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die Trachten der einzelnen Städte oder Provinzen ausführlich betrachten; sind dieselben doch noch heute sehr verschieden. Zudem müßten wir dann folgerichtig auch bei den übrigen Ländern ebenso verfahren und unser Werk würde dadurch den angemessenen Raum um das Doppelte und Dreifache überschreiten. Nur wo eine Tracht ganz ausschließlich auf einen Stand oder dergleichen sich beschränkt, werden wir solches erwähnen.

Die Länge des Rockes war im 14. Jahrhundert, wo besonders bei alten Männern bisweilen auch der lange noch hier und da zu erscheinen wagte (Taf. 43, 7), noch nicht so sehr verringert, wie dies im 15. Jahrhundert geschah. Er reichte jedoch nur selten bis ans Knie (Taf. 42, 7), meistens blieb er oberhalb desselben und ließ es völlig frei (Taf. 42, 6; 43, 1 u. 3). Im 15. Jahrhundert wurde er, wie gesagt, noch kürzer (Taf. 57, 2—7), so daß selbst die Oberschenkel zum größten Teil unbedeckt blieben (Taf. 57, 17 u. 18).

Die Ärmel waren bald durchweg anschließend (Taf. 43, 2; 57, 17), bald nur am Unterarm eng, am Oberarm dagegen sehr weit (Taf. 57, 2; 42, 6), bald allmählich von oben nach unten sich verengend (Taf. 57, 5 u. 7). Zu diesen verschiedenen Formen trat im 15. Jahrhundert noch eine neue, indem man den Ärmel an der Außennaht aufschnitt und ihn wieder an mehreren Stellen zusammenheftete, so daß kleine Puffen des Hemdärmels hervorsahen (Taf. 57, 15 u. 18). Oder man schnitt ihn auch am Schulter- und Ellenbogengelenk quer durch, so daß er vom Rocke ab- und in zwei Teilen auseinanderfiel, und heftete ihn dann ebenso wieder zusammen (Taf. 57, 12). Beides ging darauf aus, die feine Leinwand des Hemdes zu zeigen. Auch hierin artete mancher aus, so daß vom eigentlichen Ärmel wenig übrig blieb, sondern Hemdpuffen und Bänder die Hauptsache waren (Taf. 58, 6). Viele nähmen auch den Rock auf der Brust tief am Halsausschnitt von oben nach unten einige Male auf, so daß kleine Risse entstanden, zwischen denen das Hemd oder ein schönfarbiges Unterkleid hervorschimmern sollte (Taf. 57, 17). Man machte das letztere dadurch glänzender, daß man inwendig hinter die Risse einen Streifen Leinen heften setzte. Auch zu jener Zeit, wie bis heute fast zu jeder, strebte man nach dem glänzenden Schein.

Den Pagen schnitt man auch wohl den Rock am Halse tief aus, so daß ein großer Teil des Hemdes sichtbar wurde (Taf. 57, 4 u. 6).

Die Stoffe, woraus der Rock bestand, wurden mit immer größerer Sorgfalt ausgewählt, und es griff ein ungeheurer Luxus, besonders im 14. und 15. Jahrhundert, um sich. Schärfen in Städten die feinen Seidenzeuge und Goldstoffe den Ornaten von den Meistern verfertigt wurden, wurden dergleichen Stoffe mehr ganz und gar. Man kannte ihrer bald nicht mehr aufzählen. Nach den verschiedenen Farben oder Geweben hatten sie auch verschiedene Namen und wir wissen in weiter nichts geblieben als dieser. Es gab grün-, rot- und blaustillierten Brokat, ebenso Zeuge nur aus Seide, die in verschiedenen Farben glänzten. Die Muster waren meistens Arabesken, auch wohl Blumen oder Tiere in regelmäßiger Wiederkehr (Taf. 42, 6; 43, 1; 57, 13, 15 u. 17).

Die Farben wurden mit der zunehmenden Prachtliebe immer greller, so daß im 15. Jahrhundert bei den Vornehmen fast nur noch reine ungebrochene Farben zur Anwendung kamen (Taf. 57 u. 58).

Über dem Rock trug man nicht selten noch einen zweiten etwas längeren, mit größerem Halsausschnitt, weiten und meistens kurzen Ärmeln, die wie der untere Saum mit kostbaren Borten oder Pelzwerk besetzt waren. Doch erreichte auch dieser kaum das Knie (Taf. 42, 6 u. 7; 57, 4, 5 u. 17). Er wurde immer gegürtet.

Die Sucht, an den Kleidern etwas zu haben, was hinausragt, erzeugte aber um 1350 nicht nur den langen Zipfel der Kapuze (Taf. 43, 1 u. 2), sondern auch einen langen Zipfel am Ärmel. Man befestigte nämlich mit den Ärmeln des Überrockes nur die Oberarme, machte über dem Ellenbogengelenk löcher oder ließ einen Ausschnitt an der Innenseite und ließ gegenüber auf der Außenseite das Zeug in einem langen, bald breiten (Taf. 57, 5), bald schmalen Streifen, Strupfen genannt, bis zu den Knieen oder, wenn der Rock lang war, auch noch über dieselben hinaushängen (Taf. 43, 2; 57, 13).

Die Pagen trugen auch wohl an Stelle dieses zweiten Rockes nur ein Wams (Taf. 57, 12 u. 18), wie sie sogar an Stelle des Rockes oft ein solches trugen (Taf. 57, 6 u. 12). Auch dem oberen Wams gab man bisweilen den tiefen Ausschnitt, so daß die Brust offen war (Taf. 57, 12).

Dieser Überrock vertrat die Stelle des Mantels und daher trugen ihn bejahrte Männer selbst im 15. Jahrhundert oft lang, ebenso alle Personen, die öffentliche Ämter verwalteten, wie wir dieses auch schon bei dem Rocke erwähnen mußten. Bei ihnen reichte das Oberkleid bis zur Erde. Auch dieser mehr oder weniger lange Oberrock (Taf. 43, 7) hatte häufig Pelzbesatz oder Borten an den Säumen und man wußte durch ein Umschlagen des vorderen und oberen Teiles auf der Brust und am Halse das weiße Futter zur Geltung zu bringen (Taf. 57, 1 u. 13). Bei Privatpersonen fanden sich auch die „Strupfen“ an den Ärmeln (Taf. 57, 13), indessen die Ärmel der Beamten nur eine große Weite hatten (Taf. 57, 8, 10 u. 11).

Der lange Überrock ist gewöhnlich ohne Gürtel, doch finden wir auch die Befestigung des Gürtels an einem solchen (Taf. 42, 8), der zugleich sehr weite und lange Ärmel hat, so daß sie nur zur Zierde hängen. Man ersinnt sich fast in Erfindung neuer Formen und wir können hier nur die hauptsächlichsten anführen.

Der Mantel war ebenso von verschiedenen Formen. Junge Leute trugen ihn gern kurz (Taf. 57, 15), so daß er nur wenig über die Hüfte reichte; er war dann glockenförmig. Daneben gab es lang wallende Mäntel, welche in unter die Kniee gingen und eine weite Kapuze trugen, die ebenfalls wie der Mantel vorn am Halse geschlossen wurde (Taf. 57, 16). Diese Kapuze gab Ver-

anlassung, neben ihr einen reich gestickten, zackig ausgeschnittenen, breiten Kragen anzubringen, der bei den Stutzern noch mit Schellen verziert wurde (Taf. 58, 6).

Mantel mit einem Ärmel

Eine eigentümliche Art des Mantels, die im 14. Jahrhundert getragen wurde und uns nochmals an Byzanz erinnert (siehe S. 109; Taf. 24, 10), war die, ihn auf der rechten Schulter mit einer Spange zu befestigen und in der linken geschlossenen Seite des Zeugs einen weiten Ärmel anzubringen, damit auch der linke Arm freie Bewegung bekomme (Taf. 42, 5). Der um den Hals gelegte breite Pelzkragen, der bis über die Achseln reichte, wurde mit dem offenen Ende bald nach vorn, bald nach der rechten Schulter getragen. Auch als diese Tracht bei den reichen Privatpersonen schon ausser Gebrauch gekommen war, wurde sie in Scharlach als Amtstracht der Advokaten und Universitäts-Professoren noch lange beibehalten. Eine andere Abänderung war die bei den römischen Senatoren (Taf. 42, 17) gebräuchliche, indem der Mantel auf beiden Seiten bis zur Erde offen war, so dass das Futter gesehen werden konnte. Doch war er oberhalb des linken Armes zu und auf der rechten Achsel sass die Spange die ihn hielt.

Pelzkragen

Mantel auf der Brust geschlossen

Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde nämlich der frühere Mantel, der auf der rechten Achsel geschlossen wurde (Taf. 37, 9; 43, 8), mehr und mehr beseitigt und an seine Stelle trat der auf der Brust zu schliessende Mantel, der auch in der Amtstracht sich Geltung zu verschaffen wusste (Taf. 43, 4). Wir erwähnten schon, dass die Pelzkragen sich um diese Zeit zugleich so verlängerten, dass man sie fast Mäntelchen nennen konnte.

Kapuze mit Pelz

Die Kapuze wurde ebensowohl mit dem Mantel verbunden (Taf. 57, 16) als sie auch für sich bestehend angelegt wurde (Taf. 43, 8; 57, 10). Sie erhielt ebenfalls wie der Oberrock und Mantel häufig eine Pelzverbrämung oder wurde mit Pelz gefüttert (Taf. 57, 10).

Überwurf mit Halsloch

Statt des Mantels trug man auch einen Überwurf, der aus einer Decke mit einem Halsloch bestand und deren Breite von Schulter zu Schulter, deren Länge dagegen vorn und hinten etwa bis ans Knie reichte (Taf. 57, 2). Auch diese wurden mit andersfarbigem Futter und bunten Kanten bedacht. Ganz ähnlich waren, jedoch nach den Schultern geschnitten und aus zwei Stücken zusammengenäht, die Überwürfe der Gelehrten, welche an Stelle des Talars getragen wurden. Auch sie waren auf beiden Seiten offen und hatten ein eng anschliessendes Halsloch. Gegürtet wurden sie ebensowenig als jene zuvor erwähnten Decken (Taf. 57, 9); sie reichten aber bis zu den Füssen hinunter.

mi-parti 1300

Ehe wir zu der Tracht der Frauen übergehen, sei noch mit einigen Worten der Farbentracht des mi-parti erwähnt. Sie wurde schon im 13. Jahrhundert, wie wir oben sagten, benutzt, doch dehnte sie sich damals nicht weiter aus, als dass die beiden Seiten des Rockes oder der Hosen verschieden gefärbt waren (Taf. 37, 15). Das folgende Jahrhundert ging darin weiter und gab z. B. der einen Seite des Rockes eine Farbe, der anderen Querstreifen von zwei neuen Farben (Taf. 43, 3). Dementsprechend wurden die Hosen gefärbt. Im 15. Jahrhundert wurden dieselben oft an einem Bein einfarbig, am anderen mit Längsstreifen getragen. Diese konnten von oben bis unten reichen (Taf. 57, 12) oder auch am Knie sich teilen und mit neuen Streifen abwechseln (Taf. 57, 18). Es kam auch vor, dass ein Bein am Oberschenkel bunt gemustert war, indessen das andere Längsstreifen hatte. Dass man sich hierzu insbesondere der lebhaftesten Farben bediente, liegt in der Sache selbst begründet, da es ja auf Gegensätze der Farben ankam und man ohnehin schon in der Kleidung reine Farben zu tragen pflegte. 1400

Frauen:

Die Tracht der Frauen bietet kaum weniger Mannigfaltigkeit als die der Männer. Auch hier wird aus der edlen Einfachheit des 13. der übertrieben eitle Putz des 15. Jahrhunderts. Man vergleiche nur Taf. 37, 7 u. 15 mit Taf. 58, 9—12.

Kleid

Gürtel

Im 13. Jahrhundert trugen die Frauen über dem Hemd ein langes Kleid mit eng anschliessenden Ärmeln. Dasselbe reichte bis auf die Erde hinab, so dass die Füsse nur wenig oder gar nicht sichtbar wurden (Taf. 37 7 u. 8) und war um die Hüften durch einen Gürtel gehalten, dessen eines Ende gewöhnlich etwas herabhing (Taf. 37, 15). Die Farbe dieses Kleides war ganz beliebig, doch wurde neben dem Weiss selten eine reine ungebrochene Farbe benutzt. Am Halsausschnitt, an der Handwurzel, gewöhnlich auch am Oberarm und bisweilen auch am unteren Saum, wurden zur Verzierung Borten oder Streifen andersfarbigen Zeuges aufgesetzt (Taf. 37, 7, 15 u. 17).

Besatz

Oberkleid

Über diesem Kleide trugen manche Frauen noch ein ärmelloses Oberkleid aus sehr feinem Stoff (Taf. 37, 15), das bisweilen, die griechische Tracht nachahmend, auf den Achseln zwei Rosetten hatte, um es dort faltig zusammenzuhalten. Man scheint dieses Oberkleid, jedoch mit Ärmeln, bisweilen auch allein getragen zu haben (Taf. 37, 8) Es unterschied sich von dem gewöhnlichen Kleide durch seine grössere Weite und den tieferen rundlichen Halsausschnitt, der bei letzterem dagegen meistens viereckig war (Taf. 37, 7 u. 15). Der Gürtel wurde, wenn zwei Kleider getragen wurden, über dem oberen angelegt.

Mantel

Der Mantel der Frauen reichte im 13. Jahrhundert von dem Scheitel bis zu den Füssen, so dass er sie ganz und gar verhüllte. Gewöhnlich findet er sich so dargestellt, dass er auf dem Kopfe einen Knoten bildet, der auf dem Gebende befestigt ist (Taf. 37, 7 u. 15). Von dort fällt er seitlich zu den Achseln und weiter bis zur Erde hinab und wird mit der einen Hand, um das schöne Unterfutter zu zeigen, etwas aufgenommen (Taf. 37, 7 u. 15). Übrigens ist er an den Kanten, besonders am unteren Saume, mit Borten besetzt (Taf. 37, 17).

Kopftuch

Wurde der Mantel um die Schultern und nicht über den Kopf gelegt, so wurde das Haar durch ein besonderes Tuch bedeckt. das ebenso auf dem Gebende befestigt war und bis auf die Schultern herabfiel, so dass im Notfalle das Gesicht ganz davon umschlossen werden konnte (Taf. 37, 17). Der Stoff des Mantels war dem des Rockes

ähnlich, die Farbe ebenfalls meist gebrochen wie bei diesem.

ıdlungen

Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts fingen die Zeichen einer neuen Zeit an, sich einzustellen. Die Stoffe erhielten Muster, sowohl die der Kleider (Taf. 43, 6 u. 12) als der Mäntel. Diese letzteren verschwanden

Überwurf

mehr und mehr, um einem weiten Überwurf mit sehr weiten Ärmeln Platz zu machen (Taf. 43, 10—16). Betrachten wir zuerst das Kleid.

Ärmel erändert

Der viereckige Halsausschnitt ging in den runden über (Taf. 43, 14—16). Die Ärmel blieben im unteren Teile eng anliegend, wurden aber zuweilen an der Aussenseite des Armes aufgeschnitten und wieder zusammengenestelt, so dass die Ärmel des Hemdes sichtbar wurden und in mehreren Puffen hervorsahen (Taf. 43, 9). Im folgenden Jahrhundert wurde diese Tracht vereinfacht auf zwei grosse Schlitze am ganzen Ärmel (Taf. 58, 14) und so auch von Bürgerfrauen getragen (Taf. 58, 7). Die Vornehmen dagegen hatten ausserdem schon wieder eine besondere Art erfunden: Der Ärmel wurde am Ellenbogen entweder ganz durch- oder rund ausgeschnitten und am Achselgelenk auch gelöst und an das Kleid genestelt, so

uffen mit Nesteln

dass also hier zwei oder mehrere horizontale Puffen (Taf. 58, 9, 10 u. 12) entstanden, am Ellenbogen ebenso oder statt dessen eine runde (Taf. 58, 9, 10 u. 12) und am Unterärmel ein lange Puffe hervortrat (Taf. 58, 9 u. 12).

Am Oberarm wurden die Ärmel im 14. Jahrhundert häufig sackartig erweitert (Taf. 43, 6 u. 9), so dass sie am Ellenbogen bauschten. Im 15. Jahrhundert griff man dagegen wieder ganz zu den engen Ärmeln zurück (Taf. 58, 9, 10 u. 12), behielt aber daneben, fast wie eine Erinnerung an jene, eine Art Ärmel im Gebrauch, die ungemein weit waren und nur bis etwas unter den Ellenbogen reichten.

nterärmel

Von hier an wurde der Arm durch ebenso weite Unterärmel aus leichtem, weissem Stoff verhüllt, ganz in der Art, wie die Frauen es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trugen (Taf. 58, 11). Dieser Unterärmel war am Handgelenk geschlossen.

Die Länge des Kleides blieb dieselbe; die Füsse mussten davon bedeckt werden. Die Weite nahm im 14. Jahrhundert zu, der Rock wurde faltiger; das Oberteil blieb anliegend (Taf. 43, 6). Gegen das Ende des

usschnitt m Halse

Jahrhunderts wurde der Halsausschnitt vergrössert (Taf. 43, 15 u. 16) und im 15. nahm dies so zu, dass der ganze Nacken und die obere Brust sichtbar wurde. Beides blieb unbedeckt (Taf. 58, 9—12). Die Sitten wurden gleichzeitig nicht strenger.

Besatz

Die Borten und Besätze an den Säumen oben und unten und am Handgelenk erhielten sich auch im 14. Jahrhundert noch einige Zeit (Taf. 43, 13—17), blieben aber auch oft schon weg (Taf. 43, 6 u. 9). Im folgenden Jahr-

tten und pangen

hundert schwanden sie ganz, um dafür durch Ketten und Spangen etc. mehr als doppelt ersetzt zu werden (Taf. 58, 9—12). Am Kopf und Hals einer vornehmen Frau aus jener Zeit blieb kaum noch ein Plätzchen für Schmuck übrig. Sie beluden und belasteten sich so sehr, als ob sie wenigstens einiges Gegengewicht gegen das leichte Leben, das sie führten, schaffen wollten — es waren aber goldene Lasten, die sie sich aufbürdeten.

Das ärmellose Oberkleid (Taf. 37, 15), das an die griechische Tracht erinnerte, finden wir im 14. Jahrhundert nicht mehr. An seiner Stelle, jedoch wesentlich verschieden in Zweck und Form, sehen wir Überwürfe verschiedener Art, die zum Teil den Mantel vollständig ersetzen und ausschliessen. Es findet also bei beiden Geschlechtern derselbe Vorgang statt: der Mantel wird durch einen weiten langen Überrock mit weiten Ärmeln vertreten.

Überwurf statt Mantel

Bei den Frauen ist derselbe im oberen Teil ziemlich anschliessend (Taf. 43, 10 u. 14), wird über den Hüften gegürtet und fällt dann in reichen Falten bis zur Erde. Man

Gegürtet

nahm ihn, wie früher den Mantel, beim Schreiten etwas auf, um das Gehen zu erleichtern, zugleich aber auch das schöne Futter oder das Kleid darunter sehen zu lassen (Taf. 43, 14). Auch erhielt er den Pelzbesatz des Mantels

Pelzbesatz

(Taf. 43, 10, 14 u. 15) oder wurde auch durchaus mit Pelz gefüttert (Taf. 58, 14).

Die Ärmel sind bald kurz (Taf. 43, 14), bald lang (Taf. 43, 10), bald halblang (Taf. 43, 16); bald sind sie gar nicht mehr Ärmel zu nennen, da sie als grosse offene Stücken Zeug bis zur Erde hängen, den „Strupfen“ (Hänge-

Hängeärmel

ärmeln) der Männer entsprechend, nur dass sie breiter sind (Taf. 43, 15). Sie wurden daher bei Bewegungen um die Arme geschlungen (Taf. 43, 15) oder auf den Achseln zurückgeschlagen (Taf. 58, 14).

Es gab auch Überkleider, welche nur etwas über die

Kurzes Überkleid

Kniee gingen, mit Ärmeln, die ebenfalls über der Handwurzel endigten (Taf. 43, 12). Solche konnten natürlich in rauhem Wetter den Mantel nicht entbehrlich machen und befriedigten auch beim Ausgehen die Ansprüche des Anstandes nicht, da sie zu kurz waren. Sie waren eine häusliche Tracht; auf der Strasse wurde der Mantel darüber getragen (Taf. 43, 12) oder an seiner Stelle ein langes Überkleid, wie wir deren zuvor beschrieben haben (Taf. 43, 13).

Wie bei manchen Männern (z. B. den römischen Senatoren, Taf. 42, 17) der Mantel, so wurde auch bei den Frauen noch im 14. Jahrhundert das Überkleid auf den

Überkleid an den Seiten offen

Seiten von der Achselgrube bis zur Erde aufgeschnitten und um die Hüfte durch einen Gürtel dem Körper angeschlossen (Taf. 43, 13).

Ausserdem trug man auch Überwürfe dieser Art ohne Ärmel und ohne Gürtel (Taf. 43, 9), so dass auch hier die Tracht der beiden Geschlechter sich abermals berührt (Taf. 57, 9; 43, 9).

Bei den niederen Ständen waren diese ärmellosen Ober-

Überkleid des Volkes

kleider, aber an den Seiten völlig geschlossen und aus gröberem Stoff, sehr gebräuchlich. Sie wurden meist ohne Gürtel getragen (Taf. 43, 18).

Neben allen diesen Umhüllungen erhielt sich, wenn auch nur selten im Gebrauch, der Mantel, änderte aber seine

Auch der Mantel noch

frühere Gestalt wesentlich um. Ihn auf dem Gebende zu befestigen, war eine Unmöglichkeit, da dieses selbst durch allerlei anderen Kopfputz ersetzt war, der keineswegs sich

dazu eignete, einen Mantel daranzuheften. Zudem war die Zeit des züchtigen Verhüllens vorüber: man wünschte gesehen zu werden. So wurde denn der Mantel nur leicht um die Schultern geschlagen und auf der Brust zusammengehalten (Taf. 43, 11 u. 12; 58, 13).

### b) Kopfbedeckung.

Mützen, Hüte, Baretts, Kapuzen, Käppchen — jedes in so unzähligen Verschiedenheiten und Umwandlungen, dass es schwer ist, aus der Menge das Wichtigste herauszugreifen.

Auch hier wie im anderen ist das 13. Jahrhundert noch einfach. Die gewöhnliche Kopfbedeckung des Volkes ist
Kapuze und Mütze die Kapuze (Taf. 37, 10) oder eine breite niedrige Mütze, die auch von den Vornehmen getragen wird (Taf. 37, 9). Noch fehlt jeder Federschmuck oder dergleichen. Nur die Herrscher zeichnen sich an der Kopfbedeckung aus. So
Dogenmütze tragen die Dogen von Venedig in dieser Zeit eine halb-
1200 kugelförmige Mütze mit einem Knopf oder einer Blume aus Edelsteinen auf der Spitze; der Rand ist ziemlich breit und steil und ist ebenfalls mit Gold und Edelsteinen geschmückt (Taf. 37, 16). Die gehörnte Mütze ist noch
1300 nicht da. Ihr erstes Auftreten fällt in das folgende Jahrhundert. Sie erscheint da als eine kegelförmige, mit der Spitze etwas nach vorn gebogene, rote Mütze mit weissem Pelzrand, an der Stirnseite mit einer Blume aus Edelsteinen geschmückt (Taf. 42, 18). Der Stoff war vermutlich bei dieser wie bei der vorigen, die auch rot war, Samt. Diese Mütze liegt jedoch nicht unmittelbar auf dem Haar, sondern wird von demselben getrennt, wie dies auch bei den Mützen der Päpste, Kardinäle etc. geschah,
Untermütze durch eine Unterhaube in der Form der Falkonierhaube (Taf. 37, 16; 42, 18; 43, 4), deren wir schon früher erwähnten.

Kapuze in Ansehen! Übrigens gelangte im 14. Jahrhundert die Kapuze zu solchem Ansehen, dass sie mit reicher Verbrämung von Gold oder Pelz auch von Vornehmen getragen wurde. Sie erhielt dabei den langen zopfartigen Anhängsel nach hinten bis auf das Kreuz hinab (Taf. 43, 1 u. 2, 5 u. 8). Sie bedeckte aber nicht nur den Kopf, sondern auch noch mehr oder weniger die Schultern (Taf. 43, 2 u. 5). Neben ihr blieb auch beim Volke die Mütze im Gebrauch, wie wir sie vorhin beschrieben (Taf. 42, 4, 9 u. 10). Die Vornehmen jedoch hatten ausser ihr (Taf. 42, 12 u. 17) schon allerlei neue Formen vorgenommen, unter denen
Beutelmütze eine Beutelmütze am beliebtesten war. Dieser Beutel war entweder schmal und hing dann als langer Zipfel, wie der Zopf der Kapuze, herab (Taf. 42, 5) oder breit und lag dann in wohlüberlegten Falten auf dem Kopfe fest (Taf. 43,
Hüte 6 u. 8). Daneben waren Hüte im Gebrauch mit rundem, etwas zugespitztem Kopf und ziemlich breiter Krempe, welche von hinten her so aufgeklappt wurde, dass der Hinterkopf ganz frei war und — beiläufig war dies die Hauptsache — das schöne Lockenhaar sehen liess, vorn aber in eine Spitze auslief, als ob sie dem Wasser als Abfallrinne dienen sollte; sie wurde aber in der Tat zum Hantieren des Hutes benutzt (Taf. 42, 7; 43, 7). Auf der Unterseite war dieser Hut häufig mit buntem Futter besetzt (Taf. 42, 7) und vorn und auf der Spitze mit Metallbeschlägen verziert. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhielt er auch nach Art der Helme auf der Feder auf dem Hut Spitze oft eine Feder zum Schmuck (Taf. 43, 7).

Noch mannigfaltiger bedachte das 15. Jahrhundert die Köpfe.

Die Kapuze blieb, doch fiel ihr Zopf (Taf. 57, 10), 1400
ebenso wie die Strupfen der Ärmel gefallen waren. Man Kapuze
hatte sich aber so sehr an etwas Hängendes gewöhnt, dass man statt der Strupfen nicht selten Nestel-Bänder findet, die wegen ihrer Länge als Ersatz angesehen werden können (Taf. 57, 18). Ebenso wurde auch an der Kopfbedeckung der Zopf durch die Sendelbinde ersetzt, die von Sendelbinde am Hut und dem Hut oder der Mütze auf der Seite hinabflatterte bis Mütze über die Hüften und des schöneren Aussehens wegen von der rechten Schulter, wo sie herabhing, über die Brust nach der linken Schulter gelegt wurde (Taf. 57, 2 u. 7). Sie war ein ziemlich breites Stück Zeug, das seinen Namen von einem dünnen Seidenstoff, Sendal, erhalten hatte; derselbe wurde auch zu Helmdecken benutzt (Taf. 42, 11), und von diesen leitet offenbar die Sendalbinde auch ihren Ursprung her. So wie im 14. Jahrhundert die Feder, so ging im 15. die Seidenbinde vom Helm auf den Hut über. Man wollte den ritterlichen Schmuck auch gern im gewöhnlichen Leben und an den alltäglichen Kleidern sehen.

Mützen und Hüte waren jetzt von allerlei Art im Ge- Mütze
brauch. Erstere waren zum Teil einfache, nach oben etwas enger werdende Kappen (Taf. 57, 8 u. 15), den Cerevismützen der Studenten ähnlich, zum Teil flach und breit (Taf. 57, 11 u. 13), bald ohne, bald mit einem Schirm oder einer kleinen Krempe versehen, die in die Höhe geklappt wurde (Taf. 57, 6 u. 16). Hier haben wir also die Form des Baretts (Taf. 58, 6). Auch wurden noch Mützen Barett
mit Beuteln getragen, wie wir deren schon kennen (Taf. 57, 2 u. 3); jetzt hatte auch das Volk sie angenommen oder nachgeahmt (Taf. 58, 8); trug aber darunter zum Schutz des Nackens noch ein Kopftuch.

Stoff und Farbe waren ebenso mannigfaltig wie die Stoff und Farbe
Form der Mützen. Man trug sie von Wollenstoff, aus Seide und auch aus Samt, und färbte sie von Schwarz alle Farben hindurch bis zu Weiss, gab aber den roten Schattierungen den Vorzug. Ähnlich erging es den Hüten. Hut

Diese waren zum Teil noch die früheren, nur dass jetzt der Kopf oben etwas abgeplattet wurde und statt der Verzierung auf der Spitze oft eine Borte und dergleichen um den oberen Rand lief (Taf. 57, 4 u. 17). Oft trug man auch die Krämpe ganz offen (Taf. 57, 1 u. 7), oft auch ganz in die Höhe geklappt (Taf. 57, 14 u. 18). Wenn Federn auf dem Hut waren, so staken sie nicht mehr auf der Spitze, sondern hinter der Krämpe (Taf. 57, 14). Statt derselben flatterte auch wohl ausser der Sendelbinde noch ein Stück Seidenzeug oben auf dem Hut, das, wie es scheint, einen Schleier darstellen sollte, der aber nie benutzt wurde (Taf. 57, 7).

Der grossen Mannigfaltigkeit in der Form der Kopfbedeckungen entsprach die ausserordentliche Sorge für das Haar. Man trug es in dieser ganzen Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert so lang, dass es bis in den Nacken reichte, also die Ohren völlig bedeckte, nicht aber die Schultern berührte. Es kommen zwar einzelne Fälle vor, wo auch dies der Fall ist, aber dies mögen wohl Ausartungen und Übertreibungen der Mode gewesen sein (Taf. 57, 13; 58, 6). Haar

Das Haar war gewöhnlich etwas tiefer als das Kinn rund um den Kopf abgeschnitten und in zierliche Locken gebracht. Diese wurden durch alle drei Heilmittel des Hippokrates hergestellt, durch Medikamente, Eisen und Feuer. Besondere Liebhaber einer schönen Lockenfülle wickelten auch abends ihr Haar künstlich auf und verbanden den wohl zugerichteten Kopf während des Schlafs mit Tüchern. Haarpflege

Über der Stirn schnitt man das Haar gewöhnlich kurz ab, sodass dieselbe frei blieb (Taf. 57, 6 u. 9). Stirn frei

Die mittleren und niederen Klassen machten übrigens nicht so viel Umstände mit ihren Köpfen, sondern trugen das Haar bequem und kurz, sodass die Ohren völlig unbedeckt waren (Taf. 42, 4 u. 10). Diese Tracht finden wir auch bei den Bewaffneten des 14. Jahrhunderts fast regelmässig, auch wenn sie Fürsten sind (Taf. 42, 15), so dass es scheint, als hätten sich die Ritter vor jedem Feldzug die Locken der Bequemlichkeit willen abgeschnitten (Taf. 42, 12). Selten stehen die Locken mit der Rüstung zusammen (Taf. 42, 18). Haartracht der niederen Stände und der Krieger

Der Bart dagegen scheint in aller dieser Zeit wenig Berücksichtigung gefunden zu haben. Man rasierte sich, dies war die Regel, und liess gar nichts stehen. Doch war der Bart nicht verpönt, sondern er findet sich sowohl im 13. Jahrhundert (Taf. 37, 11 u. 16), als auch im 14. (Taf. 42, 7 u. 9, 12, 15 u. 18; 43, 2 u. 7) und 15. Jahrhundert (Taf. 57, 16). Gewöhnlich ist er dann Vollbart; selten steht nur der Schnurrbart (Taf. 42, 16) oder Kinnbart (Taf. 43, 1). Bart

Das Volk ging in dieser Zeit auch zum Teil mit glattem Kinn (Taf. 37, 10; 42, 4 u. 10), zum Teil im Bart (Taf. 42, 9; 58, 8).

Frauen: Die Kopfbedeckung der Frauen erfuhr ebenfalls in den drei vorliegenden Jahrhunderten mancherlei Veränderungen und hielt immer ziemlich gleichen Schritt mit der der Männer.

1200 Im 13. Jahrhundert war das Gebende vorherrschend. Es bestand aus einem zwei bis drei Finger breiten steifen Ring, der an der Stirnseite meistens eine Art Schildchen trug, das sich durch schönere Färbung oder Verzierung auszeichnete. Auch die Ränder des Ringes waren häufig mit Gold eingefasst und der Ring selbst bei den Vornehmsten durch Edelsteine geziert (Taf. 37, 15 u. 17). Statt eines Ringes bildete das Gebende auch oft ein Diadem mit Zacken oder Blättern (Taf. 37, 8). Gehalten wurde es zuweilen durch ein Band, das unter dem Kinn durchging (Taf. 37, 7), das aber häufig auch ganz fehlt, so dass das Gebende nur lose auf dem Haar liegt (Taf. 37, 15 u. 17). Dieses letztere hing frei im Nacken, wohlgepflegt und gesalbt in so grosser Fülle, als nur immer möglich, überdeckt Gebende. Haar frei

vom Mantel, den wir schon kennen. Selten ruhte es in einem Netze, das von der Stirn bis in den Nacken reichte (Taf. 37, 8).

Auch im 14. Jahrhundert pflegten manche Frauen das 1300 Haar noch offen zu tragen, bald ganz frei (Taf. 43, 13), bald durch ein Band im Nacken zusammengehalten (Taf. 43, 9). Doch waren dies die seltneren Erscheinungen. Die meisten flochten das Haar zu Zöpfen, die entweder als Kranz um den Kopf gelegt wurden (Taf. 43, 12 u. 15) oder nur auf dem Hinterkopfe in einer Schnecke befestigt waren (Taf. 43, 11 u. 19). Zöpfe

Fast immer aber trug man den Kopf bedeckt; bald durch eine Haube, die knapp anschloss und auch den vorderen Hals bedeckte (Taf. 43, 6), oder die, wie die Bürgersfrauen und die der untersten Stände sie trugen, mit langen Klappen oder Flügeln an den Ohren besetzt war (Taf. 43, 17 u. 19) oder gar nach Art der Kapuze auch die Schultern umschloss (Taf. 43, 18) und gewöhnlich hinten den unvermeidlichen Zopf hatte (Taf. 43, 17 u. 19); bald durch ein Kopftuch, das nach Laune in beliebigen Falten übergeworfen wurde und sowohl den Nacken, als auch die Schultern noch verhüllte (Taf. 43, 11 u. 14); bald durch eine Mütze von mehr oder weniger phantastischer Form. Dieselbe ist zuweilen höchst einfach: ein kleines rundes Käppchen, das wie eine Schale nur den oberen Kopf rund um den Scheitel bedeckte (Taf. 43, 13); zuweilen ähnelt sie einer alten Bischofsmütze mit zwei Hörnern an den Seiten, von denen dann einerseits ein breites Stück des Zeuges, womit sie überzogen war, fast bis auf die Achseln, andererseits ein schmaler Streifen desselben als Sendelbinde bis auf die Hüften herabhing (Taf. 43, 10). Zöpfe oder Sendelbinden: etwas musste man flattern sehen. Haube. Kopftuch. Mütze. Sendelbinde

Zuweilen legte man auch den Schleier oder das Kopftuch über ein solches Untergestell und befestigte ihn in dieser Lage durch ein goldenes Stirnband, das mitten auf der Stirn ein wenig tiefer mit einem Halbkreis oder dergleichen hinabreichte (Taf. 42, 16). Es scheint überhaupt beliebt gewesen zu sein, die Stelle zu verdecken, wo der Scheitel auf der Stirn anfing (Taf. 43, 10 u. 16). Schleier

Es gab auch Mützen, die breit abstehend als grosse Wulste den Kopf kranzartig umgaben (Taf. 43, 15), kurz, die Phantasie erschöpfte sich fast in Formen jeder Art beim Kopfputz. Kringel-Mütze

1400 Das 15. Jahrhundert, wie wir schon bei der Kleidung bemerkten, tat sich durch Schmuck hervor. Auch bei der Kopfbedeckung. Man flocht Perlen ins Haar (Taf. 58, 12) oder man besetzte die Mütze damit (Taf. 58, 13). Diese war bald klein und anliegend und hatte dann wohl besondere Klappen für die Ohren (Taf. 58, 13), bald breit und flach (Taf. 58, 11), bald auch gross und mit Aufschlägen vorn und hinten versehen. Der letztere schützte den Nacken, der erstere Stirn und Augen; beide waren innen oft mit Pelz gefüttert (Taf. 58, 14). Perlen im Haar. Mütze mit Klappen

Man trug auch Schleier und zwar — was vielleicht in diesem Jahrhundert der Üppigkeit seltsam erscheinen mag — ganz über das Haar gelegt, so dass Stirn und Schleier

Schläfe, Ohren und ein grosser Teil der Wangen zugleich mit den Schultern bedeckt wurden (Taf. 58, 9 u. 10). Aber dies widersprach der sonst beliebten Entblössung der Brust und des Nackens nicht, denn diese Schleier waren nicht mehr, wie früher, aus einem dichten sondern aus einem völlig durchsichtigen Stoffe, so dass jene Verhüllung nur ein höherer Grad der Enthüllung war. Es war die Üppigkeit in höherer Potenz. Man wollte reizen und tat es in solcher Weise am meisten denn eine scheinbare Verhüllung ist schlimmer als eine Entblössung.

Haar

Das Haar trug man in verschiedenen Formen, manche nach alter Sitte ganz offen (Taf. 58, 13 u. 14), manche in langen Zöpfen den Rücken hinab (Taf. 58, 12), andere aufgebunden und auf dem Hinterkopf zusammengewickelt in einer Schnecke.

Die Frauen der mittleren und niederen Stände zogen die letzte Weise vor, weil sie die bequemste war bei der Arbeit und weil sie zugleich die geringste Zeit in Anspruch nahm. Sie bedeckten den Kopf mit einer rundum gut schliessenden Haube, die unter dem Kinn zugebunden wurde (Taf. 58, 7).

### c) Fussbekleidung.

Das 13. Jahrhundert kennt nur niedere weit ausgeschnittene Schuhe, an den Hacken etwas höher (Taf. 37, 9 u. 16), zuweilen hier mit kleinen Ohren zum Zubinden besetzt (Taf. 37, 11). So für die Männer; für die Frauen wahrscheinlich dieselben Formen, doch lässt sich dies bei der Länge der Kleider nicht bestimmt sagen.

Schuhe 1200

Stoff und Farbe

Der Stoff war bei den Männern Leder (Taf. 37, 11) oder Zeug (Taf. 37, 16), bei den Frauen wahrscheinlich öfter das letztere. In der Farbe scheinen diese dem Rot am meisten zugetan zu sein (Taf. 37, 7, 15 u. 17); sonst kommen übrigens vielerlei Farben vor.

1300

Die mittleren und niederen Stände scheinen im 14. Jahrhundert immer Schuhe (Taf. 42, 4) oder kurze Stiefeln (Taf. 42, 10) getragen zu haben, dagegen der Adel sich einer besonderen Fussbekleidung entäusserte und solche zugleich mit den Hosen verband (Taf. 42, 6). Daneben kommen auch noch die früheren ausgeschnittenen Schuhe vor (Taf. 43, 7), jedoch mit bedeutend verlängerter Spitze, die zwar noch nicht bis zu halber Länge des Fusses, wie später, angewachsen war, aber immer dem Fusse schon ein beträchtliches an Länge hinzufügte (Taf. 43, 2 u. 3). Auch die Frauen konnten nicht mehr auf Schuhen von richtiger Länge leben sondern setzten sich Fühlhörner an dieselben, als ob die Füsse jetzt eine ganz neue Fähigkeit und Tätigkeit erhalten hätten (Taf. 43, 15). Oder sollten die langen Spitzen drohend gegen den anderen gerichtet sein? Sollten sie den Weg bahnen und dem Träger helfen, leichter durch die Welt zu kommen?

Hosen mit Schuhsohlen

Schuhschnäbel

Auch bei den Frauen

1400

Welche Idee nun auch vorgewaltet haben mag, die erwähnte lange Spitze behauptete sich auch noch im Anfang des 15. Jahrhunderts (Taf. 57, 4), nahm jedoch gegen die Mitte hin ab und verschwand dann gänzlich. In Frankreich, von wo diese Tracht ausgegangen zu sein scheint, artete sie bis zum Übermass aus, so dass Karl V. eine Strafe von 10 Gulden darauf setzte, um sie ausser Gebrauch zu bringen. Man sollte es für unmöglich halten, dass so sinnlose Ausartungen in der Tracht je vorkommen könnten, wenn nicht um uns her ganz ähnliche Unmöglichkeiten immerfort sich zeigten. Hat doch die Krinoline über ein Jahrzehnt gedauert und gute Modeverständige weissagten ihr 1855 kaum eine zweijährige Dauer, aber irren ist menschlich. Trugen doch die Frauen vor einigen Jahren Kleider von solcher Enge von den Hüften bis zu den Knieen, wie es seit der ägyptischen Frauentracht vor 4000 Jahren nicht wieder geschehen ist. Dort aber war der Stoff elastisch und gab der Bewegung nach; hier aber muss eine eigene neue Gangart erlernt werden, um sich in dem widerlichen Zwangsrock bewegen zu können. Und doch wird er getragen — wie auch das Schamgefühl ihn verwerflich findet: er ist Mode! — Also muss es sein.

Spitze verkleinert

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts trug man die Schuhe dem Fusse ziemlich angepasst (Taf. 57, 13—18); von der früheren Spitze war nur eine Andeutung geblieben (Taf. 57, 15). Sie gingen vorn am Spann ziemlich hoch hinauf, wurden auch hier zuweilen geschnürt (Taf. 57, 13 u. 15). Stiefel waren auch jetzt ziemlich selten (Taf. 57, 17); die Bauern liebten hohe Schuhe oder Halbstiefel (Taf. 58, 8). In der Farbe waren die Fussbekleidungen meistens schwarz, daneben aber auch noch zuweilen den Beinkleidern angepasst (Taf. 57, 13—18). Im Stoff wurde das Leder vorherrschend.

Nach 1450

Farbe

Stoff

Die Schuhe der Frauen scheinen auch in diesem Jahrhundert mit denen der Männer gleichen Schritt gehalten zu haben; bei der Länge und Weite der Kleider wird jetzt gar nichts von den weiblichen Füssen auf den Abbildungen sichtbar.

Frauenschuhe

1400

### d) Schmuck.

Während das 13. Jahrhundert dessen nur wenig kennt, hat das 15. einen wahren Überfluss daran. Auch nehmen beide Geschlechter daran Teil. Im 13. Jahrhundert finden wir bei den Männern als Schmucksachen nur die Spange am Mantel (Taf. 37, 16) und Borten an den Ärmeln (Taf. 37, 9) zu erwähnen. Bei den Frauen kommt hierzu noch das Gebende (Taf. 37, 7, 8, 15 u. 17) und allenfalls die Rosetten, welche auf den Achseln das leichte Oberkleid festhielten (Taf. 37, 15).

1200

Gebende

Auch im 14. Jahrhundert war der Hang, sich zu schmücken, noch ziemlich mässig. Freilich umsäumte man noch die Kleider mit goldenen Borten, aber eigentliche Schmucksachen gab es nicht viele. Bei den Männern findet sich ausser dem Fingerringe nichts, das zu nennen wäre, als allenfalls der Hutknopf (Taf. 42, 7), bei den Frauen die Verzierungen des Kopfputzes (Taf. 43, 10 u. 16). Ohrringe waren nicht gebräuchlich, da das Haar meistens über die Ohren ging, und Armbänder höchst selten.

1300

Ring

Doch scheinen die Frauen einzelner Städte schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts den übrigen in der Putzsucht vorangeschritten zu sein, z. B. die Florentinerinnen.

Frauen:

Luxussteuer in Florenz

Denn im Jahr 1299 schon forderte der Senat, um den Aufwand zu hemmen, 30 Mark jährliche Luxussteuer für das Tragen von Gold und Edelsteinen, also etwa 150 Mark nach dem heutigen Werte des Geldes. Dass diese Abgabe den Frauen kein Hindernis wurde, erkennt man daraus, dass 1306 und dann im Laufe des 14. Jahrhunderts noch sechsmal allen Vätern und Ehegatten, welche ihren Töchtern und Frauen das Anlegen von Schmuck gestatteten, eine Geldbusse aufgelegt wurde. Mit jedem Male wurde die Summe höher — doch schneller und stärker noch wuchs die Eitelkeit und List der Weiber und dadurch ihr Putz.

1400

Ein Zeugnis dafür liefern die vielen Kleiderordnungen des 15. Jahrhunderts, die in allen grossen Städten des Landes erlassen wurden. Die Männer waren jetzt von der Schmucklust auch insoweit ergriffen, dass sie sich goldene

Halsketten

Ketten um den Hals hingen, nicht etwa, wie heute zuweilen geschieht, einer silbernen Uhr willen, sondern lediglich

Frauen

der Kette halber (Taf. 57, 13 u. 15). Die Frauen aber schmückten, was nur irgend möglich war. Zunächst den Kopf durch Mützen, welche mit Goldrand oder mit Perlenschnüren umschlungen waren (Taf. 58, 11 u. 13), die Ohren durch prächtig besetzte Klappen (Taf. 58, 13) oder

Ohrringe

durch Ohrringe (Taf. 58, 9 u. 10) oder, wenn das Haar

Kopfschmuck

sie bedeckte, durch kostbare Schnallen mit oder ohne Gehänge aussen am Haar an der Stelle des Ohres (Taf. 58, 12). Das Haar selbst wurde mit Perlen umwunden (Taf. 58, 12); über die Wangen hing bis unter das Kinn eine Schnur mit einem Kreuzchen oder dergleichen aus Edelsteinen; oft war auch die Schnur selbst schon kostbar, z. B. aus Perlen

Halsband

(Taf. 58, 9 u. 10). Dann wurde der Hals mit einem Halsband aus Gold oder Juwelen umgeben (Taf. 58, 9 u. 12),

Halsketten

die Brust mit ebensolchen Ketten behangen (Taf. 58, 9 u. 10), deren oft mehrere waren. Es war die Zeit, wo Italiens Macht auf dem Gipfel stand. Der Orient war zum Teil den mächtigen Republiken untertan, und seine Schätze flossen auf dem Mittelmeere jener schönen Halbinsel zu. Was die ernsten Männer von St. Marco heimbrachten und selbst zu tragen verschmähten, das fand um so lieber Platz an ihren Frauen. Italien war das Tor zwischen Morgen- und Abendland und die Wärter dieses Tores hatten einen schönen einträglichen Platz, das bezeugte die Tracht ihrer Frauen — bis ein Sohn dieser Familie ein neues Tor durch die atlantische Mauer brach. Da brachten sich andere in den Besitz dieser neuen Pforte und der alte Pfad durch Italien wurde nach und nach einsamer, seine Einnahmen geringer und die Goldketten verschwanden wieder. Doch gehört dies erst einer späteren Zeit an. Für jetzt, im 15. Jahrhundert, genoss es seines Glückes in vollen Zügen.

## 2. Kriegstracht.

Sie stimmt in den Hauptmomenten mit der deutschen und französischen jener Zeit überein. Unter den

### a) Schutzwaffen

1300

nimmt im 13. Jahrhundert das Kettenhemd die erste Stelle

Kettenhemd.

ein. Es bestand aus Eisenringen, hatte halblange, ziemlich weite Ärmel und reichte vom Hals bis ans Knie (Taf. 37, 11). Dazu trug man niedere Eisenhauben, die

Haube

oben mehr oder weniger zugespitzt waren und deren Spitze sich zuweilen nach vorn bog (Taf. 37, 11). Schirme hatten dieselben weder vorn noch im Nacken. Der Schild war

Schild

länglich, oben rund, unten spitz und seitlich sanft um den Körper gebogen. Er war mit Eisen am Rande eingefasst und auch sonst damit stark beschlagen.

1300

Im 14. und 15. Jahrhundert änderte sich die Rüstung dadurch völlig um, dass man zum Schienenpanzer griff,

Schienen an den Gliedern

um die Glieder zu verhüllen, so dass vom Scheitel bis zur Fussspitze der Ritter von Eisen starrte und dabei die Brust und den Leib durch das Kettenhemd und einen darübergezogenen Waffenrock schützte. So im 14. Jahr-

1400

hundert. Im 15. wurde auch hier der starre Eisenpanzer vorgezogen, so dass also nun der ganze Körper mit Eisenplatten bedeckt war.

Tracht der Soldaten

Der gewöhnliche Soldat trug ausser der Eisenhaube und einer Halsberge gewöhnlich nichts mehr aus Eisen, als allenfalls kleine Schienen an Ellenbogen und Knie. Sonst bestand seine Kleidung aus starkem Zeug, der Rock oft aus Leder (Taf. 42, 14). Zur Rüstung des Ritters ge-

Stücke der Rüstung des Ritters

hörten dagegen im 14. Jahrhundert gar viele Stücke, die zum Teil einzeln angelegt werden mussten: Schienen auf der Achsel, auf dem Oberarm, am Ellenbogen und doppelt auf dem Unterarm, dazu ein Eisenhandschuh mit hoher Eisenstulpe (Taf. 42, 12, 15 u. 18); an den Beinen ebenso Schienen am Oberschenkel, am Knie, am Unterschenkel doppelte und ein Eisenschuh, der aus vielen hintereinander liegenden Schienen bestand, damit die Bewegung ermöglicht war (Taf. 42, 12, 15 u. 18).

Die Schienen am Oberschenkel waren häufig aufgenietet auf kurze Hosen aus Kettengeflecht, die unten von den Unterschenkelschienen umschlossen wurden (Taf. 42, 15 u. 18). Über alles dieses zog man den ärmellosen

Waffenrock

Waffenrock, der häufig prächtig gestickt war und das Zeichen seines Besitzers auf der Brust oder dem Rücken eingearbeitet trug (Taf. 42, 15, 16 u. 18).

Kunstvolle Rüstung

Es gibt eine Darstellung eines italienischen Ritters, dessen ganze Rüstung aus Leder zu sein scheint, welches mit Messing- oder Goldbeschlägen verziert ist (Taf. 42, 11). Er trägt die Beinrüstung eng anschliessend; nur die Knieschienen und der Schuh sind aus Eisen. Der Rock ohne Ärmel ist ebenfalls ganz aus Leder und mit lauter Quadraten überdeckt, die von gelben Metallstäbchen gebildet und mit einer vierblättrigen Blume aus demselben Metall verziert sind Er hat auf den Achseln überliegende Klappen. Die Arme wie der Hals sind durch Kettenpanzer geschützt. Den Kopf bedeckt ein Stechhelm aus Eisen mit geradem Visier; auf demselben steht als Helmschmuck ein goldener Hundekopf, zur Seite über den Ohren zwei goldene Adlerschwingen. Der Schild ist von Eisen, aber nur klein, so dass er kaum Brust und Leib bedeckt (Taf. 42, 11).

Schienen aufgenietet

Statt der Kettenhemden und -hosen trug man auch oft lederne, auf welche dann die Schienen ebensowohl aufgenietet sein konnten (Taf. 42, 12).

Helme mit Schirmen für Ohren etc.

Neben den Topfhelmen, die jetzt im 14. Jahrhundert aufkamen, blieben auch die alten spitzen Hauben im Ansehen (Taf. 42, 13). Man gab ihnen aber Schirme auf der Stirn, über den Ohren und auch im Nacken (Taf. 42, 16), auch ein Eisenband, das unter dem Kinn durchging und ihn fest auf dem Kopfe hielt. Auf der Spitze wurden zum Schmuck Federn aufgesteckt (Taf 42, 14 u. 16).

Vergoldete Rüstungen

Dass reiche Fürsten auch die Eisenrüstung an vielen Stellen vergoldeten oder mit Goldzierrat bedeckten, zeigt das Bild B. Viscontis (Taf. 42, 15). Hier sind die Säume der Schienen, die Zacken des Kettenhemdes und die Säume des Waffenrockes reich vergoldet oder aus Gold, ebenso die Bänder und Haken der Schienen, die Stickerei des Rockes u. s. w. Es gab später Rüstungen, wie noch heute die Rüstkammern bezeugen, die über und über mit eingelegter Goldarbeit bedeckt waren; besonders Venedig zeichnete sich durch solche Arbeiten aus.

### b) Angriffswaffen.

Schwert

Lanze und Schwert waren die wichtigsten. Letzteres hatte im 13. Jahrhundert eine breite Klinge und war ziemlich lang, so dass es von den Hüften fast bis zur Erde reichte (Taf. 37, 11). Später im 14. Jahrhundert wurde es häufig verlängert, so dass man wohl auch die alte Länge noch fand (Taf. 42, 15), daneben aber auch Schwerter, deren Klinge über 80 cm lang war (Taf. 42, 12 u. 18).

Lanze

Die Lanze war wie die der Deutschen und Franzosen.

Fahne

Bannerherren durften an der Spitze eine viereckige Fahne mit ihrem Abzeichen tragen (Taf. 42, 11); bei anderen Rittern lief eine solche Fahne in zwei Spitzen aus.

Dolch

Der Dolch, der auf der rechten Seite am Schwertgurt hing, fehlte fast nie (Taf. 42, 12); die Klinge war etwa 28 cm lang. Der Griff wurde, wie der des Schwertes, entweder durch Nägelbeschlag oder durch umsponnenen Draht rauh gemacht zum Festhalten.

Andere Waffen

Dass auch die Italiener im Kampfe Streitkolben, Streithämmer, Morgensterne und dergleichen führten, bedarf kaum erwähnt zu werden. Denn die Waffen der westeuropäischen Völker waren in jener Zeit kaum voneinander unterschieden.

## B. Geräte.

Es ist aus jener früheren Zeit des 13. Jahrhunderts nur noch hier und da in alten Kirchen und Palästen etwas zu finden; zum Teil sind es Gefässe, besonders metallene, zum Teil Stubengeräte. Wie einfach diese letzteren auch im 14. Jahrhundert noch waren, davon gibt das Pult (Taf. 40, 50) einen Begriff. Man machte noch nicht grosse Ansprüche an Bequemlichkeit und Schönheit; Dauerhaftigkeit und Zweckmässigkeit waren die Hauptsache. Dies änderte sich freilich im 15. Jahrhundert schnell um. Die Formen wurden leichter, zierlicher und man verzierte Stühle und Sessel, Tische und Schreine mit den wundervollsten Holzschnitzereien, die uns noch heute in Entzücken versetzen. Ganz ebenso erging es mit den Gefässen, nur dass diese schon fast ein Jahrhundert früher der Schönheit zustrebten, indem die Metallarbeit schon durch die Waffenschmiede mit zu den obersten vornehmsten Beschäftigungen gehörte. Auch in Italien mussten trotz des früheren römischen Lebens erst die Kreuzzüge einen neuen Aufschwung der Künste veranlassen, weil sie den Orient nahe rückten, der dann den Italienern besonders auch lange nahe blieb.

# VIII. Die Engländer

## im 13., 14. und 15. Jahrhundert.

(Tafel 38, 47, 53 und 54; Zeichnung und Text grösstenteils nach Hamilton-Smith, Henry Shaw & Spalart.)

Nachdem wir im II. Kapitel (Seite 117) die Angelsachsen, später im V. Kapitel (Seite 142) die Normannen betrachtet haben, wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem aus diesen beiden und verschiedenen anderen Völkern gemischten neuen Volke der Engländer zu, das durch Abstammung und Wohnsitz berufen war, eine so wichtige Rolle in der Entwicklung des Menschengeschlechts zu spielen.

Trotz der Verschmelzung aller verschiedenen Trachten in Westeuropa, die um jene Zeit begann, behielten die Engländer doch noch einige Eigentümlichkeiten, die sie von anderen Völkern unterschieden, und auch heute, wo diese Verschmelzung längst vollendet ist, haben sie noch immer manches, woran man sie, sowohl Männer als Frauen, in der Tracht unterscheidet. Heute sind diese Eigentümlichkeiten freilich so feiner Natur, dass nicht jeder sie findet. Es ist oft nur die besondere Art, ein Kleidungsstück, das übrigens ganz den gewöhnlichen Schnitt hat, zu tragen; z. B. das Halstuch wird weder von einem Deutschen noch einem Franzosen in derselben Weise wie von einem Engländer umgelegt, und wenn auch, wie dies wohl geschieht, einer von beiden es diesem nachtun wollte, so wird es dennoch nicht gelingen; es bleibt stets eine unvollkommene Kopie. Diese meerumflossenen Insulaner haben in allem ihre eigene Art, die in vielen Stücken zum Vorbild dienen könnte, besonders was Wohnung, Nahrung und Kleidung betrifft. Sie sind ein praktisches Volk.

Auch damals, obgleich sie ebenso wie die übrigen Völker der allgemeinen Zeitströmung folgten, offenbarte ihre Tracht manche Besonderheiten die wir weder bei ihren näheren noch ferneren Nachbarn antreffen.

## A. Die Tracht.

Während der drei vorliegenden Jahrhunderte vollzog sich auch hier manche Verwandlung, wenn auch keine so auffallende wie in Deutschland, Frankreich und Italien. Die Hauptzüge aber fehlten nicht. Auch hier wird gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts die alte Tracht allmählich

umgewandelt, wie wir dies bei den einzelnen Kleidungsstücken beider Geschlechter finden werden.

## 1. Friedenstracht.

Im 13. Jahrhundert herrschte auch in England die sogenannte mittelalterliche Tracht. Der anständige Mann trug Hemd, Hose und Rock, darüber den Mantel, an den Füssen Schuhe, auf dem Haupte den Hut. Der Bauer dagegen liess bald das eine, bald das andere dieser Stücke weg. Am meisten mag dies wohl mit dem Hemd geschehen sein und dem zunächst mit den Beinkleidern. Denn wir finden öfter, dass im 13. Jahrhundert Arbeiter in nackten Beinen erscheinen, ebenso auch die niedersten Diener der Vornehmen, z. B. der Narr (Taf. 38, 6). Im 15. Jahrhundert scheinen aber bei der allgemeinen Verfeinerung der Tracht auch die Diener besser bedacht worden zu sein (Taf. 54, 4 u. 5).

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Rock

Der Rock war im 13. Jahrhundert weit und faltig, lang bis fast auf die Knöchel, in den Ärmeln von mittlerer Weite und um die Hüften gegürtet (Taf. 38, 10). Dieser

Gürtel

Gürtel diente zugleich, den Rock bei Gelegenheit nach Wunsch zu verkürzen, indem man ihn über dem Gürtel hervorzog und etwas bauschen liess (Taf. 38, 5). Von solchem Verfahren finden sich in den Dichtern häufig Beispiele. Geringe Leute trugen den Rock überhaupt kürzer, ebenso wie auf der Jagd und im Kriege auch der Ritter einen kurzen Rock trug. Dasselbe geschah auf der Reise.

Besatz

An den Handgelenken waren die Ärmel, ebenso der untere Saum des Rockes mit goldenen Borten besetzt oder mit Gold gestickt (Taf. 38, 10). Edelsteine und dergleichen anzubringen, verbot im 13. Jahrhundert bereits die gute Sitte; der Schmuck musste mit Mass aufgewendet werden. Nach der Mitte des Jahrhunderts wurden durch die Handelsverbindungen mit dem Morgenlande die golddurchwirkten Stoffe bekannt und gebräuchlich und verdrängten nun die Goldborten und Goldstickereien ganz; nur etwa Fürsten trugen sie noch. Jene morgenländischen Gewebe blieben sehr lange in Ansehen und Gebrauch; Froissart erzählt von Heinrich IV., dass derselbe, als er 1399 in London einzog, einen kurzen Rock aus Goldbrokat nach deutschem Schnitt getragen habe.

Rock enger

Nach und nach wurde nämlich der Rock kürzer und dem der Frau dadurch ähnlicher, dass er im Oberteil enger wurde, bis er im 14. Jahrhundert wirklich anliegend genannt werden konnte (Taf. 47, 5 u. 7). Da war von Falten auf der Brust und dem Rücken keine Rede mehr; der Rock musste knapp nach dem Leibe geschnitten sein, und öfter wird sogar von „wohl geschnürten“ Röcken gesprochen, immer aber das gute Anschliessen gerühmt. Dieses war es, was Froissart „nach deutschem Schnitt“ nannte.

Ärmel weit

Die Ärmel machten aber hiervon eine Ausnahme, indem sie ihre eigene Entwickelung durchliefen. Sie wurden im 14. Jahrhundert bald oben weit und unten anschliessend getragen (Taf. 47, 5 u. 8), bald umgekehrt, oben anliegend und allmählich zum Sack sich erweiternd, so dass sie bei herabhängendem Arm fast den Boden berührten, bei zur Hüfte gehobenem Arm noch bis ans Knie gingen (Taf. 47, 7 u. 9). Diese weiten Ärmel wurden mit kostbarem Futter versehen, das meistens, wenn nicht weiss, doch von heller strahlender Farbe war.

Rock gekürzt

Gleichzeitig wurde, besonders von jungen Leuten, der Rock gekürzt, so dass er nicht einmal den Oberschenkel halb bedeckte (Taf. 47, 5 u. 7). Vorn hinunter besetzte man ihn mit Knöpfen; ebenso geschah an den Aussenseiten der unteren Ärmel, wenn diese eng waren, um sie enger anschliessen zu können, ohne das Anziehen zu erschweren (Taf. 47, 5). Auch der lange Rock, der daneben noch immer für hohe und mittlere Stände im Gebrauch blieb, hatte solche Knöpfe (Taf. 47, 8). Das gemeine Volk trug den früheren kurzen Rock bis an die Kniee, der zugleich seine alte Weite behielt. Es kam ihm nicht darauf an, mit seinen Körperformen Schauspiel zu treiben (Taf. 47, 4). Gegürtet wurde auch der kurze Rock noch

Gürtel

zuweilen, obwohl dies bei dem knappen Schnitt nutzlos war. Wenn es geschah, war es, um die Mitte des Körpers durch eine Linie zu bezeichnen und dadurch den Anzug zu verschönern (Taf. 47, 5 u. 7). Ein Ende des Gürtels hing von der Schnalle abwärts, auch jetzt noch, wie schon im 13. Jahrhundert (Taf. 38, 10; 47, 8).

Stoff

Die Stoffe, woraus der Rock gemacht wurde, waren bei den oberen Ständen durch alle drei Jahrhunderte feine Wolle oder Seide, bei dem Volke Wolle und, wie es zuweilen scheint, auch Leinwand. Die Fürsten liebten es, selbst in dem 14. und 15. Jahrhundert, als bereits gemusterte Stoffe sehr beliebt waren (Taf. 47, 7 u. 10), dass am Hofe einfarbige getragen wurden (Taf. 47, 5 u. 14). Sie besetzten aber, wie schon gesagt wurde, die Kleider auch zu dieser Zeit noch mit goldenen Borten (Taf. 47, 14; 53, 9).

Rock am Hofe

Als Zeremonienkleid bei Hofe war der Rock im 14. und 15. Jahrhundert sehr lang und vorn bald ganz, bald halb geschlossen, bald offen; er musste also über den Kopf angezogen werden (Taf. 47, 9 u. 14; 53, 3, 4, 9 u. 12—14). Die Ärmel waren dabei stets weit.

Wir verstehen hier unter Rock das Obergewand, über welches kein anderes mehr ausser dem Mantel angelegt wurde. Wohl aber wurde, und dies scheint schon im 13. Jahrhundert (Taf. 38, 10) zur Hoftracht gehört zu haben, unter diesem Rocke noch ein anderer mit engen

Unterer Rock

Ärmeln getragen, der im 13. Jahrhundert länger ist als der obere, im 14. und 15. aber, wo dieser bis auf die Erde reicht, unter demselben nicht mehr, ausser an den Armen, sichtbar wird (Taf. 47, 9 u. 14; 53, 3, 9, 12 u. 13). Die Farbe dieses Untergewandes ist bald weiss, bald gelb,

Farbe desselben

rot u. s. w., scheint also ebenso in dem Belieben des Trägers gestanden zu haben wie die des Oberkleides. Der Stoff war bei jenem wohl noch zarter als bei diesem. Auch höhere Diener der Grossen pflegten noch unter dem

Rock ein solches Unterkleid zu tragen, das dann freilich in der Länge ihrem kurzen Rock entsprach (Taf. 54, 8).

Dieses Unterkleid gestattete dem Rock die grösste Freiheit in der Verwandlung seiner Formen, da für die Umhüllung des Körpers bereits gesorgt war. Von dieser Freiheit machte der Rock auch den ausgedehntesten Gebrauch. Seine Ärmel, die schon im 13. Jahrhundert weit waren (Taf. 38, 10), wurden, wie schon gesagt, gegen das Ende des 14. Jahrhunderts sehr weit (Taf. 47, 7 u. 9) — der Bürger trug zu derselben Zeit noch enge Ärmel — am Anfang des 15. Jahrhunderts so lang und weit, dass sie auf der Erde nachschleiften und man füglich aus jedem einen Rock machen konnte (Taf. 53, 3). Diese Mode — denn von nun an übt diese Tyrannin ihre Macht — entstand unter dem weichlichen Richard II. (1377—99). Der ganze Körper schwamm in weiten Falten und strotzte von Zeug, das an den Säumen zackig ausgeschnitten war und am Boden nachschleifte (Taf. 53, 3). Sie blieb auch unter Heinrich IV. und V. noch in Ansehen und erlosch erst mit dem letzteren (1422).

Ärmel des Rockes

Stoff im Übermass

Auch hier schlug das Übermass ins Gegenteil um: die Ärmel fielen nun ganz weg und man schnitt das Armloch bis zur Erde auf (Taf. 53, 4), so dass statt des Rockes ein schmaler langer Überwurf mit einem Halsloch diente, wie wir solchem schon öfter begegnet sind. Noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts kehrte der alte Rock aus der ersten Hälfte des 14. wieder zurück zur Herrschaft, doch bald ging die Erweiterung des Ärmels wieder ihren Gang (Taf. 53, 12—14) und verband sich manchmal auch mit künstlichen Auszackungen des vorderen Saumes (Taf. 54, 8). Das helle kostbare Futter spielte auch jetzt seine Rolle (Taf. 53, 3, 9 u. 12—14; 54, 8). Zugleich trat ein neuer Teil des Rockes auf: ein breiter Kragen, der rundum geschlossen die Achseln verhüllte und bis mitten auf die Brust reichte (Taf. 53, 12 u. 13). Er war bisweilen von anderer Farbe als der Rock (Taf. 53, 13).

Umwandlung: keine Ärmel

Rock wie früher

Kragen

Wahrscheinlich war die Unbequemlichkeit des Anziehens schuld, dass diese Form sich bald in eine andere verwandelte. Denn man sieht leicht ein, dass das lange faltige Gewand mit der Zugabe des meistens daran befestigten Kragens sehr beschwerlich über den Kopf anzulegen war. Aus demselben Grunde mochten wohl schon im Anfange des 15. Jahrhunderts die Ärmel ganz weggefallen sein. Jetzt half man sich anders und kam zu einem schönen Kleide. Man schnitt den Rock, wie damals auf beiden Seiten, jetzt vorn hinab ganz auf, den Kragen zugleich, und erhielt nun einen weiten offenen Talar mit breitem überfallenden Kragen, der als Umschlag des Rockes behandelt und mit demselben Futter wie die Ärmel besetzt wurde (Taf. 53, 14). Dieser Überrock erhielt sich bis ins 16. Jahrhundert, wo er denn mancherlei Änderung erfuhr. Da er um den Hals nicht mehr anschloss, sondern die ganze Last des Kleides auf den Schultern lag und die ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein musste, dasselbe vor dem Hinabrutschen zu bewahren, so vermied man es, über diesen Rock den Mantel anzulegen; er selbst trat später an die Stelle des Mantels. Über dem früheren Rocke mit geschlossenem Kragen hatte man den Mantel noch getragen (Taf. 53, 12), ebenso über allen früheren Formen (Taf. 47, 14; 53, 9). Aus der letzten ging übrigens auch die Tracht der Ritter des Hosenbandordens hervor, indem der breite Kragen wegfiel und der Rock am Halse geschlossen wurde, zugleich auch um die Hüften einen Gürtel erhielt (Taf. 54, 1). Zu dem eng anliegenden Bruststück wurden die Ärmel in Harmonie gebracht, indem sie bis zum Anliegen verengt wurden. Vorn an denselben legte sich das kostbare Pelzfutter als Manschette um (Taf. 54, 1). Der ganze Rock war mit Abbildungen des Hosenbandes bedeckt, das ausserdem selbst am linken Knie die engen roten Beinkleider umgab. Im 16. Jahrhundert wurde auf Befehl der Herrscher auch diese Ordenstracht völlig umgeändert.

Talar

Ritter des Hosenbandordens

Kehren wir zu den übrigen Kleidungsstücken der vorliegenden Periode zurück!

Das Hemd, das an den Abbildungen nur selten sichtbar wird (Taf. 53, 14; 54, 8), war von Leinwand oder auch von Seide und meistens weiss oder doch von heller Farbe. Im 14. und 15. Jahrhundert wurde es Sitte, dasselbe oben mit einem Überschlag (Kragen) zu versehen, der dann über dem Rock umgeschlagen wurde, ganz in derselben Weise wie heute über dem Halstuche (Taf. 47 5, 7 u. 8; 53, 3; 54, 4).

Hemd

Die Beinkleider erfuhren während der vorliegenden Zeit keine Veränderung. Sie waren eng anliegend (Taf. 38, 4 u. 5; 47, 5) und auch hier wurden sie zuweilen gleich als Schuhe verlängert, so dass Fuss- und Beinbekleidung ein Stück war (Taf. 47, 7; 54, 4). Der Stoff mag wohl meistens Wolle gewesen sein und die Farbe war beliebig, doch waren es nie gemusterte Stoffe (Taf. 47, ). Wohl aber trug man auch in England das mi-parti, ebenso wie in Deutschland, Frankreich und Italien, und auch hier war es wie dort stets das Zeichen einer wirklichen oder nur freiwillig angenommenen Untertänigkeit (Taf. 47, 7; 54, 8), sie mochte nun einen Sinn haben, welchen sie wollte. In keinem Lande trug ein Gebieter als solcher geteilte Farben (Taf. 47, 5 u. 14), sondern nur dann, wenn er gegen einen anderen oder gegen eine Frau das Verhältnis der Abhängigkeit darstellen wollte.

Hosen

mi-parti als Zeichen der Dienstbarkeit

Was endlich den Mantel betrifft, so hatte das 13. Jahrhundert den auf der Brust zu schliessenden jedem anderen vorgezogen. Diese Befestigung geschah bald durch eine Kette oder Borte (Taf. 38, 10), bald durch eine blosse Spange (Taf. 38, 11). Das 14. Jahrhundert aber kehrte zu der alten Form zurück, wonach der Mantel an der rechten Seite offen, also die rechte Hand frei war. Auf der Achsel aber, wo sonst ein Haftel den Mantel gehalten hatte, war derselbe jetzt eine kurze Strecke vom Halse bis auf die Achsel fest zusammmengenäht, so dass er über den Kopf angelegt werden musste, und auf dieser Naht mit Borten oder Knöpfen und dergleichen besetzt (Taf. 47, 5 u. 8). Als Staatskleid scheint jedoch der vorn offene Mantel im 14. Jahrhundert noch beibehalten zu

Mantel

sein, denn König Eduard III. trägt ihn so mit einer sehr breiten Borte auf der Brust festgehalten. Im 15. Jahrhundert aber wurde er auch bei Hofe durch den anderen verdrängt (Taf. 53, 9 u. 12).

Zacken am Mantel

Alle diese Mäntel wurden aber gewöhnlich mit einem hellen Zeuge gefüttert (Taf. 47, 8 u. 14; 53, 9 u. 12). Zudem pflegten Stutzer schon im 13. Jahrhundert die Säume des Mantels zackig auszuschneiden, welche Sitte im 14. Jahrhundert mehr und mehr um sich griff, so dass sie ziemlich allgemein und dadurch schön gefunden wurde, trotzdem dass sie anfangs für lächerlich galt (Taf. 47, 5).

Zacken am Rock

Auch die Röcke erhielten zackige Säume, was vorher nur die Narren trugen (Taf. 38, 6) und was daher seines Ursprungs wegen für närrisch galt. Ähnlich, doch nicht

Schellen

bis zu solcher Verbreitung, erging es den Schellen. Auch sie fanden von dem Geschirr der Pferde und den Kleidern der Narren (Taf. 38, 6) ihren Weg zu denen mancher Vornehmen, wo sie am Rock, am Gürtel, am Mantel u. s. w. Platz erhielten. Sie wurden aber von den Dichtern lächerlich gemacht und galten nach wie vor für ein Zeichen leibeigener oder freier Narren, solcher mit oder ohne Pritsche. Es geschah auch in England, dass im 15. Jahrhundert und teilweise schon am Schlusse des 14. die Trachten an Schönheit einbüssten, weil die Phantasie, nur nach neuem begierig, von dem erstiegenen Gipfel des Ebenmasses in der Kleidung herabsank zu allerlei Übertreibungen und Verzierungen, die weder Sinn noch Verstand hatten. Denn welchen Sinn hätte ein tief ausgezackter Mantelsaum?!

Frauen:

Die Frauen machten in ihrer Tracht während dieser drei Jahrhunderte einen ähnlichen Gang durch. Auch hier verwandelte sich die edle Zierde und Einfachheit des 13. Jahrhunderts in mehr oder weniger Ziererei und Einfältigkeit der Kleidung nach Schnitt und Farbe, gleichzeitig wie bei den Männern.

Kleid

Der Rock oder das Kleid der Frau war im 13. Jahrhundert lang, in dem oberen Teil bis zur Hüfte eng und den Körperformen sich fast anschliessend, so dass diese schön hervorgehoben wurden; am Halse schloss es ziemlich hoch, so dass die Brust ganz bedeckt war. Von den Hüften an erweiterte es sich zu natürlichem Faltenwurf und liess beim Gehen völlig freie Bewegung zu (Taf. 38, 7—9 u. 13). Gegürtet wurde es wegen seiner anschliessenden Enge gewöhnlich nicht (Taf. 38, 8 u. 9), doch war solches nicht etwa durch den Gebrauch untersagt und besonders im Anfang des Jahrhunderts noch öfters zu finden (Taf. 38, 7).

Ärmel

Die Ärmel waren gleichfalls eng anliegend und an der Handwurzel völlig geschlossen (Taf. 38, 7—9 u. 13).

Stoff

Die Stoffe der Vornehmen waren wie bei den Männern feine Wolle oder Seide und später die schon erwähnten gemusterten Brokate (Taf. 38, 13). Auch im 14. und 15. Jahrhundert war Seide das beliebteste, doch suchte man jetzt die Kostbarkeit nicht allein in golddurchwirkten Stoffen, sondern ersetzte sie wohl auch durch breite Besätze aus Pelz (Taf. 47, 6 u. 11) und reichlichen Behang mit Schmuck, als Ketten, Broschen, Schnüre und dergleichen mehr.

Die orientalischen Stoffe waren zu dem alten einfachen Schnitt wohl geeignet gewesen (Taf. 38, 13), jetzt aber waren sie zu steif, um die künstlich gelegten und festgenähten Falten des Kleiderrockes zu erlauben. Daher legte man sie öfter zur Seite und griff zu unvermischter Seide oder Wolle, hatte aber auch in solcher Weise einfarbige gemusterte Stoffe (Taf. 47, 13). Bei festlichem Gepränge sah man aber auch im 15. Jahrhundert noch goldgestickte oder golddurchwirkte Zeuge, sowohl bei Männern als bei Frauen (Taf. 53, 13—16; 54, 9 u. 11).

Farbe

Hinsichtlich der Farben änderte sich die Tracht der Frauen insofern, als im 13. Jahrhundert vom Hals bis zu den Füssen nur eine Farbe galt (Taf. 38, 7—9 u. 13), dagegen im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert deren zwei oder gar drei vorhanden waren, indem der Besatz von anderer Farbe war als das Kleid (Taf. 47, 11 u. 13; 53, 16 u. 17; 54, 11), oft aber auch, besonders im 15. Jahrhundert, das Brustteil des Kleides oder die über dasselbe angelegte Jacke eine andere Farbe hatte als der Kleiderrock (Taf. 47, 6; 54, 11). Auch wurde zuweilen das Brststück selbst zu einer Jacke verwandelt.

Man behielt nämlich, als man den Schnitt des Kleides änderte, die Enge des oberen Teiles bei, indem man die schöne Hebung der Körperform nicht aufgeben wollte. Aber auch hier sprach sich der leichtfertige Charakter der Zeit aus, indem der Halsausschnitt bis auf die Brüste

Halsausschnitt

erweitert wurde (Taf. 47, 6 u. 13; 53, 15—17).*) An den Hüften schnitt man das Brustteil in mehr oder weniger

Kleid geteilt in Jacke und Rock

geschwungener Linie ab, so dass also eine Jacke entstand (Taf. 47, 6, 11 u. 13; 53, 10; 54, 11), und verhüllte den übrigen Teil des Körpers von den Hüften abwärts mit einem besonderen Rock, der, in künstliche Falten gelegt, unter dem oberen Teil befestigt wurde. Auf solche Art konnte natürlich grössere Weite dieses unteren Teils erreicht werden als zuvor, wo das ganze Kleid vom Hals bis zu den Füssen keine Unterbrechung des Stoffes erlaubte. So wurde die spätere noch bis heute gültige Form des Frauenkleides aufgebracht, wonach dasselbe aus zwei bestimmten Stücken, Leibchen und Rock, besteht (Taf. 47, 11 u. 13; 53, 10 u. 15—17; 54, 11), in welcher denn gerade um 1880 die Enge des Unterteils ihr höchstes Mass erreicht zu haben scheint, während 1856—1866 und 1700—1780 die Weite des Rockes alle Grenzen überschritt. Wäre für dieselbe das Bedürfnis massgebend gewesen, so würde aus der damaligen Weite des Kleiderrockes folgen, dass unsere Frauen ganz ungewöhnlich lange Schritte von 7—8 Fuss zu machen pflegten — — sie sind aber be-

*) Wir möchten hier für das ganze Werk ein- für allemal bemerken, dass wir uns überall, wo es sich bei den Ausschreitungen der Tracht um bildliche Darstellungen handelt, in diesen eine gewisse Zurückhaltung auferlegt haben, es seien nun Halsausschnitte der Kleider oder Schuhschnäbel oder Reifröcke oder Kopfputz etc. etc. Der Text muss dann das Fehlende ergänzen! —

kanntlich keine Brunhilden. Es ist gut und schön, wenn auch die Frauen rüstig vorwärtsschreiten, doch würde dies auch bei geringerer Mannigfaltigkeit ihrer Kleider möglich, ja sicher sogar leichter gewesen sein! — Heute dagegen scheint es, als wollten sie nur noch durch das Leben trippeln, denn was nützt der faltige Bausch von Zeug an den Fersen, als höchstens von rechts nach links und von links nach rechts geschleudert zu werden und dadurch den Weg zu reinigen, während die Oberschenkel bis zu den Knieen fast dicht aneinander geschlossen sind durch den strumpfartig umschliessenden Rock! Vielleicht soll derselbe verhüten, dass die Trägerin nicht so leicht fällt, was sonst wohl wegen der unsinnig hohen Absätze geschehen möchte, sobald sie im gewöhnlichen Schritt ginge. So aber zwingt der Rock zu kleinsten Trippelschritten, wie die Absätze sie gleichzeitig voraussetzen. Man sieht, dass diese Torheit (wie Polonius sagt) doch Methode hat! —

Besatz

Die bunten Besätze, deren wir oben gedachten, fanden sich oft sowohl am Rock als auch am Brustteil des Kleides (Taf. 47, 11; 53, 10 u. 15—17; 54, 11), jedoch oft auch nur an einem von beiden allein. Sie waren zugleich darauf berechnet, den Wuchs hervorzuheben oder, wo er nicht schön genug war, ihn so zu erheucheln. Daher mussten sie den Körper um die Mitte recht schmal und an Schultern und Hüften breit darstellen (Taf. 47, 6 u. 11).

Da man das Brustteil des Kleides schon durch eine Linie um die Hüften vom Rock trennte, so ging man bald noch weiter und liess das obere Teil noch einmal als

Jacke selbständig

wirklich besonderes Kleidungsstück, als Jacke, auftreten, die als leichter Überwurf über das Kleid angetan wurde. Da der Zweck der Verhüllung hier ganz wegfiel, so hatte man freie Hand und gab ihr also auch einen den Wünschen möglichst entsprechenden Schnitt. Man liess sie auf der Brust offen, um den Reiz zu erhöhen, besetzte sie an den Säumen mit Pelz und dergleichen, die Königinnen sogar mit Gold und Edelstein (Taf. 54, 11) und gab ihr eine lebhafte auf-

Ärmel geknöpft

fallende Farbe (Taf. 47, 6; 54, 11). Die Ärmel wurden vom Ellenbogen an aufgeschnitten und mit Knöpfen wieder geschlossen, gerade so wie die der Männer (Taf. 47, 6). Dadurch konnte man sie so eng und anschliessend machen, dass der ganze Arm zu erkennen war. Die ganze Kleidung ging überhaupt seit der Mitte des 14. Jahrhunderts darauf aus, nicht die eigentümliche Schönheit des Körpers zur Geltung zu bringen, sondern vielmehr eine für schön geltende Form, die zum Teil höchst verzerrt und albern war, darzustellen. Damals entstand jene Plage aller kleidertragenden Menschen, die oft verwünschte und viel gehätschelte Mode.

1400

Das 15. Jahrhundert änderte an der Form des Kleides nur wenig; der Halsausschnitt wurde, besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, am liebsten viereckig ge-

Nach 1450

tragen (Taf. 53, 15—17). In der zweiten Hälfte taucht, wie auch in unseren Tagen oft alte Moden wieder in Kraft zu treten suchen, die alte enge Form des Kleides, die am Gürtel keine Unterbrechung kennt, hier und da wieder auf (Taf. 54, 9), kann aber kein Ansehen wieder erlangen. Die Jacke mit engen Ärmeln, jetzt mit Hinzufügung weiter Aufschläge oder Stulpen, welche die halbe Hand bedeckten, behauptete den Vorrang (Taf. 54, 11).

Hängeärmel

Übrigens waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die engen Ärmel fast verschwunden und hatten langen, vorn offenen Hängeärmeln wie bei den Männern Platz gemacht, die an dem unteren Saum über $1^1/_2$ Meter weit waren (Taf. 53, 15—17). Doch waren sie nur an Kleidern, nicht an Jacken, die gleichzeitig getragen wurden, gebräuchlich (Taf. 53, 16).

Unterärmel

Innerhalb dieser Hängeärmel wurden, wie auch 1860 wieder, feine weisse Unterärmel getragen (Taf. 53, 12).

Gürtel

Gürtel gab es im 14. und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht mehr, da die Trennungslinie zwischen oben und unten nicht mehr oberhalb der Hüften, sondern um oder gar tiefer als die Hüften lief (Taf. 47, 6, 11 u. 13). Aber in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde zugleich mit den weiten Ärmeln auch ein Gürtel getragen, der oberhalb der Hüften lag (Taf. 53, 16 u. 17).

Schleppe

Gleichzeitig wurde die Schleppe unentbehrlich. Doch war sie schon im 14. Jahrhundert im Gebrauch, denn unter Richard II. (1390) wurde von einem Priester feierlich gegen diese Unsitte in einer ganz besonderen Abhandlung gestritten.

Hemd

Bei der Länge der Kleider und der Ärmel lässt sich über das Hemd der Frauen im 13. und 14. Jahrhundert nichts mehr entscheiden, da auch die Schriftsteller, wohl aus demselben Grunde, weil nichts davon zu sehen war, ganz darüber schweigen. Nur eins lässt sich davon sagen, dass der Halsausschnitt bereits so weit war wie bei unseren Frauenhemden, dass er nämlich bis auf die Achseln reichte. Denn man trug die Kleider so weit ausgeschnitten, und der Hals war nackt (Taf. 47, 6 u. 13).

Hemdkragen sichtbar

Im 15. Jahrhundert wird dies bestätigt durch die Sitte, oberhalb des meist viereckigen Halsausschnittes das Hemd oder ein Stück weisses Zeug, welches das Hemd vorstellen sollte, hervorstehen zu lassen. Die Kante wurde mit Zacken und dergleichen geziert (Taf. 53, 16 u. 17). Selten reichte es, wie bei den Männern, bis dicht an den Hals (Taf. 53, 14 u. 16).

Mantel 1200

Der Mantel der Frauen blieb sich während der drei Jahrhunderte ziemlich gleich. Er war im 13. vorn offen und wurde von Achsel zu Achsel durch eine Schnur oder dergleichen mit zwei Tasseln gehalten (Taf. 38, 7), ebenso wie der Mantel der Männer in jener Zeit (Taf. 38, 10). Er war ebenso oft einfach ohne Futter (Taf. 38, 7 u. 8) als doppelt, d. h. gefüttert (Taf. 38, 9 u. 13).

1400

Schmuck des Mantels

Im 14. Jahrhundert wurde die Form des Mantels nicht verändert, wohl aber sein Ansehen. Er wurde von den Vornehmen nie anders als mit schönem Futter getragen, und die an ihm befindlichen Tasseln und Schnüre spielten jetzt keine Nebenrolle mehr (Taf. 47, 6 u. 13). Ja man ging sogar so weit, nicht nur seine Innenseite aus gemustertem Zeug zu machen (Taf. 47, 11), sondern ihn wie die Waffenhemden der Ritter zu behandeln und auf der

Aussenseite, wie die Kämpfer auf Schilden und Waffenröcken (Taf. 47, 12), Darstellungen von Tieren im grössten Massstab anzubringen oder das Familienwappen einzusticken oder einzuwirken (Taf. 47, 11). Dadurch wurde er, der früher das einfarbigste und bescheidenste Stück der Kleidung war, das prahlendste und bunteste.

1400 Im 15. Jahrhundert kehrte man auch hinsichtlich des Mantels zu grösserer Einfachheit zurück, indem man seine Aussenseite meist einfarbig hielt und die Tasseln und Schnüre auf einen einfachen Haftel einschränkte (Taf. 53, 10; 54, 9 u. 11). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts scheint man sogar auch diese gewöhnlich weggelassen und den Mantel auf den Achseln angesteckt zu haben.

### b) Kopfbedeckung.

Kapuze Das Volk benutzte hierzu am meisten die Kapuze, welche zugleich Hals und Schultern verhüllte (Taf. 47, 4; 54, 5), trug aber über derselben nicht selten noch einen breitkrempigen Hut, dessen Rand nur hinten oder auch rundum in die Höhe geschlagen war, wie wir das erstere schon bei den Italienern fanden. Ausserdem hatte man

Mütze auch kleine Kappen (Taf. 38, 6) und Mützen mit künstlich geschnittenem Rande (Taf. 54, 4, 6 u. 8), der nach Belieben in die Höhe gestülpt werden konnte, also eine

Barett Art Barett.

Diese Form wurde zuletzt vorherrschend. Zuweilen

Hut trug man den Hut noch über dem Barett (Taf. 54, 6). In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schmückten auch die Bürger den Hut oder das Barett mit Federn (Taf. 54, 4 u. 6).

Jagdhaube Auf der Jagd waren ausser den Kapuzen auch Hauben, nach Art der Kindermützen, gebräuchlich, damit das Haar völlig umschlossen und gesichert war (Taf. 38, 5).

Hut seit 1300 Vornehme trugen im 14. und 15. Jahrhundert ausser dem Barett (Taf. 53, 13 u. 14) auch Hüte, die den unseren ähnlich waren. Sie hatten zylindrische, etwas nach oben enger werdende Köpfe und eine schmale Krempe (Taf. 47, 7). Ausserdem aber trugen sie in dieser Zeit auch über dem

Kopftuch Barett oder Hute ein Kopftuch, das bis auf die Achseln fiel und vielleicht die Kapuze der niederen Stände ersetzen sollte (Taf. 47, 9). Vielleicht auch war es aus der

Sendelbinde Sendelbinde entstanden, die auch in England eine Zeitlang getragen wurde und z. B. ein Teil der Rittertracht des Hosenbandordens war (Taf. 54, 1).

Im Hause aber, wo alle übrige Kopfbedeckung abgelegt wurde, blieb doch das Schapel auf dem Haare

Schapel sitzen. Es war ein mehr oder weniger verziertes Band, Ring oder Kranz, welches die Locken in ihrer sorgfältigen Scheitelung festhielt (Taf. 47, 7). Gewaffnete benutzten es über der Kettenhaube, um diese festzuhalten (Taf. 38, 12). Auch die Frauen trugen es (Taf. 38, 13) und es gilt davon überhaupt, was wir oben bei den Deutschen darüber gesagt haben. Im 15. Jahrhundert scheint es selten mehr im Gebrauch gewesen zu sein.

Haar Haar und Bart genossen einer sorgfältigen Pflege. Im 13. Jahrhundert trug man das Haar so lang, dass es die Ohren bedeckte und etwa in der Höhe des Kinns endigte (Taf. 38, 10). Im 14. liess man es in wohl gekräuselten Locken fast bis auf die Schultern fallen (Taf. 47, 5, 7 u. 14); ebenso wandte man im 15. Jahrhundert auf die Pflege des Haares einen grossen Teil der Zeit. Man trug es gewöhnlich noch etwas länger, so dass es die Schultern berührte (Taf. 53, 13 u. 14; 54, 1, 4, 6 u. 8). Kurzgeschnittenes Haar ist, ausser in der Waffenrüstung, selten (Taf. 53, 3), doch war es in dem oben erwähnten halben Jahrhundert von Richard II. bis Heinrich V. (1377 bis 1422) und auch noch während der ersten Zeit unter Heinrich VI. (Taf. 53, 9) Mode, das Haar über den Ohren rundum kurz abzuschneiden, damit es den hohen steifen ausgezackten Hemdkragen nicht störe (Taf. 53, 3), der notwendig zu dem reich umwallenden Kleide gehörte.

Der Bart wurde weit öfter rasiert als er etwa ganz Bart
oder teilweise stehen blieb. Wenn nur letzteres geschah, so war dies der Schnurbart, öfter aber stand der ganze Bart, doch hielt man ihn nur von mittlerer Länge (Taf. 38, 10 u. 11). Lange Bärte waren Ausnahmen, die besonders bei alten Leuten gestattet wurden (Taf. 47, 9 u. 14; 53, 13),

Nicht geringere Sorge wandten die Frauen dem Frauen:
Kopfe und seiner Ausschmückung zu. Das Haar war Haar
während des 13. Jahrhunderts nur wenig, im 14. und 15. aber gar nicht mehr sichtbar. Die Hülle desselben hatte eine solche Wichtigkeit gewonnen, dass man zwar den Kern über der Schale nicht vergass, wohl aber ihn unter derselben verbarg. Gekämmt und gebürstet wurde das Haar gar säuberlich, damit es sich in alle die wunderlichen Formen fügte, die man ihm aufzwängte. Nur unter der Königin Margarethe, 1445—1470, ist das Haar zum Teil sichtbar, weil sie selbst gern ihr schönes Haar zeigte (Taf. 53, 10 u. 15—17).

Im 13. Jahrhundert wurde der Kopf mit dem Gebende 1200
bedeckt, das ebenso wie in Deutschland eine flache Mütze Gebende
mit steifem Rande und kreisrundem Boden war, welcher letzterer oft ein wenig grösser war als die Öffnung (Taf. 38, 7—9). Ein breites Band, das die Ohren bedeckte und unter dem Kinn durchlief, hielt diese Kopfbedeckung auf dem Haar fest. Der Rand wurde oft schön verziert, sogar mit Gold und Juwelen (Taf. 38, 7). Das Kopftuch
oder der Schleier, der zuweilen das Gebende vertrat Schleier
(Taf. 38, 13), fiel bis auf die Schultern herab und scheint besonders von verheirateten Frauen getragen worden zu
sein. Ebenso die Rische, ein feines Tuch, welches das Rische
Gesicht umschloss und nach Belieben mehr oder weniger von demselben frei liess (Taf. 38, 13). Sie scheint auch unter dem Gebende nicht ungebräuchlich gewesen zu sein (Taf. 38, 9).

Wenn durch die beiden letzten Gewandstücke dem weiblichen Kopfe im 13. Jahrhundert eine Umhüllung von weichen Falten gegeben wurde, so kehrte sich dies in dem 14. Jahrhundert ins völlige Gegenteil um. Das Gesicht 1300
erhielt eine steife feste Einfassung, besonders auf den Seiten, da wo die Natur die allersanfteste Bedeckung durch das Haar wollte. Es wurde sonach aus dem Frauen-

antlitz eine mathematische Figur, die von mehr oder weniger geraden Linien eingeschlossen war. Dies kam daher, dass es für schön galt, an den beiden Schläfen zwei wulstartige Taschen anzubinden, die bald klein, nur etwa faustgross waren, so dass der Ohrzipfel noch frei blieb, bald gross von dem Scheitel bis zum Kinn hinabreichten. Sie wechselten, wie an Grösse, so an Gestalt und Farbe. Bald waren sie halbkugelig, bald schneckenhausartig, bald glockenförmig (Taf. 47, 6), bald zylindrisch (Taf. 47, 13), bald halbmondförmig (Taf. 47, 11). Sie bestanden aus einem über eine feste Unterform gespannten kostbaren gemusterten Zeug und waren oft mit Gold eingefasst oder gestickt (Taf. 47, 11 u. 13), wobei auch Edelsteine nicht fehlten. Zuweilen scheinen sie auch aus Goldblech bestanden zu haben oder übergoldet gewesen zu sein (Taf. 47, 6). In der Farbe sind sie bald blau (Taf. 47, 13), bald rot, bald lila (Taf. 47, 11) und die Muster scheinen meistens Kreuzchen, Sterne und dergleichen zu sein. Durch diese Seitenflügel erhielt das Gesicht die doppelte Breite und sein schönes Oval konnte nun in jede beliebige Form verwandelt werden, bald zum flachen Rechteck (Taf. 47, 13), bald zum Dreieck oder zur Herzform (Taf. 47, 11), bald zur Form eines Klee- oder Efeublattes (Taf. 47, 6) u. s. w.

Taschen an den Schläfen

Es scheint, als habe man das Haar in diesen seitlichen Anbauten des Kopfes, die immer unwillkürlich an die Scheuleder der Pferde erinnern, verborgen. Ebenso wurde zuweilen noch der Schleier damit verbunden, indem er in künstlicher Wickelung von der Stirn über die beiden Wangenwulste hinüber bis in den Nacken lag (Taf. 47, 11).

1400 Auch im 15. Jahrhundert ist manche Verunstaltung des Kopfes gebräuchlich, wie es denn zu allen Zeiten der Mode gefallen hat und gelungen ist, aus der Wohlgestalt des Menschen ein Zerrbild oder eine Missgestalt zu schaffen, um dann der Vernunft ins Antlitz höhnen zu können: Ecce homo! So wurde, wie in Frankreich schon im 14. Jahrhundert geschah (Taf. 48, 19—21 und Taf. 55, 19), übrigens auch noch im 15. sich fand, auf dem Haupte eine hohe zylindrische Mütze angebracht und alles Haar darin verborgen (Taf. 54, 11), dieselbe aussen aber mit Gold und Kostbarkeiten verziert. Königinnen setzten oben darauf die Krone (Taf. 54, 11), sonst wurde auch wohl der Schleier oder die Sendelbinde dort oben befestigt und hing herab (Taf. 48, 19—21; 55, 19), wie bei den Husaren der Zipfel der Tschakobinde.

Hohe Mütze

Sendelbinde

Kopftuch oder Schleier war auch im 15. Jahrhundert noch immer gebräuchlich, ebenso die Rische (Taf. 54, 7 u. 9).

Schleier und Rische

Auch die Kopfbedeckung war während Heinrich VI. Regierung durch seine Gemahlin Margarethe von Anjou in zierliche Form gebracht. Man trug eine weisse Haube, welche die hintere Hälfte des Kopfes bedeckte und auch die Wangen zum Teil verhüllte. Sie endigte in der Höhe des Kinns. Darüber lag eine bunte Haube von derselben oder ähnlicher Form, die im Nacken ein frei flatterndes Tuch trug, das diesen schützte (Taf. 53, 2, 15—17).

Doppelte Haube

### c) Fussbekleidung.

Bei Männern und Frauen, beim Volke wie bei den Vornehmen, war diese durch alle drei Jahrhunderte ein Schuh, ausgenommen die nicht zu häufigen Fälle, dass im 14. und 15. Jahrhundert manche die Hosen bis über die Füsse verlängerten (Taf. 47, 7), wie wir dies ähnlich auch bei den übrigen Westeuropäern gefunden haben.

Schuh

Der Schuh war auf dem Spann offen und mittelst kleiner Klappen oder Ohren zusammengeschnürt (Taf. 47, 5 u. 8). Im 13. Jahrhundert scheinen auch völlig geschlossene Schuhe getragen worden zu sein (Taf. 38, 10), im 15. Jahrhundert dagegen auch sehr künstlich durchbrochene Schuhe mit gotischen Rosetten und dergleichen. Der Stoff war bei den Männern meistens Leder (Taf. 38, 4), selten Zeug; bei den Frauen der Vornehmen war es umgekehrt. Die Frauen des Volkes dagegen gingen, wenn nicht barfuss, in Lederschuhen wie die Männer (Taf. 47, 4).

Die Hauptveränderung, welche der Schuh im 14. und 15. Jahrhundert erlitt, war das Ansetzen eines Schnabels an seine Spitze. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts — er kam etwa gegen die Mitte desselben auf — war er bereits mehrere Centimeter lang und wuchs im 15. Jahrhundert noch mehr. Dieser Schnabel wurde ebenso an den Beinkleidern, wenn diese die Stelle der Schuhe mit vertraten, angesetzt (Taf. 47, 7) als auch sogar an den Rüstungen der Ritter (Taf. 47, 12) angebracht, trotzdem, dass er hier gewiss die Bequemlichkeit nicht erhöhte. Die mittleren und niederen Stände lebten auf kleinem Schuh ohne oder nur mit kurzem, 10—15 cm langen Schnabel (Taf. 54, 4—8).

Schnabel am Schuh

Die lange Spitze war aber, wie wir bereits bei den Normannen (S. 145) erwähnt haben, in England schon einmal gebräuchlich gewesen, ebenso in Frankreich, wenigstens in dessen nördlichem Teil, denn auf dem Konzil zu Paris 1212 wurden den französischen Priestern die langen Schuhschnäbel verboten und die Byzantiner wunderten sich bereits 1097 über die geschnäbelten Schuhe der Kreuzfahrer. In Deutschland scheinen dieselben in dieser frühen Zeit wenig oder gar nicht Eingang gefunden zu haben. Bald nach dem Erlöschen dieser Unsitte in England, was etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt — noch 1250 werden die Engländer die „Geschwänzten“ genannt — tauchte sie in Frankreich neu auf unter Philipp IV. (um 1300), aber erst um 1350 in England unter Eduard III., also gerade nach hundertjähriger Zwischenpause. Unter Richard II. hiessen sie „crackowes“, und Vornehme trugen die Spitzen jetzt mindestens 70 cm lang, so dass sie oft mit kleinen Ketten, nachdem sie durch Werg oder dergleichen steif ausgestopft waren, am Knieband festgehalten werden mussten. Manche sollen diese Ketten oder Bänder sogar am Gürtel angebunden haben; welch ein Gang! — (Siehe Anmerkung Seite 171.)

Das Ende dieser Mode fällt erst in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, etwa gegen 1485. Im Jahre 1480 erliess noch der Papst eine eigene Bannbulle gegen „diese

Verbot gegen die Schnabelschuhe

unnatürliche Sünde und arge Ketzerei". Doch würde dieselbe ebensowenig als alle bisherigen königlichen Verbote und Strafgesetze gewirkt haben — noch Eduard IV. setzte die Länge des Schnabels auf 5 cm fest, jedoch ohne allen Erfolg —, wenn nicht ihr Ende durch die Laune der Mode beschlossen gewesen wäre. Diese Laune scheint unergründlich; damals mochten wohl die grossen geschichtlichen Ereignisse sie bestimmen. In England fiel damit das Ende des blutigen Kampfes zusammen, den die rote und weisse Rose geführt hatten. Mit Richard III. enden 1485 bei Bosworth diese Greuel — und die Schuhschnäbel! —

Ihr Ende

Die Farbe der Schuhe war beim Volke schwarz oder lederbraun (Taf. 47, 4; 54, 5 u. 6), bei den Vornehmen ebenso (Taf. 47, 5 u. 8; 53, 3 u. 4; 54, 1), ausgenommen wenn sie Zeugschuhe trugen (Taf. 47, 14). Goldene oder vergoldete Schuhe, welcher früher, auch noch im 13. Jahrhundert, sehr geschätzt wurden (Taf. 38, 10, 13 u. 14), kamen später selten oder gar nicht mehr vor.

'arbe und Stoff

Stiefel wurden von den mittleren und niederen Ständen auch bisweilen getragen, und es scheint, als seien dieselben immer sehr hoch gewesen, so dass sie auch den Oberschenkel bedecken konnten (Taf. 54, 6). Sie wurden aber nach Bedürfnis oben umgestülpt, so dass sie nur bis ans Knie gingen (Taf. 54, 2 u. 5).

Stiefel

Von der Fussbekleidung der Frauen wissen wir nur, dass sie in Form und Farbe immer mit der der Männer harmonierte und dass die Ladies nur Zeugschuhe aus Seide und dergleichen trugen (Taf. 38, 7; 47, 11 u. 13; 53, 10 u. 16).

Frauenschuhe

### d) Schmuck.

Die Putzsucht der Engländer ist heute nicht so gross als die mancher anderer Völker. Auch im Mittelalter war es so. Das 13. Jahrhundert hat ausser dem Schapel, den Tasseln und Schnüren des Mantels und allenfalls einigen Halsketten und Armbänder der Frauen kam etwas aufzuweisen, was so heissen kann.

200 wenig

Dagegen legte das 14. und 15. Jahrhundert allerdings Wert auf solche Gegenstände, weniger jedoch bei den Männern als bei den Frauen. Jene trugen wohl auch goldene Halsketten (Taf. 47, 9; 53, 11, 13 u. 14) und bei den Rittern war das Wehrgehänge mit Gold geziert (Taf. 47, 5 u. 12; 53, 1 u. 11), auch wohl die Rüstung mit Gold an den Kanten eingefasst und dergleichen (Taf. 47, 12; 53, 1 u. 11), die Frauen aber prangten ausser mit ihrem Kopfputz auch noch mit goldenen Schnüren von übermässiger Länge am Mantel (Taf. 47, 11 u. 13), mit Halsbändern und Halsketten aus Gold oder Perlen (Taf. 53, 15–17; 54, 11), auf der Brust mit einem Kleinod nach Art einer Brosche (Taf. 47, 6 u. 11; 53, 10) und Ringen an den Fingern. Armbänder scheinen sie nicht getragen zu haben, ebensowenig Ohrringe, welches freilich bei den seltsamen Ohrentaschen unnütz gewesen wäre. Denn jeder Schmuck will gesehen sein.

1300 und 1400 mehr

## 2. Kriegstracht.

Diese machte während der drei Jahrhunderte dieselben Wandlungen durch, wie in Frankreich und Deutschland. Der Kettenpanzer musste der Schienenrüstung den Platz räumen.

### a) Schutzwaffen.

Das Hauptstück derselben war im 13. Jahrhundert das Kettenhemd. Es reichte vom Scheitel oder, wenn die Kapuze fehlte, vom Hals bis zu den Knieen (Taf. 38, 1–4). Im letzten Falle wurde auch wohl eine besondere Kapuze, die bis auf die Schultern reichte, übergezogen, so dass Kopf und Nacken doch dicht geschützt war (Taf. 38, 12). Dieses Hemd hatte zuweilen halblange (Taf. 38, 4), meistens aber lange Ärmel (Taf. 38, 1 u. 2, 11 u. 12). Zur vollständigen Kettenrüstung gehörten auch Beinkleider oder Strümpfe aus demselben Geflecht, diese hüllten zugleich den Fuss mit ein (Taf. 38, 1 u. 2, 11 u. 12). Die Innenseite der Hand und des Fusses, die Handfläche und Fusssohle, waren nur mit Leder bedeckt; hier fehlten die Ketten (Taf. 38, 2 u. 11). Das Knie dagegen war meistens mit einem kleinen Schildchen geschützt, das noch über dem Kettenstrumpf angelegt wurde (Taf. 38, 2 u. 12). Dasselbe war oft aus gelbem Metall oder vergoldet, um sich vor dem Eisen auszuzeichnen. Auch im 15. Jahrhundert liebte man es, der Knieschiene häufig eine solche Auszeichnung vor den übrigen Beinschienen zu geben (Taf. 54, 12 u. 13). Die Sporen, welche im 13. Jahrhundert anfingen, Rädchen zu tragen (Taf. 38, 12), indessen gleichzeitig (wie auch im 14. Jahrhundert) noch die Stachelsporen gebräuchlich blieben (Taf. 38, 1 u. 11; 47, 1), wurden mit Riemen oder kleinen Ketten über den Fuss geschnallt (Taf. 38, 11 u. 12; 47, 12).

1200 Kettenhemd

Kettenstrümpfe

Knieschild

Sporen

Das 14. Jahrhundert brachte die Schienen auf. Sie wurden anfangs nur zum Schutze der Beine benutzt, indessen der übrige Körper durch den Kettenpanzer gesichert war (Taf. 47, 2, 3 u. 10). Nicht aber wurde gleich das ganze Bein von Schienen umschlossen, sondern nur der vordere Teil, eine schöne Andeutung der Seite, welche man dem Feinde zuzuwenden hatte. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde auch die hintere Seite der Schenkel beschient (Taf. 47, 12), gleichzeitig aber auch die Schultern und Arme. Die Hände erhielten Eisenhandschuh mit hohen Stulpen; die Finger waren mit Schuppen bedeckt (Taf. 47, 12). Der Ellenbogen wurde mit einem besonderen Schutz bedacht, so dass besonders die beiden Seiten des Gelenks auch durch Schilder verhüllt waren (Taf. 47, 12). Der Rumpf behielt das Kettenhemd, der Hals die Kapuze; der Helm nahm ein Visier an.

1300 Schienen

Eisenhandschuhe

Visier

Bisher war nämlich der Kopf ausser durch die Kapuze aus Kettengeflecht durch einen mehr oder weniger halbkugeligen Helm geschützt gewesen, das Gesicht blieb dabei offen und wurde nur mittels der Kapuze bis auf einen kleinen Kreis schützend bedeckt (Taf. 38, 1, 2 u. 12; 47, 1 u. 12). Der Helm hatte weder Schirm noch Nackenschild, sondern war eine einfache, entweder rundliche (Taf. 47, 1) oder oben etwas zugespitzte Haube (Taf. 38, 1; 47, 2 u. 12), an deren Stelle zuweilen auch ein breiter flacher Hut, wie ein Schirm, oder eine hohe zugespitzte

Kettenkapuze

Haube

Mütze mit Nasenschild, beide aus Eisen und gewöhnlich mit Messingbeschlag verziert, getragen wurde (Taf. 38, 2 u. 4).

Helm

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aber wurde aus der Haube ein Helm, d. h. sie erhielt Gesichts- und Nackenschirm und ein bewegliches Visier (Taf. 47, 10). Trotzdem behielt man die Kapuze noch eine Zeitlang bei, um den Hals auf beiden Seiten zu schützen, bis im Anfang des folgenden Jahrhunderts auch hier die feste

Halsberge

Eisenschiene als Halsberge auftrat und die Kapuze überflüssig machte (Taf. 53, 1, 5 u. 11). Sie war bald vollständig umschliessend (Taf. 53, 11), bald auch nur für den Vorderhals berechnet (Taf. 54, 13), in welchem Falle dann das Kettenhemd aushalf.

Panzer

Bald danach, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wurde auch das Kettenhemd abgelegt und mit einem festen Eisenpanzer vertauscht, der Brust und Leib hinten wie vorn schützte (Taf. 53, 8 u. 11). Er reichte bis auf die Mitte der Oberschenkel und bestand oben in einem Brust- und einem Rückenteil, unten aus horizontalen Reifschienen, die vom Gürtel an bis hinab reichten. Das unterste Teil war des Reitens wegen nur mit Schnallen befestigt (Taf. 53, 11), blieb aber später ganz weg, da man die Beine gleich vom Hüftgelenk an durch zwei besondere Stücke bedeckte (Taf. 54, 10 u. 12).

Der Übergang zu dieser ausgebildeten Plattenrüstung war jedoch kein plötzlicher. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts pflegte man die Brust durch eine Eisenplatte zu schützen die auf dem Kettenhemd befestigt wai und die nur darum auf den Abbildungen nicht sichtbar

Waffenrock

werden kann, weil der lederne Waffenrock noch darüber lag. Aber schon am Ende des 14. Jahrhunderts trugen manche Ritter die Brustplatte aussen auf dem Waffenrock oder manche liessen auch diesen ganz weg, weil er durch die Platte überflüssig war und trugen diese auf dem Kettenhemd, eine Sitte die mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts mehr und mehr um sich griff. Dazu wurden im zweiten Viertel des Jahrhunderts die Schienen um die Hüften auf den Kettenschurz befestigt und nach und nach verdrängten und ersetzten sie auch diesen, so dass nach der Mitte des 15. Jahrhunderts das Kettenhemd nur noch selten unter der Rüstung zu finden ist.

Handschuh aus 2 Platten

Die Hände wurden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Stulphandschuhe aus Eisen bedeckt, welche mittels einer grossen blattartigen Schiene auch die Finger aussen verhüllten; ebenso hatte die Stulpe diese Form (Taf. 54, 10 u. 13). Der Ellenbogen erhielt als Schutz einen breiten in der Mitte eingezogenen Ring, der nach

Dorn am Ellenbogen

aussen mit einem ungeheueren Eisendorn besetzt war (Taf. 54, 10 u. 13). Auf den Achseln pflegte man, gleichsam als Ärmel an dem zu einem blossen freihängenden Brust- und eben solchen Rückenstück zusammengeschrumpften

Schulterklappen

Waffenrock, zwei Klappen zu tragen, die mit diesem oben verbunden waren und ebenso wie er gewöhnlich das

Waffenhemd

Wappen ihres Trägers zeigten. Das Waffenhemd, in solchem Fall also auch Wappenhemd zu nennen, bestand somit aus zwei grossen und zwei kleinen Stücken, die abwechselnd am Halsloch miteinander verbunden waren; jene deckten Brust und Rücken, diese die beiden Achseln (Taf. 54, 10 u. 13). Doch wurden sie keineswegs von allen Rittern getragen (Taf. 53, 8 u. 11; 54, 12).

Waffenrock anliegend

Früher hatte man auch über dem Kettenhemd einen Waffenrock, der auch meistens ein Wappenrock war, getragen; derselbe flatterte aber in seinen einzelnen Stücken nicht frei um den Körper, sondern lag knapp und dicht am Kettenpanzer an (Taf. 47, 12; 53, 1). Er hatte keine Ärmel und reichte nur vom Hals bis auf die Mitte des Oberschenkels, wo er mit dem Kettenhemd zugleich endigte.

Stoff desselben

Er bestand meistens, ebenso wie der spätere, aus Leder und war gewöhnlich mit einer dicken Unterlage versehen, so dass er als Stepprock ganz steif war. Der Gürtel konnte daher wenig helfen und wurde als blosser aber höchst kostbarer Zierrat unterhalb der Hüften auf die Kleidung festgemacht, indessen ein schmälerer Riemen von der rechten Hüfte querhinab nach links ging und das Schwert trug (Taf. 53, 1 u. 11). Diese Sitte herrschte in dem letzten Drittel des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts dagegen trug man noch den alten ursprünglichen Waffenrock, der vorn offen, weit und lang war, so dass er in vielen Falten bis fast zum Knöchel hing (Taf. 47, 1). Aus ihm entwickelte sich noch vor der Mitte des Jahrhunderts zunächst ein kurzer enger Rock, mit oder ohne Ärmel, der bis zum Knie reichte (Taf. 47, 10); allmählich blieben die Ärmel weg und der Rock wurde noch knapper und kürzer gemacht, und so entstand in dem Anfang der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der oben erwähnte enganliegende Waffenrock, côte-hardie, in Deutschland Lendner genannt.

côte-hardie

Doch blieb auch neben ihm der lange faltige noch eine Zeitlang im Gebrauch. Hefner gibt die Abbildung eines englischen Ritters von 1360 (Abteilung II, Taf. 24), welcher über dem Wams noch den alten Waffenrock trägt. Ob er unter demselben eine Brustplatte hat, ist nicht zu erkennen, jedoch wahrscheinlich, da das Kettenhemd fehlt. Solche und ähnliche Fälle berechtigen neben anderen Gründen zu der Annahme, dass auch das Wams, das unmittelbar über dem Hemd getragen wurde, mit Baumwolle oder dergleichen gesteppt war, so dass es schon an sich auch ohne Lendner dem Leib zum Schutz dienen konnte.

Wams gesteppt

Der alte faltige Vorgänger des letzteren wurde aber nur von den Rittern so lang getragen (Taf. 38, 11 u. 12; 47, 1); gewöhnliche Krieger trugen ihn bis ans Knie (Taf. 38, 1–3; 47, 3). Im 13. Jahrhundert war er gewöhnlich einfarbig ohne Verzierung, oft aber mit Futter von anderer Farbe versehen (Taf. 38, 12). Bestimmte Orden trugen ihn in bestimmten Farben, z. B. die Templer weiss, wie auch den Mantel und die Mütze (Taf. 38, 11). Dass die Diener eines Fürsten oder Ritters auch dessen Farben am Waffenrocke trugen, versteht sich nach dem früher gesagten fast von selbst.

Farbe des Waffenrocks

Das zweite Stück der Rüstung, oder, wenn man in Hinsicht auf den Waffenrock will, das dritte, der Helm,

Helm

machte, wie gesagt, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts manche Verwandlung durch. Von der rundlichen, oben mehr oder weniger zugespitzten Haube (Taf. 47, 1 u. 12) oder von dem topfförmigen, fast völlig geschlossenen Streithelm (Taf. 40, 5—11) bis zum vollständig geschmückten Turnierhelm (Taf. 61 3 u. 7) war ein weiter Weg, der nicht mit einem Schritte zurückgelegt wurde. Die Eisenhaube ohne Visier behauptete in England sehr lange ihren Platz, erhielt aber eine eigentümliche Zugabe im Anfange des 15. Jahrhunderts, nämlich einen Ring oder eine Wulst, die am unteren Rande der Haube den Kopf umschloss (Taf. 53, 1 u. 11; 61, 6). Diese scheint aus einem weichen Stoffe, wahrscheinlich Polsterwerk, bestanden zu haben und mit Metallbeschlag verziert gewesen zu sein. Sie diente nicht etwa zum Schutze der Ohren, denn diese wurden von der Haube bedeckt, sondern lediglich zur Verzierung und scheint aus dem Schapel, das früher ebenso getragen wurde (Taf. 38, 12), entstanden zu sein. Auch die gemeinen Soldaten trugen um jene Zeit häufig eine ähnliche Kopfbedeckung (Taf. 53, 6 u. 7), die in Verbindung mit der darunterliegenden Mütze einem türkischen Turban durchaus ähnlich sah. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist sie aber bereits verschwunden.

Haube mit Wulst

Das im 14. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich gebräuchliche Visier, das an einem Scharnier oben an der Stirnplatte des Helms befestigt war und wie ein Deckel aufgeklappt werden konnte (Taf. 40, 42), scheint in England wenig oder gar nicht in Gebrauch gekommen zu sein. Dagegen finden wir hier schon um dieselbe Zeit, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das später allgemein verbreitete Visier, das an zwei Nieten über den Ohren sich drehen liess und in die Höhe geschoben werden konnte (Taf. 47, 10). Ebenso hat die Eisenhaube gleichzeitig schon Stirn- und Nackenschild oder eins von beiden, wodurch sie dann dem heutigen Helme ähnlich wird. Im 15. Jahrhundert findet sich dieselbe Form wieder neben verschiedenen anderen ähnlicher Art (Taf. 53, 8; 54, 12 u. 13; 61, 1—5), die mehr oder weniger gebräuchlich waren. Doch war in dieser Zeit kaum noch eine bestimmte Form für ein Land in Westeuropa vorherrschend, sondern man trug in allen, was man in einem trug. Der Verkehr war bereits zu lebhaft, und so übertrugen sich auch die Helmformen von einem Volk zum anderen.

Visier

Stirn- und Nackenschild

Bei den Turnieren waren im 15. Jahrhundert besonders geschmückte Helme, die obenauf das Zeichen des Herrn trugen, gebräuchlich; hinten flatterte die Helmdecke herab (Taf. 61, 3 u. 7).

urnierhelm

Ähnlich wie dem Helm erging es dem Schild. Vorherrschend war die dreieckige Form (Taf. 38, 12; 47, 1 u. 3). Die starke seitliche Wölbung, die derselbe hatte, nahm allmählich mit der Grösse ab; übrigens blieb die Sitte, ihn mit den Farben oder den Zeichen des Eigentümers zu zieren, auch später im Gange, als im 15. Jahrhunderte mehr die oblongen und ovalen Schilde gebräuchlich wurden. Von diesen beiden Grundformen wurden allerlei Abweichungen durch Ausschnitte am Rande erzielt, die dann öfter sehr phantastische Gebilde ergaben (Taf. 54, 12). Diese kleinen, nach vorn gewölbten, am Rande gewöhnlich künstlich gezackten Schilde hiessen Tartschen. An der oberen rechten Ecke befand sich ein Ausschnitt zum Einlegen der Lanze, an der linken auf der Innenseite ein Haken womit die Tartsche am Brustharnisch eingehängt werden konnte.

Schild

Tartsche

Der Schild der gemeinen Krieger war im allgemeinen kleiner als der der Ritter (Taf. 38, 3) und im 15. Jahrhundert waren ganz kleine kreisrunde Handschilde gebräuchlich, die beim Schwertkampfe den Hieb mit der Linken auffingen; diese wurden am Gürtel neben dem Schwertgriffe getragen (Taf. 54, 3 u 5).

Kleiner Handschild

Die Tracht der gemeinen Krieger richtete sich nach dem Reichtum ihres Herrn. Daher gab es welche mit Kettenpanzern (Taf. 38, 4) oder später mit Schienen (Taf. 47, 2; 53, 5—7), dagegen auch andere in blossen Röcken und Beinkleidern ohne alle Eisenbedeckung. Die letztere scheint überhaupt zunächst immer dem Kopfe zu gute gekommen zu sein (Taf. 38, 1—4; 47, 2; 53, 5; 54, 2 u. 3). So finden wir auch im 15. Jahrhundert die Bogenschützen, jene Waffengattung, die in England eines hohen Ruhmes genoss (sie hatten z. B. den furchtbaren Tag von Crecy [26. Aug. 1346] entschieden), in eisernen Hauben und Kettenhemden (Taf. 54, 2 u. 3), Arme und Beine aber und den Hals nur leicht bedeckt; Brust und Rücken waren mit einem ledernen, eisenbeschlagenen Panzer geschützt.

Tracht des gemeinen Kriegers

Bogenschützen

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war neben der Eisenhaube auch eine Art Turban bei den gemeinen Kriegern im Gebrauch. Wir erwähnten derselben schon zuvor. Es scheint diese Sitte, obwohl wir dieselbe als aus dem Schapel entstanden ansehen dürfen, doch nur eine Nachäfferei orientalischer Tracht gewesen zu sein, da gleichmässig auch ein breiter Kragen, mit bunten künstlich ausgeschnittenen Zacken besetzt, an die breiten Kragen der Italiener erinnert und der mit langen „Flügeln“ besetzte Brustpanzer aus Zeug oder Leder an die griechische und römische Tracht des Altertums streift (Taf. 53, 7). Zu dem allen kam noch, um die Lächerlichkeit der Komposition, die aus allerlei Zeiten und Völkern zusammengetragen war, vollständig zu machen, ein krummer Türkensäbel, auch wohl noch eine Beinbekleidung mi-parti gefärbt.

Turban

Schulterkragen

Türkensäbel

Der steife Hemdkragen, der unter Richard II. bis zum Regierungsantritt Heinrich VI. zur Tracht des vornehmen Mannes gehörte, übertrug sich gleichzeitig auch auf die Kriegstracht, wo er als steifer Rockkragen den Hals der gemeinen Soldaten umgab (Taf. 53, 6 u. 7), eine Sitte, zu der wir Ähnliches aus der letzten Zeit der deutschen Soldatenröcke beibringen könnten.

Steifer Rockkragen

### b) Angriffswaffen.

Für die Ritter war auch hier Lanze und Schwert das Wichtigste, daneben aber gebrauchte man auch Streitäxte, Streithämmer, Kolben, Morgensterne und dergleichen, alle jene Schlag- und Stossinstrumente, die noch heute in den Rüstkammern unsere Aufmerksamkeit fesseln (Taf. 61 12—15). Die Verbindung beider Zwecke in der Partisane

und Helleparde (Taf. 53, 5 u. 6; 61, 12 u. 13) scheint erst aus dem 14. Jahrhundert, wenn nicht gar erst aus dem 15., zu stammen. Vorher haben die Äxte und dergleichen Hiebwaffen nur einen kurzen Stiel und langgestielt ist

Lanze nur die Lanze.

Diese war etwa 2 m hoch mit langer Eisenspitze; Ritter durften an derselben ein Fähnchen mit ihrem Wappen (Taf. 53, 8) führen, das in zwei Spitzen endete; brachten

Fahne daran sie einen Heerhaufen, „ein Fähnlein“ mit sich, das sie anführten, so fielen die beiden Spitzen weg. Höhere Anführer führten die blosse Lanze ohne Fahne, z. B. der Graf von Warwick „der Königsmacher“ (Taf. 54, 13).

Schwert Das Schwert hatte eine gerade, doppelschneidige Klinge von etwa 1 m Länge und wurde vom Griff zur Spitze hin schmäler. Diese war geschärft, so dass es zu Stoss und Hieb zu gebrauchen war. Die Parierstange war gerade (Taf. 38, 2, 10 u. 11) oder mit den Enden nach der Spitze hin gebogen (Taf. 38, 12; 47, 12; 53, 11; 54, 12). Letztere Form scheint seit dem 14. Jahrhundert vor-

Heft herrschend gewesen zu sein. Das Heft war durch Umwicklung mit Draht (Taf. 53, 11) oder sonstige künstliche Verzierungen (Taf. 38, 2 u. 12) rauh gemacht, um fester gehalten werden zu können. Der Knauf war meistens rund, aus Metall und gewöhnlich auf irgend eine Art ver-

Scheide ziert (Taf. 47, 12). — Die Scheide war aus Holz, mit Leder überzogen (Taf. 61, 19) und mit Metallbeschlägen, besonders an der Spitze, verstärkt und hier und da geschmückt (Taf. 38, 12; 47, 12).

So die Schwerter der Ritter. Die der gemeinen Krieger waren gewöhnlich kürzer, leichter (Taf. 54, 3) und äusserlich schmucklos. Hier finden wir auch kurze krumme Säbel (Taf. 38, 4) und, wie schon oben erwähnt wurde, sogar den Türkensäbel (nach Hamilton-Smith Taf. 53, 7).

Bogen Eine besonders in England wohlgeführte Waffe war der Bogen. Er war ziemlich hoch, 1,30—1,60 m, und aus zähem Holz gearbeitet. Die dazu gehörigen Pfeile trug der Schütze im 15. Jahrhundert nicht in einem Köcher, sondern in einem Ringe an der rechten Seite des Gürtels (Taf. 54, 2 u. 3). Die englischen Bogenschützen waren weit und breit berühmt, so dass sich z. B. Ludwig XI. von Frankreich eine solche Leibwache hielt, die er wie eine Schar von Rittern teuer besoldete. Seine Vorgänger hatten die englischen Bogenschützen genugsam kennen gelernt — als Feinde: er hielt sich eine Truppe dieser gefährlichen Gegner als Freunde und traute ihnen am meisten vor allen.

Armbrust Neben dem Bogen blieb auch die Armbrust immer in Gebrauch und Ansehen. Ihr Bügel war aber meistens aus Stahl (Taf. 38. 4) und die Sehne wurde, um sie zu spannen, mit Hilfe einer Winde beim Laden zurückgezogen (Taf. 61, 16).

## B. Geräte.

Stubengerät Das Stubengerät, Tische Stühle, Truhen, Schreine, Betten und dergleichen schloss sich auch hier, wie in Frankreich und Deutschland, dem herrschenden Geschmack des Zeitalters an. Wir werden bei den Deutschen derselben Periode genauer darauf eingehen und dürfen also hier auf jenen Abschnitt verweisen.

Gefässe Ähnlich erging es mit den Gefässen. Auch hier stimmen die in den englischen Sammlungen aufbewahrten so ziemlich mit den deutschen und französischen derselben Zeit überein, in demselben Grade wie dies auch heute der Fall ist. Von den im täglichen Gebrauch verwendeten nicht metallenen ist wenig oder nichts mehr vorhanden, allenfalls noch hier und da ein Trinkkrug aus Ton oder ein Glas mit allerlei Malereien bedeckt. Nur von den Metallgefässen hat sich eine grosse Zahl erhalten, und diese zeigen den vorherrschenden Geschmack jener Zeit.

Musikalisch Instrumente Dasselbe gilt von den musikalischen Instrumenten. Wo sich solche erwähnt finden, sind es dieselben wie in Frankreich und Deutschland, aber es scheint als ob gerade diese vorliegende Periode in England die Lieder allmählich habe verstummen lassen. Waren es die langandauernden

England ohne Musik Kriege beider Rosen; oder war es die nunmehr vollzogene Verschmelzung der Völkerstämme und Sprachen; — denn da seit 1283 auch Wales erobert war und die englischen Gesetze angenommen hatte, ja da 1296 sogar Schottland unterworfen wurde (Irland war schon von Heinrich II. erobert worden), so waren nun alle Teile der grossen Mischung vollständig beisammen und hatten sich gegenseitig durchdrungen — oder war es der Fluch der 1285 von Eduard I. ermordeten Barden von Wales über ihre Schlächter, weil sie nur hingeopfert wurden, damit die Unterdrücker Ruhe hätten vor der durch die Gesänge erregten Begeisterung; oder welcher andere Umstand es sein mochte, der die Musik im meerumwogten England verstummen machte, während sie doch in Schottland und ebensosehr in Irland fortlebte: kurz, seit jener Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts ist in England der Gesang etwas Seltenes geworden; das Volk hat auch heute keine Lieder und die wenigen, die es hat, sind dürftig an Melodien und meist aus neuerer Zeit. Hin und wieder hat der Hof und einzelne Grosse die Tonkunst begünstigt, auch einer unserer grössten Komponisten lebte und wirkte dort, aber im Volke lebt keine Musik und wird wohl auch künftig keine leben, wie gern die Engländer sie auch hören. Sie selbst singen nicht. Sie sind ein praktisches Volk. —

# IX. Die Franzosen

## im 13., 14. und 15. Jahrhundert.

(Tafel 39, 40, 46, 48, 55, 56 und 61. Quellen: Willemin, Herbé, Malliot-Martin, Hefner, Düsseldorfer Kostümbuch und Sammlung von Miniaturgemälden des 14. bis 17. Jahrhunderts in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha; für den Text noch Jak. Falke: die deutsche Trachten- und Modenwelt.)

s entsteht
Mode für
Europa

Dieses Volk, das heute den Ton angibt in dem, was Mode heisst, hat gerade in der uns eben vorliegenden Periode von dieser Stellung Besitz ergriffen. Bis zu dieser Zeit des 14. Jahrhunderts sind die Trachten in Westeuropa immer noch Volkstrachten, obwohl freilich schon seit dem 9. Jahrhundert eine allmähliche Ausgleichung und Verschmelzung sich vorbereitete und mehr und mehr einführte, wie wir an anderen Orten angedeutet haben. Aber während des 14. und dann aufs neue seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts tragen alle Völker im westlichen Europa, soweit sie in den Städten wohnen, nur französische Tracht, mehr oder weniger abgeändert. Da nun diese selbst von Zeit zu Zeit — in Zwischenräumen von einem bis zu zehn Jahren und darüber — sich durch die Stimmung der Zeit und durch die Laune einzelner Köpfe verwandelt, diese Verwandlungen aber schnell die Runde durch alle Städte machen, so ist statt der Herrscherin Tracht die Tyrannin Mode auf den Thron der Kleidung gelangt und gebietet ohne Rücksicht auf Klima oder Abstammung, ohne Rücksicht auf Vernunft und Schönheit, ohne Rücksicht auf Gesundheit und Glück. Für sie ist der Körper nur eine Puppe, auf welcher Kleider zur Schau gestellt werden: diese sind Zweck, jener ist Mittel. Daher brauchen auch beide möglicherweise nicht miteinander zu harmonieren und haben es denn auch oft genug nicht im mindesten getan, sowohl gleich im Anfang der Modenherrschaft, als auch bis auf den heutigen Tag. Modenkleidung und Körperform passen oft noch schlechter zusammen als die Faust aufs Auge. Denn der

Unterschied zwischen Tracht und Mode

Unterschied von Tracht und Mode liegt eben darin, dass die Tracht zu allernächst den Zweck der Verhüllung und des Schutzes gegen das Wetter im Auge hat; die Mode aber findet vielleicht gerade ihre Lust an der Entblössung des am meisten zu Verhüllenden und fragt nichts nach der Zweckmässigkeit in Bezug auf Kälte und Nässe. Die Tracht zieht die Schönheit zu Rate und bleibt wohl hinter deren Forderungen aus Nützlichkeitsrücksichten zurück, die Mode aber springt narrenhaft darüber hinaus. Die Tracht gehorcht dem Bedürfnis: die Mode stützt sich auf die Nachahmungssucht. Darum hat die Tracht lange Dauer, die Mode aber nur ein kurzes verfliegendes Dasein, das freilich gleich dem der Blattläuse sich durch fortgesetzte Häutung stets in ein neues verwandelt. Oft schlägt eine Form auch gerade in ihr Gegenteil um, wie wir noch öfter sehen werden, ähnlich dem Vorgang, wie sich aus der gliederlosen, steifen, walzenförmigen, braunen Puppe der höchst zierlich gegliederte, ewig bewegliche, bunte Schmetterling entwickelt.

Die Mode stammt seit 1350 aus Frankreich

Wir schreiten somit, genau genommen, mit dem 14. Jahrhundert aus der Geschichte der Trachten hinaus und treten ein in die Geschichte der Moden, und wir berühren dies gerade bei den Franzosen, weil wir hier an der Quelle stehen, die von Zeit zu Zeit wie der Geyser in Island mit grossem Getöse ihren Ausfluss in die Lüfte wirft und dadurch Staunen und oft genug auch — Schrecken verbreitet, dann erkaltet zurücksinkt, bis wieder ein neuer Erguss die Spuren des alten verwischt. Die zweite Hälfte unserer Tafeln stellt die aufeinander gelagerten Kieselkrusten dieses Geyserbeckens dar, und es wird keine geringe Mühe kosten, die verschiedenen Schichten gehörig zu scheiden und nur annähernd darzustellen. Denn sie liegen so dicht aufeinander und gehen zuweilen so unmerklich ineinander über, dass die klare Auseinanderhaltung dann fast unmöglich ist. Auch können wir nicht einmal in den Tafeln alle verschiedenen Formen aufzeichnen, sondern müssen uns mit dem Wichtigsten begnügen und werden den Trachten unseres eigenen Volkes darum etwas mehr Zeit und Raum widmen, damit dann von ihnen aus der Leser sich das Fehlende bei den übrigen Völkern ergänzen könne. Denn je weiter wir in der Zeit

Allmählich ist die Mode überall in Europa mächtig

vorschreiten, desto mehr verwischen sich die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker, und heute sind wir so weit gekommen, dass ein Rock, Hut, Mantel u. s. w. in England ebenso aussieht wie in Russland, Deutschland, Frankreich und Italien, ja wie in Nord- und Südamerika und in Australien. Die Mode macht ihre Völker zu Knechten und steckt sie alle in dieselbe Uniform: Frack ist Frack in der Havanna, in dem Haag oder in Moskau, in Sidney oder Rom. Es ist unglaublich und doch wahr, dass unter den Tropen der Europäer im schwarzen Zylinderhut und schwarzen Frack in Gesellschaft erscheint, erscheinen muss, ebensowohl wie in Stockholm, sollte er auch vor Hitze in dieser Kleidung umkommen. Wo ist da die Rücksicht auf die Natur, auf das Klima? Wo also die Vernunft? — Aber die Mode will es, und so keucht der arme schwarzbefrackte Gentleman durch die Strassen von Demerara und weiss nicht einmal, wessen Narr er ist — trotz seiner Narrentracht. Der Tagelöhnerneger neben ihm trägt weisse Lumpen, aber doch weisse, und einen Strohhut auf seinem Wollkopf.

Japan trägt europäische Tracht

Da nun gar in neuester Zeit eins der uralten ostasiatischen Reiche seine Schranken gegen die Europäer niedergerissen und nicht nur diesen den Eintritt erlaubt, sondern sogar deren Tracht angenommen hat, so wird der Bezirk, welcher der europäischen Mode gehorcht und ihr Heeresfolge leistet, immer grösser, und sollte nun das Nachbarreich China später oder früher es ebenso machen wie Japan, so bliebe dann von der ganzen Menschheit, die in Städten wohnt, wirklich nur noch ein kleiner Teil übrig: nämlich die mohammedanische und indische Welt und Afrika ausser der Südspitze. Die Völker, welche diesem Teil der Erde angehören, sind dann die einzigen (heute

sind auch die Chinesen noch dazu zu rechnen), welche treu den alten angestammten Gewohnheiten und Trachten, frei von der Herrschaft unserer Mode leben; ob sie aber daheim nicht auch eine Tyrannin dieser Art haben, scheint mir kaum zweifelhaft. Sind nicht bei den Chinesen, die doch heute von unserer Mode noch nicht unterjocht sind, die kleinen Füsse der Frauen eine kleine zwar, aber sehr deutliche Andeutung, dass auch im himmlischen Reiche eine ebenso wahnsinnige Knechtschaft unter eine bestimmte Mode besteht als bei uns?

Moden bei den Chinesen

Es scheint somit, als sei bei jedem Kulturvolk, sobald es nur erst ein gewisses Alter und eine bestimmte Reife erlangt hat, dieser Übergang zu einer Verwilderung des Geschmacks, diese Gefangennahme der Vernunft durch die Nachahmungssucht ein allgemein menschliches Verhängnis. Es entsteht aus dem Trieb zum Neuen, Auffallenden, aus der Eitelkeit, Aufmerksamkeit zu erregen um jeden Preis. Im Altertum und im Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert galt, was man „Mode" nennen konnte, immer nur für ein Volk und zunächst innerhalb desselben, war also nicht diese heimatlose, umherschweifende Gauklerin, wie sie seit dem 14. Jahrhundert bei allen Völkern (zunächst Westeuropas, später ganz Europas und seiner Kolonien) Eingang und Geltung gefunden hat und dieselben trotz aller Feindschaft auf anderen Gebieten doch hinsichtlich der Kleidung zur wunderbarsten Einigkeit, Gleichheit und Übereinstimmung gebracht hat, denn sie schwören alle zu einer Fahne, einer Mode. Das Reich dieser Herrin umfasst nun die meisten Reiche der Erde, wie wir vorhin schon andeuteten, während sie früher in jedem Volk sich auf besondere Art zeigen musste. Aber geherrscht hat sie — wenn auch anfangs nur in schwächerer Wirkung — immer schon seit den ältesten Zeiten. So finden wir ihre Macht schon tätig im Anfang der Menschengeschichte in Ägypten, so in Griechenland und Rom, so immer und immer wieder — und so wird es bleiben, solange Menschen auf Erden leben. Noch der vorletzte Mensch wird bestrebt sein, die Blicke des letzten auf sich zu ziehen, und dieser, der nach jenes Tode keinen mehr hat, der seine Eitelkeit anreizen könnte, besinnt sich dann vielleicht auf seine Freiheit und trägt die Mode zu Grabe, sich aber nach seinem Belieben. Von da bis zu seinem Tode ist dann das erste Zeitalter ohne Moden, die letzte und zugleich die modenlose Zeit.

Die Mode zerstört die Eigentümlichkeit der Völker

Wenn man die Sache im grossen ansieht, so liegt in der Herrschaft der Mode ein Riesengedanke: alle Menschen unter einen Hut, unter eine Tracht zu bringen, damit dann die Persönlichkeit der verschiedenen Völker zum Teil zerstört würde. Zwar ist sie noch weit vom Ziele und nur auf die Städte kann sie zählen, da, wo die Beschäftigung nicht eine bestimmte Tracht erzwingt. Der Schreiner kann zwar nicht in demselben Kleide arbeiten wie der Grobschmied oder umgekehrt; jedes Gewerbe macht sich's nach seiner Art bequem; aber am Abend nach getaner Arbeit können und wollen alle in derselben Tracht erscheinen. Nicht so der Bauer. Seine Arbeit führt ihn ins Freie und zwingt ihn zu einer schützenden Tracht, die sich dem Klima und der Jahreszeit anschliesst. Daher sind denn auch die Bauerntrachten noch immer die uralten, mag auch hier und da die Mode ein wenig in die den Städten zunächstliegenden Dörfer hineinschweifen und ihre Überredungskunst versuchen. Im ganzen ist der Erfolg sehr klein und beschränkt sich dann darauf, dass der Bauer neben seiner Volkstracht vielleicht für besondere Gelegenheiten auch einen Stadtanzug sich hält, schwerlich aber die Bäuerin, denn die hält was auf ihre besondere Tracht.

Neben der Idee aber, die Menschheit unter eine Tracht zu bringen, liegt eine andere sehr nahe.

Die Tracht unterscheidet die Stände, die Mode nicht!

Die Kleidung diente von jeher und dient auch noch, selbst bis zu den Indianern Amerikas oder den Negern Afrikas hinab, dazu, die verschiedenen Stände der Gesellschaft zu bezeichnen. Vermischt man nun durch die Mode diese Zeichen, so liegt die Gefahr nahe, dass auch die Sache verwischt werde, dass also die verschiedenen Stände ineinanderfliessen. Ja! die Mode hat diesen Prozess bereits zum grossen Teil ausgeführt oder ausführen helfen und sie ist also eine bedeutende Macht in Bezug auf die Ausgleichung der verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft. Sie ist viel gewaltiger und wirksamer als es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Sie, die selbst Sklaven macht, ist jeder anderen Sklaverei gefährlich. Darum ist es auch kein Zufall, dass ihre Entstehung gerade in die höchste Blütezeit des Bürgertums fällt. Denn alles Geschichtliche entwickelt sich organisch.

Verordnung Karls VII.

Diese letztere Wirkung der Mode rügt schon eine Verordnung Karl VII. (1422—61), indem sie neben der „Veränderlichkeit, Anmassung, Masslosigkeit und Unbeständigkeit der Franzosen, wodurch diese alle Völker der Erde an Entartung übertreffen" (das sagt ein französischer König der grande nation vor 400 Jahren ins Gesicht), beklagt, „dass man durch die Kleider die verschiedenen Stände nicht mehr erkennen könne, indem jeder trage, was ihm beliebe." Und doch gab es in Frankreich seit 150 Jahren strenge Kleiderordnungen!

## A. Die Tracht.

Wir werden auch hier den Waffen einen besonderen Abschnitt gönnen und wenden uns daher zunächst zur

### 1. Friedenstracht.

Einfach und schön ist sie im 13., reich, bunt und lächerlich geziert im 14. und 15. Jahrhundert; Röcke und Mäntel, Mützen und Schuhe machen unendliche Verwandlungen durch und schweifen aus einem Extrem ins andere. Besonders der burgundische Hof ist es, der in jedem Luxus, besonders aber in der Kleidung, voranschreitet. Der Besitz der reichen Niederlande lieferte freilich eine Fülle des Reichtums, von der man heute kaum noch eine Vorstellung hat, denn was jene Provinzen auszeichnete, war die allgemeine Verbreitung des Wohlstandes. Es gab dort sehr

Reichtum in Burgund

viele reiche Städte, wie nirgendswo auf der Erde wieder auf so kleinem Raum, und in jeder Stadt nicht einzelne, sondern viele reiche Bürger, so dass wohl mit Recht Philipp des Schönen Gemahlin Johanna, als sie in Gent in den Saal des Rathauses trat, wo die Bürger mit ihren Frauen sie empfingen, sagen konnte: „Ich glaubte die einzige Königin hier zu sein, aber ich sehe hier mehr denn sechshundert.“ Denn ihr eigener Schmuck konnte es mit denen vieler Bürgersfrauen, die von Diamanten strahlten, nicht aufnehmen. Ebenso ritt später Kaiser Friedrich III. von Deutschland, als er zur Verlobung seines Sohnes Max 1473 mit einem Gefolge von 2500 Reitern nach Trier kam, gekränkt und misstrauisch wieder von dannen, denn der Brautvater, Herzog Karl der Kühne, erschien mit 8000 Reitern, darunter 3000 edle Ritter, und 6000 Fusssoldaten, die Leibwache von Gold und Seide starrend. Neben dem burgundischen Herzog und seinen Leuten nahm sich der deutsche Kaiser und sein Gefolge höchst dürftig aus! —

egegnung iedrich III. d Karl des Kühnen

### a) Bedeckung des Rumpfes.

Die mittleren und niederen Stände unterscheiden sich von den höheren weniger durch den Schnitt als durch den Stoff der Kleider. So sehen wir den Bürger in derselben Tracht wie den vornehmen Mann (vergleiche Taf. 39, 1 u. 11), nur dass jener in gröberer, dieser in feinerer Wolle oder gar in Seide geht. Der gewöhnliche Rock ist im 13. Jahrhundert noch wie er im 12. war, kurz bis an die Kniee (Taf. 39, 1 u. 11) und hat enge Ärmel. Wenigstens schliessen sie, wenn auch der Oberärmel weit ist, am Unterarm gern dicht an (Taf. 39, 11 u. 14) und sind daher hier oft zum Knöpfen eingerichtet (Taf. 39, 14). Weite Ärmel sind dagegen selten (Taf. 39, 16). Der lange Rock ist aber, wie die weiten Ärmel, noch keineswegs vergessen, sondern er behauptet seinen Platz auch noch im 14. Jahrhundert, wenn auch sein Ansehen auf immer kleinere Kreise beschränkt wird. Er geht bald bis auf die Knöchel (Taf. 39, 16), bald auch nur bis mitten auf die Wade (Taf. 39, 14). Auch ist er zeitweilig in grösserem Ansehen, wie es die immer mächtiger werdende Mode vorschreibt.

1200

Rock

Vornehme wählten als Stoff dazu im 3. Jahrhundert immer noch einfarbige Seidenzeuge oder sehr feine Wollstoffe, die Bürger Wolle oder Leinwand. Zu verzieren pflegte man den Rock fast gar nicht, ausser etwa vorn an den Ärmeln (Taf. 39, 16) oder am unteren Saume (Taf. 39, 1), zuweilen auch wohl am Oberarm durch eine ihn umgebende Borte und dergleichen. Am Halse schloss er dicht an; geschlitzt war er bisweilen unten ein Stück bis fast zum Gürtel (Taf 39, 1), und über demselben liess man den Rock ein wenig bauschen (Taf. 39, 1 u. 11).

Stoff desselben

Schnitt

Das 14. Jahrhundert begann diese Tracht schon unter Philipp dem Schönen etwas umzuändern. Im Anfang seiner Regierung war der kurze Rock nur bei Dienern oder bei den Bauern zu finden gewesen, indessen der angesehene Bürger wie der Vornehme, der Mode gehorsam, die Soutane, den langen Rock trug; gegen das Ende seiner Regierung kamen die kurzen Röcke hin und wieder auch bei Vornehmen vor, indessen die Bürger noch Jahrzehnte später die Soutane bei ehielten. Auch unter seinen Nachfolgern schwankte die Tracht noch eine Zeitlang hin und her, doch ohne in das Extrem zu geraten. Dies geschah erst um die Mitte des Jahrhunderts.

1300 hwankung er Tracht

Der Rock musste nun plötzlich sehr kurz sein, so dass er nur den Anfang der Oberschenkel bedeckte (Taf. 46, 17—19) und so eng, dass er überall dem Körper knapp anlag (Taf. 46, 17—19). Diese Enge wurde natürlich nur möglich, indem er von oben bis unten geschlitzt war, um ihn anlegen zu können. Dies geschah und zwar vorn, und damit war dem mittelalterlichen Rock, dem kurzen wie der Soutane, auf immer der Abschied gegeben. Er wurde dann mit Knöpfen (Taf. 46, 17 u. 19) und später sogar mit Schnürbändern knapp angezogen. Auch die Ärmel waren eng und anschliessend, reichten gewöhnlich bis mitten auf die Hand (Taf. 46, 17 u. 18) und wurden gleichfalls mit Hilfe von Knöpfen den Armen angepasst. Als Erinnerung an das Mittelalter blieb nur der Bauernkittel, die Bluse, bis auf unsere Tage übrig.

1350 Rock kurz und eng

Ärmel eng

Eine höchst wichtige Veränderung, die gleichzeitig eintrat, war die, dass die Vornehmen statt wie bisher in einfarbigen, meistens in Röcken aus gemusterten Zeugen gingen (Taf. 46, 11 u. 18). Viele trieben den Luxus gar so weit, dass sie den ganzen Rock mit Stickereien besetzen liessen, die oft die abenteuerlichsten Figuren darstellten. Natürlich hatte die Laune des einzelnen freien Spielraum und benutzte ihn auch sehr (Taf. 46, 1 ). Einfarbige Röcke waren hinfort eine Seltenheit (Taf. 46, 17).

Stoff bunt

Die Ritter trugen über diesem Rock etwas unter den Hüften auf demselben befestigt das Wehrgehenk (Taf. 46, 17 u. 19). Gegürtet brauchte der Rock füglich nicht zu werden; dagegen hat man alle Ursache, als sicher anzunehmen, dass, wie die Ritter bei der Kriegstracht durch das Wams wie durch den Waffenrock an gesteppte und wattierte Kleidung gewöhnt waren, sie auch beim gewöhnlichen Rock, von dem wir sprachen, diese innere Verstärkung nicht verschmähten, dass also mit anderen Worten die Vornehmen, wie bis auf den heutigen Tag dasselbe geschieht, ihrer Gestalt durch Watte und dergleichen vom Schneider nachhelfen liessen, damit sie den äusseren Rock gehörig ausfülle (Taf. 46, 17 u. 19). Bestimmte Rüge dieser Unsitte findet sich z. B. in Suchenwirt, wenn er sagt: Du legst dir Baumwolle vor und schnürst dich in den Seiten ein u. s. w., und die böhmische Chronik spricht von den künstlichen Weiberbusen der Männer und ihren ausgestopften Brustlätzen.

Gürtel

Rock wattiert

Die Bürger nahmen diese Kleidung auch an, und zwar nicht so sehr viel später. Schon um 1360 war sie so allgemein, dass der für nichts galt, der sich ihr entgegenstemmte. Bis um 1356 hatten die mittleren Stände noch die frühere Tracht standhaft behauptet (Taf. 46, 1—7), aber kaum ein Lustrum später war die Mode zur Alleinherrschaft gelangt. Von nun an half weder gute alte

Enger Rock auch bei den Bürgern

Sitte, noch neues Verbot, weder freundliche Mahnung, noch harte Geldbusse gegen die hereindringende Flut neuer Moden. Die Limburger Chronik kann als Mode-Journal jener Zeit gelten. Sie erzählt fast in jedem Jahr von neuen Moden und klagt um 1380 schon, dass solche nicht einmal ein Jahr ausdauerten, und dass mit den selben zugleich auch die Schneider wechselten. Es scheint also auf so schwierige Kunststückchen in der Handhabung der Schere und Nadel angekommen zu sein, dass dergleichen nicht von jedem geleistet und nicht einmal so schnell erlernt werden konnte. Man liess also das Kleid nach dieser Mode bei dem einen, das Kleid nach der anderen neuesten bei einem ganz anderen neuen Schneider verfertigten.

Moden-Wechsel!

Doch blieb der Rock bei allem Wechsel des Schnittes und der Farben stets „wohl gespannt", d. h. eng bis zum Platzen, wie denn auch dieser letztere Unfall öfter erwähnt wird. Man nannte daher die ganze Tracht auch kurzweg „verschamt", was gleichbedeutend ist mit unserem „unverschämt". Peter Suchenwirt macht sich oft genug darüber lustig, dass kein Ritter mehr der früheren Übungen der Kraft und Gewandtheit pflegen könne, weil alle Minuten hier oder dort ein Band reisse. Sie müssten sich, solle alles ganz bleiben, steif und starr halten wie Holzscheite.

Rock sehr eng

Eigentümlich ist um diese und die folgende Zeit, dass an den meisten Abbildungen doppelte Ärmel erscheinen, nämlich innere eng anliegende, und äussere weite, gewöhnlich gezattelte, die zeitweilig bis auf die Erde hängen. Es ist nun wohl möglich, dass die engen Ärmel dem Wams zugehören, da es deutlich ausgesprochen wird, dass seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ein solches ebensowohl wie der Rock getragen wurde. Doch wird nicht gesagt, dass sie beide zusammen getragen wurden. Wäre dies nicht, gehörten die engen Ärmel, die immer von anderer Farbe sind als der Rock, nicht dem Wams an, oder wurde also nur entweder Wams oder Rock getragen, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, dann müssten die Röcke häufig ein doppeltes Armelpaar gehabt haben (Taf. 46, 7, 11 u. 19). Wir entscheiden uns nach den vorhandenen Nachrichten für die erste Annahme, dass also bei doppelten Armeln die engeren einem Wams zugehören, das unter dem Rock getragen wurde. Trugen doch die Ritter in der Rüstung auch Wams, Kettenhemd (oder später Plattenpanzer) und darüber den Lendner.

Ärmel doppelt

Wams und Rock

Schon im 14. Jahrhundert, um 1350, wurde der enge kurze Rock häufig Jacke (jacque) genannt, woraus in Deutschland das Wort Schecke wurde. Schon um 1365 werden die Schecken der in Elsass eingedrungenen Engländer erwähnt.

Jacke oder Schecke

1405 Unseren Begriffen einer Jacke näherte sich der Rock im 15. Jahrhundert, indem er noch kürzer wurde, so dass er nicht viel mehr als handbreit unter dem Gürtel hervorragte, welch letzterer jetzt um die Hüften lief. Er bedeckte also die Oberschenkel gar nicht mehr, sondern gab — und darauf kam es der sittenlosen Zeit allein an — die mittleren Teile des Körpers vorn und hinten, die durch die pralle Kleidung aufs deutlichste hervortreten müssten, dem Beschauer preis.

Rock ganz kurz

Um diese Zeit trug man statt des Rockes häufig einen Oberrock, der so weit war, dass er auf der Brust viele Falten hatte (Taf. 55, 2 u. 8; 56, 1 u. 16), die Ärmel desgleichen, und auf den Achseln wurde durch eingestopfte Watte (Epaulettes) die Breite des Körpers erhöht. Jetzt sollte der Mann in breiten Schultern erscheinen, wie um das Jahr 1830 die Frau. Wir begegnen auf allen Bildern aus jener Zeit solchen Wattierungen (Taf. 55, 2; 56, 6, 9, 13 u. 16). An der Darstellung Karls VII. (Taf. 55, 2), die wir Hefner entlehnen, treten ebenfalls innerhalb der weiten braunen Ärmel des Oberrockes noch enge grüne hervor, ebenso am Halse ein grüner Kragen, den Hefner freilich als zu der Jacke gehörig ansieht, den wir aber samt den grünen Ärmeln einem Wamse zugehörig betrachten, das der König unter dem Rocke trägt und welches da hier zufällig die Beinkleider ganz von derselben Farbe sind, wahrscheinlich auch, wie dies um jene Zeit geschah, mit Knöpfen an denselben befestigt ist. So trug man das Wams und die Beinkleider oft auch ohne eigentlichen Rock (Taf. 56, 13), eine Tracht, die auf dem oberen Rand der Beinkleider, besonders hinten, wo nur ein oder zwei Knöpfe waren, das Hemd durchblicken liess und die freilich jede angestrengte Bewegung, Bücken und dergleichen verbot. — So blieb auch der Rock während des ganzen 15. Jahrhunderts von auffallender Kürze und hiess jetzt mit doppeltem Recht „verschamt", wie er früher ausserdem „hart gespannt" oder „côte hardie" genannt worden war.

Oberrock

Achseln wattiert

1444 Karls VII.

Wie viele Knöpfe übrigens zu einem Rocke nötig waren, darüber gibt eine Chronik von 1367 Aufschluss, welche sagt, dass an den Ärmeln Knopf an Knopf sitze, so dass man sich kaum bewegen könne, und dass der ganze Rock bei besonders Vornehmen, d. h. bei Modenarren, an 5—6 Schock Knöpfe habe, sage 300—360 Stück — welche Mühe und Zeit mochte sonach der Anzug erfordern! — Dagegen zeigt freilich das 15. Jahrhundert einen bedeutenden Fortschritt in den weiteren Röcken mit ausgestopften weiten Ärmeln.

Viele Knöpfe

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, dass sowohl einzelne, z. B. die Dichter, von denen wir oben den Österreicher Peter Suchenwirt nannten, als auch die Obrigkeiten in allen Ländern gegen diese Torheiten der Mode kämpften — freilich umsonst! Auch finden sich Abbildungen wie geschriebene Nachrichten genug, welche beweisen, dass auch in den Zeiten der tollsten Entartung die Klasse der Vernünftigen nicht ausgestorben war, die Mut genug hatten „unmodern" zu erscheinen.

Kampf gegen die Mode

Über dem Rocke trug man gewöhnlich, besonders in früherer Zeit, den Mantel. Doch schon im 13. Jahrhundert hatte derselbe einen Nebenbuhler bei den mittleren und niederen Ständen, der sich allmählich so zu Rang und Ansehen zu bringen wusste, dass auch die höheren Stände ihn annahmen, ja dass durch ihn der Mantel nach und nach ins Vergessen kam, ein Prozess, der sich während des

Mantel

Mantel verschwindet

14. Jahrhunderts vollzog. Eine ganz ähnliche Erscheinung hat sich unter unseren Augen zugetragen, indem der Mantel, der noch in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts in vollem Gebrauch und Ansehen stand, während der vierziger Jahre durch allerlei Formen von Überröcken in seiner Herrschaft angegriffen und verdrängt wurde, so dass er in dem folgenden Jahrzehnt ganz verschwunden war. Heute tragen nur wenige einen Mantel. Man muss im Winter danach suchen und findet ihn allenfalls noch in kleinen Städten. Auf dem Lande freilich herrscht er noch immer.

antel im 3. Jahrh.

Der Mantel des 13. Jahrhunderts war aber nicht wie der zuletzt erwähnte unseres Jahrhunderts mit einem weit herabreichenden Kragen versehen, sondern war der uns schon bekannte mittelalterliche Mantel, der auf der rechten Schulter oder auf der Brust durch einen Haftel zusammengehalten wurde. Jenes war die ältere Form (Taf. 39, 14), dieses die spätere (Taf. 39, 1, 11 u. 16). Er reichte bis fast auf die Knöchel und bestand bei den mittleren Ständen aus Wolle, bei den vornehmen auch oft aus Samt oder dergleichen Stoff und war dann mit kostbarem Futter versehen (Taf. 39, 16), das nicht selten ganz aus Pelzwerk bestand (Taf. 39, 14). Statt des Haftel auf der Brust diente auch oft eine Schnur, Kette oder dergleichen (Taf. 39, 1 u. 16).

eln unten

Als die Zatteln beliebt wurden, zeigte der untere Mantelsaum deren eine lange Reihe (Taf. 46, 18). Fürsten und Vornehme trugen auch noch im 14. Jahrhundert Goldborten an den S men (Taf. 46, 16). Auch legten dieselben

elzkragen

wohl über dem Mantel einen breiten Pelzkragen an, der bis über die Achseln ging (Taf. 39, 14; 46, 16). Auch in Frankreich war es schon vor dem Anfang des 14. Jahrhunderts Sitte, den auf der Achsel befestigten Mantel hier eine kleine Strecke vom Halse bis zur Achsel ganz zuzunähen, so dass solche Mäntel über den Kopf ngezogen werden mussten (Taf. 46, 1 u. 7). Aus dieser Form entwickelte sich sehr leicht eine andere, indem die Naht bis auf den unteren Saum fortgesetzt wurde. So entstand eine Glocke,

Hoike

welche den Namen Hoike führte, die also rundum geschlossen war. Sie war am meisten um die Mitte des 14. Jahrhunderts gebräuchlich.

Hoike verwandelt

Um dieselbe Zeit erwähnen die Chroniken aber auch einer Hoike, die vorn von oben bis unten zugeknöpft wurde, wodurch dann ein Mittelding zwischen Mantel und Oberkleid gegeben war. Es erfolgte sonach der Umschwung der Formen für das äusserste Kleidungsstück ganz allmählich, indem der ursprünglich offene Mantel, der umgelegt wurde, auf der rechten Achsel zugenäht und darum über den Kopf angelegt werden musste. So war er schon dem Wesen nach kein Mantel mehr. Die vollständig geschlossene Seite machte aus ihm die Hoike, und seit man diese vorn zuknöpfte war dem Mantel der Abschied gegeben. Das bisher nur beiläufige Oberkleid erhielt nun den Rang eines Hauptstückes und wurde der Stellvertreter des Mantels.

Man hatte nämlich auch schon im 12. und 13. Jahrhundert über dem Rocke nicht selten noch ein Oberkleid getragen und entweder noch darüber den Mantel angelegt (Taf. 39, 16) oder auch diesen durch jenes ersetzt (Taf. 39, 3 u. 5), was besonders bei den niederen Ständen häufig geschah.

Oberkleid statt Mantel

Dieses Oberkleid war ebenfalls lang bis auf die Knöchel, hatte aber zum Unterschied vom Rock weite Ärmel (Taf. 39, 3) oder gar keine, sondern nur Armlöcher (Taf. 39, 16), die dann zuweilen durch daneben hängende Sackärmel oder lang herabhängende Zeugstreifen geziert waren (Taf. 39, 5). Dieses Oberkleid war vorn ebenfalls geschlossen, hatte aber zuweilen auf der Brust einen kleinen Schlitz, der durch Knöpfe geschlossen wurde (Taf. 39, 3 u. 5) oder auch, um das Gehen zu erleichtern, einen Schlitz vom Gürtel abwärts (Taf. 39, 16). Es bestand bei den Vornehmen aus feinem Seidenstoffe, Goldbrokat und dergleichen und wurde, wie der Mantel, mit dem kostbarsten Futter bedacht, selbst mit Pelz. Das Brustteil dieses Oberkleides lag ziemlich genau am Körper an, indessen das untere Teil mehr oder weniger faltig war.

Bürger im Oberkleid

Bei den Bürgern des 14. Jahrhunderts wird das Oberkleid wegen seiner Vorzüge so beliebt (Taf. 46, 2—6), dass der Mantel nur selten daneben erscheint (Taf. 46, 1 u. 7). Sie gürten es aber gewöhnlich sehr tief und tragen am Gurt noch Taschen, Messer und dergleichen (Taf. 46, 1—4), die durch ihr Gewicht ihn noch tiefer hinabziehen. Vornehme tragen das Kleid bisweilen ganz ohne Gurt wie die Hoike (Taf. 46, 8 u. 9) oder sie gürten es, wie es von der Mitte des Jahrhunderts an allgemein Sitte wird, oberhalb der Hüften (Taf. 46, 12—14), was übrigens von den Bürgern baldigst nachgeahmt wurde (Taf. 46, 5).

Vornehme

Es bildete sich jetzt eine herrschende Form dieses Kleides heraus, das man von nun an auch in Deutschland den Trappert (auch Tappert, Trapphart) nannte. Er wurde ebensowohl lang bis auf die Füsse (Taf. 46, 13), als kurz bis ans Knie getragen (Taf. 46, 5, 12 u. 14). Der lange Trappert war vorn von unten bis zur Hälfte seiner Länge offen (Taf. 46, 13), damit auch das reiche Futter den Augen der Beschauer nicht verborgen bliebe. Der kurze war häufig bis zum Gürtel offen (Taf. 46, 14) und oben mit einem Schlitz am Halse versehen, der zugeknöpft werden konnte (Taf. 46, 12 u. 14). Jener wurde gegen das Ende des Jahrhunderts, sowie in England, auch in Frankreich und Deutschland durch die Mode der vorherrschende.

Trappert

Ursprünglich hatte man mit dem Namen Trappert (welcher dem Keltischen entstammen soll, wie Hoike dem Arabischen) jedes Oberkleid bezeichnet; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die beiden oben beschriebenen Formen modern waren, begriff der Name auch nur diese beiden in sich.

Lange weite Ärmel des Trappert

Der Trappert war im Unterteil ziemlich weit, im oberen wenig faltig (Taf. 46, 12—14); seine Ärmel aber waren unendlich. Sie reichten bei gebogenem Unterarm oft bis zur Erde, sonst schleiften sie nach. Natürlich fehlten auch hier die Zatteln nicht und ebensowenig bei Vornehmen das kostbare Futter.

Trappert mit engen u. mit Sackärmeln

Im Beginn des 15. Jahrhunderts hatte der Trappert auch zuweilen enge Ärmel (Taf. 55, 1 u. 11), die nicht selten sogar in der unteren Hälfte zugeknöpft wurden

(Taf. 55, 5). Daneben erschienen 1420 die sogenannten Sackärmel. Dies waren zwei wirkliche Säcke, deren obere Öffnung das Armloch, deren untere Seite aber völlig geschlossen war, so dass der Arm nur hinein-, nicht aber hätte durchgesteckt werden können, wenn nicht ungefähr in der Mitte vorn eine Öffnung für die Hand angebracht worden wäre (Taf. 55, 4). Dieses Loch wurde mit buntem Stoff oder Pelzwerk eingefasst, ebenso die späterhin auch am unteren Ende angebrachte Öffnung.

Schaube

Aber dies Jahrhundert brachte auch ein neues Oberkleid in Gebrauch, die Schaube (Joppe, Jupe). Sie unterschied sich vom Trappert besonders dadurch, dass sie vorn offen und auch im Brustteil weit war, also nicht über den Kopf gezogen zu werden brauchte. Ihre Länge war beliebig und schwankte von dem höchsten Masse, das bis zu den Füssen hinabreichte (Taf. 56, 9 u. 11), bis zum kürzesten, wonach sie nur bis ans Knie ging (Taf. 56, 8). Die Ärmel waren die schon erwähnten Sackärmel mit einer unteren und einer seitlichen Öffnung. Bei Hofe war dieses Oberkleid das beliebteste Galakleid. Die Pelzverbrämung richtete sich nach dem Stande des Besitzers. Gegürtet wurde die Schaube nur zuweilen (Taf. 56, 11); am Halse fiel sie bald in einem breiten Kragen bis zu den Achseln zurück (Taf. 56, 8 u. 11), bald auch schloss sie dicht an demselben an (Taf. 56, 9).

Bei Hofe beliebt

Kurzer Oberrock

Ausser der Schaube trägt man aber auch, selbst bei Hofe, einen ganz kurzen Oberrock, der dem Trappert ähnelt, indem er vorn völlig geschlossen und stets gegürtet ist, aber dadurch von ihm sich unterscheidet, dass er sehr weit und faltig ist. Unterhalb des Gürtels steht nicht mehr als ein handbreiter Streifen hervor; das Kleid reicht also kaum über die Hüften (Taf. 55, 2 u. 8; 56, 16). Man müsste Bedenken tragen dieses äusserst kurze Gewand ein Oberkleid zu nennen, aber man kann dennoch nicht umhin, denn es wurde stets über einer Jacke getragen, mag man nun diese Wams oder Schecke nennen. Wir entfernen uns daher in der Erklärung jener Abbildung Karl VII. noch um einen Schritt mehr von Hefner, der annimmt, das braune Kleid sei die Schecke und habe einen grünen Kragen und grüne Streifen vorn am Ärmel, denn wir können dies Bild nur so verstehen, dass der König einen grünen Scheckenrock oder ein grünes Wams trägt, dessen Kragen und Ärmel hervorstehen, und dass das braune Kleid sein Oberkleid ist.

Armut in Frankreich nach 1415

Dieser königliche Anzug erscheint ärmlich, aber das erklärt sich, wenn man bedenkt, dass die Kriege mit England den Reichtum der französischen Krone wie des Landes vernichtet hatten, so dass man sich gern mit dem Notdürftigsten begnügte. Noch unter Karl VI. war die Pracht des französischen Hofes über alle Beschreibung üppig. Nicht nur die Damen, dem Beispiel der Königin Isabelle (Taf. 48, 19) folgend, sondern auch die Männer strahlten von Gold und Edelsteinen. Und solches nicht etwa bloss am Hofe, sondern auch in der Schlacht. Darum war der Tag von Azincourt (1415, 25. Oktober) für die Engländer ein Tag reichster Beute; die Tausende von erschlagenen französischen Fürsten und Rittern trugen so viel Perlen und Edelsteine an sich, dass der gemeine englische Soldat reich wurde. Man konnte die Schätze nur vom Boden auflesen, aber man achtete ihrer kaum. Dieser Tag endete auch Frankreichs Modeherrschaft auf lange Zeit, denn die eintretende Not wusste nichts von Schmuck. Der Hof Karl VII. ging prunklos, noch mehr der seines Sohnes Ludwig XI. Um so herrlicher schmückten sich die Burgunder seit Philipp dem Guten, und sie gaben nun den Ton an in allem, was die Kleidung betraf, bis die Schlacht von Nancy dem Leben des stolzen Karl ein Ziel setzte und Burgund an den österreichischen Max brachte. Wiederum schwankte die Wage, wer nun den Thron der Mode einnehmen sollte; da warf die Eroberung Amerikas ein Übergewicht in die spanische Schale, und die westeuropäische Welt ging daher im 16. Jahrhundert in spanischer Tracht. Erst im 17. nahm Frankreich das alte Zepter der Mode wieder in seine Hand.

Die Mod herrscha von Fra reich a Burgun

Spanisch Moden

So sind es denn im 14. Jahrhundert französische Moden, welche die Völker in Westeuropa beherrschen, im 15. burgundische, im 16. Jahrhundert spanische und seit dem 17. wieder französische, denen der untertänigste Gehorsam gezollt wird, mehr, als sonst irgend ein Herrscher sich dessen rühmen kann.

Der Trappert blieb neben diesem kurzen Oberrock, dessen wir vorhin bei Karl VII. erwähnten (Taf. 55, 2), und neben der Schaube immer noch im Gebrauch, änderte aber seine Form jenen zu Liebe bald hier, bald dort um. Er kürzte die Ärmel auf die Hälfte (Taf. 55, 10) und erweiterte sie; er verlängerte den Schlitz vom Halse herab bis auf den Gürtel (Taf. 55, 1 u. 10); er kürzte das Unterteil von den Knieen (Taf. 55, 3) bis auf die Mitte der Oberschenkel (Taf. 55, 1 u. 10). Er schnitt die Ärmel am Achselgelenk zum Teil auf (Taf. 55, 1); er schlitzte sie von oben bis unten ein- oder gar zweimal (Taf. 56, 6); er liess sie ganz wegfallen, so dass er nur noch als eine über den Kopf geworfene Decke erscheint (Taf. 56, 10 u. 13), indem er zugleich die beiden Seiten von der Achselgrube bis unten hin aufschlitzte (Taf. 56, 10); dies tat er ebensowohl, wenn er bis auf die Füsse ging (Taf. 56, 6), als wenn er kaum bis an die Hüften reichte (Taf. 56, 13). So entstand jenes Oberkleid, welches die Herolde, nachdem es sonst längst ausser Gebrauch war, noch in den nächsten Jahrhunderten trugen; es war aus dem früheren Trappert derselben durch Wegfallen der Ärmel entstanden (Taf. 55, 10). Zugleich aber war diese Tracht eine Vorverkündigung des spanischen Mantels, dem wir im nächsten Jahrhundert begegnen.

Ve Änderu Trap

Herol wa

Die Schamhaftigkeit hatte bei allen diesen Männertrachten nicht mit zu Rat gesessen, und so mochte es kommen, dass sie aufs äusserste beleidigt war, als jene ohne ihr Vorwissen erschienen. (Von der Frauentracht galt übrigens dasselbe.) Sie hatte wahrscheinlich, wie einst in Griechenland, die Wohnungen der Menschen verlassen und war zu den Göttern entflohen. Die unbeschreibliche Enge der Beinkleider wie der Wämser und Schecken verhinderte jede freie Bewegung, zeigte aber alle Körper-

Sch losig

formen aufs deutlichste, selbst jene, um derentwillen der sonst nackte Wilde zum Schurz greift und welche überhaupt zuerst vor allen Körperteilen verhüllt wurden.

Kampf dagegen

Die Kleiderordnungen jener Zeit fordern alle eine Verlängerung des Oberkleides, mindestens doch bis auf die Mitte zwischen Hüften und Knie: vergeblich! Man wollte gesehen sein! — Die Dichter eifern über die Schamlosigkeit: alles umsonst! Die Männer kürzten die Röcke und zwängten ihre Beine in engste Hüllen; die Weiber schnitten die Kleider hinten und vorn bis auf den Gürtel aus; diese kürzten die Hülle oben, jene unten. Man liebte es, sich Blössen zu geben.

örper- iss kell- örmig

Denkt man sich einen Modehelden des 15. Jahrhunderts, so entsteht vor den Augen ziemlich genau die Form einer griechischen Herme oder, abgesehen vom Kopfe, die eines in die Erde getriebenen Keils: denn da die Schultern durch die schon erwähnten Polster im Ärmel (mahoîtres) bedeutend verbreitert waren (Taf. 56, 13 u. 16), so nahm der Körper von hier an nach unten sehr merklich an Breite ab, bis er endlich in den Schnäbeln der Schuhe ein spitzes Ende fand. Die menschliche Gestalt war ziemlich vollständig unkenntlich gemacht.

en sym- sch ver- endet

In den Farben war man in der ganzen vorliegenden Zeit sehr wählerisch, indem man dieselben sehr häufig symbolisch verwandte. Mit bestimmten Farben wollte besonders die junge vornehme Welt bestimmte Gedanken oder Empfindungen ausdrücken; so galt Grün für die Hoffnung, Blau für die Treue und Stetigkeit, Rot für die Liebe, Weiss für die Unschuld, Schwarz für die Trauer u. s. w. Spuren davon haben sich ja bis in unsere Tage erhalten. Rot und Gelb waren am beliebtesten, Gelb besonders für den Kopfputz der Frauen, die Gebende etc.

mi-parti

Geteilte Farben, mi-parti, wurden in Frankreich sehr häufig besonders im 14. Jahrhundert getragen (Taf. 46, 11 u. 14), sowohl an den Röcken als auch an den Trapperten und Beinkleidern.

Stoffe

Unter den Stoffen nahm Goldbrokat die höchste Stelle ein. Es waren meist goldene Blumen auf rotem Grunde (Taf. 39, 16). Ähnliche gestickte Stoffe erwähnten wir schon. Der Samt war daneben sehr beliebt. Seide trugen selbst vornehme Bürgersfrauen sehr häufig und sogar die Brokate blieben ihnen nicht fremd trotz aller Verbote der Obrigkeiten. Bei den Männern der vornehmen Stände kam Wolle kaum noch in Gebrauch, ausser bei den Oberkleidern im Winter. Es wird überhaupt schwer, sich einen Begriff zu machen von dem Luxus und der Üppigkeit des Mittelalters, und unsere heutige Männertracht kann, soweit es die Kosten betrifft, gar nicht damit verglichen werden.

inkleider

Die Beinkleider waren während aller dieser Zeit eng und knapp, so dass sie stets in Gefahr waren, zu reissen. Am höchsten stieg diese Sucht nach Enge im 15. Jahrhundert, als zugleich die Röcke so überaus kurz wurden. Man nestelte sie an das Wams an, wie dies auf das deutlichste aus Bildern jener Zeit hervorgeht. Sie reichten von den Hüften bis auf die Füsse und besonders im 14. und 15. Jahrhundert vertraten sie zugleich die Stelle der Schuhe, indem sie bis zu den Fussspitzen gingen, auch hier den unvermeidlichen Schnabel nicht vergassen (Taf. 46, 17—19). Der Stoff zu denselben war bei den höheren Ständen Seide, bei den geringeren Wolle. Natürlicherweise trugen die Beinkleider, wenn sie die Schuhe vertraten, auch Sohlen unter den Füssen, obwohl dies an den Zeichnungen nicht zu bemerken ist.

Zugleich Schuhe

Hemd

Auf der nackten Haut trug man ein Hemd von Leinwand. Dasselbe scheint seit dem 14. Jahrhundert nur in seltenen Fällen selbst bei Vornehmen von Seide gewesen zu sein; im 13. dagegen war es bei diesen ausdrücklich Seide. Es war vorher wie nachher weiss und hatte denselben Schnitt wie unsere Mannshemden noch heute, doch scheint es am Halse einen tieferen Ausschnitt gehabt zu haben, daher denn auch der Kragen fehlte.

Männeranzug

Alles zusammen genommen trug also der Mann: ein Hemd, darüber ein Wams samt daran befestigten Beinkleidern, darüber im 13. Jahrhundert Rock und Mantel (Taf. 39, 11) oder an des letzteren Stelle ein Oberkleid (Taf. 39, 5) oder Oberkleid und Mantel (Taf. 39, 16). Im 14. Jahrhundert über Wams und Beinkleider einen Scheckenrock, darüber das Oberkleid, das entweder Trappert (Taf. 46, 12 u. 13) oder die Hoike oder an manchen Orten auch schon die Schaube ist. Über dem Trappert legte man anfänglich zuweilen noch den Mantel an (Taf. 46, 7); späterhin ersetzte er diesen. Zuweilen blieb der Scheckenrock auch im 14. Jahrhundert schon fort, indem das Wams seine Stelle vertrat. Viel häufiger geschah dies im 15. Jahrhundert, wo der Mantel völlig verschwand (ausser bei festlichen Aufzügen als Zeremonienkleid Taf. 55, 12), weil hier selbst das Oberkleid so verkürzt wurde, dass die Oberschenkel ganz frei blieben. Da musste wohl Wams und Schecke von gleicher Kürze sein oder sich in eins verschmelzen (Taf. 55, 2 u. 8; 56, 13 u. 16). In diesem Falle wurden dann die Beinkleider an der Schecke (Jacke) befestigt, indessen dieselbe früher dies unter ihrer Würde gehalten hätte (Taf. 46, 17 u. 19). So ist es gekommen, dass späterhin auch beide Namen gleiche Bedeutung erhielten; Wams und Jacke war dasselbe, und hatte, wie es zuletzt geschah, das Wams zuweilen keine Ärmel, so wurde es ausdrücklich „ärmelloses Wams", später Weste, genannt.

Wandlungen

Frauen

Die Frauen dagegen trugen ein Hemd, ein langes Kleid, über demselben ein, später häufig zwei kurze und darüber den Mantel oder einen der vorhin erwähnten Stellvertreter.

Hemd

Das Hemd war im 13. Jahrhundert, wo es häufig zugleich das erste lange Kleid vertrat, besonders an den Armen sichtbar, daher denn auch das einzelne Hemd mehr als ein Paar Ärmel hatte. Man konnte, da sie leicht schmutzig wurden, sie durch neue ersetzen. Sie mögen also bloss eingeheftet gewesen sein, wie heutzutage die feinen Spitzenärmel unserer Frauen. Das Hemd war den Nachrichten zufolge stets weiss („von blendender Weisse" heisst es oft) und nicht selten in dieser Zeit von Seide.

Hemd als Liebesgabe

Dass es bei dem Minnedienst eine grosse Rolle zu spielen hatte, erwähnten wir schon an anderen Orten. Die Ritter trugen häufig das Hemd ihrer Damen über dem Kettenpanzer und stellten es nach vollendetem Kampfe, beschmutzt von Schweiss, Staub und Blut, ihrer Angebeteten zurück, die es dann zum Zeichen der Liebe ohne vorherige Reinigung wieder als Hemd auf der blossen Haut trugen. Es werden verschiedene solcher Beispiele umständlich erzählt, auch dass die „Damen" zuweilen verlangten, ihr Anbeter solle, bloss mit ihrem Hemde bedeckt, in den Kampf gehen und dass solches Begehren erfüllt worden sei. Das war die Zeit der Minne! An ihren Früchten lässt sie sich erkennen.

Unterkleid

Dieses Hemd war im 13. Jahrhundert häufig das Unterkleid (Taf. 39, 17); über ihm trug man damals gewöhnlich nur ein Oberkleid und den Mantel. Es hatte lange Ärmel die an der Handwurzel anschlossen (Taf. 39, 17), reichte bis zur Erde und war besonders gegen unten sehr weit.

Rock

Dass übrigens auch über dem Hemd nicht selten ein sogenannter Rock, d. h. ein besonderes Unterkleid, getragen wurde, das fast dem Hemde ganz gleich war, nur dass es aus anderem und farbigem Stoffe bestand, geht aus anderen Schriftstellern, z. B. W. v. Eschenbach, ebenso unzweifelhaft hervor wie das erste, z. B. aus U. v. Lichtenstein. Es herrschte also darin die Laune des einzelnen. Der Rock hat auch lange enge Ärmel, schliesst auch im Oberteil sich mehr oder weniger dem Körper an und nur abwärts vom Gürtel ist er weit (Taf. 39, 7, 8 u. 13).

Wird Rock und Hemd getragen, dann ist das letztere kurz und, wie aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts berichtet wird, zuweilen aus so zartem Stoff, dass die Haut durchschimmert. In dieser Verbindung mit dem Rock wird aber das Hemd nicht aussen sichtbar. Gegen das Ende des Jahrhunderts wird es statt aus Seide aus Leinwand gemacht, verliert aber zugleich das Recht, den Rock zu vertreten. Seit dieser Zeit erst wird und bleibt es ein Hemd ganz nach unseren Begriffen, wird also nie mehr äusserlich sichtbar und der Rock wird mündig und tritt in seine vollen ungestörten Rechte ein. Wir können daher seit Beginn des 14. Jahrhunderts über das Hemd aus den Abbildungen nichts mehr erfahren, und auch die Dichter, da sie das Hemd nicht mehr wahrnehmen, erwähnen desselben selten oder gar nicht mehr.

Hemd seit 1300 verborgen

Rock verwandelt sich

Der Rock, der nun seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts ein unentbehrliches Stück neben dem weit ausgeschnittenen kurzärmeligen Hemd wurde, änderte jetzt seine Form. Zwar, wie er im 13. Jahrhundert lange enge Ärmel gehabt hatte (Taf. 39, 7, 8 u. 13), so behielt er diese auch im 14. und 15. Jahrhundert (Taf. 48; 56, 12). Aber der Halsausschnitt wurde vertieft und sowohl die Brust als der Rücken mehr und mehr enthüllt (Taf. 48; 56, 12 u. 14), so dass schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Brüste halb sichtbar waren, 100 Jahre später die Brust ganz oder fast ganz und der Rücken tief herab bis fast auf den Gürtel entblösst war. Man sah die Achselgruben und beide Schultern. Alle Predigten der Geistlichen, aller Spott der Dichter, alle Verordnungen der Obrigkeit waren umsonst. Zugleich nahm die Enge des oberen Teils und der Ärmel bis zum äussersten zu. Man schlitzte den Rock von oben bis zur Mitte auf und knöpfte ihn knapp zu, so dass die Körperformen aufs deutlichste hervortraten und besonders die Brüste nach oben hervorgedrängt wurden.

Brust entblösst

Knöpfen und Schnüren

Statt der Knöpfe nahm man später die Schnur, mit deren Hilfe man seinen Zweck noch weit vollkommener erreichte. Auch an den Ärmeln fand beides, das Knöpfen wie das Schnüren, seine Anwendung. Sogar die Hemden wurden geschnürt. Die zugeschnürten Schlitze waren natürlich notwendig, um überhaupt Hemd und Rock anziehen zu können, was ohnedies bei der übermässigen Enge völlig unmöglich gewesen wäre. Es wird schon vor 1360 mehrfach erwähnt, dass jede vornehme Dame eine Gehilfin beim Ankleiden nötig hatte, sonst brachte sie das Kleid gar nicht an. Nachher aber war die Hilfe zum Knöpfen oder Schnüren unumgänglich nötig. Es ist derselbe Trieb, mit seinem Leibe Schauspiel zu treiben, den wir bereits bei den Männern erwähnt haben. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts werden schon besondere „Gefängnisse" für die Brust, also Schnürleiber, erwähnt, um damit die Brüste höher und anschaulicher zu machen. Der alte Name bezeichnet das Wesen der Sache sehr wohl, indessen der heutige, „Korsett", ursprünglich ein mit Pelz (Kurs, Kursch) besetztes Überkleid bedeutet, besonders wie es die Frauen in Frankreich und England jackenartig im 14. und 15. Jahrhundert trugen (Taf. 48, 16 u. 19; 55, 14). Durch die blosse Ähnlichkeit der Form mag später dieser Name auf das Schnürleibchen übertragen sein.

Hilfe beim Ankleiden

Schnürleib

Die Hauptveränderung in der Form des Rockes trat aber erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ein, indem der Gürtel dicht unter den Brüsten angelegt wurde. Es entstand also die sogenannte hohe Taille (Taf. 48, 20 u. 21; 55, 19; 56, 14 u. 15). Die Frauen wollten jetzt den Busen zeigen und vordrängen, wie sie früher mit ihrer Schlankheit hatten prunken wollen. Tonangeberin war um diese Zeit in allem, was Kleider betraf, wie in unserer Zeit von 1855—1870 die spanische Eugenie, so damals die berüchtigte Königin Isabeau (Taf. 48, 19). Ihre Prachtliebe wie ihre Üppigkeit war nicht geringer als ihre Herrschsucht, und Frankreich kam durch sie an den Rand des Abgrundes.

Hohe Taille

Diese Mode der hohen Taillen blieb während des ganzen 15. Jahrhunderts in Geltung und die burgundische Modezeit setzte also die Erfindung der französischen Laune weiter fort (Taf. 56, 14 u. 15). Auch Deutschland nahm sie an; nur England und Spanien widersetzten sich einige Zeit und fielen auch bald wieder ab, indem besonders die englischen Ladies nicht vergessen wollten, dass eine lange Taille mächtiger wirke als eine hohe; sie sträubten sich daher, stolz auf ihren schlanken Leib, lange gegen die einreissende Sitte der hohen Gürtel, und ohne dies jemals in der Übertreibung ihrer Nachbarn nachzuahmen, verbannten sie dieselbe wieder lange bevor, ehe diese auch nur daran dachten, dass die hohe Taille hässlich sei.

In England unbeliebt

Stoffe

Die Stoffe, deren man sich bediente, waren äusserst kostbar, besonders da die Bereitung der Seidenzeuge jetzt einer der wichtigsten Erwerbszweige der burgundischen Niederlande war. So lange man die Seidenstoffe aus Italien bezog, blieben sie das Vorrecht der höheren Stände; jetzt wo sie inländisches Fabrikat waren, wurden sie Gemeingut. Daher trugen auch die Bürgersfrauen Kleider und Mäntel aus Seide und selbst der Samt konnte ihnen trotz aller Verbote nicht genommen werden. Ja, viele blieben auch hierbei nicht stehen, sondern trugen sogar Kleider aus Goldstoff (Taf. 48, 14 u. 16).

Oberkleid

Über dem Rocke trug die Frau ein oder auch zwei Oberkleider. Im 13. Jahrhundert begnügte man sich gewöhnlich noch mit einem solchen. Dieses war ohne Ärmel (Taf. 39, 7 u. 17) oder nur mit halben weiten Ärmeln versehen (Taf. 39, 13). Wurden zwei Oberkleider getragen, so hatte das untere um diese Zeit solche Armel, das obere keine (Taf. 39, 13). Diese Oberkleider waren entweder lang bis auf die Füsse wie der Rock oder reichten auch nur bis an die Knöchel (Taf. 39, 7, 13 u. 17).

1300

Im 14. Jahrhundert war das Oberkleid stets lang (Taf. 48). Kurze Ausnahmen (Taf. 48, 7) sind grosse

Ärmel

Seltenheiten. Seine Armel waren meistens ziemlich weit und reichten entweder nur bis zum Ellenbogen (Taf. 48, 11 u. 14) oder bis zur Handwurzel, wo sie in einem Bortenbesatz oder dergleichen endigten (Taf. 48, 1—4). Bisweilen fehlten sie aber auch ganz und dann waren die Armlöcher gewöhnlich sehr weit und tief ausgeschnitten und mit Pelz, Goldborten oder buntem Stoff (häufig Sendal) eingefasst (Taf. 48, 6). Es finden sich auch Beispiele, wo

Hängeärmel

andersfarbige Hängeärmel eingesetzt waren (Taf. 48, 10 u. 17), die bis zur Erde reichten. Kurz, die Phantasie erschöpfte sich in allerlei Schneiderkunst, um die Kleider herauszuputzen.

Jacken mit Pelzbesatz

Auch die bei den Engländerinnen erwähnten Jacken waren hier sehr gebräuchlich, indem sie das zweite Oberkleid vertraten. Sie waren auch hier dem Körper sich anschmiegend geschnitten, hatten enge Ärmel, reichten bis über die Hüften hinab und trugen gewöhnlich einen Hermelinbesatz vorn und unten (Taf. 48, 16 u. 19). Auf der Brust war auch wohl ein breiter Einsatz von Pelz (Taf. 48, 16), da man gegen Ende des 14. Jahrhunderts und ebenso im 15. Jahrhundert die Kleider häufig bis zum Gürtel aufschnitt und dann als Hülle des offenen Busens einen Einsatz von feiner Leinwand, von Spitzen oder Seidenzeug, das künstlich bestickt war, benutzte (Taf. 48, 20 u. 21; 55, 19; 56, 12, 14 u. 15). Bei feierlichen Gelegenheiten, wo der Mantel angelegt werden musste, vertrat diese Jacke stets das zweite Oberkleid (Taf. 48, 19). Bei Todesfällen scheint sie ebenfalls, aus schwarzem Stoff, sehr gebräuchlich gewesen zu sein. Sonst wurde sie stets aus dem schönsten Goldbrokat angefertigt.

An dieser Jacke wurde auf der Pelzverbrämung vorn von oben bis unten eine reiche Verzierung aus Edelsteinen aufgesetzt (Taf. 48, 16 u. 19; 55, 14). Ausserdem wurde

Dupfing

auch der Dupfing angedeutet, der frühere, tief um die Hüften laufende Gürtel, der nur wie der gleiche der Männer aussen aufgesetzt war, aber keinerlei Zweck als den der Verzierung hatte (Taf. 48, 10, 16 u. 19). Mit der Einführung der hohen Taille kam der Dupfing ausser Gebrauch und der Gürtel hatte nun wieder einen Zweck (Taf. 48, 20 u. 21).

1400 Oberkleid

Im 15. Jahrhundert oder in der Zeit der burgundischen Moden blieb das Oberkleid lang; die Ärmel waren bald weit (Taf. 55, 16), bald eng anliegend mit Aufschlägen, Stauchen, über der Hand (Taf. 55, 14 u. 19; 56, 15). Der untere Teil der Kleider wurde übermässig weit, so dass er viele Falten bildete, und da man zugleich auch die Länge vergrösserte, so schleppte der kostbare Stoff der niederländischen Webstühle auf der Erde nach (Taf. 56, 12 u. 15). Doch war die Schleppe keine burgundische

Schleppe

Erfindung, sondern schon um 1350 bei den französischen Damen fürstlicher Abkunft so lang, dass sie von besonderen Dienern nachgetragen werden musste. Sogar schon im Anfange des 14. Jahrhunderts werden die sehr langen französischen Kleider erwähnt. Doch zur eigentlichen „Mode“ wurde die Schleppe erst durch die berüchtigte Isabelle (Taf. 48, 19) gemacht. Es kam nun freilich so weit, dass nicht nur Frauen der niederen Stände, sondern sogar Mägde eine mit Pelz besetzte Schleppe trugen —

Mägde mit Schleppen

ein Seitenstück zu den Reifröcken unserer Mägde von 1856—1864, über denen zuweilen ein geflicktes Kattunkleid hin- und herwackelte, oder der heutigen Faltenmassen und Schleppen-Leitmotive, welche unsere Strassen kehren, und, aus ärmlichem, dünnem Stoff „zusammengerafft“, von den groben Schuhen der Magd beim Gehen hin- und hergeschleudert werden. Der burgundische Hof aber erhob die Schleppe zur Würde der Hoftracht, welche sie denn auch bis heute behalten hat.

Schleppe verworfen

Die erste Reaktion gegen die Schleppe findet sich im Jahre 1456, wo bei der Taufe der berühmten Marie v. Burgund ihre Mutter ein kurzes Kleid trug. Dann wird aus dem Jahre 1467 berichtet, dass die Damen statt der Schleppe einen breiten Pelzbesatz angenommen hätten (Taf. 55, 16) und jene scheint seitdem nur noch bei Hoffesten eine Rolle gespielt zu haben. Doch blieben die Kleider immer noch schleppend bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, so dass sie ellenlang auf der Erde nachschleiften (Taf. 56, 12).

Luxus in Burgund

Was aber die burgundische Mode vor allen früheren und späteren auszeichnete, das war die Pracht und die Kostbarkeit der Stoffe. Die Farben waren so schön und leuchtend und dabei so dauerhaft, dass die Niederländer darin nie übertroffen worden sind. Man liebte besonders Rot, Grün, Blau und Violett, aber jedes von stechendem Glanz. Man färbte in Wolle, Seide, Samt, Atlas und Brokat. Die Goldstoffe waren meistens derart, dass Pflanzenmuster in Gold in eine der genannten Farben eingewebt waren. Daher blühte hier, da das wirkliche Leben so farbig strahlte, sehr bald die Malerei, die Kunst der Farben, zu nie geahnter Vollkommenheit empor.

Von der Pracht des burgundischen Lebens lässt sich heute nur schwer eine annähernde Vorstellung gewinnen. Wir bemerkten schon, dass es gerade die grosse Ausbreitung des Reichtums war, die nur damals und dort sich fand. So schliefen die burgundischen Ritter im Lager unter seidenen Zelten, wie deren z. B. bei Granson mehr als vierhundert standen. Das herzogliche war innen mit Samt beschlagen und mit Perlen und Gold verziert. Als die Schweizer das Lager einnahmen, fanden sie dort des Herzogs Sessel aus Gold hundert goldene Röcke des Herzogs, daneben goldene und andere kostbare Stoffe, 400 Kisten voll. Das Gedeck, Teller, Schüsseln, Becher, alles war aus edlem Metall, Perlen und Edelsteine überall zu Hunderten und Tausenden. So trug allein Karls des Kühnen Hut, der von gelbem Samt war, statt der Schnur ein Diadem aus Perlen, Rubinen und Saphiren und oberhalb desselben umgab ihn eine sechsfache Perlenreihe. Die Agraffe vorn war vorzugsweise aus Diamanten. Ebenso war sein Schwert und seine übrigen Waffen mit den kostbarsten Edelsteinen geziert. Sein gewöhnliches Hofkleid kostete 640000 Taler, also nach heutigem Wert etwa 3 Millionen Es strotzte von Edelsteinen und Perlen. Ebenso gingen seine Ritter und Höflinge in den prächtigsten Kleidern. Gold war etwas Alltägliches geworden, und so hatte Philipp der Gute wohl Grund genug, den bei seiner Vermählung mit Isabella von Portugal (10. Januar 1429) gestifteten Orden „vom goldenen Vliese“ zu nennen. Wir behalten uns vor, weiter unten etwas genauer auf denselben einzugehen.

Zelt Karls d. Kühnen

Sein Hof

Noch eins verdankt die Welt dem burgundischen Hofe, und da es auch teilweise unseren Gegenstand, die Trachten, berührt, so unterlassen wir nicht, es zu erwähnen. Dies ist das Hofzeremoniell, wie es nach Kleidern und äusseren Bewegungen, Sprachformen u. s. w. sich bis in unsere Zeit erhalten hat. Die sogenannte Hof-Etikette ist eine burgundische Erfindung. Wohl schrieb der Gebrauch auch schon früher an den Höfen mancherlei Besonderheiten vor, aber dieselben waren auf der einen Seite keineswegs unumgänglich, auf der anderen höchst einfach und ohne inneren Zusammenhang. Es waren nur Einzelheiten. Erst durch Philipp den Guten, also seit 1430, ist die Welt mit einem neuen Kodex beschenkt worden. Nun weiss man doch, dass bei Hofe nur ein besonderer Rock, eine besondere Farbe zulässig ist, dass man seinen Körper in bestimmte Bewegungen zu bringen hat, dass die Worte nur in bestimmter Auswahl und Reihenfolge anzubringen sind — kurz alle jene Absonderlichkeiten im festesten inneren Zusammenhang als unumstössliche Norm für den Zutritt bei Hofe: das ist das Kunstwerk, welches Philipp der Gute dem unschuldigen Europa, welches bis dahin ohne dasselbe fertig geworden war, übermachte. Von der guten Fügung dieses künstlichen Baues ist es ein Beweis, dass er bis heute sich erhalten hat, ein grösserer aber vielleicht dies, dass der unbändige Karl, Philipps Sohn, sich solchem Zeremoniell unterwarf und dasselbe später, da er selbst regierte, aufrecht erhielt, ja hier und da noch strenger machte. Nur ein Fall von Widersetzlichkeit ist uns bekannt, wo Karl der Vorschrift des Vaters nicht folgte. Dieser hatte einmal krankheitshalber sich das Haar ganz kurz schneiden lassen, und nun mussten — man bewundere die Konsequenz! — die gesunden Höflinge auch ebenso kurzes Haar tragen. Der Kronprinz weigerte den Gehorsam, mit ihm die stolzen Niederländer. Wäre dies nicht geschehen, so wäre das kurze Haar ein Jahrhundert früher Mode geworden, und zwar aus demselben lächerlichen Grunde wie später.

Hof-Zeremoniell eine burgundische Erfindung

Die Regeln der Hofetikette erstreckten sich schon damals bis auf Bänder und Schnallen so gut wie heute. Hätten wir nicht die genauesten Nachrichten von Zeitgenossen, es würde kaum glaublich sein wie weit diese Vorschriften ins einzelne gingen, z. B. Gräfinnen sollen bei Tische ihr Brot neben dem Messer auf einem besonderen Tüchelchen liegen haben; ihre Tafel darf nur ein Tischtuch haben; ihre Schleppen darf nur ein Page, keine Frau, tragen. Die ihnen bei Tische aufwartenden Edelleute dürfen die Serviette nicht auf der Schulter, sondern unter dem Arm tragen.

Einzelne Vorschriften der Hofetikette

Was Wunder, wenn unter solchen bestimmten Schranken die Tracht gleichfalls beschränkt, steif, hässlich wurde. Die Grazien flohen! An ihre Stelle trat prosaische Schamlosigkeit und Übermut. Daher die steifen Kopftrachten, die wattierten Schultern, die enthüllten Busen, die hohen Taillen, die kurzen Jacken! — Es geht auf Erden alles sehr natürlich zu. Kehren wir jedoch zu der Kleidung der Frauen zurück!

Über dem Oberkleide wurde häufig noch der Mantel getragen. Dies geschah ebensowohl im 13. (Taf. 39, 17) als auch noch im 14. Jahrhundert (Taf. 48, 1—4). Im 15. Jahrhundert trugen ihn nur noch die Bürgersfrauen und die Hofdamen bei feierlichen Gelegenheiten. Sonst wird er stets durch das Oberkleid ersetzt, das jetzt „Robe“ heisst, ausgenommen in Trauerfällen, wo er unentbehrlich bleibt für alle Stände (Taf. 56, 5); vornehme Frauen mussten ihn dann, mit grauem Pelz gefüttert, sogar im Zimmer tragen.

Mantel

Der Mantel des 13. Jahrhunderts ist noch der frühere, der auf beiden Achseln aufliegt und durch eine quer über die Brust gehende Borte oder Kette gehalten wird (Taf. 39, 8 u. 17). Ebenso bleibt er im 14. Jahrhundert (Taf. 48, 1—4). Er reicht bis zur Erde und ist an den Säumen mit Goldborte oder mit Pelz eingefasst. So wie der Stoff der Kleider, so wird auch der des Mantels mit der Zeit immer kostbarer. Doch wurden für ihn niemals gemusterte Zeuge verwendet.

1200

1300

Im 15. Jahrhundert während der burgundischen Moden trat an seine Stelle ziemlich allgemein die Hoike, von demselben Schnitt wie bei den Männern, oder auch ein dem Trappert ähnliches Oberkleid (Taf. 55, 16). Bei vornehmen Frauen ersetzte die lange schleppende Robe den Mantel (Taf. 56, 14 u. 15). Sie war bis zum Gürtel ausgeschnitten und mit einem umfallenden Kragen von anderem Zeuge

1400

Hoike

Robe

(Pelz oder Sendal) besetzt, von dem auch der untere Saum und die Stauchen waren. Ein breiter reichbesetzter Gürtel lief dicht unter der Brust hin.

1480—1500

Mit Karls des Kühnen Tod erhielt die ungebundenste Laune jedes einzelnen freien Spielraum. Daher finden wir in den beiden letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts kaum noch irgend eine bestimmte Form vorherrschend. Männer und Frauen tragen was ihnen beliebt. Eine Ausgelassenheit ohnegleichen reisst alle Dämme ein. Manche Frauen kehren zu den früheren engen Kleidern zurück, doch mit solcher Übertreibung, dass fast gar keine Bewegung mehr möglich ist und die Körperformen nur mit einer Haut aus Zeug überspannt erscheinen. Andere wieder umhüllen sich mit einer Unzahl von Ellen des kostbarsten Stoffes. Ebenso erscheinen neben einfarbigen dunklen Stoffen, die alles verhüllen, durchsichtige Florkleider, die nichts verbergen. Wie weit sich überhaupt der Geschmack verirren konnte, davon liefern einzelne Gelegenheiten ein Beispiel, wo bei öffentlichen Aufzügen Mädchen oder Frauen völlig nackt erschienen. Den Zeitgenossen scheint das gar nicht auffallend gewesen zu sein, denn sie sprechen davon als gehöre es ganz zur Sache. So mussten bei Ludwigs XI. Einzug in Paris (1461) drei der schönsten Töchter dieser Stadt, gänzlich ohne Hülle, ihn mit Festgedichten bewillkommnen; so gab Lille (1468) Karl dem Kühnen zu Ehren als Festspiel „das Urteil des Paris“ mit nackten Göttinnen. Auch noch im folgenden Jahrhundert finden wir (1520) bei Karls V. Einzug in Antwerpen bei den Spielen, die auf der Strasse vor dem Kaiser aufgeführt wurden, eine malerisch aufgestellte Gruppe von nackten Frauen: es waren die schönsten Töchter der vornehmsten und reichsten Bürger, welche dazu erwählt waren und sich in dieser Weise, nur von einem durchsichtigen Flor umweht, aller Augen preisgaben. Albrecht Dürer, der als Augenzeuge diese Tatsache in einem Briefe an seinen Freund Melanchthon erzählt, fügt ausdrücklich hinzu, dass der junge ernste Kaiser gar nicht hingesehen habe, er aber, als Maler, habe sich die schönen Gestalten genau betrachtet! —

Allerlei Trachten

Gruppen von nackten Frauen bei Festlichkeiten

So auffallend solche Vorgänge für uns sind, so muss zu ihrer richtigen Beurteilung doch bemerkt werden, dass ihnen stets ein poetischer oder künstlerischer Gedanke zu Grunde lag, wie z. B. beim Urteil des Paris. Die Nacktheit wurde nicht als solche und um ihrer selbst willen öffentlich ausgestellt, sondern es galt bei solchen Gelegenheiten immer, die Schönheit künstlerisch zu verherrlichen, wie es auch Tizian und andere in ihren Bildern taten. Wie weit weicht also das in unseren Tagen entstandene Bild von Hans Makart von der Wahrheit ab, und wie grundfalsch ist die ganze Darstellung des Vorganges, der von Albrecht Dürer deutlich genug beschrieben wird! Da hatte denn doch bei aller seiner Üppigkeit das tolle Mittelalter mehr ästhetisches Gefühl, als dass es nackte (obenein vornehme) Frauen unter bewaffnete Trossknechte gemischt hätte! Jene Frauen zu Antwerpen formten zusammen — nach heutigem Ausdruck — ein lebendes Bild, waren also dem Beschauer fern, und Karl V. sah trotzdem nicht hin, wohl weil sein Zartgefühl sich dagegen sträubte. In dem Makartschen Bilde aber laufen sie dicht vor und neben dem Kaiser auf der Gasse zwischen dem Gefolge her! Was gibt also das Bild? Die Darstellung eines Vorganges, der nie stattfand und in dieser Weise, wie gesagt, selbst in der sittenlosesten Zeit des Mittelalters, nie stattfinden konnte. Wer sich nach solchem Gemälde ein Bild jener Zeit bilden wollte, würde ganz fehl gehen! Und wie diese widerliche Vermischung bewaffneter Männer und nackter Edelfrauen in einem Zuge auf offener Strasse das ästhetische Gefühl berührt, mag jeder selbst entscheiden! Wir wollen das Mittelalter und seine losen Sitten nicht beschönigen, aber ihm auch sein Recht und seine Wahrheit lassen. Wohl trug der einzelne sich nach seiner Laune oft mehr entblösst als die Scham erlaubte, aber wo viele öffentlich zusammen wirkten, wie bei dem Einzuge zu Antwerpen, dessen ganze Anordnungen und Festlichkeiten vom Magistrat ausgingen, da vergass man nicht, dass nur die Kunst allenfalls erlauben und weihen könne, was über die Grenzen des Anstandes hinausging.

Wohl waren diese Grenzen schon weit genug gesteckt. Auch die jungen Männer schnitten ihre Jacken und Röcke so aus, dass die Schultern, ein Teil des Rückens und die Brust bloss waren. Sie prunkten mit weisser Haut, weichem und rundem Nacken, zarten Schultern, weisser weicher Brust. Kraft galt nichts mehr; Muskeln waren hässlich; Weichlichkeit war schön. Die Hosen mussten so stramm sitzen, dass alle Formen sichtbar wurden, und wer nichts aufzuweisen hatte, der half mit Watte nach. Nicht nur an den Achseln, auch an den Beinkleidern wurde sie vielfach verwendet. Dazu nun noch die Mode des Aufschlitzens, um das Band durchschimmern zu lassen, die von manchen so weit getrieben wurde, dass der ganze Rumpf nur vom Hemd verhüllt wird, über welches sich hier und da schmale Riemen von Zeug hinziehen. Diese Streifen sind die Jacke. Daneben die Zatteln, und — was wir beim Schmuck noch berühren werden, die Schellen! Es ist ein Zusammenfluss von lauter Widersprüchen und Übertreibungen, wie er gar nicht ärger gedacht werden kann. Auch auf anderen Gebieten macht sich dies geltend, die zu berühren uns hier zu weit führen würde.

Entblössung der Männer

Aufschlitzen

Schellen

### b) Kopfbedeckung.

Wenn wir schon bei den Kleidern uns begnügen mussten, nur eine Auswahl der unendlichen Fülle verschiedener Formen zu erwähnen, welche jene Zeit hervorbrachte, so ist dies noch weit mehr in diesem Abschnitt geboten, wo die Laune des einzelnen fast noch freieren Spielraum hatte und benutzte als dort.

Die Haar- und Barttracht der Männer blieb während der drei Jahrhunderte im ganzen dieselbe. Das Haar wurde von mittlerer Länge getragen, so dass es die Ohren verhüllte; im 14. und 15. Jahrhundert auch wohl noch etwas länger, doch nicht so, dass es die Schultern erreichte. Dergleichen blieb immer Ausnahme oder Vorrecht einzelner Stutzer (Taf. 55, 11). Über der Stirn schnitt man

Haar

es kurz ab (Taf. 39, 16; 56, 13) oder scheitelte es nach beiden Seiten von der Mitte aus. Dass Philipp der Gute und seine Höflinge kurzes Haar trugen, erwähnten wir schon (Taf. 55, 13 u. 18) und auch warum. Auch kräuselten Modehelden ihre Locken mit Hilfe von Brenneisen und Wickeln und wendeten Öl und Pomade auf, um es glänzend zu machen. Die allgemeine Tracht aber blieb, lockiges Haar bis zur Länge des Kinns zu haben.

Kräuseln des Haares

Bart

Der Bart wurde während der ganzen Zeit rasiert. Es finden sich nur wenige Ausnahmen eins kurzen Vollbarts (Taf. 56, 3 u. 4) und noch seltener eines blossen Schnurr- und Kinnbarts (Taf. 46, 5, 13 u. 15).

Haar der niederen Stände

Die niederen Stände trugen das Haar, wie die Bauern, kurz (Taf. 56, 10). Ebenso mussten es die Diener tragen als Zeichen der Knechtschaft. Daher schnitten auch wohl Ritter zu Ehren ihrer Damen die Locken ab, wie solches auch den Kämpfern vor dem Kampfgericht geschah.

Locken als Liebesopfer

Manche Dame wusste sich etwas mit den Trophäen ihrer Schönheit, und es gab welche, die mit diesem Gewinn ihrer Reize einen Handel hätte treiben können.

Schapel

Um das Haar von dem Gesicht zurückzuhalten, wurde das Schapel getragen. Dieses war während des 13. Jahrhunderts unumgänglich nötig, daher fehlt es auch auf den Abbildungen nie (Taf. 39, 14 u. 18). Auch im 14. Jahrhundert hat es anfangs noch die alte Form (Taf. 46, 11 u. 19); später aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts scheint es nach und nach durch farbige Schnüre oder seidene Bänder ersetzt worden zu sein, so dass es im 15. nur in dieser Gestalt noch angetroffen wird. Die vorn daran befindliche Schnalle oder Agraffe war mit einer Feder geziert. Man trug das Haar ausserdem im Hause, so wie heute, oft völlig unbedeckt.

Schnüre statt Bänder

Ausser dem Hause, aber auch nicht selten im Hause, trug man einen Hut oder eine Mütze. Es gab mancherlei Arten und Formen von beiden.

Hut

Herzogshut

Unter den Hüten war der angesehenste der sogenannte Herzogshut. Er war gelb mit einem Goldreif unten rund um den Kopf, hatte eine breite Krempe, die meist aufrecht stand und einen spitzen Kopf. Doch wurde er schon im 14. Jahrhundert gemeine Tracht des Bürgers, indem er die Farbe wechselte und der Goldreif wegfiel (Taf. 46, 3 u. 5). Der Rand wurde mit feinem Pelz besetzt, später auch wohl der ganze Hut. Ebenso gestaltet war der Pfauenhut, der statt mit Pelz ganz mit den Schwanzfederspitzen der Pfauen besetzt war.

Pfauenhut

Andere Formen

Noch im 13. Jahrhundert waren auch Hüte mit rundem Kopf und breitem Rande im Gebrauch (Taf. 39, 2), ebenso noch die alten zeltförmigen, die von der Spitze bis zum äussersten Rande keinen Absatz hatten (Taf. 39, 1).

1300

Mannigfaltiger wurden die Hutformen im 14. Jahrhundert, obwohl gerade diese Zeit anfangs allen Hüten und Mützen den Untergang drohte. Man bedeckte nämlich

Gugel

den Kopf durch die Gugel (auch wohl Gogel, Kugel, Kogel, Gugler, Kugelhut oder Kulhut genannt). Diese war eine Kapuze mit angesetztem Kragen, der den Hals und die Schultern verhüllte. War sie vorn geschlitzt, so wurde die Öffnung durch Knöpfe wieder geschlossen. Gewöhnlich aber musste sie über den Kopf gezogen werden (Taf. 46, 1, 2, 4, 10, 12 u. 17). Zuweilen trug man auch die Kapuze ohne Kragen (Taf. 46, 6 u. 8) und ebenso später diesen letzteren, Goller genannt, auch ohne Kapuze (Taf. 46, 14). Dies kam wohl daher, dass man die Kapuze oft zurückschlug und im Nacken hängen liess (Taf. 39, 3; 46, 5 u. 11). Bei schlechtem Wetter und auch als es so Mode war, trug man die Gugel auf dem Kopf, so dass das Gesicht völlig davon umschlossen war (Taf. 39, 5 u. 10; 46, 1, 4, 12 u. 17).

Sehr häufig besonders im 13. und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts trug man über der Gugel noch Hut oder Mütze (Taf. 39, 1 u. 11; 46, 1, 2, 5, 6, 10, 12 u. 17). Nur um die Mitte des 14. Jahrhunderts war sie bei den Vornehmen eine Zeitlang als vollwichtige Kopfbedeckung in Geltung. Bei dem Volke war und blieb sie dies immer (Taf. 39, 5 u. 10; 46, 4).

Gugel und Hut oder Mütze

Während jener Blütezeit der Gugel wird sie dann auch nicht nur aus Stoffen von sehr lebhaften glänzenden Farben angefertigt (Taf. 46, 2, 4, 5, 12 u. 17), sondern sie wird auch vielfach ausgeschmückt. Zunächst durch Zatteln (Taf. 46, 12 u. 14) oder bunte Ränder (Taf. 46, 4), dann durch einen langen Zopf oder Schwanz, der von der Spitze herabhing. Die Länge desselben wurde bald so übertrieben, dass die Kleiderordnungen darüber nicht schweigen konnten. So finden wir denn zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschiedene Masse für diesen Zopf vorgeschrieben (Taf. 46, 4), bald 1 Elle, bald $1^1/_2$, 2 Ellen u. s. w. Übrigens reichte er oft bis zur Erde trotz aller Verbote. Auch wurde er gewunden und gedreht und er sowohl als die Kapuze mit Schmelzperlen, Borten, Gold- und Silberstickerei, bunten Federn, Quasten — und Schellen verziert! Man denke sich das völlig aus! — Zugleich bemerken wir, dass dies alles auch für die Frauen gilt, denn auch sie trugen gleichzeitig die Gugel (Taf. 48, 3).

Zopf der Gugel

Längen-Vorschrift

Während also der Herzogshut aus den höheren zu den niederen Ständen hinabstieg, ging es der Gugel umgekehrt. Ursprünglich war sie nur eine Tracht der Diener und unteren Stände, um 1360 war sie auch Tracht der Vornehmsten. Schon 40 Jahre früher war sie von ihnen auf der Jagd benutzt worden — damals noch ohne Zopf. So blieb sie auch eine besondere Tracht der Jäger noch ein Jahrhundert später, als sie sonst längst nicht mehr getragen wurde.

Gugel verschwindet

Dies geschah bei der vornehmen Welt etwa um 1380 bis 1385. Man wusste trotz aller phantastischen Verzierungen doch eigentlich recht wenig mit der Gugel anzufangen. Sie war ein unfügsames Ding. Man schnitt wohl die Kanten aus, man besetzte sie, man verlängerte und verkürzte den Zopf, man wand ihn, aber es blieb doch im ganzen die alte Gugel. Das behagte den Modeleuten nicht. Es muss alle Jahr was neues am Ruder sein! Beim Volke dagegen erhielt sie sich noch mehrere Jahrzehnte.

Die vornehme Welt griff also nun mit Entschiedenheit zu Hüten und Mützen, die auch während der Gugelzeit

nie ganz aus dem Gebrauch gekommen waren. Man trug, wie schon gesagt, häufig Gugel und noch Hut oder Mütze darüber (Taf. 39, 1 u. 10; 46, 1, 2, 5, 6, 10, 12 u. 17). Jetzt, mit dem Ende des 14. Jahrhunderts, behielten die Vornehmen nur noch den Kragen, den Goller, bei und brachten ihn mit der Jacke oder dem Rocke in Verbindung (Taf. 46, 14). So erklären sich auch die breiten runden Pelzkragen der Fürsten im 15. Jahrhundert (Taf. 46, 16; 55, 11, 12 u. 17) und der Wappenkragen Phillipp des Guten (Taf. 55, 18).

Goller

Als nun die Gugel dahin zurückging, woher sie gekommen war, stieg statt ihrer aus denselben Regionen ihr Stellvertreter, eine neue Erscheinung, auf: der Filzhut, um denselben Gang durchzumachen und auch ebenso zu enden. Er ist das Zeichen der burgundischen Zeit. Vorher hatten die Vornehmen ausser der schon erwähnten Formen des Herzogshutes und des breitkrämpigen runden (Taf. 46, 1) im 14. Jahrhundert noch verschiedene andere Hüte getragen: niedere runde mit schmaler aufgestülpter Krempe (Taf. 46, 17), etwas höhere runde mit ganz oder teilweise aufgestülptem Rand, beide mit Federn geschmückt (Taf. 46, 14), auch wohl mit Goldreif und Goldknopf auf der Spitze geziert. Es waren dieselben Erscheinungen, die wir schon bei den Italienern (Seite 171 f.) erwähnt haben, denn damals herrschte schon die Mode.

Filzhut

Ähnlich war es in beiden Jahrhunderten mit der Mütze. Im 13. Jahrhundert trugen die Vornehmen solche mit breitem Boden und die Seiten mit Pelz oder Borten besetzt, so dass sie steif in die Höhe standen (Taf. 39, 10 u. 16), den Gebenden der Frauen ähnlich. Das Volk trug ähnliche, doch ohne steifen Rand, so dass sich die Mütze dem Kopfe rundlich anschloss; oben hatte sie gewöhnlich eine Quaste (Taf. 39, 4). Diese Form findet sich auch noch im 14. Jahrhundert (Taf. 46, 10), obwohl auch daneben die Beutelmütze der Vornehmen beim Volke Eingang fand.

Mütze

Beutelmütze

Diese hatte sich nämlich aus der früheren dadurch entwickelt, dass innerhalb der steifen, aufrechtstehenden Seiten ein loser Beutel aus weichem Stoff, gewöhnlich Seidenzeug, aufstieg, der nun nach Belieben nach irgend einer Seite über den Rand gezogen werden konnte oder innerhalb derselben in allerlei Falten oder Figuren zurechtzulegen war (Taf. 46, 2; 55, 7). Dadurch gewann das Aussehen des Kopfes eine wichtige Handhabe zur Darstellung seiner Launen. Solcher Art waren auch die Mützen der Vliessritter (Taf. 55, 13). Jetzt hatte man, was man bei der Gugel so schmerzlich vermisst hatte: ein fügsames, nachgiebiges Stück. Man besetzte sie mit Bändern, die wieder ausgezackt oder federartig geschlitzt und mit Schmuck besetzt waren (Taf. 56, 11); man konnte sie gerade und schief aufsetzen: kurz, es war mit der Mütze etwas zu machen.

Wandlungen der Mütze

Dagegen blieben aber die früheren steifen Mützen immer noch im Gebrauch, selbst bis ins 15. Jahrhundert (Taf. 46, 12; 55, 4 u. 12) und fanden zugleich nach einer anderen Seite hin eine Entwicklung, indem die Seiten erhöht und der Boden vergrössert wurde, so dass ein hoher, nach oben sich erweiternder Zylinder entstand (Taf. 46, 13). Die Ränder wurden auch hier mit Pelz besetzt. Im 15. Jahrhundert wuchs die Mannigfaltigkeit der Formen. Neben sehr breiten Mützen (Taf. 55, 12 u. 13) erscheinen ganz kleine Käppchen, wie halbierte Blumentöpfe (Taf. 55, 6 u. 8) oder niedere Mützen, mit steifem schmalen Rand und weichem Kopf, die den Übergang zum Barett andeuten (Taf. 56, 8 u. 11), jener vorherrschenden Kopfbedeckung des folgenden Jahrhunderts, vor welcher die allmächtigen Filzhüte dieser Zeit entweichen, bis ein späterer Wechsel des Schicksals sie abermals zur Herrschaft bringt.

Dies war durch den burgundischen Hof zum ersten Male geschehen. Schon mit dem Anfang des Jahrhunderts war er ohne alle Veränderung aus den dienenden Klassen zu den herrschenden übergegangen. Es war der graue, breitkrämpige Hut mit rundlichem, niederen Kopf, der bei uns vor 50 Jahren abermals sich emporarbeitete und von 1850—1870 getragen wurde. Zuweilen wurde statt Filz irgend ein kostbarer Pelz gewählt, doch behielt der Hut seine alte Form. Aber wie lange? — Gar bald wurde er langweilig; man krämpte den Rand aufwärts (Taf. 55, 3 u. 18), man bog ihn hinab (Taf. 55, 11), man tat halb das eine, halb das andere (Taf. 55, 9 u. 17), man überzog ihn mit bunten Stoffen, man färbte ihn, bald einfarbig (Taf. 55, 11 u. 18), bald Rand und Kopf verschieden, ja sogar mi-parti von oben nach unten geteilt; man schmückte ihn mit Federn, mit Goldrosetten (Taf. 55, 18), mit Goldringen, ja Könige legten sogar Kronen um den Deckel (Taf. 55, 17) — aber der Hut war doch auch sehr langweilig — für die Mode.

1350 Filzhut herrschend

Wandlungen desselben

Da fand ein erfinderischer Kopf eine Aushilfe, womit für einige Zeit Aussicht zu vielem Neuen gegeben war. Man band einen Streifen Seidenzeug, Sendal, daran und er trug nun die Sendelbinde. — Die Welt war gerettet! — Das Zeug wurde hinsichtlich der Farbe sehr ausgewählt: je greller, desto schöner, also rot (Taf. 55, 2, 13 u. 18), gelb und dergleichen. Sie reichte bis zur Erde (Taf. 55, 2), wurde aber gewöhnlich quer über die Brust gelegt (Taf. 55, 5 u. 18) und fiel dann hinten über die Schulter hinab. Damit hatte die Laune Raum zum Spiel gewonnen. Denn diese Mode, sie über die Brust zu legen, die gegen 1425—1435 herrschte (in Deutschland noch bis 1500), wurde bald gewechselt. Man legte sie rund um den Hut, wie einen Turban, wickelte sie mehrmals um den Hals, nahm auch wohl noch eine oder mehrere, ja sogar zehn oder mehr Sendelbinden zu Hilfe, gab ihnen Zatteln und besetzte sie mit allerlei Spielzeug: Sternchen, Kreuzen, Blumen und dergleichen aus Gold oder Silber oder mit Schmelzwerk, besonders am unteren Ende.

Hut mit Sendelbinde

Bald ging auch die Sendelbinde auf die Mütze über (Taf. 55, 13).

Sendelbinde an der Mütze

Doch auch am Hute selbst versuchte man sich immer wieder aufs neue, denn auch die Möglichkeit der Sendelbinde erschöpfte sich zuletzt. Man schmälerte also den Rand (Taf. 56, 16), man stülpte ihn steif in die Höhe

Änderungen des Hutes

(Taf. 56, 13), man krämpte ihn einseitig herab (Taf. 56, 9), man liess ihn zuletzt fast verschwinden (Taf. 56, 7). Zugleich änderte man den Kopf und gab ihm eine mehr kugelige Form (Taf. 56, 16) oder oben einen scharfen Rand (Taf. 56, 9), liess ihn erhöhen und oben stumpf oder spitz im besonderen Knauf enden (Taf. 56, 7). Bei alledem mussten die Farben und die schon erwähnten Verzierungen, Federn und dergleichen immer noch mithelfen. Doch blieb das Volk indessen immer dem alten Hute treu (Taf. 56, 10).

Der burgundischen Hofetikette verdanken wir auch einen der törichtsten Gebräuche im alltäglichen Leben, der sich, wie so mancher Unsinn, nun schon über vier Jahrhunderte erhalten hat und aus Rücksichten auf die Gesundheit längst hätte verbannt werden sollen, nämlich die Begrüssung durch Abnehmen der Kopfbedeckung. Vielleicht schlägt auch dieser Erbschaft einer untergegangenen Welt einst ihre Stunde; bis jetzt ist sie noch gültig und niemand hat den Mut, das Vermächtnis umzustossen. Nur im Waffenrock ist der Deutsche berechtigt und sogar verpflichtet, die Kopfbedeckung beim Grusse im Freien nicht zu lüften. Möchte er endlich dieses Recht auch auf die Friedenskleidung übertragen! — Der Orientale ist darin klüger als der Europäer: er lässt Fez oder Turban etc. stets in Ruhe und sein Gruss ist höflicher als der unsere. Die Kopfbedeckung hat also beim Grusse nichts zu tun!

Gruss auf der Strasse durch Hutabnehmen

Erster Kampf gegen diese Unsitte

Aber schon unter Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen kämpfte man gegen die Ehrfurchtserweisung durch unbedeckten Kopf, denn ein ähnlicher Zweig desselben Stammes von Zeremoniell schrieb vor, dass bei Hof jeder, ausgenommen der Herzog, den Hut abnehmen musste. (Nur die Granden durften in Spanien in Gegenwart des Königs den Hut tragen.) Man half sich durch eine hohe Untermütze (Taf. 56, 6) und nahm den Hut dann freilich ab, in die Hand, oder liess ihn auf dem Rücken an einem Bande hängen.

Frauen:

Die Frauen hatten indessen gleichfalls mancherlei schwere Sorge, wo sie zur Nacht nicht den Kopf, aber den Kopfputz hinlegen sollten, denn er erforderte ganz besondere Schränke für sich.

1200

Schapel

Doch nicht so im 13. Jahrhundert, wo das Schapel (Taf. 39, 6, 13 u. 15) mit dem Gebende (Taf. 39, 8 u. 17) die einzigen, steifen Kopfbedeckungen waren, welche tagtäglich gebraucht wurden. Daneben wird wohl noch dann und wann ein Hut, besonders ein Pfauenhut, erwähnt. Als leichte Kopfbedeckungen werden der Schleier (Taf. 39, 7 u. 8) und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Rise angeführt. Alle diese haben wir bereits in einem früheren Abschnitte besprochen (S. 156 f.) und können uns also hier darauf beschränken, dorthin zu verweisen. Es ging in Frankreich damals hinsichtlich dieser Kopftracht ziemlich genau ebenso wie in Deutschland; dasselbe gilt von dem Haar.

Haar

Schleier und Gebende

Es fiel in offenen, langen Locken über die Schultern hinab (Taf. 39, 6, 13 u. 17); verheiratete Frauen trugen den Kopf nicht unbedeckt wie die Jungfrauen, die bloss das Schapel anlegten, sondern noch Schleier und Gebende auf dem Haar (Taf. 39, 7, 8, 12, 15 u. 17). Bisweilen war der erstere auf diesem befestigt (Taf. 39, 8), bisweilen trug man dasselbe auch ohne Schleier (Taf. 39, 17) oder diesen allein mit dem Schapel auf dem Haar festgehalten (Taf. 39, 12 u. 15). Im letzten Falle bedeckte er zuweilen, indem er lang den Rücken hinabfiel, die ganze Lockenfülle (Taf. 39, 12).

Die Hauben oder Gebende waren übrigens schon im 13. Jahrhundert verschieden an Gestalt in den verschiedenen Teilen Frankreichs und Deutschlands, wie uns die Dichter jener Zeit berichten.

Rise

Die Rise wurde im 13. Jahrhundert nur benutzt, um Lippen, Kinn und Hals zu verhüllen, und kam erst im 14. Jahrhundert mehr in Gebrauch, doch immer nur für verheiratete Frauen — sofern sie nicht dem allgemeinen Zug der Enthüllung der Brust folgten. Denn dieser, der seit der Mitte des Jahrhunderts die Frauen beherrscht, liess die Rise nur noch für alte und würdige Frauen übrig (Taf. 48, 1, 4, 7 u. 8) oder, mit der Gugel verbunden, als Witwentracht (Taf. 56, 5); alle übrigen, verheiratet oder nicht, verschmähten sie nicht nur, sondern enthüllten noch weit mehr als die Rise hätte verdecken können (Taf. 48, 5 u. 6, 11 u. 14).

1250

Schleier

Der Schleier wurde seit dieser Zeit nur ein Zierstück und hatte keinerlei Nutzen mehr. Er hing als ein überflüssiges Stück Zeug am Kopfe und war mehr lästig als angenehm (Taf. 48, 9, 16 u. 18). Mit dem Fortschreiten der Putzsucht wuchs aber seine Bedeutung.

1300

Haar offen

Im Anfange des 14. Jahrhunderts trugen hohe und niedere Frauen und Jungfrauen noch das Haar offen; gegen die Mitte hin wird dies immer seltener, denn das Haar bedeckte ja, was man sehen lassen wollte: den Hals und die Schultern. Nur Fürstinnen und vornehme Jungfrauen trugen um diese Zeit noch dann und wann offenes Haar (Taf. 48, 12 u. 14). Aber bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts war auch dies unmöglich. Die Mode bezwang zuletzt alle. Indessen sich Matronen immer dichter verhüllten (Taf. 48, 7 u. 8), entblösste sich die übrige Frauenwelt mehr und mehr. Die Kleider wurden ausgeschnitten, das Haar in besonderen Taschen und sonstigem Kopfputz untergebracht. Ja, die Übertreibung ging unter Isabeau soweit, dass auch kein Härchen sichtbar bleiben durfte, ausgenommen ein kleines, gebogenes Zöpfchen vorn über der Stirn (Taf. 48, 19—21). Alles übrige Haar musste innerhalb der seltsamsten Kopfaufsätze völlig verschwinden (Taf. 48, 5 u. 6, 10 u. 15). Im Nacken und an den Schläfen riss man, was nicht unterzubringen war, aus oder sengte es ab.

1350

seltener

Haar verdeckt

Um dies völlige Verbergen der Haare zu ermöglichen, musste man ihrer vollständig Herr sein; sie wurden also zu Zöpfen geflochten und diese über den Ohren oder hinten oder später oben auf dem Kopfe zusammengelegt und befestigt. Dies geschah schon vor der Mitte des 14. Jahrhunderts sehr häufig, wurde aber von da ab die Regel. Übrigens müssen, wenn die Dichter Recht haben, die Zöpfe gerade in Frankreich schon im 13. Jahrhundert

Zöpfe

nichts Seltenes gewesen sein, da ihrer schon damals Erwähnung geschieht, z. B. im Wigalois. In Deutschland dagegen kommen sie um diese Zeit noch nicht vor, auch auf französischen Bildern nicht.

Haar in Taschen

Die beliebteste Art, das Haar zu ordnen, war die, dass es nach jeder der beiden Seiten des Kopfes in einen Zopf geflochten war und dieser dann schneckenartig über dem Ohre aufgerollt wurde. Jede dieser Schnecken erhielt denn auch ihr Haus in einer goldenen Tasche (Taf. 48, 2, 5, 10 u. 16), wie wir deren bereits bei den Engländerinnen dieser Zeit erwähnt haben, oder das ganze Haar wurde mit einem Netz verhüllt, das verschieden war nach Art der verschiedenen Anordnung der Zöpfe (Taf. 48, 6, 11 u. 15). Es offen zu tragen, wagten nur wenige (Taf. 48, 13), mindestens musste ein Schleier darüber liegen (Taf. 48, 13), und auch nur Jungfrauen war es gestattet, ebenso die Zöpfe hängen zu lassen.

In einem Netze

Falsches Haar

Dass dabei sehr oft falsches Haar verwandt wurde, darüber liegen die deutlichsten Zeugnisse vor, besonders wenn die Zöpfe offen getragen wurden, entweder lang im Nacken hängend oder seitlich im Bogen um die Ohren (Taf. 48, 17); auch war immer noch bei beiden Geschlechtern das blonde Haar in besonderem Ansehen.

Schmuck des Kopfputzes

An Schmuck fehlte es solchem Kopfputz nicht. Die Netze waren oft aus Goldfäden oder Perlenreihen. Auf der Stirn zeigten die Turbanhauben gewöhnlich eine kostbare Agraffe aus Edelsteinen, welche gewöhnlich drei Federn trug (Taf. 48, 11), die nicht selten, wie Abbildungen jener Zeit lehren, von ansehnlicher Grösse waren.

Schapel verschwindet

Eins aber ging bei allen diesen Kopftrachten verloren, das Schapel, jedenfalls die schönste aller Kopfzierden. Hier und da sah man sie während des 14. Jahrhunderts noch (Taf. 48, 15 u. 18), aber auch an ihr versuchte sich der Geist der Zeit, indem er sie umwandelte in weniger schöne Formen durch Verbreiterung und dergleichen (Taf. 48, 17).

Gebende durch Hauben verdrängt

Gugel

Auch das Gebende wich allmählich den Hauben, die nun alljährlich mit grösserer Missgestalt hervortraten. Vor allem machte sich die aus dem bürgerlichen in den Adelstand erhobene Gugel wichtig (Taf. 48, 3; 55, 15). Wohlgezattelt, buntgestreift, reich geziert mit Perlen, Gold und Edelsteinen, mit ellenlangen Schwänzen: wer konnte sich etwas Schöneres vorstellen?! So dachte man wenigstens gegen das Jahr 1370 — doch die Zeit kam, wo Isabelle, die Erfindungsreiche, wirklich noch Schöneres fand, nämlich verschiedene Arten von Türmen, die der Kopf zu tragen hatte.

Schleier

Nur der Schleier rettete sich aus der Vergangenheit herüber und diente in seiner Verschiedenheit nach Grösse, Stoff, Besatz und Verzierung zur Unterscheidung der Stände. Es trugen ihn ebensowohl vornehme Frauen als niedere Bürgerinnen, jene aus Seide fein gewebt, diese grob aus Baumwolle (Taf. 48, 7 u. 9, 16 u. 18).

Hohe Hauben durch Isabelle vorherrschend

Mit der burgundischen Modeherrschaft wurden im 15. Jahrhundert die von Isabelle erfundenen hohen Hauben überwiegend. Alle anderen Kopfbedeckungen traten davor zurück, sowohl die seitlichen Goldtaschen (Taf. 48, 2; 55, 16) als auch die aus Deutschland stammenden Netze (Taf. 48, 5). Sie waren alle nicht gross, wohl besonders nicht steif und beschwerlich genug, um zu der burgundischen Etikette zu passen; sie liessen dem Frauenkopf zu viel Freiheit in der Bewegung wie in der Behandlung: Auch blieb dabei gewöhnlich noch etwas Haar sichtbar. Diesen Übelständen halfen die ungeheueren Produkte Isabellens ab.

Grösse und Bau der Hauben

Der Hauptvorzug derselben bestand in ihrer Grösse. Die Haube hatte die Form einer sich nach oben erweiternden Glocke, die etwa eineinhalb bis zwei Spannen hoch war (Taf. 48, 19–21). Sie war mit Seide oder Goldstoff überspannt und mit Stickereien, Perlenschnüren, Rosetten und dergleichen geschmückt; von vorn nach hinten liefen über die Kuppel Wülste aus Pelz oder sonstigem kostbaren, andersfarbigen Stoff. Auf der Höhe lag noch oft ein dicker, in der Mitte vorn eingebogener Wulst oder es hing die Sendelbinde (Taf. 48, 20; 55, 19) oder der Schleier (Taf. 48, 19) von oben herab. Letzterer steifte sich auch wohl als eigener Aufbau noch über die Haube empor, durch Draht oder Stärke gehalten, ehe er hinten hinabfiel (Taf. 48, 21). Die Königin trug bei Festen oben auf der Haube noch die Krone (Taf. 48, 19).

Spott der Dichter

Dass mit hoher Haube kein Beugen des Kopfes möglich war, versteht sich von selbst. Kopf und Hals hatten fortwährend zu tun, um die Haube zu halten. Daher lassen die Dichter — freilich vergeblich! — allen Spott gegen diese Tracht los und vergleichen die Weiber mit Hirschen und anderen Hörner tragenden Tieren. Jeder Durchgang durch eine gewöhnliche Tür war ein Kunststück (die Hauben wurden von den vornehmsten Damen auch im Hause getragen!), und man erzählt, dass im Schlosse zu Vincennes die Türen und Tore hätten erweitert werden müssen, damit Isabeau mit ihren Hoffrauen hindurch konnte.

Wulsthaube

Der vorhin erwähnte, über dem Scheitel eingebogene Wulst wurde auch zuweilen als besondere Kopfbedeckung getragen in Verbindung, statt mit der hohen Haube, mit einer der früher erwähnten (Taf. 48, 16). In dieser Form hatte er einige Verwandtschaft mit den turbanartigen Hauben, die wir schon oben anführten (Taf. 48, 11), und welche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, doch nicht als allgemeine Mode, vorkamen.

Das 15. Jahrhundert brachte mit der Blüte der burgundischen Herrschaft noch einige neue Formen zur Geltung, worunter zwei die vorherrschendsten waren. Die erste war eine gehörnte Haube, und sie mag wohl zumeist zu den Vergleichen der Frauen mit Wiederkäuern die Ursache gewesen sein. Sie erinnerte an die in der ersten christlichen Kirche üblichen Bischofsmützen, nur dass sie viel grösser war. Über einem hohen Drahtgestell spannte sich Seide und Goldstoff so aus, dass er seitlich in zwei hohe Spitzen auslief, die in der Mitte eine tiefe Senkung auf dem Scheitel bildeten (Taf. 56, 14). Die Laune der Trägerin konnte nun die Hörner erhöhen oder ihren

Gehörnte Haube

Hörner nach aussen gebogen

Zwischenraum erweitern, und es gab daher Hauben, die wirklich meterbreit waren, so dass man ein Ungetüm zu sehen glaubte, wenn eine Frau sich zeigte. Oder es wurden die Hörner oben zusammengebogen, so dass die Haube kugelähnlich erschien. Dabei half die Verschiedenheit der Farben, Stickereien und des Schmuckes natürlich ebenso zur Verzierung wie bei der ersten Haube. Desgleichen bei der dritten.

Hörner nach innen gebogen

Kegelförmige Haube

Diese war ein 30—60 cm hoher, spitzer Kegel, der, mit der Spitze nach hinten geneigt, oben auf dem Kopfe befestigt wurde. Er war steif, mit buntem Zeug oder mit Goldstoff überzogen (Taf. 55, 14; 56, 15) und von einem Schleier spiralförmig umwunden, dessen Ende von der Spitze bis zur Erde fiel, so dass es Sitte wurde, ihn über den linken Arm zu schlagen, um das Flattern zu verhüten. Derselbe war häufig mit Gold gestickt, mit Spitzen besetzt und dergleichen mehr. Über die Stirn legte sich ein breites, farbiges Band, fiel auf beiden Seiten über die Achseln nach hinten (Taf. 55, 14) und wurde auch wohl gleichwie die Sendelbinde mit dem einen Ende noch nach vorn über die Brust geschlagen (Taf. 56, 15).

Schleier daran

Grosse Verbreitung derselben

Diese Haube samt Zubehör scheint die weiteste Verbreitung gefunden zu haben, denn sie findet sich in allen Provinzen im Gebrauch. Man wagte sie sogar über offenem Haar zu tragen (Taf. 55, 14) und brachte auf diese Weise die grösste Knechtschaft mit der grössten Freiheit in Verbindung: ein Zeichen der Zeit.

Kegelhaube verändert

Von diesen verschiedenen Haubenformen kamen zugleich allerlei Abweichungen vor, besonders von der letzten. Man stumpfte den Kegel an der Spitze ab (Taf. 56, 12); man liess die Schleier-Spirale weg und befestigte diesen auf andere Art an der Haube, so dass er breit und schlaff herabhing. Auch kürzte man ihn um die Hälfte, so dass das Tragen unter dem Arm wegfiel (Taf. 56, 12). Kurz, man suchte dem Unheil, dass jede neue Tracht nach einigen Jahren keine neue mehr war, nach Kräften abzuhelfen, indem man bald hier, bald dort etwas änderte. Man heftete mit goldenen Nadeln Ohrglocken aussen auf die Stirnbinde (Taf. 56, 12) oder eine Agraffe darauf mitten über der Stirn (Taf. 56, 15); man liess unter dem Bande noch eine schmale Schleierkante vortreten und brachte auf diese und andere Art immer wieder Abwechslung in das Stetige. Denn diese hohen Hauben erhielten sich, so unglaublich dies erscheinen kann, ein ganzes Jahrhundert hindurch. Neben ihnen existieren wohl, wie wir schon bemerkten, noch andere Formen, aber sie behaupten den entschiedenen Vorrang.

Schmuck daran

Übrigens bleibe nicht unerwähnt, dass um die Mitte der burgundischen Zeit zur Abwechslung auch auf eine kurze Zeit sogar der Filzhut bei den Frauen in Aufnahme kam. Man denkt dabei gleich an die Tirolerinnen, und von solcher Grösse trugen ihn auch die Damen jener Zeit, aber farbig und gewöhnlich noch mit einer Feder geziert.

Filzhut

### c) Fussbekleidung.

1200 Schuhe

Im 13. Jahrhundert war es nicht nur bei den unteren Ständen Regel, sondern auch bei den oberen etwas Gewöhnliches, dass der Fuss durch einen Schuh bedeckt war. Im 14. Jahrhundert dagegen trugen die Vornehmen fast nie Schuhe, sondern die Hose vertrat dieselben. Auch im 15. Jahrhundert, wenigstens in dem ersten Viertel, war dies noch die Regel. Von der Mitte an hatte der Schuh sein Vorrecht bei allen Ständen siegreich wieder zurückerobert.

1300 Hose ohne Schuhe

1350 Schuhe

Der Stiefel kommt zwar während des 13. Jahrhunderts vor, doch nur, besonders bei den höheren Ständen, sehr selten. Auf der Jagd und auf Reisen wird er hier und da angeführt. Auch auf den Abbildungen ist er kaum einmal zu finden.

Stiefel

Der Schuh war gewöhnlich ohne Schnürlöcher, hatte dagegen an beiden Seiten oft Ohren mit Riemen. Diese entstanden dadurch, dass an dem Schuh, der bis an die Knöchel reichte, vorn auf dem Spann ein breiter und tiefer Ausschnitt gemacht war (Taf. 39, 3 u. 14). Der Rand desselben war oft farbig eingefasst. Zuweilen war auch statt des Ausschnitts nur auf jeder Seite ein Einschnitt, ähnlich wie bei den heutigen Hausschuhen (Taf. 39, 11). Zuweilen fehlten auch diese, und der obere Rand hatte keine Unterbrechung (Taf. 39, 10 u. 16). Diese völlig geschlossene Form wurde gegen das Ende des Jahrhunderts vorherrschend. Nicht selten waren die Schuhe auch so erhöht, dass sie noch ebensoweit über die Knöchel reichten, als sie unterhalb derselben hoch waren (Taf. 39, 1).

Schuhe mit Ohren

Hohe Schuhe

Der Stoff, der zu den Schuhen verwendet wurde, war gewöhnlich Leder, bei den Vornehmen auch wohl Zeug oder Goldbrokat (Taf. 39, 16 u. 17).

Stoff

In der Farbe war Schwarz das Vorherrschende (Taf. 39, 3, 7—11, 14); daneben kommen aber auch alle anderen Farben vor (Taf. 39, 19). Auch die Naturfarbe des Leders war sehr gebräuchlich (Taf. 39, 1).

Farbe

Die Form des Schuhes war dem Fuss angepasst und lief vorn gewöhnlich spitz zu (Taf. 39, 1, 11, 14 u. 19), doch ohne Verlängerung der Spitze. Daneben kamen aber auch Schuhe vor, die vorn etwas abgestumpft und abgerundet waren (Taf. 39, 16 u. 17).

Form der Schuhe

Von den Frauenschuhen gilt dasselbe, und sie sind daher bei dem Vorstehenden immer mit inbegriffen.

Frauenschuhe

Das alles änderte sich im 14. Jahrhundert ganz und gar um.

1300

Schon um 1290 fängt die Spitze an sich allmählich zum Schnabel (poulaine) zu verlängern und wächst nun mit jedem Jahrzehnt, bis sie zuletzt mit dem Meterstab messbar wird (Taf. 46, 12—19). Wir haben auch hier keine Abbildung der Ausartungen gegeben, sondern uns auf das bescheidenste Mass beschränkt, wie es selbst von den Zurückhaltendsten getragen wurde.

Schuhschnäbel (poulaines)

Der Ausschnitt auf dem Spann tritt ebenfalls bald nach dem Anfang des 14. Jahrhunderts wieder auf und behauptet sich nun in der ganzen folgenden Zeit (Taf. 46, 4—7).

Schuhausschnitt

Bei den Bürgern und den niederen Ständen kamen auch die vorhin erwähnten doppelt hohen Schuhe noch in

Stiefel

diesem Jahrhundert vor (Taf. 46, 1 u. 2), ebenso hier und dort auf Reisen und dergleichen auch die Stiefel (Taf. 46, 12).

Zatteln

Ausser den bunten Rändern hatten die Schuhe oder Stiefel seit der Mitte des Jahrhunderts noch eine andere Verzierung, die Zatteln. Übrigens stimmten sie in Farbe und Stoff mit den früheren überein.

Schuh ausser Gebrauch

Seit derselben Zeit ungefähr wurde der Schuh von den höheren Ständen ganz beseitigt und durch die bis über den Fuss reichenden Beinkleider ersetzt (Taf. 46, 14 u. 17—19). Diese enganliegenden Kleidungsstücke, die sich von unten herauf immer mehr verlängert hatten, so dass aus den Strümpfen, in welche man die weiten leinenen Beinkleider, die Bruche, früher hineingesteckt hatte, im 11. und 12. Jahrhundert zwei lange Hosen geworden waren, welche hinten zusammengenestelt und oben an das Wams befestigt wurden, hatten nun eine solche Bedeutung erlangt, dass bei den Vornehmern die Bruche ganz ausser Gebrauch kam. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts waren diese langen Strümpfe eine Hose, d. h. ein zusammenhängendes Stück, das den Leib und beide Beine bis zu den Fussspitzen verhüllte. Die Bruche, das alte, weite, leinene Beinkleid, blieb bei den Bürgern noch bis um 1360 im Gebrauch (Taf. 46, 1), machte aber dann den Hosen auch hier Platz (Taf. 46, 5 u. 7), ohne dass jedoch auch die Schuhe mit ihr Abschied nahmen, wie dies bei den Vornehmen geschah. Nur bei besonderen Gelegenheiten finden sich bei diesen noch Schuhe (Taf. 46, 16).

Strümpfe werden zu Hosen

Die Bruche verschwindet

Hose

Die Hose bestand meistens aus Wollstoff, im folgenden Jahrhundert auch nicht selten aus Seide, und wurde dann, ausserdem dass sie durch eine schöne Farbe sich hervorhob, noch durch allerlei oft höchst phantastische Stickereien verziert. Diese waren oft nur auf einer Seite, oft auch auf den beiden Seiten, in verschiedener Zeichnung angebracht (Taf. 56, 13 u. 16).

Stickerei darauf

Frauen:

Die Frauen trugen die Schuhe im 14. und 15. Jahrhundert gleichfalls geschnäbelt und in Farbe und Stoff wie früher. Schwarzes Zeug war das beliebteste, daneben gelb und rot, auch wohl Schuhe aus feinem spanischen Leder (Taf. 48). Der Schnabel erreichte zwar bei ihnen weder im 14. noch im 15. Jahrhundert die ungeheuere Länge wie bei den Männern, weil — sonst wäre es wohl doch geschehen — die langen Kleider solches von selbst verboten (Taf. 55, 14 u. 19; 56, 12 u. 15), aber trotzdem gab es welche, die 60 cm lang waren. Ausserdem kann hier zur Ehre der Franzosen nicht verschwiegen werden, dass sie gerade die Schuhschnäbel, obwohl diese Mode jetzt von ihnen ausgegangen war, nie bis zu der Ausdehnung, wie es in England und Deutschland geschah, anwachsen liessen.

Schuhe auch mit Schnäbeln

Verbote gegen die Schuhschnäbel

Masse nach den Ständen verschieden

Doch waren bei ihnen, wie in den letztgenannten Ländern, alle Verbote gegen diese Unsitte ganz umsonst. Anfangs, mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, hatte jeder Stand seine besondere Länge der Schuhspitze: der hohe Adel trug sie in beiden Geschlechtern 60 cm lang; die vornehmsten Bürger und der niedere Adel 30—50 cm, die gewöhnlichen Bürger 15 cm. Nach und nach schoben aber die letzten sich nach oben und trugen 30 cm lange Spitzen; daher sahen sich die Reichen genötigt, gleichfalls zuzulegen, und so trat denn eine allgemeine Verlängerung der Schnäbel ein. Alle Stände trugen sie; den Geistlichen, die sich damals in solchen Dingen trotz deren „weltlicher Art“ sehr hervortaten, wurden sie 1365 durch das Konzil zu Angers verboten, wie sie ihnen schon bei der ersten Epoche der Schnabelschuhe 1212 auf dem Konzil zu Paris verboten worden waren. Doch auch dies zweite Mal blieb ohne Erfolg. Da gedachte nach 50 Jahren König Karl VI. das Übel an der Wurzel anzugreifen und verbot daher 1422 in Paris den Schuhmachern die Verfertigung der Schnäbel, liess auch ausserdem in allen öffentlichen Verkaufsläden eine grosse Jagd nach ihnen anstellen und setzte Strafe auf den Handel mit dieser Ware: Alles vergeblich! Die Mode spottete in ihrer Allgewalt der königlichen Ordonnanzen und lachte auf ihrem geheimen Throne aller solcher Anstrengungen. Sie liess keine Befehle ausrufen, hielt keine Polizeisoldaten, und man gehorchte ihr dennoch pünktlich. Erst als sie es für Zeit hielt, die Schnabelschuhe abzuschaffen, was um 1485—1490 der Fall war, da hörten sie auf. Karl VIII. eiferte zwar ebenfalls wie sein Vorgänger gegen diese Unsitte, aber mit demselben Erfolg. Auch der Papst schleuderte noch 1480 eine Bulle gegen die Schnäbel, jedoch ohne sie zu beugen oder zu brechen, ja ohne sie im geringsten zu verletzen. Man erkennt aus solchen Vorgängen am deutlichsten, dass das ganze Gebiet der Trachten ein völlig anderes ist als das der obrigkeitlichen Verfügungen. Es passt diese Waffe nicht gegen jenen Feind: es ist ein Kampf mit Windmühlen. Das Reich der Trachten schwebt in der Luft, so fest auch die Kleider auf dem Leibe sitzen.

Die Schuhschnäbel bei den Geistlichen

Schärferes Verbot

Die Schnäbel welken und fallen ab

Die Schuhschnäbel waren durch eine Gewohnheit von zwei vollen Jahrhunderten (von Philipp IV. bis auf Karl VIII., 1290—1490) so sehr ein unvermeidliches Anhängsel des Körpers geworden, dass sie auch an den Rüstungen nicht fehlen durften, obwohl hier ihre Unbequemlichkeit gewiss am meisten fühlbar wurde. Freilich werden auch hier Fälle berichtet, dass im ernstlichen Kampfe die Ritter sich der wirklich lästigen Hemmschuhe durch zwei Schwerthiebe entledigten indem sie die Spitzen kurzweg abhauten.

Schuhschnäbel an der Rüstung

Man konnte sich während der obengenannten Zeit keine Menschengestalt ohne diese letzten Wurzelenden des ganzen denken, daher müssen denn auch auf den Bildern die Heiligen sich bequemen zu dieser Unbequemlichkeit, ja! selbst Christus und Maria und sogar Gott der Vater müssen modern erscheinen und tragen ihre poulaines ebensogut und lang wie die sündhaften Menschenkinder. Die Maler müssen also die Meinung nicht geteilt haben, als seien die Schnäbel der Schuhe etwas Schlimmes, eine „Hoffart“, wie sie sonst häufig gescholten werden.

Die Heiligen mit poulaines

Um den weichen, biegsamen Spitzen einen Halt zu geben, trug man hölzerne Unterschuhe, die mit Querriemen über den Spann befestigt waren. Unter dem Hacken wurden sie durch hölzerne Absätze erhöht, ebenso

Unterschuhe für die Schnäbel

vorn unter dem Ballen. Welch ein leichter, geräuschloser Gang dadurch erzielt wurde, lässt sich leicht denken. War nun gar die Spitze des Schnabels mit einer Schelle behangen, so war wohl das Mass der Torheit voll. Denn da die Spitze wie ihr Pantoffel durch grelle Farbe auch im 14. Jahrhundert sehr häufig die erstere durch geteilte Farben, die bis zum äussersten Ende fortliefen, sich auszeichnete, so war für die beiden Hauptsinne ein wahrer Schmaus bereitet. Geklapper und Geklingel, grelle, bunte Farben und rundlich geschwungene Linien, phantastische Formen: was liess sich an ein Paar Füssen noch mehr anbringen? Ihrem Hauptzweck freilich konnten sie kaum mehr dienen; am liebsten war ihnen völliger Stillstand.

Schelle am Schnabel

Poulaines in mi-parti

### d) Schmuck.

So gering derselbe im 14. Jahrhundert noch ist, so sehr nimmt er im 15. Jahrhundert überhand. In jener Zeit trugen sogar die Frauen dessen wenig. Armspangen waren selten, ebenso wurden die Ringe an den Fingern gespart. Die Männer trugen höchstens den Trauring. Ohrringe werden allein von Mägden getragen. Nur ein Schmuck ist beiden Geschlechtern gemeinsam, da er einen bestimmten Zweck hat, nämlich die Spange oder Kette, welche den Mantel hielt. Hier wurden besonders die Rosetten, die Tasseln, reich ausgestattet (Taf. 39, 16 u. 17). Schapel und Gebende erwähnten wir schon als häufig von Gold und Edelsteinen strahlend (Taf. 39, 13—15, 17 u. 18), ebenso den Gürtel, obwohl dieser nur selten vorkommt (Taf. 39, 8).

Wenig Schmuck

Mantel-spange

1300 Gürtel wichtig

Erst im 14. Jahrhundert kommt derselbe zu hoher Bedeutung, während er gleichzeitig ein blosser Schmuck wird und keinem anderen Zweck mehr dient. Er hängt jetzt bei beiden Geschlechtern unterhalb der Hüften als Dupfing (Taf. 46, 11, 13, 15 u. 17—19; 48, 16 u. 19) und nur selten noch erscheint er in seiner früheren Gestalt; dies ist bei den Männern zumeist in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Fall, wo er den Trappert umgibt, bei den Frauen besonders gegen das Ende des Jahrhunderts, als die „hohe Taille“ in Mode kam (Taf. 46, 12 u. 13; 48, 20 u. 21).

Dupfing

1350 Schmuck nimmt zu

Als in der Mitte des 14. Jahrhunderts der grosse Umschwung in den Trachten erfolgte, trat zugleich eine grosse Neigung zu allerlei Schmuck hervor. Da die Frauen die Kleider tief ausschnitten und das Haar völlig verbargen, so war zwischen Kopfputz und Kleid die grosse offene Fläche des Halses und der Brust ein verlockender Spielplatz für allerlei Schmuckgegenstände. So finden wir denn Ketten aus Gold oder Perlen (Taf. 48, 13 u 14; 18—21). an denen nicht selten noch Kreuzchen und dergleichen hängen (Taf. 48, 19 u. 20). Ebenso trug man Fingerringe soviel man konnte und durfte. Selbst Männer hingen sich Ketten um den Hals (Taf. 46, 19).

Halsketten

Ringe

Besatz

An den Kleidern wurden die Säume und die Ärmel mit Gold oder Perlen besetzt (Taf. 48, 12—15 u. 19), der Kopf mit allerlei Reifen, Bändern, Schnüren oder dergleichen geschmückt, wie wir dies bereits bei früherer Gelegenheit erwähnt haben. Dass die Nadeln, deren man sich zur Befestigung derselben bediente, von Gold waren, brauchen wir kaum noch zu erwähnen.

Nadeln

1400 Das 15. Jahrhundert erhöhte diese Prunksucht noch um ein bedeutendes, doch gilt dies von den Franzosen im engeren Sinne nur in dem ersten Abschnitt dieses Zeitraumes, da, wie schon erwähnt wurde, die Schlacht bei Azincourt (1415) die goldenen Ketten durch englischen Stahl wegraffte. Desto prächtiger gingen aber die Burgunder, die wir hier mit jenen in der Betrachtung vereinigt haben.

Burgunder

Schmuck an der ganzen Kleidung

Man brachte jetzt, wo es nur irgend anging, vom Hut bis zu den Schuhen, goldene Verzierungen oder edle Steine und Perlen an. Hut und Mütze wurden mit goldenen Rosetten und dergleichen geschmückt (Taf. 55, 3—4, 11 u. 18; 56, 7, 8 u. 13). Dasselbe gilt von den Frauen, deren Hauben häufig ganz aus Goldstoff bestanden und mit Perlen umwunden waren (Taf. 55, 14, 16 u. 19; 56, 12, 14 u. 15). Der Hals wurde noch mehr überladen mit Ketten und Halsbändern als zuvor (Taf. 55, 12—14, 17—19; 56, 4, 9, 11—14). Der Gürtel, der wieder an seine alte Stelle hinaufrückte, nahm nicht minder teil an der allgemeinen Bereicherung (Taf. 55, 16 u. 18; 56, 11, 14 u. 15). Dazu noch die Agraffen an den Stirnbändern oder den über der spitzen Haube getragenen Seidenbinden (Taf. 56, 15), die Ohrgehänge, die aussen an der Mütze befestigt waren (Taf. 56, 12), und die Fingerringe, die bis zur Belästigung angetan wurden. Dass Goldstickereien an den Kleidern beider Geschlechter vorkamen, gehört wohl ebenfalls auch hierher (Taf. 56, 13 u. 16), ebenso dass die Knöpfe nicht selten aus Gold oder Edelsteinen bestanden.

Kleider mit Gold gestickt

Wir können, und wollten wir auch dreifach Mühe und Raum aufwenden, dennoch keine erschöpfende Schilderung der Kleiderpracht jenes Jahrhunderts geben. Alles bleibt Stückwerk gegen die Ganzheit eines Eindruckes, wie ihn die Zeitgenossen von selbst hatten. Unsere Kleidung ist, und wäre sie auch noch so reich, immer höchst ärmlich im Vergleich zu jener Zeit. Wenn man hört, dass eine wohlhabende Frau gewöhnlich zwei Dutzend Kleider und fast halb so viel Oberkleider gehabt habe, dazu mindestens ein halbes Dutzend Mäntel, und das alles von teuren Stoffen, so dass nach dem heutigen Geldwert ein Kleid selten unter 90, meistens aber über 150 oder 180 Mark kostete, so geht daraus schon soviel hervor, dass in den Truhen und Schränken jener Zeit ein ansehnlicher Wert geborgen wurde. Der gewöhnliche Kleidervorrat einer vornehmen Frau kostete also mindestens 4500 Mark, hatte aber meistens doppelten Wert. Dagegen halte man unsere Schränke! Und nun gar erst die Schmucksachen, den Kopfputz, die Schuhe u. s. w. Noch grösser wäre vielleicht der Unterschied zwischen einer damaligen und heutigen Männerkleidung, doch sei es mit dem Angeführten genug. Wir erinnern nur an die im Zelte Karls des Kühnen vorgefundenen Röcke und Goldstoffe: dagegen halte man die Kleider eines Fürsten unserer Zeit! Der Fortschritt zu ernsteren Sitten, zu würdigerer Anwendung des Reichtums

Unsere Kle der dagege

Preise

Wert

ist ganz unverkennbar. Heute werden die Millionen nicht in goldenen Röcken oder Halsketten untergebracht, sondern in eisernen Wagen auf eisernen Schienen. Wir „geben Gold für Eisen“, wie die Begeisterung von 1813 tat, und nie vielleicht, ausser durch die Römer, ist so ungeheures Kapital auf gemeinnützige Unternehmungen verwendet worden als in unserer Zeit.

telkeit des einzelnen

Jene aber strebte nach dem Glanze des Goldes; der einzelne wollte mit seiner Besonderheit vorwiegen; es war eine egoistische Zeit. Die grossen Kirchenbauten und ähnliches sind keineswegs Produkte der Gemeinsamkeit, der Vereinigung vieler zu einem Zwecke, sondern grosse Denksteine, die ein einzelner sich errichtete, Zierraten, die er seinem Namen umhing wie eine Goldkette um seinen Nacken; wie er Edelstein neben Edelstein an den Finger steckte, um zu prunken, so fügte er Stein an Stein zu dem Prachtbau einer Kirche oder dergleichen aus demselben Grunde.

Schellen

Wir haben hier auch noch der Schelle zu erwähnen, obgleich es scheint, dass dieselben in Frankreich nur sehr selten im Gebrauch waren. Die Schriftsteller erwähnen derselben nicht, wie dies z. B. in Deutschland unzähligemal geschieht. Doch sind viele Abbildungen französischer Trachten des 14. und 15. Jahrhunderts kaum anders zu erklären, als dass man die am Halsband oder Gürtel u. s. w. angebrachten Glocken als klingende auffasst. So hat auch Hefner z. B. in seinem zweiten Teile, Taf. 72, den Halsschmuck einer Dame angesehen und erklärt. Ebenso scheinen die an den Taschen hängenden kleinen Kugeln Schellen gewesen zu sein. Doch war die Anwendung dieses Zierrats jedenfalls eine sehr seltene und beschränkte und blieb nur bei einzelnen Modenarren. Der allgemeine Geschmack sowohl der Franzosen als Burgunder scheint sich dagegen gesträubt zu haben, vielleicht weil es nicht eigene Erfindung, sondern eine Laune der verachteten Deutschen war. Auch in England haben die Schellen nie Eingang gefunden, wohl aber bei den Italienern, wo wir ihrer zu erwähnen unterlassen haben, weil sie auch dort immer nur von Modehelden, aber jedenfalls häufiger als in Frankreich, angewandt wurden. Allgemeine Tracht waren und blieben sie nur in Deutschland.

Handschuhe

Ein immer noch seltener und kostbarer Artikel waren im 14. und 15. Jahrhundert die Handschuhe und keineswegs so allgemein verbreitet wie sie es heutzutage sind. Wir finden sie, abgesehen von den Eisenhandschuhen der Ritter, anfangs nur bei Fürsten und Grafen (Taf. 55, 18), und sie scheinen ebensooft von Seide als von Leder gewesen zu sein (Taf. 56, 4). Männer wie Frauen der mittleren Stände bedeckten ihre Hände ganz oder zum Teil durch die Aufschläge der Ärmel oder durch die weiten und langen

Am Hofe

Ärmel des Obergewandes. Die Hofleute aber mussten schon im 13. Jahrhundert Handschuhe tragen, und eine vornehme Dame konnte auf der Strasse schon damals nicht ohne solche erscheinen: war doch der Handschuh seiner Angebeteten für den Ritter eine der höchsten Gaben ihrer Huld.

Seit 1300 die Handschuhe

Im 14. Jahrhundert wurden sie mit dem Umschwunge der Trachten seit der Mitte ein allgemeines Kleidungsstück. Zwar finden wir, wie wir dergleichen schon öfter erwähnen mussten, auch hier die Schriften mit den Abbildungen nicht übereinstimmend. Indessen jene sie sehr häufig erwähnen, fehlen sie auf diesen fast immer, sogar noch im 15. Jahrhundert, wo sie bereits zu den unvermeidlichen Kleidungsstücken gehörten. Durch die in solchen Angelegenheiten denkwürdige Hofhaltung Philipp des Guten wurden sie zu solchem Range erhoben. Zwar zeigen einige niederländische Heiligenbilder blaue und grüne Handschuhe, und auf einem Blatte bei Hefner (Abteilung II, Taf. 139) finden wir italienische Stutzer aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts sämtlich mit seidenen Handschuhen versehen, die eine hohe Stulpe mit Quaste am äusseren Ende haben, aber die unzähligen übrigen Bilder aus jener Zeit lassen die Handschuhe gewöhnlich fehlen. Ihre Wichtigkeit geht aber aus den Dichtern und Schrifstellern unzweifelhaft hervor.

Das goldene

Noch können wir diesen Abschnitt über den Schmuck nicht beschliessen, ohne des Hauptschmuckes der burgundischen Hoftracht zu gedenken, des durch Philipp den Guten gestifteten Ordens vom goldenen Vliese. Die festliche Tracht der Ritter bestand in einem Rocke und Mantel aus hochrotem Samt, gefüttert mit weissem Atlas. Am Saume des letzteren lief eine Goldstickerei hin (Taf. 55, 13), welche abwechselnd Feuerstähle, Feuersteine, vorspringende Funken und goldene Vliese darstellte. Ausserdem waren in den Atlas des Saumes die Worte eingestickt: Je l'ai empris. Die Mütze war ebenfalls aus rotem Samt mit roter Sendelbinde, die Handschuhe gelb, Schuhe und Strümpfe rot. Die Ordenskette bestand auch aus goldenen Feuerstählen und blauen Feuersteinen mit vorspringenden Flammen (Taf. 61, 30), unten das goldene Vlies tragend. Später wurden auch an ihr manche Änderungen vorgenommen (Taf. 78, 24), als der Orden zugleich mit den Niederlanden an Österreich kam (1489). Als unter Karl V. auch Spanien damit verbunden war, wurde durch ihn die Zahl der Ordensritter von 31 auf 51 erhöht. Zugleich gestattete er, statt der Kette das goldene Vlies an einer goldenen Schnur oder an einem roten Bande zu tragen; nur für hohe Feste blieb die Kette vorbehalten. Nach Karls Tod blieb der Orden bei der spanischen Krone bis auf Karl II. († 1700). Zugleich mit dem Kriege um die spanische Erbfolge wurde nun auch ein Streit um das Recht geführt, das goldene Vlies zu vergeben. Spanien wie Österreich beanspruchten es beide, und im Frieden zu Wien 1725 verglich man sich dahin, dass jede von beiden Kronen den Orden verleihen dürfe. So ist es denn trotz den auch noch später über dies Recht erhobenen Zwistigkeiten geblieben, und so haben wir also heute einen spanischen Orden vom goldenen Vlies und ebenso einen österreichischen, welche beide so ziemlich übereinstimmen, nur dass der letztere noch mehr die frühere Gestalt beibehalten hat (Taf. 78, 24) und zwischen Vlies und Ordenskette ein verschlungenes blaues goldgesäumtes Band ein-

geschoben ist, welches die Worte trägt: Pretium laborum non vile, indessen der spanische die vorspringenden Funken oder Flammen jetzt rot trägt und statt des eben beschriebenen Bandes eine Goldverzierung zeigt, worunter ein Schildchen mit einem Lorbeerkranz angebracht ist, an welchem dann das goldene Vlies hängt, darüber, wie auch beim österreichischen, zuvor noch ein Feuerstein mit Funken.

## 2. Kriegstracht.

Was wir über diese bereits bei den Engländern und Italienern gesagt haben, können wir hier nur andeutend wiederholen, da es zum grossen Teil auch von den Franzosen gilt.

### a) Schutzwaffen.

1200 Kettenhemd

Während im 13. Jahrhundert auch hier das Kettenhemd im Gebrauch ist (Taf. 39, 18 u. 19), sind daneben auch die Schienen für die Schenkel nicht unbekannt (Taf. 39, 19). Den Kopf schützt eine Eisenhaube, die oben bald in eine Spitze ausläuft, bald abgestumpft (Taf. 40, 38) oder abgerundet ist. An den Füssen finden sich die bis über die Zehen verlängerten Eisenhosen und zuweilen noch ausserdem Schuhe (Taf. 39, 19). Die Sporen haben meistens noch keine Rädchen (Taf. 39, 19), erhalten sie aber gegen das Ende des Jahrhunderts mehr und mehr (Taf. 40, 44).

Helm

Eisenhosen

Sporen

Schild

Der Schild, etwa 60 cm hoch und unten spitz zulaufend (Taf. 39, 19), hängt ausser dem Kampf an einem Riemen um die linke Schulter. Über der Rüstung liegt das lange, bis zu den Knieen oder noch tiefer reichende Waffenhemd, das vorn bis zum Gürtel offen und ohne Ärmel ist (Taf. 39, 19). Es trägt das Wappen oder Zeichen seines Herrn ebenso wie der Schild und die Fahne, die an der Lanzenspitze angebracht ist.

Waffenrock

1300

Im 14. Jahrhundert wird die Schienenrüstung vervollständigt. Die Beine haben nicht nur vorn, sondern auch hinten Platten, ebenso gehen Schienen über die Füsse und über die Arme (Taf. 46, 15). Die Brust hat noch keinen Panzer, sondern erst eine Brustplatte über dem Kettenhemd, das jetzt wie der Waffenrock nur noch bis auf die Mitte der Oberschenkel reicht. Ja der letztere geht oft kaum so weit. Er ist aus Watte gesteppt und keineswegs immer aus Wolle, sondern oft aus Seide oder Goldstoff. Über ihm liegt jetzt der Gürtel, meist kostbar mit Gold verziert, der Dupfing, tief um die Hüften und trägt den Dolch. Das Schwert hängt gewöhnlich an einem besonderen Riemen von der rechten Schulter nieder.

Schienen

Brustplatte

Waffenrock gesteppt

Dupfing

Helm mit Visier

Halsberge

Die Eisenhaube, mit einem nach oben beweglichen Visier zum Aufklappen versehen, ist mit Federn geschmückt, deren Farben schon jetzt nach dem Wappen des Ritters sich richten. Am unteren Rande des Helms ist aus Kettengeflecht eine Halsberge befestigt, die als rundum geschlossener Kragen das Gesicht umgibt und bis auf die Schultern herabfällt (Taf. 40, 35; 46, 15). Sie entspricht dem Goller der Gugel, ihrem Zeitgenossen.

Schild

Der Schild hat noch die frühere dreieckige Form.

Übrigens zeigen viele Abbildungen aus dem 14. Jahrhundert, dass die Schienenrüstung keineswegs schon um diese Zeit allgemein war, sondern dass besonders in der ersten Hälfte die alte Rüstung ganz aus Kettengeflecht vorherrschte. Erst nach 1350 bricht sich die neue Waffe Bahn.

1400 Schienen-Rüstung

Das 15. Jahrhundert gibt ihr dagegen entschieden den Vorzug (Taf. 55, 18), doch wurde darum die frühere Tracht nicht verbannt (Taf. 56, 4). Auch jetzt noch hielt man das Kettenhemd fest als Schutz für Schultern und Nacken und alle nicht von Schienen bedeckten Teile. Die Arme wurden gewöhnlich doppelt geschützt, indem über den Kettenärmeln noch Schienen lagen (Taf. 55, 18; 56, 2) oder umgekehrt, wenn kurze Ärmel des Kettenhemdes die Schienen der Oberarme zum Teil verhüllten (Taf. 56, 4). Die Brust hatte bald nur eine Platte zum Schutz (Taf. 56, 3 u. 4), an der zuweilen noch herabhängende Schienen bis über die Hüften gingen, bald auch einen ganzen Brustpanzer (Taf. 55, 18; 56, 2). Dass zur burgundischen Zeit die Rüstungen von Gold prangten, erwähnten wir schon oben (Taf. 56, 4). Die Helme erhielten jetzt das an zwei seitlichen Nieten sich drehende Visier (Taf. 56, 1 u. 4). Der Schild hatte meist noch seine frühere Form, obwohl sich hier und da auch schon viereckige und runde Schilde schüchtern hervorwagen. Die Sporen haben jetzt immer Rädchen (Taf. 61, 23). Seit der Mitte des Jahrhunderts wird das Kettenhemd durch die Schienenrüstung verdrängt.

Kettenhemd darunter

Panzer

Helm

Schild

### b) Angriffswaffen.

Schwert, Lanze, Pfeil und Bogen, Armbrust, Partisane und alle jene Hiebwaffen von grosser Wucht, die wir bereits früher nannten.

Die Schwerter haben nur noch zuweilen die gebogene Parierstange; die gerade wird vorherrschend. Sie nehmen im ganzen während dieser Zeit an Länge und Schwere zu, in demselben Masse, wie die Rüstungen fester werden. Zwar beträgt diese Zunahme an Länge nur etwa 15 cm und es wurden auch später noch von vielen ebenso kurze Schwerter wie früher getragen, aber das widerspricht dem Vorhergesagten nicht. Im 15. Jahrhundert gab es sogar zweihändige Schwerter, deren Klinge allein 1—1,10 m lang war und die also nicht wie andere gehandhabt werden konnten. Solche Schwerter führten die verachteten Schweizer Bauern in den Schlachten von Granson und Murten und auch bei Nancy, und die goldgeschmückten Eisenrüstungen der burgundischen Ritter waren zu weich gegen die harten Hiebe der im groben Leinenkittel fechtenden Bauern. Die langen Schwerter bissen zu scharf durch Gold und Eisen und Knochen; jeder Hieb galt einen Mann.

Schwert

Zweihändige Schwerte

Im alltäglichen Leben trug der vornehme Mann, wenn auch nicht das Schwert, doch den Dolch. Er hing am Gürtel und zwar im 14. und 15. Jahrhundert gewöhnlich vorn (Taf. 46, 17; 55, 2 u. 8; 56, 11 u. 16).

Dolch

Die Lanze war noch wie sonst. Das Fähnchen an der Spitze trug das Zeichen des Herrn (Taf. 39, 19). Aus

Lanze

dieser Sitte ging später der Gebrauch hervor, auch den Fahnen eine Lanzenspitze zu geben (Taf. 55, 10).

Pfeil und Bogen

Pfeil und Bogen gaben ihre Rolle allmählich an die Armbrust ab, doch gab es auch im 15. Jahrhundert noch Bogenschützen. Um die Armbrust zu spannen, bediente man sich einer Winde mit doppelter Kurbel (Taf. 56, 1—2) die, am Gürtel hängend, gewiss dem Schützen die Last des Krieges nicht erleichterte.

Hellebarden und dergleichen

Die Hellebarden und Partisanen, die zugleich Stoss- und Hiebwaffen waren, kommen bei den Franzosen zuweilen in so eigentümlicher Gestalt vor, dass sie an die Sensen der Polen erinnern könnten (Taf. 61, 8—13). Die Klinge ist so in die Länge gezogen, dass sie einer Sense ähnelt (Taf. 61, 8 u. 16), aber noch mit verschiedenen Stacheln und Haken besetzt, wie sie der damaligen Kampfweise nützen konnten.

## B. Geräte.

Je näher wir dem Schluss des Mittelalters kommen, um so grösser wird auch die Zahl der uns überkommenen Überreste oder Abbildungen jener Zeit. Daher gewinnen wir denn auch immer klarere Vorstellungen der Vergangenheit, je kürzer der Zeitraum wird, der uns von ihr trennt.

### 1. Das Stubengerät.

Noch sind die Bedürfnisse wie die Formen sehr einfach. Der Tisch des 13. Jahrhunderts ist eine auf zwei Böcken liegende Platte (Taf. 40, 47); er hat also gewöhnlich acht Füsse; im 14. Jahrhundert beschränkt sich diese Zahl auf die Hälfte, indem man sie unten durch Stege verbindet. Das 15. Jahrhundert kennt schon runde Tische auf einer Säule mit drei Füssen.

Tisch

Stuhl

Eine gleiche Vollendung gewinnt der Stuhl. Im 13. Jahrhundert noch ein mehr oder weniger verzierter Kasten (Taf. 40, 49), wird die Lehne hinten und auf den Seiten mehr und mehr Bedürfnis (Taf. 40, 46 u. 48). Die Form wird leichter, gefälliger, so dass wir im 15. Jahrhundert neben den schönsten geschnitzten Armstühlen mit hoher steiler Lehne (Taf. 61, 37) zugleich die zierlichsten Sessel und Schemel finden (Taf. 61, 34—36). Auch an ihnen versuchte sich die Holzschnitzkunst (Taf. 61, 36), am meisten aber an den kleinen und grossen Schränken und Truhen (Taf. 61, 38). Die Reste, welche dem Zahn der Zeit entgangen und bis auf uns gekommen sind, versetzen den Beschauer in Entzücken.

Truhen

Bett

Dementsprechend finden wir auch die Betten. Vornehme liebten es unter Himmelbetten zu schlafen (Taf. 61, 33), von deren Schirm oben auf allen Seiten Vorhänge hinabfielen und das Lager umhüllten. Dass schon zu jener Zeit eine Verderbnis der Kinderbehandlung eingerissen war, die erst jetzt nach und nach der besseren ärztlichen Einsicht weicht, davon liegen die unzweideutigsten Zeugnisse vor. Wir meinen die Wiege (Taf. 61, 32); sie ist schon ganz wie aus unserem Jahrhundert.

Wiege

Noch ein Stubengerät wollen wir erwähnen, das schon damals in vornehmen Häusern selten fehlt, nämlich eine Wanduhr, durch Gewichte getrieben, ganz ähnlich den heutigen Schwarzwälder Uhren.

Uhren

### 2. Gefässe.

Auch in ihnen gewahren wir den ungemein grossen Fortschritt, welchen das Emporblühen der Künste im 14. und 15. Jahrhundert auf das Handwerk ausübte. Die Goldschmiede wurden zuerst davon berührt. Daher sind denn auch die Formen unendlich viel schöner und gefälliger als die früheren. Man fühlt überall den Sinn für Schönheit und Grazie sich regen; die Roheit — auf diesem Gebiet wenigstens — weicht. Wunderbar genug, dass sie auf so vielen anderen ruhig fortbestand!

In den Formen der Kelche und Kannen wird man sehr oft an die antike Gestalt solcher Gefässe erinnert, denen sie auch wohl nachgebildet wurden (Taf. 40, 24—27; 61, 31). Man verfertigte dieselben von gleicher Form in Gold und Silber, in Zinn und Ton. Letztere haben freilich nicht die Sauberkeit der Arbeit wie die drei ersten.

Kannen und Becher

Die Teller und Schüsseln waren jetzt in den vornehmen Familien fast durchgängig aus Zinn, bei den Fürsten auch wohl zuweilen aus Silber. Bei den unteren Ständen waren sie aus Holz, bei den mittleren aus gebranntem glasierten Ton oder ebenfalls aus Holz.

Teller und Schüsseln

### 3. Musikalische Instrumente.

Wenn auch in der Vervollkommnung der Instrumente der Schritt nicht so gross ist, den diese drei Jahrhunderte machen, wie in den übrigen Gerätschaften des Hauses, so ist er doch nicht zu verkennen; noch mehr aber muss man anerkennen, dass der Sinn für Musik sich ausbreitete. Zwar denke man sich die Sache nicht wie heute, wo in den grossen Städten, besonders Deutschlands, kaum ein Häuschen ohne musikalischen Apparat ist, doch aber so, dass es zur feinen Bildung des 14. und 15. Jahrhunderts gehörte, irgend etwas von Musik zu können, es sei nun Gesang zur Gitarre (Taf. 61, 24) oder die Geige (Taf. 61, 25), die Harfe (Taf. 40, 32; 61, 26) oder die Zither (Taf. 61, 28) spielen zu können. Dies galt von beiden Geschlechtern. Die Musik war kein Privilegium eines besonderen Standes, kein besonderer Beruf mehr wie im 12. und 13. Jahrhundert. Wer Lust und Fähigkeit hatte, übte sie. Daher finden wir aus jener Zeit viele Bilder, wo junge Leute sich gegenseitig durch Spiel und Gesang erheitern.

Geige, Zither und dergleichen

Das im Kriege gebräuchliche Instrument war noch immer die Trompete, auf der Jagd das Horn. Erstere sowie ein der ihr in Form verwandten Instrumente aus Holz oder Metall wurde auch zu friedlichen Zwecken bei Tanz und Spiel gebraucht (Taf. 40, 23; 61, 27). Diese waren damals bei den Franzosen schon ebenso beliebt und im Schwunge, wie noch heutigen Tages, denn auch damals war schon der Wein ihr Hauptgetränk. Wein aber ist ein Sorgenmacher und sorglose Leute haben gut tanzen und spielen.

Trompete und Horn

# X. Die Spanier und Mauren

## im 13., 14. und 15. Jahrhundert.

(Tafel 41 und 59. Nach Wandgemälden aus der Alhambra kopiert von E. Gerhard, Aquarellen im Königlichen Museum zu Berlin; nach der Iconographia Espanola, nach Bonnard, Oven Jones und Hefner.)

Die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel waren zwar schon seit dem 9. Jahrhundert, wo Karls des Grossen Eroberungszug den nördlichen Teil des Landes bis zum Ebro als spanische Mark gewonnen hatte, mit in das Schauspiel der westeuropäischen Bühne gezogen worden, traten aber immer bald wieder von derselben zurück, um sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten zu befassen. Diese waren auch in der Tat wichtig genug, sie vollauf zu beschäftigen. Seit der Landung des Tarik oder Terek an der heute von den Engländern besetzten wichtigen Südspitze des Landes (Djebl al Tarik, Gibr-al-tar) war ein unaufhörlicher Kampf um den Besitz des Landes entbrannt. Die Westgoten, als der herrschende Stamm, die sich ausser den Iberern auch die Reste der Vandalen und Sueven, die vor ihnen dort eingedrungen waren, unterworfen hatten, stritten nun mit den von Süden eingewanderten Mauren im verzweifelten wilden Krieg um Sein oder Nichtsein. Zurückgedrängt bis an den Fuss der nördlichen Felsenburg, der Pyrenäen, sammelten sie allmählich neue Kräfte, um im 9., 10. und 11. Jahrhundert das verlorene Besitztum zurückzugewinnen. Unter Fernando I. und seinem Sohne Alphons VI. wurde hierin durch den tapferen Rodrigo von Vivar, genannt der Cid, den darum die spanische Dichtkunst verewigt hat als den grössten Helden ihres Volkes, der Hauptschritt getan Er vergrösserte das Reich fast um das Doppelte, indem er Neukastilien und das reiche Valencia gewann. Zugleich wurde das feste Toledo genommen und sofort die Hauptstadt des Reiches (1085). Von nun an war die Macht der Mauren auf den Südosten beschränkt. Dennoch hätte der Kampf um Leben und Tod weit eher zu Ende geführt werden können, wäre die spanische Macht nicht immer wieder durch Erbteilung zersplittert worden. Und andererseits waren die Mauren unter sich ebenfalls zu uneinig, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Der schönste und reichste Teil des Landes war immer noch in ihrer Hand. Auf welcher Seite zuerst Eintracht herrschte diese musste die Oberhand gewinnen. Das Geschick hatte schon 1038 gewollt dass es auf der spanischen geschah, indem sich Ferdinand von Kastilien mit Sancha von Leon vermählte. Wunderbar genug fängt von demselben Jahr der Hader der Mauren untereinander an. So wirkten zwei Kräfte nach einer Richtung: die maurische Macht sank! Ebenso geschah der zweite Hauptschlag gegen sie, als Fernando III. 1240 Kastilien abermals mit Leon vereinte: er eroberte Cordova, die frühere Hauptstadt der Mauren, dann auch Sevilla und Cadiz. Als aber zum dritten Male eine solche Vereinigung durch die Heirat Ferdinands von Aragonien mit Isabella von Kastilien stattfand (1475), da war das Schicksal der südlichen Staaten entschieden. Gleich wurde die vereinte Macht gegen den gemeinsamen Feind gekehrt und es ist eins von den Launen und Schauspielen der Geschichte, dass, indem der Halbmond von der südwestlichen Ecke Europas verdrängt wurde, er auf der südöstlichen eindrang und sich auf den Zinnen von Konstantinopel aufpflanzte.

Die Mauren wurden aus Spanien zurückgedrängt nach Afrika, doch ist noch heute im Süden des Landes ihre Spur unverkennbar. Gestalt, Sprache und Tracht eines Kastilianers unterscheidet sich immer von der eines Andalusiers, wenn auch in den beiden letzten Beziehungen die Ausgleichung weit bedeutender stattgefunden hat als in der ersten. Das schwarze lockige Haar, die dunklere Hautfarbe, die mehr gedrungene kürzere Gestalt des Südspaniers erinnert noch immer an die Mauren, während das lange schlichtere Haar, die hellere Haut und vor allem die lange schlanke Gestalt, die ja sprichwörtlich geworden ist, den Kastilianer erkennen lassen.

Da in dem uns vorliegenden Zeitraume beide Völker noch unvermischt, ja meist in Feindschaft, nebeneinander lebten, so werden wir der besseren Übersicht wegen jedes besonders berücksichtigen und daher zuerst betrachten

## die Mauren.

Sie sind hier zugleich im allgemeinen die Stellvertreter ihrer Glaubensgenossen, der Araber, und stimmen mit diesen in der Tracht insoweit überein, dass die Zahl und Art ihrer Kleidungsstücke dieselbe ist, jedoch in Stoff und Farbe hier und da abweicht. Diese Übereinstimmung rührt hauptsächlich von dem gleichen Bedürfnis her. Der heisse sandige Boden Arabiens und die Hochebene von Marokko haben manche Ähnlichkeit, daher schrieben sie ihren Bewohnern eine ähnliche, wenn nicht gleiche Tracht vor. Was aber nicht übereinstimmend war, wurde es nun durch den Eroberungszug der Araber nach Westen, der sie zu Herren des ganzen Nordafrikas machte, denn nun kam zu den schon vorhandenen Ähnlichkeiten (des Bodens etc.) zwischen Mauren und Arabern noch die Gleichheit der Religion, die mit ihren Satzungen auf den Körper und seine Pflege nicht geringe Rücksicht nahm. Als nun nach der Landung in Spanien die Mauren hier allmählich vordrangen, fanden sie abermals ein Hochland, das von dem verlassenen Vaterlande keineswegs so verschieden war, um eine Änderung der Tracht nötig zu machen. Sie behielten also, was ihnen durch die Gewohnheit lieb geworden war obgleich weder das Klima noch alle übrigen Verhältnisse des Wohnortes sie für ihre mitgebrachte Tracht bestimmen konnten. Hier wirkten also die beiden anderen Momente, nämlich Abstammung und Geschichte, für die orientalische Tracht, wie bei den nachbarlich anwohnenden Goten, den Spaniern, für die okzi-

dentalische. Die Mauren waren afrikanischen Stammes und ihre bisherigen Erlebnisse hatten ihnen jene Tracht bewahrt. So trugen sie dieselbe denn auch an den Ufern des Guadalquivir und auf den Hochebenen von Kastilien. Die Spanier waren germanischen Stammes und, bisher überall Sieger, hatten sie keine neue Tracht anzunehmen nötig gehabt, so brachten sie den deutschen Rock und ähnliches mit über die Pyrenäen und behielten es bei. Der Wohnort hätte, da er beiden Völkern gemeinsam war, sie zu einer Tracht nötigen müssen, aber hier entwickelt sich das interessante Schauspiel, dass auf demselben Boden die allerverschiedensten Trachten auftreten und 800 Jahre nebeneinander unvermittelt fortbestehen. Wir haben hier einen jener seltenen Fälle, wo der Wohnort und seine Vorschriften zurücktritt gegen die durch Abstammung und Geschichte gegebenen Momente. Freilich musste der Ort solchen Schauspiels dazu geeignet sein. Afrika selbst oder Skandinavien wäre keine Bühne dafür gewesen. Im ersteren hätten die Germanen ihre abendländische, im letzteren die Mauren ihre morgenländische Tracht ablegen müssen. Es konnte nur auf einem solchen Übergangs- oder Berührungspunkt zweier Welten stattfinden, wie in Spanien oder Syrien, wo die Einwanderer von beiden Seiten noch immer einige Ähnlichkeit mit dem früheren Wohnsitze fanden.

Ein solcher Fall, dass auf einem doch ziemlich beschränkten Boden zwei so gänzlich verschiedene Trachten nebeneinander bestehen, ist in der Geschichte sehr selten und in solcher Reinheit wie hier einzig in seiner Art. Gibt es doch auch überhaupt wenig ähnliche Bühnen der Erde, wo solch Schauspiel sich wiederholen könnte. Und geraten doch auch selten so zähe Gegensätze nebeneinander wie Goten und Berber. Die Eroberung Nordamerikas durch die Angelsachsen zeigt einiges Ähnliche, aber es kommen dabei doch nur Völker einer Zone in Kampf und der Gegensatz wird auch dadurch geringer, dass auf der einen Seite, bei den Indianern, kaum von einer „Tracht“ die Rede sein kann. Zudem ist der Zeitraum viel kleiner als in Spanien, wo zwei gebildete Kulturvölker in Berührung treten, nicht nur während ein oder zwei Jahrhunderte, sondern wo dieselben achthundert Jahre lang (von 711 bis 1492) in immerwährendem, selten friedlichem Verkehr nebeneinander leben.

## A. Die Tracht.

Da der Maure wie der Araber in Krieg und Frieden dieselbe Kleidung trägt, so dass er im letzteren nur die Waffen anzulegen braucht, um für den ersteren gerüstet zu sein, so haben wir auch nur eine Tracht zu erwähnen und werden an deren Schluss die Waffen anreihen.

Maurische Tracht der orientalischen ähnlich

Die aus vielen Beschreibungen und Abbildungen bekannte Tracht der Araber in Syrien, Arabien und Nordafrika ist im ganzen genommen ziemlich dieselbe nach Zahl und Schnitt der Kleidungsstücke. Nur in Farbe und Stoff weicht die eine von der anderen mehr oder weniger ab. So tragen manche Stämme braune, einzelne sogar schwarze, die meisten aber weisse Mäntel. Hier ist der Rock gewöhnlich aus Seide, dort aus Wolle. In Syrien legt man um den Tarbusch, die rote Mütze, einen bunten, in Ägypten gewöhnlich einen weissen Schal. Die Quaste dieser Mütze war früher blau, jetzt ist sie seit der Regierung des Abdul-Medjid meistens schwarz; wenigstens war sie es in der europäischen und asiatischen Türkei während meines Aufenthaltes dort im Jahre 1856.

Doch stimmen, wie gesagt, die Hauptmomente der Kleidung in all den genannten Ländern überein und sind fast noch vollkommen dieselben, wie die Bilder der Alhambra sie uns zur Anschauung bringen (Taf. 41, 13—18).

Es trägt nämlich der heutige und es trug der damalige Maure ein blaues Hemd aus Leinwand oder Baumwolle. Hemd
Zuweilen ist es auch von blauer Wolle. Bei dem Fellah ist dies neben der Mütze das einzige Kleid und er bedarf also nicht so vieler Schränke und Truhen wie Karl der Kühne, um seine Gewänder zu bergen. Der Beduine der Wüste trägt ein weisses Hemd aus Leinwand oder Baumwolle, der wohlhabende Tunese häufig aus weisser Wolle. Ebenso scheinen die Könige von Granada getragen zu haben (Taf. 41, 14—16). Das Hemd ist lang und reicht bis auf die Knöchel (Taf. 41, 14 u. 16). Die Ärmel sind weit und lang bis auf die Hand, oft auch noch länger. Über dem Hemd liegt ein wollener Gürtel, der oft weiss, Gürtel
oft aber auch gefärbt ist, und in dessen Faltung, wenn er eben farbig ist, eine besondere Kunstfertigkeit dargelegt wird, um alle Farben schön zusammenzustellen. Er liegt in ziemlicher Breite, die nicht unter 15 cm beträgt, um die Hüften; in Kleinasien z. B. wird er aber gewöhnlich 30 cm breit getragen, ist aber auch entweder ganz aus Seide oder aus Seide und Baumwolle durcheinander. Das wollene Zeug der Nordafrikaner sollte, wenn es weiss ist, eigentlich weisslich genannt werden, da es ebensowohl etwas ins Graue als ins Gelbe schimmert. Es ist schwer, diese Farbe genau wiederzugeben (Taf. 41, 13—18); sie Farbe
sieht immer aus, als sei der Stoff etwas schmutzig, was dann noch deutlicher hervortritt, wenn baumwollenes oder seidenes Zeug, das weiss ist, darauf liegt. Dies ist z. B. der Fall mit den beiden Seidenquasten, die vorn am Halse, am Kleide oder am Mantel hängen und immer weiss sind (Taf. 41, 13—18). Sie sind aus roher Seide und hängen gewöhnlich auch an der Kapuze, die häufig getragen wird (Taf. 41, 13), ebenso an den vorderen unteren Enden des Mantels.

Zuweilen finden sich auch, besonders in den niederen Ständen, Hemden aus hellbrauner Wolle (Taf. 41, 18).

Über diesem ersten Kleidungsstücke tragen und trugen Mantel
die Ärmeren nur noch einen engeren oder weiteren Mantel, der aus einem übergeworfenen Stück Wollenzeuges bestand. Auch bei den Vornehmen finden wir es bisweilen als Zierde in verkleinerter Gestalt (Taf. 41, 14) und an den Enden mit bunten Kanten und mit Fransen verschönert.

Sonst tragen diese gewöhnlich über dem Hemde zunächst ein Oberkleid mit ebenso weiten, zuweilen aber Oberkleid

kürzeren Aermeln als jenes hat (Taf. 41, 13—18), die sogar so kurz sein können, dass sie nur bis zum Ellenbogen reichen (Taf. 41, 16). Dem in den Bildern der Alhambra von einem Krieger getragenen kragenähnlichen Umhang (Taf. 41, 18) sind wir heute nirgends mehr begegnet, doch ist die Abbildung unzweifelhaft.

Färbung desselben

Die Farbe des Oberkleides, das meist etwas kürzer ist als das Hemd, ist gewöhnlich lebhaft; hierbei kam sogar das mi-parti der christlichen Abendländer in Anwendung, ein Beweis, wie sehr diese Art der Färbung damals beliebt gewesen sein muss (Taf. 41, 14). Die vorderen Enden der Ärmel sind gewöhnlich bunt umsäumt.

Gürtel

Gegürtet wird das Oberkleid entweder mit einer schmalen Schnur (Taf. 41, 14—18) oder mit dem Hemd zugleich durch den breiten Schal (Taf. 41, 13). Auch wurde schon damals der noch heute gebräuchliche Mantel getragen, der kreisförmig geschnitten und gewöhnlich mit einer Kapuze versehen ist.

Beinkleider

Beinkleider trägt zwar der Araber nicht immer, der Fellah fast nie, der Beduine zuweilen, der Maure gewöhnlich und so mögen wohl auch ihre Vorfahren in Spanien welche getragen haben (Taf. 41, 13). Doch lässt sich nicht behaupten, dass dies Kleidungsstück unumgänglich nötig gewesen sei, da die langen Hemden gewöhnlich alles verbergen. Wo Beinkleider sichtbar werden, da sind sie von weisser Leinwand oder von weisser Baumwolle und schliessen an den Knöcheln an.

Zur Kopfbedeckung der Mauren gehörten ebensowohl mehrere verschiedene Stücke, wie heute zu der der Araber

Untermütze

und Türken. Das erste ist eine kleine anschliessende Mütze, aus Filz oder grobem Wollenstoff bei den niederen, aus Baumwolle bei den höheren Ständen. Dort ist sie braun oder grau, hier blendend weiss und darum aus Baumwolle, um öfter gewaschen zu werden. Diese Mütze ist aber, wenn auch aus Wolle oder Filz, eigentlich nur Untermütze, und wer es irgend vermag, trägt über derselben den

Tarbusch

Tarbusch, die rote Tuchmütze mit blauer oder schwarzer Quaste auf der Mitte des runden Bodens (Taf. 41, 13).

Coffía

Als drittes Stück der Kopfbedeckung erscheint der Coffía, ein weisses oder buntes ziemlich quadratisches Tuch, bald aus Baumwolle, bald aus Seide. Bei den Mauren Spaniens war den Abbildungen nach ein weisses das vorherrschende.

Turban

Diese Coffía wird entweder als Turban um den Tarbusch geschlungen, wozu wiederum eine eigene Kunstfertigkeit im Wickeln gehört (Taf. 41, 16), oder sie wird als Übertuch, einmal zum Dreieck zusammengelegt, so über den Tarbusch gezogen, dass sie ihn völlig verdeckt und vorn das Gesicht umschliesst, indessen der doppelte Zipfel im Nacken hängt und die beiden seitlichen dazu dienen, das Tuch unter dem Kinn zu befestigen oder auch noch zuvor um den Hals geschlungen zu werden, so dass der Kopf dicht vom Tuche umschlossen ist. So zeigen es auch die Bilder der Alhambra (Taf. 41, 14 u. 15, 17 u. 18).

Coffía befestigt auf der Mütze

Um aber die Coffía oben auf dem Tarbusch zu befestigen, dazu bedient sich der heutige Ägypter und Berber einer doppelten Schnur aus Kamelgarn, die er als Ring von oben herüberschiebt. Statt dieser benutzten die spanischen Mauren einen Schal, der als Turban um den Tarbusch gewickelt wurde, so dass sie also immer in Turban und Coffía erschienen, während der heutige Araber gewöhnlich nur eins von beiden, oft sogar auch keins von beiden, trägt. Auch der vornehme Türke trägt bei seinem Prachtanzug nur den Tarbusch, das türkische „Fes“. So z. B. erscheint der Sultan und seine Grosswürdenträger nie, weder mit der Coffía noch mit dem Turban.

Übrigens wurde schon damals, wie noch heute, gleich über dem Tarbusch zuweilen die Kapuze getragen (Taf. 41, Kapuze 13), die dann alles übrige ersetzte. Sie war mit dem Oberkleid oder dem Mantel verbunden, so dass sie den Hals völlig vor Staub und dergleichen schützte.

Das Haar, welches die heutigen Mauren, wie alle Haar Mohammedaner in Afrika, rasieren lassen bis auf einen kleinen Schopf am Wirbel, scheint bei den spanischen Mauren des Mittelalters nicht ebenso behandelt worden zu sein, denn wir finden wenigstens bei dem einen der Könige von Granada lange Locken (Taf. 41, 16). Ob dies eine persönliche Abweichung oder eine des Standes ist oder ob überhaupt die spanischen Mauren ihr Haar nicht rasieren liessen, darüber fehlen bestimmte Nachrichten.

Der Bart dagegen genoss damals derselben Pflege Bart wie heute. Er war immer Vollbart und galt für eins der wichtigsten Stücke des ganzen Körpers (Taf. 41, 13—18).

An den Füssen trug der Maure niedere Schuhe aus Schuhe rotem oder gelbem Leder, ähnlich den heutigen (Taf. 41, 13, 14 u. 18), nur dass die Spitze noch nicht aufwärts gebogen erscheint. Unter denselben werden kurze Socken Socken aus gelbem Korduan oder einem ähnlichen weichen Leder angetan, die unsere Strümpfe vertreten. Sie haben keine Sohle, sondern die Naht liegt mitten unter dem Fuss; nur unter den Zehen ist ein eigenes Stück eingesetzt. Sie sind äusserst bequem, was dem Europäer anfangs gar nicht so scheinen will, bevor er sie angetan hat. Trägt jemand Socken und Schuhe, so lässt er die letzteren beim Eintritt ins Zimmer vor der Türe zurück, jedenfalls aber, auch wenn er nur Schuhe an hat, legt er sie ab, bevor er den Teppich vor dem Divan betritt.

Dass schon damals die Farben der verschiedenen Farben der Kleidung Kleidungsstücke von Bedeutung waren, ist kaum zu bezweifeln. Heute gilt Grün für besonders heilig. Niemand darf einen grünen Turban tragen, der nicht die Wallfahrt nach Mekka vollendet hat. Überhaupt ist der Turban auch noch heute besonders gern mit Schmuck bedacht. Schmuck Die Schals, die ihn bilden, sind je nach Verhältnis des Besitzers mehr oder weniger kostbar. Vornehme schmücken ihn mit Agraffen und dergleichen.

Sonst wenden die Männer, ausser an ihren Waffen, wenig Schmuck auf. Einen Fingerring von ziemlicher Ring Breite mit irgend einem Stein als Platte trägt auch der gemeinste Araber aus Silber, nicht aber am Goldfinger, sondern gewöhnlich am kleinen Finger der rechten Hand, gerade wie die Bewohner von Salzburg und Tirol. Derselbe ist aber nicht bloss Schmuck, sondern mehr noch

Waffe, da er beim Schlag mit der Faust so steht, dass die Platte unten ist. Bei den Tirolern, Oberbayern etc. heisst er deshalb auch der Schlagring.

Frauen: Was nun die Frauen anbetrifft, so ist es kaum zu bezweifeln, dass ihre Tracht der der heutigen in jenen Ländern ganz ähnlich war. Die Abbildungen, die noch vorhanden sind, bestätigen das vollkommen, so dürftig sie sind. Danach gingen auch die maurischen Weiber gänzlich verhüllt vom Scheitel bis zur Zehe, sobald sie ihr Haus verliessen. Auf der Strasse

Dass die verschiedenen Stände auch bei den Frauen sich durch die Tracht auszeichneten, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel.

Ärmere Es tragen nämlich heute wie damals die unteren Klassen Hemd nur ein langes blaues Hemd aus Baumwolle oder Leinwand, Überwurf das fast bis an die Knöchel geht, darüber einen Überwurf, der von der Stirn bis unter die Kniee reicht und den Kopf samt dem Oberkörper völlig verhüllt. Er ist ein grosses Stück Zeug, meistens auch blau, aber dunkler als das Hemd und an seinem vorderen Bogen, da, wo er die Stirn bis zu den Augen umschliesst, wird mittels einer Spange ein schmaler Streifen schwarzen Zeuges, gewöhnSchleier lich Krepp, als Schleier befestigt, der von den Augen bis unter die Kniee herabhängt.

Schuhe Gewöhnlich mögen die Weiber der untersten Stände barfuss gegangen sein wie noch heute. Trugen sie Schuhe, so waren es jedenfalls dieselben wie die der mittleren Stände, nämlich die schon oben beschriebenen aus rotem Leder.

Vornehme Frauen Ganz anders die mittleren und oberen Stände. Bei jenen tritt zu dem Hemd zunächst ein etwas kürzeres Oberbeinkleider kleid und weite faltige Beinkleider. Diese letzteren sind aus weissem Leinen oder Baumwollenzeug, oft sehr fein und kostbar, bei den höheren Ständen aus bunter Seide.

Oberkleid Das Oberkleid ist nicht so weit als das Hemd, hat aber längere Ärmel, so dass sie oft fast bis zur Erde hängen und wird vorn zugeknöpft. An den Seiten ist es bis zur Mitte offen; ebenso bleiben vorn auf der Brust von oben her mehrere Knöpfe unbenutzt. Die höheren Stände kürzen Gürtel dies Kleid bisweilen zu einer Jacke, tragen aber den Gürtel auch um diese geradeso, wie er um das Kleid geschlungen wird. Er ist dem der Männer gleich, gewöhnlich aus einem bunten Schal zusammengefaltet.

Tarbusch Als Kopfhülle tragen auch die Frauen dieser Stände den Tarbusch und seine Untermütze und bedecken diesen noch mit einem bunten seidenen oder feinen schleierartigen Mantel Tuch. Über demselben wird dann der Mantel oder Überwurf, den wir schon oben beschrieben, angelegt, nur dass er hier nicht aus dunkelblauer Baumwolle, sondern aus bunter streifiger Baumwolle oder bei den höchsten Ständen aus farbiger Seide besteht. In Ägypten tragen die Frauen ihn jetzt durchweg aus schwarzer Seide, was einem Edikt des alten Mehmed Ali seinen Ursprung danken soll, der dadurch dem unerhörten Luxus der Weiber steuern wollte.

Schleier Der Gesichtsschleier ist ebenso wie bei den niederen Ständen, nur nicht schwarz, sondern gewöhnlich weiss.

An den Füssen tragen die Frauen dieselben gelben Socken wie die Männer, darüber die roten Schuhe. Die höchsten Stände verzierten und verzieren diese mit Steinen, Perlen, Seide- und Goldstickereien, Haifischzähnen und dergleichen mehr. Schuhe und Socken

An Schmuck wird bei dem öffentlichen Erscheinen der Frau nichts sichtbar, desto mehr aber im häuslichen Verkehr. Da finden sich Armringe, Halsketten, Spangen, Ohrringe, Fingerringe, reich mit Perlen und Edelsteinen verziert. Selbst das gemeinste Weib trägt gern kleine Münzen oder Goldbleche auf Stirn und Nase, einen oder mehrere Ringe am Finger, an Hand- und Fussgelenk, in den Ohren, wären sie auch nur aus Silber oder gar aus Messing; es glänzt doch! denn an Glanz haben die Mauren so viel Vergnügen, dass sie statt der Perlen und Steine buntes Glas in das Messing setzen und der Drang nach Gold wird am besten deutlich durch das Sprichwort: Wer einem Mauren ein Auge rauben und statt desselben ein Goldstück einsetzen will, der ist ihm willkommen. Schmuck

Am reichsten wird aber der Schmuck bei den Männern auf die Waffen verwandt, sowohl auf die Angriffs- als auf die Schutzwaffen. Waffen

Diese letzteren sind zwar in den oben genannten Abbildungen beschränkt auf den Schild, aber es lässt sich trotzdem annehmen, dass vornehme Mauren im Kampfe ebensowohl Helm und Panzerhemd getragen haben wie Rüstung ihre Verwandten in Afrika und Asien dies taten. Zudem erwähnen die Erzählungen dessen ganz bestimmt und die Abbildungen schildern nirgends Kriegsszenen. Auch sind dieselben überhaupt nur so spärlich — der Koran verbietet ja alle Bilder von Lebenden, wozu damals die Pflanzen noch nicht zählten — dass aus ihnen allein kein vollständiges Bild jenes Volkes gewonnen werden könnte.

Der Helm war, wenn wir den oben gegebenen Andeutungen folgen, jedenfalls eine halbkugelige, oben zugespitzte Haube mit einem daran befestigten Schirm zum Schutze der Ohren und des Halses. Dieser bestand entweder aus Kettengeflecht oder aus drei getrennten festen Stücken, die an Scharnieren sich bewegen liessen. Die Haube selbst war durch allerlei Verzierungen aus anderem Metall besetzt, die nicht selten eingelegt waren. Auf der Spitze wallte eine Feder oder ein Federbusch, dessen Farben nicht ohne bestimmte Rücksicht gewählt wurden. Helm

Das Panzerhemd, schon seit den ältesten Zeiten im Orient bekannt und gebräuchlich, war auch bei den Mauren ohne Zweifel die wichtigste Schutzwaffe. Zudem war es ja bei ihren Nachbarn und Feinden, den Spaniern, im Gebrauch, und so hätten sie es, wenn sie es nicht schon kannten, hier kennen lernen müssen. Daraus freilich würde nicht folgen, dass sie es auch trugen, aber die französischen und spanischen Dichter nennen es ausdrücklich, zwar immer nur bei Fürsten und Heerführern, aber von den gemeinen Kriegern wurde es auch bei den Franzosen, Deutschen etc. nicht oft getragen und von solchen wird auch in den Heldenliedern überhaupt selten oder nie gesprochen. Es Panzerhemd

bestand entweder ganz aus Ringen oder hatte auch auf der Brust und im Rücken statt derselben Platten.

Schienen

Es ist sogar wahrscheinlich, dass auch häufig die Arme und Beine durch Schienen geschützt waren.

Schild

Die Hauptschutzwaffe war aber der Schild. Ihn trugen auch die gemeinen Krieger. Er hatte die Form zweier der Länge nach verbundener Ovale (Taf. 41, 18). Der Stoff war Leder oder Holz mit Leder überzogen; die Ränder waren mit Metall beschlagen. Auf der Mitte jedes Ovals hing eine oder mehrere bunte Quasten, die ausser dem Zwecke der Verschönerung auch wohl noch den der Verstärkung hatten, indem sie die Kraft des feindlichen Stosses oder Hiebes brachen. Der Schild war etwa 60—75 cm hoch und fast ebensobreit.

Die Angriffswaffen boten nicht weniger Gelegenheit dar, den Reichtum ihres Trägers in dem darauf verwendeten Schmuck zur Schau zu tragen. Dies gilt am meisten von

Lanze

Schwert und Bogen, weniger von der Lanze.

Diese nahm auch die geringste Stelle unter den dreien ein. Sie war in zweierlei Gestalt gebräuchlich: einmal als langer Speer zum Stossen (Taf. 41, 13 u. 18), wo sie eine Länge von 2,50 bis 3 m, auch zuweilen 3,60 m und darüber hatte; daneben aber war sie auch als Wurfspiess in Ansehen und die Reiter hatten eine grosse Geschicklichkeit, im vollen Laufe des Pferdes doch ihr Ziel zu treffen.

Bogen und Pfeil

Dasselbe gelang ihnen auch mit Bogen und Pfeil, welche in bezug auf Führung ihre Lieblingswaffen waren An ihnen brachte ein jeder nach seinem Vermögen recht vielen Schmuck an, besonders an dem die Pfeile bergenden Köcher und an der Tasche, die den Bogen trug. Der Bogen selbst, entweder aus Horn oder zähem Holze — es gibt Bogen, die aus verschiedenen Lagen verschiedener Hölzer sehr zweckmässig zusammengesetzt sind — wurde bemalt und vergoldet, mit seidenen und Goldfäden um-

Köcher

wickelt und dergleichen mehr. — Der Köcher war aus Leder, ebenso die Bogentasche, aber beide häufig durch bunte Fäden bestickt oder mit Seide überzogen, auch durch kostbare Metallbeschläge verziert je nach dem Stande des Eigentümers.

Die grösste Freiheit aber, geschmückt zu werden, liess

Schwert

das Schwert zu; daher war es der treue Begleiter des Mauren und seine liebste Waffe, insofern er ihr die meiste Ausschmückung zuwandte. Sie wurde ihm so kostbar und teuer, so wichtig, dass er das Schwert als ein eigenes Wesen betrachtete und ihm daher nicht selten einen Namen gab, wie wir denn diese Sitte auch bei den abendländischen Rittern finden. Wer kennt nicht den Balmung Siegfrieds, den Eckesachs Dietrichs, die Tizona des Cid, den Angurwadel Frithjofs!

Das Schwert der Mauren war gerade; ob der krumme

Säbel

Säbel, der sich bei ihnen während des letzten Kampfes mit den Spaniern auch im Gebrauch fand, ihnen auch schon bei dem ersten Eintritte in die Pyrenäen-Halbinsel bekannt gewesen, lässt sich schwerlich entscheiden. Ich möchte dies bezweifeln, da der Säbel wahrscheinlich eine charakteristische Waffe der Türken war, keineswegs aber der Araber und noch weniger der Bewohner von Afrika, und also, wie ich glaube, erst seit dem Eroberungszuge der ersteren in der mohammedanischen Welt vorherrschend geworden ist. Jedenfalls ist am Schlusse des 15. Jahrhunderts bei den Mauren noch das gerade Schwert das allgemein gebräuchliche, und der Säbel kommt nur ausnahmsweise einmal vor.

Was das maurische Schwert von dem der christlichen Europäer jener Zeit unterscheidet, das ist der Griff, und zwar besonders eine Art Korb, welcher statt der Parierstange die Hand schützt. Dieser liegt aber nicht, wie beim Rappier oder beim Pallasch, um die Hand, sondern vor der Hand, so dass diese doch völlig unbedeckt, nicht aber ungeschützt ist (Taf. 41, 14). Er besteht aus einer oder zwei gewölbten Metallscheiben mit eingetriebener oder durchbrochener Verzierung (Taf. 41, 14—18); dieselben sind bei den Vornehmen aus Gold oder vergoldet und auch wohl, wie die Scheide, mit Perlen oder Edelsteinen besetzt. Auch der Knauf des Schwertes ist dadurch eigentümlich, dass er nicht kugelförmig, sondern gewöhnlich nach oben zugespitzt ist. Auch er ist seitlich oft mit Edelsteinen verziert. Übrigens ist der Griff wie sonst mit Draht umwunden oder mit Metall beschlagen, auch wohl ganz aus Metall. — Die Scheide ist aus Holz und mit farbigem Stoff überspannt (Taf. 41, 14, 16 u. 18), an dem oberen und unteren Ende oft auch ausserdem noch mit schönen Metallarbeiten verstärkt.

Korb am Schwert

Knauf

Scheide

Das Schwert wurde an einem über die rechte Schulter liegenden Bande getragen. Dieses war buntfarbig und nicht selten mit reichen Metallbeschlägen verziert (Taf. 41, 14—18). Es bestand wahrscheinlich aus Leder, das bunt gefärbt oder mit Samt und dergleichen Stoffen überzogen war. Es hatte aber, ausser durch seine Lage, keine Ähnlichkeit mit den Schärpen der Ritter, da es nur sehr schmal, etwa zwei Finger breit, war. Übrigens war das maurische Schwert den Schwertern des Abendlandes gleich. Seine Klinge war auch zweischneidig und lief allmählich spitz zu. Besonders berühmt waren die Klingen von Toledo.

Schwert an einem Schulterband

Dass auch Streitäxte, Kolben und Keulen bei den Mauren nicht unbekannt waren, lässt sich denken, doch tritt ihre Bedeutung und Anwendung gegen die drei genannten Waffen so zurück, dass es genügt, sie zu erwähnen.

Andere Waffen

## B. Geräte.

Den Abbildungen nach war dasselbe höchst einfach. Und ebenso ist es ja auch noch heute sowohl bei den afrikanischen Mauren als bei den Orientalen. Man hört so viel vom orientalischen Luxus rühmen, von der Pracht und dem Glanze der Geräte: aber das bezieht sich auf ganz andere Seiten als bei den Westeuropäern. Man sitzt im Orient auf einer elenden Matratze von Baumwolle mit Kattun überzogen, aber zu den Füssen liegt ein Teppich, der Hunderte kostet; die Wand ist bloss geweisst, aber die Leuchter daran sind von massivem Silber. Die Kaffeetasse kostet 10 Pfennige, denn sie ist schlechte Fayence, aber die Unterschale ist von Gold und mit Diamanten

Luxus des Orients

besetzt und kostet vielleicht mehr als tausend Mark. Es ist kein Stuhl im Zimmer, und der Boden hat keine Dielen, aber für die Pfeife die uns geboten wird, könnte man sich ein kleines Wohnhaus kaufen oder eine grosse Wohnung sehr schön einrichten. Das Wasser wird in schlechten Tonkrügen aufgetragen, von denen das Stück 2 Pfennige kostet, aber der Präsentierteller ist von Silber; die Löffel bei der Suppe sind von Holz, dagegen die Kanne und das Waschbecken vor und nach Tische von Silber. Das Bett, auf dem man die Nacht sich ausstreckt, besteht aus einem mit Leinen bespannten Holzrahmen, der eine baumwollene Matratze trägt; die Decke ist eini Lnnentuch oder höchstens eine wollene Pferdedecke, aber das Pferd, das uns bei Tage trägt, ist ein schönes Tier arabischer Zucht, dessen Geschirr von edlen Metallen blinkt, entsprechend dem hohen Werte, den es selber hat. Das ist der orientalische Luxus. Keine Möbel, keine grosse Zahl von Hausgeräten, keine Bilder und Spiegel, keine kostbaren Schränke, keine weichen Polster: und doch Reichtum, aber an so wenigen sonderbaren Stellen vereinigt, wo wir ihn gar nicht suchen. Ebenso war es bei den Mauren.

Tische

Ihr Stubengerät war äusserst einfach. Tische nach unseren Begriffen hatten sie nicht. Was bei ihnen zuweilen als Tischchen gebraucht wurde, wäre nach unserer Ansicht ein Schemel genannt worden, nämlich eine kleine Platte mit 4, 6 oder 8 Beinen, die dazu diente, den Präsentierteller zu tragen, auf welchem die Speisen und Getränke aufgetragen wurden. Man sass entweder auf der Erde

Sitze

auf Teppichen oder Matten oder auch auf niederen Sitzen, Diwans, die aus einem leichten Holzgestelle mit aufgelegter Matratze und darüber gebreiteten Teppichen und Tüchern bestanden. Oder das Holzgestell wurde mit Zeug überzogen und Kissen oder Matratzen aufgelegt (Taf. 41, 16). Jedenfalls immer ein höchst kunstloser Sitz.

Schränke kannten auch die Mauren nicht, sondern nur

Truhen

Truhen, d. h. grosse und kleine Kisten mit flachem Deckel, wie sie heutzutage noch auf dem Lande üblich sind und auf den Jahrmärkten, hell und bunt bemalt ausgeboten werden. Zum Aufbewahren kleiner Sachen, besonders des

Kästchen

Schmuckes, hatte man zierliche kleine Kästchen aus verschiedenen Hölzern zusammengesetzt, auch wohl mit Elfenbein, Silber und Gold ausgelegt.

Lager

Die Lager zur Nacht waren ganz ähnlich den Diwans, wenn man es nicht wie der grösste Teil des Volkes tat, vorzog, auf Teppichen an der Erde zu übernachten. Ein kleines Kissen oder eine Wulst stützte in beiden Fällen den Kopf.

Gefässe

Die Gefässe der Mauren waren ebensogering an Zahl der verschiedenen Formen, wie durch die Beschränkung, welche der Koran der Kunstentwicklung in den Weg legte, einfach und unbedeutend in der Gestalt. Daneben aber bestand eine grosse Fertigkeit, die verschiedensten Stoffe, Metall, Ton, Stein etc. zu behandeln. So gibt O. Jones die Abbildung eines im Keller der Alhambra gefundenen Gefässes, das 1,50 m hoch ist und 60 cm Durchmesser hat. Es zeigt dies ebensowohl durch seine Grösse, wie weit es die Töpferei gebracht hatte, als auch durch seine reiche Ausschmückung, welcher Geschmacksrichtung die Mauren folgten. Es ist mit blauer Glasur überzogen, auf welcher in Weiss und Gold die feinsten Arabesken angebracht sind; dazwischen laufen Reihen von Schriftzügen als Grenzen für die abgeteilten Felder. Dabei ist die Form des ganzen plump und steif, die Henkel sind schwer und ungeschickt, dagegen der Körper des Gefässes ohne dieselben, sowie die Verzierungen sehr leicht und gefällig.

Metall-Gefässe

Die metallenen Gefässe waren aus Kupfer oder Zinn, wenn nicht aus Silber und Gold. Ihre Zahl war jedenfalls nicht gross und ihr Gebrauch nur auf die Vornehmen beschränkt. Denn Spanien lieferte ja den schönsten Ton

Ton-Gefässe

zu Töpferarbeit und so war ein fügsamer und billiger Stoff zu Gefässen gegeben, der durch Brennen und Glasieren hart und dicht gemacht wurde.

Schalen und Flaschen

Die Gefässe sind entweder Schalen, mehr oder weniger flach, bald mit, bald ohne besonderen Fuss, oder flaschenartige Gefässe, die je nach ihrem Zwecke mit langem oder kurzem, engem oder weitem Halse versehen sind. Henkel

Henkel

scheinen im ganzen nicht sehr gebräuchlich gewesen zu sein, was diese Gefässe von den griechischen sehr unterscheidet, die fast alle Henkel oder Griffe haben. Dort kommt vielleicht auf 4 oder 5 ein gehenkeltes, hier auf 50 gehenkelte ein henkelloses.

Musikalische Instrumente

Was die musikalischen Instrumente angeht, so waren diese zum Teil Blas-, zum Teil Saiteninstrumente. Von

Saiten-Instrumente

letzteren wurden die Zither und Gitarre mit den Händen mittelst einer Federspule gerissen oder geschlagen, die arabische Geige dagegen mit einem Bogen aus Rosshaaren gestrichen. Es scheint, als hätten die Mauren der Musik besonders gepflegt, denn Abderrhaman gründete in Cordova eine musikalische Akademie.

Blas-instrumente

An Blasinstrumenten hatten sie die Flöte, ähnlich der unseren, ein Oboe, eine Schalmei, dazu verschiedene Doppelpfeifen, wie sie noch heute im Orient gebräuchlich sind. Die eine gibt gewöhnlich fortdauernd einen summenden Grundton, indessen die andere die Melodie spielt; es ist Orgelpunkt und Cantus firmus im rohsten Anfang.

Pauke

Dass die Mauren auch die bei den Orientalen beliebten Pauken, Tamburins und dergleichen Schlaginstrumente benutzten, unterliegt keinem Zweifel und wird auch ausdrücklich erwähnt. Noch ist die Trompete zu nennen als

Trompete

das Kriegsinstrument, das mit der Kesselpauke gern vereint war, wie das platte Tamburin mit den Becken. Noch heute finden sich diese letzteren in Spanien und Süditalien häufig im Gebrauch, und auch die Kastagnetten mögen wohl schon aus der maurischen, wenn nicht aus noch älterer Zeit, stammen.

Mit der Vertreibung der Mauren ging dem Lande ein fleissiges geschicktes Volk verloren, doch nicht gänzlich. Ein grosser Teil trat zum Christentum über und blieb im Lande; ein anderer verbarg sich noch lange Zeit in den Gebirgen und verschmolz sich erst nach und nach mit den Spaniern. Diese brachten ihre Sitten und Gebräuche mit, nahmen aber auch nicht wenig von denen

der Unterdrückten an, und so begegnet man, besonders in Südspanien, noch heute auf Tritt und Schritt den Spuren der früheren Besitzer. Die seit ihrer Vertreibung verflossenen 400 Jahre haben nicht alle Wirkungen der vorhergehenden 800 aufheben können. Auch in der Sprache finden sich viele Hundert Anklänge, wie z. B. die Wörter mit der Vorsilbe Al meistens maurischen Ursprunges sind.

---

## Die Spanier.

Wir übergehen die Zeit, wo sie noch nicht mit den Nachbarn in Berührung kamen, sondern im eigenen Hause vollauf zu tun hatten, ebenso die erste Zeit, wo dies geschah und unterziehen sie erst seit dem 14. Jahrhundert unserer Betrachtung, wo sie bereits nach allen Seiten hin in Beziehungen zu den übrigen Völkern Westeuropas standen und wo der Ruhm des spanischen Namens so hoch gestiegen war, dass z. B. die deutschen Fürsten Alphons X. während des Interregnums zum Kaiser erwählt hatten.

### A. Die Tracht.

Wir finden hier viele Momente wieder, die uns schon bei den Nachbarvölkern bekannt geworden sind, doch setzen sich diese hin und wieder anders zusammen und schaffen also neue Wirkungen.

#### 1. Friedenstracht.

Sie zeichnet sich vor den gleichzeitigen Trachten der Franzosen und Engländer durch hellere Farben aus. Man findet viel Weiss, was wohl dem südlichen Klima zugeschrieben werden muss, und die bunten Farben, wie Rot, Grün, Blau etc., erinnern noch im 14. Jahrhundert durch ihren sanften gedämpften Ton an den Orient, hier also zunächst an die nachbarlichen Mauren.

##### a) Bedeckung des Rumpfes.

Wir können uns, wo wir schon Bekanntes zu berühren haben, kurz fassen und gehen daher unmittelbar an die verschiedenen Stücke der Kleidung.

Hemd

Dicht auf der Haut wurde ein weisses Hemd getragen. Im 12. und 13. Jahrhundert war es bei den Vornehmen meist aus Seide gewesen, jetzt hatte Leinwand und Baumwolle bei allen Ständen vorherrschende Anerkennung und Gebrauch gefunden. Es schloss bei den Männern ziemlich hoch am Halse an (Taf. 59, 7 u. 12), bei den Frauen war es bis an die Achseln ausgeschnitten (Taf. 41, 7 u. 10; 59, 14 u. 17). Seine Länge war der heutigen bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich.

Rock

Über dem Hemd trug der vornehme Mann im 14. Jahrhundert den kurzen engen Rock, den Scheckenrock oder Lendner, wie wir ihn schon kennen. Er reichte wenig über die Hüften, hatte hier einen kleinen Schlitz und war vorn mit vielen dicht aneinander stehenden Knöpfen geschlossen (Taf. 41, 3 u. 12). Ebenso waren die enganschliessenden Ärmel bis zum Ellenbogen geschlitzt und wieder mit Knöpfen geschlossen (Taf. 41, 3, 5 u. 12).

mi-parti

Auch die Spanier hatten die Sitte des mi-parti angenommen und gefielen sich darin ebensogut wie ihre Nachbarn (Taf. 41, 12).

Dupfing

Über dem Lendner trug der vornehme Mann aus dem Adelsstande den Schwertgürtel Dupfing, auch wenn er kein Schwert trug (Taf. 41, 3, 8, 9 u. 12).

Bluse bei den Ärmeren

Die geringeren Stände trugen statt des Lendners die Bluse, durch einen Gürtel um die Hüften festgehalten (Taf. 41, 1 u. 2). Sie reichte bis fast ans Knie und hatte ziemlich enge Ärmel. Vornehme scheinen dieselbe bisweilen, wenn auch nur als Oberkleid, getragen zu haben (Taf. 40, 4), und sie hatte dann halblange, etwas weitere Ärmel, die bis zum Ellenbogen reichten (Taf. 41, 5). Sonst wurde als Oberkleid der Mantel benutzt (Taf. 41, 12), der in dieser Zeit mitten auf der Brust geschlossen wurde durch Knöpfe und Hafteln. An seiner Statt erscheint aber nicht selten ein langer Oberrock, der mässig weit vom Hals bis zu den Knöcheln reicht und ohne Gürtel getragen wurde. Im Oberteile lag er flach an, unten erweiterte er sich zu mässigen Falten. Armel hatte er nicht, sondern nur weit aufgeschlitzte Armlöcher mit kleinen tütenartigen Klappen über den Achseln (Taf. 41, 5). Er wurde vorn von oben bis unten durch Knöpfe geschlossen.

Mantel

Oberkleid statt seiner

Gegen das Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts treffen wir auch hier den weiten langen Trappert mit den ungeheueren Hängeärmeln an, ganz so wie er bei Engländern und Franzosen beschrieben wurde (Taf. 59, 1). Späterhin aber erscheint er nicht mehr und seine Existenz mag also wohl überall keine Dauer gehabt haben. Dagegen trägt man den kurzen Trappert mit weiten Ärmeln und zuweilen einen breiten Schulterkragen, der als Rest der Gugel, als Goller, eine selbständige Laufbahn betritt (Taf. 59, 8). Statt den Goller noch überzuwerfen, wird auch zuweilen der Halsausschnitt erweitert und zwar, wie es im 15. Jahrhundert Sitte war, viereckig, die Öffnung aber durch einen feinen Leinwandeinsatz bedeckt (Taf. 59, 5 u. 12).

Trappert

Geschlossenes Oberkleid

Statt des Trapperts wurde auch nicht selten ein Oberkleid getragen, das oben ziemlich eng war, einen Gürtel um die Hüften und rund ausgeschnittene Armlöcher hatte (Taf. 59, 10). Es war rundum völlig geschlossen, musste also über den Kopf angelegt werden und reichte bis auf die Knöchel herab.

Schaube

Die Schaube aber gewann bald allen übrigen Oberkleidern den Vorrang ab. Ihr reicher Besatz aus Pelz oder farbigem Samt, der kostbare Stoff, aus dem sie bestehen konnte, ohne schnell verdorben zu werden, die Bequemlichkeit des Anziehens und manches andere machten sie schnell beliebt. Daher finden wir sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als das vorherrschende Ober-

gewand; bald mit, bald ohne Armel (Taf. 59, 7 u. 15), nur mit Schlitzen für die Arme versehen, aber immer ziemlich lang, gewöhnlich bis auf die Knöchel.

Radmantel

Der Mantel nahm in diesem Jahrhundert an Weite so zu, dass der rechte Zipfel bequem über die linke Schulter geschlagen werden konnte und dort wie der Zipfel der Toga noch lang hinabhing (Taf. 59, 2). Es entstand also damals jener Mantel, der noch heute gebräuchlich und besonders in Italien und Deutschland bei den Künstlern wegen seines Faltenwurfs beliebt ist und wegen seines Schnittes „Radmantel", zuweilen auch „spanischer Mantel", heisst, aber nicht zu verwechseln ist mit dem spanischen Mäntelchen des 16. Jahrhunderts.

Verwandtschaft derselben mit dem Burnus

Auch hierbei mag wohl der nachbarliche Einfluss der Mauren mitgewirkt haben. Denn ihre Mäntel hatten jenen Schnitt, wie ihn noch heute die Tunesen ihrem Burnus geben, wodurch es möglich wird, den einen Zipfel über die gegenüberstehende Schulter zu werfen, ohne den Gang zu beeinträchtigen. Noch bestärkt wird diese Annahme dadurch, dass die älteste Darstellung dieses Mantels, die mir bekannt geworden, auf einem Bilde Heinrich IX. von Kastilien sich findet (Taf. 59, 2, nach Hefner), auf welchem dieser zugleich ein Fez trägt. Er scheint also überhaupt an der maurischen Tracht Gefallen gefunden zu haben.

Beinkleider

Die Beinkleider gehörten auch in Spanien zu den notwendigen Dingen und nicht nur im 14. und 15. Jahrhundert, sondern auch schon in der vorhergehenden Zeit. Sie waren eng anliegend und reichten bis zur Fussspitze, so dass sie bei den Vornehmen zugleich die Strümpfe vertraten (Taf. 41, 3—5 u. 12; 59, 8). Männer niederen Standes

Strümpfe

trugen meist noch Strümpfe bis ans Knie über den Beinkleidern, so dass also diese wahrscheinlich nur bis zum Knöchel oder bis übers Knie reichen mochten (Taf. 41, 1).

Stoff der Beinkleider

Der Stoff der Beinkleider war bei den Reichen Seidenzeug (Taf. 41, 3 u. 12), bei den Ärmeren Leinwand oder Baumwolle, hin und wieder auch Wolle, wozu man wohl besonders im Winter greifen mochte (Taf. 59, 8 u. 12). In

Farbe

der Farbe liebte man auch für dieses Kleidungsstück bei den höheren Ständen das Weiss (Taf. 41, 3—5), wie dies ebenso bei Röcken und Mänteln gern angewandt wurde (Taf. 41, 3, 5, 11 u. 12); auch die Unbemittelten zogen

Wechsel derselben

es vor, so oft sie konnten (Taf. 41, 1), bis die Mode auch über Spanien ihr Zepter streckte und neue Farben hereinführte, welche ein anderes Klima und ein anderes Volk für seine Bedürfnisse passend gefunden hatte. Da kam es dann zuletzt soweit, dass derselbe spanische Adel, der jetzt im 14. Jahrhundert am liebsten in Weiss ging, im 16. Jahrhundert geradezu das Schwarz für die anständigste Farbe erklärte (Taf. 71, 12).

Über dem Weiss wurden im 14. Jahrhundert auch die bunten Farben getragen, doch meistens in grosser Milde und sehr gedämpft. Lebhafter wurden sie im 15. Jahrhundert, auch schon in der zweiten Hälfte des 14., wo die Neuerung gewaltig hereinbrach, so dass sich bald kein Unterschied mehr zwischen den Farben der spanischen und französischen Kleidung fand.

Frauen:

Die Frauen nahmen in ihrer Tracht denselben Entwicklungsgang. Auch sie verloren im Laufe der Zeit mehr und mehr die Eigentümlichkeiten ihres Volkes und unterwarfen sich der Mode. Nur einiges wenige ist ihnen geblieben, das sie noch heute auszeichnet, namentlich der Fächer und die Mantilla.

1300: Kleid ohne Gürtel

Sie trugen im 14. Jahrhundert über dem Hemde zunächst ein Kleid, das im Oberteil eng anliegend, nach unten hin in Falten um die Füsse fiel, und wenn auch ohne Schleppe, doch lang genug war, dass es den Boden erreichte und den Fuss verdeckte. Es blieb ohne Gürtel und seine Ärmel wurden vom Ellenbogen an geknöpft, sowohl ihrer Enge als der Ausschmückung wegen (Taf. 41, 7 u. 10). Zuweilen finden sich auch von oben bis unten Knöpfe (Taf. 41, 10), doch ist es zweifelhaft, ob sie nicht, wie auch heute oft, ein blosser Schmuck waren.

1400: Aufgeschlitzt und genestelt

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schlitzte man den engen Ärmel dieses Kleides der Länge nach ein oder mehrere Male auf, so dass das Hemd durchschimmern musste, und die zerschlitzten Teile wurden durch Nesteln in die Quere wieder hier und da zusammengehalten, wodurch dann Puffen entstanden (Taf. 59, 3, 6 u. 9). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schlitzte man die Ärmel quer, so dass sie am Ellenbogen in einen Ober- und Unterärmel sich teilten (Taf. 59, 17).

Oberkleid

Über diesem Kleide wurde fast immer ein zweites getragen, ein Oberkleid also, das aber sehr bald die Hauptrolle übernahm. Nur ein Kleid zu tragen, scheint nur im Hause möglich gewesen zu sein (Taf. 59, 9), oder ausser dem Hause nur, wenn der Mantel darüberlag (Taf. 41, 10; 59, 13). Das gilt jedoch nur von den höheren Ständen; die niederen waren weniger bedenklich.

Dieses zweite Kleid hatte kürzere weite Ärmel, die im 14. Jahrhundert etwa bis zum Ellenbogen reichten (Taf. 41, 7), im 15. Jahrhundert noch kürzer wurden, auch wohl ganz fehlten (Taf. 59, 3 u. 17) oder sich sehr erweiterten, indem sie zugleich bis zur Handwurzel vorgingen. Sein Stoff war schweres Seidenzeug, Samt oder Goldbrokat (Taf. 41, 7; 59, 3, 6 u. 17). Es war gewöhnlich noch etwas länger als das erste und hatte nicht selten eine Schleppe (Taf. 41, 7; 59, 3).

Schleppe

Mantel

Beim Ausgehen legten die vornehmen Frauen über dieses Kleid noch ein Oberkleid oder den Mantel. Dieser letztere hatte sich aber nach dem Beispiel des Männermantels fast ganz von der Schaubühne zurückgezogen und wurde nur selten sichtbar. Dagegen nahmen verschiedene Arten von Oberkleidern den von ihm verlassenen Platz ein.

Verschiedene Oberkleider

1300: vorn offen ohne Ärmel

Im 14. Jahrhundert schon gab es solche, die ganz den aus jener Zeit beschriebenen der Männer entsprechen. Sie waren vorn offen und durch Knöpfe wieder geschlossen, reichten bis fast an die Knöchel und hatten statt der Ärmel mehr oder weniger tief ausgeschnittene Armlöcher, oben an einer die Achsel überwölbenden Kuppe endigend (Taf. 41, 7). Die Säume oben (seltener unten) und an den Armlöchern waren mit Borten besetzt. Das Kleid hatte eine sehr be-

schränkte Weite, so dass es auch unten kaum Falten warf, und wurde daher auch nicht gegürtet.

1400: Hängeärmel

Das 15. Jahrhundert änderte diese Form dahin ab, dass der runde Halsausschnitt sich in einen viereckigen verwandelte, die Armlöcher mit langen Zeugstreifen bis zur Erde besetzt wurden (Taf. 59, 6) und die Weite, besonders im unteren Teil, bedeutend zunahm, so dass es nun auch gegürtet werden konnte. Es war die Zeit der Hängeärmel bei den Männern, daher die langen Flügel bei den Frauen (Taf. 59, 1 u. 6).

Vorn und hinten geöffnet

Der Öffnung des Kleides vorn hinab entsprach eine ähnliche hinten von der Mitte bis zur Erde, so dass also das Kleid in der unteren Hälfte zwei lange freie Streifen bildete und dadurch genug Öffnung liess, das kostbare Untergewand zu sehen (Taf. 59, 6). Darüber flatterten noch frei die beiden Ärmelstreifen, also sah man vier Stücken Zeug. Zugleich gab man dem Oberkleid kostbares seidenes Futter und besetzte alle Kanten mit goldenen oder dergleichen Borten.

Der Schaube ähnlich

Eine andere Abänderung aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts war die in eine Art Schaube, doch ohne den breiten überfallenden Kragen und ohne Ärmel, wie auch die Männer solche trugen. Dabei wurde der Halsausschnitt nach vorn schräg übergeführt in die vorderen Säume, die nun nicht mehr durch Knöpfe geschlossen wurden; die Länge wurde bis fast auf die Füsse vergrössert und auch wohl noch hinten eine Schleppe hinzugefügt (Taf. 59, 3).

Oberkleid mit Schleppe und Hängeärmeln

Eine dritte Form entsprach der männlichen Kleidung dieser Zeit noch mehr. Wie dort der Trappert bis zur Erde verlängert, die Ärmel ins Ungeheuere vergrössert wurden (Taf. 59, 1), so schufen sich auch die Frauen ein Oberkleid, das auf der Erde schleifte und mit ungeheuen weiten Hängeärmeln begabt war (Taf. 59, 14). Man liess es aber nicht bis dicht an den Hals gehen, sondern gab ihm ebenfalls den gebräuchlichen viereckigen Ausschnitt, wenn auch kleiner als sonst. Gegürtet wurde es ebenfalls und vorn scheint es trotz des Besatzes geschlossen gewesen zu sein vom Gürtel an bis nach unten. Kostbare Borten oder Stickereien an den Kanten fehlten auch hier nicht. Es ist dasselbe Kleid, wie wir es unter Margarete in England kennen gelernt haben (Taf. 58, 16).

Oberkleid auf beiden Seiten offen

Gegen das Ende des Jahrhunderts kommt hierzu noch eine neue Art Oberkleid, die man fast einen Mantel nennen könnte. Denn hinten hängt von den Schultern herab das Gewand ungegürtet bis zur Erde nieder in reichen Falten, auch zuweilen noch mit einer Schleppe versehen vorn fliesst zwischen Achsel und Achsel ein zweites Stück hinab, das aber beim Gehen über den Arm geschlagen wird, um nicht wegen seines freien Flatterns hinderlich zu sein (Taf 56, 17). Es ist also eine Hoike, die jederseits von den Achseln bis zur Erde aufgeschnitten ist. Der Halsausschnitt dieses Gewandes, das ebenfalls über den Kopf angelegt werden musste ist auch viereckig. Es ähnelt sonach etwas dem zuerst betrachteten (Taf. 59, 6), nur dass dort die Armlöcher mit Streifen von Zeug als Erinnerung an die Hängeärmel besetzt waren und ein Gürtel dazu gehörte. Die Schlitze liegen aber dort vorn und hinten, bei dem letzten Gewande dagegen an der Seite. Von hinten erschien dieses gewiss ganz als Mantel, der auf beiden Achseln fest auflag, weil der Stoff, gewöhnlich Samt oder schwere Seide, vom Halse bis zu den Füssen frei hinabfiel. — Die seitlichen Schlitze, wenn auch nicht einmal bis zum Gürtel, finden sich um diese Zeit übrigens auch bei der Männerkleidung, z. B. an der des Königs Ferdinand an beiden Obergewändern (Taf. 59, 16), über denen er noch den faltenreichen Mantel trägt.

### b) Kopfbedeckung.

Kapuze

Im 14. Jahrhundert scheint die Kapuze (Gugel) vorherrschend gewesen zu sein. Die Bilder der Alhambra stellen zum Teil Jagdszenen dar, wobei die Jäger auch auf solche Weise den Kopf geschützt haben (Taf. 41, 1 u. 3). Dies gilt von den vornehmen wie von den geringen. Auch hatte die Gugel hier wie anderswo den Goller als gewöhnliches Zubehör; derselbe reichte bis über die Achseln (Taf. 41, 3 u. 4), oft auch tiefer, fast bis auf den Ellenbogen (Taf. 41, 1).

Goller

Hüte

Daneben waren Hüte mit breiter Krempe im Gebrauch, wie wir deren auch noch im 15. Jahrhundert finden (Taf. 59, 10 u. 12). Bei dem gemeinen Mann waren sie grau, braun oder schwarz (Taf. 59, 12), bei den Vornehmen schön gefärbt (Taf. 59, 10) oder mit kostbarem Stoff überzogen, die Krempe zuweilen noch besonders ausgezeichnet durch Pelz (Taf. 59, 5) oder Goldbesatz und dergleichen.

Mütze

Dass die maurische Mütze aus rotem Filztuch, wie Heinrich IV. von Kastilien sie trägt (Taf. 58, 2), auch bei den Grossen seines Hofes gebräuchlich gewesen sei, ist mehr als wahrscheinlich, doch fand sie — das ist ebenso unzweifelhaft — keine weitere Verbreitung, und sie war auch keine Tracht von langer Dauer. Dagegen waren flache Mützen mit beweglichen Schirmen für Stirn und Nacken sehr beliebt, und so zeigt sich hier schon im 15. Jahrhundert das Barett in voller Geltung. Es war noch nicht das später in Deutschland gebräuchliche, sondern unterschied sich von diesem noch durch den höheren Kopf mit steifem Boden, so dass es eine Mittelstufe zwischen Hut und Mütze einnahm (Taf. 59, 7 u. 8). Es gab auch Mützen, deren Rand rundum geschlossen war, wie sie z. B. das Bild eines Grafen aus dieser Zeit zeigt (Taf. 59, 15); dieselbe ist reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt und mit Goldborten besetzt.

Barett

Haar

Die Haare trug man im 14. Jahrhundert von der Länge des Kinnes (Taf. 41, 1, 3—5, 11 u. 12) zu sanften Locken gerollt. Wo die Natur solche versagt hatte, musste die Kunst nachhelfen. Selten sah man längeres Haar bei Vornehmen, zuweilen wohl bei Dienern (Taf. 41, 2). Gewöhnlich trugen diese das Haar kurz. Auch im 15. Jahrhundert blieb jene Haartracht die Regel (Taf. 59, 7, 8 u. 15), doch fanden sich öfter Ausnahmen, dass vornehme Männer das Haar bis auf die Schultern fallen liessen (Taf. 59, 10 u. 16). Im Anfang des Jahrhunderts trug man auch eine Zeitlang kurzes Haar (Taf. 59, 1). Der Bart

Bart

wurde im 13. und 14. Jahrhundert glatt wegrasiert (Taf. 41, 1—5), im 15. dagegen zuweilen voll getragen (Taf. 59, 10). Regel blieb aber immer noch das rasierte Gesicht (Taf. 59, 1, 2, 7, 8, 15 u. 16).

Frauen: Haar

Die Frauen liessen in der Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts ihr Haar völlig frei in langen Locken um die Schultern fallen (Taf. 41, 7 u. 10) und es kostete dasselbe täglich nicht geringe Opfer an Zeit und Aufmerksamkeit.

Stirnband

Um es von der Stirn zurückzuhalten, bediente man sich auch hier eines Bandes oder Kranzes oder, wie es nach den Abbildungen scheint, zumeist einer Schnur aneinander gereihter Rosetten von verschiedenen Farben, unter denen Blau und Rot vorherrschen. Woraus dieselben bestanden haben mögen, lässt sich nicht mehr ermitteln, doch da sie den Halsketten derselben Abbildungen gleichen (Taf. 41, 7 u. 10), nur dass diese gewöhnlich aus kleineren Kugeln, die wahrscheinlich aus Glas oder bunten Steinen bestanden, zusammengereiht waren, so lässt sich auch für diese Stirnschnüre dergleichen annehmen.

Auch im 15. Jahrhundert finden sich anfangs bisweilen noch Stirnbänder, doch gewöhnlich in Gestalt einfacher Ringe (Taf. 59, 3). Das Haar war aber nicht mehr frei, sondern wurde künstlich gescheitelt und im Nacken zu einem Knauf mit kleinen Locken (Taf. 59, 3) oder zu

Zopf

einem langen steifen Zopf vereinigt (Taf. 59, 6). Späterhin

Knoten

blieb man bei dem blossen gewundenen Knauf stehen und er gewann sich den Vorrang (Taf. 59, 9 u. 14). Indessen fielen die Stirnbänder und machten anderen Kopftrachten

Schleier

Platz. Dahin gehört vor allem der Schleier (Taf. 59, 9). Bald trug man ihn frei auf dem Haar liegend, bald als Zugabe zu einer Haube (Taf. 59, 14). Von den früheren Stirnbändern aus Rosetten erschien noch bisweilen ein Überrest in einer einzelnen auf der Mitte der Stirn angebrachten Rosette aus Edelsteinen und Perlen (Taf. 59, 6).

Die am meisten vorherrschende Kopftracht wurde aber

Haube

jetzt die Haube; bei Matronen umschloss sie den ganzen Kopf und bedeckte das Haar völlig; auch das Kinn wurde teilweise verhüllt (Taf. 59, 13). Bei jüngeren Frauen war die Haube besonders in der letzten Hälfte des Jahrhunderts den gleichzeitig in England getragenen ähnlich (Taf. 59, 14). Sie umschloss nur den hinteren Teil des Kopfes, liess Vorderhals und das halbe Haar frei, schmiegte sich dagegen vom Scheitel über die Ohren sanft am Halse hinab und reichte fast bis auf die Achseln. Sie war kleidsam und zierte das Gesicht.

Überhaupt hielten die spanischen Damen viel auf ihr

Pflege der Hände

Äusseres. Schon im 13. Jahrhundert wurde viel auf feine Haut, schönes Haar, weisse Hände gehalten; im 14. Jahrhundert trugen sie die Nägel an den Fingern lang und zugespitzt — und zwar so sehr, dass es auf den Bildern aus jener Zeit höchst unangenehm und hässlich auffällt — damit jeder sähe, dass sie mit ihren Händen keine ernsthafte Arbeit täten. Zwar andere Zeiten, aber dieselben Sitten! Denn diese auch heute gebräuchliche Art der Vornehmen, ihre Hände zum Aushängeschild ihrer Untätigkeit zu machen, ist also auch schon dagewesen. Vor 50 Jahren lachte man allgemein über die Chinesen, dass sie des Nachts ihre Nägel durch besondere Futterale schützen sollten, und seit 40 Jahren fand und noch heute findet der Gott des Schlummers die Glieder der höheren Stände auch in Europa in ihren Betten mit verhüllten Händen. Schreibt morgen die Mode zweieckige wie heute zugespitzte Nägel vor, so werden sie auch zweieckig getragen. Es ist erstaunlich, wie nahe sich die Leute von dieser Dirne auf den Leib kommen lassen — trotz Vernunft und Selbstbestimmung.

### c) Fussbekleidung.

Schuh

Hier scheint der Schuh auch bei den höchsten Ständen immer im Gebrauch und Ansehen geblieben zu sein. Die Sitte, die Beinkleider den Schuh ersetzen zu lassen, ist aus den Abbildungen nirgends ersichtlich. Dagegen zeigen die Schuhe der Vornehmen aus dem 14. Jahrhundert alle ein Muster sich durchkreuzender Linien, womit offenbar der Saffian bezeichnet werden soll, aus dem sie gemacht sind Taf. 41, 3, 5 u. 12); die Farbe ist dabei immer gelb oder rot. Die Schuhe sind ziemlich hoch bis auf die Knöchel, schliessen sich dem Fusse dicht an und zeigen nur an der Innenseite oder vorn auf dem Spann bisweilen einen kleinen Schlitz (Taf. 41, 3). Die Schuhe der niederen Stände waren gewöhnlich von derselben Form (Taf. 41, 2), nur war ihre Farbe, wenn nicht schwarz (Taf. 41, 1), gewöhnlich die natürliche des Leders.

Farbe

Im 15. Jahrhundert wurde Schwarz die allgemein beliebte Farbe der Schuhe (Taf. 59, 3, 8, 12—14 u. 16), so dass daneben nur selten noch rot (Taf. 59, 10) oder gelb auftreten. In der Form setzt sich auch hier der Schuhschnabel als unvermeidlicher Anghängsel fest; doch scheint er nicht zu solcher Länge ausgewachsen zu sein, wie im benachbarten Frankreich. — Stiefel scheinen selten getragen worden zu sein (Taf. 59, 2).

Frauenschuhe

Die Schuhe der Frauen trugen im 14. Jahrhundert eine Goldborte vorn vom Spann bis an die Spitze (Taf. 41, 10), übrigens zeigen sie keine Besonderheit, ausser dass sie etwas niedriger zu sein scheinen. Auch auf sie dehnt sich im 15. Jahrhundert die schwarze Farbe aus. Über den Ausschnitt und die Art der Befestigung am Fuss lässt sich bei den langen Kleidern nichts entscheiden.

Handschuhe

Dürfen wir an dieser Stelle auch der Handschuhe gedenken, so wollen wir nur kurz erwähnen, dass dieselben bei den spanischen Frauen schon im 13. Jahrhundert im Gebrauch, dass sie aber im 14. und 15. Jahrhundert unentbehrlich waren. Es ist gerade ein spanischer Ritter, Suero de Quinones, von dem die Erzählung sagt, dass er das Gelübde getan, jeden Ritter zum Kampfe zu fordern, der 15 Tage vor und 15 Tage nach St. Jakob auf dem Wege zum Grabe dieses Heiligen vorbeiziehen würde. Nur der König Johann II. und sein Liebling Alvar de Luna sollten frei vorbei können. Jede Dame von Ansehen, ausgenommen seine eigene Geliebte, die im Umkreise einer halben Stunde von seinem Standorte vorbeireise, solle ihren rechten Handschuh abgeben, es sei denn,

dass ein Ritter für sie kämpfe. Solcher Bedingungen oder Gesetze hatte er eine lange Reihe aufgestellt und sie in 20 Hauptstücke eingeteilt. Dies geschah 1434 zu Medina del Campo. Für uns ist dabei das wichtigste, dass daraus unzweifelhaft hervorgeht, dass alle vornehmen Frauen damals Handschuhe trugen.

### d) Schmuck.

Der Halsketten aus bunten Perlen oder Kugeln und der ihnen ähnlichen Stirnbänder gedachten wir schon. Sie sind der im 14. Jahrhundert am meisten gebräuchliche Schmuck, dazu kommen noch Ohrgehänge aus Edelsteinen und Perlen, die in Gestalt von Kreuzen und dergleichen geordnet sind (Taf. 41, 7). So im 13. und 14. Jahrhundert. Im 15. haben sich die Stirnschnüre in eine Rosette zusammengezogen oder in einen Ring verwandelt, die Halsketten sind geblieben, aber kostbarer geworden und tragen zuweilen Medaillons und dergleichen (Taf. 59, 14). Die Kleider werden mit kostbaren Besätzen verziert (Taf. 59, 6) und auch die Männer verschmähten dergleichen nicht (Taf. 59, 15). Im ganzen ist die Prachtliebe und Prunksucht bedeutend gestiegen.

### 2. Kriegstracht.

Hier ist nichts wesentlich Verschiedenes von den Franzosen anzuführen. Das Kettenhemd, das im 12. und 13. Jahrhundert den Körper umhüllt, wird im 14. durch Arm- und Beinschienen verstärkt (Taf. 41, 8 u. 9), im 15. durch diese und den Brustpanzer anfangs bedeckt, dann ersetzt (Taf. 59, 11), zuletzt durch die vollständige Plattenrüstung verdrängt (Taf. 59, 15). Der Helm hat anfangs das Visier mit Scharniergelenk, das sich wie eine Maske vor das Gesicht klappte (Taf. 41, 9), später das an zwei Nieten bewegliche Visier, das sich in die Höhe schieben liess und wegen der grösseren Bequemlichkeit allgemein gebräuchlich blieb (Taf. 41, 8).

Rüstung

Helm

Der Waffenrock über der Rüstung war gleichfalls der bereits bekannte (Taf. 41, 8 u. 9), kam aber um so mehr ausser Gebrauch, je mehr die Plattenrüstung in Gebrauch kam, da diese ihn überflüssig machte (Taf. 59, 15). Die spanischen Waffenschmiede waren übrigens besonders berühmt, besonders die Schwertfeger von Toledo. Es gab höchst kostbare Rüstungen, mit der feinsten Metallarbeit verziert (Taf. 59, 15).

Waffenrock

Die Schilde waren nicht sehr gross, 60—75 cm hoch und etwas schmäler. Die Ecken waren abgerundet und die vier Seiten gewöhnlich sanft eingebogen, so dass ein krummliniges Oblongum mit stumpfen Ecken entstand (Taf. 41, 8 u. 9). Sie waren meist von Holz und mit Leder überzogen, bunt bemalt und zuweilen auch durch Metallränder verstärkt.

Schild

Als Schutzwaffen dienten besonders Lanze und Schwert. Das letztere war gewöhnlich etwas länger als die sonst gebräuchlichen, so dass die Klinge gewöhnlich 90 cm mass (Taf. 41, 3 u. 5). Im übrigen ähnelte es dem französischen und deutschen Schwert. Die Parierstange war auch hier anfangs nach vorn gebogen, später immer gerade und rechtwinklig auf dem Griffe.

Schwert

Die Lanze war der sonst gebräuchlichen gleich und trug an der Spitze häufig auch ein Fähnchen (Taf. 41, 8).

Lanze

Hellebarden (Taf. 59, 12), Streitkolben, Streithämmer und dergleichen wurden auch hier geführt. Dagegen scheint Bogen und Pfeil selten oder nie in Anwendung gekommen zu sein.

## B. Geräte.

Diese sind weit mehr denen der überpyrenäischen Nachbarn, als der dichtanwohnenden Mauren ähnlich. Hin und wieder finden sich freilich, besonders im 15. Jahrhundert, wo bereits ein grosser Teil des früher maurischen Gebiets in spanische Hände übergegangen war, Anklänge an dieses Volk und seinen Geschmack, wohl einfach dadurch, dass die Sieger von den Besiegten manches lernten. Im ganzen und grossen aber war der spanische Hausrat europäisch, indessen der des maurischen Nachbars wie wir gesehen (S. 204—205) orientalisch war. Stubengerät, Gefässe u. s. w., alles ähnelte den südfranzösischen Formen. Auch die musikalischen Instrumente unterlagen dieser Regel, doch war die Zither und besonders die Gitarre ihnen mit den Mauren gemeinschaftlich. Gesungen wurde viel, sehr viel. Es gab unzählige Volkslieder, die leider in dem nun folgenden Jahrhundert unter der Schreckensregierung Philipp II. zum grossen Teil verstummten Aber im 15. Jahrhundert atmete Spanien noch frei. Noch freute es sich des goldenen Tages bei Gesang und Tanz und Spiel.

# XI. Die Deutschen

## im 14. und 15. Jahrhundert.

(Tafel 40, 44, 45, 49—52, 61. Nach Hefner, Wagner, Düsseldorfer Kostümbuch, Ulrich von Reichenthal, Israel von Meckenen und einzelnen anderen Radierungen der damaligen Zeit, für den Text ausserdem Jac. Falke.)

Vielleicht hätten wir in einer Hinsicht besser getan, unsere Landsleute den übrigen Völkern voraufgehen zu lassen, statt dass sie nun die letzten in dem grossen Abschnitt des Mittelalters sind. Wir hätten dann bei den Nachbarn manches nicht auszuführen brauchen, wie es geschehen ist, sondern hätten uns auf die Deutschen beziehen können. Wir wollten aber, da bei diesen sich die Eigentümlichkeiten der mittelalterlichen Tracht in den ärgsten Übertreibungen herausgebildet hatten und gleichzeitig von ihnen uns die meisten und genauesten Nachrichten geblieben sind, an den Schluss dieses grossen Zeitabschnittes gern das vollständigste und abgerundetste Bild setzen, und darum stehen unsere Landsleute erst hier.

Wir verliessen sie bei unserer letzten Untersuchung ihrer Tracht am Schlusse des 13. Jahrhunderts, da wo die ersten habsburgischen Herrscher den Kaiserthron inne hatten. Dort knüpfen wir nun wieder an.

## A. Die Tracht.

Noch war am Beginn des 14. Jahrhunderts die sogenannte mittelalterliche Tracht die vorherrschende; noch war es die Schönheit, welche zumeist die Linien der Kleidung zog, den Faltenwurf bestimmte. Noch gab es keine Mode! Neuerungssucht und Übertreibung hatten noch nicht die Oberherrschaft gewonnen. Dieser Zeit eilen wir nun entgegen. Denn wenn auch der grosse Umschwung, die klägliche Entartung von dem Schönen zum Auffallenden, erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts stattfand, so waren doch schon 20 bis 30 Jahre zuvor die Vorboten deutlich zu erkennen, die eine neue Zeit ankündigten. Sowie das Reich allmählich seiner Auflösung entgegenschritt, wie der Adel nach und nach unter die Fürsten sich beugte, der Bürger die alte biedere Art verliess, so ging auch die Tracht immer gleichen Schritt mit diesen Vorgängen der Geschichte.

Enge und Kürze der Kleider oder, um es noch allgemeiner zu sagen, möglichste Blossstellung der Körperformen, Aufschlitzen der Kleider, Hängeärmel, Knopfreichtum, Schellen Zatteln, Schnabelschuhe — das sind in kurzem die Hauptmomente der neuen Zeit.

### 1. Friedenstracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Rock wird kürzer

Noch ist der lange Rock in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht verschwunden (Taf. 44, 10), aber er ist seltener geworden und kürzt sich allmählich mehr und mehr (Taf. 44, 3 u. 4), so dass schon der spätere Scheckenrock entsteht, der hernach die Alleinherrschaft behauptet (Taf. 44, 4). Den Bürgern und unteren Ständen bleibt der alte Kittel am liebsten, wie er sich aus dem ersten germanischen Rock entwickelt hatte (Taf. 44, 5 u. 7). Er zeigt noch dieselbe Länge und Weite, die vorn eng zulaufenden Ärmel, den Gürtel mit der Bausche wie früher.

Rock eng anliegend

Seit dem Jahre 1350 gab es nur noch kurze Röcke. Sie mussten eng anschliessen in allen Teilen, daher die Knöpfe und Schnürlöcher im Übermass. Anfangs erreichte das Kleid noch fast die Kniee (Taf. 45, 5), später ging es nur eben über die Hüften (Taf. 45, 11), doch schloss es sich oben noch dicht an den Hals an. Die Ärmel waren von oben bis unten ganz eng (Taf. 45, 5 u. 11) und trugen in der unteren Hälfte ebenfalls zahlreiche Knöpfe, um das Anziehen zu ermöglichen.

Gegürtet brauchte ein solcher Rock natürlich nicht mehr zu werden, daher sinkt der Gurt als blosse Zierde bis auf die Hüften hinab (Taf. 45, 11) und heisst nun

Dupfing

Dupfing. Er ist eine Auszeichnung der Ritter und darf von keinem niederen Manne getragen werden. Er besteht jetzt, da er gar nichts mehr trägt, denn das Schwert hängt an einer besonderen Schnur oder Kette (Taf. 44, 12; 45, 9), aus lauter schweren Metallgliedern und ist zuletzt gewöhnlich fest auf den Rock genäht wie eine Borte.

Wir können an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, dass schon 1350 dieser enge kurze Rock Jacke genannt wurde. Das Wort soll aus dem französischen jacque und dieses aus dem englischen Jack entstanden sein, welches letztere eine Übertragung der deutschen Bezeichnung dieses Kleides mit Hänschen oder Hänselein sein soll. Sonst aber nannten die Engländer diesen Rock auch rocket, die Franzosen, wie schon erwähnt, sehr passend cote-hardie, woraus dann bei den Italiern cotardia wurde. Aus dem englischen und französischen Jack und jacque wurde aber auch das deutsche Schecke, unter welchem Namen der Rock bereits bei dem Einfall der Engländer im Elsass 1365 vorkommt.

Jacke oder Schecke

Zuweilen heisst er auch der Lendner, obgleich dieses Wort eigentlich den ledernen Waffenrock über der Rüstung bezeichnete (Taf. 45, 9, 10 u. 13), der gleichzeitig wie der gewöhnliche Rock kürzer und enger wurde. Man vergleiche hierzu Taf. 44, 3 u. 4 mit 11 u. 12 oder Taf. 45, 5 u. 11 mit 9 u. 13! Da er also dieselbe Form hatte wie dieser, so wurde sein Name bisweilen auf diesen übertragen. Ähnlich erging es mit der Bezeichnung Wams. Auch dieses gehörte ursprünglich der Kriegstracht an und war das unter dem Kettenhemd befindliche gesteppte Gewand, das die Ritter bisweilen auch als Hauskleid ohne Rüstung trugen. Noch um 1350 scheint es nur den Adligen eigen gewesen zu sein, dagegen ist es um 1370 bereits auch bei den Bürgern heimisch und spielt eine besondere Rolle neben der Schecke, die gleich von Anfang allen Ständen gemeinsam war.

Lendner

Wams

Wir haben also neben dem Rock, der bald Schecke, bald Jacke und Lendner genannt wird, auch noch das Wams, das im 15. Jahrhundert und der folgenden Zeit sich forterhält und bis in unsere Tage als Weste hereinreicht. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts ging die Schecke ganz in ihm auf und verschwand.

Wams und Jacke

Das 15. Jahrhundert musste den Gürtel wieder hinaufrücken über die Hüften, weil der Rock an seiner Länge jetzt soviel eingebüsst hatte, dass er kaum noch hier gegürtet werden konnte (Taf. 50, 13 u. 17). Er war nun geworden, was wir eine Jacke nennen und verschmolz freilich in dieser Gestalt mit dem Wams fast zu einem Stück. Doch bestand der wesentliche Unterschied beider darin, dass das Wams an den Beinkleidern festgenestelt wurde (Taf. 45, 4), der Rock aber stets für sich bestand und keine Verbindung solcher Art mit den Hosen einging. Daher findet sich auch jenes gewöhnlich von derselben Farbe, also auch wohl Stoff wie die Beinkleider, indessen sich für den Rock keine solche Regel nachweisen lässt.

Gürtel

Wams und Jacke verschieden

Das Hauptgewicht fiel aber im 15. Jahrhundert auf das Oberkleid und daher bemühte man sich für dieses der möglichsten Vielseitigkeit in der Erfindung, so dass eine grosse Zahl der verschiedensten Überröcke entstand.

Oberkleid

Mantel

Im 14. Jahrhundert hatte noch der Mantel sein altes lange behauptetes Ansehen. Er kam in zwei Formen vor, einmal so, dass er über den Kopf angezogen werden musste, weil auf der rechten Schulter die beiden Enden zusammengenäht waren, welche früher durch eine Spange gehalten wurden (Taf. 44, 9), dann aber auch so, dass er auf der Brust offen war und vorn durch einen Fürspann oder einen Haftel gehalten wurde (Taf. 44, 10). Beide Formen finden wir noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (Taf. 45, 5 u. 13), und für Feierkleidung blieb der Mantel auch später im Gebrauch.

Hoike

Nicht selten erscheint schon vor 1350 irgend ein Oberkleid als Stellvertreter des Mantels und zwar am häufigsten vor anderen die Hoike, jenes rundum geschlossene Kleid, das oben nur drei Öffnungen für den Kopf und die Arme hatte (Taf. 44, 10 u. 13). Es wurde übrigens, besonders anfangs, sehr oft mit dem Mantel zugleich getragen, so dass dieser noch darüberlag. Erst später errang sich die Hoike die Würde der Stellvertretung für jenen. Ihre Länge schwankte zwischen Knie und Knöchel und wir finden sie im 15. Jahrhundert noch ebenso gebräuchlich, zuweilen sogar gegürtet (Taf. 49, 2 u. 8), obwohl die Hoike gewöhnlich ohne Gürtel getragen wurde (Taf. 49, 11; 50, 2, 7, 12 u. 16). Auch unter den niederen Ständen war sie beliebt, hier aber meist gegürtet (Taf. 52, 1 u. 5) und eng, so dass sie kaum noch einer Hoike ähnlich war.

Hoike gefüttert und besetzt

Man gab ihr wie dem Mantel bei den Vornehmen kostbares Futter aus Pelz, Seide oder Wolle und besetzte auch demgemäss die Ränder der Öffnungen (Taf. 49, 2 u. 18; 50, 2, 7, 12 u. 16) mit solchem Stoff. Im 15. Jahrhundert wird sie durch Schlitze von unten auf (Taf. 49, 18; 50, 2 u. 12) und durch die immer grösser werdenden Armlöcher dem Trappert ähnlich, der sich zu ganz nahe liegenden Formen verwandelt, so dass sie denn in solchen Gestalten auch häufig Trappert genannt wird, mit welchem Wort man überhaupt im 15. Jahrhundert öfters jedes Oberkleid benannte.

Trappert

Sobald nämlich der alte Rock zur Schecke zusammenschrumpfte, stieg aus der Asche, wie ein Phönix, der Trappert hervor, der aber nichts Anderes war als derselbe alte Rock, den man für ewige Zeiten beseitigt oder vielmehr vervollkommnet glaubte in der Schecke. Der Trappert war aber durch diese Verjüngung eine ganze Sphäre höher gerückt: er war Oberkleid statt Rock. Sein Unterschied von der alten Form beschränkte sich lediglich auf die weiteren und meist offenen kürzeren Armel und den Schlitz vorn, vom unteren Saum bis zur Mitte (Taf. 44, 3). Beides nahm jedoch zuweilen auch andere Gestalt an: die Ärmel konnten auch lang und geschlossen sein (Taf. 50, 15), der Schlitz auch fehlen oder seitlich erscheinen (Taf. 49, 18).

Der Trappert kam später als die Hoike in Gebrauch, doch ist er um 1360 schon ziemlich bekannt und verbreitet. Er gewann bald allen anderen Oberkleidern den Vorrang ab, denn er hatte vor Mantel und Hoike die Ärmel voraus. Seine Länge war unbestimmt und schwankte, wie die der letzteren, zwischen Knie und Knöchel. Der Stoff, woraus man ihn fertigte, war bei den Vornehmen ebenfalls kostbar wie bei der Hoike, Samt oder Brokat (Taf. 50, 15 u. 16; 49, 18); ebenso wurde er mit Pelz oder Seide und dergleichen gefüttert und besetzt.

Trappert gegürtet

Als Wiedergeburt des alten Rockes brachte der Trappert auch den Gürtel mit, der über den Hüften liegen musste, indessen Mantel und Hoike seiner entbehrten (Taf. 44, 3; 49, 3; 50, 15).

Trappert verbreitert sich

Nicht lange blieb der Trappert die ausschliessliche Tracht der höheren Stände; gar bald trugen ihn auch die Bürger und unteren Stände (Taf. 49, 10; 52, 3 u. 4) und bei ihnen blieb er auch das ganze 15. Jahrhundert hindurch im Gebrauch. Mit dem 16. Jahrhundert aber wurde er durch die Schaube verdrängt.

Schaube

Diese war bereits in einzelnen Gegenden schon im 14. Jahrhundert getragen worden, aber erst im 15. fand sie weitere Verbreitung und erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts finden wir sie in ganz Deutschland bekannt und gebräuchlich. Sie hatte vor allen ihren Genossen den grossen Vorzug des leichten Abziehens, da sie vorn ganz offen war (Taf. 50, 8 u. 10; 52, 9) und gewährte dem Unterkleid durch den breit zurückliegenden Kragen Raum, sich in aller seiner Pracht zu zeigen. Das hatte Mantel, Hoike und Trappert nicht getan. Man gab ihr daher eine womöglich noch reichere Ausstattung als jenen und die Pelzbesätze erhielten nun erst durch den ungeheueren Kragen, der auf die Schultern zurückfiel, Gewicht und Bedeutung.

Schaube von den höheren Ständen zu den unteren

Auch die Schaube begann ihre Laufbahn bei den höchsten Ständen und war hier stets lang bis auf die Füsse (Taf. 49, 5). Nach und nach stieg sie zu den mittleren Ständen hinab und auf diesem Wege wurde sie allmählich immer kürzer, so dass sie ebenfalls zuletzt nur noch das Knie erreichte (Taf. 50, 10). Wir haben also denselben Vorgang zum dritten Male, dass das Oberkleid anfangs lang ist und während seiner Verbreitung zu den unteren Ständen sich kürzt bis zu den Knieen. Denn der gemeine Mann kann ein langes Kleid nicht brauchen und so modelte er damals die Hoike, den Trappert und die Schaube nach demselben Masse um. Ja auch der Mantel als viertes und ältestes Glied im Bunde musste gehorchen und sich kürzen (Taf. 50, 4 u. 17; 52, 7).

Sackärmel

Die Schaube, in einigen Gegenden auch Joppe oder Juppe genannt, hatte weite Ärmel (Taf. 49, 5), die gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zuweilen ganz fehlten, zuweilen auch in Säcke sich verwandelt hatten, die unten geschlossen waren und auf der vorderen Seite einen Schlitz hatten, um den Arm hinauszustecken. Solche Sackärmel finden wir übrigens auch schon früher am Trappert (Taf. 49, 3).

Schaube heute: als Pelzroc

Die lange Schaube hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, indem sie im Winter, mit Pelz gefüttert und mit breitem bis auf die Schulter zurückfallendem Kragen, als Überkleid dient. Ausserdem aber auch als jenes häusliche Kleidungsstück der Männer, das gewöhnlich als der Repräsentant des Behagens in Deutschland gilt, übrigens

s Schlafrock

mit einem völlig falschen Namen sich herumtragen muss, den es auch wohl nie los werden wird: als Schlafrock! —

als Rock

als Joppe

Die kurze Schaube ist ebenfalls geblieben und wir tragen sie alle: den Rock. Denn dieser ist weit mehr eine Schaube als die heute sogenannte Joppe der deutschen Alpenbewohner, die sich seit den letzten fünfzehn Jahren übrigens in ganz Deutschland bei hoch und niedrig sehr eingebürgert hat und, wenn auch nicht bei festlichen Anlässen, doch im Haus und auf der Strasse, gern getragen wird. Der heutige „Oberrock", oder kurzweg Rock genannt, ist also jetzt etwa 400 Jahre alt. Er hat inzwischen mancherlei Veränderungen im Schnitt erfahren, aber die Hauptmomente sind geblieben; er ist vorn ganz offen, hat einen zurückfallenden Kragen und umgeklappte Brustsäume. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts blieb das vorn geschlossene Kleid völlig verbannt. Wir haben gar keinen Begriff mehr davon, wie es einem zu Mute sein mag unter einem Rock mit ungeteiltem Bruststück.

Nachdem wir so die vier Hauptformen des Oberkleides und bei dem vierten, der Schaube, auch die vier heutigen Formen derselben betrachtet, bleiben uns noch die verschiedenen Abweichungen derselben übrig. Wir werden den Stoff nicht erschöpfen, denn die Neigung des 15. Jahrhunderts zu phantastischen Ausartungen brachte so wunderliche Dinge hervor, dass es unmöglich ist, in beschränktem Raum alle Einzelheiten darzustellen.

Mantel ausser Gebrauch

Was zunächst den Mantel betrifft, so ist er im 14. Jahrhundert, wie schon gesagt, noch im Gebrauch, wird aber gegen das Ende desselben schon mehr und mehr durch Hoike und Trappert vertreten. Im 15. kommt er nur noch als Feierkleid vor oder als Amtskleid für besondere Würden (Taf. 49, 8 u. 9; 52, 8 u. 10). Doch auch als solcher hat er schon in einer Umänderung der Hoike seinen Nebenbuhler, von dem wir sogleich weiter hören werden. Als Reisekleid oder als besonderer Schutz gegen das Wetter kommt er auch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts noch vor (Taf. 50, 14 u. 18). Er ist aber dann derb, ungefüttert und nicht von schöner heller Farbe.

Mäntelchen

Daneben aber hat sich ein Sprössling, ein Mäntelchen in Duodezformat, bei den Männern dieses Jahrhunderts angesiedelt, das leicht und luftig, nur wie zum Spass, ihnen um die Schultern flattert. Es ist ein kleines Stück meist sehr kostbaren Stoffes, an den Säumen bunt besetzt, kostbar gefüttert und wird auf der rechten Schulter (Taf. 50, 17) oder auf der Brust (Taf. 50, 4) durch eine Schnur oder Kette festgehalten. Übrigens war es oben so enge, dass es nur von Achsel zu Achsel reichte und dementsprechend unten. Von Einhüllen oder Schutz durch dieses Läppchen konnte bei seiner Länge, die kaum die Hüften erreichte, wohl keine Rede sein. Es war eben nur ein Schaustück.

Abänderung der Hoike

Ganz ähnliche Bewandtnis hatte es mit einem Abkömmling des Hoike, der etwa von gleicher Länge in zwei Teilen Brust und Rücken bedeckte. Die Verbindung dieser beiden bestand nur in zwei schmalen Achselstreifen neben dem Halsloch (Taf. 50, 5). Der Gürtel fehlte, denn die Teile waren zu kurz zum Gürten.

Diese Ausartung war entstanden aus der schon erwähnten Verwandlung der Hoike, die sich noch lange Zeit nach dem Verschwinden derselben als Amtskleid erhielt und aus welcher der Heroldsrock sich ableitete. Wir finden sie schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts sehr weit verbreitet (Taf. 49, 6 u. 7). Man hatte nämlich die Hoike zu beiden Seiten von den Armlöchern hinab aufgeschnitten, so dass vom Hals bis zur Erde vorn und hinten zwei lange Stücken Zeug hinabflossen, die auf den Achseln verbunden waren und auflagen. Dieses Kleid scheint sich sehr bald ein gewisses Ansehen erworben zu haben, so dass es ausschliesslich ein Amts- oder Festkleid wurde, denn wir finden es fast nur als solches, wenn es bis zu den Füssen reicht. So tragen es Fürsten (Taf. 49, 6 u. 7) bei feierlichen Gelegenheiten, desgleichen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch die Ratsherren (Taf. 50, 1), erstere von leuchtender Farbe, gewöhnlich rot (Taf. 49, 6 u. 7; 52, 16), letztere in ernstem Braun oder Schwarz (Taf. 50, 1). Wenn es von Privatleuten getragen wird, ist es bis zum Knie gekürzt (Taf. 50, 12). Immer aber war es mit kostbarem Futter, gewöhnlich Pelz, bedacht und an den Säumen und Ausschnitten besetzt.

Heroldsrock

Trappert als gemeinsamer Name

Wenn wir dies Gewand von der Hoike ableiten, so befinden wir uns dadurch im Widerspruch mit der Benennung jener Zeit, welche er stets Trappert nannte. Mit diesem Namen wurden aber alle Oberkleider, die nicht entschieden Mantel oder Hoike und Schaube in der Urform waren, bezeichnet, daher denn auch jenes Amtskleid. sowie die zuvor erwähnte kürzere Ausartung desselben. Wenn nun auch der Name auf einen anderen Ursprung hinzuweisen scheint, so lehrt doch der Augenschein die Verwandtschaft jenes Kleides mit der Hoike zu deutlich, um auch nur einen Augenblick über seine Entstehung im Unklaren zu sein. Ausserdem gibt es zu viele Übergangsformen, an denen dieselbe zu erkennen ist, z. B. Hoiken mit so tief ausgeschnittenen Armlöchern, dass nur noch wenig zu trennen wäre, um jene Form zu erzielen (Taf. 50, 2). Auch finden wir im 15. Jahrhundert die Schlitze, welche sonst nur den Trappert auszeichneten, an allen Oberkleidern bald hier, bald dort angebracht, so dass man ein solches Gewand wie Taf. 50, 2 ebensogut einen ärmellosen ungegürteten Trappert wie eine geschlitzte Hoike nennen konnte. Auch daher mag wohl der Namenstausch jener Zeit sich erklären. Auch an dem Amtskleide findet sich zuweilen oben auf der Brust ein Schlitz (Taf. 50, 1), ebenso am Trappert statt vorn (Taf. 50, 3) auf beiden Seiten (Taf. 49, 10; 52, 4), sogar noch an der kürzesten Form desselben, wo er nur noch bis zu den Hüften reicht (Taf. 50, 13), oder gar vorn und auf den Seiten (Taf. 50, 11 u. 18).

Jacke als Trappert

Diese kürzeste Form eines Oberkleides, deren wir schon bei den Franzosen (S. 184) gedachten, war eine Jacke, auf der Brust gewöhnlich ziemlich weit, mit nicht ganz anliegenden, vorn geschlossenen Ärmeln, um die Hüften gegürtet, so dass unter dem Gürtel nur ein kurzer Schoss

handbreit und faltig hervorstand (Taf. 50, 13). Oben in den Ärmeln wurde durch Watte die Breite der Schultern vergrössert, weshalb man die Ärmel oben weit machte. Auch diese Jacke, die als Oberkleid galt, gehört mit dem kurzen Mäntelchen und der bis zu den Hüften abgestutzten Hoike (Trappert) in eine Klasse; es sind lauter Kleider, die nur um des Gepränges, nicht um des Körpers willen getragen werden; sie sind unnütz. Wir hatten vor zwanzig Jahren Seitenstücke zu diesen Objekten in unseren kurzen Mäntelchen, den sogenannten Havelocks und dergleichen, die auch bei warmem Wetter genügenden Schutz verliehen und die untere Hälfte des Körpers in keiner Weise belästigten.

Zeit der Ausartung

Das 15. Jahrhundert ist die Zeit der tollsten Ausartungen in den Trachten des Mittelalters. Es ist, als ob die alte Zeit gefühlt habe, dass es mit ihr zu Ende gehe und nun noch zum letzten Male habe recht lustig und ausgelassen schwärmen wollen. Gewiss aber ist es, dass das Gefühl eines absterbenden Zeitalters und die Ahnung des kommenden Morgens der ganzen Zeit in den Gliedern lag. Mit dem Scheiterhaufen des Huss wurde die Nachtlampe der letzten langen Nacht angezündet; es begann der entscheidende Kampf zwischen Licht und Dunkel.

Wieder 1750 f.

Eine ähnliche Zeit der Entartung in der Tracht erscheint im 18. Jahrhundert und auch hier geht eine absterbende Zeit ihrem Untergange entgegen. Ausschweifungen und Übertreibungen in den Kleidern, besonders aber Entblössungen des Körpers, sind stets die Vorboten eines grossen geschichtlichen Umschwungs gewesen. So ist die Tracht ein feines deutliches Barometer für die Veränderungen in der geschichtlichen Atmosphäre. Wenn dieselbe gar zu leicht und locker wird und das Barometer fällt, die Verhüllungen sinken, dann stehen sicher Stürme bevor. So auch am Schlusse des Mittelalters.

Stimmung der Zeit des 15. Jahrhunderts

Es war aber eine lustige Nacht, das 15. Jahrhundert, eine Faschingsnacht, ein toller Maskenball. So wie im Reich die bestehende Ordnung überall aus den Fugen wich, unaufgehalten durch den machtlosen Friedrich III., wie schon zuvor Kaiser Wenzel den Städten die wichtigsten Rechte für einige Fässer Wein verkaufte, so wich auch Sitte und Recht überall aus den Schranken, so wurde um des lustigen Lebens willen Recht und Gesetz vergessen, verschleudert, mit Füssen getreten. Genuss! Sinnengenuss! war der Wahlspruch des Tages. Man wollte vor der hereinbrechenden Sündflut noch einmal lustig sein. Denn es lag etwas in der Luft, das ahnen liess, es komme eine andere neue Zeit, eine Zeit ernster Gedanken, harter Kämpfe. Und sie kam! Da fielen die Zatteln und die Schnäbel, die Sendelbinden und die Schellen und all der eitle Kram. In der Zeit vorher spricht sich der Charakter derselben in den Trachten recht deutlich aus. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigt die Zahl der Torheiten und Ausartungen, und immer weiter hinab in die gesellschaftlichen Schichten frisst das Gift und die Verderbnis. Es gibt Bilder von Bauernfesten, auf denen das Landvolk in städtischer Tracht erscheint (Taf. 52, 6 u. 7). Die Männer tragen auch die kurzen, eng aufgeschlitzten Jacken, die kleinen Mäntelchen, die engen Beinkleider, die Beutelmützen und dergleichen, ebenso die Frauen die weit augeschnittenen Kleider, den bunten Kopfputz u. s. w., aber alles sitzt unbeholfen und schlottert um die plumpen und ungeschickt bewegten Glieder: es sind wahre Karrikaturen der städtischen Mode, zeigen aber, da sie historich sind, die Entartung des Landvolkes jener Zeit

Allerlei Torheiten

Unter den verschiedenen tollen Ausgeburten der Phantasie fallen am meisten in die Augen: die ungeheuren Ärmel, die Zatteln, die Sendelbinden und ihre Verwandten, die Schlitze und Ausschnitte der Kleider, die Schnäbel der Schuhe und die Schellen, bei den Frauen noch die Schleppen und die hohen Mützen. Auch muss noch der Farben und ihrer Bedeutung erwähnt werden.

Hängeärmel

Die Hängeärmel fanden sich anfangs an der Schecke. Als diese um 1380—90 sich so verkürzte, dass sie die Hüften kaum noch bedeckte (Taf. 45, 11), da gab man den Ärmeln zu, was man den Schössen genommen hatte. Man erweiterte sie trichterförmig nach unten hin so, dass sie bis an die Kniee und noch darüber hinausreichten (Taf. 50, 12; 51, 16). Im Anfange des 15. Jahrhunderts ging man noch weiter und liess sie bis zur Erde hinabgehen. Da nun bis zur Er
eine solche Fülle von Zeug jede freie Bewegung des Armes hinderte, so verfiel man bald auf die Idee, den ganzen Ärmel vorn von oben bis unten aufzuschlitzen; so entstand eine aufgeschlit
zweite Form, die als lange flatternde Streifen oder Flügel zu „Flügel
vom Armloch zum Knie oder bis zur Erde hingen (Taf. 51, 14; 52, 3). Diese wie die vorigen prunkten mit kostbarem Futter und solchem Besatze. Beide Arten wurden ebenso wie die dritte auch von den Frauen getragen, ja sogar die gerüsteten Ritter trugen sie am Waffenrocke (Taf. 49, 13 u. 14). Nach der Limburger Chronik waren übrigens die langen Hängeärmel schon 1389, die Flügel sogar schon 1351 bei Hofe im Gebrauch.

Ärmel eng an der Schecke

Man mochte aber wohl fühlen, dass die weiten Ärmel zu dem engen Scheckenrock gar nicht passten und darum überliess man sie bald nach dem Anfange des 15. Jahrhunderts dem Oberkleide, indessen die Schecke, ihrer ganzen Art gemäss, enge annahm. Gerade in dieser Zeit wurden überall, wie wir schon bei den Engländern und Franzosen gesehen haben, die weiten schleppenden Trapperts Mode (Taf. 49, 15 u. 18). Hier waren denn auch die ungeheuren Ärmel recht an ihrem Platze. Man trug beide vorhin genannten Arten, sowie seit 1420 die dritte, übrigens immer nebeneinander, und nicht verdrängte eine Form die andere.

Sackärme am Trappe

Jene dritte Art von Ärmeln bildete einen Sack, der anfangs unten sogar völlig geschlossen war und nur einen Schlitz oben auf der vorderen Seite hatte, um den Arm durchzustecken (Taf. 49, 3). Später erhielten sie auch unten die gewöhnliche Öffnung. Da bei dem Auftauchen dieser Sackärmel die Schecke schon längst zu den engen zurückgekehrt war, so kamen sie an ihr nie vor, wohl aber gingen sie vom Trappert mit den übrigen Formen später auf die Schaube über.

Ärmel de Wamses

Auf vielen Abbildungen des 14. Jahrhunderts erscheinen innerhalb der weiten Ärmel der Schecke noch eng anliegende

von anderer Farbe. Man hat daraus folgern wollen, dass die Schecke doppelte Ärmel gehabt habe. Ich halte diese inneren Ärmel stets für die eines unter der Schecke getragenen Wamses. Denn sehr oft lässt sich durch die Abbildungen selbst auch noch im 15. Jahrhundert ein solches nachweisen, indem am Halse die Säume desselben hervortreten oder sonst sich Spuren zeigen (Taf. 39, 12; 59, 18), und andererseits geschieht solcher doppelten Ärmel in den Schriftstellern, so umständlich sie übrigens von der Tracht sprechen, nirgends, dass ich wüsste, Erwähnung, wie es doch z. B. von dem Bruststückeinsatze der Männer im 15. Jahrhundert oder von den doppelten Ärmeln der Frauen

Doppelte Ärmel

geschieht, z. B. in dem Nachlasse der Frau Winter in Nürnberg werden 1485 neben vier Tuchmänteln, deren zwei seidenes Futter hatten, sechs Oberkleidern, drei Trapperten und einer Schaube auch drei Unterkleider, sechs weisse und ein schwarzes Schürzhemd, zwei Badetrapperte, fünf Unterhemden, zwei Halshemden, neunzehn Schleier und sieben Paar Ärmel erwähnt.

Zatteln

Die Zatteln waren in Deutschland schon im 13. Jahrhundert bei fahrenden Schauspielern, Seiltänzern und dergleichen im Gebrauch, drangen aber vorläufig nicht weiter nach oben. Im 14. Jahrhundert aber verbot bereits 1356 der Magistrat zu Speier die Zatteln an der Gugel. Sie waren schon einige Zeit vorher hier und da aufgetaucht (Taf. 44, 3), wie sie denn bei den verliebten Rittern von Südfrankreich seit Anfang des Jahrhunderts ganz gang und gäbe waren. Von nun an nahmen sie schnell ein Kleid nach dem anderen in Besitz. Auch an der Kriegstracht durften sie nicht fehlen (Taf. 45, 3, 8—10 u. 13). Am besten harmonierten sie mit den Hängeärmeln und Flügeln und daher waren sie auch unter deren Herrschaft, im Anfange des 15. Jahrhunderts, am beliebtesten (Taf. 49, 18). Sie blieben auch während dieses ganzen Jahrhunderts immer im Gebrauch (Taf. 50, 5, 12, 13 u. 15; 52, 3 u. 14) und wurden von den Frauen in derselben Weise und oft, wegen der weiteren Kleider, in noch grösserer Fülle getragen als von den Männern. Aus den Rüstungen der

ch an der Rüstung

Ritter quollen aus den Spalten die flatternden Zacken hier und dort hervor und wehten oft wie lange Bänder um sie herum. Waren die Zatteln, wie dies oft geschah, auch noch bunt gesäumt (Taf. 50, 13 u. 15), so waren sie um so mehr auffallend. Übrigens waren sie lange nicht so oft Ausschnitte des Kleides, als besondere Besätze von ausgezackten Bändern, deren oft mehrere Reihen übereinander standen.

Zatteln besetzt

Auch daran hatte man noch nicht genug; die Zacken mussten noch mit glitzernden Perlen, Goldflittern, Schmelzperlen und dergleichen besetzt sein, so dass es vor den Augen flirrte, wenn man sie ansah.

Aus der Sucht, möglichst viel flatternden Stoff um sich

endelbinde

hängen zu sehen, gingen auch die Sendelbinden hervor, die in dieser Weise Seitenverwandte der Zatteln waren. Sie entstanden um die höchste Blütezeit der Zatteln gegen 1420, als man an dem Filzhute kein Umformung mehr vornehmen konnte, die neu und auffallend gewesen wäre. Da wickelte man ein langes Stück leichten Seidenzeuges, Sendal, um ihn her, und liess das eine Ende bis zur Erde reichen, trug es aber so, dass es von der Schulter quer über die Brust ging und auf der anderen Schulter hinabflatterte (Taf. 51, 16). Diese Tragweise wurde so unumgänglich, dass sie noch am Ende des Jahrhunderts sich findet. Natürlich aber wussten Modehelden bald etwas Neues zu finden und wickelten sie mehrere Male als Halstuch oder Kopftuch um (Taf. 49, 15), noch andere trugen sie auch ohne den Hut, indem sie dieselbe an der linken Schulter befestigten und das Bruststück mit einer Kette vertauschten (Taf. 49, 12). Auch die Sendelbinde war Männern und Frauen gemeinsam.

Tragweise derselben

Wie man sich nicht mit einer Reihe Zatteln begnügte, sondern dieselben in verschiedenen Terrassen übereinander anbrachte, so blieben viele auch nicht bei einer Sendelbinde stehen, sondern legten zwei, drei, vier u. s. w. an, ja manche brachten es bis zu zehn und zwölf derselben. Auch hier durfte die geliebte Zattel nicht fehlen, und ebenso setzten sich auch die glitzernden Perlen und dergleichen darauf fest, umgeben von kleinen Sternen, Kreuzchen, Blumen oder selbst geordnet zu solchen! —

Mehrere Sendelbinden

Als Verwandte der Sendelbinde nach obenhin, d. h. als Vorgänger derselben, können die langen Schwänze der Gugel gelten (Taf. 44, 4), von denen wir bei der Kropftracht zu reden haben. Ebenso auch die Beutel an den Mützen (Taf. 49, 17), die ebenda zu betrachten sein werden. Hier wenden wir uns zunächst zu dem Aufschlitzen und Ausschneiden der Kleider.

Vorläufer der Sendelbinde

Beides fällt vorzugsweise in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist bei beiden Geschlechtern im Gebrauch. Es ist, als ob der Übermut aus allen Ecken und Kanten hervorbrechen wollte oder als ob die enge Kleidung ihnen doch nachgerade zu enge geworden sei. Oder war es ein Drang nach freier Bewegung des Körpers, der dem nach freier geistiger Bewegung voranging? Zuweilen offenbart sich ein seltsam feiner Sinn in solchen äusserlichen Dingen.

Ausschneiden der Kleider

Die Frauen waren es, welche bei der völligen Entblössung der Brust und der Schultern den Anfang machten. Dies geschah seit etwa 1400. Schon 50 Jahre zuvor aber war der Halsausschnitt so vertieft worden, dass gewöhnlich die Brüste bis zur Hälfte unbedeckt blieben. Alle Dichter und Prediger der damaligen Zeit sind entrüstet über die Schamlosigkeit, mit welcher das weibliche Geschlecht die Brust und den Rücken entblösst. Die Achseln waren jetzt bis zur Achselgrube nackt, die Brüste nur wenig oder seit 1450 oft gar nicht verhüllt, der Rücken durch einen tiefen Ausschnitt zuweilen bis an den Gürtel sichtbar. Bald war das Kleid horizontal unter den Achselgruben weggeschnitten (Taf. 51, 14), bald war der Ausschnitt vorn und hinten keilförmig (Taf. 51, 8 u. 17), so dass die Achseln zwar bedeckt waren, dagegen die Mitte der Brust bis unterhalb der Brüste sichtbar wurde. Wir haben auch hier in den Abbildungen nur das Mässigste wiedergegeben. Die Bilder jener Zeit aber zeigen wunderliche Gestalten, so dass der Eifer der Sittenlehrer wohl lodernd entbrennen konnte.

Frauen zuerst

Hemd mit Einsatz

Die Sitte, den tiefen Ausschnitt teilweise durch ein feines Hemd oder einen gestickten Einsatz zu verhüllen (Taf. 51, 18 u. 20), kam erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts auf; vor 1470 ist immer die Haut unbedeckt, soweit das Kleid ausgeschnitten ist.

Schleppe

Seltsam ist es, dass gerade zu derselben Zeit, wo man oben das Kleid stutzt, unten die Schleppe angesetzt wird. Es war gleichsam, als ob das Kleid von den Achseln hinabgerutscht wäre und nun unten nachschleppte. Denn obgleich in Frankreich die Schleppe schon im ganzen 14. Jahrhundert sehr im Gebrauch ist, kommt sie doch erst mit dem Beginn des 15. nach Deutschland. Indessen sie dort schon 1350 so lang ist, dass eine Dienerin sie nachtragen muss, wird sie in den deutschen Städten um 1410 gewöhnlich in der Länge einiger Zoll erlaubt; München erlaubte sie sogar nur fingerbreit. Andere Städte, anderes Mass; in einigen soll die Schleppe um dieselbe Zeit schon nach Ellen bestimmt worden sein, was im allgemeinen erst nach der Mitte des Jahrhunderts geschah, so z. B. in Sachsen erst um 1480 zwei Ellen.

Masse dafür

Allgemeine Verbreitung

Die Schleppe war übrigens den Gesetzen nach nur den Adeligen gestattet, blieb aber keineswegs den Bürgersfrauen unbekannt. Selbst die Dienerinnen konnten sich's nicht versagen, wie 1860 mit dem Reifrock und 1880 mit dem Raffrock, so damals mit einem „Schwänzlein" über die Strasse zu stolzieren. Sie mussten doch die Mode mitmachen.

Absterben der Schleppe

Wie in Frankreich die Schleppen schon fast 100 Jahre früher als in Deutschland getragen wurden, so hörten sie auch dort eher auf. Dies geschah gegen 1470; aber gerade in dieser und der folgenden Zeit kamen sie in Deutschland und besonders in den Niederlanden erst recht in Schwung und Ansehen (Taf. 51, 18), und erst mit dem Ende des Jahrhunderts sterben sie auch allmählich ab. Als Hoftracht bei grossen Festen existieren sie bis heute noch, haben sich aber auch seit 1867 wieder im gewöhnlichen Leben eingeschlichen, so dass nun schon seit manchen Jahren keine Frau der mittleren Stände — geschweige der höheren — sich anders wohlgekleidet findet als wenn hinter ihr das Kleid den Boden kehrt. Mitte der siebziger Jahre verbindet sich mit diesem Überfluss des Kleiderstoffes nach hinten eine widerliche Enge vorn, und man ordnet sogar die Falten und den Stoff so, als se er von vorn nach hinten straffgespannt.

Zerteilen der Ärmel

Mit dem Ausschnitt des Kleides an den Schultern entstand gleichzeitig eine ganz neue Sitte, die wir auch noch heute kennen; man schnitt um 1450 die Ärmel halb ab, so dass der Arm bis zum Ellenbogen nackt war. Dies geschah aber nicht plötzlich, sondern der Ärmel wurde allmählich immer kürzer gemacht, bis man den Unterarm befreit hatte (Taf. 51, 4, 8 u. 10). Die Männer gingen damit noch weiter am Oberarm hinauf (Taf. 50, 17) und schnitten zuletzt aus der Jacke die Ärmel völlig aus, so dass nur das Hemd den Oberarm teilweise bedeckte und jene also gänzlich unserer Weste glich.

Ausschnitt der Männer

Aber auch den Halsausschnitt ahmten die Männer den Weibern nach und liessen Achseln und Schultern nackt sehen. Wer jetzt die weisseste feinste Haut am Halse, auf Brust und Schultern zeigen konnte, der war der Mann allgemeiner Bewunderung. Und das geschah nicht nur beim Adel und den Fürsten, sondern auch die mittleren und unteren Stände hatten solche Helden aufzuweisen. In Florenz befindet sich ein Bild Albrecht Dürers, von ihm selbst in seinem 26. Jahr gemacht, worauf er Hemd und Jacke weit ausgeschnitten trägt und die langen schönen Locken um die nackten Schultern hängen. Oft ging der Ausschnitt der Jacke auch noch vorn und hinten bis zum Gürtel hinab, so dass nur zwei schmale Seitenteile von ihr übrig blieben (Taf. 50, 17). Zwischen denselben wurden dann goldgestickte Einsätze angebracht oder das feine Hemd in saubere Falten gelegt. Um den nackten Hals flatterten die wohlgekräuselten Locken, indessen die Frauen ihn mit Ketten schmückten, das Haar aber sorgfältig unter Hauben verbargen und an den Rändern derselben ausrissen oder absengten. Es ist die Zeit der tollsten Widersprüche. Man denke sich eine gemischte Gesellschaft mit nacktschulterigen, nacktarmigen Modehelden in ihren knappen Jäckchen und strammen Hosen, bartlos und mit wohlpomadisierten krausen Löckchen, auf denen Hüte und Mützen von allen nur möglichen Formen und Farben sitzen, den Körper in die schreiendsten buntesten Farben gekleidet, ja wo möglich der ganze Anzug aus lauter kleinen Läppchen zusammengenäht, daneben die Frauen und Mädchen mit nacktem Rücken, ganz entblösster Brust, mit ungetümen Hauben oder mächtigen steifen Zopfgebäuden von Schnüren durchflochten, unten aber mit ungeheuren Schleppkleidern angetan, beide Geschlechter mit klingenden Schellen behangen und auf langgeschnäbelten Schuhen sich mühsam fortschleppend: so hat man eine schwache Skizze der damaligen Tracht. Oder man lese Sebastian Brants Narrenschiff oder sehe die Bilder und Kupferstiche der Niederländer und Deutschen aus dem 15. Jahrhundert an.

Aufschlitzen der Kleider

Neben dem tiefen Ausschnitt der Kleider half man sich auch zu freier Bewegung bei der übrigen Enge durch Aufschlitzen. Zunächst wagte man sich an die Ärmel.

Zuerst die Ärmel

Man schnitt sie am Ellenbogen rund aus oder von da ab eine grössere oder kleinere Strecke nach der Hand hin (Taf. 50, 7; 51, 8) oder auch quer durch, so dass ein Ober- und ein Unterärmel entstand (Taf. 50, 16; 51, 7, 13, 18 u. 19), oder man schnitt die Ärmel von oben bis unten hin auf der Seite (Taf. 51, 4) oder hinten auf (Taf. 50, 5; 51, 8) oder durch viele kleine Längsschnitte in Reihen übereinander (Taf. 52, 2) oder man teilte sie durch mehrere Querschnitte in drei bis vier Stücke (Taf. 50, 4), die unter sich durch Nesteln verbunden wurden, wie man auch die Säume des Schlitzes gewöhnlich durch Nesteln oder Schnüre aneinander befestigte, doch immer so, dass das Hemd in grossen Falten dazwischen hervordrang.

Von den Schuhschnäbeln und den hohen Mützen der Frauen wird an anderer Stelle die Rede sein, dagegen ist es hier am Platz, noch der Schellen und der Farbensucht zu gedenken.

Schellen

Die Deutschen sind es, welche den Schellen die Würde einräumten, vom Geschirr der Pferde an ihre Kleider geheftet zu werden. Nur die Italiener und Schweden, also der äusserste Süden und Norden, ahmten es ihnen nach. Die Engländer verschmähten sie, und bei den Franzosen sind es nur seltene Fälle, wo die Schelle angewandt zu sein scheint.

Schon früh ist die Schelle bei der Tracht der Geistlichen heimisch; in Mailand wurde 1103 den Mönchen des heiligen Antonius erlaubt, Schellen an der Kutte zu tragen. Im 13. Jahrhundert kommt sie hier und da bei einzelnen Rittern, noch öfter aber am Sattel vor, so im Parzival: „Manche goldene Schelle klang an der Deck und an dem Mann"; auch im Nibelungenlied tragen die Pferde von Gunthers Mannen Schellen von rotem Golde. Auch in Lichtensteins Frauendienst trägt Ritter Ilsung an 500 Schellen an der Rüstung und sogar welche an der Lanze. Doch sind solche Fälle trotz öfteren Vorkommens nur vereinzelt und, wie es scheint, nur aus übermütiger Laune entsprungen.

Dagegen tritt die Schelle um die Mitte des 14. Jahrhunderts als eine ziemlich allgemeine Tracht auf, die zwar in Nürnberg 1343 verboten wird, aber dadurch nur noch allgemeinere Verbreitung gefunden haben wird. Denn wenn auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kein weiteres Verbot nachzuweisen ist, vielleicht weil anfangs nur die höchsten Stände Schellen trugen, so heisst es doch schon in dieser Zeit von den Deutschen, dass sie ohne Glocken nicht leben können. Aus dem Jahre 1370 werden die Schellengürtel, und zwar als von beiden Geschlechtern getragen, schon erwähnt. Auch zeigen Grabsteine aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dass die Schellen bei den höheren Ständen schon sehr verbreitet waren. Herzogin Anna von Braunschweig hatte den Gürtel ganz mit Schellen besetzt. Die Ritter trugen sie auch über der Rüstung, z. B. Rudolf I. von Sachsen am Wehrgelenk über der Schulter lauter silberne Schellen in Birnenform; am meisten hörte man die Glocken bei grossen Hoffesten erklingen.

Gewöhnlich trug man sie am Gürtel, doch auch am Arme scheinen sie nicht verschmäht worden zu sein (Taf. 45, 11 u. 12).

Allgemeine Verbreitung

Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts brach aber überall ein allgemeines Geklingel herein, so dass selbst die städtischen Kleiderordnungen die Schelle erlauben mussten, doch wurde sie noch immer dem Adel vorbehalten, bis in der Mitte des Jahrhunderts auch der Bürger sie anlegte und sie durch Überfüllung des Ohres dem Ende ihrer Herrschaft zuführte. Als höchste Blütezeit kann also die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts gelten.

Ende

In der Kirche verboten

Ausdrücklich verboten wurde sie für den Besuch der Kirche, woraus also folgt, dass sie selbst dort gefunden wurde.

Gleichzeitig war die Schelle das Zeichen des Narren (Taf. 52, 1) und galt für etwas Feierliches, so dass man mit ihrem Klang an einen vornehmen mächtigen Herrn — und an seinen Leibeigenen, dem er sie angebunden, an den Narren, erinnert wurde. Wie das in den Köpfen sich zusammen vertragen haben mag, scheint schwer zu begreifen, und doch verträgt sich in den heutigen noch viel mehr Widersprechendes.

Auch im 15. Jahrhundert trug man die Schellen am Gürtel (Taf. 49, 14), und dieser hiess dann Dusing. Sowohl der Dupfing erhielt Schellen, als auch der um die Mitte des Körpers liegende Gürtel (Taf. 49, 14; 51, 16) bei Männern und Frauen. Die Schellen, bald kugel-, bald birnenförmig, bald wirkliche Glöckchen, hingen an kleinen Ketten, so dass sie bei der geringsten Bewegung klingen mussten. Die Frauen trugen auch am Halsausschnitte welche (Taf. 51, 14) oder an breiten Schärpen, die quer über die Brust gingen und auf der Hüfte gegenüber zugehakt wurden. An diesen Bändern oder Borten trug man ursprünglich das Jagdhorn, daher sie Hornfesseln hiessen; nun behielten sie auch diesen Namen bei, obwohl sie Schellenfesseln geworden waren. Jetzt dienten sie einzig zum Schmucke und wurden meistens von kostbaren Stoffen oder gar aus Silber und Gold gemacht. Ebenso waren die Schellen meist vergoldet oder ganz aus Silber und daher jedenfalls eine teure Zierde. So konnte man denn auch leicht für eine solche Hornfessel, wie z. B. 1496 Jakob Rohrbach tat, 145 Fl., d. h. nach heutigem Wert 1000 Mark, bezahlen.

Dusing

Verteilung an den Kleidern

Manche trugen solcher Schellen nicht nur eine, sondern zwei oder drei Reihen an der Kleidung, und Fürsten liessen bei feierlichen Aufzügen ihr ganzes Gefolge von Rittern und Knappen alle in Schellentracht einherstolzieren, so z. B. Herzog Friedrich von Sachsen 1417 bei seinem Einzuge in Konstanz. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts bleiben sie nur den Narren als Auszeichnung, und, wie sie dies schon zuvor gewesen waren, ein besonderer Teil der Priestertracht. Auch bei einzelnen Festgebräuchen, z. B. dem Fackeltanz, Schwertertanz und dergleichen, sind sie noch im 16. Jahrhundert gebräuchlich. Heute kennen wir sie nur noch an den Schlittenpferden und in den deutschen Kartenspielen.

Narrentracht

Was uns hier noch zu erwähnen übrig bleibt, der Gebrauch, durch bestimmte Farben bestimmte Empfindungen oder Bestrebungen anzudeuten, so galt dieser bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Freilich aber artete diese Weise in der letzten Hälfte desselben bei den jungen Stutzern zur abgeschmacktesten Sucht aus, durch Farben überhaupt aufzufallen, sei es nun, dass sie sich, wie Bernhard Rohrbach von sich und drei Kumpanen in seinem Tagebuche erzählt, in absonderlicher Laune einmal in eine Farbe (Weiss) kleideten, oder dass sie Rock und Beinkleid aus lauter verschiedenfarbigen Streifen, Quadraten, Dreiecken und dergleichen zusammensetzen liessen. Von irgend einer Bedeutung der Farben, irgend einer Allegorie, ist dabei gar keine Rede mehr. Nur bunt! Nur auffallend! Nur ganz funkelnagelneu! Nur so ausgesucht unsinnig, dass es noch keiner zuvor so gehabt haben kann! Das war die Losung der vornehmen jungen Welt.

Bedeutung der Farben

Farbenwahl aus blosser Laune

So war es aber nicht immer gewesen. Auch noch im 15. Jahrhundert galten bestimmte Farben für bestimmte Beziehungen. Am reinsten war diese Sitte freilich in der

Zeit der Minnesänger bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Obwohl auch in dieser Zeit schon das mi-parti vorkommt, ist es doch noch nicht bis zu solcher Übertreibung gestiegen wie im 14. und 15. Jahrhundert. Sicherlich aber hat die Farbenallegorie durch die Sitte, „geteilte Farben" zu tragen, den Todesstoss bekommen, obgleich dieser gerade aus jener entsprungen ist. Denn mochte es nun sein, dass die geteilten Farben eine wirkliche Abhängigkeit, wie die zwischen Herr und Diener, oder eine eingebildete, wie zwischen dem Ritter und seiner Herrin, bezeichnete, so hatten sie doch ursprünglich eben immer den Zweck, eine bestimmte Untertänigkeit darzustellen. Sie war also auch eine Art Farbenallegorie. Bald aber wurde im 14. Jahrhundert jener Zweck hintenangesetzt und vergessen, und die jungen vornehmen Stutzer kleideten sich in geteilte Farben ganz nach ihrem Belieben, ohne irgend eine bestimmte Rücksicht als die, möglichst aufzufallen (Taf. 44, 4). Wie weit dies zuletzt getrieben wurde, zeigen die Bilder des 15. Jahrhunderts (Taf. 50, 4, 10, 14 u. 17).

Daneben aber blieb in manchen Kreisen der höheren Gesellschaft, besonders an den Höfen, die Bedeutung der Farben dieselbe. Und auch heute noch sind Überreste davon vorhanden. So galt Schwarz immer für die Farbe der Trauer; nur an einigen Orten nahm man Grau oder Weiss dafür. Weiss war sonst die Farbe der Reinheit, also auch der Vorbereitung zu einer grossen Feierlichkeit, der Weihe; zuweilen auch deutete es die Freude an. Deren Farbe war aber allgemein Rot, zugleich die der Ehre und Würde; daher gingen die Fürsten in Rot gekleidet. Auch deutete es die Gewalt über Leben und Tod an. Grün war die Farbe der Hoffnung, der beginnenden Liebe; Blau bedeutete Treue und Beständigkeit. In Gelb kleidete sich die beglückte Liebe; diese Farbe scheint bei den Frauen sehr beliebt gewesen zu sein. Daneben ist Rot vorherrschend.

Farbenverbindung

Von diesen Bedeutungen der Farben gab es, wie schon angedeutet wurde, allerlei Abweichungen; auch setzte man sie paarweise oder zu dreien zusammen, um einen bestimmten Ausdruck zu finden, z. B. Schwarz und Grün, um eine schnell erstorbene Hoffnung zu bezeichnen und dergleichen mehr.

Es war jedenfalls sehr naiv, seinen Herzenszustand in solcher Weise durch das Kleid allen kundzutun, aber die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts war auch in anderen Stücken so. Dass auch in jener Zeit schon vielfältig Missbrauch mit dieser Sitte getrieben wurde, steht unzweifelhaft fest durch die Zeugnisse der Zeitgenossen. Aber ganz aus Rand und Band kam die Farbenwahl erst im 14. und 15. Jahrhundert. Nun wurde sie anfangs Spielerei, später völlige Narrheit.

Farben auch in den unteren Ständen

Gerade die Farben waren es auch, die damals bis in die niedersten Stände vordrangen, während die Formen so ziemlich die alten blieben. Früher, selbst noch im 14. Jahrhundert, hatten die unteren Klassen dunkle und für die Arbeit vorzuziehende Farben getragen (Taf. 44, 6 u. 7); jetzt aber im 15. Jahrhundert griffen sie zu leuchtendem Rot, Blau, Grün und Gelb (Taf. 52, 4–7), während gerade der reiche gesetzte Bürger, der Ratsherr und der Gelehrte sich in Braun oder Schwarz kleideten, woneben dann der Stutzer buntfarbig erschien.

Frauen

Die Frauentracht erlebte in diesen beiden Jahrhunderten nicht weniger Umwandlungen als die der Männer. Gleich mit dem Beginn des zweiten Jahrzehnts im 14. Jahrhundert treten die Vorboten der künftigen Zeit auf. Die Kleider werden im oberen Teile eng und anliegend, damit Brust und Hüften recht deutlich hervortreten (Taf. 44, 1 u. 2); von da abwärts werden sie faltenreich und liegen auf dem Boden auf, so dass nur die Fussspitzen sichtbar werden können. Doch sind sie immer aus zwei Teilen, einem Vorder- und einem Rückenteil, zusammengesetzt; noch gibt es keine Trennung in die Quere, in Jacke und Rock. Auch helfen auf der Brust bereits viele Knöpfe oder Schnürlöcher, die möglichste Enge zu erzielen. Oben wird der Halsausssschnitt allmählich immer grösser; für jetzt, d. h. bis 1350, bleibt er jedoch noch so züchtig, dass nur der Hals bis zu den Achseln entblösst wird (Taf. 44, 1 u. 2).

Kleider eng

Kleider geschnürt

Gewöhnlich trugen die Frauen über dem Hemde zwei Kleider, ein Unter- und ein Oberkleid. Jenes hatte enganliegende Ärmel (Taf. 44, 1 u. 2, 13 u. 14), dieses halblange mit anhängenden Strupfen oder Lappen, die etwa so lang wie der Arm sind (Taf. 44, 2), oder gar keine, indem die Armlöcher so weit ausgeschnitten sind, dass die Säume derselben vorn über die Brüste und unten über die Hüften gehen (Taf. 44, 13). Auch an den Ärmeln des Unterkleides wurden Knöpfe und Schnürsenkel angewandt, um sie, nachdem sie bis zum Ellbogen aufgeschlitzt waren, recht anschliessend zu haben.

Zwei Kleider

Als oberstes Gewand beim Ausgehen diente noch der Mantel, der auf beiden Schultern auflag und vorn die Brust offen liess, wo er mit einer Schnur oder Borte zwischen den beiden Tasseln gehalten wurde (Taf. 44, 1, 13, 14). Diese letzteren waren zum Teil noch Rosetten (Taf. 44, 1), zum Teil aber wurden sie durch kleine Schildchen vertreten, auf denen das Wappen dargestellt war (Taf. 44, 14). Die Mäntel der Vornehmen waren meist doppelte, d. h. gefütterte, die Stoffe dazu ohne Muster, während zu den Unterkleidern sehr oft gemusterte Stoffe benutzt wurden. Am beliebtesten waren die durch gerade Linien in Quadrate geteilten Muster, in deren Mitte dann wohl Punkte oder Sterne und dergleichen angebracht waren (Taf. 44, 2, 3 u. 13). In geteilten Farben gingen die Frauen fast nie.

Mantel

Gemusterte Stoffe dazu

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ändert sich die Tracht ausserordentlich schnell um und geht nun in 50 Jahren so rasch auf der abschüssigen Bahn der Sittenlosigkeit abwärts, dass alle Predigt und Lehre umsonst ist und nutzlos verhallt. Doch müssen wir auch hier wiederholen, was wir bereits an anderer Stelle erwähnt haben, dass neben allen Ausartungen der Mode sowohl in den oberen als mittleren Ständen auch die schönen und massvollen Trachten fortbestanden und wenn auch weniger Verehrer als jene fanden, doch immer noch

Verfall

genug, um jenen einen festen heilsamen Widerstand zu bieten, aus dem sich weiterhin die Rettung herleiten konnte. Jede Reformation entspringt ebensowohl einerseits aus Übersättigung am Schlechten, als andererseits aus dem fortlaufenden stillen Einwirken des vielleicht wenigen Guten, das neben jenem, wenn auch in noch so geringer Minderheit, sich forterhält und die neuen Keime in sich birgt und entwickelt, aus denen die spätere Hilfe kommt. Aus dem durch und durch Schlechten würde sich keine Umformung und Neugestaltung entwickeln können. Das Gute kann nur vom Guten kommen. — Alle Kleidergesetze mit harten Bussen, alle Strafreden der Geistlichen, alle Satiren der Dichter haben nicht so viel gewirkt, als das stille gute Beispiel der wenigen, die in dem Meere des Unsinns und der Sittenlosigkeit sich verständig und sittig hielten. Sie waren eine stumme Strafrede, ein abschreckender Spiegel den Entarteten, und wenn auch, wie gesagt, ihre Zahl oft verschwindend klein sein mag, so sind sie doch dadurch so wichtig, dass aus ihnen die neue Zeit hervorgehen muss. Wie viel Karrikaturen erfuhr nicht der Reifrock 1855, als er eben aufkam; wie viel Vernunftgründe wurden gegen ihn ins Feld geführt; wie viel Menschenleben hat er dem entsetzlichsten Ende zugerissen, die allein in England nach Tausenden zählen: alles umsonst! Er herrschte bis 1868, bis aus der kleinen Schar derer, die ihn verabscheuten, sich eine neue Mode ihre Formen holte. Eins hat die heutige Zeit vor der alten voraus: Es gibt seit dem 30jährigen Krieg keine Kleiderordnung mehr — ausser an den Höfen. Und so ist wenigstens eine, wenn auch kleine Ursache gefallen, die sonst zum Luxus und zur Ausartung verleitete, denn verbotene Früchte haben bekanntlich besonderen Reiz.

Kleidergesetze

Es ist ein Zeichen der Zeit, dass in Deutschland, wie der Luxus, so auch die Kleidergesetze später als in den Nachbarländern auftreten, und dass die ersten derselben gerade um die Mitte des Jahrhunderts fallen. In Speier erlässt der Rat 1356 eine sehr weitläufige Verordnung, worin das Knöpfen und Schnüren der Frauenkleider ganz untersagt wird, ebenso die langen Lappen der Ärmel auf eine Elle beschränkt werden. Der Besatz an Kleid und Mantel soll nur zwei Finger breit sein und unten ganz fehlen. Letzterer soll oben am Halse anschliessen wie vor alten Zeiten und ersteres soll auf den Achseln aufliegen. Alle Stickereien werden verboten und mit ihnen die Schnabelschuhe.

Aus dieser langen Verordnung, woraus wir nur einzelnes kurz angeführt haben, geht hervor, dass alles das statt hatte, was verboten würde. Die Frauen trugen also jetzt Kleider, welche die Achseln nackt liessen, mit Blumen, Buchstaben und dergleichen bestickt und mit breiterem als dem vorgeschriebenen Besatz verbrämt waren. Die Ärmel hatten also Lappen, die vom Ellenbogen an über 30 cm lang waren und die Kleider waren nicht nur vorn, sondern auch an den Seiten aufgeschlitzt und wieder zugeschnürt, um sie anliegender zu machen.

Knöpfen und Schnüren verboten

Gegen Knöpfen und Schnüren vorn und auf den Seiten richten sich fast alle Kleiderordnungen mit gleicher Strenge, woraus die völlige Allgemeinheit dieser Mode ersichtlich wird. Auch jetzt sündigten freilich nicht alle, sondern wie gewöhnlich nur die meisten; es gab also auch Frauen, die sich züchtig trugen (Taf. 45, 6 u. 7). Bei ihnen gingen die Kleider beide bis an den Hals und waren weit genug, um nicht die Körperformen dem Auge aufzudrängen. Daher konnte dann auch der Gürtel noch an seiner alten Stelle oberhalb der Hüfte nützlich werden oder er fehlte ganz, wenn das Kleid anliegend geschnitten war. Auch im Anfang des 15. Jahrhunderts treffen wir noch auf solche Gestalten (Taf. 49, 1 u. 4).

Geringere Strenge in den Gesetzen

Die vorherrschenden Formen aber seit 1350 waren die schon angedeuteten, und wie sehr sie allmählich die Obergewalt erlangt hatten, geht schon daraus hervor, dass nach und nach, besonders seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die Kleiderordnungen nachsichtig werden, bald hier 30 cm in der Länge des Kleides oder Mantels, bald dort so und so viele Meter Stoff oder einige Zatteln mehr erlauben oder den Wert des zu tragenden Schmuckes und dergleichen höher ansetzen. Am ausführlichsten und am häufigsten sind die Kleidergesetze aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wozu freilich die freche Zucht eine Hauptveranlassung bietet. In den beiden letzten Jahrzehnten greifen auch die Fürsten mit ans Werk und der Adel verbindet sich hier und dort gemeinsam, um dem Übel zu steuern. Denn alle früheren Kleidergesetze gingen nur von den Städten aus, galten also auch nur für deren kleines Gebiet. Am Ablauf des Jahrhunderts wurde die Sache sogar im grossen und ganzen angegriffen: das Reich nahm sich der Sitten an und erliess 1496, 98 und 1500 Kleiderordnungen; aber was am Zweige nicht gelingen wollte, das gelang auch am Baume nicht; da jenes geschah am grünen Holz der Städte, wie sollte es da am dürren des Reiches besser werden? — Es wurde dann freilich besser, als der Frühlingssturm des 16. Jahrhunderts durch den Baum fuhr und viele dürre Äste und Zweige niederbrach; als nun die neuen Knospen, die von innen heraustrieben, sich Raum verschafften, da stand er da im neuen Laub, im neuen Kleid.

Reichsgesetze

Unterkleid

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren die zwei Kleider, welche schon früher gewöhnlich von den Frauen getragen wurden, zur festen Mode geworden. Das untere hatte lange enge Ärmel, das obere gar keine oder kurze mit langen Flügeln. Vielleicht sollten die Schellenbehänge (Taf. 45, 12), die hier und dort vorkamen, die langen Lappen der Ärmel vertreten (Taf. 49, 4). Mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts hängte sich dem Oberkleid die Schleppe an. Anfangs klein und unbedeutend, wuchs sie doch schnell trotz der dawider streitenden Verordnungen zu bedeutender Länge an, so dass sie in manchen Städten nach Ellen bestimmt werden musste. Wir haben schon oben weiter darüber gesprochen und können uns hier darauf beziehen.

Schleppe am Oberkleid

Oberkleid eng

Auch das Oberkleid musste bis über die Hüften hin ganz eng anliegen, so dass die Körperformen auch noch

da deutlich zu sehen waren. Auch hier wurden Knöpfe und Schnürlöcher benutzt, um dies zu erreichen. Sogar das Hemd wurde auf solche Weise dem Körper dicht angeschmiegt. Welch eine Mühe mochte also schon damals das Ankleiden einer Frau von Stande machen! Man findet sogar besondere „Gefängnisse“ erwähnt, die das Aufschürzen der Brüste unterstützen sollten, wahrscheinlich Leibchen und breite Bänder, die unter denselben hinliefen und sie stützten. Sie werden samtene und seidene Brise (auch Prise und Preise) genannt und als solche verboten, z. B. in Ulm 1426.

Schnürleiber

Schnüren damals und heute

Man unterscheide aber wohl dieses Schnüren von dem der heutigen Frauen. Damals kam es darauf an, den Körper so zu zeigen, wie er war und nur allenfalls den Busen etwas in die Höhe zu drängen. Heute ist den Frauen daran gelegen, den Körper so zu zeigen, wie er nicht ist, nämlich mit einer Taille (wir haben nicht einmal ein deutsches Wort für dieses Modestück!), die an die Wespe erinnert und die zu allem möglichen gut sein mag, sicherlich aber nicht, um einer Venus ähnlich zu sein oder — um gesunde Kinder zur Welt zu bringen. Unser Schnüren ist, wie wir bei Gelegenheit sehen werden, aus einer späteren Zeit (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts).

Im Hause trug die Frau gewöhnlich nur das Unterkleid; erst beim Ausgehen trat das Oberkleid hinzu und der Mantel (Taf. 51, 1 u. 2) oder wie bei den Männern an seiner Stelle die Hoike oder der Trappert. Doch blieb bei den Frauen der Mantel noch eine gute Zeit länger im Gebrauch, und zwar immer in der älteren Form, so dass er auf der Brust zusammengehalten wurde. Wir finden ihn das ganze 15. Jahrhundert hindurch. Um aber auf der Strasse mit dem reichen Besatz der Kleider zu prahlen (Taf. 51, 6, 18 u. 21), war die Länge des Mantels ein Hindernis; darum kürzten ihn die Frauen so, dass er oft kaum noch die Kniee erreichte, wogegen denn aufs neue Verordnungen erlassen wurden. Was man also den Kleidern als Schleppe zusetzte, schnitt man gleichzeitig den Mänteln ab.

Mantel

Er wird gekürzt

Gürtel

Der Gürtel, der im 14. Jahrhundert mit der zunehmenden Enge der Kleider von seiner alten Stelle oberhalb der Hüften hinabgesunken war, so dass er diese als blosser Schmuck umgab (Taf. 45, 12), blieb in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entweder ganz fort (Taf. 51, 2, 6 u. 14) oder rückte jetzt, wo man den ganzen Schnitt des Kleides änderte, wieder an seine alte Stelle.

Kleid geteilt in Leibchen und Rock

Die Hauptveränderung nämlich, welche die weibliche Kleidung dieser Zeit verdankt, ist die Querteilung des Kleides in Leibchen und Rock. Bisher war jedes Kleid wie das Hemd aus einem Vorder- und Hinterteil zusammengesetzt worden und die Enge des oberen und die Weite des unteren Teils durch den Schnitt oder, wie wir gesehen haben, das erstere mit Hilfe von Knöpfen und Schnüren erzielt worden. So finden wir auch in der genannten Zeit noch viele Kleider aus Vorder- und Rückenteil bestehend (Taf. 51, 13, 14 u. 18), aber neben ihnen taucht etwas ganz Neues auf. Man trennt nämlich den oberen Teil bis zum Gürtel von dem übrigen, und hat dadurch nicht nur den Vorteil des leichteren Anziehens, sondern auch der Ersparnis an Stoff und leichtere Mühe des Verfertigens. Der untere Teil, von nun an Rock genannt, wird durch viele eingelegte Falten nach Belieben weit hergestellt — wir wissen ja aus den Jahren 1855—1868, wie weit man es treiben, und aus der Gegenwart, wie eng man sich beschränken und den Rock ohne Falten herstellen kann —, der obere Teil dagegen, das Leibchen, besteht für sich und lässt sich nun eng und knapp herstellen, so sehr man nur will, wofür wir heute gleichfalls auf den Augenschein uns berufen können (Taf. 51, 8, 16, 19 u. 20). Man machte schon damals die beiden Stücke zuweilen aus verschiedenem Stoff (Taf. 51, 16), ja sogar aus dreierlei, indem die Ärmel von anderem Gewebe als das Leibchen sein konnten.

Über das Ausschneiden der Kleider am Halse und wie dasselbe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Übermass Brust und Rücken entblösste, haben wir schon gesprochen. Ebenso über das Aufschlitzen der Ärmel (Taf. 51, 4, 7, 8, 18 u. 19) und die hervortretenden Puffen, wie über die Bruststücke, die zwischen den Ausschnitt eingesetzt wurden (Taf. 51, 13, 18 u. 20).

Ausschnitt am Halse

Schlitze und Puffen

Die verschiedenen Formen des Oberkleides, die wir bereits erkannt haben, wurden noch um eine neue in dieser Zeit vermehrt, indem neben den alten ohne Ärmel (Taf. 51, 6) oder mit langen Flügeln (Taf. 51, 14) oder Hängeärmeln (Taf. 51, 16) auch eine mit langen engen Ärmeln auftrat (Taf. 51, 18, 19 u. 21). Auch kam es vor, dass Frauen das Kleid vorn (Taf. 51, 4) oder an den Seiten bis zum Gürtel aufschlitzten, um die lang nachschleppenden Stoffmassen über den Arm legen zu können. Sonst aber blieb es allgemeine Sitte, das Oberkleid mit der Linken vorn aufzuheben, angeblich um freier zu gehen, in der Tat aber, um das reiche Unterkleid sehen zu lassen (Taf. 51, 6, 18, 19 u. 21). Heute nehmen die Frauen aus ähnlichen Gründen das Oberkleid an der linken Seite auf.

Oberkleid

Handhabung beim Gehen

Der Halsausschnitt wurde immer an beiden Kleidern mit Goldborten (Taf. 51, 2, 11, 14, 18—21), Sendal oder dergleichen (Taf. 51, 3, 7, 9 u. 17) eingefasst, der untere Saum meistens. Die Stoffe waren nach den Vermögens-Verhältnissen verschieden, der Luxus aber weit, weit grösser als heute. Man hat wirklich jetzt keinen Begriff mehr von solchem Aufwand, wie ihn die damalige Zeit kannte, besonders was Frauenkleidung betrifft. Die Kleiderordnungen mit ihren Preisbestimmungen sind darin der sicherste Schlüssel. Bald heisst es, eine Frau soll nicht mehr Schmuck als (nach heutigem Geldwert) für 840 Mark tragen, ein andermal ebenso, dass das Kleid nicht über 1800 Mark kosten dürfe! Freilich Samt und Seide oder Goldbrokat — eines von diesen musste es sein — waren nicht billig. Die Farben mussten grell sein, so dass sie weithin strahlten. Für das Unterkleid wählte man nicht selten weiss (Taf. 51, 18, 19 u. 21).

Besatz und Stoff

Luxus überhaupt

Schmuck

In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts setzten auch die Frauen in den weiten Ausschnitt feine Leinwand, Stickereien oder Seide ein (Taf. 51, 13, 18 u. 20), um

Einsatz

die völlige Nacktheit zu verbergen. Auch mit diesen Einsätzen riss sehr bald ein unvernünftiger Luxus ein.

Falscher Prunk

Wir wollen aber nicht unerwähnt lassen, dass Viele, denen die Mittel zu echten Stickereien, Perlenschnüren oder kostbaren Borten fehlten, sich durch falsche zu helfen wussten. Es war lange nicht alles Gold, was glänzte, und die Perlen wurden nicht durch die Auster allein, sondern in weit grösserer Menge und von allen Grössen durch die „Perlenmacher" hervorgebracht, deren jede grössere Stadt eine besondere Zunft aufzuweisen hatte.

### b) Kopfbedeckung.

1300 Gugel mit Goller

Schon in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts war die Gugel mit ihrem breiten Kragen sehr verbreitet (Taf. 44, 4). Letzterer war bald klein, so dass er nur den Hals umschloss, bald so gross, dass er noch über die Achseln ging (Taf. 44, 3 u. 7), welche Form später die vorherrschende wurde. Der Zipfel der Kapuze reichte sehr weit auf dem Rücken hinunter (Taf. 44, 4), so dass er wenigstens die Mitte des Körpers erreichte.

Mützen

Daneben waren Hüte und Mützen von verschiedenen Gestalten gebräuchlich. Letztere waren meist niedrig und breit, wie schon im 13. Jahrhundert solche getragen wurden. Die der Fürsten waren gewöhnlich mit Hermelin

Hüte

besetzt (Taf. 44, 9). Die Hüte des Volkes waren niedere runde Filzhüte mit breiter Krempe und gewöhnlich in der Naturfarbe des Filzes (Taf. 44, 7).

Haar

Das Haar trug man allgemein so lang, dass es etwa in gleicher Höhe mit dem Kinn endigte (Taf. 44, 6, 7, 9 u. 10). Längeres Haar kam zwar vor, gehörte aber besonders ganz im Anfang des Jahrhunderts zu den Ausnahmen. Gegen die Mitte hin, wo die Neigung zum Phantastischen immer mehr hervortrat, kam es auch öfter vor (Taf. 44, 3 u. 5). Man trug es stets lockig, ohne aber etwa zu steifen Haarkünsteleien zu schreiten. Nur in sanften Wellen fiel es über die Ohren herab. Späterhin wurde auch hier der verdorbene Geschmack offenbar, indem allerlei Frisuren Platz griffen, die weder schön noch bequem waren.

Bart

Der Bart wurde in der Regel ganz wegrasiert (Taf. 44, 3—8). Es finden sich aber dennoch einzelne Abbildungen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo bald der Vollbart (Taf. 44, 9), bald nur der Schnurrbart getragen wird (Taf. 44, 11).

1350 Gugel vorherrschend

Seit der Mitte des Jahrhunderts nimmt aber die ganze Kopftracht den sonderbaren Charakter an, der sich auch an der übrigen Kleidung zeigt. Von nun an hatte die Gugel bei Männern und Frauen die bestimmte Oberherrschaft. Sie trieb es darin so weit, dass sie bisweilen nur die Augen frei liess, ja! an manchen Orten war das ganze Gesicht verdeckt und die Augen mussten aus zwei Löchern hervorlugen. Eine völlige Vermummung also! —

Besatz und Farbe

Der vordere Saum wurde trotz der Verbote rund um das Gesicht ausgezattelt, mit Pelz verbrämt, besonders gern mit weissem, um die Farben der Gugel, die gewöhnlich rot, gelb, grün oder sonstwie hell und grell waren, recht zu heben. Der Zopf wurde länger und länger, bis er in manchen Städten den Boden erreichte; gewöhnlich ging er wenigstens bis zur Kniekehle und war dabei gewunden oder gedreht, indessen an der Gugel Borten, Perlen, Federn und dergleichen angebracht wurden. Hüte und Mützen kamen in dieser Zeit fast ganz ausser Gebrauch.

Zopf der Gugel

Bart

Der Bart fehlte nun der Regel nach völlig; er wurde gänzlich wegrasiert. Nur Fürsten oder alte Männer trugen allenfalls einen vollen Bart (Taf. 45, 5 u. 10) und manche Ritter oder Fürsten einen Schnurrbart (Taf. 45, 9). Es

Schnurrbart

ist eine seltsame, gerade diesem Jahrhundert eigentümliche Sitte, den Bart über den Lippen wachsen zu lassen. Sie stammt, wie Jak. Falke sehr richtig bemerkt, wahrscheinlich von den östlichen Nachbarn der Deutschen, den

Ursprung dieser Sitte

Böhmen und Slaven. Karl IV. von Luxemburg war König der Deutschen und Böhmen und Sigismund späterhin sogar der Ungarn, wo Knebelbärte von jeher beliebt waren. So kam es wohl, dass die Deutschen durch die häufige Berührung mit diesen Anwohnern eine Sitte annahmen, von der seit dem 10. Jahrhundert keine Rede mehr gewesen war. Mit den Karolingern waren auch die Schnurrbärte begraben worden mit den Luxemburgern feierten sie ihre Auferstehung aus der Vergessenheit. Auch die Bürger nahmen später hier und dort diese Neuheit auf und ahmten sie nach.

Haar

Das Haar wurde auch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch meistens lockig wie früher getragen (Taf. 45, 10), doch begegnete man schon öfter als sonst langgelockten Männern, denen das Haar bis auf die Schultern fiel (Taf. 45, 1 u. 11). Andererseits wieder wird auch berichtet, dass viele sich das Haar nach mönchischer Art kürzten, wodurch wenigstens so viel deutlich wird, dass die Willkür des einzelnen und die Sucht aufzufallen bereits in Tätigkeit kam.

Schapel und dergleichen

Die früheren Schapels, Ringe, Kränze und dergleichen blieben auch jetzt noch bei beiden Geschlechtern für den häuslichen Gebrauch beliebt, weil man hier die Kapuze ablegte (Taf. 45, 7, 10—12).

Haartracht der Bauern

Die bürgerlichen Stände ahmten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts den Rittern mehr und mehr nach, so dass der äussere Unterschied der gesellschaftlichen Klassen immer mehr verwischt wurde. Nur die Bauern behaupteten sich in der alten Tracht. Sie trugen auch jetzt noch das kurze Haar. Wir haben schon oben erwähnt, dass 100 Jahre später auch sie von der Kultur beleckt wurden.

1400 Gugel verschwindet

Denn schon bald nach dem Anfange des 15. Jahrhunderts, als die burgundische Tracht die tonangebende wurde, da ging mit den Köpfen und ihrer Ausschmückung eine grosse Veränderung vor sich. Die Gugel verschwand. Schon am Ende des 14. Jahrhunderts hatte sie aus den höheren Regionen weichen müssen und nur ihr Goller erhielt sich noch (Taf. 49, 6, 8 u. 9). Jetzt trat sie immer mehr zurück und bald war sie nur noch als praktische Hülle auf Reisen und auf der Jagd gebräuchlich, daher denn auch ohne den Schwanz. Der Bauer bewahrte sie noch lange und selbst beim Bürger fand sie sich noch

um 1420. Als Tracht besonderer Ämter gilt sie auch noch am Ende des Jahrhunderts (Taf. 52, 1 u. 3).

Hüte

Statt ihrer nahmen Hüte und Mützen die Köpfe in Besitz. Erstere, wie wir schon bei den Franzosen dieser Zeit erwähnt haben, waren Abkömmlinge des niederen Filzhutes und erschienen zuerst bei Hofe um 1400 ganz in der Gestalt und Farbe ihres Ahnherrn: grau und niedrig, mit rundem Kopf und breitem Rand. Bald aber verwandelten sie ihr Ansehen durch Veränderung der Farbe,

Wandlungen

die nun in rot, gelb, blau und sogar in geteilte Farben überging und durch Veränderung der Form, indem man die Krempe bald hinauf-, bald hinabbog oder den Kopf bald so, bald anders gestaltete. Auch durch Ausschmückung mit Federn, Borten und dergleichen suchte man sich zu helfen (Taf. 49, 8 u. 9; 50, 5, 9, 11 u. 17), und als auch das nicht mehr verfangen wollte, nahm man die

Sendelbinde

Sendelbinde zu Hilfe (Taf. 50, 12). Wir verweisen hier auf den schon erwähnten Abschnitt (S. 191), denn die Deutschen trieben es ebenso arg und ärger als die Franzosen in der Sucht, durch allerlei Formen aufzufallen. —

Judenhüte

Die Juden allein durften von ihrer Phantasie keinen Gebrauch machen, sondern mussten ihre steifen gelben Trichterhüte mit obligatem Knopf auf der Spitze tragen (Taf. 49, 10), mochte es ihnen nun gefallen oder nicht; höchstens hatten sie Erlaubnis, diese Hüte mit einem breiten Kopftuche zu vertauschen (Taf. 49, 11). Hüte oder Mützen aber, wie andere Leute, durften sie nicht tragen, es sei denn, dass sie sich die Erlaubnis dazu durch besondere Geldopfer erkauft hatten (S. 154).

Mütze

Die Mützen des 15. Jahrhunderts waren ausserordentlich mannigfaltig in Form, Grösse, Farbe und dergleichen. Bald umzog der Rand nur einen einfachen niederen Kopf (Taf. 50, 10, 15 u. 16), bald einen weiten Beutel, der auf irgend einer Seite lose herabhing (Taf. 49, 17 u. 18). Bald

Wandlungen

war er geschlitzt an beiden Seiten, so dass ein Stirn- und ein Nackenstück entstand, deren jedes nach Belieben auf- oder abwärts gebogen werden konnte (Taf. 49, 2; 50, 1—3 u. 14; 52, 15), bald fehlte auch der Rand gänzlich (Taf. 49, 15; 52, 8 u. 16), bald wurde der Mütze unten beliebig zu einem Rande verholfen durch Umlegen des Saumes (Taf. 50, 6 u. 7). Der Beutel war bald bescheidener (Taf. 52, 9), bald von unmässiger Grösse (Taf. 49, 17) oder noch durch gezattelte Bänder (Taf. 49, 18) verstärkt oder von Sendelbinden umgeben (Taf. 49, 15).

Pelzmützen

Die Lust, Pelzwerk anzubringen, fand an den Mützenrändern einen bequemen Spielplatz; auch hier wurde für die verschiedenen Stände bald ein bestimmter Kanon gefunden, wonach z. B. der vornehme Bürger meist Fuchspelz trug (Taf. 50, 14) u. s. w.

Haarbänder im Hause

Im Hause trug man auch noch in diesem Jahrhundert die das Haar umschliessenden Ringe, Kränze und dergleichen; meistens waren es seitdem Bänder oder Schnüre, die auf der Stirn nicht selten eine Rosette trugen, welche eine oder mehrere Federn hielt (Taf. 49, 12; 50, 8), wovon sie oft Federkränze genannt wurden.

Haarpflege

Das Haar wurde selbstverständlich bei solchem Kopfputz mit grosser Aufmerksamkeit behandelt. Öle, Salben, Lockenwickel, Brenneisen mussten der Natur zu Hilfe kommen und Locken schaffen, wie diese Meisterin nimmer welche fertig gebracht hätte. Man erstaunt über die gedrechselten gekünstelten Locken-Frisuren der vornehmen jungen Welt jener Zeit. Stundenlang musste täglich der von Putzsorgen angefüllte Kopf still halten, um in seinem langen Haar jene künstlichen Anordnungen treffen zu lassen, die dann die Welt entzücken sollten. Da wurden rundum horizontale Terrassen von Locken angelegt, oder lauter vertikale Rollen, wie Orgelpfeifen, umstanden das würdige Haupt oder es kräuselte sich rundum, wie bei jungen Lämmern, das Haar; kurz, was nur die Phantasie an Frisuren ersinnen konnte, das wurde auch ausgeführt (Taf. 49, 12 u. 16; 50, 4, 5, 8—10 u. 14—18; 52, 2 u. 15).

Bart

Der Bart blieb verbannt, nur dass alte oder fürstliche Personen dann und wann einen Vollbart trugen (Taf. 49, 5, 15, 17 u. 18) oder dass, besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, einzelne Ritter den Schnurrbart wachsen liessen (Taf. 49, 3 u. 13), was denn auch noch später zuweilen einem jungen Modehelden als etwas Neues einfiel (Taf. 50, 5 u. 17).

Frauen:

Die Frauen hatten indessen nicht geringere Revolutionen auf ihren Köpfen zu bestehen. Schon mit dem

1300

Beginn des 14. Jahrhunderts sah man die bisher allgemein getragenen offenen Locken (Taf. 44, 2 u. 13) sich hier und

Flechten

da zu Flechten verschlingen und in Netzen verbergen (Taf. 44, 1) oder doch als Zöpfe auf den Seiten und im Nacken in Schneckenform und dergleichen zusammengerollt werden, so dass die unteren Wangen und der Nacken durch ihre weisse Haut prangen konnten. Alte

Alte Frauen verhüllt

Frauen oder solche, die ihren Abscheu vor der einreissenden Entblössung darlegen wollten, verhüllten sich dagegen um so mehr, indem sie mittelst Rise und Haube oder Schleier alles bis auf das Gesicht verhüllten (Taf. 44, 14).

1350

Schon um 1350 werden die frei herabfliessenden Haare selten und verlieren sich von da an sehr bald ganz

Zöpfe aufgewickelt

(Taf. 45, 12). Dagegen werden die Zöpfe in allerlei künstlichen Windungen am Kopfe untergebracht, bald in schöner, bald in hässlicher Form (Taf. 45, 7). Dabei behielten

Schapel

die Frauen das Schapel, das sonst die freien Locken halten musste (Taf. 45, 12), jetzt noch einige Zeit als Zierde bei (Taf. 45, 7), verwandelten es aber auch je nach der Jahreszeit in Blumenkränze oder seidene Bänder und Schnüre. Bald aber verschwand diese ganze Klasse von

Haube

Kopfputz und die Haube nahm die Alleinherrschaft für sich. Dies geschah um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Seltsam ist es, dass gerade die fürstlichen Frauen und Jungfrauen am längsten der alten Sitte, lange Locken zu tragen, treu blieben, so dass wir gerade bei ihnen die Ausnahmen von der Mode noch um die Mitte, ja in einzelnen Fällen sogar noch am Ende des 14. Jahrhunderts finden. Ursache mochte wohl sein, dass sie Zeit und Geld genug hatten, ihr Haar in solcher Weise zu tragen, die offenbar

einen grösseren Aufwand an Pflege und Kleidern erfordert als jede andere. Möglich auch, dass ihr Sinn für das Schöne und Würdige geweckter war und einigen Anteil an solchem Entschlusse hatte.

Mit den Zöpfen, die übrigens bei aller ihrer Schönheit nicht selten falsche waren, wie aus vielen Kleiderordnungen und Chroniken hervorgeht, wurde die Haube immer kühner und immer mächtiger. Das Schapel fand auch bei den Männern noch eine Zuflucht vor der Verfolgung. Zunächst kam aber die Gugel auf einige Jahrzehnte zur Oberherrschaft, und zwar in derselben lächerlich verzierten Form wie bei den Männern (siehe oben). Verheiratete Frauen durften ausserdem auch noch eine besondere Haube tragen, die mit mehreren Reihen von Krausen Gesicht und Schultern umschloss (Taf. 45, 6). Diese Haube hiess daher der Kruseler (Krauseler) oder auch die Hulle (Holle). Die Obrigkeiten bestimmten die Anzahl der Krausen, die bald auf drei, vier, sechs u. s. w. festgesetzt wurde.

Kruseler der Hulle

Der Schleier war aber auch neben der Gugel immer in Ansehen geblieben. Er unterschied schon ganz allein die Frauen der verschiedenen Stände durch seine Feinheit, Grösse, Borte u. s. w. Bald wurde er mit der Haube zugleich, bald auch nur für sich allein getragen.

Schleier

Gegen das Ende des Jahrhunderts nahm die Gugel ihren Abschied und liess den von Frankreich hereindringenden hohen Hauben, die sie jedenfalls an Hässlichkeit übertrafen und an Unzweckmässigkeit gar nicht mit ihr zu vergleichen waren, das Feld. Doch behielten auch die Frauen den Goller noch eine Zeitlang bei, aber nicht allzulange und eben nur die Frauen, nicht die Jungfrauen, denn denen kam es gerade darauf an, das vom Goller bedeckte Stück ihres Körpers zu enthüllen. Er wurde auch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit der Hulle zusammen noch öfter getragen (Taf. 49, 1). Doch nicht alle Frauen gingen so. Viele zogen es vor, sich nach Art der Jungfrauen mehr unverhüllt zu tragen.

ugel verchwindet

oller bei n Frauen

Da die Frauen den Schleier meistens ebenso legten wie die Männer die Sendelbinde, so lässt sich diese recht gut als eine Stellvertreterin desselben ansehen, und zuweilen lässt er sich ebensogut mit dem einen wie mit dem anderen Namen bezeichnen (Taf. 51, 5 u. 6), um so mehr, da er ebenfalls meist mit bunten Zatteln besetzt war.

Die schon erwähnten Netze und Säckchen oder Taschen, in denen die Frauen schon im 14. Jahrhundert bisweilen ihre Flechten geborgen hatten, wurden mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts allgemein Mode. Wir finden auch hier dieselben Formen wieder, die wir schon bei den Engländerinnen zu erwähnen hatten. Bald waren diese Taschen, die übrigens eine deutsche Erfindung zu sein scheinen, hoch und schmal, bald kurz und dick wie Halbkugeln und dergleichen mehr. Sie bestanden häufig aus Goldstoff (Taf. 51, 15) und waren dabei noch oft mit Netzen aus Edelsteinen oder Perlen überzogen (Taf. 51, 18).

1400 chen für e Zöpfe

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts werden die hohen Hauben der Königin Isabeau, die bisher nur einzeln erschienen waren, allgemein und mit ihnen zugleich bricht eine Flut von allerlei seltsamen Kopfputzen über die deutschen Frauen herein. Turbane, hohe spitze Mützen, runde Töpfe, Männerhüte — es lässt sich kaum bezeichnen, wie vielgestaltig in dieser zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die deutschen Weiberköpfe bedeckt waren. Wir haben schon die französischen Hauben in ihren wichtigsten Grundformen und Unterscheidungen näher betrachtet (Seite 193 f.); sie fanden sich nun auch in Deutschland (Taf. 51, 6), daneben aber auch alle möglichen Abarten und Umwandlungen derselben, von denen eine die andere immer noch an Hässlichkeit übertraf. Am beliebtesten von diesen scheinen aber in unserem Vaterlande die hohen spitzen und die grossen sackförmigen Hauben gewesen zu sein, die halbmondförmigen, hörnerähnlichen dagegen seltener Anklang gefunden zu haben. Sehr häufig wurde indessen die turbanartige Kopfbedeckung getragen, welche das Haar zum Teil sehen liess (Taf. 51, 14) und wobei der Schleier abwechselnd mit Perlenschnüren und dergleichen um eine Wulst gelegt war. Diese Wulst oder Wurst wird zuweilen durch das Haar selbst dargestellt (Taf. 51, 17), zuweilen auch diademartig auf die Zöpfe gedrückt (Taf. 51, 18, 20 u. 21), auch wohl mit Federn und Blumen geschmückt. Hin und wieder erinnert dieselbe, von bunten Tüchern umwunden und mit einer Agraffe geziert, an das frühere Gebende (Taf. 51, 2, 5 u. 19), bald ist sie so gross, dass sie wie ein breiter Heiligenschein das Haupt umgibt (Taf. 51, 11). Oft sass auch eine solche Haube noch auf dem Kruseler als zweite Hülle (Taf. 51, 3 u. 10), und zuweilen ist die ganze Kopftracht in eine kleine Studentenmütze (Cerevismütze) zusammengeschmolzen (Taf. 51, 4). Zwischendurch laufen aber jene hohen breiten Ungetüme, bei denen der Stoff über ein grosses Drahtgestell ausgespannt ist und die wunderlichsten Schnörkel und Figuren bildet (Taf. 51, 3, 7, 9–13), so dass bald das ganze Gesicht bis auf Nase und Augen verhüllt ist (Taf. 51, 10 u. 13), bald auch Hals und Nacken frei bleibt (Taf. 51, 7, 9 u. 12). Matronen und ehrsame Frauen gingen aber wie früher in Hulle und Goller (Taf. 49, 1), selbst in dieser Zeit nicht selten mit dem Schleier und der Rise (Taf. 51, 1) in anständiger und zuweilen malerisch schöner Verhüllung.

1450 Hohe Hauben

Turban-Hauben

Verschiedene Formen

Dass auch Männerhüte von den Frauen getragen wurden, deuteten wir schon an, ebenso fanden auch die Mützen der Männer Eingang bei dem zweiten Geschlecht. Neben dem Goldstoff, der Seide und feinen Leinwand wurden Samt und besonders Pelzwerk häufig zu den Hauben benutzt. Leinwand wurde, nachdem sie wahrscheinlich durch Stärke gesteift war, besonders von verheirateten Frauen zu ihren kugelähnlichen Hauben verwandt. Auch diese wurden freilich oft noch durch Goldstickerei verziert (Taf. 51, 13). Die um Mund und Kinn liegende Binde bei diesen Leinwandhauben (Taf. 51, 10 u. 13) war eine Nachahmung der Rise, aber gewiss oft lächerlich genug. Denn den Mund zu verhüllen und den Oberkörper vom Kinn bis zum Gürtel fast ganz zu entblössen, ist sicher Zeichen einer ziemlichen Ideenverwirrung. Die Gegensätze prallten damals an einer und derselben Person jäh aneinander.

Hüte

Stoffe der Hauben

### c) Fussbekleidung.

Schnabelschuhe

Hier haben wir nichts wesentlich Neues zu erwähnen, ausser dass die Schuhschnäbel, das Hauptmerkmal der Schuhe dieser Zeit, in Deutschland später als in Frankreich getragen wurden. Während sie drüben im Nachbarland schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts gebräuchlich waren, kamen sie hüben erst um die Mitte desselben in Aufnahme. Die Kleiderordnungen verboten seit dieser Zeit oder beschränkten sie auf eine gewisse Länge. Vorher werden sie nicht erwähnt. Im folgenden Jahrhundert wurden sie nur in den untersten Ständen verboten; ein Beweis, dass die Gesetzgebung mit der Mode fortschritt.

Vor der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde nur erst die Neigung zu den langen Spitzen (Taf. 44, 3) hier und da sichtbar; im ganzen blieben die früheren Schuhe gebräuchlich. Seit 1350 aber bis 1480 hatten sie den Thron der Mode bestiegen und hinderten jeden freien Schritt der Füsse. Auch hier in Deutschland trug man sie bisweilen von der Länge von 60 cm und darüber hinaus. Auch hier setzten sie sich, als man die Schuhe durch die langen bis an die Fussspitzen reichenden Beinkleider ersetzte, an diese an, und man trug sie ebenfalls bald schlaff, bald durch Werg oder Wolle ausgesteift (Taf. 49, 7). Die

Trippen

hölzernen Unterschuhe oder Trippen, mit Riemen querüber befestigt, waren auch hier dem Gange eben nicht förderlich, noch weniger, als man erst unter Ferse und Ballen zwei erhöhende Klötze anbrachte (Taf. 50, 8). Eins

Schelle am Schnabel

hatten aber die deutschen Schuhschnäbel vor den ausländischen voraus: die Schelle, welche nicht selten vorn die bunte, oft vielfarbige Spitze zierte. Indessen die Spitze klingelte, klappten die hölzernen Pantoffeln den Takt dazu. Die beiden Spitzen waren übrigens zuweilen, wie die Ärmel, der Neuheit wegen von verschiedener Länge. Dass sie auch, und zwar sehr häufig, von verschiedener Farbe, ja

Spitzen in mi-parti

eine und dieselbe Spitze mehrfarbig sein konnte, erwähnten wir schon an anderer Stelle. Der Stoff zu den Schuhen oder den um 1420 hier und da auftauchenden kurzen

Stiefel

Stiefelchen mit weitem Rande (Taf. 49, 17; 50, 10, 12 u. 17; 52, 2) war Leder, Seidenzeug oder auch, besonders bei den Frauen, Goldstoffe. Schwarz war die vorherrschende Farbe

Farben der Schuhe

bei den Männern; rot und gelb kam oft bei den Frauen vor. So lange die langen Beinkleider getragen wurden, waren freilich auch bei den Männern die Füsse rot, gelb oder sonst lebhaft bekleidet (Taf. 49, 7, 12 u. 18). Dies war noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Fall; in der zweiten dagegen gewannen die Schuhe ihr Recht zurück und um 1480 auch ihre alte Form ohne Schnäbel, die aber rasch umschlug in das Gegenteil. Hatte man bis jetzt seit 130—140 Jahren die Länge übertrieben, so tat man dasselbe nun mit der Breite. Stumpf und plump und breit an der Spitze galt nun für ausnehmend schön und noch der Schluss des 15. Jahrhunderts sah die neue Form (Taf. 50, 14 u. 15) ebenso allgemein und vorherrschend, wie

Kuhmäuler und Entenschnäbel

sein Anfang die langen Schnäbel gesehen hatte. Kuhmäuler oder Entenschnäbel hiessen diese neuen Schönheiten, die z. B. schon um 1493 in Nürnberg getragen wurden.

### d) Schmuck.

Verbote gegen den Schmuck

„Keine Frau soll Gold, Silber, Edelsteine oder Perlen tragen an ihren Mänteln, Röcken oder Hüten, noch an Bändern, Fürspangen oder an Gürteln in keiner Weise“, sagt die Kleiderordnung des Rates zu Speier vom Jahre 1356, und weiter: „Kein Mann soll Federn oder Metallröhrchen oder Geschmelz auf den Gugelhüten tragen; keiner, der nicht Ritter ist, goldene oder silberne Borten oder Bänder, noch Gold, Silber oder Perlen, weder an den Gugelhüten, Röcken, Mänteln, noch an Gürteln, Taschen, Scheiden oder Spitzmessern.“ Ähnlich lautet es in allen Verordnungen damaliger Zeit. Bald wurde den Töchtern mehr als den Müttern erlaubt, bald den adligen Frauen mehr als den Bürgerinnen. Aber darin stimmen sie alle überein, dass sie den verschwenderischen Gebrauch von Gold und Silber, von Edelsteinen und Perlen hindern wollen. Auch hierin gab die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts die ärgsten Beispiele. Es wurden durch die gewaltsam alles überflutende Verschwendung auch die Gesetze zur Nachgiebigkeit gezwungen, und so erlaubte schon 1426 die Ulmer Kleiderordnung Halsbänder aus Perlen und dergleichen bis zum (heutigen) Werte von 360 Mark, silberne Gürtel von 2 Pfund Schwere, also bis zum Preise von 180 Mark, desgleichen anderen Schmuck bis zu demselben Werte, so dass das ganze Geschmeide immerhin schon eine ansehnliche Summe kosten durfte.

Gesetze nachgiebiger

Überladung mit Schmuck im 15. Jahrhundert

War es schon im 14. Jahrhundert genug gewesen, den Gürtel, die Tasseln des Mantels und die Säume der Kleider kostbar zu machen durch edle Metalle, so hatte man im 15. Jahrhundert kaum Platz am ganzen Körper, um allen Schmuck unterzubringen. Man fing beim Hut oder Schleier an und hörte an den Schuhschnäbeln auf, und Männer wie Frauen wetteiferten jetzt in solcher Sucht. Am Kopfputz mussten goldene Borten, Stäbchen, Agraffen, Nadeln, Ringe, Kränze, Schnüre und dergleichen angebracht werden (Taf. 49, 12; 51, 2, 12—14); um den Hals hingen oft sechs- bis achtmal gewunden schwere Goldketten (Taf. 49, 12; 51, 6, 13—14, 18—20); an den Händen blitzten Ringe, oft an einem Finger mehrere, und daher hatten viele Frauen, selbst des Bürgerstandes, ein halbes Schock und darüber im Besitz, so z. B. die schon oben genannte 1485 in Nürnberg verstorbene Frau Winter. Auch Armbänder trug man wieder; es war ihr zweites Aufleben nach drei- bis vierhundertjährigem Schlafe, wie sie denn im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ihre dritte Wiedergeburt erlebt haben. Das Kleid war mit Perlen und edlen Steinen bestickt und trug an den Säumen breite Goldborten, auf der Brust aber eine Brosche, die gewöhnlich sehr kostbar war (Taf. 51, 4, 11 u. 18). Auch der Latz, der in den tiefen Brustausschnitt eingesetzt war, war meistens mit Gold bestickt (Taf. 50, 17).

Armbänder

Latz gestickt

Aber dieser Schmuck war nicht mehr, wie der unter den Karolingern, nur um des edlen Metalles oder der Steine und Perlen willen kostbar, sondern sein Hauptwert lag in der kunstvollen Arbeit, die dabei aufgewandt war. War

Kostbar durch die Arbeit

doch an der gewöhnlichen Kleidung der Männer schon ohne Schmuck häufig der Arbeitslohn grösser als der Stoffwert; beim Schmuck war dies in noch weit grösserem Masse der Fall. Oft war die Kunst daran dreimal so teuer als das Material. In bedeutender Blüte stand bei diesen Arbeiten damals das Emaillieren des Goldes; auch schnitt man ausgezeichnet in allerlei Stoffen; die Metallarbeiten wurden gewöhnlich getrieben, daher waren sie denn auch sehr teuer.

ider be-
ckt mit
ber und
Gold

Die Stickerei der Kleider war ebenfalls kunstvoll und beschäftigte eine besondere Zunft. Gewöhnlich wurde sie in Seide, oft aber auch in Silber und Gold ausgeführt. Wie weit man dabei ging, zeigt unter anderen eine Nachricht in Bernhard Rohrbachs Tagebuch, wo er von sich erzählt, dass er den einen Ärmel seines Rockes mit beinahe 6 Pfund Silber habe besticken lassen. Die Stickereien nahmen ihre Vorbilder gewöhnlich aus dem Pflanzen- und Tierreich: Blumen, Laubwerk, auch wohl ganze Landschaften, Vögel, allegorische Tiere waren das Gewöhnliche. Auch Sprüche oder bedeutungsvolle Schriftzeichen, Namenszüge und dergleichen kamen vor. Auch hiervon ein Beispiel, um den Geschmack der Zeit zu bezeichnen. Derselbe Bernhard Rohrbach (von Jakob Falke sehr bezeichnend „ein Löwe seiner Zeit in Frankfurt“ genannt) hatte sich auf der Mütze einen silbernen Skorpion und um denselben herum vier V und auf dem rechten Beine seiner Hose ebenfalls einen Skorpion und um diesen vier M in Silber sticken lassen, um damit zu sagen: Mich Mühet Mannich Mal Unglück, Untreu Und Unfall. Ob wohl irgend einer seiner Freunde oder sonst ein Menschenkind dies Rätsel hat lösen und seinen Sinnspruch lesen können? — Es lässt sich bezweifeln.

## 2. Kriegstracht.

Hier können wir auf das verweisen, was wir bereits über die Waffen der Italiener, Franzosen und Engländer jener Zeit gesagt haben, denn dasselbe gilt auch ziemlich von den Deutschen. Was zunächst die

### a) Schutzwaffen

tenhemd betrifft, so war im 14. Jahrhundert das Kettenhemd mit dem Halskragen aus gleichem Geflecht. Unter demselben trug der Ritter das Wams, über ihm den Waffenrock (Taf. 44, 8, 11 u. 12). Auf den Kopf wurde die oben

enhaube
t Goller
zugespitzte Eisenhaube gestülpt, an welcher unten als eine Fortsetzung der Ringkragen oder Goller aus Kettengeflecht hing. Dieser reichte gewöhnlich bis auf die Achseln (Taf. 44, 11 u. 12; 45, 9 u. 13). Es war bis auf den Zopf die Wiederholung der Gugel in Eisen. Dem-

tenhosen
entsprechend waren auch die Beine mit Kettenhosen geschützt, welche bis auf die Fussspitze gingen und in der Zeit der Schnäbel diese lästige Verzierung ebenfalls nicht entbehrten.

An Stelle der eisernen kommen bisweilen lederne Beinbekleidungen vor (Taf. 45, 10), die hin und wieder

eschilder
durch Metallstreifen und Buckeln verstärkt waren (Taf. 44, 11). Die Kniee wurden gewöhnlich durch besondere Schildchen geschützt (Taf. 44, 8, 11 u. 12; 45, 9 u. 10). Aus ihnen, wie aus den schon erwähnten Metallstreifen längs der Schenkel entwickelten sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Schienen an Armen und Beinen (Taf. 45, Schienen
9 u. 13), sowie aus der Brustplatte (Taf. 45, 10) später der Brustpanzer. Brustpanzer

Der Waffenrock, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch weit und bis zum Gürtel aufgeschlitzt (Taf. 44, 8, 11 u. 12), verwandelt sich in der zweiten in den enganschliessenden Lendner (Taf. 45, 8—10 u. 13). Jener wie dieser zeigt das Wappen oder die Farben des Herrn. Waffenrock

Der Gürtel, bisher über den Hüften (Taf. 44, 12), Gürtel
rückt noch vor der Mitte des Jahrhunderts auf dieselben hinab und wird zum Dupfing, der allenfalls noch den Dupfing
Dolch (Taf. 44, 11; 45, 5 u. 13), aber nicht mehr das Schwert tragen kann. Dieses hängt an besonderen Ketten, die auf der Brust befestigt sind, zuweilen auch der Dolch an solchen (Taf. 44, 8 u. 12; 45, 9 u. 10).

Der Kopf hatte seine Eisenhaube zum Schutz. Sie Helm mit Visier
erhielt auch noch im 14. Jahrhundert ein Klapp-Visier, das an einem Scharniergelenk über der Stirn beweglich war (Taf. 45, 13; 40, 42). Der Turnierhelm war völlig geschlossen von oben bis unten und hatte nur Öffnungen für Augen und Mund. Er reichte unten bis an den Hals und hatte auf der Spitze das Zeichen seines Trägers (Taf. 44, 11; 45, 13). Hinten flatterte die reiche seidene Helmdecke in den Farben des Besitzers auf den Rücken Helmdecke
hinab (Taf. 45, 8). Auch in der Schlacht trug man wohl ähnliche, zuweilen auch ohne Verzierung (Taf. 40, 39 u. 40).

Der Schild war noch dreieckig und blieb es auch; Schild
er war sanft gebogen von rechts nach links (Taf. 45, 8) und zeigte ebenfalls das Wappen oder die Farben seines Trägers (Taf. 44, 11 u. 12). Zuweilen waren die Kanten ausgezackt, so dass er wie ein Blatt erschien (Taf. 61, 20). Die Tartsche, ein kleiner viereckiger Schild, war auf der Tartsche
rechten oberen Ecke ausgeschnitten, um die Lanze einlegen zu können (Taf. 45, 10; 61, 21). Bisweilen waren auch beide obere Ecken abgerundet (Taf. 61, 22). Gewöhnlich waren auch die Tartschen mit Bildern, Sinnsprüchen und dergleichen verziert. Bei den gemeinen Kriegern kamen auch kreisrunde (Taf. 44, 5) und herz- Rundschild Rundtartsche
förmige (Taf. 45, 3) und dergleichen Schilde vor. Ebenso finden wir bei ihnen auch noch allerlei Kopfbedeckungen aus Eisen, Mützen und Hüte von verschiedener Form (Taf. 45, 3 u. 4).

Im 15. Jahrhundert wurde die Plattenrüstung vor- Plattenrüstung
herrschend, und das Panzerhemd erhielt nach und nach den Abschied. Die Beine hatten zuerst eine vollständige Eisendecke erhalten, weil hier die grossen unbeweglichen Flächen der Schenkel am meisten sich dazu eigneten. Bald folgten die Arme und ihre Hülle schmolz allmählich mit der sich verbreiternden Brustplatte zusammen, die als Gegenstück auch eine Rückenplatte nach sich zog (Taf. 52, 11 u. 12). Die einzelnen Stücke bildeten, indem jedes sich verbreiterte, ein geschlossenes Ganze, wie in den letzten

Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts in der vollständigen Plattenrüstung vor uns liegt. Da gibt es von oben nach unten Helm, Halsberge, Schulterplatten, Armschienen, Handschuhe, Brust- und Rückenpanzer, Hüftplatten, Beinschienen. Jedes Stück hat oft wieder mehrere Teile, die wir übergehen. Der Ritter war aber vom Scheitel bis zur Sohle vollständig von Eisen umschlossen (Taf. 52, 12 u. 16). Der Lendner fiel nun gänzlich weg; es blieb nur das Wams unter der Rüstung (Taf. 52, 11). Jetzt wurde auch das Schwert wieder an einem Gurte oberhalb der Hüften getragen, denn mit dem Lendner verschwand auch der Dupfing. Der Helm verlor seine Spitze und nahm eine halbkugelförmige Gestalt an (Taf. 52, 11); wenn auch eine scharfe Naht über den Scheitel lief, so verlor er doch die trichterförmige Grundform (Taf. 52, 12).

Stücke derselben

Wams

Helm verwandelt

Bei den geringeren Kriegern gab es auch jetzt noch die alten Hauben, auch eiserne Hüte (Taf. 52, 14) oder auch wohl nur gewöhnliche Hüte und Mützen aus Filz, Tuch oder dergleichen (Taf. 52, 13). Bei ihnen blieb auch das Kettenhemd und der Lendner noch im Gebrauch, daneben vielleicht Schienen an Armen und Beinen oder auch nur Beinkleider und Lederstiefel, wie es gerade der Vermögensstand des ausrüstenden Fürsten oder Grossen zuliess (Taf. 52, 13 u. 14).

Tracht der gemeinen Krieger

Die Sporen hatten während dieser ganzen Zeit Räder und zwar ansehnlich grosse. Sie wurden mittels kleiner Bügel oder Ketten vorn über dem Spann festgeschnallt (Taf. 40, 44; 61, 23).

Sporen

### b) Angriffswaffen.

Auch hier sind dieselben gebräuchlich, wie in den Nachbarländern; Lanze und Schwert sind die wichtigsten, neben denen dann noch Hellebarden, Partisanen, Streitkolben, Morgensterne und ähnliche Stich- und Hiebwaffen vorkamen. Der Bogen war weniger beliebt als die Armbrust, die besonders im 15. Jahrhundert sehr gebräuchlich war.

Die Lanze war noch unverändert dieselbe, wie im 12. und 13. Jahrhundert. Sie war bei den Fusstruppen wie bei den Reitern im Gebrauch (Taf. 45, 3 u. 4). Landesherren durften an der Spitze ein langes flatterndes Wimpel tragen (Taf. 40, 36; 45, 1).

Lanze

Das Schwert hatte bald eine gerade, bald eine nach vorn gebogene Parierstange (Taf. 44, 8 u. 9; 11 u. 12). Der Knopf des Griffes war meistens kugelig oder von ähnlicher Gestalt, das Heft selbst mit Draht oder dergleichen umsponnen (Taf. 40, 28–31 u. 34). Später verfertigte man es ganz aus Metall (Taf. 45, 9, 10 u. 13; 52, 11 u. 12).

Schwert

Der Dolch hatte nur ein kleines Stichblatt oder eine kurze Parierstange; seine Scheide war bald aus Metall (Taf. 45, 9 u. 10), bald aus Holz oder Leder. Die Klinge war schmal und doppelschneidig (Taf. 40, 37). Er wurde stets auf der rechten Seite getragen (Taf. 45, 5, 9 u. 10).

Dolch

Hellebarden, Partisanen und dergleichen Waffen waren wie zuvor, und wie wir sie aus den Rüstkammern zur Genüge kennen, sowohl zum Schlag als zum Stoss eingerichtet (Taf. 52, 3 u. 12).

Andere Waffen

Der Bogen (Taf. 52, 14) kam nicht allzuoft vor und blieb immer mehr der Jagd als dem Kriege dienstbar. Dagegen wurde die Armbrust immer wichtiger, und zwar so, dass ganze Regimenter Armbrustschützen bei jeder Schlacht zur Verwendung kamen (Taf. 52, 13). Es ist dies um so merkwürdiger, als das Laden des Geschosses eine besondere kleine Maschine mit Kurbel erforderte, die jeder Soldat an der linken Hüfte mitschleppen musste (Taf. 52, 13; 61, 16).

Bogen

Armbrust

## B. Geräte.

Wir haben in Taf. 40, 46 u. 47 Stuhl und Tisch aus dem 14. Jahrhundert abgebildet. In diesem Stile sind die meisten Hausgeräte der damaligen Zeit gehalten. Vorherrschend ist die gerade Linie, dadurch gewinnen die Sachen alle das Ansehen der Dauer und Festigkeit. Zierlich sind sie noch nicht. Die geschweifte Linie ist gänzlich ausgeschlossen, nur der Kreis und die gotischen Spitzbogen werden zugelassen. So für Tische, Stühle, Schränke, Truhen und dergleichen. Häufig waren diese Geräte mit den kostbarsten Holzschnitzereien geziert. Die Lager der Reichen sind gewöhnlich Himmelbetten (Taf. 61, 33).

Hausgeräte

Was die Gefässe betrifft, so werden die Formen besonders im 15. Jahrhundert auffallend schön und zierlich, aber in demselben deutschen Stil, den wir oben erwähnten. Die Abbildungen und noch vorhandenen Metallgefässe zeigen zur Genüge, dass die Goldschmiedekunst und die ihr verwandten Metallarbeiten, z. B. das Ziselieren, zu einer ausserordentlichen Vollendung gediehen war. Gleichen Schritt damit hielt die Schnitzkunst in Holz, Elfenbein, Horn u. s. w. und eine arbeitete oft der anderen in die Hand, woraus dann jene Kunstwerke hervorgingen, die den Beschauer noch heute in Erstaunen setzen.

Gefässe

Musikalische Instrumente waren zwar nicht ausser Gebrauch gekommen, aber die Zeit des politischen Verfalls war auch die des poetischen. Die Meistersänger konnten nicht viel retten. Die üppige Zeit des 15. Jahrhunderts liebte zumeist die Gitarre, weniger die Harfe; zum Tanze spielte Geige und Flöte. Zur Jagd rief das Horn, zur Schlacht die Trompete (Taf. 61, 29) und Trommel. Man machte Musik genug, aber um anderer Dinge als der Musik willen. Lärm und Lust war Zweck; es galt die innere Hohlheit zu verdecken, die Gewissen zu betäuben. Man fürchtete die Zukunft.

Musikalische Instrumente

# XII. Die Geistlichen

## vom 6.—19. Jahrhundert unter den erwähnten Völkern Europas.

(Taf. 22—42 mit einigen Ausnahmen, dazu 58, 65 u. 77 und Taf. 80—82. Nach Spalart, Ferrario, Hefner und Bock).

## A. Die liturgischen Gewänder.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche war von besonderen Kirchengewändern noch keine Rede. Die Geistlichen trugen nach Farbe und Schnitt solche Kleider bei ihren gottesdienstlichen Ämtern, wie sie zu jener Zeit von den Patriziern und Senatoren Roms gewöhnlich getragen wurden. Dies waren nicht selten Gewänder aus Byssos oder aus teurer milesischer Wolle, an den Säumen mit Gold gewirkt oder mit goldenen Verzierungen benäht. So waren auch die Kirchengewänder der Geistlichkeit; im täglichen Leben dagegen trugen sie weniger kostbare, wenn diese auch wahrscheinlich dem Schnitte nach jenen gleich waren.

Im 6. und 7. Jahrhundert erst entwickelten sich aus diesen Formen die bestimmten liturgischen Gewänder der Kirche als solche und wichen nun von den Profangewändern der Zeit immer mehr ab. Während nach dem Sturze des weströmischen Reiches auch die Kleidung eine völlige Umgestaltung erfuhr, bewahrte die Kirche treu die einmal angenommenen Formen, die dann im 6. Jahrhundert, nachdem sich durch die Völkerwanderung überall neue Reiche und neue Trachten begründet hatten, sehr verschieden von der profanen Kleidung erschienen. Freilich blieben auch sie nicht völlig unberührt von dem Strome der Ereignisse, weil öfter Geistliche die kirchlichen Gewänder auch im gewöhnlichen Leben trugen und dadurch schon seit der Mitte des 3. Jahrhunderts Verbote veranlasst wurden, denen sich dann auch früher und später Verordnungen hinsichtlich der Form etc. der kirchlichen Gewänder anschlossen.

Die verschiedenen Stücke des liturgischen Ornats, welche nach und nach in Gebrauch kamen, entstanden zum Teil aus den griechisch-römischen Profangewändern, zum Teil aus dem hohenpriesterlichen Ornat und aus anderen früher und später von verschiedenen Seiten hinzugenommenen Stücken.*)

Indem wir zunächst die Teile des bischöflichen Ornats betrachten, beginnen wir mit den zuerst anzulegenden Gewandstücken. Dieses waren

### 1. Die Tibialia, Strümpfe.

Strümpfe

Sie wurden zuweilen auch caligae genannt. Ursprünglich ging der Prälat beim Gottesdienst häufig ohne Strümpfe; seit der Zeit der Karolinger aber wurden solche üblich. Im 10. Jahrhundert bestanden sie aus Leinwand oder Byssos, im folgenden wie auch im 12. und 13. Jahrhundert aus rotem, gemustertem Seidenstoffe (Taf. 80, 21). Sie reichten bis zu den Knieen, wurden aber auch im 13. Jahrhundert nur von den Bischöfen, nicht von den Priestern getragen. Seit dem 16. Jahrhundert traten an Stelle der genähten Strümpfe gewirkte, die ebenfalls bald durch Stickereien oder durch eingewirkte Figuren verziert wurden.

Über die Strümpfe wurden angelegt

### 2. Die Sandalen.

Diese waren im 8. und 9. Jahrhundert meist von purpurfarbigem Seidenstoff oder von gefärbtem Leder, mit Gold und Perlen bestickt. Noch im 12. Jahrhundert finden wir unter dem Namen „Sandalen“ auch Schuhe (Taf. 80, 19), die durch die tiefen Einschnitte an der Seite an ihren Ursprung, an die Sohle mit seitlichen Riemen, erinnern sollten. Im 13. Jahrhundert bestanden sie zuweilen aus Goldstoff (Taf. 38, 14) oder aus rotem Samt mit aufgesticktem Kreuz (Taf. 80, 20; 37, 12—14), das seitdem üblig geblieben ist. Seit dem 15. Jahrhundert (Taf. 58, 1 u. 2) ist diese Ausschmückung immer zu finden und die Streifen, welche das Kreuz bildeten, waren nicht selten mit Perlen und Edelsteinen geziert und, wenn nicht ganz aus Gold, dann mit Goldfäden in farbiger Seide gestickt.

Schuhe

Kreuz aufgestickt

Seit dem 16. Jahrhundert haben die bischöflichen Sandalen mehr und mehr eine andere Form und Art angenommen, doch wurde stets das Kreuz auf demselben beibehalten, wenn auch seine Form sich mit der Mode der Zeit ebenso verwandelte, wie die Art der Stickerei. Erst in der neuesten Zeit ist man hier und da zu der alten Art der Sandalen zurückgekehrt.

Veränderungen

Strümpfe und Sandalen stehen nur dem Bischof zu.

Von den liturgischen Gewändern, welche Brust und Leib verhüllen und welche sowohl dem Bischof als dem Priester am Altar zukommen, wurde zuerst angelegt

### 3. Das Schultertuch oder Humerale, auch Amictus oder Superhumerale genannt.

Es ist dies ein viereckiges fast quadratförmiges Tuch, ursprünglich von Leinwand (Taf. 80, 10), so gross, dass es über Achseln und Brust reicht, wobei sich auf dieser die Enden kreuzen. Es liegt auch noch heute unter der Alba und dient dazu, den Hals zu umhüllen. Im Gebrauch ist es seit dem 8. Jahrhundert. Freilich ist nur sein äusserster Rand oben über der Alba sichtbar, und da mit der Zeit allmählich alle Kirchengewänder reich verziert wurden, so wurde auch das Humerale nicht vergessen. Man gab ihm an dem mittleren Teile des sichtbaren Randes eine Stickerei auf Seidenzeug (Taf. 65, 13), welche hier aufgenäht wurde (Taf. 80, 10 u. 40). Dieser Besatz hiess die parura oder plaga und kam zuerst im 11. Jahrhundert in Gebrauch; im 16. und 17. Jahr-

Schultertuch

parura

*) Wer ausführliche Kunde über die Kirchengewänder sucht, dem empfehlen wir angelegentlichst das vortreffliche Werk von Dr. Fr. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters etc.

hundert wurde dieser Streifen in vielen Kirchen durch ein eingesticktes Kreuz verdrängt. Als Erinnerung an die parura besteht noch ein freier steifer Kragen aus Goldstoff, der nicht am Schultertuch befestigt ist und einzeln angelegt wird.

mitella Zuweilen wurde das Humerale, mit der parura nach vorn, über den Kopf gelegt und hiess darum auch mitella. Das Humerale gehört auch zum Ornat des Priesters, ebenso wie das nun folgende Gewand, die Alba.

Über das Schultertuch wird nämlich zunächst angelegt

### 4. Die Alba.

Alba aus Leinwand Sie ist schon sehr frühe, mindestens seit 590, als Ornatstück im Gebrauch; schon am Schluss des 4. Jahrhunderts gab auf dem vierten Konzil zu Karthago Anastasius I. Vorschriften über dieses Gewand; es war in der ersten Zeit wirklich weiss und bestand damals aus feiner Leinwand oder Byssos; später seit dem 10. Jahrhundert war

Aus Seide es für die Bischöfe aus weisser Seide und mit Gold gestickt (Taf. 38, 14); sonst aber war bei den Priestern noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Byssos oder die Leinwand für die Alba im Gebrauch. Ursprünglich wurde sie auch unter der Stola getragen und hiess zuweilen

Kamisia Kamisia. Sie war sehr lang, weit und faltig und reichte bis auf die Füsse. Die Ärmel waren lang und schlossen um das Handgelenk an (Taf. 22, 14; 29, 10 u. 11; 32, 9). In der ersten christlichen Zeit war sie von demselben

Schnitt Schnitt wie die tunica talaris des römischen und hebräischen Oberpriesters. An jeder Seite war von unten bis an die Achselgrube ein Keilstück eingesetzt (Taf. 80, 9), um das Gewand nach unten zu erweitern, damit das Gehen erleichtert würde. Zu demselben Zwecke wurde sie auch geschürzt durch einen Gürtel.

Fest-Alba Schon im 10. Jahrhundert wurde an hohen Festtagen eine besonders verzierte Alba getragen. An dieser war

plagulae an dem unteren Saume vorn ein ähnlicher Streifen, plagulae, aufgesetzt, wie am Humerale (Taf. 38, 14; 80, 9), der auch meistens mit jenem in Farbe und Muster übereinstimmte (Taf. 80, 40). Ebenso auch der Besatz der Ärmel am Handgelenk.

Im 15. Jahrhundert wurden die plagulae aus kostbarer, durchbrochener Weissstickerei, im 16. und 17. durch

Besatz aus Spitzen flandrische Spitzen hergestellt. Durch fortwährende Verbreiterung derselben verlor die Alba ihren ursprünglich ernsten Charakter.

### 5. Der Gürtel, Zingulum, auch Zona genannt,

Gürtel diente zum Aufschürzen der Alba und stimmte mit ihr in Stoff und Farbe überein. In der ersten christlichen Zeit bestand er daher auch aus weisser Leinwand oder

Stoff verändert Byssos, änderte sich aber mit der Alba zugleich allmählich um. In der Zeit der Karolinger bestand er aus Goldstoff, wurde rund und hohl wie ein Schlauch gewebt und äusserlich ähnlich der Schuppenhaut einer Schlange, weshalb er auch bei den Päpsten und Bischöfen jener Zeit zu-

Als murena weilen murena heisst.

Im 12. und 13. Jahrhundert war der Gürtel meist flach, reich mit Gold durchwirkt oder gestickt und oft mit Figuren und Sprüchen geziert. Die Breite schwankte

Breite zwischen 3 und 6 cm, doch sind diese breiten Gürtel die seltneren. Sie wurden mit besonderen Bändern unter der Brust gebunden, damit der Goldstoff nicht durch das Binden verdorben würde. Im 15. und 16. Jahrhundert war das Zingulum meist schmal und schnurförmig mit Quasten an den Enden (Taf. 80, 25), während in der

Seine E früheren Zeit die Enden mit goldenen und silbernen Äpfeln, Löwenköpfen und dergleichen und diese wieder durch Perlen oder Edelsteine verziert waren.

### 6. Die Stola oder das Orarium.

Sie entstand aus dem Ehren-Gewande der römischen

Stola Ursprun Frauen (siehe S. 101 und 111), welches mit dem Namen Stola bezeichnet wurde, und mit dem Namen behielt man auch die Form dieses Kleides unverändert bei. Sie wurde auch zuweilen in der vorchristlichen Zeit von Königen, Priestern und Patriziern getragen und so wurde sie schon frühe ein kirchliches Gewand des christlichen Gottesdienstes, wahrscheinlich, weil ihre weiten Falten den ganzen Körper bis zum Halse völlig verhüllten. Sie bestand gewöhnlich aus weisser Wolle oder Byssos und war oft mit Gold durchwirkt. Um den Hals von hinten nach vorn über beide Achseln und von hier auf jeder Seite bis zur Erde

Verzie mit Str hinab lief ein 8—10 cm breiter farbiger Streifen, oft auch aus Gold oder Purpur (Taf. 23, 11 und 14: 24, 7). So erhielt sich dieses Gewand bis 604. Von da an scheint allmählich die Alba an Stelle der Stola getreten zu sein, und von dieser letzteren blieb im Laufe des 7. Jahrhunderts

Ver- wandlu nichts übrig als die beiden Streifen und der Name, den nun dieses Band für sich in Anspruch nahm; eine schmale Verzierung führte nun die Bezeichnung des weiten, langen und sehr faltenreichen Gewandes. Im 8. Jahrhundert findet sich für dieselbe zuweilen auch der Name Orarium. Dass sie aber im 6. Jahrhundert noch die alte Form hatte, dies zeigt das Mosaikbild von St. Vitale (Taf. 23, 11 u. 14).

Stre gestick verz Nachdem seit dem 7. Jahrhundert die beiden Streifen selbständig geworden waren, fing man auch an, sie zu verzieren und mit kostbaren Stickereien zu bedecken. Im 10. Jahrhundert wurden sie mit Glöckchen an den Enden geschmückt und nicht selten mit Perlen und edlen Steinen geziert. Im 11. Jahrhundert nahm man auch gemusterten Seidenstoff dazu, der auf besonderen Stühlen gewebt wurde; im 12. Jahrhundert wurde die Stola aus gemusterten Goldtressen verfertigt und die breiter auslaufenden Enden (Taf. 80, 22) besetzte man mit Troddeln (Taf. 22, 14; 50, 12; 31, 2; 32, 9 etc.). Sie war um diese Zeit an 2 m lang und gewöhnlich sehr schmal, nämlich 5—6 cm breit; doch gibt es auch welche, die 10—12 cm breit sind. Vom 13. bis 15. Jahrhundert wurde Stola und Manipel als zur Kasula gehörig betrachtet und daher oft aus dem Stoff derselben zugeschnitten. Auch wurden die Endstücke

Ende verzi in dieser Zeit noch vergrössert und waren gleichfalls mit

Quasten besetzt (Taf. 80, 23). Im 16. und 17. Jahrhundert wurden die Enden schaufelförmig verbreitert und mit breiten Gold- und Silbertressen besetzt.

Anlegung der Stola

Die Stola wurde nur von Bischöfen, Priestern und Diakonen getragen. Da sie anfänglich sehr lang war, so wurden in der vorkarolingischen Zeit die beiden Streifen von den Priestern auf der Brust über Kreuz gelegt und so durch das Zingulum festgehalten. Bischöfe dagegen liessen die Streifen von oben gerade herabfallen. Die Diakonen legten die Stola mit ihrer Mitte auf der linken Schulter an und verbanden dann die beiden Streifen unter dem rechten Arm so, dass die Enden an derselben Seite hinabfielen.

### 7. Der Manipel oder Mappula, Sudarium.

Manipel Anfang

In Form und Entstehungsweise nahe mit der Stola verwandt ist der Manipel, der bereits unter Gregor dem Grossen (604) vorkommt, indem dieser ihn den Bischöfen zu Ravenna erlaubt, während er zuvor nur von denen zu Rom getragen wurde.

Im 9. Jahrhundert kommt er auch in Deutschland vor.

Zweck

Der Manipel war ursprünglich ein leinenes Tuch, das ausdrücklich als Schnupftuch des Priesters dienen sollte. Es mochte an den Säumen verziert sein; getragen wurde es auf dem linken Arm. Noch zu Alcuins Zeiten war der Manipel ein wirkliches Tuch und hiess damals bald Mappula, bald Sudarium. Aber schon im 9. Jahrhundert wurde ihm dasselbe Schicksal zu teil, wie es die Stola hatte

Verwandlung

erfahren müssen: das Tuch fiel fort und es blieb nur ein schmales verziertes Band, das von mittlerer Länge und etwa 3—4 Finger breit war. Es wurde unter den linken Arm geschoben und dort gehalten. Stoff und Verzierung entsprach stets der Kasula und Stola; benutzt wurde der Manipel nur mit der ersteren zusammen, nie aber mit der Pluviale. Im Mittelalter war er länger als jetzt. Seit dem 11. Jahrhundert nahm er seine eigene Entwicklung und

Anlegung

wurde seit dieser Zeit dem Bischof oder Priester erst während des Altardienstes an den linken Unterarm gebunden (Taf. 32, 9; 37, 14; 38, 14; 80, 24 u. 40).

### 8. Die Dalmatika und die Tunicella (Subtile).

Dalmatika u. Tunicella

Sie heissen beide auch die Diakonatsgewänder, weil sie ausserdem, dass der Bischof sie bei der Feier der heiligen Messe anlegt, auch in gleicher Form von Diakon und Subdiakon getragen werden, und zwar von diesen unmittelbar über der Alba. Bis zum 7. Jahrhundert scheinen die Subdiakonen sogar nur Schultertuch, Alba und Zingulum während des heiligen Dienstes getragen zu haben. Von da an durften auch sie das Subtile tragen.

Erstes Vorkommen

Schon in der ältesten Kirchenordnung von Rom, aus dem 4. Jahrhundert, werden beide Gewänder angeführt als grosse uud kleine Dalmatika; in anderen Schriften heissen sie Dalmatika und Tunicella, wovon die letztere zuerst angelegt wurde. Seit Karl dem Grossen trugen die abendländischen Bischöfe ganz allgemein unter der Planeta die Dalmatika und unter dieser also die Tunicella, um dadurch zu zeigen, dass der Bischof die verschiedenen kirchlichen Grade in sich vereinige. Die Tunicella war zur Zeit der Karolinger am unteren Rande öfters mit kleinen Schellen verziert, etwas länger, von gröberem Stoffe und farbig

Stoff und Farbe

(Taf. 38, 14; 42, 3); man liebte dafür die rotblaue Farbe, weil diese „dem Himmel am ähnlichsten“ sei. Sie war enger und auch ihre Armel kürzer und schlossen dichter an als die der stets weissen Dalmatika, die schon seit dem 4. Jahrhundert im Gebrauch war. Vorher trugen die Diakonen das Kolobium, das statt der Ärmel nur Armlöcher hatte. Um aber die Arme zu bedecken, gebot Papst Sylvester den Gebrauch der Dalmatika statt des Kolobium. Jene hatte lange weite Ärmel und reichte bis etwa mitten zwischen Knie und Fuss (Taf. 22, 14; 29, 10 u. 11). Der Stoff, woraus sie angefertigt wurde, war ursprünglich weisse Wolle oder Byssos (Taf. 22, 14), wurde aber schon frühe, wahrscheinlich schon im 6. Jahrhundert, mit kostbaren, häufig purpurnen oder gemusterten Seidenstoffen (Taf. 29, 10 u. 11) vertauscht. Auch erhielt sie

Streifen als Verzierung

sehr bald die beiden auszeichnenden Streifen von Purpur oder Gold (die schon im 13. Jahrhundert erwähnt werden und die erst später auch der Tunicella zugeteilt wurden), welche auf der Vorder- wie auf der Rückenseite parallel nebeneinander von oben nach unten liefen (Taf. 80, 7); die Pänula hatte nur einen solchen Streifen, aber breit (latus clavus); bei der Dalmatika waren die Streifen schmal (angusticlavi) (Taf. 29, 10 u. 11). Im Verlauf der Zeit änderte sich die Dalmatika noch öfter um; die Streifen aber haben sich, wenn auch mit Unterbrechung (Taf. 32, 9; 37, 12—14; 42, 3; 58, 1), bis heute auf ihr wie auf der Tunicella erhalten, ebenso die am Rande der Ärmel schon im 12. Jahrhundert (Taf. 32, 9) hinzugekommenen Goldborten als Einfassung. Auch am unteren Saume wurde

Andere Verzierungen

schon im 13. Jahrhundert zwischen beiden Streifen ein kleiner Querstreifen mit Stickerei als Verzierung angesetzt. Auch wurde der untere Rand gern mit Quasten, Glöckchen, am gewöhnlichsten mit Fransen verziert. Im späteren Mittelalter erhielt die Dalmatika dieselbe Farbe wie die Kasula. An den beiden Seiten des Gewandes war vom unteren Saume aufwärts ein längerer oder kürzerer Schlitz

Schlitz

angebracht (Taf. 30, 12; 38, 14; 42, 3; 58, 1; 80, 40).

Nur Dalmatika statt beider Gewänder

Seit dem 10. Jahrhundert trugen manche Bischöfe statt dieser beiden Gewänder nur die Dalmatika (Taf. 32, 9; 37, 12—14), weil ihnen durch den reichen Schmuck der Goldstickerei auf denselben beide Gewänder zu schwer sein mochten und weil auch das seidene Futter der Dalmatika als Vertreter der Tunicella gelten konnte. Heute ist es allgemeine Regel für die Bischöfe, während des heiligen Dienstes beide Gewänder zugleich zu tragen. Doch hat man seit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts, um dies zu erleichtern, beide aus leichtem Seidenstoff, welcher in der Farbe mit der Kasula übereinstimmt, aber ohne jede gewichtige Verzierung, anfertigen lassen, da ohnehin die Kasula aus schwerem Goldstoff besteht.

### 9. Das Messgewand oder die Pänula, Kasula, Planeta.

Kasula Ursprung

Sie ist das älteste priesterliche Amtskleid, entstanden aus der römischen Pänula, und ist wie diese rundum geschlossen, glockenförmig, häufig mit einer Kapuze versehen und reicht meistens bis unter die Kniee; oft war sie auch so lang, dass nur die Füsse hervorsahen. Sie war von den grossen Messgewändern das äusserste und nur das Pallium (des Erzbischofs) lag noch über ihr. Sie war wahrscheinlich schon im 1. Jahrhundert im Gebrauch.

Schnitt

Ihr Schnitt war seit den ältesten Zeiten der eines vollständigen Halbkreises, dessen beide äusseren Radien aneinandergelegt und durch eine Naht verbunden wurden. Die Spitze am Mittelpunkt, welche dadurch entstand, wurde abgeschnitten und so entstand das Loch zum Durchlassen des Kopfes (Taf. 80, 1).

Stoff

Die Stoffe, woraus die Pänula verfertigt wurde, waren schon in früher Zeit Seide oder golddurchwirkter Seidenstoff, Golddamast. Im 10. und 11. Jahrhundert wurde auch wohl Leinwand mit Seide gemischt, so dass durch kunstvolle Weberei die Muster sich vertieft auf seidenem Grunde darstellen. Dieser Art ist z. B. die Kasula des heiligen Willigis († 1011), die in der Stephanskirche zu Mainz sich befindet (Taf. 80, 6). Die Farbe scheint man zu jener Zeit nicht besonders ausgewählt zu haben, wohl aber legte man Wert auf die Muster des Stoffes. Diese sind gewöhnlich Tiergestalten (Taf. 29, 11; 37, 14; 80, 2) oder Laubwerk. Die Verzierungen sind meistens sehr reich und mit der Nadel aufgestickt.

Farbe

In der apostolischen Zeit war die Kasula wahrscheinlich weiss und aus Leinwand; später wurde sie meistens rot getragen; seit dem 12. Jahrhundert ausserdem auch grün und schwarz und seit den letzten Jahrhunderten bei kirchlicher Trauer violett. — Noch im 10. Jahrhundert finden wir Messgewänder ohne Muster (Taf. 22, 14; 24, 7), dagegen auch schon im 6. Jahrhundert solche aus dem kostbarsten gemusterten Goldstoff (Taf. 23, 11). Es gab auch Messgewänder in Blau (Taf. 24, 7; 29, 11; 42, 1), in Weiss (Taf. 30, 12), in Grün (Taf. 31, 2; 32, 9; 37, 14), sowie auch in ganz dunklen Farben, sogar in Schwarz (Taf. 27, 7).

Verzierung

Im 11. und 12. Jahrhundert wurde die Kasula durch die schweren Goldstickereien und die Edelsteine und Perlen eine wirkliche Last für den Träger, obgleich sie seit dieser Zeit, und vielleicht auch aus diesem Grunde, bedeutend kürzer getragen wurde (Taf. 32, 9; 37, 5; 38, 14). Denn schon vorher war die Kasula seit dem 10. Jahrhundert mit Ringen zum Aufschürzen und mit langen Schnüren versehen, um die Bewegung beim Tragen derselben dadurch zu erleichtern.

Aurifrisiae

Im 10. Jahrhundert wurden vorn auf der Naht und ebenso mitten auf dem Rücken entlang bunte gewirkte Streifen oder Goldborten, aurifrisiae, aufgesetzt; ebenso wurde der Halsausschnitt damit verziert (Taf. 29, 11; 31, 2; 80, 1). Seit dem 11. Jahrhundert wird dieser Bandstreifen auf Brust und Rücken breiter und erhält noch hier wie dort zwei Streifen oder Goldborten von gleicher Breite hinzu, die sich, von der Mitte beidseitig in spitzen Winkeln zu den Achseln aufsteigend, hier rechts und links mit denen vom Rücken treffen. So entsteht auf Brust und Rücken die Form eines Gabelkreuzes oder Y (Taf. 80, 2, 3 u. 40). Im 14. Jahrhundert schnitt man die Kasula an den Seiten, um die Arme leichter bewegen zu können, bedeutend aus (Taf. 80, 3) und ging im 15. Jahrhundert darin noch weiter, so dass die Arme nur noch auf den Achseln von dem Gewand verhüllt waren, die beiden Seiten also offen erschienen (Taf. 80, 4). Zugleich änderte in dieser Zeit das Gabelkreuz sich um, indem die beiden Seitenarme nicht mehr aufwärts zu den Achseln gingen, sondern rechtwinkelig zur Seite, woraus zunächst ein T entstand und sehr bald, indem man den mittleren Streifen oben hervorragen liess, ein völliges Kreuz wurde. Andeutungen hierzu finden sich schon früher (Taf. 42, 1 u. 3), noch ehe man die Kasula ausschnitt.

Gabelkreuz auf Brust und Rücke

Armlöcher vergrösser

Zum Kreuz verwandelt

Da nun aber durch das Ausschneiden der Seiten das Bruststück bedeutend schmäler als das Rückenteil ist, so ist auch das Kreuz auf dem Rücken grösser und breiter als das auf der Brust (Taf. 80, 4). Die ausgeschnittene Kasula ist auch noch bis heute im Gebrauch (Taf. 80, 5).

Während die bisher besprochenen Ornatstücke mit Ausnahme der beiden ersten, der Strümpfe und Sandalen, auch von dem Priester bei der heiligen Messe getragen werden, hat der Bischof als Auszeichnung seines höheren Ranges ausser den Strümpfen und Sandalen beim Gottesdienst noch folgende Stücke anzulegen: Handschuhe, Ring, Mitra, Brustkreuz und Stab; der Erzbischof dazu noch das Pallium.

### 10. Die Handschuhe, Manicae, Chirothecae.

Handschul

Der Bischof legt sie zur Begehung des heiligen Opfers an, bevor er an den Altar kommt, und zwar nach der Dalmatika, aber vor der Kasula. Schon im 6. Jahrhundert waren sie bei den gallischen Bischöfen nachweislich im Gebrauch. Ihr Stoff sollte Leinwand sein und so finden sich solche im 9.—12. Jahrhundert; in Canterbury sollen 1321 noch welche vorhanden gewesen sein. Doch ging man bald zu kostbareren Stoffen über und nahm also Seide und verzierte sie, wie z. B. eine Angabe Innocenz III. lautet, mit goldenem Kreise auf der äusseren Fläche (Taf. 80, 27) oder mit Stepperei und künstlich gestickten Figuren. Ihre Farbe war wohl ursprünglich bis zum 13. Jahrhundert gewöhnlich weiss, um die Reinheit zu symbolisieren, aber wie auch bei der Tunicella und anderen Gewandstücken geschah, wurden sie bald farbig und so finden wir schon im 11. Jahrhundert purpurrote aus schwerer Seide mit allerlei Stickerei, später auch violette und grüne. Man liess die Handschuhe gern in der Farbe mit dem übrigen bischöflichen Ornat übereinstimmen. Sie waren nicht gestrickt oder eigens gewebt, sondern aus Seidenstoff zugeschnitten und durch doppelte Nähte an den Fingern haltbar gemacht.

Alter

Stoff

Farbe

Statt der goldenen Verzierung auf der Aussenfläche, deren wir schon gedachten, findet sich seit dem 13. Jahr-

Verzierun

hundert auch oft ein Kreuz, das sogar mit Edelsteinen besetzt wurde (Taf. 80, 28).

Stulpe

Um das Handgelenk waren sie reichlich weit, so dass sie ohne jeden Schlitz über die Ärmelsäume der Alba und des Talars zu schieben waren. Auch wurde dieser Rand mit Goldborten oder Stickereien verziert (Taf. 80, 27). Nach und nach verlängerte sich der Handschuh nach dem Arme hin in einer weichen Stulpe, die bald länger, bald kürzer sein konnte, auch wohl nach der Aussenseite in einer Spitze mit Quaste endigte (Taf. 80, 28 u. 40). Des bequemeren Anziehens wegen schlitzte man auch die Aussenseite zuweilen auf.

ewirkte ndschuhe

Im 16. Jahrhundert wurden die bischöflichen Handschuhe künstlich gewirkt, also nicht mehr genäht wie im 12. Jahrhundert, und auch auf diesen wurde die Aussenfläche durch ein gesticktes Kreuz oder ähnliche Zeichen

Verwandlung

verziert (Taf. 80, 29). Im 18. und 19. Jahrhundert wurden die Handschuhe gleich den Sandalen immer zierlicher und der Mode folgend, so dass jetzt die breite Stulpe mit ihren Verzierungen ganz verschwunden und auf der äusseren Handfläche nur noch als einzige Auszeichnung ein schwerfälliges gesticktes Kreuz übrig geblieben ist.

Bei Trauergottesdienst und am Charfreitag werden die Handschuhe nicht angelegt.

## 11. Die Mitra oder Inful.

Ursprung

So wie mehrere Stücke des bischöflichen Ornats abzuleiten sind von der Tracht des alttestamentlichen Hohenpriesters, so wird dies jedenfalls auch mit der Mitra der Fall sein. Schon in der frühesten Zeit der christlichen Kirche bedienten sich die Bischöfe eines mit Gold gezierten

nreif mit opftuch

Stirnreifes, der bald corona, bald lamina genannt wird, und eines von demselben gehaltenen weissen Kopftuches aus Leinwand oder Byssos, welches das Haar bedeckte, und dessen Zipfel oder Bänder, vittae, hinten im Nacken hinabhingen. Schon der Apostel Johannes soll diesen bischöflichen Schmuck getragen haben. Das Tuch war auf drei Seiten mit Fransen besetzt. Später, schon im 6. und 7. Jahrhundert, kamen auch Kopftücher von roter Seide vor, so bei dem heiligen Birin, Bischof von Dorchester, ebenso in Frankreich auf den Bildern des heiligen Amandus und des heiligen Vindicianus in der Bibliothek zu Valenciennes.

uch ohne Stirnreif

Seit dem 9. Jahrhundert trugen die Bischöfe das Kopftuch ohne den Goldreif, der wahrscheinlich durch die stets zunehmenden Verzierungen zu schwer und drückend geworden war, doch war dann das Tuch dreieckig und in der Mitte der langen Seite selbst mit einem breitgestickten Goldrand besetzt, der die Stelle der Krone vertrat und auch nicht länger war als der Umfang des Kopfes es erheischte. Die Zipfel des Tuches blieben also frei von dem Goldbesatz, um freier und besser hängen zu können.

Vom 9. bis 12. Jahrhundert wurde die bischöfliche Kopfbedeckung immer mehr dem Haupte des Trägers angepasst und man war zugleich bestrebt, das Anlegen derselben zu erleichtern. In dieser Zeit treten daher allerlei Formen der Mitra auf, doch stimmen sie darin überein, dass aus dem weichen faltigen Tuch allmählich eine weisse Mütze wird mit zwei langen Bändern, die bis auf den Rücken hinabhängen.

Mütze mit Bändern

Eine öfters vorkommende Form der Mitra im 11. Jahrhundert war diese, dass die Mütze, deren unterer Rand ein Goldreif umschloss, an beiden Seiten der Schläfe sich zu einer kleinen Bauschung erhob (Taf. 80, 11). Zuweilen wurden diese beiden Erhöhungen durch ein goldenes Band, ligula, getrennt, das vom Stirnreif aufstieg und sich über den Scheitel nach hinten bis wieder zu dem Goldrand wölbte (Taf. 30, 12; 31, 2; 80, 12).

Mütze mit 2 seitlichen Bauschen

Schon am Schlusse des 11. Jahrhunderts und dann weiter im 12., in welcher Zeit auch das Tragen der Mitra allen Bischöfen ohne Ausnahme gestattet wurde, entwickelte sich aber die Form der Bischofsmitra, die noch heute gebräuchlich ist. Es wurde nämlich die Mütze über der Stirn und auf der Nackenseite erhöht, so dass dieselbe oben jederseits in Gestalt eines Dreiecks endigte (Taf. 31, 1; 32, 9; 80, 13). Dabei war der untere Rand von einer reichen Borte oder einem Goldband umzogen und ein ebensolches ging auch aufrecht auf jeder Seite vorn und hinten von der Mitte des Randes zur Spitze hinauf. Im Nacken hingen zwei reich verzierte Bänder hinab, die in goldenen Fransen endigten (Taf. 80, 12, 13 u. 40). Diese Mitra veränderte sich nun vom 13. bis zum 17. Jahrhundert nach Höhe und Form mehrmals (Taf. 38, 14; 42, 3; 65, 13; 77, 3). Im Anfang des 12. Jahrhunderts hatte sie eine Höhe von 15 cm, die bis zum Ende desselben auf 25 cm angewachsen war. Im 13. Jahrhundert wurde der früher buntdurchwirkte Stoff mit einfarbigem vertauscht und die Streifen mit Edelsteinen besetzt (Taf. 80, 16). Im 14. Jahrhundert war sie 34 cm hoch (Taf. 80, 14), hatte aber sonst die alte Form noch ziemlich beibehalten. Nur die Verzierungen, z. B. an den aufsteigenden Rändern, hatten zugenommen; auch setzte man in die leeren vier Felder, welche durch die Goldstreifen gebildet wurden, rosettenartige Verzierungen mit Edelsteinen etc. hinein (Taf. 42, 3). Im 15. Jahrhundert wurde die Mitra oben verbreitert (Taf. 80, 15) und die Verzierungen noch vermehrt. Man wählte auch statt der weissen Grundfarbe öfter eine andere, doch blieben immer die Streifen um die Stirn und die beiden davon rechtwinkelig aufsteigenden vorn und hinten (Taf. 65, 13; 80, 40). Die Innenseiten der beiden Spitzen wurden mit kostbarem Samt oder Atlas reich gefüttert (Taf. 65, 13; 80, 16).

Heutige Form im Entstehen

Goldrand unten

Höhe veränderlich

Verzierungen zunehmend

Innenseite mit Futter

Seit dem 11. Jahrhundert war die Mitra allen Bischöfen erlaubt, doch wurde bei Leichenfeiern oder kirchlicher Trauer nicht die gewöhnliche Mitra, sondern eine glatte schmucklose, ohne ligula, getragen.

Allen Bischöfen erlaubt

Im 14. und 15. Jahrhundert trugen die Bischöfe öfters auch ausserhalb der Kirche oder ihrer Amtstätigkeit die Mitra, und da dieselbe in besonderen Fällen zuweilen sogar an Laien (als ausserordentliche Auszeichnung) verliehen wurde, so kann man sich nicht wundern, dass

Besondere Verleihungen der Mitra

sie manchmal auch an Abte und selbst an Priester vom Papst als besondere Ehrenbezeigung vergeben wurde. Solche Mitren waren aber einfacher in der Ausstattung, und ein Abt, der nicht unabhängig war, trug dann z. B. eine weisse Mitra.

Fürstbischof

Die gefürsteten Bischöfe trugen im 13. Jahrhundert rund um die Mitra einen kronenartigen Kranz als Auszeichnung.

Bischof in Waffen

Bischöfe, welche an der Spitze ihrer Mannen zum Kampfe zogen, trugen im 13. und 14. Jahrhundert eine Mitra (Taf. 80, 17) auf dem Eisenhelm, die im 15. Jahrhundert auch der goldenen Zierraten nicht entbehrte (Taf. 80, 18).

Überladung mit Schmuck

Im 16. Jahrhundert und dann noch mehr im 17. Jahrhundert wurde die Mitra der Bischöfe mit Schmuck an Perlen und Edelsteinen so überladen, dass ihr Träger sie als eine schwere Last auf dem Haupte fühlte. Dabei war die Grösse der Mitra noch gewachsen, so dass sie jetzt nicht selten 40 cm hoch und 30 bis 32 cm unten breit war. Auf den beiden Spitzen wurden Kreuzblumen aus Edelsteinen angebracht und dergleichen mehr. Im 18. Jahrhundert wurde der Schmuck noch weiter vermehrt und besonders in Frankreich zum Übermass ausgedehnt. Das Gewicht der Mitra soll dadurch so zugenommen haben,

Mechanische Einrichtungen zum Tragen

dass es besonderer Einrichtungen von Eisenblech und stählernen Federn bedurfte, um sie auf dem Kopfe zu befestigen, da sonst die grosse Last bei jeder Bewegung in Gefahr war, herabzustürzen.

Neueste Zeit

Erst im vorigen Jahrhundert ist seit seiner Mitte das Bestreben hervorgetreten, die Mitra wieder auf ein vernünftiges Mass und Gewicht zurückzuführen, und so sind denn sowohl in Frankreich als in Deutschland seit 50 bis 60 Jahren wieder Mitren in Gebrauch, die sich mehr an die Formen und Stickereien des 14. Jahrhunderts anschliessen und deren Grösse zeigen.

## 12. Der Ring, Annulus.

Ring als Zeichen der Würde

Schon auf dem vierten Konzil zu Toledo 633 wird der Ring als ein Zeichen der bischöflichen Würde genannt, ja! schon im Sacramentarium Gregors des Grossen wird die Formel vorgeschrieben, welche bei der Übergabe des Ringes an den Bischof zu sprechen war. Im Mittelalter gehörte er zu den Stücken, die den deutschen Bischöfen bei der Investitur durch den Kaiser überreicht wurden als das Zeichen der weltlichen Gewalt über die zu dem Bischofsitz gehörigen Länder.

Stoff

Der Ring bestand aus purem Golde und war meist mit einem kostbaren Edelstein verziert (Taf. 35, 14; 40, 43).

Im 11. und 12. Jahrhundert waren diese Ringe noch sehr einfach, ohne besondere Verzierung, die Steine nicht selten ganz ungeschliffen, doch stets kostbar (Taf. 80, 30). Es finden sich aber auch schon auf Ringen aus dem 7. Jahrhundert auf den Steinen eingegrabene Figuren Christi oder eines Heiligen u. s. w.

Verzierungen

Im 13. Jahrhundert wurde sowohl der Ring selbst mit Verzierungen im Golde bedacht als auch der Stein durch künstlichen Schliff mit spiegelnden Flächen umgeben (Taf. 80, 31). Im 15. und 16. Jahrhundert bedeckte man die Fläche des Ringes mit mehreren Steinen und Perlen, so dass das Tragen desselben höchst unbequem wurde. Im 16. und 17. Jahrhundert brachte man die Edelsteine des Ringes in Übereinstimmung mit denen des Brustkreuzes, indem man diese beiden als zusammengehörig betrachtete.

Zwei Ring

Auf Grabdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts finden sich Abbildungen von Bischöfen, die zwei und sogar drei Ringe tragen. Dies erklärt sich dadurch, dass der Bischofsring das Zeichen der Herrschaft über die Länder seines Sitzes war, und dass zuweilen ein Prälat zwei oder drei Bischofstümer zugleich unter seiner Regierung hatte.

Hilfsring

Wenn manche Bischöfe vor dem Ring ihrer Würde noch einen kleineren trugen, so kam dies daher, dass der Bischofsring oft so weit war, dass er dem einen oder anderen Prälaten vom Finger rutschte, und dass dieser also, um ihn zu halten, einen engen, gut anschliessenden kleineren Ring vor jenen schob.

Ort des Ringes

Im Mittelalter wurde der Bischofsring am Zeigefinger getragen; später aber war es Vorschrift, ihn am Goldfinger (immer der rechten Hand und über dem Handschuh) zu tragen.

Wenn ein Bischof seinen bisherigen Sitz mit einem anderen vertauschte, so behielt er trotzdem den früheren Ring.

Auch heute noch gehört der Ring zu den Zeichen der bischöflichen Würde.

## 13. Das Brustkreuz, Pectorale.

Brustkreu als Geschi

Wenngleich Leo III. schon ein goldenes Kreuz auf der Brust trug, das ihm der Kaiser Nicephorus geschenkt hatte, und wenn auch schon Gregor der Grosse 200 Jahre vorher der Königin der Longobarden ein solches Kreuz zusandte, so war doch das Tragen eines solchen Kleinods keineswegs eine Vorschrift der Kirche, sondern nur ein Gebrauch, der wohl von den Grossen der christlichen Kirche oft geübt wurde, besonders wenn diese Kreuze hohl und mit Reliquien gefüllt waren, wie dies gewöhnlich der Fall war. Es trugen die Könige der westeuropäischen Völker seit den Karolingern ebenso häufig diese Kreuze, als es die byzantinischen Kaiser schon früher getan hatten.

Nur von Päpsten getragen

So trugen es denn auch häufig die Päpste seit Leo III., aber bei den Bischöfen findet es sich erst seit dem 14. Jahrhundert; doch liessen sie, wie auch Erzbischöfe und Kardinäle, es in Gegenwart des Papstes nicht offen sehen, wie aus unzweifelhaften Andeutungen gleichzeitiger Schriftsteller hervorgeht. Es scheint also, dass diese Zierde bis dahin noch ein päpstliches Vorrecht war. Erst seit

Auch von Bischöfen

dem 15. Jahrhundert tragen es auch die abendländischen Bischöfe offen an goldener Kette über der Kasula (Taf. 80, 32 u. 40).

Verzierungen z nehmen

Wie es der Mitra und dem Ringe erging, so auch im 16. und noch mehr im 17. Jahrhunderte dem Brustkreuze: Es wurde mit Verzierungen bedeckt, mit edlen Steinen in leuchtender Farbe und kostbarem Schliffe besetzt und nach und nach damit überladen.

entige Zeit

In neuester Zeit kehrt auch hier der Geschmack zu den einfachen und würdigen Formen des 12. und 13. Jahrhunderts zurück, denn auch heute noch gehört das Brustkreuz zu den bischöflichen Auszeichnungen.

## 14. Der Stab, Pastorale.

Ursprung

Er gehört zu den ältesten Zeichen der bischöflichen Würde, wie das Szepter zu den Zeichen der königlichen gehört; schon auf dem Konzil zu Toledo (633) wird er erwähnt. Ursprünglich war er ein einfacher niedriger

Stab mit Quergriff

Stab, der in der griechischen Kirche oben ein Querstück aus Elfenbein oder edlem Holze trug, gestaltet wie eine Krücke, so dass er der Hand als Stütze dienen konnte. Dieser obere Teil wurde verziert durch kunstvolles Schnitzwerk; so endigte z. B. die Krücke jederseits in einem Tierkopfe oder dergleichen (Taf. 80, 34 u. 35).

In der abendländischen Kirche dagegen waren solche Stäbe, besonders später, seltener als die, welche in einer Krümmung endigten. Im 9. und 10. Jahrhundert finden

Stab mit Krümmung

sich auch noch die niederen Krückenstäbe (Taf. 80, 34), im 10. aber auch schon die gekrümmten (Taf. 80, 33). Auch diese Krümmung ist aus Elfenbein, später aus Gold und dergleichen und mit allerlei Verzierungen bedeckt. Im 11. Jahrhundert fing der Stab an, länger zu werden, und gleichzeitig entwickelte sich die Krümmung zu einer künstlichen Figur (Taf. 80, 36). Auch liess man bereits Edelsteine in den Goldbeschlag derselben ein. Die Krückenstäbe wurden von nun an im Abendlande immer seltener (Taf. 80, 35).

Länge

Der Stab hat im 11. und 12. Jahrhundert bei einer Länge von 1,50 m drei wesentlich verschiedene Teile: den Stab mit Fuss, den Knauf mit der Handhabe und die Krümmung.

Teile des Stabes

Der Fuss läuft in einer Metallspitze aus (Taf. 80, 34) und der Stab wird dann und wann von Metallringen umschlossen. Der Knauf mit der Handhabe bildet die Verbindung zwischen Stab und Krümme und dient zur Befestigung beider. Er ist oft von durchbrochener Arbeit und mit reichen Verzierungen, auch mit Edelsteinen, besetzt. Am Schlusse des 12. und Anfange des 13. Jahrhunderts wurden die Bischofstäbe von höchster Schönheit angefertigt, deren Krümme gewöhnlich aus Elfenbein geschnitzt und reich mit goldenen oder silbernen Verzierungen bedacht war. Es wurden in dieser Zeit und bis in das 14. Jahrhundert hinein in der Krümme, die aus einem Stücke Elfenbein bestand, öfters ganze Szenen aus der heiligen Geschichte dargestellt (Taf. 80, 38).

Krümmung schneckenförmig

Im 12. Jahrhundert bereits bog sich die Krümmung zu einer Schneckenlinie zusammen und in der Höhlung wurden oft Tiergestalten angebracht oder dergleichen (Taf. 30, 12; 32, 9; 80, 37). Unterhalb der Krümmung fand sich jetzt der Knopf.

Seit dem 13. Jahrhundert legte sich die Krümmung winklig an den Stab zurück und wurde sehr reich verziert, was im 14. und 15. Jahrhundert noch mehr und mehr zunahm (Taf. 65, 13; 77, 3; 80, 38 u. 40).

Vom 14. bis 17. Jahrhundert war an den Hirtenstäben der Bischöfe und Äbte ein feines viereckiges weisses Tuch, Pannisellus, auch zuweilen vetum, orarium oder sudarium genannt, unterhalb des Knaufs befestigt, das frei am Stabe bis etwa zu dessen Mitte herabhing. In Italien soll es nur von den Äbten getragen worden sein als Unterscheidungszeichen von den Bischöfen und Erzbischöfen. In Deutschland, Frankreich und England aber trugen es auch diese (Taf. 65, 13; 80, 39 u. 40).

Pannisellus

Verschiedene Art, den Stab zu tragen

Die Bischöfe trugen im Mittelalter den Stab, wenn sie zum Altar gingen, stets in der linken Hand und zwar, wie manche Schriftsteller behaupten, so, dass die Krümmung nach aussen gewandt war, zum Zeichen der Herrschaft über die ganze umgebende Diözese. Dagegen trugen die Äbte den Stab umgedreht mit der Krümmung nach innen, weil ihre Befugnis nicht über die Abtei hinausreichte. Doch findet diese Behauptung in den Bildern keine Bestätigung.

Stab der Äbtissinnen

Die Äbtissinnen führten ebenfalls Hirtenstäbe, ähnlich denen der Äbte. Bis ins 11. Jahrhundert trugen sie einen Stab, der oben in einen grossen Knopf endigte. Später aber führten sie auch einen Krummstab, wie die Bischöfe.

Erzbischöflicher Hirtenstab

An den Stäben der Erzbischöfe findet sich schon seit dem 14. Jahrhundert, vielleicht noch früher, statt der Krümmung ein Kreuz (Taf. 42, 3; 81, 8, 9 u. 23), und an denen der Patriarchen ein Doppelkreuz mit zwei Querstäben (Taf. 58, 1), wie die Päpste sie seit dem 14. und 15. Jahrhundert trugen.

## 15. Das Pallium.

Ursprung

Ursprünglich ein faltenreiches, meist purpurnes Ehrenkleid der römischen Patrizier, das mit Goldstickereien verziert war, wurde es als ein auszeichnendes Obergewand von den byzantinischen Kaisern im 6. und 7. Jahrhundert an einzelne Bischöfe gesandt. In derselben Zeit aber blieb

Verwandlung

für den kirchlichen Gebrauch von diesem Ornatstücke nur die obere Randverzierung am Halse und auf der Brust übrig und wurde stets aus weisser Wolle angefertigt, die mit roten oder schwarzen Kreuzen bestickt war.

Pallium als besondere Ehrentracht

In der abendländischen Kirche trug nur der Papst das Pallium, und diejenigen Erzbischöfe und Bischöfe, denen er es erlaubte, und zwar so lange die byzantinischen Kaiser in Italien mächtig waren mit deren Zustimmung. So wird 432 von Valentinian III. der Bischof von Ravenna zum Erzbischof ernannt und ihm das Pallium zugestanden. So erlaubt Gregor der Grosse unter Bewilligung Justinians dem Bischof von Autun, das Pallium zu tragen, so Symmachus 513 dem Erzbischof von Arles. —

Nur noch ein Streifen Wollstoff

Wie schon erwähnt, blieb, wie von der Stola nur die beiden Streifen, so auch von dem Pallium schon sehr frühe nichts übrig, als die Randverzierung um den Hals und auf der Brust von oben nach unten. Diese erschien nun als eine drei Finger breite Binde aus weisser feiner Wolle, mit griechischen Kreuzen bestickt, die um den Hals geschlossen lag und über den Kopf angelegt werden musste; vorn und hinten ging von diesem Ringe ein gleicher

Streifen nach unten, der in Fransen endigte (Taf. 22, 14; 24, 7; 37, 12—14; 38, 14). Die Ränder wurden später
Verzierung aussen und innen mit einem Purpursaum geziert, und purpurne Kreuze waren je eins auf jeder Schulter und an den herabhängenden Streifen oben und unten eingestickt.

Im 13. und 14. Jahrhundert wurden diese beiden Streifen so verlängert, dass sie oft bis auf die Füsse, mindestens aber über den unteren Rand der Pänula hinausgingen (Taf. 37, 12—14). Auch setzte man hier wohl ein
Enden mit Fransen oder Glöckchen verbreitertes Endstück an, das ausser mit Fransen auch noch mit Glöckchen besetzt war.

Bis zum Schlusse des Mittelalters waren die eingestickten Kreuzchen griechischer Form noch von purpurner
Veränderung der Farben Farbe, heute aber sind sie wie auch die Ränder schwarz. Die Länge der beiden Streifen hat sich seit dem 17. Jahrhundert bedeutend verringert (Taf. 80, 26) und seitdem findet sich bereits an jedem der herabhängenden Streifen ein schwarzes Endstück angesetzt, das diese Farbe auch schon hatte als noch die Ränder rot waren. Diese schwarzen seidenen Endstücke umhüllen nämlich zwei dünne Bleiplatten, die zur Sicherung der ruhigen und festen Lage des Palliums unten angebracht sind.

Das Pallium wird erst über der Kasula angelegt und ist heute nur den Erzbischöfen zu tragen erlaubt.

### 16. Das Rationale oder Pektorale.

Es handelt sich hier um zwei verschiedene Stücke,
Unterscheidung die bald mit dem einen, bald mit dem anderen Namen bezeichnet werden, nämlich um das ephodartige Schultergewand und das auf demselben getragene Brustschild. Beim Hohenpriester gehörten beide Stücke untrennbar zusammen, und daher mag es kommen, dass auch im Abendlande ein Name für beide galt und dass man von den beiden Namen bald den einen, bald den anderen wählte, um eins von beiden (oder vielleicht ursprünglich beides?) zu bezeichnen.

Schon in der ersten Zeit des Mittelalters findet sich
Brustschild mit zwölf Steinen das Brustschild erwähnt (ohne des Schultergewandes dabei zu erwähnen!), als eine Auszeichnung, welche der Papst an einen oder den anderen Bischof verschenkte. Im 9. Jahrhundert wird es zuerst genannt, öfter im 10., z. B. in einer Schrift des Abtes von Corvey und ebenso bei dem Bischof von Chartres. Im 12. und 13. Jahrhundert wurde
In Frankreich in Frankreich das Rationale ebenso getragen, wie es der Hohepriester trug: ein Brustschild mit zwölf Edelsteinen, je vier in einer Reihe, besetzt, welches an goldenen Ketten um den Hals oder an dem Kragen des bischöflichen Schultertuches, Humerale, getragen wurde (Taf. 37, 14; 82, 5). So zeigt es sich z. B. an der Statue eines Papstes am Eingang zur Kathedrale in Rheims. Hier liegt das Pektorale über der Kasula und dem Pallium. Von dem Ephod ist keine Spur zu finden oder sollte das Pallium seine Stelle vertreten? Von den Edelsteinen wird gesagt, dass sie vier verschiedene Farben hatten. An den beiden unteren Ecken des Schildchens waren keine Ketten angeheftet, wie dies an dem alttestamentlichen Pektorale der Fall war.

Ob auch in Deutschland dieses Brustschild mit den zwölf Edelsteinen zu jener Zeit getragen wurde, ist bis jetzt noch nicht entschieden. Ebensowenig, ob man in Frankreich und Italien das Brustschild auf einem Schultergewand getragen habe, welches dem Ephod des Hohenpriesters ähnlich war und welches sich in Deutschland mehrfach bis heute unter dem Namen Rationale erhalten hat, während das Brustschild hier gar nicht vorhanden ist und auch nicht erwähnt wird. Entweder ist also dasselbe in Deutschland gar nicht oder nur in der frühesten Zeit im Gebrauch gewesen. Dann betrachtete man also hier das Schulterkleid als das wichtigste und wesentlichste von beiden Stücken. Dieses bischöfliche Rationale war wie das erzbischöfliche Pallium eine Ehrengabe des Papstes an den betreffenden Bischof, und so hatten z. B. die Bischöfe von Salzburg, Regensburg, Eichstädt, Bamberg, Paderborn und anderen ausdrücklich das Recht, dieses Rationale zu tragen.
Schultergewand in Deutschland

Dieses Schultergewand, dem Ephod ähnlich, bestand
Seine Teile aus zwei gleichen Stücken für Brust und Rücken, die auf den Achseln durch grosse Rosetten verbunden waren. Am unteren Saum hing jederseits ein handbreiter Streifen bis fast zum Gürtel, der ebenso wie die übrigen Teile mit symbolischen Darstellungen und Inschriften in Gold bestickt war (Taf. 82, 1 u. 2). Auch Perlen und dergleichen wurden bei den Stickereien verwendet.

Im 15. Jahrhundert scheinen die Brust- und Rückenstücke des Rationale kleiner, die vier seitlichen Streifen dagegen breiter geworden zu sein, so dass das ganze Gewand jederseits aus drei gleichen Streifen zusammengesetzt erscheint, deren einer oben horizontal über die Brust reicht und dieselbe bedeckt, die beiden anderen seitlich bis zum Gürtel reichen und unten mit kleinen vergoldeten Glöckchen verziert sind.
Veränderung derselben

Dass das Rationale überhaupt in seinen Formen dann und wann verändert wurde, zeigen verschiedene Abbildungen von Bischöfen zu Eichstädt (Taf. 82, 2—4), welche dies Gewand tragen.

Heute ist es fast ganz ausser Gebrauch und seit den
Heute ausser Gebrauch letzten zwei Jahrhunderten allmählich verschwunden.

Dagegen findet sich ein anderes Ornatkleid noch in grossem Ansehen, nämlich

### 17. Die Pluviale oder Cappa choralis,

die wir schon bei Abbildungen von Bischöfen und Päpsten aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert (Taf. 58, 1; 65, 13; 77, 2 u. 3; 81, 19 u. 21) häufig finden. Seit der Mitte
Erstes Vorkommen des 13. Jahrhunderts war dieser Mantel ein Teil des priesterlichen (Taf. 81, 18) und bischöflichen Ornats geworden und ist es auch bis heute geblieben (Taf. 81, 20).

Ursprünglich trugen nur die Assistenten des Priesters beim Hochamt die Cappa choralis; seit dem 12. Jahr-
Frühere Form hundert nahm sie die Form eines Halbkreises mit angesetzter Kapuze an (Taf. 81, 17). Sie hiess, weil sie immer dann angelegt wurde, wenn das Rauchfass gebraucht wurde, auch Rauchmantel, in anderen Gegenden auch
Rauchmant

Vespermantel. Sie hatte ursprünglich keinen Schmuck durch Stickerei oder dergleichen, reichte bis zu den Knieen und hatte hinten am Nacken eine Kapuze, die bei ungünstigem Wetter oder bei Trauerfällen über den Kopf gezogen wurde (Taf. 82, 13). Als solches Trauerkleid finden wir sie vom 13.—15. Jahrhundert.

Trauerkleid

Als aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts dieses Kleid zu der Ehre gelangte, ein Teil des priesterlichen Ornats zu werden, da war es auch um seine Einfachheit geschehen. Zunächst wurde es bis auf die Füsse verlängert (Taf. 82, 13), dann für die Bischöfe aus kostbarem Stoff hergestellt und mit Goldborten und reichen Stickereien bedacht (Taf. 81, 18 u. 19), auch wohl am unteren Rande mit silbernen Schellen besetzt. Auch die Cappa der Vorsänger wurde nun prächtiger (Taf. 81, 22). Die Kapuze fiel bei dem bischöflichen Gewande schon am Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts fort und an ihre Stelle trat ein dreieckiges Schild, Clipeus, das reich bestickt war (Taf. 81, 18 u. 19) und auch noch heute vorhanden, aber etwas tiefer auf dem Rücken angebracht ist (Taf. 81, 20). Besonders aber der vordere Saum der Pluviale wurde im 15. und 16. Jahrhundert mit Verzierungen, selbst mit Perlen und Edelsteinen, überladen (Taf. 65, 13; 77, 2) und die Länge des Mantels oft ins Masslose übertrieben (Taf. 82, 21).

Wird Ornatstück

Erhält Verzierungen

Clipeus

Länge schleppend

Bei Prozessionen trägt der Priester die Pluviale zum Schutz gegen das Wetter über dem Messgewand, ebenso des Nachmittags, daher die Namen Pluviale und Vespermantel; Rauchmantel, weil er, wie schon erwähnt, beim Räuchern angelegt wurde.

Gebrauch

Nachdem wir so die liturgischen Gewänder des Bischofs betrachtet haben, gehen wir zunächst über zu der besonderen Tracht der einzelnen priesterlichen Würden und beginnen hier mit der höchsten, also mit dem Oberhaupt der römischen Kirche.

## B. Geistliche Würden.

### 1. Der Papst.

#### a) Amtstracht.

Wenn der Papst vor dem Altar erscheint, trägt er dieselben Gewandstücke wie der Bischof, also: Strümpfe, Schuhe, Schultertuch, Alba, Zingulum, Stola, Manipel, Tunicella, Dalmatika, Kasula, Handschuhe, Ring und Mitra (bei feierlichen Gelegenheiten statt dieser die dreifach gekrönte Tiara), das Brustkreuz und den Stab mit Doppelkreuz.

Papst am Altar

Im 12. und 13. Jahrhundert trugen die Päpste auch das Brustschild, Pektorale, mit den 12 Edelsteinen; seit dem 15. Jahrhundert findet sich dasselbe nicht mehr; es ist also im Laufe des 14. ausser Gebrauch gekommen (Taf. 37, 14).

Brustschild bis zum 14. Jahrhundert

Von den genannten bischöflichen Zeichen sind hier besonders zu erwähnen die Mitra und der Ring als solche, die den Papst vor allen Bischöfen etc. auszeichnen, während die übrigen Stücke von derselben Form sind wie wir sie oben beschrieben haben.

##### aa. Die Mitra oder Tiara.

Die Mitra des Papstes war bis zum 12. Jahrhundert ein weisser, früher weniger, später mehr zugespitzter, mit Gold umzogener und mit Edelsteinen besetzter Kegel (Taf. 37, 12 u. 13; 81, 1 u. 2). Während des 12. Jahrhunderts erscheint es, als sei die Mitra aus einem Flechtwerk gebildet; es verschwindet die ligula, das vertikale Goldband, und es bleibt nur der Stirnreif und der Knopf auf der Spitze von Gold (Taf. 81, 3—5). Ebenso noch im 13. Jahrhundert (Taf. 37, 14), doch formte sich nun schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts der Goldreif durch angesetzte Zacken allmählich zur Krone um. Zwischen 1227 und 1303 kam die zweite Krone hinzu, die über der ersten angesetzt wurde und im siebenten Jahrzehnt desselben Jahrhunderts noch (1362—70) durch Urban V. die dritte Krone, die noch höher ihren Platz fand (Taf. 81, 6). So ist die päpstliche Tiara seit dem 14. Jahrhundert eine dreifach gekrönte Mitra und nur dem Papste eigen. Gleichzeitig wurde der Knopf in einen Reichsapfel verwandelt (Taf. 58, 1; 81, 7) und so ist es bis heute geblieben.

Mitra kegelförmig

Veränderung

Erste Krone

Zweite Krone

Dritte Krone

Im 14. und 15. Jahrhundert muss die Tiara nach Miniaturen in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha eine Zeitlang rot gewesen sein (Taf. 58, 1), während sie vorher wie nachher nur weiss vorkommt (Taf. 40, 41; 42, 1).

Rote Tiara im Mittelalter

##### bb. Der Pontifikal- und der Fischerring.

Der Ring, welchen der Papst am Finger trägt, der Pontifikalring, ist ein sehr kostbares Kleinod mit einem sehr grossen Brillant auf der Platte, der von Smaragden, Saphiren und Rubinen umgeben ist. Diese Steine mit ihren vier Farben erinnern an das hohepriesterliche Pektorale mit seinen 12 Edelsteinen, welches die Päpste bis zum 13. Jahrhundert noch trugen (siehe oben). Diesen Ring trägt er bei der heiligen Messe immer und ausserdem wann er will. Auch hat er das Recht, sich mehrere Pontifikalringe machen zu lassen und nach Belieben zu tragen; dieses ist aber nicht der Fall mit dem oft genannten und von dem oben beschriebenen wohl zu unterscheidenden Fischerring. Den trägt der Papst nicht, sondern er ist nur sein Amtssiegel zur Bestätigung seiner Breves.

Pontifikalring

Fischerring

Man hat oft gesagt, bei dem Tode des Papstes werde der Fischerring vor der Leiche zerbrochen; dies ist durchaus falsch, sondern es bringt ein Hausprälat des Verstorbenen als höchster Kämmerer auf silbernem Teller den Fischerring in die Versammlung der Prälaten, welche die Leiche umstehen, und überreicht ihn dem Kardinalcamerlengo, als dem Vorsitzenden des Kardinalkollegiums und somit dem zeitweiligen Haupt der Kirche bis zur Neuwahl eines anderen Papstes. Denn der Ring ist das päpstliche Amtssiegel und zeigt — ohne alle Edelsteine — auf seinem ovalen Schilde, das wie der Ring aus Gold ist, eingraviert Petrus im Kahne, das Netz zum Fischen aus-

werfend. Daher der Name Fischerring. Am Finger wird derselbe nie getragen.

### b) Sonstige Tracht.

Papst bei öffentlichem Erscheinen

Wenn der Papst sonst öffentlich erscheint (also nicht beim Hochamt), so trägt er eine weissseidene, lange Soutane, purpurne Schuhe mit goldenem Kreuze bestickt, Hut oder Barett aus rotem Samt, über der Soutane das Chorhemd, Rochetto, unten reich mit Spitzen verziert, gehalten durch den Gürtel, um die Schultern einen Mantelkragen, Mozetta, aus rotem Samt mit Hermelin verbrämt darüber die Stola mit Gold gestickt (Taf. 81, 25).

Im Hause

Im Hause trägt der Papst eine Soutane von weisser Seide oder von feinem weissen Tuch, je nach der Jahreszeit. Darüber in früheren Zeiten die rote Mozetta (Taf. 77, 14), jetzt gewöhnlich eine Zimarra (wie Taf. 82, 19) aus weissem Tuch mit weissem breiten Gürtel, der in zwei Goldquasten endigt, welche auf der linken Seite herabfallen, auf dem Kopfe eine weisse Kalotte (Taf. 81, 10). Die Strümpfe sind von weisser Seide; die Schuhe („Pantoffeln" genannt) von feinem roten Tuche oder rotem Samt mit erhaben daraufgesticktem Kreuz in Gold.

Wir wenden uns nun vom Oberhaupt der katholischen Kirche zu den Mitgliedern des Kollegiums, welches die Wahl desselben zu vollziehen hat. Dieses sind

## 2. Die Kardinäle.

Sie tragen einen Talar oder eine Soutane von purpurroter Seide. Im 14. und 15. Jahrhundert scheint nach den Abbildungen dies Gewand auch oft blau gewesen zu

Soutane

sein (Taf. 42, 2; 58, 3; 77, 4). Die Soutane ist oben bis zum Gürtel eng anliegend, unten weit, oft nachschleppend lang und hat enge Ärmel (Taf. 82, 20). Heute trägt man sie bisweilen ohne Schleppe, die aber vom 15.—18. Jahrhundert allgemein war. Dies Kleid ist von oben bis unten durc Knöpfe geschlossen und besteht je nach dem Stande seines Trägers aus Wolle, Halbseide, bei Bischöfen und Kardinälen aus Seide. Es entstand etwa im 11. Jahr-

Talar

hundert und unterscheidet sich vom Talar dadurch, dass es oben eng anliegt, während der Talar weit ist. Gegürtet werden beide (Taf. 82, 20). Die weisse Soutane des Papstes (Taf. 81, 25) wie die rote des Kardinals (Taf. 81, 28) haben auch heute noch stets die Schleppe.

Chorhemd

Über der Soutane legen die Kardinäle das Chorhemd an, Rochetto, das bis an die Kniee oder wenig darüber hinausreicht (Taf. 81, 27 u. 28). Im 14. und 15. Jahrhundert und bis zum 16. war es lang bis auf die Knöchel (Taf. 58, 3; 81, 23); von dieser Zeit an wurde es immer kürzer und zugleich unten mit Spitzen besetzt. Auch an den Armeln finden sich heute Spitzen um das Handgelenk (Taf. 81, 28).

Dieses Gewand heisst zuweilen auch Chorrock, auch Rochettum (italienisch Rochetto) und Superpelliceum.

Zwei Formen des Chorrockes

Zwischen diesen Formen unterscheidet man die beiden letzteren durch die Ärmel. Der Chorrock oder das Chorhemd mit engen Ärmeln, wie es in Italien und Frankreich meistens getragen wird, heisst Rochettum, während das Chorkleid mit weiten Ärmeln (die oft fast bis zur Erde hängen) Superpelliceum oder Cotta genannt wird. Es ist in Deutschland gebräuchlich.

Ursprung des Chorhemdes

Das Chorhemd hat sich seit dem 12. Jahrhundert aus der Alba allmählich entwickelt, denn schon im 13. und 14. Jahrhundert wird eine verkürzte Alba angeführt, die unter dem Namen Superpelliceum mit weiten Ärmeln bei bestimmten Verrichtungen angelegt werden musste. So spricht schon ein Brief des Bischofs Stephan von Tournay aus dem 12. Jahrhundert von einem weissen Talar, dem Superpelliceum, das bis zu den Knöcheln reiche. Auch in England war es in jener Zeit bereits im Gebrauch.

Über dem Chorhemd tragen die Kardinäle entweder die Cappa magna oder die Manteletta oder nur den Camail (Mozetta). Da diese Stücke auch von den Bischöfen, im Schnitt ebenso, aber von violetter Farbe, getragen werden, während die Kardinäle sie purpurn tragen, so besprechen wir dieselben hier einzeln etwas genauer und können uns später hierauf beziehen.

Cappa magna

Die Cappa magna ist ein weiter langer Mantel mit Kapuze, die sich bequem über den Kopf ziehen lässt. Vorn ist sie zuweilen offen (Taf. 81, 27), da sie mit Knöpfen geschlossen wird, meistens aber wird sie durchaus von oben bis unten fest geschlossen getragen. Die Arme haben seitlich zwei Schlitze, welche gewöhnlich mit kurzen sehr weiten Ärmelansätzen versehen und auch zuweilen mit Hermelin wie die Kapuze besetzt sind (Taf. 58, 4; 77, 4; 81, 23). Seit dem 15. Jahrhundert ist die Cappa magna mit langer Schleppe versehen, und wie sie selbst aus purpur-

Schleppe

roter Seide besteht, so ist auch die Kapuze im Sommer mit roter Seide, im Winter dagegen mit Hermelin gefüttert (Taf. 42, 2; 58, 4; 77, 4; 81, 23 u. 27).

Im Winter

In dieser Jahreszeit wird die Cappa magna so getragen, dass die Kapuze bei Abhaltung der kirchlichen Tageszeiten leicht und ohne Mühe der Wärme wegen über den Kopf geschoben werden kann. — Die Schleppe (cauda) wird wegen ihrer beträchtlichen Länge im Gehen über den linken Arm geschlagen oder gerollt, auch wohl verschleift, wie

Tragen der Schleppe

dies auch von den Bischöfen und anderen Prälaten geschieht (Taf. 81, 29), oder sie wird bei feierlichen Gelegenheiten von einem Schleppenträger nachgetragen.

Kapuze

Die Kapuze (Cucullus) ist so gross, dass sie, wenn auch über den Kopf gezogen, doch noch auf beiden Seiten tief, oft bis auf den Gürtel, niederreicht und Schultern und Oberarme umgibt (Taf. 42, 2; 58, 4; 77, 4; 81, 23 u. 27).

Manteletta

Die Manteletta ist ein kurzer Mantel ohne Ärmel, der bis an die Kniee reicht und vorn offen, meist nur im oberen Teil zugeknöpft wird (Taf. 81, 28). Er wird über dem Chorhemd statt der Cappa magna getragen, von den Kardinälen aus roter Seide (Taf. 81, 28), von den Bischöfen aus violetter Seide oder Tuch, mit roter Seide gefüttert (Taf. 81, 24).

Camail od Mozetta

Der Camail (die Mozetta) ist ein runder Kragen, der die Oberarme bis zum Ellenbogen mit umschliesst und

bedeckt, vorn mit Knöpfen geschlossen. Am Halsausschnitt trägt er nach hinten eine kleine Kapuze als Verzierung (Taf. 77, 16). Auch dieser ist bei den Kardinälen aus roter Seide (Taf. 81, 28), bei den Bischöfen aus violettem Stoff: Seide oder feines Tuch (Taf. 82 22). Zuweilen ist er bei Papst und Kardinälen an den Säumen mit weissem Pelz eingefasst (Taf. 81, 25).

Roter Hut

Als Kopfbedeckung trug der Kardinal früher den roten Hut (Taf. 77, 4; 81, 13 u. 23; 82, 10 u. 12). Diese Auszeichnung stammt aus dem Jahre 1245, wo Innozenz IV. sie verlieh als stete Ermahnung dass die Kardinäle stets bereit seien im Kampfe für die Kirche das eigene wie des Feindes Blut zu vergiessen. Bonifazius VIII. fügte hierzu 1297 den Purpurmantel während die Kardinäle sich bisher nicht anders als die Bischöfe getragen hatten.

Seine Quasten

Der Kardinalshut ist ein flacher niederer Hut mit breitem Rande, an den Seiten mit Schnüren versehen, deren jede (seit Ende des 16. Jahrhunderts) in eine Gruppe von Quasten ausläuft, die in fünf Reihen übereinander geordnet sind, in der obersten eine, in der zweiten zwei, in der fünften fünf Quasten, zusammen also fünfzehn auf jeder Seite (Taf. 81, 13). Sie hängen beim Gebrauch bis auf die Kniee herab (Taf. 77, 4; 81, 23).

Heute nur Auszeichnung

Heute ist der rote Hut des Kardinals keine Kopfbedeckung mehr sondern nur noch ein Ehrenzeichen, welches ein Diener dem Kardinal vorantragen muss. Er selbst dagegen trägt

Biret

das Biret auf dem Kopfe. Dies ist eine Mütze mit vier gesteiften Ecken, die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts (Taf. 81, 14 u. 15) gebräuchlich und aus fünfeckigen Teilen zusammengesetzt ist. In der Mitte des

Floccus

Bodens trägt sie einen Büschel, Floccus, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts bedeutend grösser wurde. Bei den Bischöfen besteht das Biret aus violettem Stoff (Taf. 81, 15 u. 24), bei den Kardinälen (Taf. 77, 7 u. 11; 81, 12 u. 14) aus rotem. So trugen z. B. alle Kardinäle bei der Wahl Pius IX. die Mozetta (wegen der Trauer über den verstorbenen Papst) nicht rot, sondern violett, dazu jedoch das rote Biret ebenso bei der Wahl Leo XIII. (wie Taf. 77, 7).

Pileus

Hervorgegangen ist das Biret aus dem Pileus, der bis ins 15. Jahrhundert seine Stelle vertrat (Taf. 81, 11 u. 22), dies war eine runde ziemlich hohe Mütze aus rotem Tuch oder Filz, ähnlich dem heutigen Fez der Muhamedaner Sie wurde nach oben hin etwas enger als am unteren Rande.

Eine andere Kopfbedeckung, der wir bei den Prälaten oft begegnen, ist ein kleines anschliessendes Käppchen,

Solideo

Solideo (Soli Deo) genannt. Es kommt schon im 12., sicher im 13. Jahrhundert vor und wurde von den Bischöfen unter der Mitra getragen (Taf. 81, 16, 18, 27—29). Bei

Farbe

den Priestern ist es schwarz, bei Bischöfen violett (Taf. 82, 19—23), bei Kardinälen rot (Taf. 81, 27 u. 28). Zuweilen wurden diese Mützchen mit Pelz gefüttert. Sie werden zusammengesetzt aus dreieckigen Stücken, die oben zusammentreffen.

Wahrscheinlich veranlasst durch das Gewicht des Goldes und der Edelsteine an der Mitra (s. dort!), gab man im 14. Jahrhundert dem Solideo eine Verlängerung

Kalotte

nach dem Nacken und nach den Schläfen hin, wohl um den Druck der unteren Kante an der Mitra dadurch vom Kopfe abzuhalten. Man sieht an den Bildern jener Zeit diese kleine Kappe unter der Mitra hervorragen (Taf. 42, 1 u. 3; 58, 1; 80, 40). Diese verlängerte oder vergrösserte Form des Solideo benannte man Kalotte (Taf. 81, 10 u. 21).

Handschuhe, Strümpfe

Zum vollständigen Ornat des Kardinals gehören nun noch die Handschuhe und an den Füssen rote Strümpfe (nur bei besonderen Gelegenheiten sind andere Farben vorgeschrieben) und rote Schuhe (Taf. 42, 2; 81, 23, 27 u. 28). In manchen Bildern des 15. Jahrhunderts tragen Kardinäle schwarze Schuhe (Taf. 58, 3 u. 4), obwohl sie übrigens im

Schuhe

vollen Ornat gehen.

Reisetracht

Dass sie auf Reisen wohl schwarze Schuhe oder Stiefel, aber dabei den roten Hut trugen, dies zeigen manche Bilder des 15. und 16. Jahrhunderts (Taf. 82, 10 u. 12). Zugleich bedienten sie sich dabei der Cappa magna, aber nicht von rotem, sondern von schwarzem Stoff.

## 3. Die Bischöfe

wobei wir auch die Erzbischöfe inbegriffen betrachten, zeichnen sich gegen die Kardinäle besonders durch die Farbe aus. Während diese fast alle dieselben Gewänder in rot tragen, ist die Farbe der Bischöfe das Violett.

### a) Hauskleidung.

Im Hause

Im Hause trägt der Bischof eine violette Soutane (Taf. 82, 22), gegürtet mit einer Binde von derselben Farbe, die mehrmals um den Leib geht und deren Enden, mit Fransen verziert, lang an der Seite herabhängen (Taf. 82, 22). Schon seit dem frühen Mittelalter kommt die Soutane neben dem Talar vor. Dieser ist, wie schon erwähnt wurde, weit und faltenreich, hat weite Ärmel, während die Soutane oberhalb des Gürtels und in den Ärmeln eng anliegt, daher sie leichter erlaubt das Chorhemd, das auch in Italien und Frankreich meistens enge Ärmel hat, überzuziehen. Daher mag es kommen, dass sie mehr als jener getragen wird. Dazu legt der Bischof den Kamail und das Solideo von gleicher Farbe an. Oder er trägt

Zimarra

die Zimarra (Taf. 82, 19), einen kurzen, nur die Schultern bedeckenden Kragen mit weiten Halbärmeln, die vorn eine Reihe Knöpfe zeigen. Die Knöpfe sind rot wie die Kanten der Zimarra und wie in Italien oft auch die ganze Garnierung der Soutane ist; dazu trägt dann der Bischof auch einen roten Gürtel (Taf. 82, 19).

Die Zimarra ist nur Haustracht, während die Mozetta wie die Manteletta über dem Chorhemd angelegt wird.

Mantel

Zum Gebrauch auf der Strasse oder auf der Reise trägt der Bischof einen violetten Mantel mit rotem seidenen Futter (Taf. 82, 21) oder auch die violette Cappa magna mit ebenfalls rotem Futter (Taf. 82, 11). Bisweilen trägt ein Bischof statt der violetten Soutane wohl eine schwarze,

dann ist aber wenigstens der Gürtel um die Hüften violett (Taf. 82, 21). Im 13. und 14. Jahrhundert gingen sie einfacher (Taf. 37, 6).

### b) Chorkleidung.

Amtstracht

Die Chorkleidung des Bischofs besteht aus violetter Soutane, darüber das Chorhemd (Taf. 81, 24 u. 29) und über diesem die Cappa magna, violett mit rotseidenem Futter (Taf. 81, 26), die er auch wohl ganz offen trägt, und mit der Schleppe am linken Arme aufgebunden (Taf. 81, 29), oder nur die violette Manteletta (Taf. 81, 24) oder die gleichfarbige Mozetta. Biret und Solideo sind gleichfalls violett (Taf. 81, 24 u. 29; 82, 19 u. 22), ebenso die Schuhe.

Bischofshut

Wie die Kardinäle, so trugen auch die Bischöfe im Mittelalter einen besonderen Hut von derselben Form wie jene, aber schwarz, statt rot (Taf. 82, 9). Er war von Tuch, Seide oder Filz und hatte seit dem 16. Jahrhundert grüne golddurchflochtene Schnüre, auf jeder Seite mit sechs (nach einzelnen Angaben für die Erzbischöfe mit zehn) Quasten, in ebensolchen Reihen nach zunehmenden Zahlen geordnet wie dort. Dieser Hut diente auch im gewöhnlichen Leben zu ihrer Kopfbedeckung (Taf. 82, 11).

Seit dem Schluss des 16. Jahrhunderts liess man den Hemdkragen als weissen Vorstoss über dem Saum der Soutane erscheinen, und da er allmählich breiter wurde, so legte man ihn um die Mitte des 17. Jahrhunderts um

Rabat

(Taf. 81, 11 u. 16). Dieser Umschlagkragen hiess Rabat. Als aber im 17. Jahrhundert die Perrücken erschienen

Veränderung

und diesen Kragen bis auf ein kleines Teilchen vorn ganz verdeckten, so legte man das Verhüllte gleichsam dem Sichtbaren hinzu, und da die Mode bei der ausserkirchlichen Tracht ohnehin vorn unter dem Kinn zwei Zipfel des Halstuches vorschrieb (seit Louis XIV.), so verlängerte man die beiden Ecken des Rabat nach unten hin zu zwei steifen Streifen, die sich noch bis heute (auch bei den protestantischen Priestern) erhalten haben (Taf. 82, 20, 21 u. 23). Diese Streifen heissen mit dem Halskragen, daran

Beffchen

sie befestigt sind, die Beffchen. In der katholischen Kirche sind sie in verschiedenen Gegenden verschieden von Farbe und Stoff, doch gewöhnlich mit weissem Rand umgeben. Auch die Halskragen der Ministranten (Taf. 82, 15) erinnern noch daran. In den rheinischen Diözesen ist

Collare

in letzter Zeit an ihre Stelle das römische Collare getreten, ein aufrechtstehender, steifer Halskragen, welcher nach unten hin ein dreieckiges Stück Zeug von, je nach den verschiedenen Gegenden, verschiedener Farbe trägt, so in Rom schwarz für die Priester und violett für die Bischöfe, in Mecheln hellblau u. s. w.

## 4. Die Domherren (Kanonizi, Stiftsherren).

### a) Hauskleidung.

Im Hause

Sie besteht aus dem Talar oder der Soutane von schwarzem oder violettem Stoff mit gleichfarbigem Gürtel. Für die Strasse bedienen sich die Domherren der Cappa magna aus violettem Seiden- oder Wollenstoff mit rotseidenem Futter (also wie der Bischof Taf. 82, 21), an dessen Stelle im Winter grauer Pelz tritt.

Auf dem Kopfe trugen sie schon im 13. Jahrhundert einen Hut, der seit dem 14. einen breiten Rand hatte. Hut
Derselbe war aus schwarzem Tuch, aus Seide oder Filz und hatte an jeder Seite eine violette Schnur mit 3 Quasten in zwei Reihen, womit er auf dem Rücken befestigt war. Während also der Kardinal 15 Quasten in fünf Reihen in Quastenzahl als Zeichen der Würden den Zahlen von 1—5 geordnet, der Erzbischof 10 Quasten in vier Reihen von 1—4 geordnet, der Bischof 6 Quasten in drei Reihen von 1—3 hatte, trug der Domherr 3 Quasten in zwei Reihen: 1 und 2! Wie bei dem Kardinal und Bischof, so stammt auch bei dem Domherrn diese Anordnung der Quasten und Schnüre aus dem 16. Jahrhundert.

Der Camail des Domherrn, den er im Sommer statt der Cappa trägt, besteht aus schwarzem oder violettem Tuch.

### b) Chorkleidung.

Zu dieser gehört der Talar, der entweder schwarz oder Im Chor violett ist (Taf. 82, 16 u. 17). Über demselben liegt der Chorrock, ein weites Hemd mit vielen Falten, das bis zwischen Knie und Knöchel reicht; seine Ärmel sind, wie die Abbildungen zeigen, bald eng, z. B. meist in Frankreich und Italien, bald sehr weit und faltig (Taf. 58, 5; 82, 16 u. 17), z. B. im 15. und 16. Jahrhundert in Deutschland.

Über dem Chorhemd tragen die Domherren die Pluviale und auf dem Haupte das Biret, früher an dessen Stelle den Pileus (Taf. 58, 5).

Seit dem Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert war bei ihnen auch das Almucium im Gebrauch. Ursprünglich Almucium im 13. und 14. Jahrhundert ein weiter Schulterkragen von Pelzwerk mit Kapuze (Taf. 82, 6), zum Schutz für Kopf Ursprung und Schultern gegen das rauhe Winterwetter, wurde es schon im 14. Jahrhundert ein Ornatstück der Domherren, Ornatstück welche es über dem Chorhemd anlegten (Taf. 82, 7 u. 8). Auch hier bestand es oft aus Pelz, oft war es auch nur mit Pelz gefüttert und zwar besonders das Innere der Kapuze. Ein Grabmal zu Rom aus dem Jahre 1360 beweist, dass auch in Rom das Almucium getragen wurde. Auch hier zeigt es die zwei über den Ohren vorspringenden Ecken oder Hörner (Taf. 82, 7, 8 u. 16).

Im Laufe der Zeit vergrösserte sich das Almucium Verlängerung nach unten hin, so dass es nicht nur die Schultern, sondern schon im 15. Jahrhundert auch die Hüften verhüllte (Taf. 82, 16).

Da das Almucium auch bei den Domherren häufig aus Pelz bestand oder doch mit solchen gefüttert war und daher auch am unteren Rande mit Pelzquasten verziert wurde (Taf. 82, 16 u. 17), so legten die Kanonizi dasselbe im Sommer oft statt über den Kopf nur über den linken Arm und im Chor hinten über die Lehne des Stuhles. Im 16. Jahrhundert wurde, wenigstens in den Gegenden Nur noch Schultergewand am Rhein, das Almucium nicht mehr als Kopfbedeckung, sondern nur noch zur Umhüllung der Schultern benutzt, während der Kopf das Biret trug (Taf. 82, 17).

Heute fast verschwunden

Heute ist das Almucium in den meisten Kirchen ganz ausser Gebrauch, nur hier und da ist es noch in Ansehen. Seit Ende des 17. Jahrhunderts wurde es durch die Cappa magna allmählich verdrängt.

### 5. Die Priester, Kaplane und Vikare.

Priester

Die Priester tragen über der Soutane (Taf. 82, 18 u. 20) aus schwarzem Tuch das Chorhemd von weisser Leinwand. Am Halse findet es seinen Abschluss im Rabat oder (in den italienischen Diözesen) im Kollare. Der Kopf wird bedeckt durch ein schwarzes Solideo-Käppchen (Taf. 82, 20), über welchem das Biret (Taf. 82, 18) getragen wird. Zuweilen statt dessen auch ein niedriger Hut mit breitem Rande.

In Rom tragen die Priester eine schwarze Zimarra von Tuch mit violettem Besatz und Knöpfen.

Über den liturgischen Ornat des Priesters haben wir bereits oben bei den Ornatstücken das Nötige gesagt.

Kaplane

Die Kaplane tragen den Talar oder die Soutane von schwarzer Wolle, dazu Rabat oder Kollare und in Rom auch wie die Priester eine ebensolche Zimarra.

Vikare

Die Vikare oder Hilfsgeistlichen in Stiftskirchen und Kathedralen tragen über der Soutane den weiten Talar, Mantellone, welcher statt der Armel nur Armlöcher hat, von denen schmale Zeugstreifen, etwa drei Finger breit, lang herabhängen bis zu den Knöcheln. Über den Talar legen sie einen kurzen Schulterkragen an, der seit dem 18. Jahrhundert mit Quästchen verziert ist.

### 6. Die Chorknaben oder Ministranten

Chorknaben

tragen die Alba mit Gürtel und das Superpelliceum (Taf. 82, 14 u. 15) seit dem 13. und 14. Jahrhundert, wo es zuerst in England als Ministrantenkleid auftrat. Doch trugen auch im 17. Jahrhundert die Chorknaben noch Alba und Dalmatika. Um den Hals lag der kleine Schulterkragen, der auch noch bis heute sich erhalten hat und dessen Farbe in verschiedenen Gegenden verschieden ist. Er ist gewöhnlich mit weissem Saum umzogen (Taf. 82, 14 u. 15).

Im Mittelalter wurde von den Ministranten auch die Coppa choralis getragen (Taf. 81, 22), wie wir schon bei Besprechung dieses Ornatstückes bemerkt haben.

---

Noch bleibt uns hier zu erwähnen übrig jene Gruppe von Geistlichen, die zwar dem geistlichen Stande sich gewidmet, aber noch nicht die Priesterweihe empfangen

Abbés

haben, die Abbés. Sie kamen besonders häufig vor zur Zeit Ludwigs XIV. in Frankreich und übten einen bedeutenden Einfluss, da ihre Einkünfte, welche aus den Klöstern ihnen zuflossen, sehr ansehnlich waren. Sie spielten bis zur Revolution eine grosse Rolle, aber mit derselben verschwanden sie grösstenteils, um nicht wieder zu erscheinen.

Ihre Kleidung bestand in einem schwarzen oder sehr dunklen violetten Anzug nach der Mode, wozu ein kleines seidenes Mäntelchen kam, das auf dem Rücken hinab bis zu den Knieen hing; um den Hals lag das Rabat, auf dem Kopfe das kleine Solideo-Käppchen, über welches der moderne Hut gesetzt wurde (Taf. 82, 23; 89, 8).

---

Übertretung der Kleidervorschriften bei den Geistlichen

Trotzdem aber den verschiedenen geistlichen Ständen die Tracht durch ihre Oberen vorgeschrieben war, so kamen doch überall mancherlei Ausschreitungen vor. Besonders war das 14. und 15. Jahrhundert auch den geistlichen Ständen sehr ergiebig in Kleiderverordnungen. In allen Ländern Westeuropas erhoben die Oberhirten der Kirche Klage über die Unsitten eines Teiles ihrer Untergebenen hinsichtlich der Tracht. Diese kleideten sich gern in die gewöhnliche Tracht, so dass jedes Abzeichen ihres Standes fehlte, weshalb z. B. in Ulm, wo sie mit Sporen an den Füssen, den Dolch am Gürtel und reich mit Silber geschmückt auf den Strassen einherstolzierten, der Rat diese Übeltäter durch Stadtdiener arretieren und vor den Bürgermeister bringen liess. Auch die Schuhschnäbel fanden an einem grossen Teil der Geistlichen eifrige Verehrer und Pfleger. Indessen eiferte der andere bessere Teil mit strengem Wort von der Kanzel dagegen und bot im Beichtstuhl oft umsonst seine Beredsamkeit auf, die Sitten der Zeit zu bessern. Sogar der Kirchenbann, mit dem die Kirchenfürsten in Frankreich Schneider und Putzmacherinnen bedrohten, blieb ohne Wirkung.

Haar und Bart

Besonders auszeichnend war von früh an schon die Haar- und Barttracht der Geistlichen. In der ersten Zeit trugen sie das Haar kurz, den Bart mässig lang. Schon auf dem Konzil zu Barcelona lautete der 3. Kanon: Kein Priester soll das Haar wachsen lassen und den Bart rasieren. Büssende und Mönche liessen sich ganz kahl scheren. Seit dem 6. Jahrhundert fingen auch die Priester an, sich scheren zu lassen, entweder (wie Paulus) am Vorderteil des Kopfes oder (wie Petrus) in einer kreisförmigen Platte auf dem Scheitel. Das erstere wurde im Orient Sitte, das letztere, die Tonsur, seit 633 für die abendländische Kirche Vorschrift. Nach der geistlichen Würde wird die Grösse der Tonsur bemessen.

Frühere Verordnungen

In den frühesten Zeiten hatten die Geistlichen meist Bärte (Taf. 22, 14; 24, 7; 26, 8; 27, 7). Erst Leo III. († 816) rasierte zuerst das Kinn. Ihm folgten die römischen Geistlichen, indessen die Griechen den Bart behielten (Taf. 29, 10 u. 11). Auf dem Konzil zu Limoges 1031 blieb es in das Belieben der Priester gestellt, ob sie den Bart scheren wollten oder nicht (Taf. 37, 12 u. 13), bis Gregor VII. auf dem Konzil zu Rom 1074 den Bart ausdrücklich verbot (Taf. 30, 12; 31, 1 u. 2; 32, 9; 37, 14). Trotzdem finden sich auch aus späterer Zeit in England noch Beispiele, dass die höchsten Kirchenfürsten Bärte trugen (Taf. 38, 14). Sonst aber erlangte das Verbot Gregors nach und nach volle Gültigkeit (Taf. 42, 1—3; 58, 1, 2 u. 4), bis Julius II. (1490), der sich sehr bezeichnend von Michelangelo mit dem Schwerte in der Faust darstellen liess, wieder einen vollen Bart trug (Taf. 58, 3; 77, 14). Nach ihm galt wieder die frühere Sitte, bartlos zu

gehen, bis seit Klemens VII. die Päpste öfter den Bart wachsen liessen. Vorherrschend blieb aber das glatte Kinn und ist es auch bis heute geblieben.

Wir schliessen diesen Abschnitt über die Geistlichkeit und damit das Mittelalter mit einer kurzen Übersicht über

## C. Die geistlichen Orden.

Die Tracht derselben ist gewöhnlich ein Rock, die Kutte genannt (colobium), der durch einen Strick oder Gürtel (cingulum) gehalten wird und oben die Kapuze (cuculus) trägt. Einige Orden haben ausserdem noch als besondere Zeichen das Skapulier (scapularium) oder den Mantel (pallium), andere das Ziegenfell (melote). Die auffallendsten Unterschiede der Tracht bestehen jedoch in der Farbe der Kleidung, einige auch in der Form derselben.

Unter den wichtigsten geistlichen Orden nennen wir, etwa geordnet nach der Zeit ihrer Entstehung:

Die Augustiner, gestiftet gegen 390 von dem späteren Bischof Augustin. Ihre Hauskleidung ist weiss, dagegen die öffentliche schwarz (Taf. 37, 2). Sie heissen auch Barfüsser-Mönche. Die Nonnen dieses Ordens gehen ebenfalls schwarz und weiss.

Die Benediktiner, gestiftet im Anfang des 6. Jahrhunderts durch den heiligen Benedikt (geb. in Spoleto um 480 oder zu Nursia in Umbrien). Es war den Äbten überlassen, die Kleidung nach Klima und Landeseigentümlichkeit zu bestimmen, daher unterschied sich fast jedes Kloster dieses Ordens von dem anderen durch seine Tracht. Doch blieb schwarz die Hauptfarbe (Taf. 26, 8). Die Nonnen dieses Ordens gehen gleichfalls in verschiedener Tracht, die auch meistens schwarz und weiss ist. Gestiftet wurden die Benediktinerinnen um 620, doch kamen schon fast ein Jahrhundert zuvor Nonnen dieser Ordensregel in Frankreich vor, welche weisse Kleider trugen.

Die Kamaldulenser, gestiftet durch Romuald von Ravenna, geb. 951, tragen weisse Kleidung.

Die Prämonstratenser, gestiftet im Anfang des 11. Jahrhunderts, tragen gleichfalls weisse Tracht; die Nonnen daneben einen schwarzen Schleier.

Die Karthäuser, gestiftet zu Chartreux bei Grenoble 1082 durch Bruno aus Köln, haben weisse Ordenstracht (Taf. 39, 9), auch die Nonnen; der Mantel aber ist schwarz, indessen die Kapuze weiss ist.

Die Ebraldsbrunner oder Religiose von Fontevraud, gestiftet am Schlusse des 11. Jahrhunderts von Robert von Abrissel aus der Bretagne, haben schwarze Kleidung, indessen die Nonnen dieses Ordens schwarz und weiss gehen.

Die Cisterzienser sind eine Abzweigung der Benediktiner, die um 1098 in Dijon durch Robert von Champagne ausgeführt wurde. Da gleich zu Anfang der heilige Bernhard von Clairvaux diesem Orden angehörte, so hiessen die Mönche zuweilen auch Bernhardiner. Sie zeichneten sich aus durch strenge Befolgung der Regeln; ihre Tracht war schwarz und weiss. Die Nonnen dieses Ordens, die um 1120 zuerst vorkommen, tragen im Chor weisse Kutten und nicht alle schwarze Mäntel, die Novizen weisse, die Laienschwestern dagegen bräunliche. Von den Cisterziensern abgezweigt sind

die Religiosen zu la Trape durch den Grafen von Perche, Rotron II. um 1140. Sie heissen nach einem Orte an den Grenzen der Normandie. Ihre gewöhnliche Kleidung ist weiss, bei der Arbeit aber weiss und schwarz (Taf. 39, 10).

Die Beguinen, besonders in Belgien und Holland sehr verbreitet, sind 1184 durch Lambert le Begues in Lüttich gestiftet. Es ist ein weltlicher Orden für Frauen; ihre Kleidung ist bald grau, bald braun, bald schwarz oder sogar himmelblau. Der Hauptsitz dieser Genossenschaft war Gent, wo auch noch heute zwei Beguinenhöfe bestehen. Sie haben keine Ordensregel und können heiraten oder sonst wieder ins bürgerliche Leben zurücktreten.

Die Karmeliter, gestiftet um 1180 durch Berthold von Kalabrien, der sich auf dem Berge Karmel anbaute. Sie tragen eine braune Kutte und Skapulier und einen weissen Mantel mit Kapuze.

Die Trinitarier wurden in Spanien um 1198 gestiftet; sie tragen eine braune Kapuze, sonst aber weisse Ordenskleider mit einem blauroten Kreuz auf dem Skapulier und dem schwarzen Mantel. 1201 entstanden auch Nonnenklöster dieses Ordens und verbreiteten sich bald in Spanien und Frankreich. Als sie in Paris bei der Kapelle des heiligen Mathurin ein Kloster anlegten, nannte man sie hier Mathurinen.

Die Franziskaner, um 1200 durch Franziskus von Assisi gestiftet und 1215 vom Papste bestätigt, tragen braune Kleidung (Taf. 37, 3). In Deutschland heissen sie Minoriten.

Die Klarissinnen, 1212 durch Klara von Assisi gestiftet, trugen graue Kleidung und schwarze Schleier.

Die Dominikaner, gestiftet zu Toulouse 1215 durch den Spanier Domingo Guzman. Zum Bettelorden wurden sie erst 1272 und blieben es seitdem. Ihre Kleidung besteht in einer weissen Kutte, Skapulier und schwarzem Mantel darüber (Taf. 37, 1). Die Nonnen dieses Ordens, der schnell eine ausserordentliche Ausbreitung fand, gehen auch in Weiss mit schwarzem Schleier und schwarzem Mantel darüber (Taf. 37, 4).

Die Sylvestriner, von dem Italiener Sylvester Gozzoli um 1231 gestiftet, gehen in Blau, die Nonnen in Weiss und Schwarz.

Die Väter des Todes oder der Orden des heiligen Paulus, gestiftet von Eusebius, einem ungarischen Edelmann um 1250. Ihre Kleidung ist braun, das Skapulier schwarz, ebenso die Kapuze. Bisweilen ist alles braun oder auch schwarz und weiss, wie es gerade an dem bestimmten Orte von alters her Gebrauch geblieben ist.

Die Cölestiner, von dem späteren Papst Cölestin 1254 gestiftet, gingen entweder ganz schwar oder schwarz und weiss.

Die weissen Büssenden in Rom gehen ganz weiss. Sie wurden um 1264 gestiftet.

Die Einsiedler des heiligen Hieronymus von der Kongregation Peters von Pisa wurden gegen das Ende des 14. Jahrhunderts von Peter Gambacorti aus Pisa gestiftet. Sie tragen braune Kleidung, während die gewöhnlichen Hieronymiten weisse Kutten und braune Kapuzen tragen.

Die Annonciaden, Nonnen, um 1500 von Johanna von Valois gestiftet, tragen einen grauen Rock, rotes Skapulier und weisser Mantel. Die himmelblauen Annonciaden wurden 1604 durch Maria Viktoria Fornari aus Genua gestiftet; sie tragen einen weissen Rock, himmelblauen Mantel und Skapulier und einen schwarzen Schleier.

Die Theatiner, eine besondere Kongregation der Augustiner, hiessen ursprünglich nach ihrem Stifte Kajetan Thiene aus dem Gebiete Venedigs Kajetaner. Sie hatten ihren Ursprung um 1524. Ihre Kleidung ist schwarz, bei Mönchen und Nonnen; bei den letzteren zuweilen auch schwarz und weiss.

Die Kapuziner, eine Kongregation der Franziskaner, sollen ihre Entstehung einem Streite über die Kapuze des heiligen Franziskus verdanken, indem der Pater Matthäus von Bassi 1526 behauptete, dieselbe sei spitz gewesen. Infolgedessen bildete sich diese Abzweigung des Ordens der Franziskaner und trägt dieselbe Tracht wie diese, aber die Kapuze spitz. Der Papst bestätigte die Regeln des neuen Ordens und so bestand er. Die Bettelbrüder desselben gehen aber schwarz.

Die Ursulinerinnen, weiblicher Orden, wurden durch Angela von Brescia im 16. Jahrhundert gestiftet. Ihre Tracht, gewöhnlich in schwarz und weiss, ist in verschiedenen Ländern verschieden.

Die Jesuiten, durch Ignatius von Loyola gestiftet und 1540 durch Paul III. bestätigt, tragen schwarze Kleidung (Taf. 71, 6) wie die Weltpriester, ebenso geschieht dies ausser den schon erwähnten Theatinern auch von den Oratorianern, Barnabiten, Lazaristen und den regulierten Chorherren.

Ausser den genannten Orden gab und gibt es noch manche andere, z. B. die Basilianer, besonders in den griechischen und den orientalischen Kirchen verbreitet. Auch in Sizilien und Spanien gibt es noch Klöster derselben. Mönche und Nonnen gehen in schwarz. Der Orden ist noch älter als der der Augustiner, indem der Stifter Bischof Basilius zu Cäsarea schon 379 starb. Er ist der Vater der morgenländischen geistlichen Orden.

Ein Zweig der Benediktiner waren die aus dem Kloster Clugny in Burgund (gestiftet 910) hervorgehenden Cluniacenser. Sie setzten zuerst bestimmte Stunden des Gottesdienstes fest, gaben feste Regeln in dem klösterlichen Gehorsam, über die gemeinsame Verwaltung aller ihrer Klöster, deren sie im 12. Jahrhundert 2000 hatten. Der Reichtum verderbte sie und der Orden sank allmählich; seine Reste vereinigten sich im 17. Jahrhundert mit den Benediktinern von St. Vannes und St. Maurus.

Ein anderer Zweig der Benediktiner, gleichfalls schwarz gekleidet, wie auch die Cluniacenser, waren die Vollambrosser, doch gab es unter ihnen auch graugekleidete Genossenschaften.

Ebenso gehören auch die Olivetaner, in Weiss gekleidet, zu den Orden, die der Regel des heiligen Benedikt folgen.

Die Serviten oder Brüder von Ave Maria, auch Diener der heiligen Jungfrau genannt, wurden 1233 zu Florenz gestiftet. Sie tragen schwarze Kleidung und folgen der Regel des heiligen Augustin. Zu ihnen gehörte der berühmte Altertumsforscher Ferrario, den wir auch in diesem Werke schon mehr als einmal genannt haben und dessen Name noch an der Spitze dieses Abschnittes vorkommt.

---

Der Vollständigkeit wegen greifen wir hier in die Neuzeit voraus, um dieses Kapitel von der Geistlichkeit gleich hier zu vollenden, indem wir auch der protestantischen Priesterschaft etwas eingehender gedenken.

Nachdem durch die Reformation sich ein neuer geistlicher Stand, unabhängig von Rom, gebildet hatte, wurde in Deutschland der schwarze Talar die allgemeine Tracht der protestantischen Priester (Taf. 62, 6; 84, 5), ebenso auch in Frankreich und der Schweiz. In England, wo Heinrich VIII. eine eigene Reformation einführte, wie er sie wünschte, bestimmte er auch die Tracht der Geistlichen nach seiner Laune. Er behielt zum Teil die alten Ornate bei, zum Teil schloss er sich den übrigen Protestanten in der Tracht an. Später wurde schon unter seiner Tochter Maria Tudor vieles anders, und abermalige grosse Umwälzungen und zwar eben im kirchlichen Regiment gingen unter deren Schwester Elisabeth vor. Sie gab der ganzen Hochkirche eine feste Gestaltung und ihre Vorschriften und die ihres Nachfolgers Jakob I. gelten zum grossen Teile noch heute. So trugen die Bischöfe ihrer Zeit wie auch der heutigen einen weissen Chorrock und darüber den schwarzen Talar, aber ohne Ärmel (Taf. 73, 6), so dass die weissen Ärmel des Chorrockes sichtbar wurden. Nur vorn am Handgelenk befanden sich als Erinnerung an die Ärmel des Talars zwei schwarze Stauchen. Als Kopfbedeckung wurde das schwarze Barett mit breitem Deckel getragen, wie wir dasselbe auch bei den deutschen Geistlichen der ersten Reformationszeit antreffen. Der Bart fehlte ebenfalls so dort wie hier; das Haar war mittellang.

Während der folgenden Jahrhunderte änderte sich in England die Tracht der protestantischen Geistlichen wenig oder gar nicht, dagegen machte sie in Frankreich und Deutschland mehrfache Veränderungen durch, wie sie die Mode des Tages mit sich brachte. So trugen im dreissigjährigen Kriege, wo der Bart vorwiegend wurde, auch nicht wenig lutherische Geistliche Bärte (Taf. 84, 5) und lange Locken. Im folgenden Jahrhundert, als die Perücke herrschte, mussten sie endlich, trotz der früher dagegen gehaltenen Strafpredigten, auch dem Götzen der Mode

opfern und sich dieses Kunstwerk aufstülpen (Taf. 93, 4). Damals trugen sie zwar auch noch den schwarzen Talar, aber er blieb vorn offen, so dass Rock und Beinkleider darunter sichtbar wurden. Bald darauf rückte der Talar immer mehr auf die Schultern zurück, bis endlich gar die Ärmel wegfielen und nur noch das Rückenteil übrig blieb, so dass er wie ein Mantel erschien. In dieser Gestalt traf er zusammen mit dem damals nur noch bei einzelnen Beamten gebräuchlichen spanischen Mäntelchen (Taf. 93, 5), wie wir ein solches auch bei den französischen Weltgeistlichen des 17. Jahrhunderts finden (Taf. 82, 23; 89, 8).

Auch dieses Mäntelchen der Prediger schrumpfte nun in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts von rechts und links immer mehr zusammen, so dass endlich nichts als ein gefältelter schmaler Streifen auf dem Rücken übrig blieb, der — als „Schwalbenschwanz“ in der Volkssprache — noch heute von den Küstern und den unteren Beamten der Kirche getragen wird, bei den Geistlichen aber nur bis zum Schlusse des dritten Jahrzehnts im vorigen Jahrhundert im Gebrauch blieb. Um diese Zeit stellte man den alten kirchlichen Talar wieder in seiner vollen Würde her und mit ihm das Barett, während zuvor neben dem Schwalbenschwanz der dreieckige Hut getragen worden war. In Preussen war diese Reform der kirchlichen Tracht durch die Union angebahnt worden; die übrigen Länder folgten nach und nach. So hat die protestantische Geistlichkeit in Deutschland jetzt eine ganz besondere auszeichnende Tracht, die in keiner Weise mit der Mode des Tages zusammenhängt, ebensowenig als die der katholischen Priester. Nur ein Stück erinnert bei beiden an das 17. Jahrhundert: die beiden kleinen Zeugstreifen, die vom Kinn abwärts auf die Brust hängen. Sie sind aus gesteifter Leinwand, 4—5 cm breit und etwa 10—12 cm lang. Bei den protestantischen Geistlichen sind sie weiss, bei den katholischen schwarz oder farbig mit weissem Saum umzogen (Taf. 89, 8). Bischöfe trugen sie im 18. Jahrhundert rot mit weissem Saum (Taf. 93, 6). Da wir sie bei den Geistlichen weder im 16., noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden, so fällt ihr Ursprung in die zweite Hälfte des 17., obgleich auch da noch, sogar noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, viele Geistliche sie nicht trugen, weil sie die alte Halskrause noch nicht abzulegen wagten (Taf. 93, 4). Auf die Krause folgte nämlich im 17. Jahrhundert der Überschlagkragen, wie wir ihn z. B. bei Gustav Adolf gewöhnt sind, und auf diesen Halsschmuck noch vor dem Schluss des Jahrhunderts und im Anfange des 18. das Halstuch mit zwei hinabhängenden Zipfeln (Taf. 84, 13; 88 u. 89 alle Männer), wie es die Zeit Ludwigs XIV. allgemein liebte. Von daher schreiben sich die beiden gesteiften Zipfel der Geistlichen. Schon damals trugen Vornehme sie mit Stickereien (Taf. 89, 4 u. 12) und ebenfalls gesteift, auch so, dass die Zweiteilung nur nachgeahmt war an einem einzigen Stücke Zeug, das vorgebunden wurde (Taf. 89, 12), die Geistlichen schwarz mit weissen Säumen und andere anders. Diese beiden Zipfel blieben auch bei Ratsherren und Senatoren (Taf. 93, 5) noch lange Zeit im Gebrauch, als sie im gewöhnlichen Leben bereits verschwunden waren. Bei den Geistlichen finden wir sie noch heute als einen wesentlichen Bestandteil des Ornats. Da nun ihre Tracht durch Talar und Barett einen befriedigenden Abschluss erhalten und da diese beiden Stücke auch die Amtstracht des akademischen Senats bilden, so hat wenigstens die eine Hälfte des Lehrstandes sich glücklich die Unabhängigkeit und Freiheit von der Herrschaft der unstäten Mode errungen.

# Die Neuzeit.

Mit der Entdeckung eines neuen Erdteils, mit der Erlösung oder Entledigung des forschenden Geistes von den beengenden Fesseln kam durch jene unendliche Wechselwirkung des Lebens, wo immer jede Folge der Grund zu neuen Folgen ist, auch für die Tracht eine neue Zeit herauf. Hatte bis in das 14. Jahrhundert jedes Volk noch einen besonderen Charakter der Kleidung bewahrt trotz aller Übereinstimmung, die wir schon seit der karolingischen Zeit zu erwähnen Gelegenheit hatten, so war doch seit 1350 auch dieser Rest eines Unterschiedes mehr und mehr verschwunden und hatte der modischen Einförmigkeit Platz gemacht. Hohe wie niedere Stände waren davon ergriffen worden und wenn der vornehme Franzose des 15. Jahrhunderts nur in wenigen Stücken sich von dem vornehmen Deutschen, Engländer oder Italiener derselben Zeit unterschied, so war auch der französische Bauer ebensoweit dem deutschen, englischen oder italienischen Bauern ähnlich. Die Völker hatten alle zwar ihre Besonderheiten, doch gab es noch keine Volkstracht im heutigen Sinne des Wortes, wohl aber Völkertrachten. Denn die Unterschiede zwischen der Tracht einzelner Stämme, z. B. der Deutschen, waren damals weit geringer als heute; alle deutschen Bauern trugen mehr oder weniger dieselbe Tracht. Heute aber finden wir die Bewohner der einzelnen Provinzen oft in auffallend verschiedener Kleidung, weil sich seit dem 17. und noch mehr seit dem 18. Jahrhundert die Volkstracht ausbildete. Im grossen ganzen stellte sich also der Prozess auf folgende Weise dar: Bei dem Anfang unserer Zeitrechnung hatten die Römer, Kelten und Germanen etc. jedes Volk seine eigentümliche Tracht, die ebensobald mit der der Nachbarn eine Ausgleichung suchte, wie die Völker selbst in Reibung und Kampf gerieten. Sowie nun die römischen Waffen endlich in dem grossen Schauspiel der Völkerwanderung trotz anfänglicher Siege unterlagen und wie auf dem errungenen Kampfplatz die germanischen Stämme sich festsetzten, so siegte dagegen die römische Tracht, sobald sich die Eroberer nur einigermassen häuslich niedergelassen hatten. Die lange Tunika überwand den kurzen Rock.

Wie aber der Kampf der Römer gegen die Germanen nicht in einer Schlacht, ja! nicht in einem Jahrhundert ausgefochten wurde, so gewann auch die römische Tracht nicht in einem Jahre oder Jahrhundert die Oberhand, sondern erst nach einem Jahrtausend. Und auch dann nur, um gleich mit der überwundenen ein Bündnis einzugehen, aus dem als schönste Blüte und Frucht das mittelalterliche Trachtenwesen hervorgehen sollte. Seit der Schlacht im Teutoburger Walde waren Germanen und Römer immer in Reibung geblieben, wie sie es denn auch schon mehr oder weniger seit 100 Jahren waren. Unter den Merowingern war die römische Tracht Hoftracht geworden (S. 131). Karls des Grossen Bestrebungen, das deutsche Wesen überall zur Geltung zu bringen, standen vereinzelt und blieben also auch ohne Erfolg. Nach ihm griff das Romanische nur desto kräftiger um sich, wie Wasser, die eine Zeitlang durch einen Damm gestaut sind, hernach, wenn dieser beseitigt wird, nur um so heftiger heranbrausen. Freilich waren die Deutschen und Franzosen immer keineswegs Römer, mochten sie auch die Tunika tragen und den Mantel vorn auf der Brust, statt auf der Achsel, schliessen, mochten sie ihr Haar, einst die Sehnsucht der römischen vornehmen Welt, jetzt kurz abschneiden und den Bart rasieren: Römer wurden sie nun und nimmer und Byzantiner gleichfalls nicht. Es war nur der äussere Anschein, den sie nachahmten. Der Geist der alten Welt blieb ihnen fremd; der Anstand des Römers konnte nicht mit der Tunika angezogen werden.

Erst mit den Ottonen fand auch das antike Wesen in Deutschland eine Pflanzstätte; erst seit Heinrich I. wurde Gesittung und Christentum ernstlich gepflegt; erst jetzt wurde Deutschland sich seiner selbst bewusst, obwohl es bereits seit 100 Jahren von Frankreich getrennt war. Der grosse Gährungsprozess dieser Mischung aus den genannten Elementen ging nun unter den salischen Kaisern vor sich und es entstand die glänzende Welt oder Zeit der Hohenstaufen. Sie war die Blüte an dem lange gepflegten Stamme; sie war der goldene Wein, den die Gährung hervorbrachte. Nun trug der Germane, Italiener und Fran-

zose auch die lange Tunika, aber nach mittelalterlicher, nicht nach antiker Weise, ebenso den Mantel, nun liess er das Haar wachsen und die Frauen zeigten ihre Locken. Nun blühte Poesie und Kunst in eigener wunderbarer Art — bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.

Während Karls des Grossen Weltreich bestand, waren die westeuropäischen Völker in enge Verbindung getreten, die auch zwischen Deutschen, Italienern und Franzosen hernach fortbestand, und zwischen Engländern und Franzosen sich immer mehr und mehr ausbildete. So trat auch in der Tracht eine grosse Übereinstimmung unter allen hervor, die schon während des 12. und 13. Jahrhunderts ganz unverkennbar ist, im 14. und 15. aber zur weiteren Ausbildung gelangte. Wenn bis 1350 immer noch von Völkertrachten die Rede sein kann, so kann man seit dieser Zeit von Moden sprechen, und wie wir früher bemerkten, herrschen von 1350 bis 1415 französische, von da bis 1480 burgundische Moden vor. Es war noch nicht völlig die heutige Gewalt, welche man der Mode damals zugestand, doch immerhin schon eine sehr bedeutende, wie ja die letzten Abschnitte des Mittelalters gezeigt haben. Mit dem Eintritt der Neuzeit erstrebt aber die Mode immer grössere Macht, bis sie endlich zu der heutigen unumschränkten und unwiderstehlichen Allgewalt durch den Mann gelangt, der die Frechheit hatte zu sagen: L'état c'est moi. Seitdem trägt man französische Moden.

Mit dem Eintritt der Reformation kämpft der Adel in Deutschland seinen letzten Kampf um Leben und Tod. In Frankreich war er bereits ein halbes Jahrhundert vorher unter die Königsgewalt gebeugt. So wurde er es jetzt in Deutschland unter die Fürsten. Das Reich gewann nichts, denn die Reichsgewalt war schon seit dem 14. Jahrhundert zu Grabe getragen. Derselbe Adel, der sie mit zerreissen half und sich dann in blutigen Händeln (Faustrecht) untereinander zerfleischte, fiel nun selbst und wurde ein Höfling der Fürsten. Diese traten somit eine doppelte Erbschaft an: nach obenhin die kaiserliche Gewalt, nach unten die Adelsherrschaften. Auch die Reformation musste dazu dienen, ihre Macht durch die Einziehung geistlicher Güter zu verstärken. Das Reich zerfiel in Reiche, die bald nach Hunderten zählten. Das deutsche Volk in deutsche Völker, die auf künstliche Weise untereinander entfremdet und verfeindet wurden. Wurde ihnen doch noch vor 40 Jahren gepredigt, sie seien so und so viele verschiedene Völker, wenn auch die bunten krummen Striche der Landkarte erst kurz zuvor gezogen waren. Oft ist auch noch heute ein Stamm zerrissen in mehrere Stücke; daneben sind die nach Sprache und Sitte verschiedensten Stämme unter eine Hand und unter einen Hut gebracht und sollen ein Volk heissen. Aber ein hohes Gut, ein nie genug zu preisendes Glück hat uns der Krieg von 1870 gebracht: die Reichseinheit, und zwar in einer solchen Begründung und Verfassung, wie sie noch nie zuvor unserem Volke zu teil wurde. Nun haben wir wohl noch Könige, Herzöge und Fürsten, aber über ihnen allen steht der Kaiser als der Inbegriff der Reichsmacht und Reichshoheit und als ein alleiniger Vertreter gegen aussen. Nun sind alle Deutschen, wie sie nach aussen nur ein Staat sind, für sich ein Volk. —

Man hat die frühere Zerstückelung Deutschlands häufig gepriesen. Es ist wahr, sie hat die allgemeine Bildung mit verbreiten helfen. Sie hat uns vor einer schädlichen Zentralisation bewahrt. Aber sie hat unser politisches Bewusstsein getrübt und unser staatliches Ansehen bei anderen Völkern untergraben. Sie ist in bezug auf die Tracht Ursache der „Volkstrachten". Denn da der Verkehr zwischen den zerrissenen Provinzen des Reiches möglichst gehemmt wurde, da jedes kleinste Ländchen seine Grenzen, wenn es möglich gewesen wäre, luftdicht verschloss, so konnte bald auch kein Austausch der Ideen mehr für die mittleren und unteren Stände stattfinden. Es gibt noch heute deutsche Länder, in denen auch die oberen sich vorsorglich abschliessen und vor jedem Fremden und Ausländischen, d. h. vor dem jenseit des nächsten eine Meile entfernten Grenzpfahls geltenden Guten, ängstlich hüten. Mit dem Aufhören des Verkehrs setzte sich in jeder Gegend eine besondere Tracht fest, in der einen früher (manche Volkstrachten erinnern in einigen Stücken noch an das 16., einzelne Ausnahmen sogar noch an das 15. Jahrhundert), in der anderen später. In der einen die Kopfbedeckung vom Ende des 17., der Rock aus dem Anfange des 16. und die Beinbekleidung vielleicht aus dem 18. Jahrhundert, in der anderen anders. Denn indem eine Gegend eine bestimmte Tracht beibehielt, änderte sie doch allmählich bald hier, bald dort an der Kleidung etwas um oder nahm auch einen Teil derselben völlig aus einer neueren Zeit an. Daneben bestand aber häufig genug ein Kleidungsstück von mehr als tausendjährigem Alter, nämlich der Bauernkittel oder die Bluse, der Nachkomme des alten germanischen Rockes. Die Veranlassungen zu solchen Änderungen lagen häufig in den Schicksalen einer Gegend, z. B. in Heeren, die darin hausten u. s. w. So entstanden besonders seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts die Volkstrachten, wie wir sie heute in Thüringen, Hessen, Schwaben, Tirol, in der Lausitz u. s. w. in seltsamer fremdartiger Erscheinung vor uns sehen. Es sind gewissermassen die Säle eines Museums der vergangenen Jahrhunderte seit der Reformation. Soviel Provinzen, soviel Säle, soviel verschiedene Zeiten und Kombinationen verschiedener Zeiten. Was der Sultan in Konstantinopel im alten Serail durch das sogenannte Janitscharen-Museum erreicht hat: eine Darstellung der untergegangenen Trachten früherer Zeiten und Völker, das haben wir lebendig vor uns in den Volkstrachten Deutschlands, Italiens und zum Teil auch Frankreichs. Dort sind es Wachspuppen, die die Kleider tragen; hier sind zwar die Trachten erstarrt, aber die Träger leben!*) —

*) Für Deutschland hat es sechs Jahre nach Erscheinen der 1. Auflage dieses Werkes J. G. Bachs Verlag (Fr. Eugen Köhler), Leipzig unternommen, die heute vorhandenen Volkstrachten, die allerdings allmählich zu verschwinden drohen, vor ihrem Erlöschen in vollständiger Darstellung unter dem Titel: „Deutsche Volkstrachten" (Format und Ausstattung

Wenn schon vor dem Tode Karls des Kühnen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Mode in allen Stücken ausgeartet war und die Grenzen der Scham und Zucht keck übersprungen hatte, so riss nach Karls Tode gar alles aus Rand und Band. Die tollsten Ausgeburten der Sittenlosigkeit und Narrheit fanden Anklang und Nachahmung. Alles Gefühl für Schönheit und Ebenmass schien erstorben und verloren, aller Sinn für Anstand und Schicklichkeit abhanden gekommen zu sein. Welch ein Abstand war diese Tracht von der hohen Schönheit des 13. Jahrhunderts, aus der sie doch hervorgegangen und abgeleitet war! Aber der Apfel war weit vom Stamme gefallen, die Nachkommen auch nicht mehr im mindesten ihren Vorfahren ähnlich. Was hatte die kurze enge Jacke, die Tochter des ebenfalls engen Schneckenrockes, noch mit der langen faltenreichen Tunika, ihrer Ureltermutter, gemein? Es war nicht einmal mehr eine Karrikatur derselben. So war es in allen Stücken, von der gezattelten Sendelbinde oben am Scheitel bis zu dem Schnabel unten am Schuh. Die Blüte der Hohenstaufen war abgefallen, die Früchte waren gereift bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts; nun fingen sie an zu verderben. Es griff eine allgemeine Fäulnis im 15. Jahrhundert um sich und verzehrte das Haupt und die Glieder, die Sitten und die Trachten, das Leben und Weben der ganzen westeuropäischen Welt. Nur eine neue Schöpfung konnte helfen, nur ein furchtbares Gewitter die verderbte Luft reinigen, nur eine Zeit der bittersten Not die Gemüter wieder nach innen wenden und die schlummernden Kräfte und Keime wecken.

Sie kam, diese Zeit! Kolumbus entdeckte eine neue Welt: der Geist wurde aus dem Schlummer gerüttelt und alte Lehren wurden hinfällig. Luther erschien zu Worms vor Kaiser und Reich und die Forschung des Geistes wurde frei, der innere Mensch wieder auf sich selbst gewiesen. Und die Not und Trübsal kam reichlich. Noch kurz vor der Mitte des 16. Jahrhunderts brach der Kampf aus und tobte nun mit mehr oder weniger Heftigkeit ein Jahrhundert lang. Der schmalkaldische Krieg fing das Wetter an, dessen letzte Blitze vor Prag leuchteten als es zu Münster und Osnabrück endigte. Demgemäss sehen wir auch die Trachten. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir eine allmähliche aber stetige Rückkehr zu besseren Formen, so dass etwa um 1530 die neue Weise ihren Höhepunkt erreicht. Das Charakteristische derselben sind die Schlitze und deren Futter. Von da bis zur Mitte des Jahrhunderts erstarren diese Formen mehr und mehr und es gewinnt allmählich mehr Raum und Macht die spanische Tracht, so dass deren Periode ziemlich genau die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts füllt. Sie ist eng, steif, faltenlos und durch Mäntelchen und Halskrause bezeichnet. Ihr folgt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Rückschlag gegen ihre gezwungene Manier und der Hang zum Natürlichen, Ungebundenen, der dann durch den dreissigjährigen Krieg zu einer stutzerhaften Weise ausartet, die gegen die Mitte des Jahrhunderts bereits den Puder und die Schönpflästerchen einführt. Das Französische macht sich in der Mode wieder vorherrschend und kommt nun in der folgenden Periode, die von der Mitte des 17. bis 20 Jahre in das 18. Jahrhundert hineinreicht, zur Alleinherrschaft. Diese Zeit wird durch die Hofhaltung Ludwigs XIV. charakterisiert. Sie gibt den Ton an und die Melodie, nach welcher alle tanzen und deren Hauptstück die Allongeperücke ist. Diese wird in der folgenden Periode verdrängt durch den Zopf, der nun von 1720 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts seine Herrschaft behauptete. Er brachte das Philistertum zur Blüte und zugleich als Gegendruck die Sentimentalität. Es ist die Zeit des Idylls, die dann durch den Wertherschen Frack sich zu einer gewissen Emanzipation emporarbeitete; doch blieb Zopf und Puder. Die französische Revolution brachte nun den lange verschmähten Frack und den runden Hut statt des dreieckigen zu Ehren und nicht lange, so wehte der Puder im Sturm der Tage davon und die allgemeine Auflösung aller alten Verhältnisse traf endlich auch den Zopf, wie gleichzeitig (gegen 1794) auch Schnürbrust und Reifrock samt allem Anhängsel fallen. In dem nun folgenden Jahrzehnt bis zum Kaiserreich suchte sich eine Art griechischer Tracht, wenigstens griechische Nacktheit, in Frankreich einzuführen, indessen gleichzeitig der Rock und die Hose nach heutiger Art auftritt und mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts samt dem Zylinderhut zur Herrschaft gelangt. In Deutschland fielen die Zöpfe erst gänzlich bei Jena. Von da bis auf heute hat die Mode eine bestimmte Bahn betreten, ohne noch ein besonderes Ziel und einen Abschluss erreicht zu haben.

Es sind sonach von 1500—1805 fünf grosse Abschnitte, welche sich in der Mode darstellen und wir werden, da die Zeit den Hauptunterschied in den Trachten macht, nicht aber wie früher die Völker, für diesen dritten Teil auch die Zeit als Einteilungsgrund nehmen und ihrem Gange folgen. Wir erhalten sonach: Die Trachten der ersten, 1500—1550, dann die der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 1550—1600, ebenso des 17. Jahrhunderts erste Hälfte 1600—1650, dann die Trachten von 1650 bis 1720, von 1720—1805 und schliesslich von 1805 bis heute. Innerhalb dieser Hauptabschnitte werden sich von selbst kleinere ergeben und andere dazwischen einschieben über Völker, die nicht der westlichen Mode folgen, z. B. Slaven in Osteuropa, Türken, Mexikaner etc.

Wir werden auch in der Neuzeit an der Spitze jedes Abschnittes die Quellen nennen, denen wir bei Abfassung desselben und bei Aufstellung der Tafeln gefolgt sind, doch bemerken wir auch hier, dass dasselbe nicht erschöpfend geschehen kann. Da für die letzten vier Jahrhunderte durch die Bildergallerien uns ein so reiches

---

gleich diesem) herauszugeben. Nachdem unser geehrter Mitarbeiter, Herr Alb. Kretschmer, dieselben mit unermüdlichem Fleisse jahrelang gesammelt, sind sie auch von ihm selbst lithographiert und zugleich textlich beschrieben worden. Wer sich für Volkstrachten interessiert, dem ist dies Werk nicht genug zu empfehlen. C. R.

Material vorbereitet und aufbewahrt ist, so liessen sich wohl die Museen, nicht aber die einzelnen Maler oder Bilder anführen, die wir immer benutzt haben. Wir bemerken hier daher ein- für allemal, dass besonders die Museen zu Berlin und Dresden uns Hilfe gewährt haben und werden wir also gewöhnlich die literarischen Werke für jeden Abschnitt nennen, von den Malern aber nur etwa solche, die für uns besonders wichtig oder entscheidend waren als Autoritäten für eine bestimmte Zeit.

# I. Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Tafel 62—65, 68, 72 und 79; auch Tafel 77, 11 und Tafel 78, 11—14. Quellen für die Deutschen: Falke, Hefner, Sebald Beham, Weisskonig, Schwarzenberg, H. Holbein, A. Dürer, L. Kranach, Maximilians Triumphzug, Melch. Lork und andere; für die Franzosen: Herbé, Willemin, Malliot, Lacroix, Femmes celèbres, Titian und andere; für die Engländer. Henry Shaw, Lodge.

## A. Die Tracht.

Wenn in den blühendsten Zeiten des Mittelalters die Frau den Ton angab, nach dem die Trachten sich formen mussten, so war jetzt das Verhältnis gerade umgekehrt, indem der Mann den Weg bezeichnete, auf welchem sich die Kleidung entfalten musste. Hierbei standen sich beide Geschlechter besser. Die Frauen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stehen denen aus der hohenstaufischen Zeit in bezug auf die Tracht ganz wohl zur Seite. Auch jetzt erscheinen sie in zwangloser schöner Weise, dazu mit einem gewissen Anfluge von Würde und Herrschaft. Die Zeit der Reformation ist für die Trachten eine solche im vollen Sinne des Wortes; diese wurden wirklich neugestaltet.

### 1. Friedenstracht.

#### a) Bedeckung des Rumpfes.

Aber auch jetzt ging die Umgestaltung nur sehr langsam und allmählich vor sich. Schritt vor Schritt änderte sich jedes Stück um.

Man behielt Wams und Beinkleid, welche das 15. Jahrhundert bei seinem Abschiede dem 16. in grösster Enge überliefert hatte, zwar bei, setzte aber die verschiedenen Versuche, die schon im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gemacht waren, um beide Stücke bequemer zu machen, mit neuem Eifer fort.

Wirkung des Schiesspulvers auf die Tracht

Hierbei wurde das Schiesspulver ein bedeutender Faktor, zwar nicht direkt, sondern erst in jener langen Verkettung von Ursachen und Wirkungen, deren wir schon öfter gedachten. Der bisherige Krieg war mit Hieb- und Stosswaffen geführt worden und demgemäss hatte sich die Eisenrüstung immer strenger, steifer und geschlossener ausgebildet. Bei ihr kam es auf möglichst knappe Verwendung des Materials an, damit das Gewicht nicht noch mehr vergrössert werde. So stand sie zu der knappen Jacke und dem engen Beinkleid in innerer Beziehung und war mit ihnen verwandt. Mit der Einführung der Schiesswaffen war aber die Rüstung unnütz geworden. Was half eine Eisenplatte gegen die Kugel, die mit sausender Schnelligkeit ungesehen heranflog? Darum warf man bald die unnütze Last ab und befreite sich von der peinigenden Enge und Straffheit. Man gönnte den Gliedern wieder natürliche Freiheit. Die Geister nicht nur, auch die Körper waren beengt und gequält gewesen und strebten nach freier Regung und Bewegung.

Wert de Fusstrupp

Dazu kam noch ein anderes. In den Kämpfen Karls des Kühnen gegen die Schweizer hatte sich in verschiedenen Schlachten gezeigt, welches Übergewicht ein gutes Fussvolk, das in engen Reihen und dichten Haufen kämpfte, über die tapfersten bestgepanzerten Reiter haben konnte. Die reichen burgundischen Ritter waren zu Tausenden vor einer Handvoll Bauern, die nur mit Schwertern oder Speeren bewaffnet waren, erlegen. So kam plötzlich das Fussvolk zu Ehre und Ansehen und galt was in der Welt, vor allem aber die deutschen Landsknechte. Daher nahmen sich diese sehr bald allerlei Freiheiten auch in der Tracht heraus und man liess sie gewähren. Denn wer wollte den gefürchteten Söldnern etwas vorschreiben oder wer ihrer Ungebundenheit so enge Schranken setzen? Trieben sie es doch so arg, dass bei Hans Sachs selbst der Teufel sie nicht mehr will in die Hölle fahren lassen, weil sie zu unbändig seien. Man lächelte wohl über diese oder jene seltsame Neuerung, fand aber auch bald, dass die Leute gar nicht so unrecht hatten, wenn sie es sich bei ihrem harten Handwerk in ihren Kleidern bequem machten. Man billigte es dann, man hiess es gut — und noch einen Schritt weiter — man ahmte es nach. So wurden die deutschen Landsknechte für einige Zeit die Tonangeber der Mode und diese richtete ihren Schritt nach Trommel und Pfeife der wackeren Soldaten.

Die Lanc knechte t ihr Einflu auf die Tracht

Verände rungen d Tracht

Die Soldaten durchbrachen die Zwangsjacke des Körpers und ein Mönch die des Geistes. Gerade diejenigen, die für Unterjochung kämpfen sollten, schafften Freiheit. Die Jacke wurde zuerst beweglicher gemacht, indem man entweder die Ärmel bis zum Ellenbogen abkürzte oder an demselben rund ausschnitt. Bald aber kam auch die Reihe an das Beinkleid, indem auch hier der lästigste Teil, über und unter dem Knie, weggeschnitten wurde oder auch wohl gleich die ganze untere Hälfte fiel. Dies geschah aber häufig nur an dem einen Bein, wo es am meisten nötig war; indessen das andere bedeckt blieb, erschien dieses nackt. Oder man schlitzte Jacke und Hose an den Gelenken durch viele Längsschnitte so auf, dass jede Hemmung völlig wegfiel (Taf. 62, 11). Damit war zwar Abhilfe geschafft, aber noch kein Muster für diejenige Menschheit, die ungern als „Sansculottes“ erschien. Man suchte somit Rat und fand ihn. Wie man schon vor 50 Jahren in den Brustausschnitt der Jacke ein buntes Stück

Kürzung

Aufschli

eingesetzt hatte, so wandte man dasselbe Prinzip auch jetzt an, um sich da, wo man das enge Zeug durch Schlitze erweitert hatte, wie z. B. an allen Gelenken, doch nicht gerade Blössen zu geben. Man unterfütterte die Schlitze mit buntem Stoff — und die Welt atmete neu auf; die Rettung war gefunden. Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts bearbeitet nur dies eine Thema: Schlitze mit Futter.

e Schlitze gefüttert

Seltsam ist es übrigens, wie dieser Grundgedanke sich gleichen Schrittes mit der kirchlichen Reformation entwickelt. Wie diese zwar auch ausser Deutschland auftrat, aber hier erdrückt und dort auf andere Wege abgelenkt wurde, so auch die geschlitzte Tracht. Die ersten Spuren finden wir bereits gegen den Schluss des 15. Jahrhunderts in Italien, aber wie dort das kirchliche Leben nicht zur Freiheit sich emporringen konnte, so starben auch diese einzelnen Versuche bald hin, ohne grosse Erfolge zu hinterlassen. Wir haben daher auch keine besondere Tafel dieser Zeit für die Italiener zusammengestellt. Ebenso nicht für Spanien, denn auch dort war der freie Aufschwung der Geister durch die Inquisition bald geknebelt worden und damit zugleich dem übrigen Leben der Stempel des Stillstands aufgeprägt, um so mehr, da auch die politische Freiheit durch den Sieg Karls V. gegen die Kastilianer (1522) verloren ging. Es entwickelt sich nun zwar eine Tracht, aber gerade entgegengesetzt der geschlitzten, die spanische, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vorherrschend in Europa wurde.

Italien

Spanien

In Frankreich war zwar die Reformation nicht ohne Früchte geblieben, aber sehr bald durch den Adel in ganz bestimmte Seitenwege übergeführt, wie in England durch den König eine ganz eigentümliche Reformation eingeführt wurde. So entwickelte sich auch in beiden Ländern die geschlitzte Tracht auf eine besondere Weise (Taf. 68 u. 72).

rankreich

In Deutschland dagegen wurde die kirchliche Bewegung eine allgemeine, die bis in die unteren Schichten drang und ebenso entwickelte sich auch hier die geschlitzte Tracht frei und ungehindert bis zum Übermass, so dass sie endlich vor Übersättigung schwach wurde und dem Andrang der spanischen Strenge erlag. Übrigens war dieser Gedanke der Zusammengehörigkeit zweier so verschiedener Dinge, wie Protestantismus und Pluderhosen, schon den Zeitgenossen ganz geläufig, denn der Augenschein zeigte ja deutlich, dass in den Ländern, wo das eine sich fand, auch das andere vorkam, und wo das eine fehlte, auch das andere sich nicht fand.

eutschland

Wir müssen hier aus Mangel an Raum darauf verzichten, tiefer auf die Sache einzugehen und lassen es bei dem gesagten bewenden. Ebenso können wir nicht der genaueren Betrachtung der Landsknechte, die mit dem Anfang des Jahrhunderts durch Kaiser Max entstanden waren, eine eingehende Besprechung widmen, so gern wir dies auch täten, sondern wir müssen unsere Leser auf die Bücher der Geschichte verweisen. Nur so viel sei gesagt, dass dieses Kriegsvolk nicht etwa zusammengelaufenes Gesindel war, sondern seine Männer aus den unteren, mittleren und oberen Ständen auslas. Nur rüstige gesunde Burschen wurden in die Reihen aufgenommen und für Kleider und Waffen musste jeder selbst sorgen; ganz Unbemittelte konnten also nicht eintreten. Wer eben ein freies ungebundenes Leben liebte, der liess sich anwerben, selbst vornehme Söhne der edelsten Familien. Hier stand der Bauernsohn neben dem Grafen als guter Kamerad mit dem Spiess in Reih und Glied und wer tüchtig war, arbeitete sich empor. Sie hatten kein Vaterland. Wer sie bezahlte, dem dienten sie, indem sie seinen Sold mit „deutschen Hieben“ an den Feind vergüteten. Daher finden sie sich in der ganzen bekannten Welt. „Krieg war ja damals die Losung auf Erden“ und so fanden sie Arbeit genug. Heute reich in Gold, morgen abgerissen in Lumpen, ewig wechselnd wie das Glück der Schlachten: so zogen sie einher mit Sang und Klang. Von Uniform war noch keine Rede. Jeder ging wie es ihm beliebte. Toll durcheinandergewürfelt und bunt genug mochte solch ein Haufe Landsknechte wohl erscheinen, wenn man bedenkt, wie schon einer allein sich bunt herausmusterte (Taf. 63, 9—13). Oder auch elend und kläglich genug, wenn das Seidenzeug ihrer Pluderhosen, das äusserst luftig und dünn war, zerriss und nun an allen Ecken die Blössen hervorsahen. Daher denn der häufige Spott über die zerlumpten Landsknechte oder die nackten Burschen. Aber auch abgerissen und bloss waren sie in der Schlacht das Schrecken der Feinde und es war mit ihnen niemals zu spassen; ihre Kraft sass in den Gliedern, nicht in den Kleidern.

Landsknechte

Ihre Elemente

Freiheit in der Tracht

Man schlitzte also zunächst die Jacke an den Gelenken auf und liess das Hemd durch die Ritzen am Ellenbogen und auf der Achsel durchschimmern. Am Beinkleid musste ein leichter farbiger Seidenstoff das Hemd vertreten und die Blössen an Hüfte und Knie decken. Bald fand man heraus, dass, was bisher bloss Notwendigkeit gewesen war, auch Schmuck und Zierde werden könne. Man unterfütterte auch die Schlitze der Jacke und man schlitzte und ritzte nun nicht nur an den Gelenken, sondern überall, am Ober- und Unterarm, auf der Brust, auf dem Rücken, sogar am Oberschenkel. Anfangs hatte man nur vertikale Schnitte gemacht, um eben grössere Weite zu erzielen; jetzt aber führte man sie kreuz und quer, stellte Sterne, Blumen und dergleichen mit ihnen dar (Taf. 63, 1; 72, 15) und schnitt demzufolge nun auch krummlinige, bogenförmige und sonst beliebige Schlitze. Damit wurde die ehemalige Aushilfe zur Hauptsache, der Notruf zur ausführlichen Rede. Man schlitzte, wo nur noch irgend ein ganzes Stückchen Zeug stehen geblieben war (Taf. 68, 1), so dass es zuletzt erschien, als sei das Kleid bloss des Futters wegen da, um dessen Bauschen und Blasen doch einigen Halt zu geben. Die ganze Kleidung bestand schliesslich nur noch aus schmalen Bändern, die das bauschige Unterzeug hier und da hielten (Taf. 68, 10). Ja auch diese wurden noch unterbrochen, zerschnitten und wieder aneinandergeheftet und diese Punkte mit bunten Läppchen oder Knöpfchen, bei den Fürsten mit Edelsteinen oder Goldverzierungen, besetzt (Taf. 72, 11).

Schlitze an der ganzen Kleidung

Barett geschlitzt

Da bald an Jacke und Beinkleid nichts mehr zu schlitzen blieb, so griff die Scheere in ihrer tollen Wut das Barett an und schnitt ringsum nach Herzenslust ein

Schuhe ebenfalls

(Taf. 63, 2, 3, 9 u. 10), sprang dann zu den Schuhen hinab und versuchte auch hier ihr möglichstes, so klein auch das Feld ihrer Tätigkeit war (Taf. 68, 10 u. 13), stieg dann wieder hinauf und griff nun sogar das Oberkleid, die

Auch die Schaube

altehrwürdige Schaube mit ihrer Schärfe an und operierte auch sie ohne viel Bedenken (Taf. 72, 11). Doch war dies alles nirgends in solchem Übermass im Schwunge, wie in Deutschland. Hier wuchs die Schlitzsucht ins Ungeheure empor, und da die Landsknechte den Reihen führten, konnte es kaum anders sein, als dass sie bald ausartete, sich dadurch selbst abschwächte und nun dem Gegendruck erlag.

Farben-Launen

Neben den Schlitzen behaupteten sich aber die Farbenspielereien. Das mi-parti erlebte nun eine verdoppelte Verjüngung, denn mit Hilfe der Schlitzfutter liess sich Unglaubliches leisten in Farben. Man bedachte das Gewand schon mit mehreren Farben, dazu entsprechendes verschiedenes Futter (Taf. 63, 10), und nun suchte man oft an jedem Gewandstück wiederum Neues zu leisten. Die Laune der Landsknechte machte freilich tolle Sprünge. Oft war ein Bein mit engem Beinkleid, das andere mit geschlitzten bedeckt; dazu war das erste vielleicht rot, das andere blau oder grün bekleidet (Taf. 63, 12). Ebenso erhielt die Jacke nicht selten einen engen und einen weiten Ärmel und dergleichen. Oder man kleidete sich auch nur in eine Farbe (Taf. 63, 9) oder durchaus in zwei (Taf. 63, 10) oder wie nun die Aufschneiderei und Prunksucht der wilden Genossen es nur irgend ausdenken konnte.

Da das Beinkleid am Unterschenkel niemals geschlitzt wurde, so halfen sich die kecken Burschen sehr

Zwei Hosen

bald auf eine kurze und bündige Art, indem sie zwei Hosen anlegten, eine ganze (unzerschlitzte) weite aus dem Futterstoff und eine weite zerschlitzte darüber, die aber nur bis ans Knie ging. Durch die Schlitze der oberen bauschte und schimmerte nun die untere hindurch. Über das untere Stück der Unterhose zogen sie Strümpfe, die am Knie festgebunden wurden (Taf. 63, 9 u. 13). Hiermit war in der Geschichte der Trachten ein ungeheurer Schritt getan, obgleich für den Augenblick die Folgen gar nicht so her-

Hose und Strumpf

vortraten. Es war nämlich die Hose am Knie geteilt, der Strumpf von ihr gelöst worden und damit für die fernere Entwicklung des Beinkleides die Bahn gebrochen. Denn noch immer, wir müssen dies hier besonders erwähnen, ging die Hose von den Hüften bis auf die Fussspitzen, und so lange dieser Bann nicht gebrochen war, konnte unser heutiges Beinkleid nicht entstehen. Die Landsknechte

Kniehose

sind dessen erste Anpflanzer; sie brachten das Alte zum Bruch und zwar in der Mitte, am Knie. Nun war die Hose unten offen. Jetzt rückte sie nun so lange am Schenkel hinauf und hinab, bis sie mit dem Beginn unseres

Heutige Hose

Jahrhunderts plötzlich bis zu den Knöcheln hinabsank wie ein Vorhang und den früher so mächtigen Strumpf in ein undurchdringliches Dunkel hüllte. Seitdem soll derselbe nur noch eine untergeordnete Rolle spielen und nicht nur von seinem Ansehen, sondern auch von seiner wirklichen Grösse in vielen Fällen ein gutes Stück eingebüsst haben.

Eine zweite Veränderung, weniger wichtig, gehört der folgenden Periode an und charakterisiert sie.

Ähnlich wie der Hose erging es unter der Willkürherrschaft der Landsknechte auch dem Wams. Vom

Wams

15. Jahrhundert war dasselbe eng, weit ausgeschnitten und mit engen oder halben Ärmeln übergeben worden. Auch das Hemd darunter war bekanntlich bis auf die Achseln

Hemd

ausgeschnitten gewesen. Beides konnte der Reformation nicht widerstehen. Mit der Aufschlitzung der Kleider und dem ganzen Ringen nach Freiheit stand die Entblössung in zu grellem Widerspruch. Sie war eine Frucht der Entsittlichung und Üppigkeit gewesen, des lockeren leichtsinnigen Lebens im 15. Jahrhundert. Jetzt war die Zeit

Keine entblösste Nacken mehr

ernster. Die Landsknechte waren bei all ihrer Prahlerei doch handfeste Kerle und konnten mit ihrem Plunder gar ernstlich dreinschlagen. Liebten sie auch das ungebundene lustige Leben, so war ihr ganzes Handwerk doch ein ernsteres, als das der Stutzer des 15. Jahrhunderts. Sie konnten unmöglich den Hals und die Brust sehen lassen, um mit deren Weisse und Zartheit zu prunken. Das widersprach ihrer ganzen Art und wäre auch wohl sonst unmöglich gewesen. Die vom Wetter gebräunten Nacken hatten nichts Weichliches, Zierliches. Im Gegenteil suchten sie mit dem Vorrecht des Mannes, mit einem starken

Vollbart

vollen Bart, zu prunken (Taf. 63, 9—13). So schob sich denn das Hemd wieder hinauf bis an den Hals und legte

Hals bedeckt

sich mit seinem oberen Saum wie mit einem Kragen dicht um diesen an (Taf. 62, 12; 68, 1, 3 u. 5). Später, als nun das Wams diesem guten Beispiel seines Untergebenen folgte, wollte doch das Hemd nicht ganz vergessen sein und im Dunkeln bleiben und lugte also über den Saum des Wamses mit einer kleinen Krause verstohlen heraus

Wams u. Hemdkrause

(Taf. 63, 2, 6 u. 11; 68, 13). Bei den Engländern ist es ein kleiner umfallender Kragen (Taf. 72, 11 u. 15). Aus jener kleinen unscheinbaren Krause erwuchs später durch günstige Verhältnisse das Ungeheuer, das wie ein Mühlrad um den Hals lag. Doch dies gehört erst der folgenden Periode an (1550—1600).

Der goldgestickte Saum, den das Hemd im 15. Jahr-

Hemd u. Goldsaum

hundert oben gehabt hatte, blieb auch jetzt noch und fiel erst dann, als die Jacke durch ihren wachsenden Kragen oder die vergrösserte Krause ihn verdeckte. Vorher sah man gewöhnlich oberhalb der Jacke das Hemd in unzähligen feinen Falten den Hals umschliessen (Taf. 62, 12; 65, 11 u. 14; 68, 1 u. 5). Dass dasselbe hierdurch ein Luxusartikel war, versteht sich von selbst.

Diese Umwandlung des Hemdes fällt zwischen 1510

Zeit der Umwandlung des Hemdes

und 1530. In dem erstgenannten Jahre finden wir noch alte Herren mit nackten Schultern, die von dem Pelzbesatz der Schaube verhüllt werden (Taf. 62, 1). Es ist also noch keine Rede vom Wachstum des Hemdes oder Wamses. Ebenso erscheinen die Soldaten dieser Zeit noch, wie die jungen Herren, in unzerschlitzten knappen Beinkleidern

und engen tief ausgeschnittenen kurzen Jacken nur mit einigen Schlitzen am Oberarm (Taf. 62, 3 u. 4). Die Unterarme sind wieder bedeckt.

Ebenso des Wamses

Schon um 1520 dagegen sind nackte Schultern der Männer selten und zehn Jahre später sind dieselben ganz verschwunden. Sehr bald folgte auch das Wams. Schon um 1515 und 1516 rückt es dem Halse näher und um 1520 hält es bereits mit dem Hemde gleichen Schritt. Nun

Ärmel geschlitzt

ging es an die engen Ärmel. Man schlitzte sie an den Achseln und am Ellenbogen schon lange zuvor; jetzt erweiterten sie sich zu Säcken, die von oben bis unten reichten und hier die Handwurzel dicht umschlossen (Taf. 62, 14; 63, 11 u. 12). Um die grosse Weite etwas zu überwinden und einigen Wechsel in die Eintönigkeit zu bringen, wurden sie quer unterbunden, ein- oder mehrere Male, ja zuletzt so oft als es nur möglich war, so dass der ganze Ärmel aus lauter übereinander stehenden Wülsten bestand (Taf. 62, 12; 63, 3, 9 u. 13; 65, 14; 68, 13). Die Schlitze machten nun aus dem schon weiten Ärmel einen noch weiteren (Taf. 62, 12) und wurden ebensowohl in die Länge als in die Quere geführt (Taf. 63, 9 u. 12).

Wams verlängert und gesteppt

Innerlich erlitt das Wams eine nicht geringere Veränderung, indem aus dem leichten luftigen Röckchen, das bisher über den Hüften mit Nesteln an den Hosen befestigt war und nicht einmal Futter gehabt hatte, jetzt ein Stepprock wurde, der die Länge des Lendners hatte oder doch noch die Hüften verhüllte. Am längsten wurde er in England (Taf. 72, 8, 9, 11 u. 15), am kürzesten in Frankreich getragen (Taf. 68, 1 u. 10), abgesehen von den Landsknechten, seinen Urhebern, die ihn häufig in der Kürze der Jacke beibehielten. Sie waren wohl nicht auf den Gebrauch der Watte verfallen, um ihre Körperteile damit zu vergrössern, wie heute oft geschieht, besonders in den Uniformen des Militärs, sondern einzig aus Gesundheitsrücksichten. Beim Marsche wie beim Sturm oder in der Schlacht waren Oberkleider lästig. Wollten sie nun nicht frieren, so musste die übrige Kleidung warm genug sein. Daher fütterten sie nicht nur die Jacke, sondern steppten sie durchweg mit Baumwolle und konnten so des Mantels oder dergleichen entbehren. Auch hätte ja ein solcher alle Aufschneiderei verdeckt. (Ich vermute, dass dieses Wort und seine Bedeutung eben aus jener Zeit stammt.) Ein Grund mehr, im blossen Wams einherzuschreiten (Taf. 63, 9—13).

Verbreitung des Stepprockes

Obwohl nun die übrige Welt die Oberkleider keineswegs für lästig oder überflüssig erklärte, so nahm sie doch das gesteppte Wams recht gern an. War es nun, weil der Spanier dasselbe ebenfalls eingeführt hatte und auf solche Weise also ein Anschluss an dessen Tracht erreicht wurde oder war es in der sich überstürzenden Willkür und Regellosigkeit ein Suchen nach festem Halt, wie denn so oft in allen Verhältnissen die Gegensätze sich suchen und berühren: genug, das gesteppte Wams fand allgemeinen Beifall, diesseits wie jenseits des Kanals, diesseits wie jenseits der Alpen und Pyrenäen. Nun bekam die Brust jene stolze Wölbung, die wir ja auch heute noch beim Wehrstande kennen (Taf. 72, 11 u. 15); nun wurde wenigstens dieser Körperteil in eine feste mathematische Form gebracht. Wir werden später noch darauf zurückkommen müssen, wenn wir bei der spanischen Tracht diese Idee weitergeführt finden.

Schaube verwandelt

Eine grosse Umgestaltung, da auch bei den Trachten, wie bei allem Lebenden, immer eins ins andere greift, erfuhr durch das Wams das Oberkleid, nämlich die Schaube. Sie hatte, wie wir sie im 15. Jahrhundert verliessen, weite Ärmel gewöhnlich mit zweifacher Öffnung gehabt, eine unten und eine seitlich nach vorn (Taf. 72, 7). Schon gegen 1520 sind aber die Ärmel des Wamses zu weit, um durch die der Schaube durchgesteckt zu werden. Das Alte musste, wie im Pflanzenleben, dem Neuen weichen.

Ohne Ärmel

Die Ärmel der Schaube mussten fallen, um der neuen Mode Platz zu lassen. Dies geschah entweder zum Teil oder ganz. So finden wir sie in England (Taf. 72, 8 u. 11) und Frankreich (Taf. 68, 13) halb gekürzt noch gegen 1540, daneben aber auch ganz weggeschnitten (Taf. 68, 1 u. 6; 72, 3), indessen schon 1530 in Deutschland fast keine Schaube mehr Ärmel hat, selbst in den unteren Ständen (Taf. 62, 13 u. 14; 65, 11). In dem Jahrzehnt zuvor tauchen allerlei Aushilfen auf, um die Ärmel des Wamses ungedrückt zu erhalten und doch auch die der Schaube zu retten. Man schlitzte daher die letzten auf

Übergang

der Rückseite von oben bis unten auf und nestelte sie zusammen (Taf. 63, 4 u. 7). Um sie nun vorkommendenfalls zurückschlagen zu können, wurden sie kostbar gefüttert mit strahlenden Farben und so bei besonderer Gelegenheit vorn so zurückgeschlagen, dass der untere Saum auf den Schultern lag und das Futter sich in grossen Massen zeigte (Taf. 68, 10).

Schaube verkürzt

Eine andere noch wichtigere Umwandlung ging fast gleichzeitig mit der Schaube vor, die mit jener aber ganz nahe verwandt war. Wie dort die Schere an den Ärmeln, so war sie hier am unteren Saum tätig, indem sie ihn allmählich mehr und mehr kürzte. Wahrscheinlich arbeitete sie sogar eher hier als dort. Während die frühere Schaube bis auf die Knöchel reichte (Taf. 62, 1 u. 13; 63, 6), ging sie in den zwanziger Jahren nur noch bis auf die Wade (Taf. 63, 4 u. 7; 68, 6), ja bald nur noch bis aufs Knie (Taf. 62, 14; 63, 8; 65, 17) und auch dort blieb man nun nicht stehen, sondern ging noch höher bis oberhalb des Knies (Taf. 65, 11; 68, 1, 5, 10 u. 13; 72, 3, 8, 11 u. 15). So war dem kurzen spanischen Mäntelchen die Bahn des Einzuges gut geebnet.

Schaube als Putzkleid

Zugleich mit den Ärmeln und der grossen Länge hatte aber in vielen Fällen die Schaube auch ihre Würde und ihren Ernst eingebüsst. Sie war nun besonders bei der Jugend und dem Adel ein leichtes Putzkleid, wenn man auch den Pelzbesatz beibehielt und sie auch ferner aus teuren Stoffen anfertigte. Nahm man doch nun nicht mehr wie sonst dunkle Farben dazu (Taf. 62, 1; 63, 6 u. 7), sondern die junge und vornehme Welt gewöhnlich helle und grelle (Taf. 63, 8; 68, 1 u. 5; 72, 3, 8, 11 u. 15). — Der breite Kragen war indessen noch breiter geworden

und fiel bis auf den Rücken hinab (Taf. 63, 4 u. 7), wurde jedoch nach 1530 auch bald aus andersfarbigem Stoff dargestellt, so dass der Pelz hin und wieder wegfiel (Taf. 63, 7 u. 8; 72, 3 u. 8). Auch fanden sich schon Schauben mit schmalem Stehkragen (Taf. 62, 14; 72, 15). Nur der Bürger bewahrte sie als ein ernstes Gewand, indem er selbst das Futter von dunklem Pelz oder sonst dunklem kostbaren Stoff wählte.

Verschiedene Stoffe bei den verschiedenen Ständen

In den Stoffen war jetzt überhaupt der Unterschied der Stände so deutlich zu erkennen, wie kaum je zuvor. Nicht als ob die Kleiderordnungen mehr Gehorsam erzielt hätten als früher, sondern es geschah durch die ganze Richtung der Zeit, die neben aller Regellossigkeit der Landsknechte doch durch die gewaltige geistige Bewegung sehr ernst war und auf grosse Ziele lossteuerte. Auch fehlte es übrigens nicht an Gesetzen und Verordnungen über die Tracht. Die bedeutendste ist für Deutschland die 1530 auf dem Augsburger Reichstage erlassene. Den Fürsten wird darin keine Schranke gesetzt, wohl aber für sie als Auszeichnung der Goldbrokat, der Zobel und Hermelin ausdrücklich vorbehalten (Taf. 62, 5). Grafen und Herren ist die Karmoisinfarbe und der Samt, dazu Marderpelz und Goldketten von 500, ihren Frauen sogar von 600 Gulden Wert gestattet. Dann folgt der übrige Adel, vor dem die Ritter und die Doktoren noch bevorzugt sind; hier ist Seide, Damast und Atlas erlaubt, der Besatz von Samt, an Pelzwerk Marder und Goldketten von 200 Gulden Wert, den Rittern bis zu 400 Gulden. Die übrigen Stände, als Bürger, die im Rat sitzen oder von Geschlechtern stammen, dann die Kaufleute und feineren Gewerbe, als Goldschmiede, Uhrmacher und dergleichen, endlich die Handwerker werden noch von den Bauern vom Lande und untereinander durch die Tracht unterschieden, indem die erste Klasse der Bürger ihre Schaube noch mit Samt, die zweite nur mit Atlas oder Seide besetzen darf. Beide tragen sie aus Kamelott; als Pelzwerk ist ihnen Marder erlaubt. Der Schmuck darf sich bei den Frauen auf Gürtel von 20 Gulden Wert, ebenso wertvolle Schlösser am Halse und auf goldene Ringe bei den Männern versteigen. Der Handwerker aber darf keinerlei Schmuck tragen; nur seiner Frau ist ein goldener Ring erlaubt. Sein Pelzwerk ist Fuchs und Iltis, sein Kleiderstoff das einheimische Tuch (Taf. 65, 10). Der Bauer endlich darf sich gar nicht schmücken und nur Lämmer- und Ziegenpelz tragen bei dem gewöhnlichsten und billigsten groben Tuch. Oberkleider kommen bei ihm überhaupt nicht vor. Er trägt gewöhnlich nur Jacke und Hose, darüber entweder einen gewöhnlichen Kittel (Taf. 65, 1, 5, 6, 8 u. 9) oder ein ärmelloses kurzes Gewand, das häufig noch eine Kapuze hatte (Taf. 65, 2—4). Selten einmal kommt bei ihm ein Rock vor, der vorn offen ist. — Auch in Frankreich und England unterscheiden sich in dieser Zeit die Bürger und Bauern von den höheren Ständen durch Stoff und Farbe der Kleider und ihren Schnitt, indem auch hier die Vornehmen die hellen und leuchtenden Farben, der Bürger dagegen die gedämpften trägt (Taf. 68, 6; 72, 5).

Kleidergesetze

Gelehrte in Rot oder Schwarz

Die Gelehrten hatten auch hier das Vorrecht der roten Farbe (Taf. 62, 7; 68, 8), wenn sie nicht, wie die Rechts- und Gottesgelehrten, schwarz gingen (Taf. 62, 6; 68, 9). Sonst war Schwarz auch jetzt die Farbe der Trauer (Taf. 62, 8). In der Kleiderordnung von 1530 waren alle möglichen Stände bedacht, auch die fürstlichen Beamten, die Reisigen, Krieger, Bergleute, Kanzleischreiber, sogar die liederlichen Dirnen und die Scharfrichter. Auch den Juden war ein besonderer Paragraph gewidmet, der ihnen die gelbe Farbe der Kopfbedeckung und ein Stückchen gelbes Tuch in Kreis- oder Herzform auf der linken Achsel als Zeichen vorschrieb (Taf. 62, 9).

Judentracht

Frauen:

Die Frauen folgten in der Tracht ganz derselben Richtung wie die Männer. Auch sie entledigten sich der engen unbequemen Kleidung und versuchten, es, soviel es anging, natürlicher und anmutiger zu erscheinen. Das Kleid rückte daher zunächst wieder mehr von unten nach oben, so dass die Brust mehr bedeckt und die Schleppe kürzer wurde. Doch geschah das auch nur allmählich. Zuerst bedeckten sich die Arme wieder, die seit 1450 oft die untere Hälfte entblösst gezeigt hatten. Schon um 1510 traf man dies fast nie mehr an. Man hatte dagegen jetzt Ärmel von allen nur möglichen Arten: ganz enge unzerschlitzte (Taf. 64, 1 u. 17; 65, 7) mit einem Aufschlag, der bei kaltem Wetter nach vorn umgeklappt wurde und dann die Mittelhand schützte, daneben enge mit dem alten Längsschlitz am Unterarm (Taf. 64, 3; 78, 12) oder mit der Querteilung am Ellenbogen (Taf. 64, 7), wozu dann auch wohl noch an den Achseln eine eben solche Teilung oder viele Längsschnitte kamen (Taf. 64, 15). Auch fing man sehr bald an, am Ellenbogen statt des Ausschnittes oder des einen langen Schnittes bis zur Hand nur am Gelenk rundum kleine Schlitze zu machen und sie hell oder bunt zu füttern (Taf. 64, 11 u. 16); dasselbe geschah dann auch am Ober- und Unterarm bloss zur Verzierung (Taf. 64, 5, 8, 13 u. 14; 78, 12), bis man es den Landsknechten gleich tat und den Ärmel mit vielen horizontalen Reihen von Schlitzen beschenkte (Taf. 64, 4; 78, 11) oder auch wohl mit Figuren aus Schlitzen oder dergleichen mehr (Taf. 64, 14; 78, 14), wie wir dies bereits bei den Männern erwähnt haben. Man trug aber auch weite Ärmel, bald von oben bis unten (Taf. 64, 5; 77, 12; 78, 15), bald auch nur am Ober- oder Unterarm weit (Taf. 64, 8 u. 13) und das übrige eng (Taf. 78, 12).

Arme verhüllt

Schlitze der Ärmel

Auch die Flügel an den Ärmeln kamen noch vor, wenn auch nicht gerade häufig, und man fütterte sie auch jetzt sehr kostbar; es war ein eigener Anstand, sie auf der Strasse gefällig zu tragen (Taf. 64, 3). Die Männer, bei denen sie noch seltener erscheinen, machten es sich bequem und steckten sie in den Gürtel (Taf. 65, 14), ein deutliches Zeichen, dass die Zeit des frei flatternden Stoffes vorüber war und die der Bauschen und Bogen und Puffen herrschend wurde.

Flügel an den Ärmeln

Die Aufschläge (Taf. 64, 1 u. 7, 15—17) hielten nicht lange stand, da sie den Handkrausen, die sich, der Halskrause entsprechend, sehr bald einfanden, hinderlich waren.

Ärmelaufschlag

Sie wichen daher schon im dritten Jahrzehnt vor dieser Neuerung zurück (Taf. 64, 8 u. 13) und liessen ihr das Feld. In Italien, Frankreich und England scheint der Vorstoss oder Aufschlag wenig oder gar keinen Anklang gefunden zu haben, destomehr aber die Handkrause, die sehr bald eine wichtige Rolle spielte, da sie aus den feinsten Spitzen bestehen musste, um geachtet zu werden (Taf. 68, 7, 11 u. 12; 72, 2, 10, 12 u. 16; 78, 10, 12 u. 14). Auch den Männern wurden sie unentbehrlich (Taf. 65, 11; 68, 1, 10 u. 13; 72, 3, 8, 11 u. 15), anfangs nur bei Hofe, bald aber auch dem vornehmen Bürger.

Kleider-ausschnitt

Der Ausschnitt oben am Halse blieb während der beiden ersten Jahrzehnte noch ziemlich tief, so dass die Schultern und die Brüste noch sichtbar blieben (Taf. 78, 12) oder durch Einsätze aus Spitzen, dünnem Flor, feiner Leinwand und dergleichen halb verhüllt wurden (Taf. 78, 11 u. 13). Er war bald horizontal rundum (Taf. 64, 14), bald von den Achseln spitz nach unten laufend (Taf. 64, 3 u. 17; 72, 2 u. 4), bald auch rund (Taf. 64, 2), bald viereckig (Taf. 64, 6 u. 8; 78, 11 u. 15). Diese letzte Form errang und behielt die Oberhand unter allen westeuropäischen Völkern, selbst bei den niedersten Ständen (Taf. 64, 4; 65, 7); bei den höheren wurde sie unentbehrlich. Ein feiner Streifen von Leinwand mit Goldrand und Spitzen besetzt, der obere Saum des Hemdes, war oberhalb des Ausschnittes sichtbar und begleitete denselben auf allen vier Seiten (Taf. 64, 8 u. 14; 68, 2, 7, 11 u. 12; 72, 10 u. 12—14; 78, 11). Oder es zog sich das Hemd in unzähligen Falten bis oben an den Hals, verhüllte so Nacken und Brust gänzlich und endete oben in einer Krause ganz wie wir dies auch bei den Männern schon beschrieben (Taf. 64, 5, 6, 15 u. 16; 72, 16; 78, 15). Doch geschah dies erst seit dem dritten Jahrzehnt. Der Goldsaum des Hemdes lag dann als ein gelbseidenes oder goldenes Halsband dicht unter der Krause und hielt sie fest um den Hals geschlossen. Diese Tracht war aber fast ausschliesslich deutsch; in Frankreich und zumeist auch in England liebte man die völlige Verhüllung nicht. Erst unter Maria Tudor fand sie hier einigen Anklang (Taf. 72, 16). In Italien finden wir sie mehrfach im vierten und fünften Jahrzehnt (Taf. 78, 11 u. 15). Auch in Deutschland kam sie nicht gleich zur vollen Geltung, sondern noch um 1540 findet sich neben dieser Tracht auch die des entblössten Halses, die aber in den folgenden zehn Jahren fast ganz verschwindet.

Hemdsaum sichtbar

Krause am Halse

Das Bruststück, das der weiblichen Eitelkeit so wichtig geworden war (Taf. 64, 17), fiel nun nach und nach weg. Es war noch um 1520 von der grössten Bedeutung. Seine Farbe musste mit der des Kleides einen grellen Gegensatz bilden (Taf. 64, 2, 15 u. 17) und man hob seinen Effekt noch durch Seiden- oder Goldstickerei, je nachdem der Stand und der Reichtum es erlaubte (Taf. 64, 17). Man hatte es sogar so lieb gewonnen, dass man es anfangs noch mit dem hohen Hemde zusammen trug (Taf. 64, 15), wo also sein Zweck, nämlich die Verhüllung, durch dieses letztere bereits erreicht war.

-nsteinsatz

Ähnlich wie dem Brusteinsatz ging es dem Goller. Auch er hatte, seitdem das Hemd die Brust verhüllte, keinen rechten Zweck mehr, erhielt sich aber trotzdem bei den deutschen Frauen als ein beliebtes Prachtstück, das man nur ungern aufgab. Er war noch immer, wie im 15. Jahrhundert, ein Kragen, der vom Hals bis auf die Achseln reichte und Brust und Nacken bedeckte. Solange diese völlig nackt getragen wurden, war er als Schutz gegen Kälte und Sonnenbrand von Bedeutung und war daher im Winter mit schönem Pelzwerk gefüttert (Taf. 64, 15), auch ausserdem gewöhnlich aus Samt oder Seide oder doch mit solchen Stoffen besetzt (Taf. 64, 1, 7, 13 u. 15). Fürstinnen trugen ihn wie die Fürsten aus Hermelin (Taf. 62, 5) oder aus Goldstoff. Goller

Seit 1530 erhöht sich das Kleid am Halse immer mehr, bis es am Ende dieser Periode denselben erreicht hat und vom Hemd nur noch die kleine Krause sichtbar bleibt, deren wir gedachten. Es ist also derselbe Vorgang, nur später, wie bei den Männern. Bis zu der genannten Zeit war immer noch ein mittelgrosser Ausschnitt gebräuchlich gewesen; seitdem aber das hohe Hemd sich eingeführt hatte und der Nacktheit immer mehr Boden abgewann, war auch dem Wachstum des Kleides nach oben hin freie Bahn gebrochen. Kleid bis zum Halse

Zugleich verschwand in demselben Masse unten die Schleppe. Zwar war schon mit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine Abnahme dieser Mode sichtbar geworden, doch noch um 1510 werden die langen Schwänze der Frauen erwähnt (Taf. 64, 3, 5, 13 u. 15). Aber schon 1520 sind sie sehr selten geworden und in den nächsten Jahren verschwinden sie ganz; die Kleider werden rundum gleichlang bis zur Erde getragen (Taf. 64, 1, 8, 11 u. 17; 78, 11). Da dies anderwärts eine deutsche Mode genannt wird, so könnte sie von Deutschland ausgegangen zu sein scheinen; dem ist aber nicht so, denn in Frankreich war schon seit 1470 das runde Kleid getragen worden, und wenn auch am Hofe die Schleppe noch zeitweilig wieder zu Ehren kam (Taf. 68, 2 u. 7), so war doch dies eben nur vorübergehend. Regel war das rundum aufstehende Kleid mit einem Oberkleid darüber, das vom Gürtel nach unten hin offen stand (Taf. 68, 11 u. 12). Ebenso gilt dies für England (Taf. 72, 10, 12 u. 16) und auch hier hatte die Schleppe noch im Anfange des Jahrhunderts ihre Verehrer gehabt (Taf. 72, 2 u. 4). Dass sie für Hoffeste noch bis heute im Gebrauch ist, erwähnten wir schon an anderer Stelle. Wie rasch diese Umwandlung binnen 30 Jahren sich vollzog, erkennt man z. B. daran, dass Geiler von Kaisersberg († 1510 in Strassburg) in seinen Predigten noch gegen die Schleppen eifert, weil sie 1480 gerade in Deutschland und den Niederlanden recht in Blüte standen, und dass sie doch seit 1510 in den Kleiderordnungen, diesen treuen Massstäben der Mode, in der vorliegenden Periode sich gar nicht mehr erwähnt finden. Schleppe fort

Während unten die Schleppe fiel, schob sich der Gürtel, der den Entblössungen zu Liebe dicht unter die Brüste gerückt war, jetzt wieder hinab auf die rechte Gürtel tiefer

Stelle. Auch dieser Umschwung vollzog sich allmählich schon in dem zweiten Jahrzehnt. Vor 1510 lag der Gürtel noch hoch genug (Taf. 64, 13 u. 16); schon um 1515 findet sich die neue Mode ebenso mächtig wie die alte, indem sie es schüchtern nur erst mit geringer Veränderung anfängt (Taf. 64, 2 u. 6; 78, 11 u. 12), und abermals fünf Jahre später hat sie bereits die Oberhand und tritt schon bestimmter auf (Taf. 64, 1, 4, 7, 8, 14 u. 17; 78, 13 u. 15). Wir werden in der nächsten Periode sehen, wie die Fortsetzung dieser Bewegung des Gürtels nach unten ausartet zur Ungestalt. Für jetzt aber erzielte sie ein entschieden schönes Resultat, indem der Gestalt wieder ihr Recht wurde und die Teilung in oben und unten auf der richtigen Stelle lag. Auch in den übrigen Ländern Westeuropas fand dieser Vorgang statt (Taf. 68, 2, 7, 11 u. 12; 72, 2, 10, 12 u. 16).

Die Sitte des Aufschlitzens, deren wir bereits bei den Ärmeln des Frauenkleides erwähnten, erstreckte sich aber auch kaum noch auf einen anderen Teil der Kleidung. Hin und wieder wurde wohl bei deutschen Frauen das Mieder vorn und hinten aufgeschlitzt (Taf. 64, 8 u. 13), aber es war doch eine Seltenheit. Ebenso fiel es auch wohl einer ein, eine Reihe kleiner Schlitze am unteren Saume des Kleides anzubringen.

Mieder geschlitzt

Auch jetzt noch, trotz der ernsteren Richtung der Zeit, liebten die Frauen in hellen frischen Farben zu gehen. Alte Bürgerinnen gingen allenfalls in dunklen Stoffen (Taf. 64, 9), sonst aber wurden diese selten verwendet, ausser zur Hebung der hellen Farben durch den Gegensatz. Auch die sehr beliebten Besätze aus nebeneinanderlaufenden schmalen und breiten Streifen an den Säumen (Taf. 64, 7, 13, 15—17) waren, wenn nicht aus Goldstoff, häufig aus dunklem Samt oder Atlas. Man war übrigens in der malerischen Betrachtung der Stoffe bereits so feinfühlig geworden, dass man, um die verschiedenen feinen Unterschiede in der Beleuchtung zu erzielen, häufig gleichfarbige Stoffe verschiedener Gattung zusammenbrachte, z. B. blauen Samt als Besatz auf blaue Seide oder umgekehrt, ebenso Gold auf gelben Atlas und dergleichen. Die Geschmacklosigkeit, in geteilten Farben zu gehen, die übrigens bei der Frauenwelt auch im vorigen Jahrhundert nur selten einmal vorkam, war jetzt nur noch den Frauen der untersten Stände, Markedenterinnen und dergleichen, vorbehalten (Taf. 64, 4), wie denn diese letzteren überhaupt sich der Art und Weise der Landsknechte in allen Stücken anschlossen. Ehrbare Frauen und Jungfrauen waren in Hinsicht der Farben sehr wählerisch (Taf. 78, 12), und wie wir gesehen haben, war der Geschmack darin aufs höchste verfeinert, so dass wirklich den Gesetzen der Schönheit volle Genüge geschah.

Farben der Frauenkleidung

Die höchsten Stände trieben mit dem Anzug einen unerhörten Aufwand, so dass ihre Kleiderstoffe nach heutigem Wert die Elle 75 bis 90, ja bis 120 Mark kosteten, denn die beliebtesten waren roter goldener Samt oder roter goldener Atlas oder Damast und Atlas von Gold über Gold (Taf. 78, 11) oder Silber über Silber und dergleichen mehr. Man mischte also die edlen Metalle mit Seide oder mit ihnen selbst, und so kam es, dass ihr Wert so hoch wurde. Der gewöhnliche Preis aller dieser Stoffe ist ungefähr 10 Gulden die Elle, d. h. etwa 84 Mark nach heutigem Werte. Die meisten dieser Stoffe kamen aus Italien und später auch aus den Niederlanden, wurden aber hernach in beiden Ländern immer seltener, da eine Fabrik nach der anderen durch die unseligen Kriege eingehen musste. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts liess sich der allmähliche Verfall in Italien und zehn Jahre später auch in den Niederlanden spüren, der dann in der Folge rasch zunahm. — Um 1530 aber fütterte eine Fürstin ihr Samtkleid, dessen Stoff an 1800—2000 Mark gekostet hatte, mit Goldstoff, der mindestens ebenso teuer war (Taf. 77, 12) oder auch umgekehrt war Samt das Futter zu Goldatlas und dergleichen. So war ein solches Kleid schon ohne den Besatz 3600—4500 Mark wert.

Wert der Stoffe

Stoffe aus Italien und Burgund

Eigentümlich ist es, dass mit dem Beginn der Neuzeit auch die neue Sitte sich einführt, nur ein Kleid zu tragen, so dass der mittelalterliche Gebrauch zweier Kleider auch mit dem Mittelalter selbst vorläufig Abschied nimmt, zwar nicht so, dass seit 1500 keine Frau mehr zwei Kleider getragen hätte, wohl aber so, dass seit dieser Zeit manche Frau nur eins trug, die früher zwei hätte tragen müssen. Selbst vornehme Bürgerinnen und Adelige schlossen sich gern der Neuerung an und so finden wir schon in den zwanziger Jahren in Deutschland nur selten noch doppelte Kleider (Taf. 64, 1—3, 5—8, 11—14, 16 u. 17), um so mehr, da der Reichtum sich ja doch im Futter, wie wir oben gesehen haben, zur Genüge zeigte. Doch verschwanden die doppelten Kleider keineswegs ganz (Taf. 64, 15) und lebten auch in Deutschland in der folgenden Periode wieder neu auf. In Frankreich blieben sie ohnehin in der Oberherrschaft, doch nicht so unbedingt in England; auch hier fand die Neuerung, nur ein Kleid zu tragen, manche Anhänger (Taf. 72, 2). In Italien nahm man zwar ebenfalls diese Sitte an, wollte aber, bei dem ausgebildeten Sinne für Farben und deren Zusammenwirkung, wie er in jener Zeit in diesem Volke lebte, nicht gern den Reiz vermissen, verschiedene Farben nebeneinander wirken zu lassen. Man gab daher zu diesem Zwecke den Ärmeln eine andere Farbe als dem Kleide, so dass dieses wie ein Oberkleid ohne Ärmel erschien (Taf. 78, 11—15). Oder man schlitzte das Mieder und seine kurzen Puffärmel vielfach auf und fütterte die Schlitze mit Atlas, besetzte die Kanten derselben mit Goldborten und nestelte sie mit Goldschleifen zu (Taf. 78, 12). Selbst an jeder Seite des Kleides hinab lief wohl ein langer Schlitz, der ebenso gefüttert, besetzt und vielmals zugenestelt war, als liege unter dem Oberkleid ein andersfarbiges Unterkleid, das hier wie am Mieder durchschimmere und dessen enge Ärmel frei aus den Achselpuffen vorragten, selbst wieder geschlitzt und mit weissem Stoff gefüttert (Taf. 78, 12). So hatte man der Farbenlust Genüge getan und zugleich die Erinnerung an die frühere Sitte von Ober- und Unterkleid aufgefrischt.

Nur noch ein Kleid

rtel nur m Putz

Zwar war es noch immer Sitte, dass Frauen einen Gürtel trugen, doch hatte er mit dem Kleide keinerlei Verbindung mehr. Wie früher im Mittelalter der Dupfing, so hing auch jetzt der Gürtel lose um die Hüften (Taf. 64, 8 u. 16) und trug an meistens lang herabhängender Kette oder Schnur und dergleichen eine Tasche (Taf. 64, 1) oder den Fächer (Taf. 78, 11; in Italien) und nicht selten in reich verzierter Scheide das Messer (Taf. 79, 47). Auch Frauen der höchsten Stände gingen in solcher Weise bewaffnet, ebensogut die der niedersten (Taf. 64, 4). Zuweilen fehlt der Gürtel gänzlich, doch nur selten. Auch in England (Taf. 72, 10, 12 u. 16), Italien (Taf. 78, 11 u. 12) und Frankreich (Taf. 68, 2, 7, 11 u. 12) hat er keinen weiteren Zweck als vor allem den Reichtum zur Schau zu tragen. Denn die Gürtel bestanden bei den Vornehmen meist aus Perlen und Edelsteinen, bei den Bürgersfrauen aus Ketten oder Riemen, die übergoldet oder mit Gold beschlagen waren.

Mantel

Als Stellvertreter des Mantels diente den vornehmen Frauen die Schaube; nur die geringeren Bürgersfrauen trugen ihn bei schlechtem Wetter (Taf. 64, 9). Er war dicht um den Hals in viele Falten gelegt und wurde vorn unter dem Kinn geschlossen. Seine Hauptänderung gegen früher bestand darin, dass er weiter geworden war.

Schaube

Gerade umgekehrt erging es jetzt der Schaube: sie wurde zuletzt ganz eng. Angesehene Bürgerinnen und adelige Frauen, ebenso alle Jungfrauen trugen sie früher am liebsten (Taf. 64, 11) ganz in derselben Art wie die Männer, entweder mit weiten oder mit keinen Ärmeln. Doch wurde sie allmählich immer enger und kam in dieser Form in den letzten Jahrzehnten bei den höheren Ständen immer weniger in Gebrauch. Sie sah sich kaum mehr ähnlich in dieser Form, fand aber bei den Nachbarn gute Aufnahme, sowohl in England, als auch in Italien, Spanien und Frankreich, in welchen Ländern wir sie dann in der folgenden Periode allgemein verbreitet finden.

Überhaupt leiten die beiden letzten Jahrzehnte der ersten Hälfte allmählich den neuen Zustand der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ein. Bis gegen 1530 hatte sich in Deutschland die Tracht nach ganz eigener Weise, ungestört durch alles Fremde, entfaltet; seit dieser Zeit aber wird trotz der Landsknechte oder vielleicht weil sie ausarteten, das spanische Wesen immer mächtiger. Jedes Stück der Kleidung vom Kopf bis zu den Füssen wird nun allmählich steif und hart in der Form und alle natürlichen Falten verschwinden allmählich ganz. Nur solche, die festgenäht sind, haben künftig die Erlaubnis des Daseins.

### b) Kopfbedeckung.

„A la mode Kleider, à la mode Sinnen,
Wie sich's wandelt aussen, wandelt sich's auch innen“, sagte Friedrich von Logau ganz richtig, doch nicht etwa in der Meinung, als wandle sich das Innere nach dem Äusseren um — dies nach in doppeltem Sinne genommen —, sondern was innen vorgeht, das spricht sich gar bald auch aussen aus. Aber freilich übt dieses Aussen dann wie alles andere auch seine Rückwirkung auf das Innere und macht bisweilen aus halbvernünftigen Leuten Narren.

Auch aussen an den Köpfen zeigte sich schon im ersten Jahrzehnt eine allmähliche Umwandlung. Soweit es die Haartracht betrifft, so fielen nach und nach die langen Locken und man kürzte das Haar bis zum Ohrläppchen. Die dadurch entblössten Stellen des Nackens und der Schultern deckt das heraufrückende Hemd und ihm nachfolgend das Wams. Allmählich stellt sich eine bestimmte Haartracht fest, die sogenannte Kolbe. Danach wird das Haar des Vorderkopfes gerade herabgekämmt und auf der Mitte der Stirn querüber horizontal abgeschnitten (Taf. 62, 3 u. 4; 63, 11), das des Hinterkopfes ebenso von Ohrläppchen zu Ohrläppchen. Mit dem Beginn des dritten Jahrzehnts war diese Sitte so ziemlich allgemein verbreitet.

Haar

Kolbe

Einige Jahre später hatte auch die Barttracht eine bestimmte Norm angenommen und zwar war nach Art der Landsknechte ein voller Bart, der nicht allzuweit unter dem Kinn horizontal abgeschnitten war, der gebräuchlichste (Taf. 63, 5, 9, 10, 12 u. 13; 65, 9—12 u. 16). Bis zu dieser Zeit aber schwankte man auch damit hin und her. Viele wollten gar nichts von der „hässlichen Neuerung“ wissen und rasierten sich nach wie vor (Taf. 62; 63, 1, 4, 6 u. 7); andere liessen nur den Backenbart stehen (Taf. 65, 17), wieder andere nur den Schnurr- oder Kinnbart; manche schoren nur die eine Seite des Gesichts und gaben der anderen Freiheit, wachsen zu lassen soviel sie wollte — dies war bei den Landsknechten als etwas besonders Auffallendes recht beliebt; — manche liessen überhaupt wachsen, was da wuchs, und so gab es auch Bärte bis auf den Gürtel. Seit den zwanziger Jahren aber drang die eine Form mehr und mehr durch und wurde vorherrschend.

Bart

Auch in England trug man den Vollbart (Taf. 72, 3 u. 9), wenn auch Heinrich VIII. ihn in grosser Kürze liebte und das Kinn vorn rasierte (Taf. 72, 11). Er stimmte darin mit Franz I. von Frankreich überein (Taf. 68, 10 u. 13), dem er auch in der Haartracht glich. Früher zwar hatte Franz längeres Haar getragen, das die Ohren noch bedeckte (Taf. 68, 10), später aber trug er es nach spanischer Sitte ganz kurz (Taf. 68, 13). Doch folgten ihm die Vornehmen darin nur sehr allmählich, bis endlich in den vierziger Jahren die Kolbe (Taf. 68, 1, 5, 8 u. 9), die auch bei den mittleren und unteren Ständen mehr oder weniger Eingang gefunden hatte (Taf. 68, 3, 4 u. 6), durch die Mode der kurzen Haare nach spanischer Art verdrängt wurde, welche gleichzeitig mit der spanischen Tracht oder noch vor ihr sich verbreitete. Denn auch in Deutschland fand sie sich noch vor der Mitte des Jahrhunderts besonders häufig bei den Landsknechten ein (Taf. 63, 10 u. 12). Bei verschiedenen Bildern ein und derselben Person aus verschiedenen Zeiten zeigen sich am deutlichsten die Einflüsse der Mode, z. B. auf den Abbildungen Dürers, von ihm selbst ausgeführt: früher das kahle Kinn und lange Locken auf nackten Schultern; später die Kolbe und der Vollbart bei verhüllter Brust.

In England

In Frankreich

Barett

Als Kopfbedeckung machte sich das Barett geltend. Es war eine weiche niedrige Mütze mit breitem Boden und aufwärts gekehrtem, breitem Rande, der gewöhnlich, um ihn leicht nach Belieben ganz oder teilweise auf- oder niederklappen zu können, ein- oder mehrere Male geschlitzt war (Taf. 62, 1, 6, 13 u. 14; 68, 1, 5, 6, 8, 10 u. 13; 72, 7, 8, 11 u. 15). Dieser wurde gern mit Pelz besetzt, wie ihn die verschiedenen Stände (s. oben, S. 250) zu tragen pflegten (Taf. 62, 1, 5 u. 13; 63, 1 u. 5; 68, 3 u. 13).

Hüte

Zwar lebten in den ersten beiden Jahrzehnten auch die aus dem 15. Jahrhundert überkommenen Kopfbedeckungen noch eine Weile fort. So gab es noch Hüte in allerlei Gestalt (Taf. 62, 11; 63, 4 u. 12; 65, 1—3, 5, 6, 8, 10, 14 u. 18; 68, 4; 72, 5 u. 9); die meisten aber änderten ihre Form der des Baretts entgegen, was zuweilen auffallend deutlich ist (Taf. 63, 4 u. 12), indem der Rand sich verbreitert und der Kopf sich erniedrigt. Auch

Mützen

Mützen sah man noch hier und da, doch auch an diesen war dasselbe Streben zu bemerken (Taf. 63, 7 u. 8), ausgenommen die Beutelmützen, an denen eine solche Umwandlung nicht möglich war (Taf. 63, 6; 65, 12; 68, 9).

Gugel

Die Gugel hatte sich zu den Jägern und Landsknechten geflüchtet (Taf. 62, 11; 65, 4, 6 u. 18) und blieb nebenbei auch jetzt noch ein wesentlicher Teil der Narrentracht (Taf. 65, 15). Sonst war sie nur noch bei Trauergelegenheiten im Gebrauch (Taf. 62, 8).

Die Sendelbinde war gefallen und mit ihr die Schapels und Federkränze. Die Turbane hatten sich

Filzhut

aufgelöst und der Filzhut war mit der Gugel gegangen und leistete ihr dort Gesellschaft. Vielleicht würden auch diese beiden verschwunden sein, wenn die unteren Stände das Barett hätten tragen dürfen. Aber es war ihnen bei Strafe ebenso streng untersagt, wie den Priestern und Mönchen. Nur die protestantischen Geistlichen schlossen sich der neuen Sitte an (Taf. 62, 6).

Das Barett war durch seine Nachgiebigkeit geschickt, allen Ständen und Launen zu genügen. Schon durch die

Farbe des Baretts

Farbe gewann es einen bestimmten Ausdruck. Geistliche und Gelehrte wählten dazu die schwarze (Taf. 62, 6; 68, 8 u. 9); ihnen schlossen sich viele der Vornehmsten und sogar die Fürsten an (Taf. 65, 11; 68, 1, 5, 10 u. 13; 72, 11 u. 15). Sonst war bei den höchsten Ständen rot beliebt (Taf. 62, 14; 63, 1 u. 3; 72, 3 u. 8), auch wohl blau oder sonst helle Farben (Taf. 63, 2). Die Landsknechte nahmen die grellsten, die möglich waren (Taf. 63, 9—13) und stutzten das Barett in jeder Weise auf; ihnen ahmten es die jungen Stutzer nach. Bald wurde der Rand steif

Form des Baretts verändert

gemacht und ausgebreitet, bald halb hinauf-, halb hinabgeschlagen, bald mehrfach zerschlitzt, bald rundum regelmässig eingekerbt und die Schnitte bunt durchzogen. Diese letzte Sitte griff sehr allgemein um sich (Taf. 63, 2, 3 u. 9—13), ebenso die der Ausschmückung durch Federn.

Federn auf dem Barett

Aus der einen bescheidenen im Anfange des Jahrhunderts (Taf. 62, 2—4) wurden bald zwei, drei und mehrere (Taf. 63, 1—3), bis dann in den dreissiger Jahren zuweilen ein wahres Gebäude von Federn auf dem Barett schwankte (Taf. 62, 12; 63, 9—11; 72, 1 u. 3). Auch die Frauen nahmen hieran in Deutschland ganz gleichen Teil (Taf. 64, 4, 6, 11 u. 13), wie denn das Barett auch bei ihnen, doch etwas später als bei den Männern, grossen Anklang gefunden hatte.

Die Vornehmsten blieben, wie in Deutschland (Taf. 65, 11), so auch in Frankreich und England bei einer oder wenigen Federn stehen (Taf. 68, 10 u. 13; 72, 8, 11 u. 15), besetzten aber dafür ihr Barett mit Perlen und Edelsteinen und seltsamerweise oft mit kleinen Medaillonbildern (Taf. 63, 1 u. 5; 68, 1, 10 u. 13; 72, 8, 11 u. 15).

Sonstiger Schmuck am Barett

Den Landsknechten, denen es vor allem darauf ankam, Aufsehen zu erregen, war es bald nicht genug, nur Federschmuck, grelle Farben und dergleichen zu benutzen, sondern sie fanden auch eine eigene Art, das Barett zu tragen, indem sie es schief auf ein Ohr drückten. Da es sich aber wegen seines niedrigen Kopfes so nicht halten konnte, so nahmen sie ein Sturmband zu Hilfe, mittels dessen, da sie dies unter dem Kinn zubanden, das Barett festlag (Taf. 62, 12; 63, 3, 9 u. 11). Doch bei einer Steigerung der Einseitigkeit — und diese wurde sehr bald versucht (Taf. 63, 10) — war das Band nicht ausreichend und man sah sich nach Hilfe um. Bald merkte man, dass die Frauen weit besser daran waren und gar nicht in Verlegenheit kamen wegen des auf eine Seite gesetzten Baretts. Denn sie hatten eine feste Grundlage für dessen Befestigung an der goldenen Haube oder dem Haarnetze, das sie schon seit dem vorigen Jahrhundert trugen. Hatten die Frauen die obere Kopfbedeckung von den Männern übernommen, so zögerten diese nun auch nicht, von jenen die Haube, gewöhnlich Kalotte genannt, anzunehmen. Uns mag dies befremdlich erscheinen; auch jener Zeit war es schon so, aber um des schiefsitzenden Baretts willen überwand man den Widerwillen gegen die Weibertracht und trug fortan das Haarnetz, wie das andere Geschlecht (Taf. 62, 1; 63, 8; 65, 17; 64, 2, 11, 12, 14 u. 15). Auch in Frankreich (Taf. 68, 6, 11 u. 12) und England (Taf. 72, 1, 2, 13 u. 14) war die Kalotte bei Männern und Frauen in Gebrauch gekommen.

Barett schief getragen

Barett auf der Kalotte befestigt

War schon im 15. Jahrhundert an diesem Haarnetz allerlei Prunk versucht worden, so geschah dies jetzt nicht minder. Man verfertigte die Hauben noch wie damals aus leuchtender Seide oder Samt und besetzte sie netzförmig mit Goldfäden oder brachte sonst allerlei Goldstickerei darauf an, daher sie denn oft kurzweg goldene Hauben genannt wurden. Netze waren sie eigentlich wohl selten oder nie, sondern Hauben, die oft mit netzförmiger Stickerei besetzt waren (Taf. 64, 11, 12, 14 u. 15). Oft waren die Hauben auch ganz aus Goldstoff und die Stickerei aus Perlen.

Stoff der Kalotte

Schmuck derselben

Dass die Kleiderordnungen natürlich auch unter den verschiedenen Kalotten Unterschiede machten, lässt sich denken. So waren denn gewöhnlich die goldenen und silbernen nur den Adligen erlaubt, indes die Bürger sich mit seidenen begnügen sollten. Auch wurden der Ausschmückung durch bestimmte Preise Grenzen vorgeschrieben.

Vorschrift über die Kalotte

Die Freiheit, welche durch die Kalotte für die Befestigung des Baretts gegeben war, trug bald weitere Früchte. Zunächst setzten viele das Barett so auf ein Ohr, dass die ganze andere Hälfte des Kopfes unbedeckt blieb (Taf. 63, 10). Eine andere Folge war die, dass der Kopf des Baretts noch niedriger wurde, als er schon war und nachgerade fast ganz verschwand, so dass das Barett wie eine grosse Scheibe aussah (Taf. 63, 2 u. 3; 64, 11 u. 13). Auch liessen nun viele, da der Kopf doch schon bedeckt war, nach Art der Landsknechte (Taf. 62, 3 u. 4) das Barett an seinem Bande auf den Schultern niederhängen und gingen nicht nur im Hause, sondern auch auf der Strasse in der blossen Kalotte.

Die Frauen behielten, trotzdem sie das Barett annahmen, doch auch gleichzeitig ihre früheren Hauben noch lange bei. Noch war auf der Grenzscheide der Jahrhunderte kein Härchen an den Weiberköpfen sichtbar (Taf. 64, 1 u. 3); noch prangten die hohen Drahtgestelle, mit gesteiftem Leinen überzogen, in unverminderter Grösse. Noch lebte das Kinntuch, das den unteren Teil des Gesichts verhüllte, um desto mehr unterhalb des Kinnes entblösst zu lassen. Aber von 1500—1520 wandelte sich das Alte zum Neuen um. Die Hauben wurden kleiner und niedriger (Taf. 64, 17); die Kinnbinde blieb weg, dafür verhüllte sich der Busen (Taf. 64, 16) und die Haube schmiegte sich dem Kopf an, liess auch wohl etwas vom Haar bemerken (Taf 64, 16 u. 17). Diese Tracht scheint auch in England und Frankreich sehr beliebt gewesen zu sein (Taf. 72, 12—14; 68, 7, 11 u. 12), während man in Italien die Haube weniger nach dem Hinterkopf und mehr nach oben rückte, so dass also die Ohren frei blieben, welche man auch durch Ohrgehänge zu zieren pflegte (Taf. 78, 11—15). Hier tragen die Vornehmen zuweilen auch das Haar, das in Zöpfen um den Kopf liegt, ganz unbedeckt (Taf. 78, 12). Die Hauben zeigen dagegen allerlei Gestalten und Farben, woraus hervorgeht, dass der Geschmack noch herumsuchte und unentschieden war, was ihm am besten zusagte (Taf. 78, 11—15).

In Deutschland zieht sich die Haube endlich zurück in die unteren Stände, wo sie als einfaches Kopftuch ein bescheidenes Dasein fristet (Taf. 64, 7 u. 9), um von dort aus später einen neuen Eroberungszug durch die Städte anzutreten. Auch die bei den Jungfrauen noch um 1510 beliebte Kugelhaube, die auf dem Hinterkopfe eine grosse Kugel hatte und stets aus gelbem oder aus Goldstoff verfertigt war, musste weichen (Taf. 64, 15).

Mit den Hauben nahm auch der Schleier seinen Abschied. Er war noch im Anfang des Jahrhunderts fast unvermeidlich, und wie einst die Griechinnen im Krokusröckchen, so gefielen sich die deutschen Frauen am besten im Krokusschleier. Auch er weicht mehr und mehr zurück vor dem mächtigen Barett und wird schon um 1510 nur noch selten sichtbar (Taf. 64, 16); um 1520 ist er so gut wie beseitigt.

Nur die enganschliessende runde Haube, die Kalotte, blieb auch mit dem Barett zugleich in Ansehen, ja wurde durch dieses unentbehrlich (Taf. 64, 11, 12 u. 14). Sie war durch Edelsteine und Perlen reich geschmückt und bestand meistens aus Goldstoff oder gelber Seide, seltener aus roter.

Diese Farbe galt dagegen beim Barett für die schönste (Taf. 64, 6, 11 u. 13), daneben die schwarze mit Gelb oder Rot in den Schlitzen. Auch hier wallten reiche Straussfedern über dem Haupte, oft in massloser Übertreibung (Taf. 64, 4, 6, 11 u. 13), ganz wie bei den Männern. Farbe und Schmuck des Baretts

Das Haar wurde zwar von der Kalotte umschlossen, aber keineswegs völlig verdeckt. Schon oben bemerkten wir, dass die völlige Unsichtbarkeit des Haarwuchses seit 1500, obwohl noch viele der alten Art treu blieben (Taf. 64, 1 u. 3), keine notwendige Erfordernis der Schönheit mehr war. In den ersten 20 Jahren des Jahrhunderts versuchte das Haar, was man ihm wohl jetzt erlauben würde. Es trat also hier und da nicht nur an einzelnen Stellen aus der Verhüllung hervor (Taf. 64, 7), sondern wallte frei und ungebunden bei einigen den Rücken hinab, indessen das Barett es überschattete. So auch in Italien (Taf. 77, 12). Bei anderen legte es sich wenigstens zu Zöpfen zusammen, die hinten hinabhingen (Taf. 64, 4 u. 6). Ja sogar liessen manche das Haar frei flattern, indessen sie Kalotte und Barett trugen (Taf. 64, 11). Dass das aufgelöste Haar für besonders prächtig galt, sieht man daran, dass besonders die Bräute bei der Hochzeit (Taf. 64, 5) sich so trugen, und auch noch in den späteren Jahrzehnten dieses Jahrhunderts (Taf. 66, 16) in gleicher Weise erschienen. Haar — Zöpfe — Offen

Nachdem die Haartracht in den erwähnten zwanzig Jahren allerlei Weisen versucht hatte, gestaltete sie sich zu einer vermittelnden Art zwischen dem Alten und Neuen. Die langen Zöpfe verschwanden aus den Städten (nur bei Kindern, Taf. 64, 10, erhielten sie sich hier) und zogen sich auf die Dörfer zurück. Die Kalotte oder irgend eine Haube fasste den grössten Teil des Haares doch nicht mit peinlicher Haft, sondern liess vorn und im Nacken einigen vorwitzigen Löckchen gern Platz, hinauszuschauen ins Freie (Taf. 64, 11—17; 78, 11—15). Es war sogar gestattet und kein Verstoss, ohne Kalotte zu bleiben und nur ein goldenes Haarband (Taf. 64, 8) um das Haar zu legen, solange man nicht ins Freie trat, wo dann natürlich wenigstens das Barett hinzukam (Taf. 64, 13) Haar zum Teil sichtbar

### c) Fussbekleidung.

Wir erwähnten schon an einer früheren Stelle (S. 224), dass die Schuhschnäbel nicht mehr in das neue Jahrhundert hereinreichten, trotzdem dass die Schuhspitze bei jeder Fortbewegung vornan ist und dass damals dieses Voraussein noch weit mehr stattfand. Aber sie erlebte das 16. Jahrhundert nicht mehr; ihre Zeit war gekommen und rascher als alle übrigen Teile der Kleidung verwandelte sie sich in eine neue Form, die so ziemlich ihr Gegenteil war. In Frankreich geschah dies schon in dem vorletzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts und rasch folgte Deutschland und die übrige Modewelt. Schon in den ersten neunziger Jahren finden wir sie in den deutschen Reichsstädten Kuhmäuler

bei den vornehmen Bürgern und daher längst beim Adel. Die niederen Bürger versuchten noch in diesem und dem folgenden Jahrzehnt eine Vermittlung zwischen dem Alten und Neuen, indem sie Schuhe ohne Spitzen, aber auch ohne Verbreiterung trugen (Taf. 65, 2 u. 6—10). Doch man liebte dergleichen nicht; alles musste bis zum äussersten getrieben werden. Und so mussten denn auch diese Klassen der Gesellschaft nachgeben und die Kuhmäuler, Entenschnäbel oder Bärentatzen, wie man die neue Mode benannte, annehmen.

Wie der Schnabelschuh sich nach vorn verlängert hatte, so dehnte er sich auch weit am Fuss hinauf bis über den Knöchel. Auch dies behielten die niederen Stände, weil es praktisch war, noch eine Zeitlang bei (Taf. 65, 7, 9 u. 15). Die neue Form dagegen kürzte nicht nur vorn, sondern auch oben, indem sie von dem aufrechtstehenden Teil des Schuhes nur ein schmales Rändchen übrig liess, kaum hoch genug, dass die Ferse daran einigen Halt gewann. Oder mit anderen Worten: sie schnitt den ganzen Schuh horizontal etwa 4 cm über der Sohle weg, so dass er vorn einen weiten Ausschnitt hatte und hinten nur ein niedriges Hackenleder behielt (Taf. 65, 11 u. 17). Schuhe, die höher am Fuss hinaufreichten, es mochte nun vorn oder hinten sein, blieben im Anfange des Jahrhunderts Seltenheiten und kamen schon im dritten Jahrzehnt nicht mehr vor (Taf. 62, 1 u. 13; 63, 7). Dagegen waren solche in England gerade gebräuchlich, wie man denn hier auch meistens noch eine Spitze andeutete (Taf. 72, 6—9 u. 15), trotz der ansehnlichen Erweiterung und Verbreiterung des Vorderteils. Frankreich und Deutschland aber leugneten nicht nur jede Spitze ab, sondern schweiften sie oft sogar negativ nach innen, so dass zwei Aussenecken am Vorderteil entstanden (Taf. 62, 12 u. 14; 63, 13; 65, 11; 68, 10 u. 13). In der Erniedrigung der Seitenränder und des Hackenleders ging man zuletzt so weit, dass der Schuh kaum noch am Fusse festschloss und man daher einen Querriemen über dem Spann anbringen musste, um ihn zu halten (Taf. 63, 2—4, 6 u. 8; 68, 4, 6, 10 u. 13; 72, 3). Doch den Landsknechten (Taf. 63, 9—13) und ihren Nachahmern gefiel der Riemen nicht und sie behalfen sich ohne ihn; sie suchten eine Ehre darin, die Schuhsohle mit etwas Leder vorn und hinten doch am Fusse festzuhalten (Taf. 62, 12 u. 14). Auch die Frauen mussten sich zu der neuen Mode bequemen (Taf. 64, 4 u. 7; 68, 7 u. 11). Dass solche Schuhe mit dem weiten Säckchen an der Fussspitze, das nur oben die Zehen verhüllte, fast ganz ohne seitlichen Halt höchst unbequem beim Gehen waren, war ihr geringster Fehler. Der grössere war der, dass sie bei nassem Wetter, besonders seitdem man sie auch aufschlitzte, gar keinen Schutz gewährten. Das Wasser lief oben und unten hinein und da die Strassen in jener Zeit noch nicht die beste Pflasterung hatten, so mag man sich ein Bild machen, wie es einem Fussgänger jener Zeit bei nassem Wetter zu Mute gewesen sein mag. Die hölzernen Trippen hatte man natürlich zuerst abgelegt, sobald man den Schuhschnäbeln Ade sagte.

Schuhe niedrig

In England höher

Querriemen über den Spann

Untauglichkeit dieser Schuhe

Man kann sich nach dem Gesagten nicht wundern, dass, wie einst die langen Schnäbel, nun auch die breiten Kuhmäuler an den Rüstungen der Ritter angebracht wurden (Taf. 62, 10; 63, 1 u. 5).

Kuhmäuler an der Rüstung

Der Stoff zu den Schuhen war bei den Frauen wie bei den Fürsten und Vornehmen rote oder blaue, auch wohl gelbe oder gar weisse Seide oder Samt; die Schlitze waren jedesmal entsprechend gefüttert (Taf. 68, 7 u. 10—13; 72, 15). Ausserdem verwandte man auch feines spanisches Leder zu Schuhen. Die geringeren Stände trugen gewöhnliches schwarzes Leder (Taf. 68, 4 u. 6), welches auch den meisten Schutz gewährte.

Stoff der Schuhe

Bei den Bauern wie bei den Jägern und ähnlichen Berufsarten blieben die hohen Stiefel auch jetzt noch in Gebrauch (Taf. 62, 11; 65, 3, 4 u. 18). Auch die Landsknechte trugen solche bisweilen (Taf. 63, 11); sogar Ritter schmückten sich wohl einmal damit (Taf. 65, 14). Doch waren die letzteren Fälle immer grosse Seltenheiten.

Stiefel

### d) Schmuck.

Luther sagt in seiner derben Weise: Wenn man jetzt eine Braut schmücken will, muss man viel Seide und Perlen haben, gerade als sollte die Braut nur sehen lassen, wie schwer sie tragen könne; wenn das geschmückt heisst, könnte man auch wohl einen Karren schmücken, der könnte der Dings gar viel tragen u. s. w. Er wird also wohl Ursache gehabt haben, so zu klagen. Aber nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer liebten Gold- und Silberschmuck, besonders Ringe. Die Kleiderordnungen schrieben daher für jeden Stand das Mass vor, das innegehalten werden sollte. Grafen dürfen Goldketten bis zu 500 Gulden, ihre Frauen bis zu 600 Gulden Wert tragen. Bei Rittern dürfen sie 400 kosten, bei ihren Frauen aber alle Schmucksachen ausser den Ringen 280 Gulden wert sein. Ein Adliger, der nicht Ritter ist, darf nur eine Kette von 200 Gulden Wert tragen. Kaufleuten ist ein goldener Ring erlaubt; bei den Ratsherren darf er 50 Gulden kosten und ihrer Frauen Kette desgleichen, aber der Gürtel nur 30 Gulden. Bei den Frauen der Kaufleute ist 20 Gulden die Wertgrenze für den Gürtel, ebensoviel für das Gollerschloss und 10 Gulden für das Haarband der Töchter. Der Handwerker darf gar kein Gold tragen, doch seine Frau einen Ring. Der Bauer aber wie die Bäuerin müssen gänzlich ohne Schmuck erscheinen. An der Ausführlichkeit solcher Verordnungen sieht man, wie verbreitet die Lust am Golde und Geschmeide war. Daher finden wir denn auch auf den Bildern der höheren Stände solches die Fülle, als Halsketten (Taf. 62, 5 u. 10; 63, 3, 4, 6 u. 8; 64, 5, 11 u. 13—17; 65, 11 u. 17; 68, 2, 7 u. 10—13; 72, 7, 8 u. 10—16), Gürtel (Taf. 64, 16; 68, 2, 7, 11 u. 12; 72, 12 u. 16), Ringe (Taf. 68, 11) und dergleichen mehr. Perlen wurden im Übermass verwendet, echte und falsche. Von dem Schmuck der Könige, den Kronen, haben wir in Taf. 79, 8—11, Abbildungen gegeben, wie sie um diese Zeit in den vier Ländern: Deutschland, Frankreich, England und Spanien getragen wurden. Ebenda (Taf. 79, 24)

Menge des Schmuckes

Kleiderordnungen darüber

rden des oldenen Vlieses

ist der Orden des goldenen Vlieses, worüber wir schon (S. 197) gesprochen, und die Ordenskette des Hosenbandordens (Taf. 79, 26); wie das Hosenband selbst abgebildet

senband-Orden.

(Taf. 72, 15; 79, 27). Das blaue, goldgeränderte Band wird mit goldener Schnalle unter dem linken Knie angelegt. Es trägt die Umschrift: Hony soit qui mal y pense. Die Ordenskette dazu besteht aus solchen Hosenbandringen, jeder um eine Rose gelegt, die mit goldenen Schleifen abwechseln. Sie trägt das Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen tötet.

## 2. Kriegstracht.

Rüstung

Was die Ritter betrifft, so war ihre Rüstung, wie wir sie schon am Schlusse des 15. Jahrhunderts gesehen haben, ganz vollständig aus Eisen. Der Helm hatte Visier und Federschmuck (Taf. 62, 10). Die Helmdecke war mit der Sendelbinde zu gleicher Zeit gefallen; sie prangte fortan nur noch auf dem Wappen. Der Harnisch deckte Brust und Rücken (Taf. 62, 10; 72, 6) und an ihn schlossen sich oben die Schulterstücke, dann die Armschienen und Handschuhe an (Taf. 65, 16), unten dagegen die Hüftgefüge (Taf. 63, 9) und an diese die Schenkelstücke an, die aber nur vorn oder aussen die Oberschenkel schützten, während auf der Innenseite dies durch Leder geschah. Das Knie war rundum von Eisen umgeben, ebenso der Unterschenkel durch die Beinschienen; an diese schloss sich der Eisenschuh, dessen Form, wie schon erwähnt, auch jetzt modern sein musste (Taf. 62, 10; 63, 1 u. 5; 72, 6).

Es war also in der Schutz-Bewaffnung keine wesentliche Verbesserung hinzugekommen. Man legte zwar die Helme und Panzer mit Gold aus oder schmückte sie mit schöner Ziselierarbeit (Taf. 79, 1—4), aber in der Form gewannen sie nichts. Auch beschränkte sich ihr

r bei den nführern

Gebrauch gewöhnlich auf die Ritter und Hauptleute; von den gemeinen Soldaten trugen wohl die Reiter und einzelne Abteilungen des schweren Fussvolks noch Helme oder Hauben (Taf. 79, 5—7), aber die grössere Zahl ging wie die Landsknechte in Mützen, Hüten und Baretts (Taf. 63, 9—13; 68, 4; 72, 9). Goller aus Kettengeflecht oder einzelne Stücke der Plattenrüstung, z. B. Brustschilde und dergleichen, wurden jetzt und auch noch in der folgenden Periode häufig getragen (Taf. 63, 9, 10 u. 13; 72, 9). Im allgemeinen aber strebte man auch in der Kriegstracht nach grösserer Freiheit und Beweglichkeit der Gestalt, und

Schiess- lver und

der zunehmende Gebrauch des Schiesspulvers trieb nach

Einfluss

und nach die Eisenrüstung vom Schlachtfelde fort.

Mit dieser Erfindung war in den Angriffswaffen eine Revolution begonnen, die noch heute immer neue Erscheinungen zu Tage fördert und also nach 500 Jahren noch zu keinem Abschluss gelangt ist. Damals zeigten sich freilich erst die Anfänge. Nachdem man um die Mitte des 14. Jahrhunderts die erste Anwendung des Pulvers

Kanonen

bei Kanonen versucht hatte, denn um 1365 wird schon das Geschütz des Markgrafen zu Meissen erwähnt, blieb doch während des 14. Jahrhunderts sein Gebrauch auf diese beschränkt. Zwar wird schon (im Kriege der Reichsstädte gegen den Adel von Franken, Bayern und Schwaben) von Augsburg 1381 versprochen, „dreissig Büchsen“ zu liefern, Büchsen

aber es fragt sich ob das Handbüchsen waren oder nicht vielmehr kleine Kanonen. Auf dem Scheibenschiessen zu Leipzig wurde aber 1498 schon mit wirklichen Büchsen, d. h. mit gezogenen Gewehren, geschossen. Immerhin mag das Feuergewehr noch so selten oder kostbar gewesen sein, dass es nur von einzelnen gebraucht wurde. Denn die erste Anwendung desselben im grossen, d. h. bei den Truppen, wurde 1521 gemacht, indem Karl V. ein spanisches Regiment „Musketiere“ errichtete. Ob nicht Musketiere

schon irgendwo früher ähnliches geschehen, steht dahin; wir haben bis jetzt keine frühere Nachricht über die Muskete finden können. Indessen war aber, obgleich diese spanischen Musketiere wie auch die später in Deutschland und Frankreich errichteten Regimenter noch alle die Lunte benutzten, schon 1517 (nach anderen schon 1512) von einem Nürnberger das Radschloss erfunden worden. Es Radschloss

fand erst später weitere Anwendung. Von der Lunte in freier Hand (Taf. 63, 9) ging man zunächst, nach langer Zeit erst, zu dem Luntenschloss über, welches vermittelst Luntenflinte

eines Drückers die in den Hahn geschraubte Lunte ans Zündloch brachte (Taf. 72, 9; 79, 28). Erst im folgenden 17. Jahrhundert wurde die Flinte bei den Soldaten ein- Flinte mit Feuerstein

geführt. Sie hatte statt der Lunte Flintenstein und Stahl, um das Feuer zur Explosion herzugeben. Wir werden dann darauf zurückkommen. Für jetzt begnügten sich die Söldner mit der Luntenbüchse. Man arbeitete besonders in Nürnberg an der Vervollkommnung der Feuerwaffen. So wie dort das Radschloss erfunden wurde, so wurde auch 1552 durch Wolf Danner das Schmieden und Bohren der Bohren der Büchsen-rohre

Büchsenrohre bedeutend verbessert. Das Kaliber derselben war freilich — da man immer noch an die Kanonen dachte und einer kleinen Kugel keine Wirkung zutraute — doppelt so gross als Mitte des 19. Jahrhunderts noch das gewöhnliche war und dreimal so gross als das amerikanische, welches die Kugel zu 1 Lot macht. Die Luntenbüchsen Kaliber

schossen 3lötige Kugeln, daher hatte gewöhnlich der Mann gerade 1 Pfund Munition am Bandelier, nämlich 10 oder 11 Patronen. Welch eine bescheidene Ausrüstung gegen unsere heutige Zeit, wo der einzelne Soldat in einer Minute 8—10 Schüsse abfeuert. Fast harmlos erscheint dagegen die damalige Kriegführung in Rücksicht der Bewaffnung!

Hauptwaffe war immer noch die Hellebarde, Lanze Waffen zu Stoss und Hieb

und Partisane (Taf. 63, 12 u. 13; 65, 6 u. 16; 68, 4; 79, 17—22), daneben das Schwert, dessen Griff jetzt nicht selten mit einem Bügel geschützt war (Taf. 68, 10; 72, 3, 8 u. 9; 79, 13—15). Doch blieben auch die früheren Schwerter mit dem blossen Kreuzgriff im Gebrauch Schwert

(Taf. 65, 14, 16 u. 18; 68, 13; 79, 16), und besonders die Landsknechte hatten eine eigene Art Griff an den Schwertern mit einem um das Heft laufenden S-förmig gebogenen Bügel oder Parierstange; es war nämlich beides zugleich (Taf. 63, 9 u. 13; 79, 12). Auch Streitkolben

(Taf. 79, 23) und ähnliche Waffen kamen noch nicht ausser Gebrauch.

Waffenrock

Eine eigentümliche Tracht dieser Zeit ist der sogenannte Waffenrock der Ritter, der von ihnen bald auch zu den Landsknechten und in die niederen Stände eindringt. Es ist ein Rock aus zwei Stücken zusammengesetzt, die sich sehr ungleich sind. Indessen vom Hals bis zum Gürtel das Kleid fest anliegt (Taf. 63, 1–3) und nur die Ärmel weit sind, hängt vom Gürtel abwärts bis zum Knie ein sehr weiter faltiger Schurz herab (Taf. 63, 1–3), so dass dieses Kleid, abgesehen von seiner Länge, am besten mit einem Frauenkleid zu vergleichen ist, wie sie vor 20—30 Jahren getragen wurden. Wir finden es sowohl in Frankreich als in Deutschland gebräuchlich (Taf. 68, 4). Da das Bruststück glatt anliegend war, so konnte der Panzer ebensogut über dem Waffenrock (Taf. 63, 5) als unter demselben getragen werden (Taf. 63, 1). Auch wurde bisweilen noch der Goller hinzugefügt (Taf. 63, 3), der dann in Farbe und Besatz natürlich dazu passen musste. Die Stoffe, woraus die Ritter diesen Waffenrock liebten, waren meistens Seide und zwar Damast oder nicht selten Goldbrokat (Taf. 63, 5). Um die Mitte des Jahrhunderts verschwindet er allmählich, wie er mit seinem Beginn sich eingestellt hatte. Er hat also nur ein sehr kurzes und vorübergehendes Dasein, wie er auch weder aus irgend einem Kleid entstanden, noch eins von ihm abgeleitet ist.

## B. Geräte.

Schönheit der Geräte

Wir finden im ganzen 16. Jahrhundert, indem wir diesen mit dem folgenden Zeitraume hinsichtlich der Geräte zusammenziehen, einen künstlerisch gebildeten Geschmack sowohl in den Stubengeräten, die uns überkommen sind, als auch in den noch zahlreich vorhandenen Gefässen. Es war noch nirgends eine Überladung mit Verzierung, noch keine Ausschweifung zum Üppigen und Lüsternen modern geworden. Der Stil ist meist einfach und edel, die Arbeiten sinnreich und voll Gedanken.

Stuben-Geräte

So zeigen sich uns die Stubengeräte (Taf. 79, 48—56). Die Verzierungen derselben, aus der Tier- und Pflanzenwelt entnommen, sind so in den Bau des Gegenstandes verarbeitet, dass sie notwendig erscheinen. Sie sind nicht

Gefässe

bloss überflüssige Anhängsel. Ebenso die Gefässe (Taf. 79, 40—46), die teils aus edlen oder unedlen Metallen, teils aus gebranntem und glasiertem Ton bestehen. Auch gläserne Gefässe mit herrlichen Malereien sind noch aus dieser Zeit in den Sammlungen vorhanden und erfreuen uns bald durch ihre gelungenen bildlichen Darstellungen, bald durch ihre kernigen Sinnsprüche.

Musikalische Instrumente

Was die musikalischen Instrumente betrifft, so war in Deutschland mit dem deutschen Kirchengesang auch neue Liebe zur Musik erwacht, und da gleichzeitig in Italien ein reges musikalisches Leben und Treiben waltete, so half eines dem anderen. Daher finden wir denn auch im Familienleben wieder Musik. Die Instrumente, die dabei dienten, waren vorzugsweise die Geige (Taf. 79, 35), Harfe (Taf. 79, 32), Gitarre (Taf. 79, 29) und verschiedene Blasinstrumente, worunter auch eine Doppelflöte (Taf. 79, 31 u. 33). Auf der Jagd behielt das Horn seine Rolle (Taf. 62, 11; 65, 18; 79, 30), sowie bei den Soldaten Trompete, Pauke (Taf. 79, 34) und Trommel (Taf. 63, 11).

Leinen-Papier un Buchdruc

Wie das Schiesspulver den Krieg, so änderte das neu erfundene Leinenpapier (ohne welches die Buchdruckerkunst wirkungslos geblieben wäre) den friedlichen Verkehr ganz und gar um. Erst nun wurde die Schreibkunst wertvoll; nun entstanden unter Max I. die Posten, und

Post

welche Entwicklung auch dieser Zweig der menschlichen Gesittung noch in unseren Tagen nimmt, das erleben wir täglich. Ja, erst jetzt wird der Postverkehr lebendig; erst jetzt werden Briefe ein kleiner Ersatz für das Gespräch. Seitdem nun gar der Weltpostverein entstanden und die Dampfer rund um den Erdball gehen, sind die Menschen auf demselben wirklich untereinander verbunden. Jetzt geht für 20 Pf. ein Brief von hier bis zum Stillen Ozean: vor 50 Jahren kostete derselbe noch das 15—20fache Porto, und in den Zeiten des 16. Jahrhunderts war er gar nicht so weit zu befördern. Damals begann erst der Briefverkehr in schwachen kleinen Anfängen. Der Brief

Schreibmaterialie

musste unter Kreuzband mit Wachs gesiegelt sein (Taf. 79, 39) und die Tinte stand noch in einem grossen Topfe vor dem Schreiber (Taf. 79, 36 u. 37), der mit der Feder des beliebten Martini-Vogels eintunkte (Taf. 79, 38). Auch hier hat erst die neueste Zeit Hilfe und Ersatz geschafft, denn vielleicht möchten jetzt wohl die Gänsefedern den Schreibbedarf nicht mehr decken können. So scheint es wenigstens, wenn man den Verbrauch der Stahlfedern bedenkt, der ins Ungeheuere gestiegen ist.

# II. Die Russen, Polen und Ungarn

## im 15. und 16. Jahrhundert.

(Tafel 60, 74 und zum Teil 85. Quellen: Bekleidung und Bewaffnung des russischen Heeres; Museum von Czarscoje-Selo; Hefner, Weisskonig, Weigels Trachtenbuch und verschiedene Kupferstiche.)

Wir haben diese drei im östlichen Europa wohnenden Völker in den Tafeln vereinigt, weil sie darin übereinstimmen, dass ihre Tracht nicht den Weg der westeuropäischen Völker geht, sondern sich auf eigene Art in gegenseitiger Ausgleichung entwickelt. Zudem gehören zwei von ihnen, die Russen und Polen, zu den slawischen Stämmen, während die Ungarn oder Magyaren, wie sie sich selbst nennen, ein ganz eigentümliches Volk sind, das in Sprache und Sitte mit keinem anderen europäischen Volke verwandt ist, wohl aber in der Tracht mit seinen Nachbarn, wie die Gallier und Germanen mit den ihrigen, dies und jenes austauschte. Wir haben in den beiden Tafeln zwar die Überschrift „slawisch“ gesetzt, bemerken

aber hier ausdrücklich, dass wir keineswegs die Ungarn zu den slawischen Völkern rechnen. Jene Benennung wurde nur nach der grösseren Zahl der Figuren in den Tafeln gewählt.

Die ersten Nachrichten über jene Völker erhalten wir aus dem 9. Jahrhundert. Die Magyaren, nachdem sie eine Zeitlang in Südrussland gehaust hatten, zogen im Anfang der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts in Pannonien ein, Ungarn welches nun den Namen Ungarn erhielt; am Schluss des Jahrhunderts erschienen sie zuerst in Deutschland, das seitdem über 50 Jahre fortwährend von ihren Raubzügen heimgesucht wurde. Seitdem ist das deutsche Volk mit diesen Nachbarn fast immer in bald freundlichem, bald feindlichem Verkehr geblieben, bis sie ihre Krone den Habsburgern antrugen. Doch haben sie, trotzdem dass dies vor bereits mehr als 300 Jahren geschah und die Krone seitdem immer bei diesem Hause geblieben ist, abgesehen davon, dass auch schon der Kaiser Sigismund und Albrecht II. auf dem ungarischen Thron gesessen hatten, doch bis auf den heutigen Tag ihre Tracht wie ihre eigentümlichen Sitten zum grossen Teil beibehalten und alles Fremde, das seit den langen Jahrhunderten ihrer Berührung mit den Deutschen an sie herangetreten ist, auf ihre eigene Art und Weise verarbeitet und sich teilweise angeeignet. So behaupten sie noch heute eine besondere Nationaltracht; — wir müssen hier das fremde Wort nehmen, da das deutsche „Volkstracht" einen anderen Begriff hat, den wir hier vermeiden wollen. —

Polen Ähnlich ist es mit den Polen. Auch sie werden in der deutschen Geschichte seit dem 9. Jahrhundert erwähnt, anfangs selten, dann seit Otto I., unter dessen Regierung das Christentum in Polen eingeführt wurde, öfter, und seit dem 13. Jahrhundert, seitdem die Schwertbrüder und die deutschen Ritter ihre Nachbarn geworden waren, bleiben sie ebenfalls immer im Verkehr mit den Deutschen. Auch sie haben zeitweilig ausländische Könige gehabt, mehrmals die von Ungarn, im 18. Jahrhundert auch einen Deutschen, August von Sachsen, aber ihre Tracht hat sich doch ganz eigentümlich erhalten, stimmt aber in manchen Stücken mit der ungarischen überein, wie sie denn mit diesen überhaupt weit mehr harmonieren als mit den Russen, die doch auch slawischer Abkunft sind, wie sie selbst.

Russen Die Russen kommen dagegen mit unserem Volke in früherer Zeit in gar keine Berührung. Die Nachrichten über sie reichen zwar auch bis ins 9. Jahrhundert hinauf, aber erst im 15. Jahrhundert treffen sie mit den Deutschen an der Ostsee zusammen. Ihre Tracht, obgleich sie heute eine eigentümliche ist, hat sich doch nicht durch sich selbst so entwickelt, sondern ist seit Peter dem Grossen mehr und mehr auf Befehl der Herrscher umgestaltet worden. Bis zu jener Zeit war sie ihren eigenen ungestörten Weg gegangen und zeigte daher durch den regen Verkehr mit den asiatischen Völkern eine grosse Menge asiatischer Momente, die heute fast kaum noch in schwachen Spuren hier und da aufzufinden sind.

Gerade im 15. und 16. Jahrhundert, die eben unserer Betrachtung vorliegen, drangen zum ersten Male einzelne Elemente der westeuropäischen Tracht in den fernen Osten und fanden auch Anklang, natürlicherweise zunächst nur bei einzelnen Fürsten und Vornehmen. In den folgenden Jahrhunderten wuchs dieser Anklang des Fremden, doch niemals so, dass die französische Mode völlig gesiegt hätte. Heute zwar finden sich in den vornehmsten Sälen der Russen, Polen und Ungarn, besonders der ersteren, zahlreiche Anklänge an die Tagesmode in Westeuropa, aber vorherrschend bleibt die eigentümliche Tracht jedes der drei Völker, und fast alleinherrschend ist sie bei den beiden letzten. In einem Festsaale zu Pest oder Warschau findet sich heute wohl hier und da ein Frack und der Zylinderhut, aber sie verschwinden gegen die nationale Tracht des Landes, vorausgesetzt, dass nicht viele Fremde anwesend sind.

## 1. Friedenstracht.

Im 15. Jahrhundert wurde das Joch der Mongolen Russen: auf einige Jahrzehnte durch Iwan I. Wasiliewitsch von dem russischen Volke genommen, doch schon sein Sohn musste sich wieder zum Tribut bequemen; der Enkel aber, Iwan II. Wasiliewitsch (1533—84), machte das Reich auf immer von ihnen frei. Er ist der Gründer der russischen Macht, der zweite Zar der Reussen, da sein Vater diesen Titel eingeführt hatte. Von seiner Zeit an macht sich Russlands Druck gegen den Westen bemerklich, denn er kämpft zuerst gegen Schweden, Polen und Deutsche, wie er denn auch gegen Osten Kasan und Astrachan gewann und unter ihm die Eroberung Sibiriens begann. Auch Turban musste sich beugen unter ihn, die Kirgisen und selbst die Samojeden seinem Willen gehorchen. Er führte die ersten Anfänge europäischer Kultur bei seinen durch die lange asiatische Knechtschaft verwilderten Horden ein, indem er besonders aus England Gelehrte, Künstler und Handwerker herbeizog, auch den Engländern in Archangel, das damals zum erstenmal auf Schiffen, und zwar von ihnen, erreicht worden war, eine Faktorei einräumte. Er legte, das beste Zeichen der erwachenden Morgenröte, die erste Buchdruckerei in Moskau an. Freilich waren es nur die allerersten schwachen Strahlen, indessen das weite Reich noch in mongolischer Finsternis schmachtete.

Noch zeigte sich auch in der Tracht der asiatische Einfluss, der freilich 100 Jahre zuvor noch mehr fühlbar Kopfbedeckung war. Schon die Kopfbedeckung der Vornehmen zeigte denselben im 15. Jahrhundert aufs deutlichste. Eine sehr hohe zylinderförmige, nach oben sich verbreiternde Pelzmütze, steif und mit kreisförmigem Boden, gewöhnlich dunkel, meist schwarz (Taf. 60, 4 u. 5). Im 16. Jahrhundert hat sich dieselbe verwandelt in eine kegelförmige, die mit kleinem, nicht scharf gerändertem Boden gewöhnlich aus Tuch oder Samt bestand und mit einem etwas aufwärts gerichteten Pelzrand wie mit einer Krempe umzogen war Taf. 74, 1—3, 5 u. 10). Dieser Rand lief oft vorn in zwei, zuweilen auch noch hinten in zwei Ecken aus. Diese Mütze hat einige Ähnlichkeit mit der des Zaren

im 15. Jahrhundert, die ebenfalls kegelförmig war und einen Pelzrand hatte (Taf. 60, 6), nur bestand sie aus Goldstoff, war mit Edelsteinen verziert und trug auf der Spitze eine kleine Krone.

Haar und Bart

Die Haar- und Barttracht war in beiden Jahrhunderten so ziemlich dieselbe, nur dass im 15. der Vollbart bisweilen noch bis auf die Brust reichte, wie es besonders bei den Alten beliebt war (Taf. 60, 4 u. 5). Übrigens war das Haar von mittlerer Länge, so dass es bis zum Ohrzipfel reichte, und der Bart wurde gewöhnlich rund um das Kinn in mässiger Länge gehalten (Taf. 60, 1—3, 10—12; 74, 2—5). Selten lief er unten spitz zu (Taf. 74, 1).

Schuhe

Ebenso wie die Kopfbedeckung erinnerte auch die Fussbekleidung der Russen im 15. Jahrhundert noch an Asien und tat es auch grösstenteils noch im 16., obwohl sich hier bereits die europäischen Moden fühlbar machten. Sie trugen nämlich Stiefel, die bis zum Knie reichten und deren Spitze nach Art der heutigen türkischen Schuhe aufwärts gebogen war (Taf. 60, 1—6 u. 10—12; 74, 2—5). Es war dies aber nicht etwa der Schuhschnabel des 14. und 15. Jahrhunderts, wie wir ihn in Westeuropa kennen gelernt, sondern es war die tartarische krumme Schuhspitze, die wir im Orient noch jetzt vorherrschend

Stiefel

finden. So waren auch die Stiefel meistens aus buntem Leder (Taf. 60, 1—6; 74, 4 u. 5) und bei den Vornehmen gewöhnlich mit andersfarbigem Leder oder mit Stickereien verziert (Taf. 60, 4—6; 74, 2).

Oberkleid

Nur in dem Oberkleid, obgleich dasselbe ebenfalls morgenländischen Ursprungs war, fand sich einige Verwandtschaft mit dem der abendländischen Völker, nämlich

Kaftan

mit der Schaube. Der Russe trug seinen Kaftan, der statt Mantel diente, ziemlich von demselben Schnitt, wie der Deutsche oder Franzose die Schaube bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts trug, nämlich lang, weit, mit zurückfallendem Kragen und mit langen weiten oder aufgeschlitzten Ärmeln (Flügeln). Auch der Stoff war dort bei den Vornehmen meist Damast, bei den niederen Ständen Tuch (Taf. 60, 4—6; 74, 2), sowie der Pelzbesatz gleichfalls nicht fehlte (Taf. 60, 4 u. 5). Nur eins hatte der Kaftan gewöhnlich mehr: den Schnurbesatz an den Knopflöchern (Taf. 60, 4 u. 5), welchen die Schaube nicht kannte. Solcher Schnurbesatz war aber, wie die Stiefel, allen drei Völkern als besondere Tracht eigentümlich und ist es auch bis heute geblieben, mit der Ausnahme, dass die Schnüre bei den Russen seit vorigem Jahrhundert durch die anbefohlene Tracht fast ausser Gebrauch gekommen sind.

Schnurbesatz

Der Kaftan reichte bis auf die Knöchel. Unter demselben trugen die Vornehmen einen fast ebensolangen

Rock

Rock, vorn mit Knöpfen vom Gürtel bis zum Halse geschlossen, wobei wieder der Schnurbesatz eine Rolle spielte (Taf. 60, 5; 74, 2 u. 3), vom Gürtel abwärts offen. Die Ärmel waren eng, der Kragen klein (Taf. 60, 5; 74, 2 u. 3), und nur bei den unteren Ständen, wo dieser Rock den Kaftan ersetzte, gross und breit (Taf. 74, 1).

In Weigels Trachtenbuch findet sich ein russischer Krieger mit einem solchen Rock, der nur bis an die Kniee reicht und auch nur sehr kurze Ärmel hat (Taf. 74, 10). Wir können nicht umhin, obwohl wir die Figur aufgenommen haben, einige Zweifel an dem Schnitt dieses Rockes sowie an der Fussbekleidung auszusprechen, da wir in keiner anderen Quelle ein Analogon dafür finden konnten.

Unter dem Rock oder unter dem Kaftan, wenn dieser etwa an seiner Stelle diente, trug jeder Russe einen Leibrock, der vom Gürtel abwärts geschlossen und vom Hals bis zum Gürtel geschlitzt war, wie unser Hemd oder wie die Bluse, aber auch hier mit Knöpfen geschlossen werden konnte (Taf. 74, 1 u. 10). Er reichte bis mitten auf die Wade und wurde durch einen Gürtel um die Hüften anschliessend gehalten (Taf. 74, 1). Zuweilen wurde auch der darüberliegende Rock gegürtet (Taf. 74, 4 u. 5), nicht aber der Kaftan. Auch heute trägt der niedere Russe Leibrock (Kittel) und darüber den weiten langen Oberrock, den er vorn übereinander schlägt und gürtet; der Vornehme dagegen trägt noch den ungegürteten Kaftan oder Pelzrock darüber. An Stelle des Leibrocks tritt bei den niederen Ständen manchmal auch eine Jacke, Weste oder dergleichen.

Leibrock

Die Beinkleider, die noch heute ein wesentlicher Teil der Kleidung sind, waren es auch schon im 15. und 16. Jahrhundert. Auch damals schon wurden sie oben in die Stiefel gesteckt, so dass nur der Oberschenkel und das Knie von ihnen bedeckt war. Den Unterschenkel schützte der Stiefel. Selbst bei der Kriegsrüstung zog man den Stiefel über die Kettenhosen, wenn solche getragen wurden (Taf. 60, 11 u. 12), oder wenn nicht, schützte man den Unterschenkel auch wohl durch Metallschienen, die aussen um den Stiefel gelegt wurden und vom Knie bis zum Knöchel reichten (Taf. 60, 1 u. 2).

Beinkleider

Ihre Stammesverwandten, die Polen, von denen wir zugleich aus dem 17. Jahrhundert in Taf. 85 einige Figuren geben, stimmten darin mit ihnen überein, dass ihr Rock gleichfalls mit Schnüren besetzt war (Taf. 74, 11; 85, 11), aber er war häufig kürzer und reichte nur bis an die Kniee. Dieser kurze Schnürenrock gehört auch noch heute zur polnischen Nationaltracht. Doch blieben zugleich die langen Röcken, wenn auch weniger, immer im Gebrauch (Taf. 74, 9; 85, 12, 16 u. 18). Auch der darüber geworfene Pelzrock mit breit umfallendem Kragen war zuweilen lang (Taf. 85, 16), meistens aber ebenfalls kurz, indessen er bei den Russen immer lang war. Statt seiner trug man im 17. Jahrhundert oft einen eng um den Hals schliessenden Mantel von mittlerer Länge (Taf. 85, 9—12, 15). Beinkleider trugen auch die Polen, aber sie waren eng und darin den Rockärmeln ähnlich. Vom Knie abwärts schützte der Stiefel, doch hatte er nicht die asiatische aufwärts gebogene Spitze (Taf. 74, 9, 11 u. 12; 85, 9—12, 15—18). In der Fussbekleidung also wie in der Kopfbedeckung sprach sich der Unterschied gegen die östlichen Nachbarn ganz entschieden aus. Denn auch die letztere war bei den Polen eigentümlich. Sie war eine hohe Mütze ohne Schirm oder Krempe, rundum mit einem Pelzrand besetzt, an welchem, meist in einer Agraffe, eine Feder oder ein Federbusch stak (Taf. 74, 9 u. 11; 85, 9—12, 15, 16 u. 19).

Polen: Rock mit Schnüren

Mantel

Beinkleid

Stiefel

Mütze

Später wurde der hohe Kopf mit viereckigem Boden vorherrschend und noch heute ist diese Mütze, ebenfalls unten mit Pelz besetzt, die den Polen auszeichnende Nationaltracht und die Grundform der Tschapka bei den Ulanen.

Haar und Bart

Das Haar trugen die Polen kurz; der Bart war meistens bis auf den Schnurrbart abrasiert (Taf. 74, 9, 11 u. 12; 85, 9—12, 15—19).

Ungarn:

Die Ungarn waren unter den drei Völkern am meisten mit den Deutschen in Berührung gekommen, daher finden sich auch bei ihnen die frühesten und tiefsten Spuren dieses Einflusses. Derselbe ging, wie schon angedeutet wurde, nicht so weit, dass sie die einheimische Tracht aufgegeben oder die westliche angenommen hätten, aber doch weit genug, um kleine Änderungen der ersteren durch die letztere zu bewirken, so dass sich ein Produkt beider bildete. So finden wir die ungarischen Frauen im 15. Jahrhundert mit hohen spitzen Hauben aus Goldstoff, von deren Spitze der lange Schleier herabfällt und über den linken Arm getragen wird (Taf. 60, 9) oder mit runden anschliessenden Hauben, ähnlich denen in Deutschland (Taf. 60, 8); unter beiden wird das Haar völlig verborgen gehalten, gerade so, wie die französische Isabeau es vorschrieb. Dementsprechend finden wir bei den Männern lange wallende Locken bis auf die Schultern (Taf. 60, 7) und nicht selten eine kurze Jacke mit eingesetztem Bruststück aus Goldstoff oder mit Stickereien, dazu knapp anliegende Beinkleider. Nur die Fussbekleidung behaupteten selbst diese Stutzer nach einheimischer Art: sie trugen Stiefel, wenn auch nur halbhoch, und ebenso blieb der Mantel lang und weit und wurde nicht mit dem luftigen Mäntelchen der westlichen Mode vertauscht (Taf. 60, 7). Die Frauen trugen den Mantel ebenfalls nach der Landessitte, halblang, etwa bis zum Knie und vorn auf der Brust durch Spange oder Kette gehalten. Der Saum war rundum reich mit Gold bestickt und der Mantel selbst aus Samt oder Seide (Taf. 60, 8 u. 9). Ebenso waren die Kleider der Vornehmen kostbar und, ganz wie bei den westlichen Völkern nach Beseitigung der Schleppe, unten mit breitem Pelzstreifen besetzt. Der Gürtel lag über den Hüften, doch nicht zu hoch und nicht zu tief. Der Ausschnitt war selbst im 15. Jahrhundert immer mässig und anständig, so dass die Sitte nicht beleidigt wurde. So konnte die Mode weder bei den Frauen, noch bei den Männern zu unbedingter Herrschaft gelangen, auch nicht im 16. Jahrhundert. Denn auch jetzt, wo im Westen die Schlitze, das Barett und die Entenschnäbel und später die spanische Halskrause, der Gänsebauch und das Mäntelchen herrschten, blieb man in Ungarn doch der alten Sitte in den Hauptstücken treu.

Denn noch immer war die hohe runde Pelzmütze mit stolzem Federbusch und herabhängendem Beutel die höchste Zierde des Kopfes (Taf. 74, 15) und ging sogar mit Stephan Bathory als anerkannte Tracht nach Polen hinüber (Taf. 74, 11), wenn auch einzelne Fürsten und Edle dem Barett zu Liebe diese hohe Mütze so niedrig als möglich trugen, um jenem ähnlich zu werden (Taf. 74, 7 u. 8). Sie schlitzten auch den Rand und zierten sie mit Straussenfedern, doch wurde sie kein Barett, sondern blieb immer trotz aller Verwandlungen eine ungarische Mütze (Taf. 74, 14).

Haar und Bart

Das Haar trugen die Ungarn im 16. Jahrhundert nur halblang wie die Deutschen (Taf. 74, 7) oder ganz kurz (Taf. 74, 8, 14 u. 15), den Bart dagegen voll, besonders den Schnurrbart lang und in eine Spitze auslaufend (Taf. 74, 6, 7 u. 13—16).

Oberkleid

Immer blieb der Schnürenrock als Oberkleid vorherrschend, mochte er nun auch bis zum Knie reichen oder noch länger oder kürzer sein (Taf. 74, 15). Unter demselben trug man einen ziemlich engen Rock, der an den Rock
Seiten von unten auf lange Schlitze hatte und vom Gürtel bis zum Halse vorn in der Mitte der Brust durch Knöpfe geschlossen war. Seine Ärmel waren häufig von der Achsel an geschlitzt, so dass sie ganz zurückfielen (Taf. 74, 7 u. 14) und das darunter befindliche Leibgewand sichtbar Leibrock
werden liessen, das ebenso eng, aber kürzer war und ganz eng anschliessende lange Ärmel hatte. Der Gürtel, der aus einem farbigen, mehrmals um den Leib gewickelten Schal bestand, hielt den Rock fest an den Hüften (Taf. 74, 7 u. 14). Die Beinkleider waren und blieben anliegend, Hosen und Stiefeln
und staken, wie auch noch heute, in den Stiefeln, die meist bis über die Kniee (Taf. 74, 13—16), seltener bis zur halben Höhe des Knies, hinaufreichten (Taf. 74, 14).

## 2. Kriegstracht.

Auch hier findet sich bei allen drei Völkern manches Gemeinsame, wie die sensenartigen Hiebwaffen, der Bogen und der krumme Säbel. Auch der Streitkolben könnte noch genannt werden.

Russen: Helm

Unter den Schutzwaffen der Russen erinnert der schöne, oben zugespitzte Helm mit Ohren- und Nackenschild samt einem Schutzbügel für die Nase an die heutigen und einstigen Bewohner des Kaukasus (Taf. 60, 1—3). Er bestand aus Eisen und war häufig, wie das Panzerhemd aus Eisenringen, mit zierlicher Arbeit aus gelbem Metall verziert (Taf. 60, 1, 11 u. 12). Das Panzerhemd hatte Panzerhemd
meist Ärmel bis zum Ellenbogen (Taf. 60, 1, 2, 11 u. 12), zuweilen auch statt derselben einen Goller aus Eisenringen (Taf. 60, 3). Der Unterarm war durch Eisenschienen Schienen
gegen aussen gesichert (Taf. 60, 1, 3 u. 12). Das Panzerhemd reicht bis mitten auf den Oberschenkel, indessen der darunter liegende Waffenrock fast bis zum Knie hinabhing. Die Unterschenkel waren durch Stiefel oder auch noch durch darangelegte Schienen geschützt (Taf. 60, 1—3), wenn nicht Kettenhosen in die Stiefeln hinabgingen (Taf. 60, 11 u. 12).

Truppen aus Süden

Die aus den südlichen Gegenden des Reiches hervorgehenden Truppen, die Horden des schwarzen Meeres, des Don und Dniepr, führten keine Eisenrüstung, sondern nur lederne Jacken von der Form der Kettenhemden, ebenso lang und mit weiten kurzen Ärmeln wie diese (Taf. 60, 10).

Ihr Helm oder ihre Haube war oben zugespitzt und glich etwas den Eisenhelmen durch die Ohren- und Nackenschilder und den Nasenbügel. Sie trugen weite Beinkleider und Stiefeln wie die anderen. Sie bildeten mit Bogen und Pfeil bewaffnet die leichten Truppen und führten übrigens den krummen Säbel wie die anderen.

Aus Westen

Ganz eigentümlich war die Kopfbedeckung der Krieger, die aus den mittleren westlichen Teilen des Reiches stammten. Es war dieses eine Mütze aus Kettengeflecht, die wie ein Topf mit etwas breiterem Boden auf den Kopf gestülpt war. Auch sie hatte Ohren- und Nackenschirm (Taf. 60, 11 u. 12) und war zuweilen bei den Vornehmen oben auf dem stark unterlegten Boden mit kostbaren Steinen, Goldrändern und dergleichen verziert. Ihr unterer Rand ging mitten über die Nase, so dass die Augen durch das Eisengeflecht lugen mussten, freilich auch von demselben Schutz empfingen.

Schild

Die Schilde waren zwar noch im Gebrauch, aber eben im Absterben durch die neu auftauchenden Feuerwaffen, die im 16. Jahrhundert bereits ihren Weg bis zum fernen Osten gefunden hatten (Taf. 74, 4 u. 5).

Bogen

Unter den Angriffswaffen stand der Bogen obenan. Er war in allen Gegenden des Reiches bei allen Stämmen im Gebrauch (Taf. 60, 3 u. 10; 74, 10). Neben ihm am

Sense

meisten in Ansehen stand die weitreichende Sense, eine an langem Stiele befestigte sensenartige Klinge von 60 bis 90 cm Länge (Taf. 60, 12; 74, 5), die wegen ihrer grossen Schärfe eine entsetzliche Waffe war. Da die Schneide an der konvexen Seite lag, so kann man diese Waffe auch ebensogut Streitaxt oder wegen des langen Stieles Hellebarde nennen. Wir wählten, da die wirkliche Sense heute noch die Hauptwaffe der Polen ist, diesen Namen, da es jenen Völkern wohl vorzugsweise darauf ankam und ankommt, eine lange schneidende oder hauende Klinge an langem Stiele zu führen. Hierin stimmen jene früheren

Säbel

Waffen mit der Sense überein. Der Säbel war krumm, nach vorn breiter und dann plötzlich zugespitzt nach Art der Türkensäbel. Er wurde in lederner, metallbeschlagener Scheide getragen. Der Griff hatte eine einfache Parier-

Streitkolben

stange (Taf. 60, 1—3, 10—12). Der Streitkolben wurde gewöhnlich nur von den Anführern gebraucht und bestand meistens aus sechs oder mehreren Metallplatten, die wie Flügel eines Rades an dem Stiel befestigt waren (Taf. 60, 1).

Polen:

Auch bei den Polen finden wir unter den Schutz-

Panzer

waffen Panzer, aber nicht immer aus Kettengeflecht, sondern häufig aus Schuppen (Taf. 74, 12; 85, 18), wozu eben solche Beinkleider gehörten. Doch waren bei ihren Stammverwandten und Nachbarn, den Böhmen, die Kettenhemden und Kettenhosen beliebter (Taf. 60, 13). Auch

Helm

der Helm der Polen bestand samt den Armschienen aus Schuppen, die auf eine feste Unterlage genietet waren. Die Brustpanzer hatten zuweilen einen Schurz von den Hüften bis halb zum Knie, der aus Leder oder Zeug bestand (Taf. 74, 12), oder reichten auch mit einem kurzen Panzerschoss noch breit über die Hüften hinaus (Taf. 74, 9). Den Hals und die obere Brust schützte ähnlich wie bei den Russen oft ein Eisengoller aus Schilden (Taf. 74, 12) oder wie bei den Böhmen (Taf. 60, 13) ein solcher aus Kettengeflecht, der gleich an der Haube festsass. Die Unterschenkel waren auch gepanzert, zuweilen mit Schienen,

Schiene

zuweilen auch mit Strümpfen aus Kettengeflecht wie bei den Böhmen (Taf. 60, 13), oder aus Schuppenreihen, die mit schmalen Eisenbändern abwechselten (Taf. 74, 12). Oft waren sie auch bloss mit Lederstiefeln bedeckt (Taf. 85, 18).

Unter den Angriffswaffen müssen wir auch hier die Sense in erster Reihe nennen; sie war auch bei den

Sense

Böhmen gebräuchlich (Taf. 60, 13). Neben ihr zunächst die Lanze und der Säbel (Taf. 74, 9), der auch dann und

Lanze

wann gerade ist wie bei den Deutschen (Taf. 74, 12), und

Säbel

für die Anführer noch der Streitkolben, der bald, wie wir

Streitkolben

bei den Russen beschrieben, mit einzelnen Flügeln besetzt ist (Taf. 74, 12; 85, 18), bald auch eine mit Zacken oder Knöpfen besetzte Kugel bildet (Taf. 74, 9). Bogen und Pfeil war ebenfalls sehr gebräuchlich.

Die Ungarn kannten zwar die volle Eisenrüstung

Ungarn

recht gut, scheinen sich derselben aber seltener als die Deutschen bedient zu haben. Ihre Kampfart war von jeher die der leichten Reiter und ist es auch noch heute. Sie sind die besten Husaren, wie sie die ersten waren.

Husaren

Diese Truppengattung stammt von dort. Demgemäss finden wir auch aus dem 15. und 16. Jahrhundert ihre Krieger meistens ohne besonders schwere Schutzwaffen und selbst ihre Schwergepanzerten gewöhnlich ohne Schienen am Unter-

Ohne Beinschienen

schenkel, als wollten sie der Rosse wegen sich dieses Glied beweglicher erhalten als es im Eisen möglich wäre. Nur der Oberschenkel ist dann gepanzert und zwar gewöhnlich mit Schuppen (Taf. 74, 16); vom Knie abwärts deckt nur der Stiefel das Bein (Taf. 74, 13 u. 16). Doch ist dies nur der zumeist vorkommende Fall; es gibt auch andere, wo der Unterschenkel beschient ist (Taf. 74, 6). Aus Schuppen bestehen auch oft ihre Armhüllen (Taf. 74, 16) und ihre Brustpanzer aus schmalen Reifen (Taf. 74, 13 u.

Panzer

16). Es gibt aber auch solche aus einem Stück wie man sie in Deutschland trug (Taf. 74, 6). — Der Helm, der

Helm

sonst nichts Eigentümliches zeigt, hat mit dem der Russen und Polen den Nasenbügel gemein (Taf. 74, 6 u. 16).

Wie bei den Polen Lanze und Sense, so war bei den Ungarn der Bogen die Hauptwaffe. Mit grosser Gewandt-

Bogen

heit schossen sie ihre Pfeile im wildesten Jagen der Pferde ab und trafen ihr Ziel. Daher behielten sie diese Waffe auch noch lange Zeit nach Erfindung der Feuerwaffen (Taf. 74, 14). Neben ihm war der krumme Säbel (Taf. 74,

Säbel

6, 7 u. 14) am wichtigsten. Auch bei ihnen finden wir den Streitkolben gebräuchlich; er hat auch hier bald die

Streitkolben

zackigen Flügel (Taf. 74, 6 u. 7), bald ist er eine Kugel (Taf. 74, 13). Auch die Streitaxt findet sich öfter (Taf. 74, 16).

Von den Gerätschaften dieser drei Völker aus jenen

Geräte

Jahrhunderten bemerken wir, dass nach und nach die einheimischen gegen die ihrer westlichen Nachbarn vertauscht oder häufiger nach denselben mehr oder weniger umgewandelt wurden. Dieser Prozess ging aber gerade so langsam vonstatten, wie sich ihr übriges Leben dem der

Westeuropäer annäherte. Die Ungarn waren dabei immer im Vorsprung; die Russen, wie sie am fernsten wohnten, auch stets im Nachtrab.

Wir wenden uns nun von ihnen noch etwas weiter nach dem Orient zu ihren gemeinsamen Nachbarn und deren weit im Westen wohnenden Glaubensverwandten.

# III. Die Türken und Mauren

## im 16. Jahrhundert.

(Tafel 76. Quellen: Owen Jones, Jost Amman, Wagners Trachtenbuch.)

Wie wir im X. Abschnitt des Mittelalters die Mauren mit den Spaniern zusammen betrachteten, weil sie deren Nachbarn waren und als Bewohner ein und derselben Halbinsel in steter Beziehung zu ihnen blieben, so haben wir in Taf. 76 die Mauren mit den Türken zusammengestellt, nicht nur, weil sie Glaubensgenossen waren und beide unter dem Koran lebten, sondern besonders darum, weil durch diese Glaubensgemeinschaft und durch den Gehorsam beider gegen dasselbe religiöse Gesetz in ihrer Sitte und Lebensweise und so auch in der Tracht manches übereinstimmend geworden ist, was ursprünglich gewiss verschieden war. Denn wir wollen nicht ausser acht lassen, dass sie in Sprache und Abstammung gar nichts miteinander gemein haben. Die Türken sind Asiaten vom Aral-See, die Mauren Afrikaner vom Atlas. Aber da sie beide durch die Araber (die Mauren 709, die Türken 830) unterworfen und zum Koran bekehrt, auch beide von ihren Bekehrern eine Zeitlang regiert wurden, so lässt es sich begreifen, dass sie von denselben manches annahmen und sich auf diese Weise am Atlas und am Oxus gleiche Gebräuche einführten, die auch manche Übereinstimmung in der Tracht nach sich zogen. Doch waren und blieben es trotz alledem zwei sehr verschiedene Völker und wir werden sie daher auch gesondert betrachten.

## 1. Die Mauren.

Was wir schon in dem erwähnten früheren Abschnitt (S. 200 f.) von den spanischen Mauren des 14. und 15. Jahrhunderts gesagt haben, könnten wir hier von denen des 16. Jahrhunderts in vielen Stücken wiederholen; wir beschränken uns also darauf, das hervorzuheben, was etwa unterscheidend genannt werden könnte.

Als Kopfbedeckung trugen Männer und Frauen
Fes den Tarbusch, die rote türkische Mütze (Taf. 76, 1, 7 u. 9), bisweilen mit weisser Untermütze, wie das noch heute üblich ist (Taf. 76, 1). Um denselben legte man in künst-
Turban lichen Verschlingungen einen langen weissen Schal, der bisweilen auch noch Kinn und Nacken verhüllte (Taf. 76, 2—4, 7 u. 9). Oder es wurde ein Tuch glatt über die Mütze gelegt und dann um Kinn, Schultern und Brust gezogen wie die heutige Coffia (Taf. 76, 8). Oder es be- Coffia
deckte auch nur den Kopf, der durch den Schleier oder einen Schal schon verhüllt war, und hing dann, durch eine Schnur oben festgehalten, im Nacken herab (Taf. 76, 6).

Die Kapuze, am Mantel festsitzend, war auch jetzt Kapuze
und ist bis heute eine beliebte Kopfbedeckung bei stürmischem Wetter und dergleichen (Taf. 76, 4). Sie wurde noch über den Turban gezogen, wie auch Könige die Krone auf demselben trugen (Taf. 76, 3).

Der Mantel war sehr weit und ziemlich lang, so dass Mantel
er bis unter das Knie reichte (Taf. 76, 9). Er bestand bei den Vornehmen aus feinem Tuch, bei dem Volke aus einer Art Fries von grauer oder hellbrauner Färbung (Taf. 76, 2, 4 u. 9). Könige trugen ihn in leuchtenden Farben (Taf. 76, 3). Die Frauen bedienten sich statt des Mantels eines grossen weiten Überwurfs, der, über den Kopf gelegt, alles bis auf das Gesicht verhüllte und doch noch bis zu den Knieen reichte (Taf. 76, 1 u. 6).

Unter dem Mantel trug man ein oder zwei Kleider. Kleid der Männer
War nur eins im Gebrauch, so hatte dasselbe weite lange Ärmel und reichte bis fast auf die Knöchel. Mittels eines um den Leib geschlungenen Schals liess es sich bei der Reise oder dergleichen gürten und dadurch kürzer machen (Taf. 76, 3). Wurde noch ein zweites Kleid getragen, so war dieses ebensolang und weit wie das erste, über dem es lag, hatte aber kurze Ärmel. Dieses wurde zuweilen statt des Mantels getragen.

Ausserdem war es Sitte, einen Leibrock (Hemd) Hemd
mit engen langen Armeln zu tragen, der aber bei den Männern kaum bis ans Knie reichte (Taf. 76, 3 u. 9) und auch nicht so weit war als die übrigen Kleider. Bei den niederen Ständen mochte wohl der Leibrock, die Beinkleider und der Mantel oder das Oberkleid die ganze Bekleidung ausmachen. Kinder begnügten sich mit dem Leibrock (Hemd) ganz allein (Taf. 76, 5), und er hatte bei ihnen wie bei den Frauen kurze Ärmel, ganz wie dies heute von unseren Hemden gilt.

Beinkleider waren bei beiden Geschlechtern in Beinkleider
Gebrauch (Taf. 76, 1—3). Sie waren oben weit, nach unten enger und wurden um die Knöchel festgebunden oder in den Schuh gesteckt. Sie waren öfter farbig als weiss und bestanden aus leichtem Baumwollenzeug, bei den Vornehmen auch wohl aus Leinwand oder Seide.

Die Frauen trugen über dem Hemd und den Bein- Frauenkleid
kleidern ein Kleid mit kurzen weiten Ärmeln oder ohne solche. Es reichte bis auf die Knöchel und wurde gegürtet (Taf. 76, 6—8), konnte also dadurch auch gekürzt werden (Taf. 76, 1), ebenso das etwa noch darüberliegende Oberkleid. Brust und Hals war ausserdem (Taf. 76, 1 u. 6) durch den Kopfbehang (Mantilla) oder einen Schal Mantilla
bedeckt, den sie an dessen Stelle benutzten (Taf. 76, 7).

Als Fussbekleidung dienten den Vornehmen Schuhe, Schuhe
die bis zum Knöchel reichten und, einen kleinen Schlitz am oberen Rande ausgenommen, sich dem Fusse vollständig anschlossen (Taf. 76, 1—3). Die geringeren Stände be-

Sandalen dienten sich häufig der Sandalen (Taf. 76, 5, 6 u. 8) oder gingen auch wohl ganz barfuss (Taf. 76, 7).

Übrigens gilt von den Mauren des 16. Jahrhunderts alles das, was wir von denen des 14. und 15 gesagt, insoweit es nicht dem eben Angeführten widerspricht. Was hier etwa unvollständig erscheint, möge man von dort ergänzen, da wir es nicht wiederholen wollten.

## 2. Die Türken.

Wir treten hier vor jene asiatischen Horden hin, die aus den Steppen des Aralsees nach Westasien und von da nach Europa vorgedrungen waren, die Herrschaft der byzantinischen Kaiser gestürzt und als Erben deren Hinterlassenschaft angetreten hatten. Sie setzten sich am goldenen Horn fest und genossen in vollen Zügen die Herrlichkeit des eroberten Reichs.

In der Tracht behielten sie ihre früheren Formen bei, bedienten sich aber mit Freuden der kostbareren Stoffe, die ihnen nun zu Gebote standen, wie sie dies auch schon in Kleinasien nach Möglichkeit getan hatten. So finden wir denn hier auf europäischem Boden ganz unverfälschte asiatische Trachten.

In der Kopfbedeckung, um gleich beim Haupte zu beginnen, spricht sich dies schon deutlich aus. Die Mütze meisten Mützen sind hoch und kegelförmig, und es scheint fast, als habe die Wichtigkeit des Amtes ihren Ausdruck auch in der Höhe der Mütze finden sollen. Denn von Turban ungeheurer Grösse ist der Turban des Sultans, der aus einer 45 cm hohen spitzen Mütze und einem Wulst besteht, der 30 cm hoch und 45 cm breit ist. Der Turban ist weiss, die Mütze rot, der Federbusch auf ihrer Spitze schwarz (Taf. 76, 16). Ähnlich, wenn auch kleiner, waren die Turbane der Paschas, Offiziere und Soldaten, wenn dieselben sich nicht etwa, wie einzelne Abteilungen, durch besondere Kopfbedeckungen auszeichneten. Diese waren einesteils Zeichen des Amtes, andererseits Zeichen der Horde oder des türkischen Stammes, dem der einzelne angehörte. Das Janitscharen-Museum zu Konstantinopel zeigt, dass gewisse Stämme oder Abteilungen stets eine besondere Tracht beibehielten, wenn ich den Wächter desselben (der selbst ein aus dem allgemeinen Blutbad geretteter Janitschar war, wie das eingeätzte Zeichen auf seinem Arme bewies) richtig verstanden habe.

Die höheren Beamten trugen oft keinen Turban, sondern statt desselben um die hohe Mütze ein breites Goldband gelegt. Jene war bald spitz (Taf. 76, 10), bald abgestumpft (Taf. 76, 11), bald auch mit herabhängendem Federbusch Beutel versehen (Taf. 76, 12). Ein Federbusch auf der Spitze, bald schwarz, bald weiss und ebenso nach den Federn, aus denen er bestand, verschieden, hatte gleichfalls seine bestimmte Bedeutung, so gut wie die Farbe der Mütze. Auch die Leibwache war in besondere Uniform Janitscharen gekleidet und besonders bewaffnet. So trugen die Janitscharen eine hohe stumpfe Mütze mit niederhängender Klappe oder Beutel und einen Federbusch über der Stirn (Taf. 76, 15). Die Mütze hatte, wie die der Trabanten Trabanten (Taf. 76, 14), keinen Turban, sondern nur einen breiten Goldstreifen am unteren Rand.

Die Frauen trugen ein Fes, das je nach dem Stande Frauenfes geschmückt war. Die Vornehmsten zierten es mit Gold und Perlen (Taf. 76, 18) und banden auch wohl einen kostbaren Schal als Turban darum (Taf. 76, 13). Seine Farbe war damals noch keine bestimmte, daher konnte das Fes auch aus Goldstoff bestehen. Bei der Sultanin war Sultanin die Krone nach Art einer kegelförmigen Mütze gestaltet, um welche unten der Reif mit seinen Zacken und Verzierungen lag (Taf. 76, 17). Unter demselben quoll der kostbare doppelte Seidenschleier hervor und flatterte in reichen Falten den Rücken hinab. — Geringere Frauen begnügten sich mit einer einfachen Mütze aus Filztuch, wie solches von den Tartaren seit den ältesten Zeiten verfertigt wurde.

Das Haar schoren die Männer bis auf einen kleinen Haar Büschel am Scheitel völlig ab (Taf. 76, 10—12, 14—16); die Frauen trugen es lang und frei flatternd (Taf. 76, 13, 17 u. 18). Der Bart genoss grosser Pflege und wurde fast Bart immer als Vollbart in mittlerer Länge rund um das Kinn gehalten.

Die Kleider waren nach Stoff und Zahl je nach den Ständen verschieden, der Form nach ziemlich gleich. Als Oberkleid trug der Mann einen langen weiten Rock mit Kaftan kurzen weiten Ärmeln, die kaum den Ellenbogen erreichten, zuweilen aber noch mit langen Flügeln bis zur Erde bedacht waren (Taf. 76, 11, 14—16). Er wurde mittels eines Schals über den Hüften gegürtet. Die Vor- Gürtel nehmsten legten bisweilen noch über diesen Kaftan einen zweiten an, der dann aus noch köstlicheren Stoffen bestand als der erste; so war der des Sultans aus Golddamast und mit Hermelin gefüttert (Taf. 76, 16), indessen der innere aus Samt mit Silber bestand. Dann fielen auch die Flügel der Ärmel dem äusseren zu, und der innere hatte nur kurze weite Ärmel. Der Gürtel blieb aber bei diesem; der äusserste war ungegürtet.

Unter dem Oberkleid trug man den Rock, der bald Rock lang bis auf die Füsse (Taf. 76, 10 u. 16), bald auch nur kurz bis zum Knie reichte (Taf. 76, 14). Letzteres war für die Truppen das bequemere und sie hoben auch das lange Überkleid vorn an den Zipfeln auf und zogen diese unter dem Gürtel durch, so dass der Schritt nicht weiter gehindert wurde (Taf. 76, 14 u. 15). Der Rock hatte lange, vorn anschliessende Ärmel, die nach oben hin etwas weiter wurden, doch ohne lästig zu werden (Taf. 76, 11 u. 14—16). Er bestand bei den geringeren Ständen aus Tuch, bei den höheren aus Seide oder Samt. Auch Goldstoff wurde dazu verwendet (Taf. 76, 10). Einen Kragen scheint er nie gehabt zu haben; auch das Überkleid hatte keinen (Taf. 76, 16) oder nur einen kleinen Kragen (Taf. 76, 10, 14 u. 15).

Die Beinkleider waren trotz der langen Röcke bei Beinkleide beiden Geschlechtern im Gebrauch und reichten unten bis in die Schuhe oder Stiefeln, die man darüberzog (Taf. 76, Schuhe 11, 14 u. 15).

Röcke mit Schnüren

Auch bei den Türken, wie bei ihren Nachbarn, den Ungarn und Polen, waren die Schnüre auf dem Rock sehr gebräuchlich und ebensowohl bei den Frauen (Taf. 76, 13, 17 u. 18) als bei den Männern.

Frauen: Kleid

Die ersteren trugen ein Unterkleid, das dem Anschein nach vorn völlig geschlossen war und bei den niederen Ständen aus Baumwolle, bei den höheren aus Seide bestand. Es hatte enge lange Ärmel bis zum Handgelenk (Taf. 76, 13, 17 u. 18) und reichte bis auf die Knöchel. Über demselben lag ein ebenso langes Oberkleid mit weiten Ärmeln, das vorn offen war und meist aus gemustertem Zeug bestand, in dessen Färbung horizontale Parallelstreifen vorherrschten. Hierbei liessen es die geringeren Stände bewenden, indem sie das letzte Kleid mit einem bunten Schal gürteten. Vornehme begnügten sich damit nicht, sondern legten nicht selten noch ein ebensolches zweites Kleid von schöner Farbe an, das gleichfalls aus Seide bestand und dem vorigen im Schnitt gleich war, nur dass dann eins von beiden gar keine Ärmel hatte. Über die ganze Kleidung wurde von den höchsten Frauen nicht selten noch eine lange Jacke angelegt, deren Schösse bis mitten zwischen Hüfte und Knie reichten; sie wurde aus den kostbarsten Stoffen verfertigt, hatte meist ganz kurze weite Ärmel (Taf. 76, 13), bisweilen mit Flügeln (Taf. 76, 17); seltener reichte sie tiefer und hatte längere Ärmel (Taf. 76, 18). Im oberen Teil lag sie dicht anschliessend am Körper und hatte Schnüre auf der Brust und an den Ärmeln; ein Schal gürtete sie.

Oberkleid

Zwei Oberkleider

Jacke

Schmuck

Um den Hals trugen die Frauen, je nach ihrem Stande, goldene Ketten, Perlenreihen und auf der Brust Schmuck aus Gold und Edelsteinen (Taf. 76, 17 u. 18). An den Hand- und Fussgelenken lagen Bänder aus Gold oder Perlen, und auch an den Kleidern wurde als Besatz das edle Metall oder sonstiger Schmuck nicht gespart.

Schuhe

Die Fussbedeckung der Frauen bestand in Schuhen aus gelbem oder rotem weichen Leder, wie es jene Völkerschaften der Steppe seit undenklichen Zeiten zu bereiten verstehen. Die Schuhspitze war etwas aufwärts gekrümmt, wie noch heute (Taf. 76, 17). Die Schuhe reichten höchstens bis an die Knöchel hinauf. Die Männer trugen ebenfalls Schuhe (Taf. 76, 14—16) ganz ähnlicher Art, bisweilen auch Stiefeln (Taf. 76, 11).

Waffen Gewehr

Unter die Waffen der Türken war im 16. Jahrhundert auch schon das Feuergewehr aufgenommen (Taf. 76, 15), freilich in derselben Ausbildung, die es bis dahin in Westeuropa erreicht hatte, d. h. mit dem Luntenschloss.

Bogen

Neben demselben blieben aber Bogen und Pfeil noch lange in Ansehen (Taf. 76, 14) und mehrere ihrer Horden zeichneten sich in deren Handhabung aus, so dass sie der Schrecken der Nachbarn waren. Auch in Deutschland war der türkische Name lange Zeit und gerade im 16. Jahrhundert von sehr unbehaglichem Klang. Wurde doch Wien zweimal von türkischen Heeren belagert und umschlossen! Die allgemeinste Waffe war und blieb der

Säbel

Säbel. Krumm, von schwerer Klinge, die nach der Spitze hin breiter wurde, hatte er, wenn er einmal im Schwunge war, eine gewaltige Wucht. Das Heft war nur mit einer einfachen geraden Parierstange versehen (Taf. 76, 11).

---

Veränderungen der Neuzeit

Im wesentlichen ist die türkische Tracht unverändert geblieben, denn wenn auch seit 1826 durch Mahmud II. die Janitscharen vernichtet und die Truppen allmählich mehr und mehr europäisiert wurden, so dass sie jetzt Rock und Beinkleider tragen wie die Deutschen, und wenn auch der Turban für sie beseitigt und mit dem blossen Fes vertauscht ist, so trägt doch ausser dem Hof und dem Militär niemand die europäische Tracht, sondern der Türke geht nach wie vor im Turban, in den weiten faltigen Hosen, in roten ledernen Pantoffeln, in einer Weste und Jacke oder einem kurzen Rock mit unzähligen Knöpfen, um die Hüfte den breiten Schal, und beim Ausgehen trägt er über dem allen noch gern den langen Kaftan.

Die europäische Tracht hat also noch keine Handbreit Boden gewonnen ausser den Palästen des Hofes und den Kasernen. Das Fes hat noch den meisten Erfolg errungen, aber die Zahl der Turbane ist doch bei weitem grösser. Trachten lassen sich einmal, auch Russland nicht ausgenommen, nicht kommandieren, weder im Orient, noch im Okzident.

# IV. Die Mexikaner

## im 16. Jahrhundert.

(Tafel 75. Quellen: Clavigero, Chaterwood, Ferrario, Guhls Denkmäler, Museen zu Berlin und Paris.)

Wir haben dieses Volk als das wichtigste der von den Spaniern bei ihrer Eroberung Amerikas vorgefundenen Kulturvölker einer besonderen Tafel wert gehalten, weil in ihnen der westliche Kontinent zur Zeit des 16. Jahrhunderts sich am besten und vollendetsten darstellt. Zwar ist heute von ihrer damaligen Tracht wenig mehr übrig, obgleich der Zeitraum, der uns von ihnen trennt, nur drei Jahrhunderte misst; doch ist die Tracht der Indianer Nordamerikas auch heute noch jener ähnlich. Die Mexikaner sind aber von den einheimischen Völkern dasjenige, welches immer am meisten die Teilnahme Europas erregt hat, und auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufs neue in Anspruch nahm. Von einem „Kostüm“ kann bei ihnen in jener Zeit trotz der mangelhaften Bekleidung (ähnlich wie im alten Ägypten) wohl insoweit die Rede sein, als gewisse Stände sich einer bestimmten Tracht bedienten, und in allen Klassen der Gesellschaft gewisse Regeln in der Bekleidung befolgt zu sein scheinen. Wollte man jenen Ausdruck nur erst bei einer gewissen Zahl von Kleidern anwenden, so möchte er freilich für die Mexikaner vielleicht nicht passend gefunden werden, da im ganzen der Körper mehr unbedeckt als verhüllt war.

Obwohl die Figuren der Tafel mit der grössten Gewissenhaftigkeit nach zuverlässigen Quellen gearbeitet sind,

die in den obigen Werken genannt wurden, und obgleich alle Hilfsmittel benutzt wurden, welche in dem ethnographischen Kabinett des Berliner Museums, sowie in den Originalskulpturen, die letzteres enthält, gegeben waren, so kann die Tafel dennoch nur als ein Versuch betrachtet werden, dieses tote Kostüm zu beleben und künstlerisch brauchbar zu machen. Die Schwierigkeiten, welche schon z. B. das ägyptische Kostüm der Bearbeitung und einer richtigen verständlichen Zeichnung bot, raten hier teilweise in noch stärkerem Grade auf, da die Darstellungen der Mexikaner mit denen der Ägypter keinen Vergleich aushalten. Nur die schon oben erwähnte Verwandtschaft der alten mexikanischen Tracht mit der heutigen mancher Indianerstämme Amerikas liess hier und dort Licht in das rätselhafte Dunkel fallen.

---

Stoffe der Kleidung

Die Kleidung der Mexikaner bestand zum Teil aus Naturprodukten, z. B. der Kopfputz aus Federn, zum Teil aus Erzeugnissen des Kunstfleisses, wie Gewebe und Flechtwerk. Die Stoffe, deren sie sich bedienten, waren Leder, Baumwolle und Federn. Wolle scheinen sie nicht gehabt zu haben, wohl darum, weil keine der verschiedenen Arten des Lama auf dem mexikanischen Hochlande fortkommt. Dagegen wird ausdrücklich der peruanischen Wollweberei aus jener Zeit oftmals mit Ruhm erwähnt und es werden die verschiedenen Zeuge gepriesen, die aus der Wolle, z. B. der Vicunna, gefertigt wurden.

Farbensinn der Indianer

Die Farben waren mit feinem Gefühl, wie wir es noch heute bei den amerikanischen Ureinwohnern bewundern und wie es die verschiedenen Welt-Ausstellungen an deren Arbeiten auf das schlagendste dargelegt haben, zusammengestellt. Es sind immer, wie das bei den Ägyptern ähnlich der Fall war, reine Farben, ungetrübt und ungemischt und dabei von solcher Echtheit und Dauer, dass weder Wasser noch Luft sie verändert und verdirbt.

Kopfputz

Von einer Kopfbedeckung der Mexikaner kann eigentlich kaum die Rede sein, sondern wohl nur von einem Kopfputz. Dieser bestand aus Federn. Zumeist war der Haarschopf, der auf der Mitte des Scheitels zusammengefasst war, durch eine oder mehrere Federn geschmückt (Taf. 75, 4, 8 u. 11). Anführer oder Häuptlinge und sonst Vornehme trugen auch wohl einen Federkranz (Taf. 75, 5, 9, 13 u. 16). Auch wenn der Kopf durch eine Mütze, die wahrscheinlich aus Leder bestand (Taf. 75, 7 u. 13—15) oder durch einen Tierkopf (Pantherkopf) bedeckt war (Taf. 75, 6), so wurden oben auf dieser Kopfbedeckung doch noch gern Federn angebracht, entweder als Busch oder Kranz oder als beides (Taf. 75, 6, 7, 12, 14 u. 15). Eine besondere Auszeichnung waren, wie noch heute bei den Indianern, ein Paar ganze Flügel eines Adlers, Geiers oder dergleichen, die auf dem Kopfe emporstanden (Taf. 75, 12). Was die europäischen Völker von den Griechen und Römern bis auf die gepanzerten Ritter Deutschlands und Frankreichs als kriegerischen Kopfputz, teils in Nachbildungen von Erz, teils in Natur wie die Helmfedern, anlegten, das finden wir also auch hier bei den Bewohnern der Neuen Welt, ohne dass einer vom anderen etwas gewusst hätte.

Ähnliches gilt von dem Goldschmuck, auf den wir später noch in seiner Gesamtheit für alle Körperteile kommen werden.

Fussbekleidung

Die Fussbekleidung scheint zwar Regel gewesen zu sein, doch mag es davon, besonders in dem niederen Volke, reichliche Ausnahmen gegeben haben. Denn wir müssen hier bemerken, dass das mexikanische Volk, wie es die Spanier vorfanden, keineswegs einem einzigen Stamme entsprossen war, sondern aus sehr vielen Völkern mit ganz verschiedenen Sprachen bestand, die untereinander ebensowenig gemein hatten, wie etwa die Deutschen mit den Polen. Herrschend waren in jener Zeit die Azteken. Sie bildeten den Adel des Volkes, gegen den aber in allen Provinzen fortwährend Unruhen entstanden, und um so öfter, je grösser die Entfernung von der Hauptstadt Tenochtitlan war. Ihre Oberherrschaft war nur eine unsichere und höchst verhasste. Im Süden des Landes, in Oaxaca und der Umgegend, wohnten die Tzapoteken, weit schöner von Gestalt, weit sanfter von Sitten als die Azteken, mit weicher gesangreicher Sprache. Im Westen und Osten und im Norden andere Stämme, die einst vor Jahrhunderten, ehe die Azteken ihren Eroberungszug in das Land machten, unter eigenen Häuptlingen gelebt hatten. Es lassen sich noch heute acht bis neun ganz verschiedene Sprach- und Völkerfamilien auf dem mexikanischen Hochlande nachweisen, und wenn auch die aztekische Sprache in allen Landesteilen verstanden wird, so herrschen doch daneben auch noch die Sprachen der verschiedenen Stämme, jedenfalls getrübt und vermischt mit allerlei Fremdem, aber noch keineswegs völlig unterdrückt oder vernichtet. Auch habe ich oft während meines Aufenthaltes dort (1854) Gelegenheit gehabt, noch Spuren des Widerwillens und Hasses nicht nur gegen die Spanier, als die letzten Eindringlinge und Eroberer, sondern sogar noch gegen die Azteken zu beobachten, deren Einzug in das Land doch noch um einige Jahrhunderte älter war, als der der Spanier unter Fernando Cortez. Als diese kamen, fanden sie eine grosse Monarchie; an der Spitze einen Herrscher, ihm zur Seite einen kriegslustigen Adel und eine ausgebreitete und festbegründete und wohlgegliederte Hierarchie aus demselben Stamme. Soldaten oder Priester — zu etwas anderem gaben sich die Azteken nicht her. Handwerk, Feldbau und alles übrige überliessen sie den Unterworfenen. Auch unter diesen — wir sprechen hier immer nur von den Indianern oder, wie sie sich selbst zum Unterschiede von den „Wilden“ nennen, den Indiern, die etwa jetzt noch 35 Prozent der Bevölkerung Mexikos, also etwa 4 Millionen betragen — bestand ein grosser Unterschied und besteht bis heute. Denn ein Stamm, vielleicht der ältesten Bewohner des Landes, die Tolteken, der mit den Azteken schon die zweite und mit den Spaniern die dritte Unterjochung erlebte, scheint am meisten verachtet und bedrückt gewesen zu sein und ist es auch noch jetzt. Er wohnt in Höhlen der Berge in kleinen Trupps bei-

Azteken

Verschiedenheit der mexikanisch Stämm

Hass gegen die Azteken

sammen, lebt ganz wild wie im Naturzustande und arbeitet höchstens als Handlanger oder Tagelöhner in den umliegenden Dörfern. Die Hautfarbe ist dunkler, der Körperbau klein und sehr hässlich, die Sprache roh und wenig ausgebildet, weder in Klang noch Formen. Er kann fast die Parias von Mexiko genannt werden, denn er wird sehr verabscheut von allen übrigen. Die Kleidung besteht in einem blossen Schurz bei den Männern, in einem kurzen Rock bei den Frauen, der von den Hüften bis zum Knie reicht. Selten kommt bei diesen noch ein Kopftuch hinzu. Fussbekleidung fehlt.

So mag es wohl auch im 16. Jahrhundert noch bei manchem Stamme gewesen sein, nur bei dem herrschenden, den Azteken, nicht. Sie hatten mit der Obergewalt über Körper und Geist durch Soldaten und Priester auch ihre Sprache als die der Gesetzgebung über das Land ausgebreitet und die unterworfenen Völker mussten sie lernen, mochten sie auch für ihren häuslichen Verkehr sich der alten Stammessprache bedienen. Da aber alle Bauwerke nur von den Azteken errichtet wurden, so wurde auch in den darin angebrachten Bildern und Hieroglyphen nur dieser erwähnt; der Unterjochten wurde nicht gedacht; nur der eigene Ruhm wurde verkündet und durch Denkmäler verewigt. Daher haben die Bildwerke alle den hässlichen Gesichtsausdruck dieses Siegerstammes (Taf. 75, 13—15), dem doch nur ein kleiner Bruchteil des ganzen Volkes angehörte. Darum geben auch die Denkmäler nur Aufschluss über die Tracht der Azteken und lassen alle übrigen Stämme im Dunkel. Doch lässt sich wohl annehmen, dass dieselben — besonders bei der grossen Einfachheit dieser Kleidung — sich kaum anders haben tragen können. Denn hier war nur von wenig Kleidern die Rede.

Bei den Azteken also war eine Fussbekleidung die Regel. Sie bestand in Sandalen oder einer Art Halbstiefeln. Bei beiden war der vordere Fuss frei. Bei den ersteren war an die Sohle ein Hackenleder angefügt, dessen Enden vorn zusammengeknüpft wurden (Taf. 75, 6—8, 12—14). Bei den Halbstiefeln war es ganz ähnlich; hier reichte das Hackenleder bis an die halbe Wade hinauf und wurde vorn zusammengeschnürt (Taf. 75, 4, 11 u. 15). Häufig bestanden diese Halbstiefeln aus Pantherfell, mit den Haaren nach aussen.

Die Kleider im engeren Sinne des Wortes waren meistens nur zur Verhüllung einzelner Körperteile bestimmt. Entweder trug der Mann nur einen schmalen Schurz, ähnlich einer breiten Binde, um die Hüften, dessen Enden vorn bis zum Knie hinabhingen (Taf. 75, 8, 10, 12 u. 14) oder einen breiteren, der die Oberschenkel verhüllte und bald aus Federn (Taf. 75, 5), bald aus Leder bestand (Taf. 75, 11 u. 15). Selten reichte der Schurz bis zum Knöchel (Taf. 75, 16) und noch seltener wurde der Oberkörper verhüllt, entweder durch eine Art Jäckchen mit Goller aus Riemenflechtwerk (Taf. 75, 15) oder durch eine lange Jacke, die bis über die Hüften reichte (Taf. 75, 6). Zuweilen lag auch wohl eine Lederbinde horizontal um Brust und Rücken, um wie ein Panzer diese Teile zu schützen (Taf. 75, 12).

Die Verhüllung des ganzen Körpers vom Halse bis zu den Füssen scheint ein Vorrecht der Vornehmsten gewesen zu sein. So trugen die Priester lange Decken, welche in der Mitte ein Halsloch hatten, nach Art der heutigen mexikanischen Fazada oder Serape, und vorn und hinten bis zu den Füssen hinabfielen (Taf. 75, 9 u. 10). Wenn ein Krieger eine solche Decke trug, so reichte sie kaum bis ans Knie (Taf. 75, 13). Auch der König bediente sich einer solchen Serape, doch von doppelter Breite, so dass sie auch den Körper verhüllte, wenn er sie als Mantel umschlug, unter dem rechten Arme durchzog und die Enden auf der linken Achsel verknüpfte (Taf. 75, 4). Auch der heutige Mexikaner trägt seine Serape, wenn er zu Fuss geht, umgeschlagen, doch beide Arme innen, und lässt das vordere Teil über die linke Schulter hinten hinabhängen. Beim Reiten aber legt er sie mittels des Halsloches über den Kopf an und lässt mit den beiden Stücken vorn und hinten Reiter und Pferd verhüllt sein.

Auch die Frauen trugen ähnliche Überwürfe, die zuweilen bis über die Hüften reichten (Taf. 75, 1), zuweilen auch wie ein Halstuch von den Achseln hinten und vorn schräg hinab nach unten spitz zuliefen und bis unter den Gürtel reichten (Taf. 75, 2 u. 3). Ausserdem trugen sie Röcke von den Hüften bis auf die Knöchel, unten mit andersfarbigem, breitem Saum besetzt (Taf. 75, 1—3). Das Haar wurde aufgebunden und entweder nur von einer Schnur umzogen (Taf. 75, 1) oder auch durch ein Kopftuch oder eine Art Haube bedeckt (Taf. 75, 2 u. 3).

Zum Schmuck diente den Mexikanern ausser den Federn, die sie auch zu Arm- und Kniebändern benutzten (Taf. 75, 6, 8, 11 u. 12), besonders Gold und Silber. Man verfertigte Armbänder (Taf. 75, 4 u. 16), Halsringe (Taf. 75, 8 u. 12), Ohrgehänge (Taf. 75, 4, 8, 11, 12 u. 16), Stirnbänder (Taf. 75, 4 u. 16), Haarketten (Taf. 75, 11), Halsketten (Taf. 75, 4) und daranhängende Geschmeide, Brustschildchen (Taf. 75, 6) und verschiedene andere Zieraten daraus. Daneben dienten bunte Samenkörner, Steine, Tierzähne (Taf. 75, 5) und allerlei andere Naturprodukte, als Muscheln und dergleichen, zu weiterer Verschönerung; nicht selten waren solche Geschmeide höchst zierlich und geschmackvoll.

Im Kriege waren die Mexikaner für die einheimischen Verhältnisse sehr gut bewehrt. Sie waren weit bessere Krieger als z. B. die Peruaner, und ihr Kampf gegen Cortez zeigt ebensowohl Mut und Kühnheit als Ausdauer und Zähigkeit. Von dieser letzteren Eigenschaft wenigstens, während die anderen allmählich verderbt wurden, ist trotz des 300jährigen Druckes immer noch ein Teil geblieben, und wenn auch die Kreolen bis jetzt noch an der Spitze des Landes stehen, so tauchen doch mehr und mehr die indianischen Kräfte an die Oberfläche und vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, wo trotz der Militärherrschaft und Hierarchie, unter der sie auch jetzt, wie einst unter den Azteken, stehen, doch die Eingeborenen wieder die

Regierung in die Hände nehmen. Die französische Okkupation wird die Entwickelung dieses Vorganges nicht wesentlich stören. Die Indianer sind eine zähe Rasse.

(So schrieb ich 1864 in der ersten Auflage dieses Werkes. Seitdem haben die Ereignisse diese Bemerkung schneller bestätigt als ich hoffen konnte. Die französische Besetzung des Landes fand zu Queretaro 1867 mit Maximilians Tode ein schreckliches Ende. Und Indianer waren es, welche das Land von den fremden Eroberern säuberten, und Indianer sind es fast ausschliesslich, welche seitdem die Regierung führen und unter deren Händen das Land allmählich emporblüht.)

Schild

Als Schutzwaffen führten sie im 16. Jahrhundert einen hölzernen Schild, meist kreisrund (Taf. 75, 7, 12 u. 13), seltener länglich (Taf. 75, 5). Derselbe war am Rande mit Metall beschlagen oder auch mit Federn geziert. Malereien bedeckten seine Fläche und ein an demselben befestigter Schurz aus langen Federn (Taf. 75, 6, 12 u. 13) gewährte dem Krieger guten Schutz nach unten.

Wurfspiess

Die Angriffswaffen waren Bogen und Wurfspiess. Der letztere war 1—1,5 m lang und mit scharfer Spitze

Bogen

aus hartem Holze versehen (Taf. 75, 6, 8 u. 12). Der Bogen, gleichfalls aus Holz geschnitzt (Taf. 75, 7 u. 14), war auch 1,5 m lang und trieb seine Pfeile zum Entsetzen der Spanier auch noch durch ein gestepptes Wams

Keule

hindurch. Die Keule war ebenfalls gebräuchlich (Taf. 75, 13) und ausserdem noch ein Hiebinstrument, das ähnlich einem Schwert geschwungen wurde, aber nicht eine lange fortlaufende, sondern eine Menge kleiner Schneiden hatte (Taf. 75, 5). Es bestand nämlich aus lauter steinernen scharfen Keilen, die in kleinen Zwischenräumen, etwa von ihrer eigenen Breite, an einem Stabe befestigt waren, so dass ein Schlag mit dieser Waffe gleich mehrere Löcher gab.

Fahne

Auch eine Art Fahne oder Feldzeichen finden wir bei den Mexikanern, jedenfalls eine Zusammenstellung aus Federn, Bändern und Schnitzwerk. Es wird erwähnt, dass einmal die Schlacht nur dadurch entschieden wurde, dass

Trommel

Cortez dies Feldzeichen eroberte. Auch einer Trommel wird gedacht und dass sie die Krieger zum mutigen Angriff begeistert habe. — Leider sind durch den spanischen

Verwüstung

Mönchseifer fast alle Überreste der Aztekenzeit vernichtet, so dass unsere Nachrichten über dieses Volk nur höchst mangelhaft sind. Bis auf einige Tempel, jetzt in Wildnissen gelegen, ist alles zerstört. Wo Tenochtitlan stand, fand ich nur ein Feld mit grossen Steinblöcken besäet — die Aztekenstadt war verschwunden.

Wenn man den Mohammedanern oft vorwirft, dass sie die eroberten Länder häufig verwüsteten und die Zeugnisse früherer Kultur vernichteten, wie Omar die Bibliothek zu Alexandrien verbrennen liess, so hat man darin recht. Um aber Beispiele von der Verderblichkeit des blinden Glaubenseifers zu finden, kann man innerhalb der christlichen Völker bleiben. (Sie nennen sich ja alle so, wenn sie auch nach Christi Lehre wenig fragen!) Mexiko ist ein trauriges Zeugnis, wie entsetzlich der religiöse Fanatismus wirkt: Das Landvolk ist heute als christliches Volk noch gerade so abergläubisch und verdummt, wie es vor 400 Jahren als heidnisches wahrscheinlich auch war; die Zahl der Einwohner ist auf den vierten oder einen noch geringeren Teil herabgesunken durch die Unsittlichkeit der Europäer; das Land, früher in höchster Kultur, ist jetzt grossenteils eine Wüste! — Und überall dort schwillt die Erde vom Segen: Möge er dem Jahrhunderte lang misshandeltem Volke endlich zum Segen werden! —

# V. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

## in Westeuropa.

(Tafel 66, 67, 69, 70 u. 71; 72, 16; 73, 77 u. 78. Quellen für die Deutschen: Jost Amman, Leonhard Frondsbergs Kriegsbuch, Hefner, Weigels Trachtenbuch, Original-Gemälde im Schlosse zu Gotha; für die Franzosen: Femmes celèbres, Malliot, Willemin, Berliner Museum, Gallerie zu Versailles, Hefner, Herbé, Lacroix; für die Spanier: Iconographia Española, Weigels Trachtenbuch, Helyots Ordensbuch, Musée des armes rares etc., für die Engländer: Hefner, Lodge und Miniatur-Originale; für die Italiener: Titian, Raphael, Tintoretto, Palma vecchio, Bronzino, Solario, Hefner, Museen zu Innsbruck und München.

Wir hätten diesen Abschnitt auch, statt nach der Zeit, nach seinem Inhalt benennen können und er würde dann die Überschrift

### Die Zeit der spanischen Tracht

erhalten haben. Denn das ist das auszeichnende Merkmal dieses Zeitraumes, dass nach der Ungebundenheit der Landsknechte der heftigste Umschlag in die engste, steifste Gebundenheit der spanischen Tracht erfolgte und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts dauerte.

Luther war tot. Seine Lehre erstarrte zur bannenden Formel und wurde der Papst der neuen Gemeinde, um dessen Anerkennung sich die Theologen stritten. Das Volk erlahmte geistig unter Predigten der Busse, die ihm die Hölle lebendig ausmalten, und was die Priester etwa nicht deutlich genug mit Worten darstellten, das taten die Maler mit Pinsel und Farbe. Es riss eine wahre Höllen- und Teufel-Krankheit ein. Prediger und Künstler überboten sich gegenseitig in erfinderischer Kraft, das Abgeschmackteste und Abscheulichste den Leuten vor die inneren und äusseren Sinne zu bringen. Das war vorläufig alles, was von dem religiösen Aufschwunge und der Forderung zur Selbsterziehung und Vertiefung in das eigene Innere übrig geblieben war. Statt frischen Strebens nur Herzensangst und gebeugter Sinn. Gleichzeitig befestigten die Fürsten ihre Gewalt nach allen Seiten hin. Auch die Kirche war nun unter ihre Hand gegeben. Der Adel lag gebeugt an den Stufen ihrer Throne; dem Bürger

war angst vor der Bewegung und vor sich selber geworden und ihm war am wohlsten, wenn er sich um nichts zu kümmern brauchte. Der Bauer hatte seinen Versuch, auch zur Geltung zu kommen, teuer bezahlen müssen; ihm war das Gesetz des Stärkeren mit eiserner Rute auf den Rücken geschrieben. So war denn eine allgemeine Kraftlosigkeit und Erschlaffung eingetreten, die, sonderbar genug, in allen Ländern fast gleichzeitig zu denselben Resultaten hinstrebte: zur unumschränkten Fürstenmacht.

In Deutschland waren die protestantischen Fürsten schon wegen der Religion Gegner des katholischen Kaisers und suchten sich seiner Macht zu entledigen. In Frankreich brannte der Streit zwischen den Hugenotten und den Guisen fort und fort und selbst das Blut der Bartholomäusnacht konnte den Brand nicht löschen. In England setzte Elisabeth nach kurzer Unterbrechung das Werk ihres Vaters fort und machte die Krone auch zur Lenkerin der religiösen Gewissen. In Spanien, wo der erste Schlag gegen die politische Freiheit gefallen war, wurde auch die geistige am ehesten, gründlichsten und schrecklichsten vernichtet. Nur in Italien, gerade im Lande der Päpste, wo es am stillsten und düstersten hätte sein müssen, war es wenigsten äussserlich am lustigsten. Da wogte noch ein frisches Leben; da kannte man keine Bussfertigkeit, keine Sünden und Höllen und Teufel; da hielten die verschiedenen kleinen Fürsten ihre lustigen Höfe und man sah neben der spanischen Tracht, die freilich auch hier von Neapel und Mailand aus allmählich Eingang fand, doch auch freiere und schönere Gewänder. Die Maler, besonders die Venetianer, hielten als wackerer Damm lange Zeit den Strom der steifen Manier, der die Welt und Kunst zu verschlingen drohte, durch ihre Bilder auf. Zuletzt freilich wurde auch dieser Damm durchbrochen und auch Italien verfiel dem allgemeinen Verhängnis der Geziertheit und steifen, abgezirkelten und gespreizten Art der spanischen Tracht. Wie die Kleidung so war auch das Leben. Überall Einschränkung und Vorschrift, ringsum Bestimmungen der sein sollenden Wahrheit und Schönheit. Und ringsum nichts als Verrenkung und Unnatur, Lüge und Hässlichkeit. Auch die Farben verschwanden. Immer eintöniger und dunkler wurden die Kleider, wurde das Leben. Gar bald ging man völlig schwarz (Taf. 70, 14; 71, 12; 77, 1).

## A. Die Tracht.

### 1. Friedenstracht.

Der besseren Übersicht wegen wollen wir hier jedem Volk einen besonderen Abschnitt widmen und beginnen mit unserem Vaterlande.

#### a) Deutschland.

Hier fand die spanische Tracht bei ihrem Eroberungszug einen noch mächtigeren Widerstand als in Italien. Wenn es dort die Kunst war, die sich längere Zeit mit Erfolg widersetzen konnte, so war es hier die lange Gewohnheit der aufgeschlitzten Kleidung und die äusserste Ungebundenheit und Willkür, in welcher sich das Leben der Landsknechte gefallen hatte. Noch waren diese vorhanden und noch hatten sie das Heft in der Hand. Sie hatten in deutschen Landen einer eigentümlichen Tracht das Dasein gegeben und verteidigten darum ihre Schöpfung gegen den eindringenden Feind, der alles ins Gegenteil umzukehren drohte. Er wollte ihre freie Weite gegen einschränkende Enge, ihr weiches schmiegsames Barett gegen den steifen Hut, ihre bequeme nützliche Schaube gegen den kleinen läppischen Mantel, der zu nichts taugte als zur Belästigung, ihre luftigen lustigen Bauschen gegen fest ausgestopfte, ernste, steife Polster vertauschen. Es war kaum ein schlimmerer Gegensatz denkbar. Einfluss der Landsknechte

Und doch vollzog sich der Umschwung. Denn von oben her wurde durch den kaiserlichen Hof die spanische Tracht eingeführt und von unten war die Kraft des Widerstandes durch die Übertreibung des Eigenen gebrochen. Man hatte sich selbst überboten und tat es gerade in dieser Periode erst recht; dadurch beschleunigte man den Untergang. Die Ausartungen der Landsknechte hatten das Missfallen auch der protestantischen Fürsten erregt und so konnten sich diese nicht deutlicher und stärker von ihnen lossagen als durch Annahme der fremden Tracht. Die katholischen Höfe ahmten dem kaiserlichen nach — und so war wenigstens auf dem Gebiet der Trachten die deutsche Einigkeit vollkommen hergestellt. Doch artete man in Deutschland an keinem Hofe so aus, wie an dem englischen oder französischen; auch wurde die spanische Tracht von allen Seiten her umgewandelt und mit deutschen Elementen durchschossen. Man konnte an einer und derselben Gestalt deutsche und spanische Ideen dargestellt finden. Es bildete sich dadurch hier eine bürgerliche Tracht heraus, die nicht nur ehrbar und anständig, sondern zuweilen auch kleidsam, meistens freilich ohne rechte Form und Schönheit war. Seltsam nimmt sich neben den dunklen Farben der Hang zu Schmuck aus, der ein wesentliches Moment dieser ganzen Periode ist. Ursachen der Verwandlung

Vermischung der spanischen und deutschen Tracht

Obwohl schon gegen 1530 sich die ersten Anzeichen der spanischen Tracht eingefunden hatten, so dauerte es doch noch bis zur Mitte des Jahrhunderts, ehe sie etwa der deutschen an Einfluss gleich war. In dem nun folgenden Jahrzehnt kämpften die beiden Elemente um die Oberherrschaft. Die geschlitzte deutsche Tracht griff zum Äussersten, um im Ansehen zu bleiben; sie zog aus der geschlitzten Hose das seidene Unterfutter ellenlang heraus und liess es im Winde flattern: das war doch gewiss Freiheit und Beweglichkeit; die spanische Tracht stopfte ihre Hose mit Werg oder Pferdehaar so prall aus, dass auch kein Fältchen möglich war. Jene gab immer grösseren Raum; diese engte ihn immer mehr ein. Zu welchen Abenteuerlichkeiten man gekommen sein mag, das lehren am besten die Trachtenbücher der damaligen Zeit. Denn sowohl die Kleiderordnungen, die jetzt wieder in allen Reichen des Reiches sich vernehmen liessen, als auch die Kampf beider Elemente

Pluderhose

Puffhose

Predigten der Kanzelredner geben allein kein sicheres Bild der Zustände. Diese sind häufig Übertreibungen des einzelnen Eiferers; jene berühren gleichfalls manche Dinge, von denen die Abbildungen aus derselben Zeit zuweilen nichts melden. Es mögen wohl zu allen diesen gerügten Mängeln oder verbotenen Kleidern einzelne Ausschreitungen die Veranlassung gewesen sein, aber wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, so müssen auch wir uns an das halten, was als die Regel galt, und dürfen von einzelnen besonderen Vorfällen entweder keine Notiz nehmen oder sie doch nur als das gelten lassen, was sie eben sind, Ausnahmen.

Unruhe in der ganzen Zeit

Als Resultat der Betrachtung geht aber aus den beiden letztgenannten Quellen hervor, dass in Deutschland eine grosse Unbeständigkeit und Unruhe in der Tracht seit 1530—40 eingerissen war und dass eine allgemeine Zerfahrenheit um die Mitte des Jahrhunderts herrschte. Mit ihr zugleich aber war ein Liebäugeln mit allerlei ausländischem Wesen an der Tagesordnung, so dass nirgends ein fester Halt in der deutschen Tracht jener Zeit gefunden werden konnte. Es war eben eine Zeit des Kampfes oder Umschwunges. Die Welle tauchte auf — und verschwand — und schon war eine andere an ihrer Stelle. Betrachten wir nun die einzelnen Stücke. Zuerst vor allen anderen wandte sich zur Flucht vom Kampfgefild

### die Fussbekleidung.

Noch ehe die vorige Periode schloss, hatte sie bereits den Rückzug angetreten. Gerade wie die langen Schnäbel schon vor dem Beginn des 16. Jahrhunderts verschwunden

Entenschnäbel verschwinden

waren, so wanderten auch ihre Nachfolger, die Entenschnäbel, noch vor der Mitte des Jahrhunderts wieder in die Vergessenheit. Jetzt trug man zugespitzte hohe Schuhe, die den ganzen Fuss umschlossen, oft reichlich geschlitzt

Hohe spitze Schuhe

und unterfüttert, an der Spitze mit Längs-, auf dem Spann mit Querschlitzen (Taf. 67, 2, 3, 8 u. 10) oder auch ganz geschlossen (Taf. 67, 1, 4, 5 u. 11). Sie waren meistens schwarz, wenigstens dunkel (Taf. 67, 11). Als Ausschmückung liessen Vornehme oder junge Stutzer sie an Stelle der Schlitze mit Silber beschlagen oder mit Seide besteppen. Manche trugen auch Pantoffeln über den Schuhen, die nach der Beschreibung hölzerne Sohlen hatten.

Die Schuhe der Frauen waren ebenso gestaltet wie die der Männer.

Unter den verschiedenen Teilen der

### Kleidung

musste gleich das äusserste Stück den ärgsten Stoss aus-

Schaube verwandelt

halten. Ihm, nämlich der Schaube, wurde am schlimmsten mitgespielt. Hatte sie schon in der vorigen Periode sich möglichst verkürzt, um dem Zeitgeschmack zu huldigen, so musste sie nun die einmal betretene Bahn inne halten. Sie hatte dem Feinde den kleinen Finger gereicht; er nahm die ganze Hand. Sie musste kürzen und kürzen, bis sie zur eigenen Schmach mit dem unteren Saum auf den Hüften anlangte (Taf. 67, 4). Zugleich fielen die Armel bis auf ein kleines Stückchen an den Achseln. Auch dieses verschwand zuletzt und das Armloch schloss sich beschämt wie ein Auge zu. Der breite umfallende Kragen war indes zu einem niederen Stehkrägelchen geworden und so war denn das Ideal des zeitigen Überwurfs, das spanische Mäntelchen, erreicht. Der Pelzbesatz fing an zu ver-

Ärmel verschwinden

Pelzbesatz seltener

schwinden. Nur selten noch begegnete man ihm (Taf. 67, 11) und bei den Frauen noch länger als bei den Männern. Fürsten und alte vornehme Herren blieben noch eine Zeitlang dem alten Brauch treu, trugen auch die Schaube, wenn auch ärmellos, doch weit und lang (Taf. 67, 11). Ebenso blieb sie in der alten Form als Amtstracht gültig. — Der während dieser Periode häufig gebrauchte Name „Harzkappe“ gilt ebenfalls der Schaube, sowohl der langen als der kurzen. Letztere erhielt beim Volke den Spottnamen „Puffjacke“.

Weit mehr als die Schaube widerstand dem fremden Element das Beinkleid. Wenn auch die Fürsten, wie wir schon erwähnten, sämtlich Feinde der Pluderhosen

Pluderhose

waren, so gingen dagegen doch viele Adelige mit solchen, und erschienen auch darin bei Hofe, wie unzweifelhafte Zeugnisse der Zeitgenossen beweisen (Taf. 67, 8). Freilich gab es dann Zerwürfnisse, auch wohl einen ungnädigen Abschied und dergleichen, aber die Pluderhose blieb trotz der Kanzelpredigten und trotz der Ungnade. Sie war etwa um 1550 zuerst aufgetaucht, indem die Landsknechte die Schlitze der Oberhose vom Gürtel bis ans Knie öffneten, so dass lauter breite Bänder daraus entstanden, die oben und unten aneinander festhingen. Zwischen je zwei Bändern wurde nun der unterlegte Stoff, das ursprüngliche Unterfutter der Schlitze, später, wie wir schon im vorigen Abschnitt erwähnten, die Unterhose, in bauschigen Massen

Menge des Stoffes derselben

so weit herausgezogen, dass es weite Säcke bildete, ja oft bis auf die Füsse herunterschlotterte (Taf. 67, 1, 3, 7 u. 10). Zu dem Ende musste die Unterhose entsprechend weit sein, und so kam es denn, dass dazu 20—40, ja 60 und bis 100 Ellen leichten Seidenzeugs, Kartek genannt, verwendet wurden. Einige geben sogar an, es seien selbst 200 Ellen dazu benutzt worden. Daher rauschte es, wenn ein Haufe Landsknechte vorbeimarschierte, „als ob der Elbstrom über ein Wehr liefe“. Das war die Pluderhose.

Wenn nun auch die Adeligen sich nicht in landsknechtischer Übertreibung, sondern mit mässigen Bauschen

Allgemein getragen

trugen (Taf. 67, 8), so war doch die Nachahmung überhaupt schon wichtig genug. Auch die Studenten trugen sie und erregten dadurch die Kanzelberedsamkeit der

Predigten dagegen

Priester, welche dieser Pluderhose alles nur mögliche Schlimme nachsagten; sie war gegen die Scham, gegen Gott und sein Gesetz, gegen die Taufe, gegen die Kindespflicht, gegen das Evangelium, gegen Gottes Ebenbild, gegen die Gewohnheit und gegen das Vaterland. Aber was half's? Trotz dieser schweren Verantwortung, welche die Pluderhose in ihren Bauschen barg, fand sie doch von Jahr zu Jahr mehr Anhänger, und auch der Bürger trug sie, so dass die Kleiderordnungen diesem sogar, z. B. in

Braunschweig, 12 Ellen Seide erlaubten. Die Magdeburger von 1583 erlaubte den Geschlechtern und den vornehmsten Bürgern 18 Ellen.

Die wichtigsten Gegner blieben aber die Fürsten. Sie machten bisweilen kurzen Prozess, so Joachim II. von Brandenburg, indem er einem Edelmann, der zur Kirche ging, den Hosengurt zerschneiden liess, so dass dieser nun mit nackten Beinen, um die der ungeheure Plunder rauschend herumhing, dem Gelächter der Strasse preis gegeben war. Andere kleideten die Henker in Pluderhosen. Doch das half alles nur für den einen Ort und auch da nur auf kurze Zeit. Die Pluderhose, durch den Landsknecht geschaffen, starb erst mit ihm ab, als er und sein freies Wesen gegen 1590 auf dem Exerzierplatze endete. Bei den Schweizern erhielt sie sich noch und hiess daher später, im 17. Jahrhundert, auch Schweizerhose.

Der Pluderhose gegenüber stand die Pumphose, spanischer Abkunft. In ihrer reinsten und auszeichnendsten Gestalt reichte sie nur von den Hüften bis auf die Mitte der Oberschenkel, war sehr weit, rundum mit von oben nach unten reichenden Bändern besetzt und in ihrer ganzen Ausdehnung mit Pferdehaaren ausgestopft, so dass sie ein Polster bildete, das die Schenkel rings umgab (Taf. 67, 4; besser zu erkennen in Taf. 69, 13 u. 15; 70, 11). In solcher Gestalt hiess sie Puffhose; Fischart nennt sie die „spanischen Heerpauken". Der wesentliche Unterschied dieser beiden Formen von der Pluderhose bestand aber darin, dass diese die Trennung von Strumpf und Kniehose festhielt, indessen bei der spanischen Puff- und der deutschen Pumphose die alte Unteilbarkeit des Beinkleides wieder zur Geltung kam, denn sie selbst war ja nichts als ein über das frühere lange eng anschliessende Beinkleid übergezogenes Polster. Jenem hatte sie damit weder Hilfe noch Schaden gebracht. Die Pluderhose aber hob das lange Beinkleid geradezu auf und hielt den im früheren (I.) Abschnitt hervorgehobenen Fortschritt fest, welcher darin bestand, dass sich Strumpf und Hose getrennt hatten und jedes von beiden selbständig geworden war. Wie höchst wichtig diese Trennung auch schon damals als solche gefühlt wurde, erkennt man daraus, dass die Pumphose, da sie denn doch einmal, begünstigt von Thron und Kanzel, nicht ganz zu verdrängen war, sich eine Umwandlung nach diesem Prinzip gefallen lassen musste. Man zog sie bis zu den Knieen herab und liess die langen Beinkleider, die bisher darunter lagen, nur noch von unten bis dahin gehen; das übrige fiel weg, d. h. man benutzte statt ihrer blosse Strümpfe und machte aus den früheren Zierpolstern eine ordentliche Kniehose (Taf. 67, 2, 5 u. 11). Freilich musste man dieses Mittelding zwischen deutscher und spanischer Tracht, diese Ausgleichung von Pluder- und Pumphose auch ausstopfen, wie ihre Vorgängerin, deren Namen sie dann auch annahm, aber in der Hauptsache war sie doch mehr deutsch wie spanisch: sie hielt die Teilung am Knie fest. Denn aus dieser Trennung entwickelte sich erst unser heutiges Beinkleid. An der Seitennaht war sie mit Borten, Spitzen, Knöpfen und dergleichen besetzt (Taf. 67, 11). — Welche Last übrigens diese neue Form durch das Ausstopfen verursachen mochte, lässt sich denken, wenn man erwägt, dass von den Hüften bis zum Knie ein ziemlicher Vorrat von Werg, Pferdehaaren oder, womit einige sogar sich behalfen, von Kleie unterzubringen war und bei jedem Schritt sich fühlbar machte (Taf. 67, 2). Manche stopften sie nicht ganz straff aus (Taf. 67, 11), dann hiess sie Schlumperhose. Als solche wurde sie bald vom Volke angenommen (Taf. 67, 5), denn sie bot freilich grosse Vorzüge vor beiden Extremen. In den Niederlanden erhielt sie sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts als Volkstracht. Sie verdrängte sehr bald die spanische Hose aus allen Schichten, bis dieselbe nur noch von den Fürsten getragen wurde, und ebenso zog sich die Pluderhose zu ihren Urhebern zurück. Anfangs stopfte man noch emsig aus; nach und nach sank der Eifer, auch wenn er nicht von Fürsten und Priestern wäre gerügt worden, und die Schlumperhose behielt das Feld.

Schlumperhose

Das Wams behauptete ebenfalls seinen Platz mit grosser Zähigkeit, so dass noch um 1590 seine Spuren nicht ganz verwischt waren, aber die Mode wurde ihm doch übergewaltig und es musste der spanischen Art weichen. Am längsten behaupteten sich die Ärmel nach deutschem Schnitt, nämlich weit, mit vielen Schlitzen und hervorquellenden Bauschen. An der Hand schlossen sie an und endigten hier, wie oben das Halsloch auch, in einer Krause (Taf. 67, 1, 3 u. 10). Das Leibchen war eng und glatt, ohne Falten, hatte aber ebenfalls Schlitze. Es endigte unten in zwei schmalen Schössen, die sich auf die Hose auflegten, oft auch ganz fehlten (Taf. 67, 3, 5, 8 u. 10). Beiläufig waren die Ärmel oft von anderer Farbe wie das Leibchen und stimmten nicht selten mit den Beinkleidern überein, denen sie durch ihre Bauschen schon ohnehin verwandt waren (Taf. 67, 1 u. 10).

Wams

Krause an Hals und Händen

Dagegen waren die spanischen Ärmel auch wie ihre Beinkleider, nämlich eng anliegend (Taf. 67, 4), und wenn auch oft wirklich oder scheinbar mit kleinen Schlitzen versehen, doch ohne Bauschen, wohl auch bisweilen wattiert. Über die Achseln liefen hohe Wülste, die ein charakteristisches Merkmal dieser Zeit sind, da sie in allen Ländern und bei beiden Geschlechtern vorkommen und auch in Deutschland schnell Eingang fanden, selbst bei solchen, die alles andere Spanische verschmähten, z. B. bei den Landsknechten. Die Schulterwülste wurden angenommen (Taf. 67, 3, 6, 8 u. 10), man mochte übrigens denken, wie man wollte; sie waren das einzige, was keinem spanisch vorkam. Das Leibchen aber um so mehr. Denn es zog sich vorn von beiden Hüften schräg hinab zu einer Spitze und die Schösse fehlten entweder ganz oder waren nur sehr schmal, weil die Pumphosen es nicht anders duldeten. Auf der Brust wurde aber mit Werg oder Watte das Leibchen so ausgepolstert, dass es nach unten und nach der Mitte hin am höchsten erschien (Taf. 67, 8 u. 11). Diese seltsame Unsitte, der Gänsebauch genannt, wurde von den Soldaten auf eigene Weise als Panzer benutzt, indem sie das Polster

Achselwülste

Gänsebauch

an zwei besonderen Riemen sich vor die Brust banden. Auch die Rüstungen zeigten diese Geschmacksrichtung der Zeit (Taf. 67, 9). — Am Leibchen, um auch hier die Eintönigkeit der Farbe zu unterbrechen, denn man war einmal an die Schlitze gewöhnt, liess man, da man diese selbst nicht brauchen konnte, bunte Läppchen von anderer Farbe aufsetzen, oder man liess das Wams mit schlitzförmigen Seidenstickereien versehen. Solches geschah auch häufig an den Ärmeln. — Die Gänsebäuche, gar lange Zeit der Gegenstand vieler Kanzelreden, wurden von den Niederländern am meisten übertrieben.

Auch das Wams suchte eine Vermittlung der Extreme. So entstand eine Übergangsform mit mittelweiten ausgestopften Ärmeln, mit Schlitzen oder buntem Besatz (Taf. 67, 2 u. 8) und mit mässiger Wattierung auf der Brust.

Besatz

Der bunte Besatz von Goldborten, Seiden- oder Samtstreifen, welcher das Wams und häufig auch zugleich die Pumphosen überzog, war der deutschen wie der spanischen Tracht gemeinsam.

Krause

Wie die Krause allmählich dadurch entstanden war, dass die nackten Schultern des 15. Jahrhunderts sich wieder mit Hemd und Wams verhüllten, haben wir schon im I. Abschnitt der Neuzeit nachgewiesen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist sie bereits bei beiden Geschlechtern in Gebrauch, aber noch in mässiger Grösse und kein selbständiges Stück, sondern wirklich was sie scheinen will, nämlich das obere Ende des Hemdes. Ebenso die Krausen an den Händen die Enden der Hemdärmel. Bei ihrem ungeheueren Wachstum konnte sie aber nicht länger mit dem Hemd verbunden bleiben; sie riss sich los und wurde mündig. Nun wuchs sie nach allen Richtungen in die Breite und Höhe und wurde zugleich feiner im Stoff, da sie ja nur für sich allein bestand. Das Hemd mochte nun aussehen wie es wollte, wenn nur die Krause oder Kröse, wie sie häufig hiess, recht fein und sauber war. Sie wurde vorn oder hinten mit Bändern geschlossen und wurde bald so gross, dass sie entweder aufrecht weit über die Ohren oder hängend bis auf die Schultern reichte. Ähnlich war es mit den Handkrausen. Stutzer und Landsknechte arteten gern in beiden aus (Taf. 67, 10). Bürger und Adelige taten wohl auch ihr Möglichstes (Taf. 67, 2 u. 8), hielten sich aber in Deutschland noch immer sehr mässig, verglichen mit den Franzosen, Engländern und Spaniern. Alte Männer oder sehr Vornehme und auch sonst noch viele verschmähten die Krause und trugen nur den Hemdkragen umgeschlagen (Taf. 67, 5 u. 11) oder hielten sie doch stets in einer sehr geringen Grösse (Taf. 67, 1, 3, 6 u. 7). Es war im Anfang des 16. Jahrhunderts in Deutschland einmal das Selbstbewusstsein so rege geworden und hatte sich auch durch die Tracht so deutlich dargestellt, dass man sich noch am Schluss des Jahrhunderts immer nicht recht gewöhnen konnte, das eigene Wesen ganz abzutun und dem Fremden zu huldigen. Daher denn überall die Einschränkung oder Umwandlung des letzteren. Dazu kam noch, dass gerade damals, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Fürstenmacht an gar vielen Punkten Deutschlands sich Brennpunkte suchte und schuf, und dass dadurch das deutsche Land in eine Unzahl kleiner, völlig getrennter Staaten zerfiel, deren jeder bald seine eigene besondere Art in Münze, Mass, Gesetz und Tracht haben und behaupten wollte. So wurde das kleinliche Festhalten an besonderen Eigentümlichkeiten in jeder grösseren Stadt eine Lebensfrage und daher kann man kaum mehr verschiedene Trachten in einem Lande finden als im 16. Jahrhundert in Deutschland. Es ist ein vollständiger Wirrwarr, eine grosse unübersehbare Trachtenverwirrung, die eingerissen ist. Was wir schon oben erwähnten, das Liebäugeln mit dem Fremden und die allgemeine Zerfahrenheit erklären sich zum Teil aus dem eben Gesagten, zum Teil aus dem Streben der verschiedenen Stände, sich zu scheiden und solches auch äusserlich bemerkbar zu machen. Es zeigen sich die ersten Spuren der Entstehung der Volkstrachten. Am meisten aber wird die bunte Mannigfaltigkeit dieser Periode sichtbar in der

Zerfall Deutschlands in viele kl. Reiche

Wird ein besonderes Stück der Kleidung

Auch die Handkrausen

### Frauenkleidung.

Daher haben denn auch die Trachtenbücher dieser Zeit weit mehr Bilder von Frauen als von Männern. Die Figuren scheinen meistens sehr verschieden gekleidet; in den Hauptzügen findet sich aber doch Übereinstimmung. Betrachtet man die einzelnen Stücke, so findet man meistens, dass sie der Zeit angehören, nur anders verteilt oder angewandt sind als die Mode vorschreibt. Dazwischen erscheinen auch wohl ältere, bereits beseitigte Elemente der Tracht. Die Jüngerinnen der Mode freilich stimmten auch in Deutschland fast überall überein. Neben ihnen aber bewegen sich so viele eigentümliche Gestalten, die geradezu im Kampf mit der Mode liegen und jede doch ihren eigenen Weg geht. Nur eins ist diesen allen gemeinsam: sie wollen die steife gezierte Art der Spanier fernhalten und den liebgewordenen früheren Formen eine Stellung sichern. Doch vergebliches Bemühen; war die Tracht der ersten Hälfte des Jahrhunderts schön gewesen in ihrer Freiheit, so war diese der zweiten Hälfte wohl noch frei, aber nicht mehr schön. Wohl aber blieb sie, was stets hervorgehoben wird, ehrbar, wenn sie auch, wie die sittenrichterlichen Prediger hinzufügen, viel zu kostbar ist.

Verschiedenheit in der Erscheinung

Denn auch das ist den deutschen Frauen dieser Zeit gemeinsam: sie sind bis auf das Gesicht völlig verhüllt. Dies ist oft mehr, als gerade schön genannt werden kann, denn nicht selten reicht das Kleid bis an die Ohren (Taf. 66, 7, 8, 13 u. 14). Zuweilen wird im oberen Teil das Kleid durch das Hemd vertreten (Taf. 66, 1, 9 u. 17), aber wahrscheinlich nur bei Festlichkeiten. Nur Bräute dürfen in einigen Städten halb ausgeschnittene Kleider tragen, z. B. in Köln (Taf. 66, 16). Auch das Aufschlitzen, das übrigens, wie wir früher gesehen haben, bei der Frauenkleidung nie sehr zur Anwendung kam, fiel ganz weg bis auf die Achselwülste. Hier allein liess man dergleichen noch, wenn auch nur scheinbar, vorkommen; denn gewöhn-

Verhüllung des Kopfes

Schlitze

lich ahmte man nur eine Schlitzung nach, indem man die hohen unförmlichen Polster mit breiten Bändern überlegte (Taf. 66, 2, 8, 15 u. 17). Diese Wülste auf beiden Seiten der hohen Krause dienten eben nicht dazu, die Gestalt zu verschönern. Als nun die Krause wuchs, mussten die hohen Puffen sich erniedrigen oder verschwanden auch ganz. So finden wir sie in den zwei letzten Jahrzehnten nur mässig und selten (Taf. 66, 4—6, 9—11, 14 u. 16).

Beim Ausgehen trugen die Frauen der höheren Stände und wohlhabende Bürgerinnen zwei Kleider, nur Frauen der unteren Stände begnügten sich da mit einem. Zu Hause mögen wohl die meisten Frauen nur eins getragen haben. Dieses, das sogenannte Unterkleid (Unterrock genannt), bestand bei den Bürgerinnen aus einfarbigem Stoff mit buntem Besatz aus Seide oder Samt (Taf. 66, 1, 2, 4 u. 6), bei den Vornehmen aus gemustertem Brokat oder doch aus kostbarem Stoff von strahlender Farbe, mit Stickereien geziert oder mit Gold- und Silberborte eingefasst (Taf. 66, 7, 9, 11, 14, 16 u. 17).

Seine Form folgte mehr und mehr der herrschenden Mode des Tages. Diese schrieb vor, den Oberkörper durch Schnüren einzuschmälern und das Leibchen vorn in eine lange Spitze auslaufen zu lassen (Taf. 66, 16), dazu entweder keine Falten von den Hüften abwärts oder wenige und dann festgenähte (Taf. 66, 4 u. 7). Der Rock musste rundum auf dem Boden aufstehen (Taf. 66, 2, 4, 7 u. 9), und um ihn darin zu bestärken, wurde er auf der Innenseite unten mit Filz besetzt. Dadurch wurde der untere Saum steif und breitete sich stets möglichst aus, so dass die untere Hälfte der Frauengestalt eine Glocke nachahmte. Zugleich zog man oberhalb der Hüften, um den Gegensatz zu heben, die Schnürsenkel desto straffer an. Bald wurde der Filz vertauscht mit Korbgeflecht, dann mit Draht oder eisernen Reifen und zuletzt sogar, wie dreihundert Jahre später, mit Stahlbügeln. Wenn die Kleiderordnung von 1583 „den Frauen und Jungfrauen aller Stände zu Magdeburg) die Springer unter den Röcken durchaus verbietet", so ist die Zeit seitdem doch soweit fortgeschritten, dass damals dieses Verbot durchaus übertreten, heute durchaus nicht erlassen wird. Die Gesetzgebung hat aus der Erfahrung doch etwas gelernt. —

Gegen das Ende des Jahrhunderts wird der Reifrock noch hässlicher, indem er gleich um die Hüften weit absteht wie der Deckel einer Tonne und dann sich fast vertikal herabsenkt zu dem Boden (vergl. Taf. 70, 12 u. 13). So geht er noch ins 17. Jahrhundert hinein und wird noch um 1620 verboten, wenn ihn auch die vornehmen Frauen bereits beseitigt hatten.

Über dem Unterkleid legten wohlhabende Bürgerinnen und Frauen der Geschlechter noch ein Oberkleid an. Anfangs scheint dies der Schaube nachgeeifert zu haben, indem es ohne Unterbrechung, von oben nach unten allmählich weiter werdend, bis zum Boden fiel (Taf. 66, 13). Doch war es gleich zu Anfang enger als die Schaube und ganz ohne Falte; freilich war bei dem glockenförmigen Unterkleid auch kaum noch eine solche möglich. Dabei heisst dies Kleid ausdrücklich „weit" gegen das letztere. Es war von oben bis unten gewöhnlich offen, wurde aber meist durch Knöpfe oder auch durch Schnüre ganz oder zum Teil geschlossen, so dass das schöne Unterkleid sichtbar blieb (Taf. 66, 11 u. 17). Zuweilen war es zu diesem Zweck auch etwas kürzer als dieses (Taf. 66, 9 u. 16). In der Form schloss es sich aber sehr bald genau an das untere Kleid an, indem es sich ebenfalls bis zu den Hüften dem Körper dicht anlegte und auch in den Ärmeln demselben glich (Taf. 66, 9 u. 17). In der Farbe war es womöglich noch glänzender und reicher, ebenso in dem Besatz. An ihm erhielt sich denn auch noch eine lange Zeit der jetzt allmählich verschwindende Pelz, sowohl am Kragen als auch an den Ärmeln oben und unten (Taf. 66, 9, 11 u. 16), desgleichen am unteren Saum. Auch nahm man dazu die kostbarsten Stoffe, Brokat oder Damast, jede Frau nach ihren besten Kräften (Taf. 66, 3 u. 8), gerade wie man dies, sowie den Pelzbesatz, auch bei der Schaube stets im Auge behielt.

Denn auch diese wurde jetzt von den Frauen wieder häufiger getragen, zuweilen noch lang nach alter Sitte (Taf. 66, 14) mit langen Sackärmeln, meistens aber kurz nach der Mode und mit kurzen Armeln, die nur die Achselwülste bedeckten (Taf. 66, 2). Wenn im vorigen Zeitabschnitt nur vornehme Frauen sich ihrer und auch diese von Jahr zu Jahr immer seltener bedienten (S. 253), so dass sie zuletzt als Frauenkleid fast ausser Gebrauch kam, so fand sie jetzt wieder eine freundliche Aufnahme, weil sie in ihrer kurzen bequemen Form dem spanischen Modemäntelchen so ähnlich sah. Sie wurde ein Modekleid neben diesem, das gewöhnlich Mantille genannt wurde. So hatte, verbunden mit der Kopftracht, die Modefrau in der oberen Hälfte ganz das Ansehen eines Mannes, worüber die Sittenrichter sich zornig auslassen und sie spöttisch „Sie-Mann" benennen.

Auch die sogenannte Mantille wurde wie die Schaube gewöhnlich aus Damast, Samt oder Brokat verfertigt und mit kostbarem Pelz besetzt (Taf. 66, 2, 7 u. 14). Auch Goldborten und dergleichen wurden nicht daran gespart.

Der alte Mantel blieb den älteren und den Bürgersfrauen überlassen (Taf. 66, 12 u. 15), und diese waren auch häufig klug genug, sich seiner zu erfreuen und ihn gern dem unnützen Mäntelchen vorzuziehen. Er konnte je nach den Vermögensverhältnissen auch aus Samt bestehen und ebenso reich verbrämt sein wie jenes (Taf. 66, 15). Eine eigene Art, ihn zu tragen, war in dieser Zeit bei den Witwen Gebrauch geworden: sie hingen ihn zum Zeichen der Trauer über den Kopf (Taf. 66, 10).

Der Goller wurde jetzt von den Vornehmen beseitigt, denn er war überflüssig geworden. Nur die Bürgerinnen und Dienstboten behaupteten ihn trotz seiner Nutzlosigkeit (Taf. 66, 4 u. 15).

Umgekehrt ergeht es der Schürze; sie wurde von den vornehmen Bürgerinnen zum Schmuck getragen und daher häufig mit Spitzen, Borten, Perlen und Stickereien

besetzt, so dass an ihr schon der Standesunterschied bemerkbar wurde (Taf. 66, 2, 6 u. 10—12)

Hemd

Das Hemd, von dem wir schon sagten, dass es nur in seltenen Fällen, da nur an Festkleidern allenfalls ein Ausschnitt angebracht war, sichtbar wurde, musste sich auch bei den Frauen von seinem ursprünglichen oberen Ausläufer, der Krause, tre nen, da diese zu gross wurde, um sie länger festhalten zu können. Nur wenige ehrbare Bürgersfrauen schlugen einfach den Kragen des Hemdes um (Taf. 66, 15), und hochbetagte oder trauernde behielten auch wohl noch die Rüsche bei (Taf. 66, 10 u. 12). Die

Krause

Krause wurde nun aus anderer, weit feinerer Leinwand verfertigt und mit Brenneisen gekräuselt, beim Anlegen aber mit einem Draht unterzogen, damit sie hübsch steif in der gewünschten Lage verharre. Sie wuchs wie bei

Vergrösserung derselben

den Männern von ihrem bescheidenen Anfang (Taf. 66, 3, 5 u. 14) zu immer grösserer Ausdehnung heran (Taf. 66, 2, 4, 6, 9 u. 17), bis sie über die Ohren weit hinausstand (Taf. 66, 7, 8, 10 u. 11) und schliesslich die Grösse einer Schüssel erreichte. Dass man aber bei alledem wohl ein Gefühl dafür hatte, dass diese Mode ein höchst lästiger und fremdländischer Zwang sei, geht am besten daraus hervor, dass an den Ehrentagen der Frau, z. B. bei der Hochzeit, Braut und Brautjungfern in blossem Halse mit mässigem Kleiderausschnitt und erstere auch in aufgelöstem Haar erschien (Taf. 66, 16). Dies galt also doch noch für schöner und feierlicher als die ungeheuerste Krause. Die Ausdehnung dieses Halsringes hatte aber natürlich den grössten Einfluss auf die

## Kopfbedeckung.

Denn sowie die Krause wuchs, musste jene abnehmen, und wie sie in die Höhe stieg, musste Haar und Haube

Kalotte

weichen. Noch hielt sich die Kalotte trotz der wachsenden Bedrängnis. Sie schmälerte sich, schnürte sich fester zusammen und fristete in solcher Nachgiebigkeit ihr Dasein bis gegen 1580, dann aber begann ihr Rückzug, erst aus den höheren Ständen, später aus allen. Ihre Zeit war endlich gekommen; sie verschwand, noch bevor das Jahrhundert endete.

Bis gegen 1575 war sie aber noch im alten Glanze und Ansehen. Sie prangte noch aus Seide oder Goldstoff (Taf. 66, 4, 5, 7, 9 u. 11) und war noch ebenso reich wie ehedem mit goldenem Netz oder mit Schnüren aus echten oder falschen Perlen umgeben. An den Schläfen hatte sie gewöhnlich zwei zuweilen recht ansehnliche Wülste, um das vordere Haar darin zu bergen, damit nicht hinten die Masse zu gross wurde (Taf. 66, 4, 5 u. 11). Denn das verbot die Krause und oben wollte das Barett Platz haben. So war man in Verlegenheit um Raum, wo man das Haar lassen sollte.

Andere Hauben

Neben der Kalotte waren, besonders bei Bürgersfrauen oder bei dem ehrwürdigen Alter, auch noch andere Hauben von grösserer Weite gebräuchlich, die luftig und faltig das ganze Haar umschlossen und bald aus Leinwand (Taf. 66, 1), bald auch aus Samt bestanden (Taf. 66, 2) und im Winter mit Pelz besetzt waren (Taf. 66, 12 u. 15). Ihr Schnitt schloss sich insoweit der Mode an, dass er auch von der Stirn zu den Ohren hin die beliebte geschwungene Linie der Kalotte beschrieb.

Bei den Männern war die letztere übrigens schon am Schluss der vorigen Periode verschwunden, sobald der Hut den Kampf gegen das Barett begann. Mit dem Jahre 1550 findet sich keine Kalotte mehr auf Männerköpfen.

Haar der Frauen

Die Haartracht der Frauen war übrigens um dieselbe Zeit auch nicht mehr an die Kalotte gebunden. Manche trugen zwei lange (nicht selten falsche und dann bestimmt blonde) Zöpfe auf dem Rücken, die je länger und besonders je heller, desto schöner waren (Taf. 66, 3, 13 u. 14). Daher wurden allerlei Künste des Bleichens und Färbens der Haare versucht, um die gewünschte

Blond beliebt

blonde Farbe zu erlangen. Es ist eigentümlich, dass von den Römern bis zur Allongeperücke das Blonde für schön und vornehm gilt. Auch heute noch hat es bei vielen einen Vorzug.

Haar besonders gepflegt

Als nun gar von 1580 an die Frauen das Haar häufig offen trugen und Hut und Haube ablegten, da galt es erst recht, mit seinem eigenen oder fremdem Haar zu prunken. Es wurde nun rund um das Gesicht rückwärts gelegt, durch Pomade und Klebstoffe unter sich verbunden und über Drähte gespannt, die ihm eine bestimmte Form gaben und erhielten. Bald lag es wie eine Wulst rund um das Gesicht (Taf. 65, 17), bald auch türmte es sich auf den beiden Stirnhügeln hörnerartig in die Höhe. Perlenschnüre, seidene und goldene Bänder und Borten wurden nicht dabei gespart, dazu kamen noch Diademe, Kränze und dergleichen (Taf. 66, 3).

Stuarthau

Gleichzeitig mit der Sitte des offenen Haares trat die Stuarthaube auf. Wie die Spitze des Leibchens am Kleide sich auf den gewölbten Reifrock legte, so legte sich die Spitze dieser Haube vorn auf die Wölbung der Stirn, zog sich dann nach beiden Seiten in grossen Bogen über die emporgekämmten Haare zu den Ohren hin und umschloss von hier an, dicht anliegend, den übrigen hinteren Teil des Kopfes. Ausbauschungen und spitze Schneppen waren die Grundtöne der damaligen Harmonie, wenn in jener Tracht von einer solchen die Rede sein könnte. — Die Stuarthaube war mit den kostbarsten Spitzen (vergleiche Taf. 69, 1) besetzt, mit Perlen gestickt und umsäumt und trug an der Spitze vorn auf der Stirn gewöhnlich irgend einen Schmuck. Der Stoff war Samt, Seide oder auch Goldstoff.

Barett

Am häufigsten aber wurde das Barett oder wie es nun gewöhnlich hiess, der Hut getragen, so dass auch jetzt die Frauenköpfe, wie schon in der vorigen Periode, denen der Männer ähnlich waren. Mit der wachsenden Krause musste der Rand des Baretts sich beschränken;

Wandlungen desselben

was man dort zusetzte, schnitt man hier ab und so wurde denn der Rand geschmälert bis auf die Breite eines Fingers (Taf. 66, 5, 7, 8, 13 u. 14). Gleichzeitig wurde auch die Weite so eingeengt, dass von einem Umschliessen des Kopfes keine Rede sein konnte, sondern nur noch von

einem Aufsetzen des Baretts oben auf den Scheitel. Es erreichte weder die Stirn noch das Hinterhaupt. Wohlweislich behielt man daher auch jetzt noch die Kalotte bei, um das Barettlein darauf befestigen zu können (Taf. 66, 5 u. 7) und es war sehr bezeichnend, dass gesagt wurde: die Hütlein sind so klein, dass sie kaum den vierten Teil des Hauptes bedecken und sehen aus, als ob ein Weib einen Apfel auf den Kopf setzen wollte und sagen: das ist ein Hut! — Dass bei diesem kleinen Rest einer Kopfbedeckung nicht mehr oder nur noch höchst selten von Schlitzen die Rede war (Taf. 66, 7), ist nicht zu verwundern, doch wollte man den Gegensatz zweier Farben nicht ganz aufgeben und umschlang daher den Hutkopf unten am Rande mit einer hellen Schnur, die entweder silbern oder golden oder auch aus Seide von ähnlicher Farbe war, indessen der Hut gewöhnlich aus Samt bestand. Auch steckte man wohl eine Feder in diese Schnur, gerade über der Stirn (Taf. 66, 7) oder man bestickte den Hut mit andersfarbiger Seide oder mit Gold- und Silberfäden.

sserste kleine- ung

der am Hut

Während man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts am Barett bei wachsendem Rande den Kopf immer mehr verkleinert hatte, bis er nicht selten ganz verschwand, so fing man nun in dieser zweiten Hälfte an, ihn wieder zu erhöhen. Damals Erniedrigung und Verbreiterung, jetzt Zunahme der Höhe und Abnahme der Breite. Um ihm Halt zu geben und die gewünschte Höhe ins Auge zu rücken, musste der Samt oder woraus der Hut sonst bestand, steif unterfüttert werden. Dabei wusste sich aber ein Prinzip der früheren Zeit, freilich sehr an unrechter Stelle, zur Geltung zu bringen. Damit bei aller Höhe sich eine gewisse Freiheit und Zwanglosigkeit darstelle, sollte der Hut faltig erscheinen, wie zufällig so geformt. Daher legte man ihn in feste Falten und verbreiterte zugleich den Boden, so dass ein solches Barett oder Hut, wenn es auf seinem Boden stand, aussah wie ein gefülltes Säckchen, das man eben im Begriff ist zuzuschnüren (Taf. 66, 5 u. 7), eine Form, an der die Schönheit auch nicht den geringsten Anteil hatte.

Barett erhöht

fut mit Falten

Weiter aber ging die Übereinstimmung zwischen Männern und Frauen nicht; hier lag ihre Grenze. Weder der eigentliche Hut, noch das hohe „spanische Barett", wie man das in den Hut verwandelte Barett zu nennen pflegte, fand bei der Frauenwelt rechten Anklang. Nur das niedrige schmale Barettchen oder Hütchen wurde getragen, und als um 1580 die offenen Haare und mit ihnen zugleich die Stuarthaube aufkam, ging jedes der Geschlechter seine eigene Strasse in bezug auf die Kopfbedeckung. Doch werden wir sie nach nicht gar langer Zeit schon wieder beide unter einem Hute finden.

aar der Männer

Die Männer machten an ihren Köpfen eine ähnliche Verwandlung durch. Mit der wachsenden Krause wich das Haar zurück und wurde gekürzt, so dass es rundum nur 1 bis 2 Zoll lang war. Vorn auf der Stirn kämmten es die Helden der Mode aufwärts (Taf. 67, 8) und bürsteten es auch wohl überall gegen den Wuchs, so dass es abstarrte. Dieses stimmte in Form und Wesen mit der Haartracht der Frauen seit 1580 überein. Solche Männerfrisur nannte man jetzt auch Kolbe, so dass also die Bedeutung dieses Wortes wechselte wie die Mode. Die weniger modische Welt trug es aber doch auch kurz, wenn auch nicht kolbig (Taf. 67, 3, 5, 6, 10 u. 11), und selten sah man noch ein Ohr, das vom Haar bedeckt war (Taf. 67, 4), obwohl sich einzelne durch längeres Haar am Hinterkopf auszuzeichnen bestrebten, eben weil es jetzt etwas Absonderliches war und zur Krause nicht passte.

Kolbe

Der Bart verlor zunächst seine beiden Ecken (Taf. 67, 5) so gut wie die Kuhmäuler, und wie diese sich in den spitzen Schuh, so verwandelte sich der breite Bart in den spitzen (Taf. 67, 1—4, 6 u. 11). Die Krause konnte kein Freund des Bartes sein, darum wurde er von beiden Seiten so lange geschmälert, bis die Wangen ziemlich nackt waren (Taf. 67, 8) und nur noch der Schnur- und Kinnbart übrig blieb (Taf. 67, 8 u. 11).

Bart

Wir haben die Umwandlung des Baretts nach dem Vorbild des spanischen Hutes vorhin bei der Kopfbedeckung der Frauen besprochen und dürfen uns hier darauf beziehen. Mit schmalem Rande, niederem Kopfe und kleinem oder mittelgrossem Boden behauptete es sich in den mittleren Ständen bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts. Die Herren der Mode aber gingen in der vorhin erwähnten Erhöhung des Kopfes und Vergrösserung des Bodens immer weiter, bis sie einen hohen steifen Kopf erzielt hatten (Taf. 67, 10 u. 11), dem oft sogar der Rand ganz fehlte oder mit Hilfe der Falten das sogenannte spanische Barett, das ebenfalls hoch und weit war, aber weich und formlos erschien. Es war lange Zeit die echte Modetracht (Taf. 67, 3 u. 8), bis gegen das letzte Jahrzehnt der Hut zur Alleinherrschaft kam.

Barett

Dieser war aber nicht mehr der alte Filzhut, wie er sich bei den Bauern noch bis jetzt erhalten hatte und von ihnen nun nach der Mode am Ende des Jahrhunderts umgeformt wurde, sondern es war der spanische Hut, oben zugespitzt, mit schmalem Rand, mit scharfkantigem kleinem Boden und ziemlich hoch (Taf. 67, 2 u. 5). Er war bald aus Filz, bald auch aus Samt und Seide oder aus Tuch. Der alte Hut hatte einen breiten Rand, runden Kopf und daher keinen eigentlichen Boden gehabt, war auch weit niedriger gewesen (Taf. 67, 6). Er fand aber jetzt bei den Vornehmen gar keinen und bei den Bürgern nur noch wenige Träger. Der steife spanische Hut überwältigte alles. Seitdem sind die Hüte bis heute Mode geblieben.

Hut spanisch

Gemeinsam blieb allen diesen Formen der Kopfbedeckung der Federschmuck fast bis zum Ende dieser Periode. Doch war er bescheidener und selten nur, vielleicht an Rittern oder Soldaten, sah man noch wallende breite Federn (Taf. 67, 1, 3, 7 u. 9). Gewöhnlich war es nur ein kleiner Busch (Taf. 67, 6 u. 8) oder einzelne kurze Federn, die man aufsteckte (Taf. 67, 2, 10 u. 11). Auch dies hörte gegen das Ende des Jahrhunderts auf und begann erst im dreissigjährigen Kriege von neuem.

Federn am Hut

Hut-Verschwendung

Welcher Luxus übrigens mit den Hüten getrieben wurde, ersieht man z. B. daraus, dass ein Adliger deren über 20 haben konnte mit gleichviel bunten Federn oder Federbüschen. Dementsprechend waren freilich auch die Kleider, die sich oft über ein Schock beliefen und deren Wert nicht nur im Stoff lag, sondern besonders im

**Schmuck.**

Denn dieser bestand ausser in Goldborten und dergleichen Stickereien (Taf. 66, 7 u. 16) besonders in den neu erfundenen feinen Spitzen oder auch in Perlen und edlen Steinen. Da man gleichzeitig grossen Wert auf schöne Linien legte, so mussten diese Verzierungen künstlerisch ausgeführt werden, und diese Arbeit wurde daher oft mit vielen hundert Talern bezahlt. Muster und auch Arbeiter liess man aus Italien kommen; Spitzen bezog man aus dem Erzgebirge, wo sie seit 1550 geklöppelt wurden.

Verwendung von Gold und Juwelen im Übermass

Gegen den Verbrauch von Gold, Perlen und Edelsteinen, wie er jetzt gebräuchlich war, trat aber alles andere in den Hintergrund. Die Juweliere waren auf der Höhe ihrer Entwicklung angekommen. Die wundervollsten, künstlichsten Arbeiten unserer Museen aus dieser Sphäre entstammen der vorliegenden Periode. Von Kopf bis zu Füssen musste die Kleidung des Vornehmen von Geschmeide blitzen. Männer wie Frauen hatten darin ein Streben. Zwar erreichten die Deutschen, auch ihre Fürsten nicht, niemals das Übermass, das hierin in Frankreich an der Tagesordnung war, aber an ihrem guten Willen zur Erreichung desselben fehlte es keineswegs. So erhielt eine Prinzessin von Preussen zur Hochzeit vier Halsbänder, im Werte von 3600—4500 M. jedes, Goldketten, Ringe und dergleichen für eine ähnliche Summe, wobei stets der damalige Wert des Geldes in Anschlag zu bringen ist, der etwa $^1/_4$ des heutigen betragen mochte. — Auch Adlige hatten bisweilen Schmucksachen von ungeheuerem Wert, wie hinterlassene Testamente und Inventare zeigen. Wenn jemand ein Hutband für fast 1500 M. trägt oder eine Goldkette mit Diamanten für 2000 M., so mag man sich von dem übrigen leicht einen entsprechenden Begriff machen. Halsketten waren etwas so gewöhnliches, dass nicht etwa nur die Vornehmen (Taf. 66, 7, 9 u. 17; 67, 8 u. 11), sondern auch die Geringeren solche anlegten, z. B. die Landsknechte (Taf. 67, 3 u. 10). Auffallend beliebt waren die Perlen, die man pfundweise an den Kleidern verwendete. Sie mussten überall glänzen, vom Hut bis zu den Schuhen, indem sie meistens zu Stickereien benutzt wurden. Sie sassen an den Hauben, Kronen, Kränzen und Diademen, auch an den Haarnadeln und Ohrgehängen, oder als Schnüre im Haar, um den Hals (Taf. 66, 16), um die Handgelenke; sie glänzten auf den Geschmeiden der Brust, des Gürtels (Taf. 66, 7, 16 u. 17), der Finger u. s. w.

Zu den besonders unentbehrlichen Putzsachen, die vom Fürsten bis zum Bürger gebraucht wurden, gehören

Handschuhe

auch Handschuhe und Schnupftücher. Sobald man das Haus verliess, wurden die Hände in ihre Kapseln gesteckt, und sobald man ins Zimmer trat, wurden sie wieder daraus hervorgezogen und die Hüllen in der Hand behalten (Taf. 66, 7). So war es Gebrauch bei Männern und Frauen, bei vornehm und gering, bei alt und jung. Bei Tisch und beim Tanze wurden sie nicht benutzt, und es gab daher grosses Aufsehen, als der affektierteste Modeheld seiner Zeit, Heinrich III. von Frankreich, in Wien dies doch tat. — Sonst trug ein Stutzer — wie man es in unseren Tagen noch sehen kann — den einen Handschuh halb angezogen, den anderen spielend in der Hand. Das war der allerfeinste Geschmack. Auch an den Handschuhen glänzten Perlen und Diamanten.

Wer aber solches nicht aufwenden konnte, der machte wenigstens den allgemeinen Gebrauch mit, die Handschuhe wohlriechend zu machen. Wohlgerüche waren jetzt überhaupt allgemein beliebt. Man verwendete sie bei Handschuhen, Schnupftüchern, Fächern, künstlichen Blumensträussern, bei Seifen und künstlichen Wassern, bei Kleidern und bei den vom Gürtel herabhängenden Riechkugeln. Man hatte eine Menge geheimer und bekannter Rezepte zur Anfertigung solcher Dinge, als Räucherkerzchen, Bisamäpfel, Riechkissen für Wäsche u. s. w. Man tauchte auch die Schnupftücher in wohlriechende Wasser und wischte damit öfter über das Gesicht, um die Haut dadurch zu verschönern. Auch Schminke wurde in Massen verwendet. Gleichen Schritt damit hielt der Bedarf an Kämmen, Bürsten, Büchschen etc.

Wohlgerüche

Schminke

Das Schnupftuch war wie der Handschuh eine Notwendigkeit geworden für beide Geschlechter, doch war seine Feinheit und Verzierung sehr nach den Klassen verschieden. Während nach dem Gesetz das Taschentuch der Dienstboten nur 1 M. kosten durfte, trugen die Adligen solche zu 4—5 M. Zwar waren Borten, Fransen und Quasten hier und dort verboten, aber ohne Erfolg. Man besetzte sie mit Goldborten, mit Perlen, mit Spitzen und stickte sie auf das sauberste. Auch farbige Taschentücher waren gebräuchlich; doch blieb die weisse Farbe die gewöhnlichste (Taf. 66, 15).

Schnupft

Auch der Fächer war schon keine Seltenheit mehr, blieb aber ein ausschliessliches Besitztum der Frauen. Der gewöhnlichste war der aus Straussenfedern verfertigte, der als Busch oder breiter Schirm an einem schön geschnitzten Griff sass. Er hing bisweilen an der Gürtelschnur. Daneben war auch ein anderer im Gebrauch, der wie eine kleine Fahne erschien und kaum einen Quadratfuss gross war. Er bestand meistens aus Strohgeflecht oder aus Zeug über einen Rahmen ausgespannt. Der geflochtene ist noch heute in Arabien und Ägypten sehr gebräuchlich, von wo er auch wohl damals seinen Ursprung haben mochte. Endlich war auch noch eine dritte Form im Gange, die später alle anderen besiegte und die wahrscheinlich aus China oder Japan stammt, nämlich die des zusammengefalteten Fächers aus Zeug oder Papier, wie wir ihn aus dem vorigen Jahrhundert herüberbekommen haben und wie er noch bei uns vorkommt.

Fächer

Der Schleier kam auch in dieser Periode in Deutschland noch nicht wieder zu Ansehen und Gebrauch, ob-

Schleie

gleich dann und wann eines gelben Schleiers erwähnt wird, der mit Gold- oder Silberborten besetzt war und von dem spanischen Hütchen herabwehte. Es sind das nur Ausnahmen von der Regel; diese kannte noch keinen Schleier wieder.

chleppe Ebenso blieb die Schleppe fern vom täglichen Leben und wagte nur bei grossen Hoffesten oder bei Hochzeiten als Gast zu erscheinen, wie sie bei solchen Gelegenheiten auch heute unter uns niemals fehlt. — Zu den wichtigsten

Spiegel Bedürfnissen gehörte aber noch der Spiegel, den Frauen sogar in kleiner Form am Gürtel trugen (vergleiche Taf. 70, 12). Auch die schon aus der vorigen Periode bekannten Taschen mit daran befindlichen Messern waren noch bei den Frauen im Gebrauch und hingen vom Gürtel herab (Taf. 66, 4, 11, 15 u. 16).

### b) Spanien.

Hier war der Ausgangspunkt der neumodischen Formen, und hier finden wir sie daher auch schon lange vor der Mitte des 16. Jahrhunderts. Im zweiten Jahrzehnt war auch in Spanien der Trieb nach Freiheit, innerer wie äusserer, erwacht, und tat sich auch in den Kleidern kund. Auch hier hatte man Schlitze eingeführt, aber das vorquellende Futterzeug oder Hemd wurde bald zurückgedrängt und der Schlitz geschlossen durch das niederbeugende Regiment des Herrschers, und ebenso wurde das hervorquellende Wort zurückgedrängt und die Lippen geschlossen durch die Inquisition. Straff waren alle Zügel angezogen: straff sassen die Kleider. Nichts sollte sich verbergen vor den Augen der heiligen Hermandad: nirgends durfte ein Fältchen sich zeigen: alles musste offenbar werden.

#### Die Kleidung

ist uns in ihren wesentlichen Merkmalen schon bekannt und wir haben hier nur genauer auf das einzelne einzugehen.

Hosen Was zunächst die Beinkleider, als das unterscheidendste Stück der spanischen von der deutschen Tracht, betrifft, so waren diese nun so eng, dass sie nirgends eine Falte warfen (Taf. 71, 1—5). Dabei kam ihnen die neu erfundene Strumpfstrickerei ausserordentlich zu Hilfe. Denn man hatte ja auch schon im vorigen Jahrhundert enge lange Beinkleider getragen, aber da sie vom Schneider gemacht werden mussten, so war doch ein völlig faltenloses Anschliessen von ihnen nie zu verlangen gewesen.

estrickte Hosen Jetzt wurde das ganz anders. Die gestrickten Beinkleider lagen dicht an wie die Haut und konnten vermöge ihrer Elastizität doch freie Bewegung gestatten, ohne zu reissen. Man verfertigte diese Trikots gewöhnlich aus Seide; die ersten in Frankreich soll Heinrich II. 1559 getragen haben, in England Heinrich VIII. schon 14 oder 15 Jahre früher; in Spanien, woher er sie erhalten hatte, waren sie wahrscheinlich eben aufgekommen. Bis dahin musste die Kunst des Schneiders ihr möglichstes tun, die Form des Beines

Strumpf in ihren Einzelheiten hervorzuheben. — Der Strumpf, der früher als die langen Trikots durch Stricken entstanden war, und der eigentlich die neue Erfindung veranlasst hatte, wurde von den Spaniern erst ganz spät angenommen, nachdem er bereits bei allen übrigen Nachbarn sich eingebürgert hatte. Er war eben der Feind der spanischen Tracht, welche diese Freiheit in der Trennung des Beinkleides am Knie nicht annehmen konnte, ohne sich selbst zu verleugnen. In Deutschland, wo der Strumpf als Repräsentant dieser freien Trennung entstanden war, wurde er auch am ehesten und weitesten verbreitet, und zwar schon gleich in den ersten Jahren dieser Periode. Er bestand aber anfangs aus Wolle oder Baumwolle, später erst aus Seide. Die Italiener und Franzosen und bald auch die Engländer nahmen diese Tracht auf. Letztere machten sogar einen wichtigen Erwerbszweig daraus und erleichterten bald dessen Anfertigung durch Erfindung des Stumpfwirkestuhls (Siehe unter d. England). Gewirkte Strümpfe

Über diese langen engen Beinkleider zog der Spanier ein Paar kurze sehr weite. Diese reichten nur von den Hüften bis auf die Mitte der Oberschenkel, waren ausgepolstert und mit breiten Vertikalbändern von anderer Farbe umgeben, ein Prinzip, das sie der landsknechtischen Pluderhose abgenommen hatten (Taf. 71, 2—5). Nur bei der schwarzen Tracht waren auch die Bänder schwarz (Taf. 71, 12). Puffhose

Das Wams mit seinem Gänsebauch konnte wegen der Hüftenwülste keine Schösse oder höchstens fingerbreite Anfänge zu solchen haben (Taf. 71, 2). Es war gewöhnlich rundum stark gesteppt und hatte statt der Schlitze kleine aufgesetzte oder aufgestickte Flecken von bunter Farbe (Taf. 71, 7). An den Knöpfen, die selbst sehr kostbar sein konnten, da sie zuweilen aus Edelsteinen bestanden, begleiteten oft Goldborten den Saum (Taf. 71, 11). An den Achseln lagen die schon bekannten Wülste, um mehr Breite zu erheucheln (Taf. 71, 2, 5 u. 7). Bei der unter Philipp II. gebräuchlichen schwarzen Tracht wurden die Schösse des Wamses länger, so dass sie fast die Puffen der Hosen bedeckten, wie denn um diese Zeit auch vom Hofe das lange enge Beinkleid als ein in Strumpf und Hose geteiltes angenommen wurde (Taf. 71, 12), so dass die Beinkleider aus drei Stücken bestanden: Strumpf, enges Unterbeinkleid und weite Puffhose. Gleichzeitig trugen die mittleren und unteren Klassen statt der beiden letzten Stücke nur eins: die deutsche Pumphose, die bei den Niederländern von jener Zeit an bis auf die neueste beliebt geblieben ist (Taf. 71, 7). Wams Schösse vergrössert

Der Mantel des Spaniers ist weltberühmt geworden, jenes kleine Mittelding zwischen Goller und Mantel, das weder das eine noch das andere war und sein sollte. Gewöhnlich aus doppelter Seide in zwei Farben, mit Streifen von Samt, mit Goldstickerei oder solchen Borten besetzt, war es das oberste und Hauptstück des Stutzers, der seiner Ziererei durch allerlei Arten es umzuschlagen volle Genüge tun konnte (Taf. 71, 5, 11 u. 12). Seine Länge schwankte von den Hüften bis zur Mitte des Oberschenkels, ebenso seine Weite. Bald deckte es nur notdürftig den Rücken, bald konnte man es vorn übereinander schlagen. Der Stoff scheint auch zuweilen feine Leinwand gewesen zu sein. Mantel

Übrigens, wenn auch selten, wurde auch in Spanien
Schaube die Schaube getragen, ebenso wie in Deutschland gekürzt und verengt, aber doch mit dem breiten Pelzbesatz bis ganz hinab (Taf. 71, 2). Die niederen Stände bedienten sich aber auch des langen Mantels mit Kapuze (Taf. 71, 9).

Über dem Kragen des Mäntelchens, der flach zurückfiel,
Krause erhob die Krause ihr künstliches Rund und umstarrte den Hals mit wohlgelegten Falten. Sie wehrte — und das passte zum spanischen Wesen — jede freie Kopfbewegung; starr musste das Antlitz nach vorn sich wenden, durfte nicht rück- und nicht seitwärts blicken. Denn was hätte daraus entstehen können, wenn man auch von der übrigen Welt hätte Notiz nehmen dürfen! Ebenso gehindert waren die Hände durch gleiche Krausen. Sind aber einem Volke erst Kopf und Hände gefesselt, dann hat seine Entwicklung Ruhe und Stillstand und ist nicht mehr zu fürchten.

Aber wie oft in der Geschichte sich ein gewisser Humor, der bisweilen recht bitter sein kann, bemerkbar macht, so auch hier. Dasselbe Volk, dass so körperlich
Waffen und geistig völlig geknechtet war, ging — in Waffen. Kein Spanier ohne seinen langen Degen! Selbst der gemeinste Handwerker trug einen solchen. Welch bittere Ironie! Sklaven in Waffen! Wie man Kindern Spielzeug
Gezierthheit des spanischen Wesens gibt, so hatten die Spanier an ihren wohlgedrechselten Lenden einen Stossdegen hängen, aber nicht abwärts, das wehrten die Polster, sondern gestürzt, horizontal (Taf. 71, 1, 3 u. 5). Gedrechselt! das ist das passendste deutsche Wort für diese ganze Tracht. Nicht nur, weil wirklich so vieles an ihr künstlich rund war: Krause, Schulterpuffen, Hüftwülste, Gänsebauch, Hut, sondern auch, weil mit diesem Ausdruck das Gezwungene, Steife, Gezierte bezeichnet ist. Gedrechselt war denn auch das ganze spanische Leben, was am deutlichsten aus der Sprache hervorgeht. Welch ein Schwulst von zierlichen Redensarten ist da im Gange! Welch ein lächerliches Gebaren von Höflichkeit ohne Wahl der Person (Don Quixote)! Noch heute ist der spanische Schafhirt „Ew. Gnaden“ und jeder Hausknecht ist „Herr“ (Don) und „erweist Gunst und Gnade“ u. s. w.

Dieses fiel auch schon den Zeitgenossen mächtig auf und sie ermangelten nicht, diese hohle gespreizte Weise zu bespötteln. Besonders die Niederländer, die denn auch Ursache genug zum Widerwillen hatten, liessen es nicht an Spott fehlen.

Frauentracht Die spanischen Frauen waren womöglich noch übler daran als die Männer. Denn indem diese doch nur äusserlich ihrer Gestalt etwas anzuhängen und vorzubinden brauchten, um der Mode zu genügen, mussten jene ihr ausserdem auch etwas nehmen. Es ging ihnen wirklich an Leib und Leben. Denn eine der entsetzlichsten Er-
Schnürbrust findungen war jetzt aufgetaucht: die Schnürbrust, und sie legte sich schon dem spanischen Mädchen in die Wiege und drückte es als Alp und von ihr konnte es nur erst frei werden durch das Totenhemd. Denn auch im hohen Alter musste die Spanierin sich schnüren. Wir sprechen hier natürlicherweise nur von den Vornehmen und ihren Nachahmern.

Geschnürt sein musste die Kleidung oberhalb der Hüften, dagegen aufgeblassen unterhalb derselben. Dort möglichst schmal, hier möglichst breit. Dazu verhalf der Reifrock (Taf. 71, 13), der das Kleid zur Glocke ausspannte. Reifrock
Es musste rundum den Boden berühren und die Füsse durften nicht sichtbar werden. „Eine spanische Königin hat keine Füsse“, soll die spanische Oberhofmeisterin der Königin Elisabeth geantwortet haben, als diese, die eben aus Frankreich herüberkam in ihre neue Heimat, von ihren Füssen gesprochen hatte, und sie dadurch in die Angst gestürzt haben, man werde ihr die ihrigen abnehmen.

Das Kleid reichte ganz hinauf bis an den Hals, wo die Krause darüber hinausragte, und hatte an den Achseln hohe Wülste. Übrigens waren die Ärmel eng anliegend (Taf. 71, 13). Über diesem Kleide lag gewöhnlich ein
Oberkleid, das sich bis zur Hüfte genau dem unteren Oberkle
anschloss, bisweilen oben einen Ausschnitt hatte, um das Unterkleid zu zeigen (Taf. 71, 13), oder vom Halse bis höchstens zu den Hüften geschlossen war durch Knöpfe, von da bis zu den Füssen aber offen blieb zu demselben Zweck, um das Unterkleid sichtbar zu machen (vergleiche Taf. 69, 1, 3 u. 4). Die Ärmel waren entweder eng mit Schulterpuffen — wenn diese nicht schon am Unterkleide Schulte
sassen; dann fehlten die oberen Ärmel auch wohl ganz — puffen
oder sie hingen in späterer Zeit nicht selten in grosser Weite fast bis zu den Füssen (Taf. 71, 13). Über dem Oberkleide lag der meistens sehr kostbare Gürtel, oft aus Perlen und dergleichen.

Beide Kleider waren übrigens mit Goldborten, Stickereien und Juwelen reichlich, wie in Deutschland, bedacht. Des Mantels bedienten sich die vornehmen Frauen selten, Mantel u. Mantil.
weil sie gern ihren Wuchs zeigten, der damit teilweise verhüllt worden wäre. Allenfalls bedienten sie sich der Mantilla, Bürgerinnen dagegen eines längeren Mantels, den sie auch über den Kopf legten, wie jene die Mantilla, sich aber auch oft ganz damit verhüllten. Diese

**Kopfbedeckung**

ist bei allen spanischen Frauen noch heute gebräuchlich, diejenige aber, welche der spanischen Tracht ihr Gepräge gab, war der Hut, hoch, steif, mit schmalem Rande und Hut
am Boden etwas zugespitzt (Taf. 71, 12). War er von Samt oder Seide, so war er häufig mit künstlichen Falten bedacht und unten mit einem mehr oder weniger breiten Bande umschlungen. Bei der schwarzen Tracht war Hut und Band schwarz (Taf. 71, 12), sonst war das Band oft aus Silber und Gold. — Die geringeren Stände blieben dem Filzhut treu und auch mehr der alten Form mit breiter Krämpe (Taf. 71, 7), auch wohl statt seiner einer Art Barett ohne Schlitz und ohne Krämpe (Taf. 71, 9). In manchen Teilen des Landes wurde aber auch dieser verschmäht und es hatten sich dort — die ersten ihrer Art in Europa — bereits besondere Volkstrachten im

heutigen Sinne des Wortes angesiedelt, so z. B. in den baskischen Provinzen. So trugen die Bauern in Biskaya noch die Gugel mit langem Zopf (Taf. 71, 8), dazu die kurze Bluse mit langen Hängeärmeln und Lederstrümpfe mit Riemen umbunden. —

yische uern

Statt des Hutes finden wir bei den höheren Ständen auch wohl das Barett, jedoch ohne Schlitze und meist auch ohne Federn, wie auch der Hut getragen wurde. Es war dann das hohe, schon beschriebene spanische Barett mit breitem, aufgetriebenem und hohem Kopfe, hutähnlich und mit künstlichen Falten (Taf. 71, 5). Der Rand war ebenfalls nur sehr schmal und der Stoff Samt oder Seide. Seine Farbe war dunkel und seine Form durch das unterliegende Drahtgestell ebenso unveränderlich als die des Hutes. Niedrige mützenähnliche Baretts waren sehr selten (Taf. 71, 2 u. 11).

Barett

Haar und Bart wurden wesentlich durch die Krause bedingt. Ersteres wurde über den ganzen Kopf kurz geschoren (Taf. 71, 2—5, 11 u. 12) und nur selten und nur in den unteren Ständen sah man mittellanges Haar (Taf. 71, 7 u. 9). Letzterer musste ebenfalls die Schere walten lassen, die ihn denn zunächst seitlich wegstutzte, dass er schmäler und schmäler wurde (Taf. 71, 1, 2, 4 u. 11). Schliesslich fand man nackte Wangen schön und der Bart blieb nur um Kinn und Lippen stehen (Taf. 71, 3, 5, 7 u. 12).

Haar

Bart

aar der rauen

Bei den Frauen rückte gleichfalls das Haar aus dem Nacken in die Höhe, um der Krause Platz zu lassen. Man befestigte es nun mit Nadeln oben auf dem Kopfe oder fasste es in einem kleinen Netze eng zusammen und setzte dann ein Diadem, einen Kranz (Taf. 71, 13) oder den Hut darauf, der ganz dem der Männer ähnlich war, nur dass ihm zuweilen die Grösse und selten die Feder fehlte. An dem Haar band man aber zuvor, noch unter dem Hut, den Schleier fest und liess ihn im Nacken hinabflattern. Der Hut war wie gesagt oft nur ein Hütchen, klein wie ein Bierglas und meist von Samt oder Seide. Selbst alte Damen trugen ihn so, aber dazu einen langen vorn zusammenreichenden Schleier, der sie völlig verhüllte. Ihnen war noch ein eigener Kopfputz vorbehalten, nämlich die Brille. An dieser erkannte man die Duenna wie einen Soldaten heute an der Uniform. Auch wohl noch, ausser dem grossen Schleier, an den breiten Schulter-Wülsten, dem grossen Reifrock und der Schleppe.

Schleier

Hut

Brille

### Die Fussbekleidung

hatte sich in Spanien wohl am frühesten verändert. Hier waren die Entenschnäbel oder Kuhmäuler schon lange vor der Mitte des Jahrhunderts gewichen und hatten einem voll umschliessenden Schuh Platz gemacht, der bis unter die Knöchel reichte und vorn in eine kurze Spitze auslief (Taf. 71, 1, 2, 4, 5, 7 u. 12). Er war seltsamerweise das einzige von allen Kleidungsstücken, das der menschlichen Form sich anschloss und nicht statt derselben eine künstliche einsetzte. Die Farbe war ebenfalls dunkel, doch auch der übrigen Kleidung entsprechend, rot, grün u. s. w. und gewöhnlich auch wie diese mit kleinen farbigen Flecken benäht (Taf. 71, 5 u. 7). — Bei den Frauen besonders waren sie häufig aus Seide und bei besonderen Festlichkeiten sogar weiss und mit Perlen und Spitzen besetzt.

uhe an-liessend

Frauenschuhe

Eine den spanischen wie den italienischen Frauen ganz eigentümliche Tracht waren beim Ausgehen hohe Unterschuhe aus Holz oder Kork, die aber nicht wie die des 15. Jahrhunderts den Zweck hatten, den Schuh zu unterstützen, sondern den, ihn vor Schmutz zu schützen und über die Grösse der Trägerin oft sehr bedeutende Irrtümer zu verbreiten, da manche diese Unterschuhe 60 bis 90 cm hoch getragen haben sollen, während die gewöhnliche Höhe nur 7 bis 8 cm betrug.

Unterschuhe aus Holz

Aber auch diese geringere Erhebung konnte nicht bloss dem schlechten Wege zuliebe benutzt werden, sondern wie in der Körperform, so war es vielleicht auch in der Grösse auf bestimmte künstliche Normen abgesehen. So breit, so hoch, so geformt muss der Körper sein! Das war spanische Freiheit. — Auch die ärmeren Frauen trugen sie, und zwar unverhüllt, indessen die Kleider der Vornehmen so lang waren, dass man von den Unterschuhen nichts wahrnahm. Jene trugen sie auch noch als diese sie längst wieder abgelegt hatten, weil ihr Gebrauch, wenn auch nicht bequem, jedenfalls bei schlechten Strassen und schmutzigem Wetter ein sehr nützlicher war. — Vornehme Frauen machten es sich daher leichter, indem sie sich auf der Strasse auf zwei Diener stützten, welche Stelle denn zuweilen auch ihre „ergebensten Diener", irgendwelche höfliche Herren, vertraten. Der Gang der spanischen Damen wird um diese Zeit oft als sehr zierlich und schwebend gerühmt; war dies vielleicht eine Folge der durch die Unterschuhe kräftiger gewordenen Fussgelenke? Der Fuss, im Zimmer wieder von der Last befreit, war nun um so mehr Herr über seine Bewegungen. Wir können diese Beobachtung bei uns im Winter machen, wo beide Geschlechter sich der Überschuhe bedienen.

Auch bei den ärmeren Frauen

Zwei Diener zur Stütze

Übrigens waren diese Unterschuhe aus Holz bei den Vornehmen sehr schön mit Seide, Samt oder Brokat an den Seiten überzogen, mit Quasten und Fransen besetzt und schön mit Silber oder dergleichen beschlagen. Oben wurde der Fuss durch einen Schuh oder auch nur durch Riemen gehalten.

Verzierung der Stelzen

### Schmuck.

Anfangs hatte die spanische Tracht dessen nicht entbehrt; ja, sie war damit ziemlich verschwenderisch umgegangen. Aber mit der Thronbesteigung Philipp II. änderte sich das mehr und mehr um. Die hellen Farben wichen, man trug am Hofe nur noch braun und schwarz, und allmählich sickerte diese Weise auch in die unteren Regionen über. Nur den Frauen liess man noch Farben, ihnen auch reicheren Schmuck (Taf. 71, 13). Bei den Männern wich er trotz der Reichtümer Spaniens. Goldene Halsketten und reich verzierte Waffen waren noch das einzige, worin der Spanier seine Lust am Golde zeigen konnte (Taf. 71, 2 u. 3). Als die schwarze Tracht durchdrang (Taf. 71, 12), wobei ausser den Krausen an Hals und

Farben verbannt

Händen alles schwarz war, da fielen sogar die goldenen Hutbänder und die goldenen Schwertgurte. Sie blieb aber nur Hoftracht. Philipp schrieb hier aufs strengste vor. Seine „Pragmatica" musste gehalten werden; kein Kavalier durfte Gold oder Silber tragen; keine Hofdame ein Kleid, das er nicht erlaubte. Die arme Elisabeth (Taf. 69, 12) kam von Versailles nach Madrid aus dem Tanzsaal ins Kloster.

Philipp II. Befehle

---

Diese spanische Tracht war es, die nun von 1550 bis 1600 auch in der übrigen westeuropäischen Welt Anklang und Nachahmung fand, bald mehr, bald weniger genau und treu. Wenn auch einzelne Formen sich hier und da umwandelten, so war doch das Prinzip derselben in diesem halben Jahrhundert das herrschende. Einzelne Stücke, z. B. die Krause verbreitete sich sogar bis Russland.

In Spanien selbst dauerte diese Tracht über ein Jahrhundert. Dort begann sie bereits um 1530 und endete erst nach dem 30jährigen Kriege, während in den Nachbarländern mit dem neuen Jahrhundert auch eine neue Tracht auftauchte.

Wenn in Deutschland die spanische Art durch ein eigentümliches Trachtenwesen lange bekämpft wurde und nur mit wenigen Ausnahmen selbst an den Höfen nie rein und ganz zur Geltung kam; wenn in Italien die Lebenslust neben der Kunst dem finsteren steifen Wesen der spanischen Tracht widerstrebte: so fand sie dafür in Frankreich und England desto getreuere Nachahmung; ja hier ging sie über sich selbst hinaus und leistete mehr, als sie in Spanien je zu träumen gewagt hatte. In England dauerte der Rausch zwar nicht allzulange, war aber immer heftig genug. Am tollsten wurden alle Übertreibungen dieser gezierten Tracht aber ausgeführt in

### c) Frankreich.

Hier hielt sich die spanische Weise sehr lange in Ansehen. Erst in dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts löste sich der Zauberbann, den sie über die Franzosen geübt hatte, und nun fingen diese an, zum Teil die freieren Formen der italienischen Tracht zu übernehmen oder selbst neue zu erfinden. Doch war beides nur beschränkt. Bei den Männern blieb dann nach und nach nur die Krause zurück, wurde auch allmählich kleiner und verschwand zuletzt; gleichzeitig verlängerte sich das obere Beinkleid bis ans Knie und das enge untere verwandelte sich in den Strumpf (Taf. 70, 1, 4 u. 14), während die Polsterung nach dem Knie hin abnahm.

Franzosen ganz spanisch

Von 1550—90 aber war die spanische Tracht in höchster Übertreibung und unbeschränkter Macht im Schwunge. Daher trugen die Hofleute, und wer sonst vornehm sein wollte, das gesteppte Wams mit den Schulterpuffen und mit einem Gänsebauch von zuweilen sehr reichlicher Ausdehnung (Taf. 69, 10, 13, 15 u. 16; 70, 1, 4 u. 11); dazu die gepolsterten Puffhosen von möglichster Kürze und Breite (Taf. 69, 7, 13, 15 u. 16; 70, 11) und lange enge Hosen darunter, die bis zu den Füssen gingen (Taf. 69, 2, 13, 15 u. 16). Unter Heinrich III. vertauschte man diese öfter mit kurzen engen Kniehosen und Strümpfen wie in Spanien unter Philipp II., so dass dann die Beinbekleidung aus drei Stücken bestand (Taf. 70, 11). Statt dessen aber findet sich auch in derselben Zeit schon die Verschmelzung der beiden Hosen, d. h. der ganz kurzen Puffhose und der engen Kniehose, in die weite Pumphose, die auch bis ans Knie reichte und gepolstert wurde. Sie wurde auch als Tracht des Hofes wie der Leibgarde genehmigt (Taf. 70, 1 u. 4) und galt lange Zeit unter Heinrich IV. ausschliesslich als Mode (Taf. 70, 14). Die Schweizergarde behielt dagegen ihre geschlitzte landsknechtische Tracht (Taf. 70, 2), trug aber doch dabei das spanische Barett mit schmalem Rand und ohne Schlitz.

Puffhose

Pumphose

Schweizergarde

Über dem Wams breitete sich am Halse anfangs unter Heinrich II. der mit Spitzen besetzte Kragen (Taf. 69, 13), später die Krause aus mit wohlgebrannten Falten (Taf. 69, 2, 15 u. 16). Diese wuchs unter Heinrich III. zu der Grösse einer ansehnlichen Schüssel heran (Taf. 70, 3, 4, 9 u. 11); der König selbst trug sie doppelt und unter ihr noch zwei oder drei grosse runde Kragen, wie sie später unter Heinrich IV. mit Spitzen besetzt ohne Krause getragen wurden (Taf. 70, 14). Überhaupt stand alle Torheit und Abgeschmacktheit der spanischen Tracht unter dem dritten Heinrich auf ihrer Spitze. Er überspanisierte noch das Spanische! — Er war die Karrikatur derselben, und so konnte es nicht fehlen, dass auch das völlige Gegenteil in ihm Platz hatte. Wenn der Spanier im Vollgefühl seiner Manneswürde mit Grandeza einherschritt, ohne viel rechts oder links über seine Halskrause hinauszublicken und die linke Hand am Stossdegen, mit der anderen auch jede Bewegung möglichst vermied, so glaubte Heinrich III., die Würde bestehe in der Unbeweglichkeit, und um daher dem Ideal noch näher zu kommen, sass oder stand er starr wie ein Bild aus Stein bei den Hoffesten und regte kein Glied. So am Abend. Am Vormittag aber zeigte er die Kehrseite dieses Wesens: da war seine wichtigste Tätigkeit die einer Wäscherin und Plättfrau oder des Friseurs und Barbiers. Denn über alles ging ihm die Lebensfrage, dass seine und seiner Gemahlin Halskrause richtig von seinen eigenen allerhöchsten Händen gewaschen, gestärkt, gekräuselt und gebrannt sei, dann, dass beider Haar genau gekämmt und gebürstet, wohlgesteift und richtig gefärbt sei. War dann noch vom Tage etwas übrig, so ordnete er geistreiche Unterhaltungen an, indem er sich als Weib kleidete mit nackter Brust, Stuarthaube, Halsbändern — Ohrgehänge trug er ohnehin — und die Hofdamen in Männertracht erscheinen liess. An seinem Bärtchen hatte er täglich wohl über eine Stunde zu tun. So der König der Franzosen: Jeder Zoll ein Narr!

Krause

Heinrich III. Torheiten

Unter Heinrich IV. waren die Beinkleider anfangs sehr dick gepolstert bis zu den Knieen (Taf. 70, 14), später aber liess man die Ausstopfung von oben nach unten allmählich an das Bein verlaufen (Taf. 70 4) und schwankte dann noch lange bis in die folgende Periode zwischen diesen beiden Arten hin und her. Die Schulterpuffen, die kurzen Schösse des Wamses und seine Polsterung wichen

Veränderung der Tracht unter Heinrich

auch nur sehr allmählich und behaupteten sich bis ans Ende des Jahrhunderts. Auch das Volk (Taf. 69, 10) liess nicht sobald von ihnen, obwohl es gern den Strumpf und die Kniehose, als eine äusserst bequeme Tracht, angenommen hatte.

Mantel

Das spanische Mäntelchen wurde am französischen Hofe womöglich noch kürzer als am spanischen getragen (Taf. 69, 13 u. 15; 70, 11); zuweilen war es auch mit Kapuze versehen (Taf. 69, 2).

chaube

Statt seiner sah man auch wohl die kurze enge Schaube, mit kurzen oder mit Hängeärmeln, auch noch mit Pelz verbrämt (Taf. 69, 5 u. 15; 70, 4). Soldaten und Volk trugen den Mantel auch wohl so lang, dass er bis an die

e Klei- bei den mten

Kniee reichte (Taf. 70, 3), sonst aber waren lange Kleider nicht gebräuchlich, und wo sie erschienen, kündigten sie schon aus der Ferne den Beamten an. Die Präsidenten des Parlaments, die Richter, die Universitätslehrer, die Ärzte, die höchsten Beamten der verschiedenen Verwaltungsbehörden: sie alle trugen lange Kleider, gewöhnlich den Talar bis auf die Füsse, mit weiten Armeln, und viele, z. B. die Kanzler und die Präsidenten, noch einen Goller aus weissem Pelz darüber, dazu ein kleines, steifes, plattes Barett ohne Rand (Taf. 70, 7 u. 8). Manche, z. B. die

Ärzte

Ärzte, trugen eine lange Tunika mit engen Ärmeln und darüber einen kurzen geschlossenen Rock ohne Ärmel, eine Jacke mit Armlöchern, darüber den Pelzgoller, und um doch auch der Mode ihr Recht zu tun und den Leuten, mit denen sie täglich verkehrten, zu Gefallen zu leben, die Halskrause (Taf. 70, 9). Auf dem Kopfe, der nach der Mode kurz geschoren war, sass ein kleines eckiges Barettchen.

Sonst war die Kopfbedeckung der Franzosen aber streng nach der spanischen Mode, ein mehr oder weniger

Barett

hohes Samtbarett mit schmalem Rande, goldenem Bande, mit Perlen bestickt und einer Feder an der Seite (Taf. 69, 13, 15 u. 16). So trugen es die Könige und ihre Höflinge; weniger Reiche begnügten sich mit geringerem Aufwand

Hut

bei gleicher Form (Taf. 69, 5). Oder man trug einen Hut gewöhnlich aus Filz, doch bei den Vornehmen aus Tuch, Seide oder Samt, dessen Kopf spitz zulief und dessen Krämpe bald schmäler, bald breiter (Taf. 69, 2, 7 u. 10; 70, 4 u. 14), zuweilen sogar ansehnlich breit war (Taf. 70, 3).

Haar

Das Haar wurde dabei so kurz als nur möglich getragen, und unter Heinrich III. dann auch so neumodisch in die Höhe gebürstet, dass eine Stuarthaube auch auf den Männerkopf passte. Es wurde strahlenförmig nach aussen gekämmt (Taf. 70, 9 u. 11), ganz entsprechend der Weiberfrisur, woraus dann unter Heinrich IV. die Haartracht hervorging, wonach es vorn von der Stirn aufrecht in die Höhe, auf einer Seite gescheitelt und übrigens mehr oder weniger glatt gehalten wurde. Vor allen Dingen fielen die Bürsten an den Schläfen weg (Taf. 70, 14).

Bart

Der Bart fand jetzt, was Pflege betraf, ein wahres Eldorado in Frankreich. Man kämmte und bürstete, man ölte und salbte, man steifte ihn durch Wachs und Pomade; kurz, er hatte die zärtlichste Wartung. Zwar kam er

nderung

dabei, wie ein Schosshündchen, immer mehr herunter, statt zu wachsen, aber was ihm an Fülle abging, gewann er an Wichtigkeit, wie einst die sibyllinischen Bücher. Endlich war gar kein Bart mehr vorhanden als der über den Lippen und unter dem Kinn. Der Vollbart, der einst alles galt (Taf. 69, 2, 13, 15 u. 16), war vergessen und nur sein Rest galt noch schön (Taf. 69, 5—8; 70, 1, 3, 4 u. 9). Dies geschah aber erst am Schlusse des Jahrhunderts.

In der Fussbekleidung war der Franzose gleichfalls modern. Die Schuhe gingen hoch am Fuss hinauf

Schuhe hoch und anliegend

und waren vorn und hinten noch mit höheren Zacken oder Bogen versehen, um das Anziehen zu erleichtern (Taf. 69, 6—8, 10, 13, 15 u. 16; 70, 1, 2, 4 u. 9). Dabei waren sie geschlitzt und vorn zierlich zugespitzt. Ihr Stoff war beim Soldaten und Bürger Leder und die Farbe dann braun oder schwarz (Taf. 69, 6—8), beim Höfling aber Seide, und die Farbe konnte dann sogar weiss sein (Taf. 69, 13 u. 15). Bei Heinrich III. und IV. wurden die Schuhe ausser den Schlitzen auch noch durch eine Rosette oben

Rosette auf dem Spann

auf dem Spann verziert (Taf. 70, 11 u. 14).

Auch in Frankreich, wie in Deutschland und Spanien, tauchten um diese Zeit, wie Vorahnungen dessen, was kommen sollte, neben den seidenen Schuhen der Höflinge vereinzelte hohe Reiterstiefel auf, die bis mitten auf die

Reiterstiefel

Oberschenkel reichten (Taf. 67, 6; 69, 5; 71, 3).

Wenden wir uns nun zu den

Frauen,

so finden wir auch hier dieselbe Übertreibung der spanischen Tracht wie bei den Männern. Der Reifrock

Reifrock

charakterisiert die ganze Erscheinung der Frau. Über dem Gestelle aus Draht, Fischbein oder eisernen Reifen breitete sich glatt und faltenlos der Stoff des Kleides aus und stellte ziemlich genau die Form einer Glocke dar, bis gegen das Ende des Jahrhunderts der Abwechslung wegen eine neue Form entstand, welche noch weit hässlicher war. Denn nun bildete der ganze Körper ein seltsames Gebäude; auf hoher Tonne des Rockes schwebte inmitten einer grossen Hüftkrause das schmale wohlgeschnürte dünne Leibchen und auf dessen Höhe, abermals von grosser Krause umgeben, der Kopf (Taf. 70, 12 u. 13). Vorher fehlte aber die Krause um die Hüften und nur der Rock quoll hier in vielen dicken Falten neben dem geschneppten Leibchen hervor (Taf. 70, 5, 6 u. 10). Wie der Reifrock in Frankreich am meisten Anklang fand, hier bis ins Übermass erweitert wurde und wie er auch einen französischen Namen trug (man nannte ihn sehr doppelsinnig und recht bezeichnend *vertugalle* oder *vertugade*, auch wohl *vertugadin* statt *vertugarde* oder *-gardien*), so hat er auch hier ohne Zweifel seinen Ursprung gehabt. Waren doch die französischen Frauen an aufblähende Drahtgestelle seit dem Kopfputz der Königin Isabeau gewöhnt. Stammt auch der erste Versuch der Verbreiterung der Hüften, und zwar durch Polsterkissen, als Parallele zu der Puffhose der Männer, wahrscheinlicherweise aus Spanien, so ist dagegen das Fischbein- oder Drahtgestell, d. h. der eigentliche Reifrock, jedenfalls französischen Ursprungs. Durch ihn gerieten die schüchternen Anfänge, sich durch Hüftpolster

oder, wie in Deutschland, durch eingenähten Filz unten im Saum zu verbreitern, bald in Vergessenheit.

Veränderungen in der Tracht

An der Spitze der französischen Moden standen seit dem Anfang dieser Periode die Prinzessinnen Elisabeth und Margarete, die Töchter Heinrichs II. Erstere (Taf. 69, 12) wurde 1559 die Gemahlin Philipps II., letztere 1572 diejenige Heinrichs IV. Sie formten zuerst nur einzelnes an der spanischen Tracht um, die bis dahin in ungestörter Herrschaft am Hofe zu Frankreich gewaltet hatte (Taf. 69, 1, 3 u. 4), später gingen sie weiter und erfanden neues. Auch die Französinnen hatten früher das eng anliegende geschnürte Unterkleid mit faltenlosem glockenförmigen Rock und gewöhnlich mit Schneppe, darüber das vorn offene Oberkleid mit hohen Schulterpuffen und kurzen Ärmeln getragen. Auch hier war das letztere vom Halse abwärts eine Strecke geschlossen (Taf. 69, 1 u. 3), höchstens bis zum Gürtel (Taf. 69, 4), und fiel von da ab bis zur Erde immer weiter vorn auseinander, um das Unterkleid zu zeigen (Taf. 69, 1, 3 u. 4; 70, 6). Statt der kurzen Puffärmel sah man bisweilen auch lange Sackärmel, wie sie an der Schaube gebräuchlich gewesen waren (Taf. 69, 3), selten einmal diese selbst als Oberkleid (Taf. 69, 14). Auch hier hatte die frömmelnde Sitte der Spanierinnen, einen weissen Strick statt des Gürtels umzubinden und vorn hinabhängen zu lassen, Nachahmer gefunden, aber sehr bald wurde auch hier wie dort und wie in Deutschland statt des Strickes eine Perlenschnur genommen (Taf. 66, 16 u. 17; 69, 1 u. 12; 70, 6; 71, 13). Später verwandelte sich diese in einen festen Besatz des Kleides aus Perlen, Gold und dergleichen (Taf. 70, 12 u. 13).

Elisabeth und Margarete, Töchter Heinrich II.

In allen diesen Dingen gingen Elisabeth und Margarete als Reformatoren vor. Besonders die letztere war es, die viele Jahre hindurch, bis zu ihrer Ehescheidung, so in Paris waltete, indessen die erstere schon 1559 nach Spanien in das erstarrende Hofleben zu Madrid und Aranjuez kam. Anfangs wurde nur am Kleide hier und da geändert, hier einige Schlitze oder der Ärmel geöffnet (Taf. 69, 12), dort eine Öffnung geschlossen. Aber bald wurde Grösseres unternommen. Es geschah ein Hauptschlag gegen das spanische Prinzip, als Margarete eines Tages mit offener Brust erschien und trotz allseitigem Widerspruch darauf beharrte, das Kleid mit einem Ausschnitt zu tragen, der sich hinten vom Halse nach beiden Achseln senkte und vorn quer über die Brust lief. Die Krause war schon einige Zeit zuvor gegen zwei bis vier (Taf. 70, 13), dann gegen einen breiten Spitzenkragen vertauscht worden (Taf. 70, 10), und dieser schmiegte sich willig in den weiten Ausschnitt ein, indem er wie ein breiter Fächer hinter dem Haupte sich ausdehnte (Taf. 70, 5 u. 6). Nun brach ein Zwiespalt aus und es entstanden Parteien für und wider die neue Tracht. Die Königin aber, die ihren schönen Busen nicht wieder verhüllen wollte, siegte doch so weit, dass die Hofdamen, die sich allen verschiedenen Zwischenstufen, dem geschlossenen hohen Kleide mit mehreren Spitzenkragen (Taf. 70, 13), dann dem ausgeschnittenen Kleide mit eingesetztem Kragen, der bereits vorn geschlitzt war (Taf. 70, 10), angeschlossen hatten, nun auch die letzte Stufe ohne Widerstreben beschritten, nämlich das Häkchen des Kragens oben am Halse zu öffnen und den ganzen Einsatz auf die Schultern zurückzuschlagen (Taf. 70, 6). Man besetzte nun den Ausschnitt rundum mit Spitzen und formte ihn anders, bald tiefer, bald schmäler u. s. w. (Taf. 70, 12). So wurde diese neue Tracht immer verbreiteter und war gegen das Ende des Jahrhunderts ziemlich allgemein in Frankreich.

Kleid offen am Halse

Spitzenkragen eingesetzt

Ähnlich willkürlich verfuhr man mit den Ärmeln. Während in Spanien der Armel seine Form behielt, änderte er sie in Frankreich fast von Jahr zu Jahr um, seitdem einmal der spanische Bann gebrochen war. Bald schlitzte man ihn (am Oberkleid) horizontal oder vertikal viele Male auf oder öffnete ihn von oben bis unten (Taf. 69, 12; 70, 10 u. 12); bald war er fest geschlossen und weit wie ein Sack, dazu ausgestopft mit Watte oder Werg (Taf. 70, 5), bald war es der alte Hängeärmel mit den langen Umschlägen aus Seide oder Pelz (Taf. 70, 6). Es war doch immer etwas Neues.

Ärmel verände

Die Schnürbrust wurde bei den Französinnen nicht weniger angewandt als bei den spanischen Frauen, eher noch mehr, dort auch aus Gehorsam und Unterwerfung gegen vorgeschriebene Formen, hier bloss aus Eitelkeit. Auch die Schneppe am Leibchen wurde immer mehr verlängert, so dass sie bis zur Mitte der ganzen Körperhöhe hinabreichte (Taf. 70, 10). Da das Oberkleid später meistens vorn geschlossen getragen wurde, so wurde es wieder Sitte, es an der Seite aufzuheben, um das Unterkleid sichtbar zu machen (Taf. 70, 5 u. 12).

Leibch mit Schnepp

Auch die Kopfbedeckung wurde durch Margarete mehrmals umgeformt. Zuweilen trug sie und ihr Anhang eine Haube, die der Stuarthaube glich, aber weiter zurücklag, so dass das Haar mehr gesehen wurde (Taf. 70, 6 u. 10), zuweilen eine Netzhaube in ähnlicher Form (Taf. 69, 14). Dann wieder trug man das Haar offen, bloss von goldenen Bändern umschlossen (Taf. 69, 12; 70, 5), oder nur am Hinterkopfe mit einem Netz aus Perlen oder Gold umgeben (Taf. 70, 12 u. 13). Man wechselte und änderte daran nach Belieben der Königin, während inzwischen die Stuarthaube im Gebrauch blieb (Taf. 69, 1 u. 3) und sogar beim Volke eine Art Nachahmung fand (Taf. 69, 9 u. 11), ebensogut, wie der offene Hals sie gefunden hatte. Es gab auch Hauben nach italienischer Art mit einer viereckigen, sich um den Kopf wölbenden Verdachung (Taf. 69, 4). Auch das spanische Hütchen wurde getragen, zuweilen so klein, dass es nur wie eine Obertasse erschien. Dabei fehlten aber doch die beliebten Federn nicht, denn solche mussten auch an den Hauben, auch noch am kleinsten Haarnetz stecken (Taf. 70, 10, 12 u. 13), und jede Art der Befestigung hatte ihren besonderen Namen. Auch der Schleier war in Ansehen, und man verstand sich seiner so vorteilhaft zu bedienen, dass er ebenfalls beim Volke ein unentbehrliches Stück wurde und eine Dienstmagd sich auch darauf einübte, ihn in der rechten Weise zu handhaben (Taf. 69, 9 u. 11).

Haube

Stuarthaube

Spanischer H

Feder am Ke

Schlei

Haar

Die Haartracht war zwar, wie man sich denken kann, bei so reformatorischen Bestrebungen ebenfalls vielen Wandlungen unterworfen, behielt aber immer das Hauptmerkmal, dass das Haar aus dem Gesicht allseitig rückwärts gekämmt wurde (Taf. 69, 12 u. 14; 70, 6, 10, 12 u. 13).

Schuhe

Was die Fussbekleidung betrifft, so war zwar gewöhnlich von ihr gar nichts sichtbar, aber sie genoss deshalb doch der grössten Aufmerksamkeit. Die Schuhe, bei den Vornehmen meistens aus Seide, bei Festlichkeiten aus weissem Atlas, wurden mit Stickereien und Spitzen bedacht und sogar mit Perlen und edlen Steinen verziert.

Strümpfe

Nicht geringere Sorgfalt wurde den Strümpfen zugewendet, die sich in Frankreich schnell viele Freundinnen und bald auch Freunde erwarben. Trug doch Heinrich III. welche mit der spanischen Puffhose zusammen, so dass er beiden Weisen sein Wohlgefallen zeigte (Taf. 70, 11). Die Damen hielten sehr viel auf einen glatt anliegenden Strumpf, die Hofdamen nicht allein deshalb, weil sie öfter in Männerkleidung dem weibischen König aufwarten mussten, sondern auch, weil es dann und wann Spiele und Aufzüge bei Hofe gab, in denen sie „als Nymphen", d. h. mit kurzen Röcken, die kaum das Knie erreichten, erscheinen mussten. Strümpfe und Strumpfbänder spielten eine grosse Rolle, freilich genau genommen nur die Beine, die darin sassen. „Ein schönes Bein" ist erst seit jener Zeit ein Gegenstand der Verehrung und unsere Balletfreunde dienen also einem Kultus, der am Hofe Heinrichs III. entstanden ist. Vorher war von den Beinen der Frauen gar keine Rede gewesen und jetzt konnte plötzlich eine Abhandlung geschrieben werden „über die Schönheit und den Wert eines „schönen Beines", indessen doch gleichzeitig „eine Königin von Spanien keine Beine hat." Die Gegensätze im Leben berühren sich und prallen oft aufeinander.

ndschuhe

Was wir bei den Deutschen von den Handschuhen gesagt haben, gilt hier womöglich in verstärktem Masse. Auch in Frankreich konnte ein anständiger Mensch nicht ohne Handschuhe auf der Strasse erscheinen (Taf. 69, 3 u. 13), dagegen zog man sie im Zimmer ab (Taf. 70, 3 u. 9). Die feinsten bezog man aus Spanien; die vornehmste Farbe war weiss, dann hellgelb; die häufigste war die Naturfarbe des Leders. Auch hier waren sie bei den Frauen häufig bestickt oder mit Perlen und dergleichen besetzt, immer aber parfümiert. Die Strafreden dagegen waren vergebens.

hnupftuch

Ebenso mussten die Schnupftücher wohlriechend sein, und die zur Verbesserung der Haut mit allerlei Medikamenten getränkten „mouchoirs de Venus" hatten einen grossen (wenn auch ganz unbegründeten) Ruf. Auch an ihnen waren Spitzen, Perlen und dergleichen verschwendet (Taf. 70, 6 u. 10).

Fächer

Auch der Fächer, besonders die früher erwähnte dritte Art aus Papier oder einem Webstoff, war sehr gebräuchlich (Taf. 70, 10 u. 12).

Maske

Wie bei der spanischen Duenna die Brille, so wurde bei der französischen Dame die Maske beliebt (Taf. 70, 12). Sie stand mit den Handschuhen auf ziemlich gleicher Stufe, indem sie auch beim Ausgehen angelegt wurde und auch wohl während eines Besuchs vor dem Gesicht blieb. Sogar in einer Sitzung des Staatsrats kam Heinrich IV. maskiert; seine Gemahlin Margarete dagegen, der es darauf ankam, sich sehen zu lassen, bediente sich nie einer Maske, nicht einmal, wie von einem Zeitgenossen betont wird, in der feierlichen Prozession, die zu Blois veranstaltet wurde.

Schmuck aller Art

An Schmuck liessen es die französischen Damen nicht fehlen. Im Haar Goldbänder, Diademe, Perlen, Netze (Taf. 69, 12 u. 14; 70, 5, 12 u. 13), auf der Stirn oben eine grosse Perle oder einen Edelstein (Taf. 69, 1 u. 12; 70, 12), daneben Hauben verschiedener Art mit Gold und Perlen besetzt (Taf. 69, 1 u. 14; 70, 6 u. 10), in den Ohren Ohrgehänge (Taf. 70, 6, 12 u. 13), um den Hals Ketten und Halsbänder mit grossen Geschmeiden auf der Brust (Taf. 69, 1, 3, 4, 12 u. 14; 70, 5, 6, 10, 12 u. 13), vorn am Kleide vom Gürtel bis zur Erde reichen Besatz aus Gold und Steinen (Taf. 69, 3 u. 12; 70, 12 u. 13) oder statt dessen den Gürtel selbst, den er darstellen sollte (Taf. 69, 1 u. 4; 70, 6); auch der von hier an goldener Kette herabhängende Spiegel fehlte selten (Taf. 70, 12): so schritt eine französische Dame einher und hatte gewiss oft wirklich eine „goldene Last" zu tragen, ebensogut wie die edlen Höflinge und Ritter „vom Orden des heiligen Geistes", den der elende geistlose Heinrich III. 1578 gestiftet hatte (Taf. 70, 11 u. 14; 78, 25) und der am blauen Bande ein goldenes Kreuz mit weisser fliegender Taube zeigte. Statt seiner, auch wohl mit ihm zugleich, trug der frömmelnde König zuweilen einen Korb mit kleinen Hunden und Affen an einem Bande um den Hals. Das war eine seiner liebsten häuslichen Unterhaltungen.

Spiegel am Gürtel

### d) England.

Nicht aus besonderer Liebe zu Spanien trug die gute Queen Bess und ihr Hofstaat die spanische Tracht vom reinsten Stil, aber aus ähnlichem Grunde war sie doch ins Land gekommen unter ihrer Schwester Marie Tudor, der Gemahlin des spanischen Philipp II. (Taf. 72, 16). Während deren fünfjähriger Regierung wurde, um den lieben Gespons zu ehren und ihm zu schmeicheln, alles möglichst spanisch eingerichtet. Nicht nur die Kleidung bekam spanischen Schnitt; nicht bloss die steife Hofetikette wurde in London angepflanzt: auch die Messe wurde wieder eingerichtet und ad majorem Dei gloriam wurden jede Woche ein paar Protestanten verbrannt. Besonders während Philipps Anwesenheit, die zum Glück nicht lange dauerte, mussten solche Festlichkeiten öfter vorkommen, denn wie die griechischen Götter nicht ohne den Opferrauch verbrannter Tiere, so konnte dieses Zerrbild eines Menschen nicht ohne den Rauch von hingeopferten verbrannten Menschen bestehen.

Marie Tudor

Als 1558 endlich der Tod das Leben der Königin und damit auch die Scheiterhaufen ausblies, beseitigte Elisabeth zwar gleich die Messe, behielt aber doch die spanische Tracht und das Hofzeremoniell bei. Wenn ihre Namensschwester in Spanien kein Kleid, wie erzählt wird, mehr als einmal trug, um den kargen finsteren Gemahl

Elisabeth

wenigstens durch die ungeheueren Kosten, die sich bei jedem Kleide auf mindestens 1200 Mark beliefen, dafür zu züchtigen, dass sie sich nach seiner Vorschrift tragen
Kleidermenge musste, so mag die englische Elisabeth es wohl nicht viel besser getrieben haben, da sich bei ihrem Sterben dreitausend Kleider vorfanden, unter denen viele waren, die Tausende gekostet hatten.

Auch hier also Reifrock, Schnürleib, Krause, Schulterpuffen bei den Frauen und Pumphose, Gänsebauch, Mäntelchen und Hut bei den Männern. Wir heben nur das Unterscheidende hervor.

Puffhose Die spanische Puffhose wurde hier in solchem Übermass getragen, dass man im Parlament die Sitze deshalb erweiterte (Taf. 73, 1, 5, 8 u. 9), der Gänsebauch so dick und so lang, dass er zuweilen die Puffhose fast verdeckte (Taf. 73, 3, 5, 8 u. 9). Der Stossdegen musste wie in Frankreich möglichst lang sein: je länger, je lieber! — Die Schulterpuffen wurden gegen 1560 sehr hoch, später jedoch mässiger getragen (Taf. 73, 1, 3, 4 u. 7). — Als
Strümpfe die Strümpfe aufkamen — Elisabeth erhielt die ersten 1561, sie waren aus schwarzer Seide — fanden sie hier grossen Beifall, ohne jedoch die Puffhose gleich zu verdrängen. Man vereinigte auch das Widerstrebende und trug Strümpfe, enge Kniehose und spanische Puffhose (Taf. 73, 8 u. 9). Erst später legte man die letztere bei Seite und stopfte die Kniehose aus (Taf. 73, 3 u. 4). Die Königin bemühte sich um die weitere Ausbreitung der
Strickerei gepflegt Strickerei und gegen 1580 waren schon die Bauern darin geübt. So wuchs mit der Verfertigung das Bedürfnis und wirkte zurück auf jene, bis endlich noch vor Beginn des 17. Jahrhunderts William Lee den Strumpfstuhl erfand und dadurch der Preis der Strümpfe sich bedeutend ermässigte.

Als Überkleid über dem Wams diente gewöhnlich
Spanischer Mantel das spanische Mäntelchen. Es musste sehr kurz sein (Taf 73, 5, 8 u. 9). Statt seiner trug das Volk die kurze
Schaube Schaube, deren sich auch des besseren Schutzes wegen, den sie gewährte, die Soldaten bedienten (Taf. 73, 3 u. 4), doch so, dass der Gürtel über derselben lag. Auch trugen diese wohl zuweilen ein Wams mit längeren Schössen (Taf. 73, 1). — Die lange Schaube kam nur noch als Amtstracht vor (Taf. 73, 7).

Krause Die Krause wurde anfangs aus Leinwand, dann aus Kammertuch verfertigt und schliesslich musste der Stoff so fein sein, dass man kaum die Fäden erkennen konnte. Eine grosse Angelegenheit war es, dass sie gut gestärkt war. Man liess niederländische Frauen kommen, die es wie eine geheime Kunst für schweres Geld lehrten. Man
Farbige Krausen trug auch gefärbte Krausen. Als nun aber nach und nach diese Kunstwerke nach allen Richtungen des Raumes zunahmen, denn Queen Bess liebte das (Taf. 73, 2—5, 8—11), so nahm auch gleichzeitig trotz des feinen Stoffes, der vorzugsweise aus diesem Grunde beliebt war, doch das Gewicht so zu, dass eine Unterstützung geschaffen werden
Krausen durch Draht gestützt musste. Diese wurde durch ein Drahtgestell erreicht, das man mit einem Spitzenkragen verhüllte (Taf. 73, 9). Abermals einen Schritt weiter — da liess man nach einiger Zeit die Krause fallen und behielt nur den standhaften Spitzenkragen, natürlich aber von entsprechender Grösse, Spitzenkrage bei. Es war also ein ähnlicher Vorgang wie in Frankreich, nur dass hier in England die Umänderung ohne Entblössung vor sich ging. Diese folgte aber später auch nach; gegen das Ende des Jahrhunderts ging die jungfräuliche Königin, wie sie einst in der Jugend gegangen Kleidung geschnitten war, mit tief ausgeschnittenem Kleide. Sie war auch in ihren letzten Jahren noch ebenso eitel wie in ihren ersten.

Die Frauenkleidung war der der Spanierinnen gleich. Ein Unterkleid aus kostbarem Stoff, darüber ein Kleid Oberkleid, bald vorn geschlossen, bald offen, womöglich aus noch kostbareren Stoffen, dazu Krausen an Hals und Händen und eine Stuarthaube (Taf. 72, 16; 73, 10) oder Haube ein spanisches Hütchen (Taf. 73, 2): das waren die Grundzüge, nach denen man sich richten musste. Die Stoffe waren bei beiden Geschlechtern von ausgesuchter Pracht, wie es scheint hier noch mehr als in Frankreich. Bürgersfrauen freilich trugen nur einfache Hauben aus Tuch oder Pelz; das noch um 1500 meist frei flatternde Haar Haar wurde zwar nicht verborgen, denn soweit gaben die Engländerinnen ihren Haarschmuck nicht auf, wohl aber zusammengefasst, gesteift, gekräuselt und über Drahtgestelle gelegt. Man zierte es durch Diademe, Netze, Goldringe oder Geflechte und durch ein Hütchen von Goldstoff oder Samt, das aber nur den Edelfrauen erlaubt war. Die Königin war streng; sie vollzog Kleider-Verurteilungen, die sie im Vorbeigehen aussprach, auf der Kleideraufsicht Stelle durch die ihr nachfolgenden Diener, welche z. B. ein zu langes Kleid gleich mit der Schere auf offener Strasse kürzten.

Die Kopfbedeckung der Männer hatte ebenfalls nichts Besonderes. Man trug Hüte und Baretts, jene bald Hut und Bart mit hohem, spitzem Kopf und breiter Krempe (Taf. 73, 8), bald, z. B. bei den Soldaten, mit niedrigem Kopf oder schmaler Krempe (Taf. 73, 1 u. 3), bald fast ganz ohne Krempe (Taf. 73, 5); diese, die Baretts ebenfalls in verschiedenen Formen, teils platt nach der alten Art (Taf. 73, 7), teils höher, mehr der spanischen Form zugeneigt (Taf. 73, 4). Auch die Ritter des Hosenbandordens trugen jetzt faltige Samtbaretts mit Federbusch (Taf. 73, 11). Federn und Federbüsche waren überhaupt auch in England beliebt (Taf. 73, 1, 4 u. 5).

Das Haar trugen die Hofherren nicht allzu kurz Haar und und wohlgekräuselt, den Bart nach der Mode (Taf. 73, 8, 9 u. 11).

Auch in der Fussbekleidung folgten die Engländer und Engländerinnen der spanischen Weise. Der Schuh Schuh musste den ganzen Fuss umschliessen, vorn etwas am Spann hinaufreichen und war geschlitzt oder mit bunten Flecken besetzt oder besteppt (Taf. 73, 1, 3—5, 8 u. 9).

Handschuhe (Taf. 73, 7 u. 11), Schnupftücher, Handschuhe Fächer und Masken waren auch hier beliebt, daneben aber besonders die Spiegel, welche, wenn sie nicht am Gürtel Spiegel hingen, wie bei ihren Nachbarinnen, nicht selten mitten

in die Fächer der Damen eingesetzt waren, so dass sie leicht gehandhabt werden konnten, ohne Aufsehen zu erregen. Auch die Herren trugen welche in der Tasche, um ihre Bärtchen oder Locken beschauen zu können. Bei den Ladies waren die Masken sehr beliebt und gebräuchlich: sie waren aus Samt.

Schmuck

An Schmuck fehlte es auch hier zu Lande nicht. Goldene Ketten um den Hals (Taf. 73, 2, 7 u. 8), goldene Borten oder Stickereien an den Kleidern (Taf. 73, 2, 8—10), goldene Ringe, Perlenschmuck und dergleichen wurde im Übermass zur Schau getragen. Die Engländer waren wegen ihrer Prachtliebe sogar bei den Nachbarn berühmt, wie ihre Frauen wegen weisser zarter Haut. Die letzteren sind dies bekanntlich noch heute. Damals erzählte ein Zeitgenosse von ihnen, dass sie diese Zartheit durch öfteren

aarpflege

freiwilligen Aderlass erzielten. — Das hellblonde Haar war auch hier das beliebteste und wo die Natur solches versagt hatte, half die Kunst nach, entweder durch Bleichen, Färben, Einsalben und dergleichen oder durch eingeflochtenes oder aufgelegtes falsches Haar. War doch die Fama sogar so keck, sich bis an das gesalbte Haupt der Königin zu wagen und ihr Haar anzutasten als solches, das nicht auf diesem hehren Boden gewachsen sei. Wäre dem auch so, und das Gerücht hätte Wahrheit geredet, so folgte sie nur einer höheren Herrscherin, der Mode, wie eine grosse Zahl der Ladies nun ihr folgten. Sie ging diesen dann als Landesmutter nur mit einem Beispiele voran, wie man rasch zum ersehnten Ziele komme! In mancher Hinsicht war dies Beispiel freilich durchaus nicht nachahmenswert, denn sie war in der Wahl ihrer Mittel nicht gerade ängstlich, wenn es sich um Befriedigung ihrer

lisabeths

Launen handelte. Ihre Kleiderpracht — da uns diese hier

arderobe

zunächst angeht — war über alle Begriffe. Es ist aus damaligen Dokumenten festgestellt, dass sie 1601 — sie war damals 68 Jahre alt! — folgenden Kleidervorrat besass: 67 Kleider ohne Schleppe, 100 Kleider mit Schleppe, 99 Staatskleider zu Hoffesten, 102 französische Kleider, 126 Gewänder in antikem Schnitt, 136 Leibchen, 125 Röcke, 96 Mäntel, 85 Überwürfe, 18 Mantillen, 13 Schürzen, 27 Fächer, 9 Paar Pantoffeln etc. Mit jedem Jahre wurde sie hoffärtiger; je älter, desto eitler! So begreift es sich, dass sie bei ihrem Tode 3000 Kleider hinterliess. —

### e) Italien.

Wenn wir von den spanischen Besitzungen, Mailand und Neapel, wo freilich die spanische Tracht vorherrschend war, absehen, so finden wir in Italien die freieste und selbständigste Tracht dieser Periode. Kunst und ungezwungene sorglose Lebensweise waren die Faktoren, denen dieses Produkt zugeschrieben werden muss. Zwar war die erstere nicht mehr in ihrem höchsten Glanze — Raphael war lange tot —, aber auch ihre letzten Atemzüge waren noch stark genug, die spanische Überflutung zu verhindern.

ngsames

ndringen

r spani-

en Tracht

Zwar trugen die Männer, im grossen ganzen angesehen, spanische Tracht, aber mit Vermeidung aller hässlichen Ausartungen und sie trugen sie erst spät, nicht schon um die Mitte des Jahrhunderts. Noch kurz nach derselben finden wir, besonders in Venedig, die Erinnerungen an die vorige Periode (aus dieser: Taf. 77, 8 u. 12 nach Solario und Raphael) lebendig in der Tracht. Noch gibt es hin und wieder bei beiden Geschlechtern Baretts (vergl. Taf. 77, 8 u. 12), ausgeschnittene Kleider, bei den Frauen ohne Verhüllung des vorderen Halses (Taf. 78, 1—4, 7—11), bei den Männern mit hoch hinaufreichendem Hemde und Andeutung der Krause, die Ärmel noch weit und häufig geschlitzt wie früher (Taf. 78, 1—11), keinen Reifrock und keine Schleppe bei den Frauen, keinen Gänsebauch und keine Hüftwülste bei den Männern, dagegen bei diesen ein Wams mit langen Schössen bis fast ans Knie und einen weiten langen faltigen Mantel über den Schultern. Allmählich drang im zweiten Jahrzehnt dieser Periode die spanische Tracht selbst in Rom und Florenz und schliesslich auch in Venedig durch; in Mailand und Neapel herrschte sie längst unumschränkt, so

Endlicher Sieg der spanischen Tracht

dass selbst Kinder so gingen (Taf. 77, 13 u. 15), in den übrigen Städten musste sie ihre Torheiten aufgeben, ehe sie Einlass fand. Nun trugen auch hier die Männer das kurze Wams, doch ohne Gänsebauch (Taf. 77, 1), die langen engen Beinkleider mit Pumphosen darüber, doch ohne bedeutende Ausstopfung (Taf. 77, 1). Auch das kleine Mäntelchen eigneten sie sich an und das kleine Hütchen oder Barett, doch auch dieses niedrig und mehr der alten Form noch verwandt (Taf. 77, 1). Die Krause am Hals war stets mässig, ebenso die an den Händen nur klein, beides auch zuweilen durch den umgeschlagenen Hemdsaum ersetzt. Die Schulterpuffen wurden ganz weggelassen, das Haar aber gekürzt und der Bart seitlich gestutzt, so dass er dem spitzen spanischen Bart nahe kam (Taf. 77, 1 u. 10).

Frauen

Die Frauen nahmen dagegen die Schulterpuffen an, wenn auch nur von unbedeutender Höhe (Taf. 77, 15; 78, 6, 8 u. 9), und folgten ebenso wie die Männer der spanischen Haartracht. Auch hier war das Losungswort:

Haar

Arriba! aufwärts! — Aus Stirn und Nacken wurde das Haar hinaufgewöhnt, dem Scheitel zu (Taf. 78, 5 u. 8 bis 10); dort aber hörte die Vorschrift auf und die Freiheit und Laune der einzelnen hatte hier offenes Feld und freie Hand. Bald war das ganze Haar am Hinterkopf zusammengerollt (Taf. 78, 3, 5 u. 6), bald das vordere auf beiden Seiten der Stirn hörnerartig („à la lune") in die Höhe gekämmt, bald wulstartig gelegt, das Gesicht einrahmend u. s. w. (Taf. 77, 6 u. 15; 78, 8—10).

Blond gilt als schön

Auch hier galt blond für die schönste Farbe des Haares, und auch hier künstelte man, besonders in Venedig, und wie manche Bilder (siehe Hefner) beweisen, nicht ohne Anstrengung, diesen Besitz zu erlangen. Zu dem Ende setzten sich die Sehnenden mit einem sehr grossen Strohhut, dessen Boden ausgeschnitten war, in die Sonne, zogen durch die obere Öffnung das Haar nach aussen und breiteten es über dem Hutrande aus, so dass es nach allen Seiten hinabfiel. Nun wurde es — wie die Leinwand auf

Bleichen des Haares

der Bleiche — fleissig genässt, freilich nicht mit Wasser,

sondern mit künstlich zubereiteten Essenzen, die ihm die Farbe nehmen sollten, bis es auf blond herunterkam. Eine sonderbare, gewiss nicht allzu angenehme Sitzung — stundenlang, tagelang im Sonnenbrand zu verharren, jedoch! was tut man nicht, um der lieben Eitelkeit zu fröhnen!

Hatte man sich aber um das Haar so viele Mühe gegeben, so wollte man nun auch den Erfolg sehen lassen, also selbst welchen ernten: man trug es unbedeckt (Taf. 78, 1—11), ja sogar frei flatternd (Taf. 78, 1 u. 7) wagten es manche zu zeigen. Nur Perlenschmuck, Nadeln oder dergleichen wurde nebst dem Schleier angebracht (Taf. 77, 6), auch wohl dieses noch verschmäht (Taf. 77, 15) und alle Reize nur vom Haar erwartet (Taf. 78, 3, 5 u. 9). Der Schleier fehlte selten; er wurde zugleich als Mantille benutzt (Taf. 78, 1, 4, 8—10). Dagegen blieben Hüte und Hauben fern von dem künstlichen Bau, den die zarten Hände da oben errichtet hatten, und erschienen nur höchst selten (Taf. 78, 6).

Schleier

Hut selten

Der Hals war anfänglich noch ganz offen getragen worden (Taf. 78, 3 u. 4), dann verdeckte man hier und da den Ausschnitt des Kleides durch ein feines Hemd mit kleinerer oder grösserer Krause (Taf. 77, 15; 78, 1 u. 8); auch rückte das Kleid wohl über die Achseln, nicht aber bis an den Hals hinauf. Man liess den Ausschnitt vorn bestehen (Taf. 78, 4). Bald dann, in den siebziger Jahren, öffnete man, wie wir schon bei Margarete von Frankreich erwähnten, vorn den Schluss des Kragens und legte diesen auf die Schultern zurück und so entstand der fächerförmige Spitzenkragen, den wir schon kennen (Taf. 77, 6; 78, 2 u. 10). Diese Tracht scheint sich von Venedig aus über ganz Italien (ausgenommen Mailand und einige andere Städte, zum Teil auch Neapel und Sizilien) verbreitet zu haben; nach Deutschland kommt sie erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts. In Mailand u. s. w. blieb bis dahin die Krause gebräuchlich, wie denn dort auch der Reifrock mehr Anklang fand.

Ausschnitt des Kleides

Spitzenkragen

Krause

Sonst aber liebten die Italienerinnen, durch ihre Künstler an Faltenwurf gewöhnt, faltige Kleider, und gaben auch der Schnürbrust nur eine beschränkte Anwendung. Die spitze Schneppe blieb meistens verschmäht; man schweifte allenfalls das Leibchen vorn etwas nach unten aus (Taf. 78, 2 u. 10). Auch das steife Aussehen eines rundum aufstehenden Rockes missfiel ihnen, lieber liessen sie eine kleine Schleppe hinten nachschleifen (Taf. 77, 6; 78, 5, 6 u. 8). Als Oberkleid trugen sie das schon beschriebene weite Kleid, das der Schaube ähnelte (Taf. 78, 1, 4 u. 5). Hier tat es dies oft noch mehr als sonstwo, da die Italienerinnen es häufig auf die Achseln zurückschlugen, um dem schönen Spitzenkragen Platz zu machen (Taf. 77, 6; 78, 5). Mit dessen Eröffnung war die des Oberkleides von selbst bedingt. So war es nun von oben bis unten offen und fiel mit seinen weiten Ärmeln frei und faltig auf den Boden herab (Taf. 78, 4 u. 5). In den spanischen Provinzen, wo die Krause sich erhielt, blieb man auch dem anderen Oberkleide treu, das vorn entweder ganz oder zum Teil oben, und wenn auch nur dicht am Halse, geschlossen war (Taf. 77, 15; 78, 9), und bald enge, bald weite Hängeärmel, bald kurze, bald Sackärmel hatte. Hier kam auch wohl eine ganz kurze Schaube mit Puffärmeln vor, die dicht um den Hals schloss und kaum bis zur Hüfte reichte (Taf. 78, 6).

Schneppe selten

Schleppe

Schaube

Auch in der Fussbekleidung hielten die Italiener ziemlich gleichen Schritt mit ihren Nachbarn in Deutschland und Frankreich. Man hatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Entenschnäbel getragen, aber dieselben sehr bald gegen den zugespitzten Schuh vertauscht. Dennoch scheinen sie sich in mancher Amtstracht noch einige Zeit erhalten zu haben, da z. B. das Bild der venetianischen Herzogin noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts solche zeigt (Taf. 77, 6).

Schuhe

Eigentümlich ist aber besonders den Italienerinnen der Gebrauch der hölzernen hohen Pantoffeln oder Stelzen, deren wir bereits früher gedachten. Italien war ihr rechtes Vaterland; hier wurden sie von alt und jung, von hoch und niedrig getragen. Frauen der niederen Stände verlängerten darum die Kleider nicht; bei ihnen sah man die hohen Unterschuhe ganz deutlich, und sie trugen sie weit häufiger als die vornehmen Damen, zugleich auch höher, wohl einfach darum, weil ihr Leben sie mehr auf die Strasse nötigte als diese. — Während jene bisweilen Unterschuhe von 30 cm Höhe trugen, sind dieselben bei den Frauen der vornehmen Stände gewöhnlich nur 8 bis 10 cm hoch. Die Höhe der Pantoffeln stand also mit der Höhe des Standes nicht im geraden, sondern im umgekehrten Verhältnis, die eine konnte als Komplement der anderen für eine gewisse Grösse gelten. Daher trugen z. B. die öffentlichen Dirnen Unterschuhe, die über 15 cm hoch sein mussten und welche die Füsse nicht verdeckten. Die der vornehmen Frauen waren aber oben mit einer Vertiefung versehen, worin der Fuss in besonderen Schuhen untergebracht wurde. Dass diese Pantoffeln mit feinem Leder, mit Seide oder Samt bespannt, mit Silber oder Gold beschlagen, mit Spitzen oder gar mit Geschmeide besetzt waren, erwähnten wir wohl schon früher. Auch die mehr oder weniger schöne, zierliche Form derselben unterschied schon die Stände. — Neben den Italienerinnen fanden die Pantoffeln bei den Spanierinnen den meisten Anklang, blieben dagegen in Deutschland, Frankreich und England nur auf einzelne Fälle beschränkt.

Unterschuhe aus Holz

Höhe der Stelzen

Verzierung derselben

An Schmuck fehlte es auch den Italienern und ihren Frauen nicht, aber sie bekannten selbst, dass sie dessen weit weniger bedürften als die Franzosen und doch ebenso glänzende Resultate erreichten, da sie ihn besser zu verwenden wüssten. Dies galt sowohl von den Geschmeiden, die sie anlegten, als auch von dem Schmuck, der auf der Kleidung befestigt war. In diesem letzteren gaben sie sogar den Ton an, so dass Franzosen und Deutsche die Borten, die Muster der Stickereien und sogar die Arbeiter selbst aus Italien kommen liessen. Die Italiener hatten jetzt noch den besten reinsten Geschmack. — Halsbänder und Halsketten fehlten nicht (Taf. 77, 6 u. 15; 78, 1—11),

Schmuck

ebensowenig Ohrgehänge, Gürtel, Ringe u. s. w. Wer nicht, wie die Herzogin in Venedig, gezwungen war, eine Mütze zu tragen (diese war der des Dogen ähnlich; Taf. 77, 6, 9 u. 10), der trug nur Perlen oder edle Steine im Haar (Taf. 78, 8 u. 10). Kostbare Stoffe waren beliebt und gebräuchlich. Handschuhe, Schnupftuch, Fächer und Maske sind hier zum Teil früher als irgendwo in Gebrauch, z. B. das Schnupftuch und die Maske gewiss; jedenfalls keins von den vieren später als in den Nachbarländern (Taf. 78, 1—11). Auch wurde Italien, das sehr schnell der neuen Erfindung des Strumpfes sich bediente, dadurch das Vaterland des neumodischen Tanzes, wie wir ihn noch heute kennen, und diese Periode war die Zeit seiner Entstehung. Von Mailand aus kamen sogar Professoren der Tanzkunst nach Paris; man tanzte nach akademischen Regeln; es wurden grosse illustrierte Werke über diese Kunst geschrieben. Es entstanden jene Ziele jugendlicher Sehnsucht — die Tanzstunden.

zkunst

## 2. Kriegstracht.

Noch existiert keine Uniform, aber es regen sich die ersten Anzeichen derselben in kleinen Momenten. So wird es z. B. Gebrauch, dass die Offiziere Schärpen tragen; dieselben sind oben geknüpft seit 1560 (Taf. 67, 7; 71, 4); so wird den verschiedenen Truppengattungen ein und dieselbe Bewaffnung, z. B. Bandeliere, vorgeschrieben. Aber die Farbe und Form ihrer Kleider stand im eigenen Belieben, wie man denn nur an die Landsknechte zu denken braucht, um dies zu begreifen. Auch hatte der einzelne Soldat selbst für Kleidung zu sorgen, und so war an Übereinstimmung gar nicht zu denken. Natürlicherweise folgte er nun überall der Mode; der Landsknecht ging ihr ja sogar voran. Daher finden wir die Soldaten in Deutschland in der Pluderhose (Taf. 67, 1, 3, 7 u. 10) oder in der deutschen Pumphose, die bis ans Knie reicht (Taf. 67, 2 u. 5), in den übrigen Ländern in dieser oder in der spanischen Pumphose (Taf. 69, 6—8; 70, 1—3; 71, 7; 73, 1, 3—5). Dementsprechend sehen wir die Hüte oder Baretts und ebenso die Schuhe. Auch die Krause fehlte nirgends.

ärpen ffiziere

eidung igleich

Unter den

### Schutzwaffen

nahmen die verschiedenen Teile der Eisenrüstung immer noch eine wichtige Stelle ein. Die höchsten Führer, Fürsten und Ritter gingen auch jetzt zuweilen noch in ganzer geschlossener Rüstung (Taf. 67, 9; 71, 10). Solche wurde, bei den Fortschritten der feinen Schmiedekunst, häufig mit Gold eingelegt und auf solche Weise höchst kostbar. Gewöhnlich aber bedienten sie sich auch, wie die meisten Anführer, nur des Helmes, des Brust- und Rückenpanzers und der Hüftstücke (Taf. 67, 7; 69, 6 u. 8; 71, 3 u. 4). Man liess gern die Arm- und Beinschienen fallen und gönnte den Gliedern freiere Bewegung. Dass der Panzer dem Gänsebauche zuliebe sich vorn erweiterte, sagten wir schon; ebenso taten die Hüftklappen den Bauschhosen zuliebe.

tüstung

hliches chwin- len

Sonstige Schutzwaffen — wenn wir nicht den Gänsebauch selbst nennen wollen, der einen nicht zu verachtenden Brustpanzer bildete — waren nicht im Gebrauch ausser dem Schild. Er fand sich noch bei Franzosen und Engländern (Taf. 69, 8; 73, 1 u. 3); bei den Deutschen war er durch die Landsknechte, die lieber ohne Schild fochten, in Vergessenheit gekommen. Während so im ganzen und grossen die Schutzwaffen sich verminderten, wurden die

### Angriffswaffen

durch das Feuerrohr immer vollkommener und gefährlicher. Dieses wurde bereits in drei Formen verwendet: als Kanone, als langes Gewehr für zwei Hände und als kurzes Gewehr, Pistole, für eine Hand. Feuerwaffen

Die Kanonen oder Kartaunen mit ihrer Mannschaft bildeten die „Archiley“ oder „Arkeley“. Man hatte auch bereits kurze Geschütze, Mörser, aus denen man mit steinernen Kugeln schoss. Nach dem Gewichte dieser Kugeln wird in Deutschland noch bis heute der Mörser benannt; so heisst der ein 24pfünder, dessen steinerne Kugel 24 Pfund wiegt, obwohl man sich solcher Geschosse längst nicht mehr bedient und die jetzigen derselben Kanone 59 Pfund wiegen. Kanone

Das lange Gewehr mit dem Luntenschloss fand mehr und mehr Verbreitung, und die Musketiere wurden der wichtigste Teil der Infanterie (Taf. 67, 1; 69, 6; 70, 1). Die Munition hing als Patronen an dem Bandelier in 10 bis 12 Holzbüchschen; mehr Schüsse konnte also der Musketier vorläufig nicht tun (Taf. 70, 1), aber das war auch für die Begriffe seiner Zeit sehr viel. Trotz dieser Vorzüge des Gewehrs blieben aber doch die Lanze (Taf. 67, 2) und Hellebarde immer noch in Gebrauch (Taf. 70, 2; 73, 4 u. 5); auch die Offiziere, welche zu Fusse fochten, führten häufig die letztere oder das Schwert. Die Lanze war bei den Reitern, die sich nicht des Gewehrs bedienten, die Hauptwaffe; da sie aber ein starkes und gut eingeschultes Pferd verlangte und in einem längeren Kriege ein solches nicht immer für jeden Reiter zu erhalten ist, so legten z. B. die französischen Lanzenreiter in den Kriegen gegen die Niederlande schliesslich die Lanzen ganz ab und bedienten sich von nun an als fernwirkende Waffe nur noch der Pistole. Da sie mit Helm und Panzer bekleidet waren und fortan nicht mehr Lanzierer heissen konnten, denn sie hatten ja keine Lanze mehr, so zählte man sie nun zu den „Kürassierern“. Diese Reiter unterschieden sich von ihnen in einzelnen Stücken. Während die Lanzierer meistens Adlige waren und ihr Harnisch vom Kopf bis zu den Füssen reichte, ihre Bewaffnung in einer 5 bis 6 m langen Lanze, einem Schwert und zwei Pistolen mit Radschlössern bestand, führten die Kürassierer, die aus allen Ständen zusammengesetzt waren, nur ein breites starkes Schwert und ein Paar Fäustler (Pistolen), dazu Pulverflasche und Spanner (zum Radschloss). Auch waren ihre Pferde nicht so gut, wie die der Lanzierer, die häufig edle Schlachtrosse ritten. Ihr Harnisch reichte nur bis zum Knie; dazu trugen sie grosse Stiefeln. Ihre Trompeter

Luntenflinte

Lanze und Hellebarde

Lanzierer werden Kürassierer

Unterschied zwischen beiden

hatten keinen Kürass, sondern nur ein festes Wams, weite Hosen und hohe Stiefeln, dazu auch keinen Eisenhelm, sondern einen Filzhut mit Federn (Taf. 67, 6).

Pikenierer

Die zu Fusse fechtenden Lanzenträger hiessen Pikenierer oder Doppelsöldner; auch sie führten ausser der Lanze noch das Schwert (Taf. 67, 2). Die Hellebardierer trugen statt der Lanze die Hellebarde; sie wurden selten, meist nur noch als Leibwache der Fürsten, verwendet (Taf. 70, 2; 73, 4 u. 5), wie denn noch heute an manchen Höfen die Leibwache bei Festlichkeiten Hellebarden führt.

Hellebardierer

Einteilung der Truppen

Beiläufig sei hier bemerkt, dass im 16. Jahrhundert die Einteilung der Regimenter keineswegs nach den Waffen gemacht wurde, so dass ein Regiment nur einerlei Waffen geführt hätte, sondern im Gegenteil bestand jedes Regiment Fussvolk aus z. B. 10 Fähnlein, jedes Fähnlein aber aus 100 Pikenierern, 50 Hellebardierern und 150 Musketierern, also das Fähnlein aus 300, das Regiment aus 3000 Mann. Ebenso bestand ein Fähnlein Reiter aus 60 Lanzierern, 120 Panzerreitern mit kurzen Feuergewehren, Karabinern, und 60 leichten Reitern mit ebensolchen. Später im 30jährigen Krieg änderte sich diese Einteilung mehrfach; im ganzen setzte man die Zahlen herunter.

Husaren

Um die Mitte des Jahrhunderts kommen auch die ersten Husaren in Deutschland vor, jene Truppen, die Matth. Corvinus 100 Jahre früher als Miliz zu Pferde errichtet und die sich sehr bewährt hatten.

Minierer

Auch Minierer und Sappeurs gab es bereits, bei den Österreichern seit 1503, wo sie 1529 bei der Belagerung Wiens sehr nützlich wurden.

Fahnen

Die Fahnen und Standarten führten das Wappen oder die Farbe des Landes (Taf. 67, 3 u. 10). Eigentümlich dieser Periode ist das Auftauchen der Stulphandschuhe (Taf. 67, 6) und der Korb des Schwertes (Taf. 67, 2 u. 3; 69, 6, 13 u. 15).

## B. Geräte.

Wir haben, was hier zu sagen wäre, bereits mit der vorigen Periode zusammengezogen und verweisen daher nur auf jenen Abschnitt (S. 258).

# VI. Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

(Tafel 83; 84, 1–6, 8–11; 85, 1–3, 13 u. 14; 86 u. 87; 88, 1–3; 90 u. 91; 92, 1–14. Quellen für die Deutschen: Wallhausen, J. de Gheyn, Skulpturen aus verschiedenen Kirchen zu Leipzig, Tharandt, Brandenburg, Nürnberg, Bilder in den Schlössern zu Berlin und Koburg und anderen; für die Engländer: Lodge und Van Dyk; für die Schweden: Statuette im germanischen Museum und Bild im Ferdinandeum zu Innsbruck; für die Kroaten: Landauer Kloster zu Nürnberg; für die Franzosen: Herbé, Malliot, Callot, Engelmann, Lacroix; für die Niederländer: Palamedes, Teniers, Wouvermann, Terburg, Metzu, Rubens, Van Dyk und andere Maler.)

Wenn wir die vorige Periode die der spanischen Tracht nennen konnten, so lässt sich für die vorliegende nicht ein ähnlicher Name finden, da jetzt nicht ein einzelnes Volk bestimmt den Ton angibt. Solches geschieht erst in der folgenden Zeit und von da ab fort und fort bis heute durch die Franzosen. In der Zeit des 30jährigen Krieges wogten und tobten alle Völker so durcheinander, dass noch keins die entschiedene Oberherrschaft erlangte. Wohl aber liess sich bereits ahnen, was kommen würde, denn Frankreich wurde als Vorbild eifrig nachgeahmt und galt bereits in Sachen der Mode als musterhaft. Darum mussten die jungen Fürsten auf einige Zeit nach Paris, sich dort fertig auszubilden; darum wurde bald, was nicht ganz „à la mode“ war, „altfränkisch“ genannt und als solches beseitigt und verachtet. Es ging nun jener neue Zustand an, den zuvor die Welt nicht kannte, dass die verschiedensten Völker eine völlig gleiche Tracht anlegten und keinerlei Abweichung von der Vorschrift erlaubt war. Das Modeleben nach den neuesten Begriffen nahm seinen Anfang. Wer ihm nicht folgt, gehört nicht mehr zur guten Gesellschaft.

Die Mac der Mo beginn

Wäre nicht der 30jährige Krieg eingetreten, so wäre Frankreich wahrscheinlich gleich jetzt zur unbedingten Modeherrschaft gelangt, die es nun erst 1650 antreten konnte. Doch aufgeschoben war nicht aufgehoben. Indessen wurde ringsum dem französischen Zepter vorgearbeitet, da überall eine Auflehnung gegen das spanische Wesen eintrat. Am frühesten geschah dies in Italien durch die Künstler, besonders die Caracci, die aus der Geziertheit des Spaniers zurückführten zur Natur. Doch haftete ihnen zu viel kalte Berechnung, zu viel Theorie an, und so entstand nach ihnen in Caravaggio und anderen ein Gegendruck gegen dies „akademisch normale“ Wesen, indem man sich darin gefiel, ganz natürlich, d. h. gelegentlich auch unschön und gemein, zu sein.

Abfall v der spanisc n Tract

In Itali

Auch in Frankreich wollte man nicht länger geziert und unnatürlich sein. Man strebte danach, naiv zu werden; man liebte das Idyll; man feierte die arkadischen Schäfer und ihre reizende Unschuld. Es war freilich auch nur Modesache, aber dabei fielen doch die Reifröcke, Pumphosen und Krausen, und es verschwand der steife gespreizte Hofton. Man wurde nun geistreich und freisinnig.

In Frankrei

In tschland

Diese Freisinnigkeit und teilweise Sittenlosigkeit fand bei den deutschen Fürsten eifrige Jünger, und darum schickten sie ihre Söhne nach Paris, um dort völlig „gebildet“ zu werden. Das Deutsche galt bald für barbarisch. Sogar die Sprache wurde verleugnet und die erste schlesische Schule predigte ziemlich tauben Ohren; wenigstens fanden sich an den Höfen keine Hörer für sie. Neben der einreissenden Roheit und Gottlosigkeit gefiel man sich in allerlei Übertreibungen. Die Natürlichkeit, die anfangs eintrat und höchst anziehend erschien, wurde bis ins Übermass gesteigert, so dass sie in die hässlichste Unnatürlichkeit ausartete. Je toller, desto besser! war zuletzt der Wahlspruch. Einfache Wahrheit wurde gar nicht mehr gehört, einfache natürliche Form gar nicht mehr wahrgenommen. Der furchtbare Krieg hatte alle Sinne abgestumpft, und es bedurfte langer Zeit, ehe sich das Volk von seinen Schrecken erholte.

n den lerlanden

Am erquicklichsten in dieser Zeit ist der Blick auf die Niederlande. Der Kampf gegen Spanien war beendet. Die unendlichen Kräfte, die er wachgerufen hatte, konnten nun im eigenen Hause schaffen und schufen auch nach allen Richtungen. Selbst die Kunst blühte in höchster Fülle; wir erinnern nur an Rubens und Van Dyk.

England

In England kam mit dem Beginn unserer Periode das Haus Stuart auf den Thron, und schon der zweite König desselben stieg von ihm gerade am Schluss dieses Zeitraums auf das Schaffot, ein Opfer seiner Verblendung. Die Regierung dieser beiden Fürsten ist voller Gährung gegen den Zwang, den sie übten. Das Parlament und die Puritaner wollten sich nicht beugen. Karl I., prachtliebend und leichtsinnig, verachtete die Gegner, bis sie ihm über das Haupt gewachsen waren. — Vier Parlamente löste er auf, das fünfte ihn. Während der Hof etwas darin suchte, jeden nur möglichen Luxus zu treiben, so fand er beim Adel nur geringe, in der Bürgerschaft aber fast gar keine Nachahmung. Die Tracht kehrte gern zu schöneren Formen zurück, wie dieser Weg schon von der alternden Elisabeth angedeutet war, und wie man sich dem tyrannischen Wesen der beiden Könige widersetzte, die alle Freiheiten nur als Ausflüsse königlicher Gnade angesehen wissen wollten, so eiferte man auch gegen die gespreizte spanische Art, die ein Abbild dieser Sinnesart war. Mit dem Streben nach den „Rechten“ ging Hand in Hand ein Streben auch nach dem Rechten im übrigen Leben. Mit dem Begriff der Gewissensfreiheit setzte sich auch der Begriff mancher anderen weniger wichtigen Freiheit in den Köpfen fest und so ging man der neuen Tracht auf halbem Wege entgegen.

Geräte

Einen besonderen Stil in der Architektur und damit auch in den Gerätschaften zeigt die vorliegende Periode nicht, wohl aber die beiden folgenden. Wir werden also auch den Geräten erst dort einen besonderen Abschnitt widmen und können uns hier auf die Tracht beschränken. Da aber der grosse Kampf in Deutschland nach allen Grenzen hin die gleiche Wirkung auf die Mode äussert, und nicht, wie in der vorigen Periode, hier die Pluderhose und dort die Puffhose herrscht, so brauchen wir nicht jedes Land oder Volk einzeln zu betrachten. Wir fassen sie also zusammen und trennen nur die jetzt so wichtigen Soldaten von der übrigen Welt.

## 1. Friedenstracht.

Man könnte diese Periode mit Recht in zwei kleinere abteilen, deren Merkmale sich etwa so feststellen lassen: Beseitigung der spanischen Tracht und Erringung eines malerisch schönen, durchaus freien und bequemen Kostüms in der ersten; in der zweiten: Übertreibung dieser Natürlichkeit und Freiheit zu ausgelassener Albernheit. Unser Schiller hat die Grundtöne dieser Zeit in seinem Wallensteinischen Lager sehr deutlich angeschlagen: Sucht nach Genuss, Unsicherheit der Zukunft, Haschen nach raschem Erfolg, Abenteuerlichkeit, Scheinleben, Aufgeblasenheit und Geckenhaftigkeit. Wir mögen uns umsehen, wo wir wollen, überall dieselbe Erscheinung. Beginnen wir mit dem, was diese Periode am meisten auszeichnet, mit der

### a) Fussbekleidung.

Der Stiefel! der Stiefel! und wieder der Stiefel! das ist die Losung. Zwar nicht von Anfang, aber schon in der Mitte dieser Zeit und bis an ihr Ende regiert er die modische Welt. Im Anfang des Jahrhunderts trug man allgemein noch den spitzen Schuh von früher, der bis an den Knöchel reichte (Taf. 83, 1 u. 2). Doch nicht zehn Jahre waren verflossen, als man die Spitze, auch eine Erinnerung der spanischen Tracht, abschnitt, und bei Männern und Frauen den Schuh vorn stumpf und breit endigen liess. Die Spitze war der Ausläufer der Geziertheit und des Zwanges; die freie Zeit ging stumpf und breit. Dazu gab man ihm auch einen Schmuck: entweder eine schöne Schleife aus Band oder eine ebensolche Rosette, bei den Frauen auch noch Gold- und Silberstickerei. Von 1608 bis 1620 ist diese Tracht allgemein bei hoch und niedrig, bei alt und jung, auch beim Krieger (Taf. 83, 5—12; 84, 2—9; 86, 2, 6 u. 8; 87, 5, 8 u. 12; 90, 1—9). Auf der Strasse trugen beide Geschlechter hölzerne Unterschuhe, die Frauen zuweilen noch hohe.

Schuhe spitz

Schuhe stumpf

Rosetten darauf

Von 1620 an trat ein Nebenbuhler auf, der dem Schuh den Boden wegzuziehen und ihn zu verdrängen drohte, doch behauptete dieser noch ein Jahrzehnt neben jenem das Feld, indem er alle Reizmittel aufbot, dies zu erzielen. Er vergrösserte die Rosetten, erhöhte die Absätze und färbte sie rot, seltener gelb (Taf. 84, 11; 86, 8; 87, 8 u. 12; 90, 11). In dieser Gestalt war ihm wenigstens erlaubt, neben dem neuen Eindringling, der trotz alledem vom vierten Jahrzehnt an beliebter wurde als er, fortzubestehen bis in eine für ihn bessere Zukunft. Er wurde dabei gar sehr durch Strumpf und Beinkleid unterstützt, deren Existenz durch jenen Emporkömmling ebenso bedroht war als die seinige. Denn der Strumpf wurde durch denselben überflüssig oder ganz verdeckt, und das Beinkleid verlor die schönste Gelegenheit, sich zu putzen, wenn

Kampf gegen den Stiefel

der Stiefel herrschte, denn sein unterer Rand, dieser schöne Platz für Borten und Spitzen, fand in jenem sein Grab.

Der Stiefel siegt

Aber mächtig wuchs der Feind, die lederne Rinde der Unterschenkel, herauf aus der Dunkelheit und drohte alles in seinem weiten Schlunde zu verschlingen. Am Knie angelangt, hätte er Halt machen können. Doch er übersprang diese Naturgrenze und kletterte weiter, sich selbst auch erweiternd, am Oberschenkel hinauf (Taf. 85, 4, 7, 9, 13 u. 14; 90, 14), so dass er denselben fast ganz umschloss (Taf. 83, 15; 85, 13). Erst um die Mitte des Jahrhunderts, als er sehen mochte, dass seine Zeit gekommen war, suchte er, sich vor den früher Unterdrückten beugend, in demütiger gesenkter Haltung eine Versöhnung mit ihnen, indem er ihnen alle Rechte bewilligte, die sie begehrten, und für sich nur unten am Fuss, ganz in sich zusammengekauert, um ein letztes Plätzchen nachsuchte (Taf. 88, 1 u. 3).

Ursprung des Stiefels

Ursprünglich war der Stiefel, wie wir schon aus der vorigen Periode wissen, den Kürassierern besonders eigen gewesen. Schon die leichten Reiter verschmähten ihn (Taf. 83, 7 u. 8). Als aber der wilde Krieg entbrannt war und immer grössere Ausdehnung gewann, da geschah mit dem Stiefel das gleiche. Sein Ansehen und seine Werthaltung wuchs von Tag zu Tag. Zunächst nahmen ihn auch Fusstruppen an, und Offiziere und Generäle konnten ihn nicht mehr entbehren (Taf. 83, 15; 85, 14; 86, 1). Bis hierher mochte es mit seiner Verbreitung gehen. Aber hier blieb sie nicht stehen. Die Zeit war soldatisch. Die

Stiefel der Modehelden

Krieger galten was und so liebten es denn die Helden der Mode, sich als Helden der Schlacht zu geberden. Sie liessen ihre Beine auch in grosse Stiefeln schlüpfen, schnallten sich vorn über den Spann das ansehnliche Sporenleder und waren nun die Helden des Tages. Auf der Strasse und im feinen Empfangssaal stolzierten sie damit einher und ihr Sporengeklirr war angenehme Musik — für die eigenen Ohren (Taf. 86, 13). Um dem Beinkleide nicht seinen unteren Besatz von Goldborten oder Spitzen zu rauben — denn man wollte wohl gern als Krieger erscheinen, konnte aber doch den Gecken nicht ganz abtun — legte sich der Stiefel am Knie mit einer

Stulpe umgelegt

Sculpe um (Taf. 86, 1), oder wenn es, wie später sich fand, nötig war, auch schon unter dem Knie (Taf. 87, 10 u. 11), oder er schob sich, ohne den oberen Rand umzulegen, so weit hinab (Taf. 86, 7 u. 13). So erhielt das Beinkleid sein volles Recht, nicht aber der schöne Strumpf. Auch dieser wollte recht gesehen sein, und infolgedessen ging der Stiefel noch weiter hinab und gönnte ihm diese Gunst (Taf. 87, 11). Solches geschah schon in dem vierten Jahrzehnt.

Stulpe des Stiefels unten am Knöchel

Im folgenden aber, da er einmal im Sinken war, wurde er noch tiefer hinabgedrückt, so dass die Stulpe aufrecht dicht über dem Fusse sass und gleich über demselben mit ihrem weissen Futterstoff wie ein flacher, sehr breiter Trichter erschien, dessen Spitzenbesatz weit vom Beine abstand (Taf. 88, 1 u. 3), so dass das Gehen in diesen breiten Näpfen jedenfalls ebenso unbequem war wie das mit den langen Schnäbeln im 15. Jahrhundert. Nun war auch Strumpf und Strumpfband völlig sichtbar.

Die Soldaten trugen den Stiefel indessen weniger verziert und auch von grösserer Ausdehnung. Wenn er auch beim Reiten ganz hinaufgezogen wurde (Taf. 83, 15; 85, 1 u. 3), wo er dann mit seiner oft unglaublichen Weite selbst die dickste Pumphose überspannte (Taf. 85, 13 u. 14; 86, 9; 90, 14), so klappte man doch sonst gewöhnlich das obere Teil als Stulpe um oder schob es am Bein hinunter (Taf. 83, 4, 13 u. 14; 85, 2; 86, 10; 87, 6 u. 7; 88, 9; 90, 12 u. 13).

Grösse d Stiefe

Welchen Wert man diesem Kleidungsstück beilegte, sieht man auch daraus, dass sich die Handwerker bemühten, wahre Kunstwerke von Stiefeln zu schaffen, z. B. solche ganz ohne Naht, also aus einem Stück zusammengewalkt, wie der Stiefel Wallensteins beweist, der noch heute zu Dux in Böhmen gezeigt wird.

Stiefel aus einem Stück

Dass auch der Stiefel der allgemeinen Regel der Verzierung sich unterwarf, deuteten wir schon an. Der obere Rand erhielt Spitzenbesatz (Taf. 85, 14; 87, 11; 88, 1 u. 3), nachdem er früher nur mit Fransen besetzt oder ausgezackt gewesen war (Taf. 83, 4 u. 13; 86, 1). Mancher, der nicht Stiefel trug, legte aber doch diese Spitzenstulpen oder Stiefelmanschetten an (Taf. 87, 3). Das Sporenleder wurde zierlich ausgeschnitten (Taf. 83, 15: 85, 13 u. 14; 87, 6, 7 u. 11; 90, 12—14) oder mit Schleifen besetzt (Taf. 86, 10 u. 13) oder mit sonstigen Ausschmückungen bedacht. — Ganz ähnlich ins Ungeheuere artete die Umgebung des anderen Pols der Menschengestalt aus, des oberen, nämlich die

Verzier des Stie

### b) Kopfbedeckung.

Was dort am unteren Ende der Stiefel war, das war hier der Hut. Beide von niederer Herkunft, wuchsen beide zu Macht und Ansehen empor und arteten, durch die Gunst des Glückes übermütig gemacht, zur Ungestalt aus. Der alte Filzhut, schon so manches Jahrhundert immer ein treuer Gefährte der unteren Stände, zeitweilig auch einmal salonfähig während der burgundischen Zeit, kam jetzt, nachdem er sich noch in der vorigen Periode der neuen steifen Form anbequemt hatte, plötzlich zu Würden und Ehren. Welche Gestalt aber sollte er jetzt haben? Die spanische war verhasst; die alte ursprüngliche zu gewöhnlich; so kam man denn ins Versuchen und bald erschienen alle nur möglichen Formen auf einmal: hohe Köpfe, niedrige Köpfe, runde und eckige, breite und spitze Köpfe, dann schmale Krempen, breite Krempen, steife und schlaffe etc. etc. Man hatte die Wahl. — Eins aber drang zur allgemeinen Regel durch: der Hut musste überall weich und schmiegsam sein und, wo nur irgend möglich, eine grosse wehende Feder tragen (Taf. 83, 3, 5, 7, 9—12; 84, 3, 4, 8, 9 u. 11; 85, 13 u. 14; 86, 2, 7, 8, 12 u. 13; 87, 3, 5—8, 10—12; 88, 1—3; 90, 4—14).

Hut

Allerl Form

Nachdem diese Regel sich überall Anerkennung verschafft hatte, ging's ans Übertreiben. Nun wurde die Krempe verbreitert zum Regenschirm, so dass sie bis an die Achseln hervorreichte (Taf. 83, 10—12; 85, 13; 86, 12; 87, 5—7; 90, 7—9, 12—14), auch wohl noch darüber hinausragte (Taf. 90, 8). Andere erhöhten den Kopf und spitz-

V ände ge des Ide

ten ihn oben zu (Taf. 84, 8, 9 u. 11; 87, 12), und wieder andere verflachten und erniedrigten ihn (Taf. 90, 8, 9 u. 12).

Feder darauf

Dann ging man auch an die Feder; sie wurde vergrössert, so dass sie zuweilen hinten hinabfiel bis ins Kreuz, ja! bis in die Kniekehle; sie wurde andererseits auf allerlei Arten aufgesteckt, bald vorn, bald seitlich, bald hinten, bald liegend, bald aufrecht, bald nicht nur eine, sondern mehrere (siehe die Tafeln). Oder man drückte durch die Farben seine Laune aus, indem man schwarz, rot, weiss und alle nur möglichen Färbungen des Hutes und noch mehr der Feder wählen konnte. Noch immer waren die Mittel des Hutes nicht erschöpft. Eine ganze Reihe neuer

schlagen Krempe

Erscheinungen eröffnete sich durch das Aufschlagen der Krempe. Was liess sich dadurch nicht alles ausdrücken! Man konnte, sowie man die Stulpe am Stiefel umklappte, auch den Rand des Hutes vorn, seitlich, hinten oder auf zwei Stellen zugleich in die Höhe oder abwärts biegen oder an verschiedenen Seiten verschieden verfahren. Sieht man auf solche Weise nun die Zahl der Kombinationen an, die aus der Farbe, Form und Grösse des Hutes, aus der Farbe und der Anheftung der Feder und schliesslich aus dem Aufschlagen der Krempe gebildet werden konnten, so wächst dieselbe ins Unendliche und so begreift sich zweierlei sehr leicht, dass nämlich nie ein Mensch den Hut ebenso trug wie der andere und dass diese Kopfbedeckung so schnell und durchgreifend in allen Ständen beliebt wurde und sich ihre Verwandten bis in unsere Tage erhalten haben. Denn der Hut gab der Laune des einzelnen den möglichst grossen und freien Spielraum.

r Hut als arsteller Empfindungen

Was die junge Stutzerwelt im 15. Jahrhundert einst durch das mi-parti erreicht hatte, dass sie ihre Stimmungen und Erlebnisse durch die Farben der Kleidung ausdrückte, das erreichte jetzt die junge Welt der Tagediebe und Modehelden durch den Hut. Er wurde zum vollständigsten Wetterglas ihres Denkens und Empfindens. Dazu diente ausser den schon genannten Momenten auch noch die Hutschnur, die häufig aus Gold bestand (Taf. 83, 3; 84, 3, 9 u. 11; 87, 3; 88, 1 u. 3) oder die Schleifen und Rosetten, mit denen er besetzt wurde (Taf. 87, 6 u. 11).

ılussform

Im letzten Jahrzehnt unserer Periode nahm der Hut eine festere Gestalt an, sowohl in Stoff wie in Haltung. Der Kopf wurde von mittlerer Höhe, die Krempe von mittlerer Breite getragen, welche sich auf beiden Seiten etwas nach oben rundlich umbog. So überschritt er die Mitte des Jahrhunderts (Taf. 84, 9 u. 11) und trat in die folgende Periode hinüber (vergleiche Taf. 88, 8—10 u. 15).

ützen und rgleichen

Andere Kopfbedeckungen, wenn es nicht nationale sind, wie die Mützen der Kroaten (Taf. 85, 1—3) oder solche, die zu einer Amtstracht gehören (Taf. 84, 6), werden jetzt selbst bei den Bauern kaum mehr sichtbar. Der Hut erobert alles. Nur auf dem Lande erscheint wohl noch hier und da eine Mütze, ein Barett und dergleichen (Taf. 90, 3 u. 6).

Frauen:

Auch bei den Frauen machte sich der Drang nach Freiheit am Kopfe geltend. War der Wahlspruch der vorigen Periode gewesen: „Aufwärts! Aufwärts mit Hut und Haar", so war er jetzt ganz entschieden: „Abwärts!" So fiel denn das steife Barett, der spanische Hut (Taf. 91, 9), die geschneppte Stuarthaube und ihre Verwandten (Taf. 84, 10; 91, 5 u. 17); so fielen die emporgebürsteten Haare, die Frisuren à la lune, wie bei den Männern die Kolbe der neueren Art. Abwärts! heisst das Machtwort und wie durch einen Zauberschlag fallen die Drahtgestelle, fällt auch die unantastbare Krause (Taf. 91, 5, 9 u. 17). Nun senkt sich das Haar und obenauf sitzt allenfalls ein Bandschmuck, eine Rosette oder dergleichen (Taf. 86, 3 u. 5; 91, 16) oder ein kleines Kopftuch auf dem Hinterhaupte (Taf. 87, 4; 91, 15) oder an seiner Stelle ein kleines Häubchen oder Netz, das aber stets den Vorderkopf frei lässt (Taf. 91, 7, 8 u. 13) und zuweilen sogar der modische breitkrempige Hut (Taf. 91, 18). Doch scheint er selten vorgekommen zu sein, ebenso wie eine kleine Kugel mit breiterem Trichter darunter, der vorn auf die Spitze der Stirn gesetzt diese halb verdeckte und zum Anheften des Schleiers gedient zu haben scheint. Diese seltsame Form ist wahrscheinlich auch ein Überrest der früheren Periode, wo es ja oft war, „als ob ein Weib einen Apfel auf den Kopf setzen wollte und sagen: Das ist mein Hut!" Hier ist ein solches Ding, das kaum die Grösse eines Apfels hat und offenbar als Hut gelten soll (Taf. 91, 10). Gewöhnlich aber gingen besonders die jüngeren Frauen und die gern für jung gelten wollten im blossen Kopfe (Taf. 86, 4 u. 5; 87, 2 u. 9; 91, 1, 2, 4, 6, 11 u. 14). Völlig verhüllt durch Gugel und Goller gingen manche noch im Winter oder bei schlechtem Wetter, aber auch dieses (Taf. 91, 12) wurde wie die Mützen nach Männerart (Taf. 91, 3) und wie die allumfassenden Hauben, täglich seltener. Man wollte auf keiner Seite und auf keinerlei Weise eingeengt und umschlossen sein.

Haar nach unten

Kopfputz

Gugel und Goller

Die Haartracht der Männer nahm zwar schon im Anfang des Jahrhunderts den ersten Anlauf zu neuen Formen, aber über ein Viertel des Jahrhunderts verstrich, ehe sie einen bleibenden Erfolg errang. Diese ganze Zeit lag sie im Kampfe mit der widerspenstigen Krause. Diese, wie ein unangenehmer Diener, den man nicht los werden kann, nahm, um im Amte zu bleiben, alle nur möglichen Verwandlungen an sich vor und schob auf solche Weise ihren Abschied doch an 30 Jahre weiter hinaus. Sie konnte freilich wenig aus sich machen, denn sie war an und für sich ein unbehilfliches Ding, sonst hätte sie es noch weiter gebracht. An einem solchen Falle lernt sich leicht, wie langsam die Prinzipe in der Tracht und Mode wechseln; es gehen zuweilen zwei bis drei Menschenalter darüber hin; es ist jedesmal ein Aufsteigen, Herrschen und Vergehen in jeder Form. Und ebenso ist daraus ersichtlich, dass alle Einzelkämpfe der Predigt, Satire u. s. w. ganz vergeblich sind. Sie schüren oft nur das Feuer. Auch traurige Erfahrungen helfen nicht. Wie viele Opfer an Menschenleben hatte die Krinoline unserer Tage (1855—1871) gekostet und was hatte sie an der Gesundheit geschädigt: Alles vergebens! Sie musste ihre Zeit haben. Erst als die Übersättigung

Haar der Männer

eingetreten war, wurde sie zu anderen alten Moden versammelt und ruht dort bis zu ihrer abermaligen Erweckung.

Krause

So fiel auch die Krause nicht gleich, obwohl das wachsende Haar gegen die Sterbende, Verworfene von oben lebendig herabdrängte (Taf. 84, 1 u. 10; 87, 1; 91, 5, 9 u. 17). Sie verwandelte sich während der Bedrängnis, wusste aber doch zwei Hauptmomente ihres Wesens zu retten, indem sie das dritte, nämlich die Richtung nach oben, das Aufwärts, aufgab, — denn das war entschieden nicht zu retten. Wohl aber bewahrte sie das Steife und das Krause und zwar so, dass sie sich trennte und jedes der Beiden für sich fortbestehen liess. Si löste sich nämlich auf in Unter- und Oberbau, d. h. in eigentliche Krause und steifen Unterkragen, und jedes dieser beiden bestand hinfort einzeln für sich weiter, war aber nun zu schwach und hilflos, dem äusseren Andrange Widerstand zu leisten; beide gaben also der Strömung nach und richteten sich abwärts; die Krause legte sich (ohne Unterkragen mit Drahtgestell) von selbst auf die Schultern (Taf. 83, 10; 84, 3; 86, 1 u. 8; 87, 6; 90, 7 u. 13) und der Kragen knickte seine Drähte gleichfalls nach unten um und wurde ein selbständiges Stück, der Spitzenkragen, anfangs steif von oben nach unten starrend (Taf. 83, 15; 85, 14; 87, 3, 8 u. 11; 90, 8), später nach dem Vorbild eines neuen Nebenbuhlers etwas geschmeidiger geworden, frei und gefällig, auch wohl von etwas übertriebener Grösse sich auf die Achseln legend (Taf. 86, 6, 7, 10 u. 13; 87, 5, 10 u. 12). Man liess nun von selbst das Drahtgestell fort und kam so zu einem hantierlichen Gegenstand, der nicht nur für die Vornehmen, denn nur diese konnten ihn anfangs wegen der teueren Spitzen tragen, sondern auch für die mittleren Stände ein Bedürfnis wurde.

Auflösung der Krause

Spitzenkragen

Als Vermittler hierbei hatte der schon erwähnte Nebenbuhler gedient, der wallonische Reiterkragen, der schon im 16. Jahrhundert in den Niederlanden getragen wurde und auch daher seinen Namen erhielt. Nun aber, wo die wallonischen Regimenter in Deutschland häufig genug gesehen wurden, wie sie früher gegen Frankreich und Spanien gekämpft hatten, kam dieses ihr eigentümliches Zierstück auch nach Deutschland und fand auch dort, wie überall sonst, bald Liebhaber und Nachahmer. Es war ein einfacher ungefähr vier Finger breiter Leinenkragen, der vorn zugebunden wurde. So trugen ihn die Soldaten, so nahmen ihn die Bürger und selbst die Vornan, und er gab dem Spitzenkragen das Muster des sanften leichten Umbeugens und half denselben weiter verbreiten (Taf. 83, 1—5, 7—9, 12 u. 16; 84, 2, 4, 6, 8 u. 11; 86, 9 u. 11; 87, 7; 90, 1 u. 14). Aus ihm ging am Schlusse dieser Periode eine neue Form hervor, die in die folgende hinüberreichte. Indem man nämlich den Kragen vorn eine Strecke lang zusammenstossen liess, brachte man es dahin, dass die beiden Ecken durch eine gerade Linie quer unter dem Kinn verbunden wurden und so scheinbar zwei mehr oder weniger breite Lappen entstanden, die eine eigentümliche Tracht des fünften und sechsten Jahrzehnts in diesem Jahrhundert sind (Taf. 87, 11; 88, 1 u. 4; 90, 11). So

Wallonischer Reiterkragen

Verwandlung desselben

wie wir noch im 18. Jahrhundert (Taf. 93, 4) die Krause in ihrer zuletzt erwähnten schlaffen Form bei den Predigern finden, so finden wir noch im 19. Jahrhundert diese beiden Klappen auch bei ihnen als „Beffchen“. — Eine andere Form, welche durch sie hervorgerufen wurde, die vorliegenden Halstuchzipfel, gehört der folgenden Periode an (vergl. Taf. 88, 3, 11 u. 13).

Beffch

In den beiden letzten Jahrzehnten der jetzigen aber war der weiche Kragen, womöglich mit Spitzen besetzt, die überwiegende Form. Seitdem er vorherrschte, hatte das Haar endlich die völlige Freiheit, so lang zu wachsen als es nur wollte. Zwar hatte es sich auch schon vorher, seitdem die Krause ihre Unterlage aufgegeben und sich auf die Achseln gesenkt hatte, gleich des freien Raumes bemächtigt und war mit freien Locken dorthin vorgedrungen (Taf. 85, 13; 86, 1 u. 8; 87, 5 u. 6; 90, 7 u. 13), aber noch ungehinderter konnte es jetzt walten und floss nun lockig auf die Achseln hinab (Taf. 83, 16; 84, 11; 86, 7 u. 13; 87, 10—12; 90, 11 u. 14). Sonderbar ist aber, dass bei der ersten steifen und steilen Form des blossen Spitzenkragens das Haar noch die spanische Kürze behielt (Taf. 83, 15; 85, 14) und nicht zu wachsen wagte.

Haarlocken

Andererseits liess die Ausartung des langen Haares nicht lange auf sich warten. Geckenhaftigkeit lag einmal in der Zeit und so behielt sie auch hier die Oberhand, indem sie durch wild zerzauste Locken aufzufallen suchte oder den zierlichen Locken noch einen oder mehrere Zöpfe hinzufügte. Gewöhnlich hingen diese nur an einer Seite des Gesichts dicht an den Wangen herab auf die Brust (Taf. 87, 8) und trugen unten eine Perle oder sonst einen Schmuck und besonders oft kleine Andenken von der Geliebten. Diese, die in Bandschleifen, Ringen und dergleichen bestehen konnten, wurden allgemein „faveurs“ genannt, und so hiessen bald durch Übertragung dieses Namens alle die vielen Tändeleien, mit denen sich die Stutzer an Körper, Haupt und Gliedern zu behängen pflegten, „faveurs“.

Lang Locke

Zopf auf der Brust

faveu

Dass auch jetzt Pomade und Brenneisen viel Arbeit hatten, brauchen wir kaum zu versichern, aber eins möchten wir als eine besondere Eigentümlichkeit hervorheben. Wir bemerkten noch in der vorigen Periode, dass die blonde Farbe fast immer die beliebteste gewesen sei — hier aber stehen wir vor einer Ausnahme von dieser Regel. Jetzt galt nur das schwarze Haar an Männern für schön. Die Zeit war kriegerisch und ernst. Ein blonder Kopf sah zu sanft, zu zahm aus, darum wurde Schwarz das Ideal. Finster mussten die Brauen drohen, mussten die Locken um die Stirn fallen; das sah tapfer und herzhaft aus. So färbte man denn nun schwarz, wie ehedem blond, bis die nötige Tapferkeit hervorschimmerte.

Schwarze Haar gleich

Auch der Bart musste schwarz sein und bekam ausserdem seinen besonderen Zuschnitt. War er früher schon von den Wangen mehr und mehr zurückgewichen (Taf. 86, 12) und hatte sich meistens als Lippen- und Kinnbart geformt, so wurden nun die Wangen ganz kahl rasiert, und nur auf der Oberlippe und von der Unterlippe bis

Ba schw

ans Kinn liess man den Bart wachsen. Diese Bartform, nach dem Helden des Krieges der „Wallensteiner“ genannt, wurde in Deutschland ganz allgemein bei Kriegern und Bürgern, bei Geistlichen und Laien (Taf. 83, 15; 84, 6, 8 u. 9). Auch im Auslande trug man ihn (Taf. 85, 13 u. 14; 86, 8—10; 87, 6—8 u. 11). Aber ein wichtiges Moment des Schnurrbartes oder des Knebels, wie er damals hiess, war von Anfang an dieses, dass er „über sich gestürzt“ sein musste, d. h. seine Enden mussten sich aufwärts drehen. Um dieses zu erreichen musste Brenneisen und Pech helfen (Taf. 86, 8 u. 10; 87, 8 u. 11). In Frankreich schor man sogar das Kinn noch glatt und liess also nur auf der Oberlippe und unter der Unterlippe das Bärtchen stehen; so entstand der Henri quatre, der im vierten Jahrzehnt noch für feiner galt als der Wallensteiner. Dieser war noch zu plump; schmal und zierlich musste des Modehelden Bart erscheinen, dann war er schön. Man stutzte in dieser Weise fort, so lange, bis kaum noch eine Spur von dem Bärtchen übrig war und erreichte so das Ideal des Bartes. Und in der Tat bestand dieser Bart fast nur in der Idee (Taf. 84, 11; 86, 1 u. 13; 87, 12; 90, 11) und überschritt in dieser Form die Mitte des Jahrhunderts (Taf. 88, 1, 3, 4 u. 13). — So war man denn von den landsknechtischen Vollbärten, die 100 Jahre zuvor wucherten, glücklich beim glatten Gesicht angelangt.

Wallensteiner

Der Henri quatre

Die Haartracht der Frauen entsprach der der Männer in bezug auf die Richtung: abwärts! — Auch hier galt es denselben Kampf mit der Krause (Taf. 84, 10; 87, 1; 91, 5, 9 u. 17). Mit ihr bestanden die steifen Hauben; mit ihr fielen sie. Und mit ihr sanken die steifen Lockengebäude. Nun kräuselten sich rund um den Kopf die Löckchen auf Stirn und Nacken im Wonnegefühl der neuen Freiheit. Man teilte zu diesem Zweck schon seit 1620, noch häufiger aber seit 1630, eine kleine Partie der Stirnhaare besonders ab und kämmte sie als Löckchen ins Gesicht (Taf. 86, 3 u. 4; 87, 2, 4 u. 9; 91, 2, 6, 14 u. 18). Die übrigen Haare des Vorderkopfes wurden an den Schläfen hinabgekräuselt und die des Hinterhauptes in Flechten aufgerollt oder auch noch zu Locken hergerichtet (Taf. 91, 14 u. 18). Zurückgekämmte Haare kamen nur noch selten vor, und dann zumeist bei den mittleren und unteren Ständen, weil die Locken mehr Mühe und Zeit erforderten (Taf. 91, 4, 7, 8, 13 u. 15).

Frauen: Haar

Locken rundum

Dass das Haar mit Federn, Bändern, Schleifen und dergleichen geschmückt wurde, sagten wir schon, und dass auch den Frauen alle Hilfsmittel des Haarkünstlers zu Gebote standen, versteht sich von selbst. Wer kein natürliches Haar hatte, behalf sich mit einer Perücke, und auch das natürliche wurde am französischen Hofe oft noch „verschönert“ durch Puder, aber nicht etwa durch weissen, sondern durch farbigen, denn die Brünetten benutzten Poudre de Violettes, die Blonden dagegen Poudre d'Iris. Diese Mode galt jedoch nur für die Zeit unter Henri IV. (bis 1610). Nach seinem Tode hatte mancher Luxus des Hofes plötzlich ein Ende, während umgekehrt in der vornehmen Bürgerschaft eine solche Prachtliebe um sich griff, dass es den Adeligen schwer wurde, nur Schritt mit derselben zu halten. Daher dann die Luxusgesetze unter Richelieu und Mazarin!

Schmuck des Haares

Farbiger Puder

Von 1610—1620 trugen die Damen sehr häufig Perücken; ebenso ist dies die Blütezeit der Schminke und der Masken.

Damen-Perücken

Wie wir schon oft bemerkt haben, steht die Haartracht in steter Wechselwirkung mit der Bedeckung des Halses und der Schultern. Wir fügen daher hier gleich die nötigen Bemerkungen hinzu, welche sich auf diese Teile des Körpers beziehen, obgleich wir dies sonst, wie es sich von selbst ergibt, in dem Abschnitt über die Bekleidung des Rumpfes zu tun pflegen.

Wie die Krause der Frauen sich in den Spitzenkragen verwandelte, haben wir bereits in der vorigen Periode bei Margarete von Valois und bei den Italienerinnen erwähnt. So erging es nun, indem man den letzteren nachahmte, überall. Allgemein liess man die steife Krause fallen und legte den Kragen zurück auf die Achseln. So wurde der Hals und ein Teil der Brust wieder frei und man vertiefte nun den Ausschnitt bis mitten auf die Brüste (Taf. 86, 4 u. 5; 87, 2 u. 9; 91, 10, 11, 14, 16 u. 18). Anfangs war der Kragen noch kreisrund, der frühere Scheibenkragen der Krause (Taf. 87, 2 u. 9); später näherte er sich dem Kleiderausschnitt und legte sich flach auf diesen auf (Taf. 91, 14 u. 18). Auch der Ausschnitt verwandelte sich allmählich. Anfangs deckte er die Achseln noch völlig (Taf. 86, 4 u. 5; 87, 2 u. 9; 91, 14), dann rückte er immer weiter zurück, bis endlich die Achseln nackt waren und der Ausschnitt horizontal um die Schultern lief (Taf. 91, 16). In dieser Gestalt überkam ihn die folgende Periode (vergl. Taf. 88, 5—7 u. 12). Die Krause aber kam höchstens noch bis zum Schluss der dreissiger Jahre bei alten Frauen vor, welche die Entblössung scheuten und die neue Mode nicht annehmen wollten (Taf. 91, 5 u. 17). Auch sehen wir wohl vornehme Frauen mit einem feinen Leinwandgoller, der mit Spitzen besetzt ist, den Hals und die Schultern bedecken (Taf. 91, 15); auch dient statt dessen zuweilen ein feines Tuch mit Spitzenkanten, beides wohl nur als Schutz gegen die Sonne. Letzteres war bei den Bürgersfrauen dagegen ziemlich oft im Gebrauch (Taf. 91, 13).

Krause fällt

Tiefer Ausschnitt der Kleider

Achseln entblösst

Schultertuch

Übrigens musste Margarete von Valois, die Gemahlin Heinrichs IV., die einst Meisterin und Regentin im Reiche der Mode gewesen war (siehe S. 282), noch erleben, dass sie lächerlich gefunden wurde. Als sie aus ihrem Asyl, dem Schlosse zu Usson, 1606 nach Paris kam, fand sie zwar bei Hofe freundlichen Empfang, als sie aber sich in ihrer Weise auffallend trug, wurde sie verlacht, und man brachte ihre Gestalt unter Louis XIII. sogar in einem Ballett auf die Bühne als Zeichen der Torheiten und Albernheiten früherer Zeit. Als ob sie nun weiser gewesen wären, die Zuschauer des Balletts! — Noch wollen wir hier bemerken, dass bis um 1590 zu Paris, dem Hauptpunkt der Ligue, aus Hass gegen Heinrich III. und den Hof zu St. Germain meist andere Trachten galten als dort,

Verachtung früherer Moden

ebenso wie die Hugenotten sich gleichfalls der Hoftracht enthielten. Erst mit Heinrich IV. erlangte die Mode wieder die alte volle Gewalt.

### c) Kleidung.

Wenn auch die übrigen Kleidungsstücke nicht so auffallend wurden und so ausarteten wie Hut und Stiefeln, so hatten sie doch auch immerhin ihr eigentümliches Gepräge in dieser Periode.

Wams

Das Wams, welches früher nur bis zur Puffhose reichen konnte, reichte nun, da diese den Abschied erhalten hatte, wieder weiter hinab und hatte wieder Schösse, indem zugleich der Gürtel hinaufrückte. Der Gänsebauch fiel samt den Schulterpuffen mit den Hüftpolstern zugleich und von jenen blieben nur ein paar schmale niedrige

Achselwülste

Kämme auf den Achseln übrig, die oft sogar nur aus einem Streifen Zeug ohne Unterlage bestanden (Taf. 83, 1—5, 7—12 u. 15; 84, 2—4, 6 u. 9; 85, 13 u. 14; 86, 8—10; 87, 1, 5, 6 u. 8; 90, 1, 2, 7—10, 12—14). Die allgemeine Richtung der Zeit nach Ungebundenheit zeigte sich auch hier bald deutlich genug. Man liess das Wams unten offen stehen, um das möglichst feine Hemd zu zeigen (Taf. 84, 11; 86, 13; 87, 3, 5 u. 11; 90, 11) und gab ihm einen ganz geraden Schnitt von oben bis unten hin, ohne Einziehung über den Hüften, wie man sie im Anfang noch geliebt hatte (Taf. 83, 1—4, 9 u. 12; 84, 1, 3 u. 9; 87, 6, 8 u. 10). Nun gab es aber weder Schoss noch Taille; von oben bis unten war alles eins (Taf. 84, 11; 86, 8, 10 u. 13;

Ärmel weit

87, 7 u. 11; 90, 3, 10 u. 11). Zugleich wurden die Ärmel, die früher eng gewesen waren (Taf. 83, 1—5, 7—12; 84, 2—4; 86, 2; 90, 1, 8 u. 14), jetzt weit und bauschig, auch wohl von oben nach unten mehrfach geschlitzt, um das Hemd zu zeigen (Taf. 85, 13; 86, 8; 87, 6). Diese letzte Rücksicht war so mächtig, dass man schliesslich, um zu einem genügenden Abschluss zu gelangen, bald nach der Mitte dieser Periode den Armel nach vorn hin von oben

Geschlitzt

bis unten aufschlitzte, ohne ihn wieder zu nesteln, so dass denn aus dieser langen und weiten Spalte die Leinwand genügend hervorquoll (Taf. 84, 11; 86, 6, 7, 10 u. 13; 87,

Ärmel kurz

5 u. 11; 90, 7 u. 11). Zugleich kürzte man den Ärmel gegen die Mitte des Jahrhunderts zuweilen ein wenig, indem man den Frauen nachahmte, denn dadurch wurde auch vorn am Handgelenk mehr von dem Hemd sichtbar (Taf. 84, 11; 90, 11).

Hand-manschette

Hier hatte bisher die Manschette sich stets im gleichen Schritt mit der Krause und ihren Nachfolgern gehalten. Oben steife Krause am Hals, unten steife Krause an der Hand (Taf. 84, 1); oben schlaffe Krause, dann auch unten ebenso (Taf. 87, 5; 90, 7); oben steifer Spitzenkragen, unten desgleichen (Taf. 83, 15; 85, 14; 86, 6); oben umgelegter schlaffer Kragen, unten anliegende Manschetten (Taf. 86, 13; 87, 11; 90, 8).

Während das Wams bei den Soldaten und Bürgern aus Tuch, zuweilen auch aus Leder, bei den Vornehmen oft aus den kostbarsten Stoffen, aus Samt, Seide oder Goldstoff bestand (Taf. 83, 15; 84, 11; 86, 6—8 u. 13; 87, 8 u. 11) und mit Goldborten und dergleichen besetzt war (Taf. 84, 11; 86, 8 u. 13), war das darüberliegende Kollett

Kollett

fast immer aus naturfarbigem Leder (Taf. 83, 15; 85, 13 u. 14). Dieses war der Überrest der einst so herrlichen Schaube. Kurz und eng war sie schon in der vorigen Periode geworden; jetzt hatte sie auch noch die Ärmel verloren und war nichts als ein knapp anliegendes kurzes Kleid, wenig länger als das Wams. — Dass auch die Modehelden im Kollett gingen, brauchen wir nicht noch

Kollett d Modeheld

zu versichern; es gehörte — wollten sie doch Krieger spielen! — zum grossen Schlapphut und zum ungeheueren Stiefel. Und so vergassen sie auch nie ein riesiges, breites, metallbeschlagenes Wehrgehänge, die Degenkoppel, über

Wehr-gehänge

die rechte Schulter zu werfen, so dass quer vor der Brust zur linken Hüfte hin der gewaltige Riemen hinablief, schon an und für sich drohend und ehrfurchtgebietend, selbst ohne den Stossdegen, der daran hing (Taf. 84, 11; 86, 13; 87, 11; 90, 11). Auch das Wams wurde an allen Ecken und Enden, wo es nur möglich war, mit Bandschleifen und Faveurs behängt und besteckt (Taf. 87, 3 u. 11).

Wie das Wams, so änderten sich auch die Beinkleider

Beinkleid

nach denselben Grundsätzen um. Auch hier fiel zunächst die Polsterung, die das neue Jahrhundert noch zu retten versuchte (Taf. 84, 2—4; 86, 2; 87, 3). Die weiten Säcke, zu denen man nicht weniger als 4,5 m Zeug gebrauchte, wurden immer leerer und daher immer faltiger (Taf. 83, 1—12; 85, 13 u. 14; 86, 1; 87, 6—8; 90, 1). Die Schlumperhose gewann an Bedeutung. Man schlitzte

Schlumpf-hose

nicht mehr, besetzte aber statt dessen die Naht an der Seite mit Borten, Knöpfen und dergleichen (Taf. 83, 12; 84, 4 u. 9; 86, 1 u. 10) und liess sie unten gern etwas offen stehen, damit das Hemd durchschimmere, gerade wie bei den Ärmeln und vorn am Wams (Taf. 84, 9; 87, 6, u. 10). Um dies glauben zu machen, wurde in den Schlitz ein Stück weisse Leinwand eingesetzt.

Unterhalb des Knies, da, wo Strumpf und Hose zusammenstiessen, wurde ein farbiges Band als Strumpfband

Strumpfband

oder Kniegürtel mehrmals umgewickelt und seitlich in einer grossen Schleife verschlungen (Taf. 83, 1—5, 7—9 u. 12;

Schleife daran

84, 2—4, 8 u. 9; 86, 2, 6, 8; 87, 5, 8 u. 12; 90, 1, 2 u. 9). Wurde auch das Band zuweilen weggelassen, so blieb doch wenigstens die Schleife (Taf. 90, 10). Ja sie bildete sich später, als die Hosen unten offen standen, zu einem ganzen Nest von Schleifen aus — man nannte sie auch Nesteln —, die als blosser Zierat ohne jeden Zweck, als etwa den, viele Faveurs zu tragen, aussen am Beinkleid sassen (Taf. 88, 1; 90, 11 u. 12). Auch verwandelte sich die Schleife oder auch das Band in einen Kranz von

Kranz von Schleifen am Saum der Hose

Schleifen unten am Saum der Hose (Taf. 84, 11; 86, 2, 7 u. 13; 87, 11; 88, 1 u. 3), an dessen Statt gewöhnliche Leute auch nur eine gerade Manschette aus Band trugen (Taf. 90, 8). Zuweilen lag auch Band und Schleife, wenn die Hose schon über dem Knie endigte, unterhalb derselben auf dem blossen Strumpf als Strumpfband (Taf. 83, 7 u. 10; 84, 2 u. 3; 86, 2; 90, 1).

sen eng

Als nun am Schluss des dritten Jahrzehnts die Franzosen anfingen, die Hosen ziemlich eng und ohne jede Auspolsterung zu tragen (Taf. 87, 5, 11 u. 12), fand dies schnell Nachahmung bei den Nachbarn im Norden und Osten (Taf. 86, 6—8 u. 13; 87, 5, 11 u. 12; 90, 3–6 u. 10) und führte sehr bald zu der Neuerung, den Anschluss am Knie zu lösen und die Hosen unten offen zu tragen, sie aber gleichzeitig auch schon von oben her weit zu lassen, so dass sie als zwei ansehnliche Zylinder den Oberschenkel umgaben (Taf. 84, 11; 88, 1—3; 90, 11 u. 12). In dieser Form schritten sie in die folgende Periode hinüber, wo sie weitere Ausbildung fanden.

en weit
gerade

chleife
ben an
er Hose

Gleichzeitig mit der Schleife an der Aussenseite des Knies entfaltete sich auch die bescheidene Schleife, die anfangs am oberen Saum der Hose vorn sich befunden hatte, zu immer grösserer Bedeutung und Pracht (Taf. 87, 3 u. 11). Bald verdoppelte und verdreifachte man sie und nicht lange, so reichte sie samt ihren Nachkommen, die wie die der Auster neben ihr sich ansiedelten, von Hüfte zu Hüfte und bildete eine ganze Schleifenbank die wie ein breiter Gürtel vorn vor dem Leibe lag (Taf. 84, 11; 88, 1; 90, 11).

pplung
elben

Strumpf

Der Strumpf war bei Männern und Frauen aus Seide. Unter jenen gab es doch manche, die nicht danach trachteten, für Reiter oder Krieger gehalten zu werden, z. B. die Abbés und andere; diese verschmähten den Stiefel und hielten etwas auf einen schön anliegenden Strumpf.

Farbe

Die Farbe wählten beide Geschlechter so, dass sie der übrigen Kleidung stets entsprach. Da aber das Gewebe so übermässig fein sein sollte, so waren die Strümpfe für die Männer keine besonders warme Verhüllung; vom Knie abwärts wurde die Kälte sehr empfindlich. Daher griff man zu der Aushilfe, mehrere Paar übereinander anzuziehen; so erzählt man vom dem Dichter Malherbe, dass er einst elf Paare zugleich getragen habe.

Mantel

Der Mantel, den man gewöhnlich überwarf, war noch ein Mittelding zwischen dem spanischen Mäntelchen und dem früheren Mantel. Er war nicht lang und nicht kurz, nicht weit und nicht lang. Gewöhnlich reichte er bis ans Knie und war so weit, dass er vorn zusammenschlagen konnte (Taf. 84, 1). Echte Modehelden hüllten sich in dieses dürftige Kleid wie die Römer einst in die weite Toga (Taf. 84, 8), und doch hielt sie niemand für Römer. Andere trugen es nur auf einer Achsel, und das rechtfertigte sich eher, da es für zwei keinen Überfluss hatte (Taf. 84, 11; 86, 8 u. 13; 87, 3, 8, 11 u. 12; 88, 1 u. 3; 90, 7 u. 11). Der Stoff war noch immer Samt oder Seide, mit Goldborten und dergleichen besetzt, bei den Bürgern Tuch und ähnlicher Stoff. Längere Mäntel trugen nur einzelne Waffengattungen, bei denen sie zur Volkstracht gehörten, so z. B. die Kroaten (Taf. 85, 3).

Schaube

Statt des Mäntelchens eine Schaube zu tragen, war fast ganz ausser Gebrauch gekommen. Nur hier und da (Taf. 86, 2) und besonders als Amtstracht finden wir sie noch (Taf. 84, 6), als letztere sogar lang.

arbe der
leidung

An allen diesen Kleidern war übrigens die Farbe eine lebhafte und strahlende, nur in den Niederlanden erhielt sich die schwarze Tracht und selbst bei den Frauen der Hang zu dunklen Stoffen (Taf. 90 u. 91). In Deutschland blieben die Bürger einzelner Städte solchen gleichfalls treu, sonst aber war die ganze Zeit zu Ausgelassenheiten mehr als geneigt.

Frauen:

Die Frauen nahmen an ihrer Kleidung ganz entsprechende Veränderungen vor. Auch hier sah das neue Jahrhundert wohl noch den tonnenförmigen Reifrock (Taf. 87, 1), aber seine Zauberkreise verloren ihre Kraft und Würde und mussten fallen. Gegen dieses Geschick konnte auch der künstliche Gang mit hin- und herbewegten Hüften nicht schützen, welchen die Damen sich eigens angewöhnt hatten, damit das Ungetüm unterhalb des Gürtels stets im Gleichgewicht bliebe. Vergebens bestrebten sich auch die mittleren Stände, ihn noch einige Zeit zu halten. Wir sehen an Bildern einer und derselben Person, wie die Tracht mit der Zeit sich ändert, z. B. an denen der Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin Heinrichs IV. (Taf. 87, 1 u. 2). So wie die Krause sich in den offenen Kragen, die Haube in Haarlocken verwandelt hat, so zerschmilzt der harte Reifrock an der Sonne des neuen Jahrhunderts bald zu weichen Falten. Auch liessen sich selbst Vornehme an leichterem weicheren Stoff genügen, als dies bisher geschehen war, wo besonders Samt und Atlas verwendet wurden. In der Farbe liebte man das Lebhafte, und um die Wirkung verschiedener Farben nebeneinander zu haben, wählte man Ober- und Unterkleid wohl zueinander passend, und liess vorn von oben bis unten das letztere sichtbar werden zwischen dem ersteren. Man öffnete also jetzt das Oberkleid auch vom Hals bis an den Gürtel (Taf. 87, 9; 91, 14 u. 18) und nicht nur wie bisher unterhalb des Gürtels (Taf. 84, 10; 87, 1). Welche Frau nicht zwei Kleider anlegen wollte oder konnte, die wusste sich wenigstens durch einen vorn eingesetzten Streifen das Ansehen zu geben, als trage sie zwei (Taf. 91, 16), eine Weise, die wir Mitte des 19. Jahrhunderts mit zwei etwas seitlichen breiten Streifen wieder haben anwenden sehen, und die wir etwa 20 Jahre später in den wunderlichsten Zusammenstellungen an Rock und Leibchen wahrnehmen können. Heute wird selten eine Frau wirklich zwei Kleider tragen, damals aber trug jede vornehme Dame wie selbst die angesehene Bürgersfrau zwei Kleider, ja manche Hof- und Modedame sogar drei Unterkleider und ein Oberkleid. Dabei wusste sie durch eine besondere Kunst, die Kleider seitlich aufzunehmen, es richtig dahin zu bringen, dass man die vier verschiedenen Stoffe sah, deren Farben ganz verschieden waren, aber zueinander passen mussten, und deren Besatz nach aussen hin immer kostbarer wurde. So war das erste Kleid besetzt mit Borten, das zweite mit Seide gestickt, das dritte mit Gold und Silber gestickt oder besetzt und die Robe endlich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt.

Reifrock

Farben

Oberkleid ganz offen

Scheinzweier Kleider

Vier Kleider zugleich

Indem nun der Rock dieser Kleider in freien Falten bis auf den Boden fiel und hier auch wohl ein wenig nachschleppte (Taf. 84, 10; 86, 3—5; 87, 2, 4 u. 9; 91, 1, 11, 14 u. 18), änderte sich auch der obere Teil des Kleides,

Leibchen das Leibchen, entsprechend um. Über den Ausschnitt
Ausschnitt und den sich einschmiegenden Spitzenkragen sprachen wir
Schneppe schon oben; der untere Saum mit der langen Schneppe fügt sich, indem er höher hinaufrückt, mehr der Körperform an; auch kürzt sich die Schneppe ein wenig (Taf. 84; 10; 86, 5; 87, 2 u. 9; 91, 2, 4, 6, 9, 11, 14, 16 u. 18) oder fällt sogar hier und da ganz (Taf. 91, 15). Auch die ausgestopften Ärmel, welche die Breite des Körpers an den Schultern fast verdreifacht hatten (Taf. 87, 2), verschwanden allmählich und machten besseren Formen Platz.

So wie sich die Männer häufig des Wamses und Kolletts bedienten, von denen besonders das letzte ziemlich lang sein konnte, so finden wir auch hierzu eine Parallele bei
Zwei Leibchen den Frauen, indem diese oft zwei Leibchen tragen, von denen auch das äussere am längsten ist und eigentliche Schösse hat (Taf. 84, 3 u. 4; 91, 3). Ebenso erweitern sich
Ärmel geschlitzt die Ärmel, schlitzen sich (am Oberkleid) ebenso wie die der Männer (Taf. 87, 2 u. 9; 91, 14, 16 u. 18) und verkürzen
gekürzt sich in der letzten Zeit an beiden Kleidern bedeutend, oft schon so, dass der halbe Unterarm entblösst wird (Taf. 86, 3 u. 4; 91, 16). Die Achselwülste fehlen; die Manschetten gehen immer mit dem Kragen in gleichem Schritt (Taf. 91).

Statt des Oberkleides mit Taille trugen manche Frauen
Kollett wie die Männer das Kollett, ein Kleid ohne Einschnitt an den Hüften. Dies ähnelte wieder der Schaube, stand aber vorn ganz offen von oben bis unten und war enger
Schaube als diese (Taf. 91, 5, 6, 17 u. 18). Auch die Schaube in ihrer kurzen Form kam noch bisweilen vor (Taf. 91, 12).

Schürze Die Schürze, die in der vorigen Periode so wichtig geworden war, hielt sich noch in dieser in mittelmässiger Geltung, so dass wir sie auch bei Vornehmen gebräuchlich finden, jedoch weniger als zuvor (Taf. 86, 5; 91, 4 u. 9). Bei den Bürgerinnen ist sie beliebt (Taf. 91, 2, 3, 7 u. 8).

Eine eigentümliche Erscheinung in dieser Periode ist die während der Regentschaft der Maria von Medicis entKleine Sächelchen standene Vorliebe für kleine Nebensachen (1610—1620), als ob die Frauen nach einer Ausgleichung gesucht hätten für ihre ungeheueren Kleider und schleppenden Roben. Sie liebten es, die gewöhnlichen Hausgeräte und dergleichen im kleinsten Massstabe zu besitzen: kleine Scheren, kleine Messerchen, kleine Hündchen, kleinste Muffs, kleine Schächtelchen und dergleichen. Doch diese Spielerei ging vorüber wie manche andere, und vergebens hatte der Spott seine Pfeile gegen sie verschossen.

Auch bei den Frauen fehlten die geliebten Schleifen
Liebesknoten nicht, die „Liebesknoten“, wie man deren gebräuchlichste Art nannte. Da sass eine solche oben mitten vor der Brust am Halsausschnitt (Taf. 87, 2 u. 9; 91, 11 u. 14), eine zweite vorn an der Schneppe (Taf. 91, 11 u. 14), eine dritte und vierte an der Mitte der Ärmel (Taf. 87, 9; 91, 11 u. 18). Dutzendweise wurden sie verwendet; von denen im Haar sprachen wir schon. Was überhaupt den

### d) Schmuck

betrifft, so ist derselbe in dieser Zeit gewöhnlich ohne rechten Wert. Ausser den Kleiderbesätzen trifft man kaum Bedeutendes an. Goldene Ketten sind eine Seltenheit Schmuck selten (Taf. 86, 4); Perlen kommen auch nicht mehr in solcher Unzahl vor wie vorher (Taf. 84, 10; 86, 4 u. 5; 87, 1 u. 9; 91, 2, 6, 10, 11, 14, 16 u. 18). Die Ursachen lagen nahe Ursache genug: In Deutschland frass der Krieg alles auf; in England wurde nicht nur vom Parlament gegen den König gekargt, sondern auch im Privatleben machte sich jetzt eine gewisse Sparsamkeit geltend; die Ansprüche waren zu hoch geschraubt gewesen, und so waren die strengen Puritaner aus dem üppigen Leben unter Elisabeth auf natürliche Weise durch den Gegensatz hervorgewachsen; man hatte allzu verschwenderisch gewirtschaftet. Auch Frankreich fühlte die Folgen des langen Kampfes zwischen Hugenotten und Guisen, und in den Niederlanden war wohl Reichtum genug, aber der strenge Sinn der Reformierten wehrte den Putz ab. — So begnügte man sich allgemein mit unbedeutendem wertlosen Tand, mit Metallstäbchen, Glasperlen, Schleifen und anderem Flitter. Doch ist dies nur die Regel; man darf aus dem Gesagten nicht folgern, es habe keinen echten Schmuck mehr gegeben, sondern nur, dass er im Verhältnis zu früheren Perioden ausserordentlich abgenommen hatte.

Gerade der Anfang dieses Jahrhunderts findet die Prachtliebe Prachtliebe in höchster Blüte. Am französischen Hofe gab Henri IV. Gabriele d'Estrées den Ton an, und der war kein niedriger. Perlen und Edelsteine wurden im Übermass auf der ganzen Kleidung vom Kopf bis zu den Füssen verschwendet. Beim Einzug Henri IV. in Paris, 15. September 1594, war Gabriele am Abend so mit Edelsteinen und Perlen überladen, dass, wie Zeitgenossen melden, das Licht der Fackeln dadurch verdunkelt wurde und ihr Kleid aus schwarzer Seide ganz weiss und strahlend erschien.

Als 1606 am 14. September der Dauphin und seine beiden Schwestern zu Fontaineblau getauft wurden — in Paris wütete eben die Pest — überboten sich die Höflinge in Entfaltung von Pracht und Glanz. So trug der Herzog von Epernon ein Schwert, dessen Scheide mit 1800 Diamanten besetzt war, wofür er (damals!) 30000 Taler gezahlt hatte. Die Prinzessinnen und Hofdamen strahlten von Edelsteinen, so dass Augenzeugen versichern, man Juwel in Fül habe den Glanz der edlen Metalle und Steine nicht ertragen können: die Augen seien ganz davon geblendet worden. Die Robe der Königin z. B. war besetzt mit 32000 Perlen und 3000 Diamanten, so dass ihr Wert gar nicht abzuschätzen war. Ebenso waren die Stoffe der Kleider von höchster Kostbarkeit.

Dabei wurden auch während Heinrichs IV. Regierung die Verordnungen gegen den Luxus von Zeit zu Zeit er- Luxusedikte neuert, doch ohne Erfolg. Auch waren sie nicht sowohl gegen die prächtigen als gegen die ausländischen Stoffe gerichtet; die in Frankreich nachgeahmten durften getragen werden, und schon im Anfang des 17. Jahrhunderts wurden dort die feinsten und künstlichsten Gewebe aus der Türkei und China sehr gut nachgeahmt.

Die Handschuhe waren auch jetzt notwendig, und Handschuhe mit Stulpen da der Krieg die Stulpen sehr in Schwung brachte, ging

auch der feine Stutzer in Stulphandschuhen, nur dass die des Soldaten aus einfachem Leder waren, die des Modehelden aber gestickt oder besetzt sein mussten (Taf. 83, 1 u. 15; 84, 1, 4 u. 9; 85, 13 u. 14; 86, 2 u. 13; 87, 3, 6 u. 7; 90, 1 u. 14). Am Hofe waren sie wohlparfümiert, aus Seide oder Samt und mit kostbaren Fransen besetzt.

Sonstige Luxusgegenstände, wie Wohlgerüche und dergleichen, waren wie zuvor im Gebrauch. Wir heben nur noch drei hervor, die hier neu auftreten, wie früher die Schnupftücher. Zu diesen gehört bei den Männern
Stock der Stock. Es wird gegen das Ende dieses halben Jahrhunderts, wohl auch als eine Frucht des Soldatentums, Sitte und Brauch, dass jeder angesehene Mann einen Stock trägt, der oben mit einem schönen Knopf oder einer Krücke geziert ist. Je höher der Stock, desto höher der feine Geschmack, daher reicht er oft bis an die Brust (Taf. 84, 11; 86, 1 u. 2; 87, 11).

Bei den Frauen gehört zu diesen Neuerungen der
Puder Puder und die Schönpflästerchen. Von dem ersteren machten nur erst einzelne Gebrauch; sie waren ihrer Zeit voraus, Genies im Reiche der Mode, prophetische Gemüter
chön- der Fashion. Die letzteren wurden im letzten Jahrzehnt
sterchen doch schon so gebräuchlich, dass sie vielfach bespöttelt
chminke wurden. Dagegen war die Schminke ganz allgemein im Gebrauch. Vornehme legten Weiss, Bürgerliche dagegen
Falsche Rot auf. — Auch die schönen wallenden Locken sind
Locken bei beiden Geschlechern oft genug falsche. Besonders die französischen Stutzer bedienen sich schon seit 1630 — auch in richtiger Vorahnung der kommenden Zeit — gern anderer Haare als solcher, die auf ihrem Schädel gewachsen waren (Taf. 88, 1 u. 3).

## 2. Kriegstracht.

Wir haben auf sie bereits mehrfach hindeuten müssen, weil sie die Tonangeberin in dieser Periode ist. Die ganze Zeit trägt ihren Stempel. Charakteristisch ist der Hut, der in der bereits beschriebenen Form mehr und mehr den Eisenhelm verdrängt. Daneben der hohe Stiefel, den wir auch zuvor schon betrachtet haben, und das Kollett. Das Haar ist lang und flatternd, der Bart Knebel- und Kinnbart.

Betrachten wir die verschiedenen Waffengattungen
Reiter nach ihren Hauptmerkmalen, so finden wir bei den Rei-
Helm tern als Kopfbedeckung den Helm oder den Hut. Jener ist aus Eisen, mit einem Grat oder Kamm und mit Rand rundum versehen (Taf. 83, 4, 6, 8, 13 u. 14), zuweilen auch mit Nasenbügel (Taf. 86, 9—11; 92, 5—7), dieser der bekannte mit wallender Feder (Taf. 83, 7; 90 12—14). An den Stiefeln werden die Sporen angeschnallt (Taf. 87, 6
Panzer u. 7). Über dem Lederkollett sitzt der Eisenkürass, der
ürassiere bei den Kürassieren und Lanziers, welche letztere aber während dieser Periode ganz und gar abgeschafft werden, auch noch Halsberge (Taf. 92, 12), Arm- und Beinschienen zählt (Taf. 83, 13 u. 14). Die ersteren führen einen schweren Pallasch mit Korb (Taf. 92, 9) und einen 1,20 m langen Karabiner (Taf. 83, 13; 92, 13), die Arke- Arkebusiere zu Pferd
busiere zu Pferd ein Gewehr von gleicher Länge (Taf. 83, 4), ebenso die Dragoner, wenn diese nicht eine Pike führten, was darum der Fall sein konnte, da sie zu Fuss und zu Pferde fechten mussten (Taf. 83, 7 u. 8). Die Kürassiere führten als Schutzwaffe noch die Pistole (Taf. 92, 14), ebenso auch die Arkebusiere, welche später Karabiniers genannt werden. Karabiniers
Diese hatten nur den Brustharnisch und die Sturmhaube von Eisen (Taf. 83, 4).

Die irregulären Reiter, Kroaten und Husaren, der Husaren und Kroaten
Schrecken der Bauern, gingen in ihrer Nationaltracht (Taf. 85, 1—3). Sie führten allerlei Waffen, doch alle den Säbel (Taf. 92, 10) und kamen natürlich nur im kaiserlichen Heere vor.

Das Fussvolk bestand aus Pikenieren, Musketieren Fussvolk
und Handschützen. Die ersteren trugen eine Eisenhaube, Pikeniere
den Brust- und Rückenharnisch, auch zuweilen noch Armschienen, die aber später allgemein wegfielen und ausser dem Schwert (Taf. 92, 1—4) eine 5—6 m lange eschene Pike mit langer Eisenspitze (Taf. 83, 1). Ihre niederen Offiziere führten Hellebarden oder Partisanen (Taf. 83, 5; 92, 8, 11 u. 15). Dies war die schwerste Truppe des Fussvolkes (Taf. 90, 1).

Die Musketiere (Taf. 83, 10—12; 90, 8) trugen über Musketiere
dem Kollett von rechts nach links die Degenkoppel und diese kreuzend von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hin das Bandelier mit 11 Patronen, jede in einer kleinen Holzbüchse. Ausserdem führten sie die Schiessgabel, die beim Feuern das Gewehr stützte. Anfangs trugen auch sie noch die Eisenhaube, vertauschten sie aber bald mit dem Hute. Die Muskete war 1,80 m lang und 10 ihrer Kugeln wogen 1 Pfund.

Die Fuss-Arkebusiere oder Handschützen führ- Hand-
ten einen Karabiner von 1,20 m Länge und von kleinerem schützen
Kaliber als die Muskete. Sie schossen aus freier Hand und trugen (Taf. 83, 2; 90, 2) kein Bandelier, sondern führten Pulver und Kugeln einzeln mit sich. Aus ihnen bildeten sich im Laufe des Krieges die ersten Jäger-Kompagnieen, bei denen man öfter schon gezogene Büchsen finden konnte.

Auch gab es Grenadiere, die aus freier Hand Grenadiere
Granaten warfen, und ausserdem noch Artilleristen (Taf. 83, 3), ungefähr gekleidet wie die Handschützen, zur Bedienung der Geschütze.

Hellebarde und Partisane (Taf. 92, 8, 11 u. 15), Helle-
als gemeinsame und Hauptwaffe einer Abteilung, kamen bardierer
nicht oder nur höchst selten vor, allenfalls bei Leibwachen (Taf. 86, 11).

Gewöhnlich trug das Fussvolk ausser den schon ge- Tracht des
nannten Stücken eine Kniehose, die zu Anfang des Krieges Fussvolks
noch gehörig gepolstert war und erst später zur Schlumperhose wurde (Taf. 83, 1—12). Sie bestand aus Tuch, nicht selten auch aus Samt und unter den Farben derselben war Rot vorherrschend in allerlei Schattierungen. Dazu trug man Strümpfe, wohl gewöhnlich aus Wolle; bisweilen scheinen sie aus Leder gewesen zu sein. Das Knieband

mit ansehnlicher Schleife fehlte nicht und ebenso prangten, besonders später, meist auch Schleifen auf den Schuhen; sogar auf den Stiefeln wusste man sie noch anzubringen.

Feldbinden

Die Offiziere waren an den Feldbinden kenntlich, die eine gemeinsame Farbe bei jedem Heere hatten (Taf. 83, 1, 3, 5 u. 15; 85, 13 u. 14; 90, 2, 10 u. 14). Die

Abzeichen

Soldaten erkannten sich an anderen gemeinsamen Abzeichen, z. B. weissen Binden um den Hut oder Helm, aufgesteckten Zweigen oder dergleichen.

Fahnen

Die Fahnen des Fussvolkes waren sehr gross und der Stoff, woraus sie bestanden, reichte fast die ganze Stange entlang. Da es meistens Seide war, so hatten die Fahnenträger wohl daran zu schleppen (Taf. 83, 9). Ihre Farben waren häufig die des Landes, dem sie angehörten, oder es waren auch Sinnbilder oder Sprüche darauf gemalt oder gestickt.

Standarten

Die Standarten der Reiter waren kleine Fahnen, die oben an einer Lanze befestigt waren, wie in früherer Zeit die Ritterfähnlein (Taf. 83, 6). Ihre Färbung war denselben Gesichtspunkten wie die der Fahnen unterworfen.

Auch jetzt noch sorgte der Soldat selbst für seine Kleidung und man sah daher ein buntes Gemisch von

Keine Uniform

Wämsern und Hosen durcheinander. Nur bei den Trabanten der Leibwache, wo der Fürst eine Uniform gab, herrschte Übereinstimmung. Ebenso waren auch die Regimenter und Fähnlein nicht gleichmässig bewaffnet,

Zusammenstellung der Heerhaufen

sondern jede Abteilung war aus den verschiedenen Waffengattungen zusammengestellt, so dass z. B. ein Fähnlein Fussvolk aus Pikenieren oder Doppelsöldnern, Musketieren oder Gabelschützen und aus Handschützen oder Fuss-Arkebusieren bestand, wie wir dies ähnlich schon in der vorigen Periode bemerkt haben. Im österreichischen Heere wurde 1647 die Stärke eines Fähnleins von 300 Mann

Dragoner

auf 200 Mann erniedrigt. Das erste Dragoner-Regiment wurde 1633 errichtet. Diese Waffengattung fand bald grosse Verbreitung, da die Dragoner zu Fuss und zu Pferde kämpfen konnten und daher nur leicht bekleidet und bewaffnet waren. Später wurden sie aber nur noch als Reiter benutzt, so wie denn auch die Reiter-Arkebusiere in Deutschland seit 1657 in ihnen aufgingen, wie früher die Lanziers in den Kürassieren aufgegangen waren. Seit 1657 gibt es also als deutsche Reiter 100 Jahre lang nur Kürassiere und Dragoner. Österreich hatte ausser-

Husaren

dem noch Husaren (seit 1688 sogar Husaren-Regimenter), wie wir ja neben ihnen auch der Kroaten schon erwähnt haben.

Es tobte das ausgelassene Kriegsvolk in Stadt und Land dreissig Jahre; es stolzierten in den Strassen die Modegecken und liessen auch die Sporen klirren; es schien alles ausser Rand und Band und die Welt aus den Fugen gehen zu sollen: da kam endlich der langersehnte Friede und führte alles in ruhigere Bahnen zurück. Vieles üble verschwand, was diese schlimme Zeit hervorgebracht hatte, aber eins blieb: die „Herren“ und „Damen“ „*à la mode*“. Und sie sind denn bis heute unsterblich wie die Götter.

# VII. Die zweite Hälfte des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts (1650—1720).

(Tafel 84, 7, 12 u. 13; 85, 4—8; 88, 4—14; 89; 92, 16—30; 95, 1 u. 4—6; 97, 1 u. 2. Quellen für die Franzosen: Engelmann, Herbé, Lacroix und Armée française; für die Deutschen: Schlösser zu Berlin und Gotha, Allemand: österr. Armee, Rabe: preuss. Armee, Friedr. Förster, Jakob Falke.)

Die vorliegende Periode ist der Beginn einer Zeit, in welcher wir noch heute uns befinden, der französischen Modeherrschaft. Seit 200 Jahren hat Paris der Welt gezeigt, wie sie sich zeitweilig tragen soll und diese hat gehorsam nachgeahmt, was die Meisterin vorschrieb. Der dreissigjährige Krieg hatte alles aus Rand und Band gebracht und so wurde es dem 14. Ludwig um so leichter, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und eine neue Form des Lebens zur Geltung zu bringen, wie er sie eben wollte. Er formte und uniformte sie, Bürger und Adel, Höflinge und Soldaten. Ein Ordner tat Not; er fühlte sich dazu berufen und ordnete — aber nicht nur den Staat: Auch alles übrige musste sich seiner Willkür beugen; alles erhielt den Zuschnitt, den er diktierte, den des Rokoko. Sogar die Bäume und Sträucher wurden ge- Roko

formt nach dieser Schablone und so nahm denn auch das Haupt der Schöpfung, die Menschengestalt, gern die vorgeschriebene Form an.

Diese war aber weder schön noch wahr, obwohl man sich spreizte und sich vorlog, man sei auf dem Gipfel der Kultur angelangt. Auf der einen Seite völlige Zügel- Gegen

losigkeit der Sitten, auf der anderen der feierlichste abgeschmackteste Gesellschaftston und Anstand. Maitressen ohne Ende und Standbilder der Tugend! Aufklärungsbestrebungen (Akademie der Wissenschaften) und Jesuiten! Nackte Busen und steife Komplimente! Weiber in allen Ecken als Triebfedern und starrer Absolutismus! Das lief in der herzlichsten Einigkeit nebeneinander her und vertrug sich. Ein wunderbares Schauspiel, diese Zeit der Alongeperücke.

Aber sie war durchaus nach einem Schnitt; das muss man ihr lassen. Es passte und klappte alles zusammen, Charakt

und alles hatte einen grossen Anstrich. Gebäude und Gärten, Perücken und Aufschläge. Daneben war aber alles auch ausgeschmückt mit den kleinsten Sächelchen, mit Girlanden und Löckchen und Schleifen ohne Ende. So war auch die Rede mit so viel gekräuseltem, verwirrtem und gedrechseltem steifen Zeug durchschossen, dass man vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen konnte. Alles sollte pomphaft sein! Alles musste auf hohen schöngefärbten Absätzen einherstolzieren, Menschen und Redensarten. Das Rokoko kann die gerade ungebrochene Linie nicht leiden; Ausladungen und Einziehungen müssen toll durcheinander rennen, alles Ganze sich unendlich zerteilen und in allerlei willkürliche Formen sich schmiegen.

In Deutschland fand der neue Stil frohe Nachahmer. Die Fürsten bauten ihre Schlösser und Schlösschen nach dem Muster zu Versailles, legten ihre Gärten nach jenen an mit geraden Wänden aus Grün, mit Bogengängen, mit Springbrunnen, mit Nischen, mit künstlich zugeschnitzten Baumfiguren, mit Statuen etc. etc. Von Paris bezog gross und klein der Vornehmen die Modeblätter; nach Paris mussten die Jünglinge wandern, um Lebensart zu lernen. Sehen wir uns denn diese Mode etwas genauer an!

## A. Die Tracht.

### 1. Friedenstracht.

Indem wir von oben beginnen, stossen wir gleich auf das Hauptmerkmal dieser Zeit, nämlich die

#### a) Kopfbedeckung,

dargestellt durch die Alongeperücke. Sie ist nicht mehr ein Stellvertreter fehlenden Haarwuchses, ein Notbehelf für Kahlköpfe, nein! sie ist Zierde, sie ist Notwendigkeit. Wer früher eine Perücke tragen musste, tat es heimlich, mit Widerstreben. Jetzt mochte einer das schönste Haar haben: die Perücke war schöner. Sein eigenes Haar tragen zu wollen, wäre Roheit und Barbarei gewesen. —

Wir haben in der vorigen Periode gesehen, wie statt der rund um das Gesicht aufgerichteten Bürste Heinrichs III. das wallende, auf die Schultern fliessende Haar Mode wurde, und wie schon damals viele Stutzer als Aushilfe zur Perücke greifen mussten. Diese Täuschung verleitete bald zu einer Steigerung und Übertreibung. Die Perücke konnte ja ohne Not noch längere Locken zeigen und man liess sie demgemäss zurichten. Einmal im Zuge, ging's immer weiter. Bald konnte das natürliche Haar nicht mehr folgen. Wer anständig erscheinen wollte, musste also zur Perücke greifen, denn sie allein zeigte die modernen Locken von richtiger Länge. So war sie denn in Paris schon in den dreissiger Jahren ziemlich verbreitet, und schon vorher hatte Louis XIII. seit 1620 auch eine getragen. Louis XIV. dagegen wollte anfänglich, stolz auf die angeborene Kraft, sein eigenes Haar tragen; bald aber, als dieses in seinem 36. Jahre mangelhaft wurde, stülpte er sich 1673 auch die Perücke auf, die von den meisten seiner Höflinge schon seit Jahrzehnten getragen, und die vom König längst begünstigt wurde, denn um der Mode Ansehen und Nachdruck zu geben, bestimmte er schon in seinem 18. Jahre gleich vier Dutzend Friseure zu Hofperruquiers (1655). Dann wurde 1656 eine Perückenmacherzunft gestiftet, die 200 Mitglieder umfasste. Ihrer Tätigkeit, ihrem Kunstsinn und Eifer war es zu danken, dass die Perücke von Jahr zu Jahr sich vervollkommnete, so dass sie zuletzt wirklich in ihren Reizen so unwiderstehlich wurde, dass selbst der starke Ludwig sein Haupt beugte, um es in ihrer Fülle zu versenken. Jetzt wusste Europa, was es zu tun hatte. Eiligst wurden die neuen Künstler in Nahrung gesetzt; eiligst trug Fürst und Hofmann, Kammerdiener und Stallknecht die Perücke. Nun musste auch der Bürger gehorsam sein; auch an den Universitäten krönten sich die gelehrten Häupter mit dem künstlichen Lockenbau — nur die Geistlichen wagten noch 1670 zu widersprechen, als bereits alle einstimmten in das Lob der Perücke.

Und sie widersprachen auch noch 1680, ja noch 1690. Aber von da an bis zum Ende des Jahrhunderts fügten auch sie sich endlich. Spät kamen sie — doch sie kamen — hinter der Mode fast nachgehinkt. — Es kostete aber lange und heisse Kämpfe an allen Ecken und Enden; viele Ries Papier wurden in Streitschriften und Verteidigungen vertan, viel Aufwand von Scharfsinn verschwendet. Es ist mit der Mode ein gar eigen Ding; sie will ihre Zeit und ihren Raum haben und ist die eigensinnigste, unzuverlässigste Dirne auf der Welt. Je mehr gescholten, desto besser scheint sie zu gedeihen. Je mehr gepriesen oder befolgt, desto rascher wird sie sich selbst zum Ekel. Aber auch diese Regeln sind nicht zuverlässig; zuverlässig ist nichts an ihr, auch nichts, was nur den leisesten Bezug auf sie hat.

Hatte die protestantische Geistlichkeit erst spät die Perücke angenommen, so hielt sie dafür auch desto länger an derselben fest, so dass noch der Schluss des 18. Jahrhunderts sie bei ihr in voller Glorie vorfand. Noch mehr Widerstreben hatte sie bei den katholischen Geistlichen zu bestehen gehabt, denn das Haupt in Rom wollte nichts von der Perücke wissen. Dessenungeachtet trugen die französischen Abbés, die zu den Modehelden gehörten (Taf. 89, 8), die Perücke gleich von Anfang unserer Periode an. Auch in Deutschland fand sie bei den Priestern viele Liebhaber, so dass selbst die Messe darin gelesen werden sollte. Aber nun schritten die päpstlichen Edikte mit Schärfe gegen das Ungetüm ein und verboten nicht nur den Priestern die Perücke beim Kirchendienst, sondern überhaupt immer. Dadurch wurde das Übel nicht gebessert. Als im Anfang des 18. Jahrhunderts das Verbot nach 10 Jahren erneuert werden sollte, konnte man nicht mehr damit durchdringen, weil die Perücke bereits zu viel Köpfe für sich eingenommen hatte. Man gab also halb und halb nach und auch der Versuch Benedikts im Jahre 1729, mit Strenge diese geliebte Kopfhülle zu vertreiben, blieb ohne dauernden Erfolg. Man musste mit ihr ein Abkommen treffen; die Perücke öffnete demnach gern auf ihrem Gipfel einen kreisrunden Deckel, die Tonsur darzustellen, so lange diese erforderlich war (beim Altardienst), und wurde dafür allerorten geduldet. Auch die katholischen Priester hielten sie bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts als ein wesentliches Stück der Amtstracht fest.

Indessen hatte die Perücke in so langer Zeit vielfache Wandlungen durchzumachen. Wir wollen hier noch nicht vom Puder sprechen, der sich auch noch in dieser Periode einstellte (Taf. 95, 1), sondern nur von den Formen, die sie im Laufe ihrer Zeit annahm. Anfangs war es selbst-

Allgemeine

Widerspruch der Geistlichen

Dauer der Perücke bei den Geistlichen

Päpstliche Verbote der Perücke

Ohne Erfolg

Veränderungen in der Form der Perücke

verständlich, dass sie, als blosse Stellvertreterin des natürlichen Haares, eifrigst bemüht sein musste, dessen Aussehen nachzuahmen. Sobald dieses seine Locken nicht mehr schön geordnet, sondern in wüster Unordnung auf die Schultern hinabwirbeln liess (Taf. 88, 8, 11 u. 13), da beeilte sich die Perücke, auch diese Form nachzubilden. Doch von Jahr zu Jahr wurde sie freier, mächtiger und dadurch selbstbewusster. Als sie nun nicht mehr eine falsche Rolle spielte, sondern als Perücke auftreten durfte, da schien es ihr auch nicht länger nötig zu sein, fremde Gestalt zu tragen, sondern sie gefiel sich nun darin, eigentümlich aufzutreten. Demgemäss wuchs sie ins Ungeheuere, so dass niemand im Zweifel sein konnte, dass er ein „Kunstwerk“ vor sich habe. Es waren dies noch Nachklänge der Kriegszeit im Stil des grossen Stiefels. Mit dem Beginn der siebziger Jahre, als bereits ein Vierteljahrhundert seit dem Frieden verflossen war, verklangen diese Erinnerungen. Man wurde sanfter, zärtlicher, weicher, zierlicher. Die Verehrung, die man während des Krieges dem schwarzen Haar gezollt hatte, wandte sich wieder dem blonden zu. Die wilden Locken ordneten sich zu Reihen und Terrassen und umwallten wie ein weiter Mantel den denkenden und nichtdenkenden Kopf (Taf. 84, 13; 89, 4, 9, 10 u. 12—14).

Alongeperücke

Sie hiess nun Alongeperücke oder auch Staatsperücke, denn sie galt für das höchste Zierstück der Männertracht, wie sie zugleich im Verhältnis ihrer Grösse das kostbarste war. Der Preis einer echten blonden vollwichtigen Perücke belief sich bis auf 1000 Taler, und während Vornehme sie im Preise zwischen 50 und 100 Talern trugen, so konnten nur Fürsten sie in jener Vollendung der höchsten Art sich aneignen. Sie musste dann aus Paris sein, obwohl auch deutsche Fürsten diese Industrie seit 1660 im eigenen Lande pflegten und nach Ludwigs Vorbild ihre Hofperückenmacher hielten. Vor allem zeichnete sich darin Friedrich I. von Preussen aus, der selbst gewöhnlich ein Berliner Machwerk trug. Er legte auf

Perückensteuer in Preussen

jede gute Perücke eine Steuer von einem Taler (3 Mark), auf jede mittlere, wie Bürger (Taf. 89, 7) und niedere Beamte sie trugen, einen Gulden (2 Mark) und auf die geringste Sorte, die von Hoflakaien und Handwerkern getragen wurde, einen halben Taler (1,50 Mark). Ausgenommen waren nur die Glieder des Wehr- und Lehrstandes und Kinder unter 12 Jahren. Erst 1717 wurde diese Steuer durch seinen Sohn wieder aufgehoben, nachdem der König sie seit Anfang des Jahrhunderts an einen französischen Emigranten verpachtet hatte, um nicht für die genaue Erhebung sorgen zu müssen.

Verschiedenheit der Perücken

Ausser der Grösse machte auch der Stoff und die Farbe einen Unterschied zwischen den Perücken. Die besten Sorten nur reichten bis auf die Schultern; sie bestanden wirklich aus Frauenhaar und mussten blond oder doch hellbraun sein. Geringere Sorten waren dunkler in der Farbe, kürzer an Locken, ärmer an Fülle, und die billigsten endlich waren dunkel und kurz und bestanden häufig gar nicht aus Menschenhaar, sondern aus dem der Pferde oder Ziegen. Solche waren schon für 15—30 Mark zu haben.

Auch in der Art, sie zu tragen, wich man von Zeit zu Zeit vom früheren ab. Anfangs fielen die Locken rundum gerade herunter (Taf. 88, 1, 8, 11 u. 13), dann teilte man in den siebziger Jahren die vorderen Locken von den hinteren und liess jene vorn auf die Brust fallen (Taf. 89, 4). Am Hofe Ludwigs wurde bald diese, bald jene Lockenlage beliebt und befohlen (Taf. 89, 9 u. 13), und an der Folgsamkeit der ganzen „gebildeten“ Welt brauchte man nie zu zweifeln. Alles, was irgend konnte, trug die Perücke. Auch die Schauspieler in Rollen der Vorzeit, z. B. der so sehr beliebten griechischen Antike, erschienen so. Aga-

Antike Gestalten in Perücken

memnon und Achill in Perücken, mit Galadegen etc., Klytemnestra in Reifrock und Fontange!! Auch die Malerei und Skulptur durfte alles nur in solcher Tracht darstellen und so mussten sich die Evangelisten und selbst Christus, ja Gott sogar, die Perücke gefallen lassen und mit dem kleinen Bärtchen vorlieb nehmen. Wie es gerade an der Tagesordnung war, so musste gross und klein erscheinen

Perücken-Mode

— und erschien. Bald lagen die Locken hier, bald da in ihrer erhabenen Pracht. Das änderte sich häufig. Eine sehr wichtige Neuerung war aber die eines Scheitels mitten über der Stirn, zu dessen beiden Seiten die Haare sich aufbauschen mussten (Taf. 89, 14). Sie trat gerade auf der Scheide des Jahrhunderts ein und hielt sich etwa 20 Jahre im Gange. Sie war das Gegenstück zu der Kopftracht der Frauen und darum besonders wichtig.

Dass mit der grossen vollwichtigen Staatsperücke keine schwierigen körperlichen Übungen auszuführen waren, begreift sich wohl. Daher blieben die Soldaten bei ihrem

Soldatenkeit Perücke

eigenen Haar (Taf. 85, 4—8; 88, 9; 89, 1—3; 95, 4—6), und nur die Offiziere, die mit unter den ersten Modehelden waren, trugen eine Perücke je nach dem Range (Taf. 95, 1). Aber sie waren in einer üblen Lage: hier die Pflicht des Berufes, der die Perücke nicht ertragen konnte; dort die Mode des Tages, die der Perücke nicht entsagen durfte. Da war guter Rat teuer; doch er wurde gefunden — im Haarbeutel. Damit aber treten wir in die nächste Periode hinüber.

Bart

Den Bart haben wir in der vorigen Periode bis nahe an die Unsichtbarkeit abnehmen sehen und so empfangen wir ihn an der Schwelle dieses Zeitraums in einer Grösse, welche der Lupe bedarf, um bemerkt zu werden. Von dieser mikroskopischen Ausdehnung bis zum völligen Verschwinden war nur ein Schritt, doch auch dieser wurde noch halbiert. In den ersten zwei Jahrzehnten, also von

Erlöschen dessen.

1650—1670, verschwand das Bärtchen am Kinn (Taf. 88, 13), und nur wenige Jahre später, aber noch innerhalb dieses Zeitraums, auch noch das pinselförmige Restchen an der Unterlippe (Taf. 84, 13). So blieb im Jahre 1670 nichts als das Schnurrbärtchen übrig, das entweder, an den äusseren Enden ganz weggeschnitten, nur als ein Paar schwarze Tupfen erschien oder mit zierlich aufwärts gedrehten Enden an frühere Zeiten erinnerte. Auch dieses verschwand nun, indem der zweite Schritt im nächsten Jahrzehnt bis 1680 gemacht wurde, so dass von da an alle Gesichter glatt erschienen (Taf. 89, 4, 7, 8, 10, 12 u.

14; 95, 1). Nur die Soldaten und die protestantischen Geistlichen gingen in Bärten; letztere noch eine kurze Zeit nach dem Verfall mit kleinen gedrehten Knebelbärtchen, erstere mit stärkerem Schnurr- und Kinnbart (Taf. 85, 4 bis 8; 89, 1—3), bis auch sie im Anfang des neuen Jahrhunderts zu immer kleineren Bartformen kamen (Taf. 95, 4—6), die in die folgende Zeit übergingen.

auen: Haar

Die Haartracht der Frauen nahm der Richtung nach den umgekehrten Entwicklungsgang wie die der Männer. Hier reiche Fülle nach unten, dort Aufbau nach oben. Anfangs zwar schienen beide denselben Weg nehmen zu wollen, als sie am Schluss der vorigen und Anfang der gegenwärtigen Periode beide rundum fliessende Locken liebten (Taf. 88, 1—5). Aber schon das Aufbinden des Frauenhaares im Nacken zu einem Nest oder einer Schnecke deutete eine neue Richtung an, und dies geschah ebenfalls schon auf der Scheide beider Perioden (Taf. 88, 6, 7 u. 14). Damit war der Nacken von allem Haar entblösst und nur seitlich fiel es noch lang herab (Taf. 88, 6 u. 14), aber auch dies änderte sich gleich im ersten Jahrzehnt, indem die langen Locken zu kurzen wurden (Taf. 88, 7) und gleichzeitig das Haar an den Schläfen so frisiert wurde, dass es bauschig abstand wie ein dickes Polster (Taf. 88, 12). In dieser Form erhielt es sich auch im zweiten Jahrzehnt unserer Periode, immer noch in einiger Übereinstimmung mit der Alongeperücke, obgleich freilich die völlige Nacktheit des Halses und der Wangen auch jetzt schon Hauptbedingung war. Von 1670 an griff aber dieser Gedanke immer gewaltiger um sich und schob demnach die ganze Haarfülle über den Kopf, damit alles, was am Kopfe nackt war von Natur, auch nackt erscheine. Man baute also mit Hilfe von Eisendraht, Pomade und allerlei Klebstoffen ein künstliches Lockengebäude über der Stirn auf und umschloss die zusammengerollten Haare des Hinterkopfs mit einem kleinen Häubchen, das als Stützpunkt dienen musste für das Drahtgestell, welches den Vorderkopf überragte. Dieses trug ausser den Haarlocken in verschiedenen Schichten auch feinen weissen Stoff, der mit Stärke gesteift, künstlich gefaltet und durch Bandschleifen reich verziert war. Unscheinbar fing diese neue Tracht an, indem das Haar mitten über der Stirn gescheitelt, sich gleich bauschig aufrichtete wie an der Perücke dieser Zeit (Taf. 89, 4 u. 5). Gern legten sich auch zwei kleine Löckchen in Form von Krebs- oder Skorpionzangen vor dem Anfang des Scheitels auf die Stirn (Taf. 89, 5; 97, 2). Auch schlängelte sich wohl dann und wann, dem allgemeinen Grundsatz zuwider, seitlich eine Locke am Halse hinab wie eine verstohlene Lockung, ein heimlicher Flüchtling aus dem Gefängnis oben (Taf. 89, 5). Doch das waren Ergüsse der persönlichen Laune; die Regel blieb: Unterhalb des Ohrläppchens alles nackt! (Taf. 89, 11). Man baute nun eine Lockenterrasse über der anderen in die Höhe und folgte gleichen Schrittes mit den Spitzenterrassen; auch diese überragten und überboten sich, so dass die oberste die grösste war (Taf. 89, 11; 97, 1 u. 2). Im Nacken flatterten zwei breite lose Bänder hinab. So entstand schliesslich ein Kopfputz, der höher war als der Kopf selbst und der, nach der Maitresse Ludwigs die Fontange genannt, sich schnell über ganz Westeuropa verbreitete. Saint-Simon sagt in seinen Memoiren, dieser Kopfputz „sei ein Gebäude von zwei Fuss Höhe, welcher das Gesicht der Frauen in die Mitte des Körpers versetze". Die gleich Orgelpfeifen geordneten Reihen von Spitzen etc. hatten jede ihren besonderen Namen; das Ganze dieser Röhren nannte man eine Kommode.

s nackt

ge der tange

ontange

Die Blütezeit der Fontange fällt für Frankreich in das letzte Viertel des Jahrhunderts, für Deutschland und die übrigen Nachbarländer etwa ein Jahrzehnt später. Die Fontange nimmt dann allmählich ab, so dass in Frankreich, da der König sich kurz zuvor gegen dieselbe geäussert, schon gegen 1700 der Hof und die Vornehmen sie nicht mehr tragen, um 1710 die meisten Damen sie nicht mehr kennen. Das Haar wurde jetzt rund um den Kopf in kurzen krausen Löckchen gruppiert und durch Puder weiss gefärbt (Taf. 97, 10). So begann die folgende Periode. In Deutschland, England und Italien erhielt sich die Fontange noch über 1710 hinaus in voller Geltung und stirbt erst um 1720 ab. Ihre Lebensdauer muss also doch nur eine kurze genannt werden, da sie nicht viel über eine Generation hinausreicht. Sie erhielt sich freilich an einigen Stellen bis heute; so ist sie z. B. noch in Thüringen zu finden, doch nicht aus weissem, sondern aus schwarzem Stoff und ohne die zugehörige Haarfrisur.

Reste der Fontange in Deutschland

Auch bei den Frauen hatten sich die Begriffe über die Schönheit des Haares hinsichtlich der Farbe geändert. Auch bei ihnen war dunkles oder schwarzes Haar in der vorigen Periode schön gewesen, aber auch bei ihnen wie bei den Männern wurde nun das helle Haar für schön erklärt. Blond war vorläufig das schönste und musste, wenn es nicht von Natur da war, durch Kunst erzielt werden (Taf. 88, 6, 7 u. 12; 89, 5). Es war nur eine weitere Fortsetzung der Bewegung für die hellere Haarfarbe, dass man schliesslich zum Puder griff, und jung und alt bemächtigte sich begierig dieses neuen Auskunftsmittels, in hellstem Haar zu erscheinen und alle Mängel der Natur unter der verhüllenden Schneedecke zu verbergen. Was schadete es nun, wenn man schwarzes Haar oder gar schon ergrauendes Haar hatte! der Puder bemäntelte alles mit gleicher Liebe, schwarz und blond, alt und jung.

Blond wieder schön

Puder

Eine weitere Konsequenz des Puders war die Schminke. Gegen das Weiss der Locken konnte nur eine schöne Haut aufkommen; eine nur mittelmässig gefärbte verlor alles Ansehen dabei. Sollte man deshalb den Puder wieder aufgeben? Nein, dann doch lieber weiter auf dem einmal betretenen Wege: Lüge über Lüge! Malerei oder Färberei über Färberei! Schminke neben Puder! Gesicht, Hals, Schultern bedeckten sich mit dem lieblichen Weiss, die Wangen und Lippen mit Rot. Wie bei den Männern durch die Perücke, so wurden bei den Frauen durch die Schminke alle Gesichter gleich. Die Uniform wurde nicht bloss beim Militär eingeführt; dies war erst recht welche! —

Schminke

Zur Unterstützung der Schminke wurden bei Nacht
Maske Masken vorgelegt, die aus allerhand Wundermitteln bereitet waren, und bei Tage, wahrscheinlich um das liebliche Rot und Weiss der Haut durch den Gegensatz zu heben, hier und da im Gesicht kleine schwarze Stückchen Taffet angeklebt, die bekannten Schönheitspflästerchen. Sie
Mouches hiessen auch „Mouches“, weil sie, wenn auch nicht gleich anfangs, häufig die Gestalt von Fliegen hatten; doch existierten daneben auch Sternchen, Käfer, Blumen etc. Anfangs trugen auch Männer welche; um 1649 klagt der Verfasser der „Maximes morales“ darüber, dass man Abbés sehe, welche wohl frisiert etc. und mit Mouches beklebt seien. Doch sehr bald überliess man diese „Verschönerung“ nur dem weiblichen Geschlecht. Je nach der Stellung hatte ein solches Pflästerchen eine andere Bedeutung und es gab eine vollständige Zeichensprache durch sie. Die Dame konnte mit ihrer Hilfe eine ganze Reihe von Empfindungen, Stimmungen und Wünschen darstellen, und daher trug sie stets ein Büschchen voll Mouches bei sich, um sich ihrer nötigenfalls bedienen zu können. Gewöhnlich trug man auch nicht nur eins, sondern mehrere, oft 6—10 solcher Pflästerchen zugleich, die teils auf dem Gesicht, teils auf Hals und Busen sassen. Zur richtigen Anheftung derselben bedurfte manche Dame eine volle Stunde Zeit. Ob die Mouches, wie es wohl wahrscheinlich ist, dadurch entstanden sind, dass irgend eine Maitresse einen Gesichtsfleck damit verbergen wollte, ist ziemlich gleichgültig, da sich die Nachäfferei selbst dieses seltsamen Gegenstandes so schnell bemächtigte, dass von der ersten ursprünglichen Absicht gar keine Rede war. Sie sind ein Beweis, wie weit die Narrheit es treiben kann, denn bei ihnen kann auch nicht der leiseste Schein eines nützlichen Zweckes angegeben werden. Sie gehören mit zu den höchsten Potenzen, in denen die Albernheiten der Mode erschienen sind.

Es bleibt uns nun noch übrig, der Kopfbedeckung der Männer zu gedenken, die ausser und auf der
Hut Perücke gebräuchlich war: dies war der Hut. Wenn er in der Mitte der vorigen Periode gleich dem Stiefel ausgeartet war, so haben wir ihn doch gegen den Schluss hin mit der Zunahme der Locken allmählich an Grösse abnehmen sehen. Zugleich war er fester in der Form und steifer im Stoff geworden und war mit mittelhohem Kopfe und mässigem, an den Seiten etwas gebogenem Rande über die Mitte des Jahrhunderts in diese Periode hereingeschritten (Taf. 88, 1—3). Dabei wurde der Kopf gleich anfangs noch etwas niedriger, und die Feder, die bisher nur hinten steckte, erhielt vorn ein Gegenstück (Taf. 88, 13; 89, 10). Bürger, Bauern, auch Geistliche und Sol-
Federschmuck daten liessen dagegen die Feder gewöhnlich fehlen (Taf. 85, 5 u. 6; 88, 10; 89, 1—3, 7 u. 8). Der Rand war meistens ganz flach ausgebreitet und bot keinerlei Abwechslung. So konnte es bei der putzsüchtigen Zeit nicht bleiben. Kaum war daher das Jahr 1670 überschritten und das ganze Kostüm hatte sich auf seine Eigentümlichkeit besonnen und war zu bestimmten Entwicklungen vorgeschritten, als auch der Hut an dieser allgemeinen Entschiedenheit teilnahm und seine Krempe zu bewegen anfing. Gleichzeitig wurden Federn und Borten hervorgesucht, um mit verstärkter Macht zu der neuen Schönheit beizusteuern.

Zuerst richtete sich die linke Seite der Krempe in die Krempe aufwärts
Höhe; hinten wehte eine Feder, und eine breite Goldborte umzog den Rand auf seiner Unterseite (Taf. 84, 13). Es währte nicht lange, so richtete sich auch die andere Seite der Krempe in die Höhe, um doch auch hier die Goldborte glänzen zu lassen (Taf. 88, 8 u. 9; 89, 1 u. 3), und nach noch kürzerer Zwischenzeit erhob sich die Krempe an drei Seiten, reich mit Goldborte besetzt und mit kleinem Gefieder rundum verziert. Dabei blieb anfangs auch wohl noch eine Feder oben am Hutbande stecken wie früher; doch verschwand sie auch bisweilen und es blieb nur das Randgefieder übrig (Taf. 89, 4, 12 u. 14; 95, 1). In dieser Gestalt schritt er in das neue Jahrhundert hinüber, indem Grösse d. Hutes
er bald kleiner, bald grösser Mode wurde, ohne die Grundform zu ändern. Zuweilen ist er nur wie ein kleiner Aufsatz auf der Perücke anzusehen, zuweilen ist er gross und umfangreich (Taf. 95, 1). Ebenso legen sich die drei Krempen bald mehr, bald weniger dicht an den Hutkopf an, wie es eben der Wandel der Mode vorschreibt.

Als aber am Schluss dieser Periode die Perücke sank, Hut unter dem Arm
fiel auch ihr Hut mit herab von seiner Höhe. Der Puder liebte die Hüte nicht; die terassenförmigen Locken an den Schläfen fürchteten den Druck von oben — der Hut konnte wohl bleiben, durfte aber hinfort nicht mehr aufgesetzt werden; das war der Beginn der folgenden Periode.

Die Soldaten indessen hatten weder die Alongeperücke Soldaten
angenommen, noch den fein beblümten Hut, wohl aber auch bei dem ihrigen die Krempe auf drei Seiten in die Höhe geschlagen und die Kanten weiss oder bunt besetzt (Taf. 85, 5, 7 u. 8; 89, 1—3). In diese Zeit, an den Schluss des Jahrhunderts, fällt übrigens, wie wir hernach noch sehen werden, der Anfang der Uniformen. Das Belieben Uniform
des einzelnen, sich zu kleiden wie er will, hört mit dem 17. Jahrhundert auf

Wenden wir uns nun von dem Kopf und seinen Umhüllungen zur

### b) Kleidung,

so stossen wir, von oben anfangend, zunächst auf den Spitzenkragen, der sich vor den herabhängenden Locken Spitzenkragen schwin.
schon am Schlusse der vorigen Periode allmählich verkleinert hatte (Taf. 84, 11), jetzt aber vor den Flügeln der Perücke ganz die Segel strich und von der Bühne seines Ruhmes verschwand. Die völlige Verdunkelung kränkte ihn; er machte zwar noch einen letzten Versuch gerade auf der Scheide beider Perioden, sein Dasein zu fristen, sei es auch mit halber Grösse, indem er hinten nur schmal umliegend, nach vorn in zwei breiten aneinanderliegenden Flächen als Rabat sich unter dem Kinn hervortat (Taf. 88, 1, 4, 8 u. 10) — aber vergebens! Seine Zeit war um. Schon war sein glücklicher Nachfolger und Stellvertreter Halstuch
da, um den Hals in einer neuen Weise zu umschliessen,

der Stammvater eines neuen gestaltenreichen Geschlechts, der unter seinen Nachkommen die seltsamsten, zierlichsten und riesigsten Formen zählen kann; der in seinen Urenkeln noch bis heute von den Hälsen der Männer nicht wieder zu entfernen ist, wenn auch im Augenblick der Stamm seinem Erlöschen nahe scheint. Die gegenwärtigen Repräsentanten sind wenigstens so klein und schwächlich geworden, dass es wohl möglich wäre, diese edle Familie — die der Halstücher und Krawatten — stürbe demnächst aus und alle Männerhälse dürften wieder frei atmen. Für solche Ärzte, die nicht an der Gesundheit, sondern am Leiden ein Interesse haben, freilich keine erfreulichen Aussichten, noch weniger für die Krawatten- und Schlips-Fabrikanten. Doch müssen wir für die letzten fünf oder sechs Jahre hinzufügen, dass sich seitdem wieder ein Erstarken und ein Wachstum der Formen herausstellt, welches die Aussicht auf ein Absterben dieser Familie sehr ferne rückt. Mit dem freien Atmen hat's vorläufig noch gute Wege.

ffchen

Wenn wir also in den beiden Beffchen der Geistlichen, die unmittelbar aus jenem eben erwähnten letzten Versuch des Kragens und seinem Übergange in das Halstuch hervorgingen, die letzte Erinnerung an den grossen Religionskrieg, die 200jährige Ruine des grossen Spitzenkragens, wie ihn Wallenstein und Gustav Adolf trug, oder genauer des wallonischen Reiterkragens sehen, der ihre Krieger

utiger hlips

schmückte, so haben wir in dem heutigen Schlipse der Männer, welcher vor fünfzig Jahren in seiner Diminutivform erschien und jetzt sogar von den Frauen getragen wird, den Sprössling eines Geschlechts vor uns, das vor 200 Jahren entstand. Nie zuvor hatte die Welt etwas von einem Halstuche gewusst; nie hatte ein Mann seinen Hals umschlungen mit irgend einem Stoff. Erst dem Gründer der absoluten Monarchie, dem Despoten, der sich für den Staat erklärte, war es vorbehalten, der Menschheit ein neues Angebinde zu machen und alle Hälse am Gängelbande zu nehmen, wie er alle Köpfe unter die Last seiner Perücke beugte. Orientalische Herrscher schicken ihren Untergebenen, die zum Tode verurteilt sind, eine seidene Schnur; Ludwig beschenkte Europa mit dem

)p II die use

Halstuch. Seitdem sind alle Kehlen gefesselt. Philipp II. hatte ähnliches gewollt mit seiner lieben Krause, die den Kopf völlig vom Rumpfe zu trennen schien. Aber da er diese bildliche Darstellung durch seinen Henker Alba an 18—20000 Niederländern allzu deutlich und blutig ausführen liess, so wandten sich Augen und Herzen von der beengenden, gefährlich drohenden Krause ab. Kopf und Rumpf sollten zusammen bleiben. Man wollte diesen durch jenen lenken und regieren und dabei freie Hände behalten. Was aber der steife spanische Philipp mit der Krause an Hals und Händen nicht erreicht hatte, das gelang dem schlaueren französischen Ludwig mit Halstuch

lwigs stuch

und Manschetten besser. Weicher, schmiegsamer, harmloser erschienen diese beiden, wirkten aber, weil sie nicht so steif und abschreckend auftraten, weit mehr. Die Knebelung der Freiheit gelang vollständig. Die Stimmen wurden stumm und still unter dem sanften Druck des Halstuches; die Leute hatten von nun an Manschetten. So sind und bleiben die Trachten das Barometer der Völkerfreiheit.

Stoff und Form

Das Halstuch war aus feinem, weissem Stoff, wurde unter dem Kinn gebunden und seine beiden Zipfel, zierlich in Falten gelegt und mit reichen Spitzen besetzt, hingen auf die Brust herab (Taf. 84, 13; 85, 5 u. 6; 88, 3, 9, 11 u. 13; 89, 2, 3 u. 7). Sehr bald, schon gegen 1675, wurden Schleifen aus buntem Bande unter dem Kinn hinzugefügt und auf dem Knoten des Tuches befestigt (Taf. 89, 1, 4, 10 u. 12; 95, 1). Seltener ging das Halstuch über sie hinweg (Taf. 89, 14). Bei den mittleren und unteren Ständen fehlten natürlich die Spitzen; auch war bei ihnen sehr bald der Billigkeit wegen das Tuch von farbigem oder dunklem Stoff (Taf. 85, 7; 95, 4). Bei den Modehelden hingen seine Zipfel bis mitten auf den Leib.

Wams

Das Wams war schon vor 1650 so kurz gewesen, dass es kaum noch bis an die Hüften ging (Taf. 88, 1). So trat es in diese Periode ein, wo es dann noch 20 Jahre lang mit allerlei Wandlungen sich hinhielt, bis die Zeit der unentschiedenen Übergänge fortschritt in die echte rechte Perückenzeit. Es wurde zunächst noch kürzer und enger, so dass es weder vorn zugeknöpft werden konnte, noch unterhalb der Achseln eine zweckmässige Ausdehnung hatte. Es war nicht viel mehr als ein Paar Armlöcher mit einiger Umgebung (Taf. 88, 8, 11 u. 13). Ringsum quoll, wie ein damaliger Poet sagte, „gleich schaumigen Wellen“ das Hemd hervor, vorn, von oben bis unten und am unteren Rande weit über handbreit bis zum Beinkleide (Taf. 89, 7). Die Säume des Wamses waren mit Bändern oder Borten besetzt, seine Ärmel mit Schleifen (Taf. 88. 8 u. 11). Der Stoff war bei den Höflingen Damast, Samt oder Seide, bei den übrigen Vornehmen Taffet, beim Bürger und Bauer Tuch. Die Armel waren ganz kurz, so dass

Ärmel

sie nur die Achselkuppen bedeckten. Von da abwärts war der Arm nur durch den Hemdärmel verhüllt (Taf. 88, 11), der bisweilen durch Schleifen in mehrere Puffen abgebunden war (Taf. 88, 13).

Soweit das Oberteil während der beiden ersten Jahrzehnte. Fast noch toller sah das Gegenstück aus, das

Beinkleid.

Beinkleid. War es am Schluss der vorigen Periode am Knie offen und mit Schleifen oder Spitzen besetzt gewesen (Taf. 88, 1 u. 3), so band man es nun wieder unten zusammen (Taf. 88 8—10), liess ihm auch anfangs die Schleifenkrempe oder die Spitzen noch (Taf. 88, 8 u. 9), bis man später den Strumpf bis oberhalb des Knies verlängerte und unterhalb desselben nur das Strumpfband mit seitlichen Schleifen beibehielt (Taf. 88, 11 u. 13). Auch wurden die Nesteln vorn am Leibe, die sich bis zu den Hüften ausgebreitet hatten, gleichfalls beibehalten (Taf. 88, 8), sassen aber bald nicht mehr am Beinkleid, sondern an dem weiten faltigen Schurz oder Weiberrock, der etwa

Schurz

seit 1657 über der Hose angelegt wurde und mit ihr von gleicher Länge war (Taf. 88, 11 u. 13). An diesen setzten sich nun rundum am oberen, oft auch am unteren Saume

Schleifen daran

einfache oder doppelte Schleifenkränze, Krausen, Spitzen, Liebesknoten (diese letzteren, les galants, waren überhaupt so beliebt, dass ein rechter Modeheld aus der Zeit zwischen 1650—60 deren fünf- bis sechshundert verteilt an allen Punkten der Kleidung an sich trug) und dergleichen an und machten ihn, der an sich schon sonderlich genug war, zu einem der seltsamsten Kleidungsstücke, die je ein Europäer getragen hat. Aber er kam von Paris, also fand er überall Anklang und Nachahmung, ausgenommen in Spanien, wo es, trotzdem dass man gerade in dieser Periode wieder anfing, nach Moden zu fragen und die eigene Tracht, die seit 100 Jahren bestand, allmählich aufzugeben, der Grandeza doch zu sehr ins Antlitz schlug, in Weiberröcken zu gehen. Da dieses Kleid nur ungefähr ein Dutzend Jahre oder wenig darüber alt wurde, so drang es gar nicht bis in den Bürger- und Bauernstand vor sondern blieb einzig eine Tracht der höheren Stände, ähnlich wie der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorkommende, auch aus Frankreich stammende Waffenrock (S. 258), der auch nur kurze Zeit existierte und mit dessen unterer Hälfte es allenfalls zu vergleichen wäre.

Doch kann man auch diesen Schurz als eine Vorbereitung zu Künftigem ansehen. Denn er enthielt denselben Grundgedanken, welcher der späteren Rocktracht seit 1670 zugrunde lag, nämlich den, die Beinkleider noch durch ein anderes Kleid zu überdecken. Denkt man sich daher das Wams bis zu den Hüften verlängert und mit dem Schurz vereinigt, diesen vorn geschlitzt, so hat man den neuen Rock, der nun ans Ruder kam.

Rock

Das war jedoch bei Lichte besehen der alte Rock, ein Verwandter der wohlbekannten Schaube, aber bis zum Halse geschlossen. Wie einst der Hut aus der Vergessenheit, aus der Dunkelheit der unteren Stände wieder aufgetaucht war an das Licht der Salons, so kam auch jetzt die Schaube, die in den letzten Perioden so arg misshandelt und verstümmelt worden war und nur in den untersten Ständen ein mässiges Dasein nach dem alten, etwas verändertem Schnitt gefristet hatte (Taf. 88, 10; 89, 7), wieder empor auf die Weltbühne und auf die Parkettböden der Hofsäle. Zwar hatte im 30jährigen Kriege jeder Soldat noch selbst für Kleidung gesorgt, aber wie schon die Landsknechte in ihrer Tracht ziemlich übereinstimmend im Schnitt gegangen waren und nur die Farbe unter den einzelnen wechselte, so gingen auch die Soldaten des letzten Krieges in ziemlich gleichen Röcken, ohne es besonders zu wollen. Zudem waren die einzelnen Truppenkörper durch gleiche Farbe der Feldbinden ausgezeichnet. So erhielt der Zug nach Übereinstimmung die erste Nahrung und ganze Abteilungen trugen sich nach stummem Übereinkommen ziemlich gleich. Bald begünstigten die Führer und Fürsten diese Neuerung und so entstand halb mit, halb ohne deren Zutun seit 1670

Truppen in Uniform

die Militäruniform, indem fast alle Mannschaften denselben Schnitt des Rockes hatten. Er war vorn offen von oben bis unten, aber durch Haken oder Nesteln zuzumachen, hatte mittellange enge Armel, unten geschlitzt, so dass sie umgeschlagen werden konnten und reichte ungefähr bis ans Knie (Taf. 85, 5 u. 6; 88, 9 u. 10). Dieser Rock wurde nun förmlich durch Befehl zur Uniform erhoben und die Truppen-Abteilungen erhielten bestimmte Farben, dazu ebenso bestimmte Aufschläge und Besatz; die Uniform war erfunden (Taf. 85, 7 u. 8; 89, 1—3; 95, 4—6).

Rock im Salon

Da nun aber die Offiziere auch solche Röcke trugen und der Adel grossenteils im Heere diente, so wurden diese Kleider salonfähig und Ludwig selbst, der ebenso gern zierlich als tapfer erschien, ging seit 1672 ebenfalls in solchem Uniformrock, nachdem derselbe durch eine Einschnürung über den Hüften der Gestalt sich etwas mehr als zuvor anschmiegte. Man nannte ihn daher Justaukorps (juste au corps). Er wurde aus Tuch, Fries, Leinen oder Kamelott verfertigt und durch seine Einfachheit bekam die ganze männliche Kleidung etwas Ernstes, Würdiges. Er erhielt andersfarbige Aufschläge, Bortenbesatz und auf der einen Schulter eine Nestel aus vielen langen Bandschleifen (später Goldborten) (Taf. 84, 13; 89, 4, 8, 9, 10, 12—14; 95, 1), die für höchst wichtig galt und sehr an die byzantinische Achselklappe (S. 114; Taf. 24, 10 u. 11) erinnert. Sollten auch die Zeiten und Verhältnisse sich ähnlich sehen? — Vielleicht mehr als es auf den ersten Blick scheint! Ludwigs Zeit war in mehr als einer Beziehung echt byzantinisch. —

Justaukorps

Gewöhnlich hatte der Rock auch Taschen vorn zu beiden Seiten, die wieder mit Borten und Knöpfen besetzt waren. Ein feiner Schal, bei Hofe aus Goldstoff oder Spitzengewebe, sonst aus Baumwolle, Wolle oder Seide, diente als Gürtel aussen über dem Rock, konnte aber auch fehlen (Taf. 84, 13; 89, 13). Vorn aus den Aufschlägen quollen die weiten Hemdärmel mit feinen Falten hervor und liessen ihre langen Manschetten, mit Spitzen besetzt, weich und zärtlich über die Hand fallen (Taf. 84, 13; 88, 9; 89, 2—4, 7, 8, 12 u. 14). So trat der Justaukorps nach 50 Jahren in die neue Periode ein.

Manschet

Wams verlänger

Das Wams blieb auch unter dem Rock (Taf. 89, 7) und fing sogar sehr bald an, nicht nur bis zu dem Saume der Beinkleider vorzudringen, sondern sogar noch denselben zu überwachsen, so dass es schon nach einigen Jahren, noch vor 1680, bis auf die Mitte der Oberschenkel reichte (Taf. 89, 4). Seit dieser Zeit konnte daher der Rock auch allenfalls vorn offen stehen, da doch die Beinkleider noch sehr überdeckt waren. Zugleich übernahm das Wams all den Besatz, welchen man dem Rocke entzog. Es war reich mit Bändern, Borten und Spitzen besetzt; die Knöpfe, um das Gold und Silber nachzuahmen, wurden mit gelber und weisser Seide überzogen, bis 1686 diese edlen Metalle selbst wieder anfingen, an der Kleidung zu erscheinen.

Beinkle enger

Die Beinkleider blieben, wie sie in den ersten 20 Jahren dieser Periode geworden waren, am Knie mit dem Strumpf vereinigt und geschlossen, verengten sich aber seit 1670, so dass die übermässigen Falten verschwanden (Taf. 89, 4). Der Strumpf lag sauber und knapp am Unterschenkel an und war unterhalb des Knies durch ein Band gehalten, das seitlich jetzt keine Nesteln mehr zeigte

Strump

(Taf. 84, 13; 89, 4, 9 u. 14), wie es dieselben 1660 noch getragen hatte (Taf. 88, 11 u. 13). Statt dessen wurde als Ersatz ein goldener Zwickel unten aufgesetzt (Taf. 89, 9), damit doch wenigstens etwas Verzierung angebracht sei. In der Farbe der Strümpfe scheint weiss, grau und ein etwas gedämpftes Rot vorherrschend gewesen zu sein. Sehr helle Farben waren nicht beliebt, ausser am Rock und noch mehr am Wams. —

Stiefel

Die Stiefel blieben hinfort aus den Hofsälen verbannt; nur Soldaten durften noch in solchen erscheinen (Taf. 89, 12; 95, 1). Dieselben waren dann obenein nicht mehr schlaff wie früher, sondern hohe steife Kanonen mit ungeheueren steifen Stulpen, die weit übers Knie hinaufreichten (Taf. 85, 4 u. 7; 89, 1 u. 12; 95, 1 u. 4).

Im grossen und ganzen war die Kleidung der Männer — ausgenommen die vom Hofe — ohne besondere Pracht. Dies war die nachhaltige Folge der Luxusedikte, welche Richelieu und Mazarin erlassen hatten, besonders darum, um das Geld für Spitzen, Borten und dergleichen nicht ins Ausland gehen zu lassen.

Das erste Edikt von Richelieu (18. November 1633) verbot allen Franzosen in und ausserhalb Frankreichs zu tragen auf Hemd, Halskragen, Manschetten, Kopfputz oder anderer Wäsche irgend einen Besatz oder Borte von Gold oder Silber, Spitzen, Stickereien, Flechtwerk etc. Das Parlament dehnte dies Verbot noch aus auf Rabats, Strümpfe, Schnupftücher und Krawatten. — Das Edikt von 1634 verbot beiden Geschlechtern jede Art von Goldstoff zu Kleidern, echt oder unecht (!), und ebenso alle Besätze aus solchem Stoff. Es sollte nur ein Besatz aus Seidenband erlaubt sein an den Prachtkleidern aus Samt, Seide oder Taffet; alle Diener sollten in Leinwand gehen, alle Sänften und Karossen sollten auf der Stelle ihrer Gold- und Silberborten, mit denen sie innen beschlagen waren, entledigt werden etc.

Infolge dieser beiden strengen Verordnungen schickten die Höflinge ihre Gold- und Silberborten zum Schmelztiegel und begnügten sich mit Besatz aus Seidenband. So kam dieser Stoff zu Bedeutung und Ansehen, und sein Verbrauch ging ins Fabelhafte. Man entschädigte sich nun für die Entbehrung der Edelmetalle durch zehnfachen Verbrauch von Seidenband, daher überall die Schleifen, Nesteln etc., wo sie hinpassten und wo sie nicht hinpassten. Bestimmte Fabrikanten waren berühmt wegen ihrer „geschmackvollen“ Bandschleifen, wie Molière einen in seinen „Précieuses ridicules“ (1660) verewigt hat; indem Mascarille seine Schleife bewundern lässt, erklärt er: „C'est Perdrigeon tout pur“ — wie wenn jemand heute von seinem Fernrohr rühmen kann: „Das ist ein echter Frauenhofer“.

Die Luxus-Verordnungen Mazarins, 1656 und 1660, traten noch strenger als die vorhin genannten gegen die Spitzen, Borten, Stickereien und dergleichen auf, und Louis XIV. ging in dieser Zeit — er war damals 18 Jahre alt — höchst einfach gekleidet in einem schlichten Wams aus einfarbigem Samt ohne jeden Besatz, ohne Bänder und Schleifen, mit einem Wehrgehänge aus Maroquin. Er wollte durch sein gutes Beispiel wirken und seinen Untertanen voranleuchten auf dem Wege der Tugend. Leider wurde er bald von diesem Pfade abgelockt! — Als später nach dem Tode Mazarins (1661) Louis XIV. die Spitzenfabriken zu Alençon und Chantilly gründete, indem er aus Brabant, Genua und Venedig die besten Arbeiter kommen liess, war er nachsichtig gegen den Verbrauch von Spitzen und seidenen Borten — doch mussten es französische sein!

Spitzenfabriken gegründet

Die Gold- und Silberstoffe und -stickereien behielt sich Louis aber auch später noch für die königliche Familie vor und für solche Günstlinge, denen er sie ausdrücklich erlaubte.

Goldstoff für den Hof

Mit dem Jahre 1686 trat plötzlich eine gewaltige Änderung ein; es war, als würden alle Schleussen aufgezogen, und die Verschwendung brauste herein wie eine Flut. Silber- und Goldstoffe Borten aus diesen edlen Metallen oder aus Seide werden überall verwendet, und Schriften von damals klagen, dass es weder Hut, Mütze, Mantel, Halstuch, Kleid, Hose, Wams, Unterkleid, Jacke noch sonst was gebe, worauf nicht Gold- und Silberbesatz oder dergleichen angebracht sei.

Umschlag von 1686

Noch schlimmer wurde es 1697 bei der Heirat des Herzogs von Burgund. Der König wollte zeigen, dass sein Hof der glänzendste sei, und so trug er, der sonst auch in dieser Zeit noch gewöhnlich sehr einfach erschien, bei dieser Gelegenheit den Orden des heiligen Geistes über dem Rock mit Edelsteinen von 8 oder 9 Millionen Franks an Wert. Seine Höflinge liessen nun auch alle Segel los und erschienen seitdem mit ihren Frauen in solcher Pracht, dass die meisten bei dieser tollen Wettfahrt tief in Schulden versanken, und wenn es schon 1686 hiess: „Ihre Wälder und Wiesen, ihre Mühlen und all ihr Gut wird von ihren und ihrer Frauen Kleider verzehrt“, so konnte man dies zehn Jahre später noch mehr beklagen.

Steigerung des Luxus 1697

Die Kleidung der Frauen verfolgte seit der Mitte des Jahrhunderts nur den früheren Gang der Entwicklung und bildete die in der vorigen Periode begonnenen Formen weiter aus. Schon damals hatte man den Hals und die Brust entblösst; die spanische Schnürbrust war geblieben und etwas umgestaltet worden, und über das gewöhnliche Kleid hatte sich ein Oberkleid als notwendiges Zubehör gelegt. Das alles blieb auch jetzt in Geltung und erhielt noch die Schleppe als neuen Zusatz dieser Periode zur Auszeichnung.

Frauen:

In der Übergangszeit von 1650—1670 blieben vorläufig noch die früheren Formen in Gebrauch. Man trug also das Oberkleid noch enganliegend und geschlossen bis zur Hüfte, von da bis zur Erde sich immer weiter öffnend, um das Kleid darunter sehen zu lassen (Taf. 88, 5—7, 12 u. 14). Der Ausschnitt lief bei beiden Kleidern horizontal um die Schultern und war von einem spitzenbesetzten Umschlag, dem Nachfolger des Spitzenkragens, rundum begleitet. Derselbe wurde dann hier und da (Taf. 88, 7) durch Schleifen oder Hafteln zusammengezogen, so dass er faltig und bauschig wurde. Sah er schon zuvor kaum noch einem Kragen ähnlich, so war dies nun noch weniger

Oberkleid

der Fall. Hals und Brust waren bis zu den Schultern nackt; Geschmeide trug man wenig oder gar nicht; nur eine Perlenschnur dicht um den Hals war beliebt (Taf. 88,
Ärmel 7, 12 u. 14). Die Ärmel der Robe wie des Kleides waren entweder ganz kurz, so dass nur die Achseln von ihnen bedeckt wurden (Taf. 88, 7 u. 12), oder wenn sie länger waren, hatten sie auf der vorderen Seite einen Schlitz von oben bis unten, aus welchem das Hemd hervorschimmerte (Taf. 88, 5 u. 14). Die Ärmel dieses letzteren oder die dafür gelten sollenden, besonders angelegten Stücke waren immer so lang, dass sie bis auf die Mitte des Unterarms reichten; sie also bedeckten bei kurzen Ärmeln der Kleider den Arm zum grössten Teil. Sie bestanden daher aus feinem, leichtem, weissem Stoff und waren gewöhnlich mehrere Male durch Schleifen in Bauschen abgebunden und geziert, endeten auch unten in breiten Manschetten, die in dieser Zeit zuweilen noch zurückgeschlagen wurden
Schleifen (Taf. 88, 5, 7, 12 u. 14). Der Besatz mit Nesteln an den Ärmeln, am Gürtel, an den Kleidersäumen war auch noch jetzt gebräuchlich (Taf. 88, 7 u. 12), ebenso aber auch schon ein anderer mit horizontalen Faltenreihen (Falbeln), die drei- oder vierfach übereinander gestellt oft bis zum Gürtel hinaufreichten (Taf. 88, 7). Später griff auf einige Zeit diese Mode schnell und mächtig um sich (Taf. 97, 1 u. 2). In der Übergangszeit entsprach sie den Krausen und Schleifenkränzen um den Schurz der Männer (Taf. 88, 13). Die Schnürbrust samt ihrer Schneppe blieb; letztere wurde nur noch länger, und man suchte sehr bald etwas darin, von da bis zur Erde eine steife gerade Linie durch den Kleiderrock darzustellen (Taf. 88, 7, 12 u. 14).

Diese ganze Tracht der Frauen änderte sich nun seit 1670 dahin um, dass auch das Leibchen der Robe sich
Oberkleid ganz offen öffnete von oben bis zur Spitze der Schneppe, hier aber an einem Punkt geschlossen war. So beschrieben die vorderen Säume des Oberkleides ein liegendes Kreuz, dessen Durchschnittspunkt unten in der Spitze der Schneppe lag und dessen beide kurze obere Arme auf den beiden Achseln, die langen unteren dagegen am Boden endigten. Diese letzteren wurden zurückgeschlagen und künstlich in dieser Lage gehalten, damit man das schönfarbige Futter sehen konnte (Taf. 89, 5 u. 11). Dasselbe geschah auch etwas später an dem Leibchen und sogar an den Ärmeln (Taf. 97, 1 u. 2). So kamen nebeneinander die drei wohl ausgewählten Farben der Robe, ihres Unterfutters und des
Stoff der Robe Kleides zur Wechselwirkung. Die Stoffe der Robe waren meistens einfarbig (Taf. 89, 5; 97, 1 u. 2); gemusterte waren hier Seltenheiten (Taf. 89, 11). Dabei war es gewöhnlich schwerer Seidenstoff oder Samt, so dass die Falten gross und steif sich brachen und nicht leicht fliessen
Kleid konnten. Zum Kleide nahm man ebenfalls kostbare, hier aber häufig gemusterte Stoffe (Taf. 89, 5 u. 11; 97, 2). Während dieses vorn fast vertikal von der Schneppe zur Erde fallen musste (Taf. 89, 11), war die Rückseite das vollendetste Gegenteil. Hier wölbte sich der Stoff von den
Hüftwülste Hüften über die untergelegten Wülste (100 Jahre später abermals in Gebrauch und dann „Culs de Paris“ genannt) in grossem Bogen abwärts und endigte unten — wenn alles nach Wunsch ging — in den Händen eines kleinen Negers, der die Schleppe tragen musste. War dies nicht Schleppe möglich, begnügte man sich auch mit einem weissen Diener, oder wer auch das nicht aufwenden konnte und doch vornehm sein und eine tragen musste, liess sie nachschleifen.

Der Besatz beider Kleider war gewöhnlich weniger Besatz kostbar als glänzend durch seidene Borten an der Robe und durch Spitzenfalbeln, goldene Kette und dergleichen an dem Kleide (Taf. 89, 5 u. 11; 97, 1 u. 2).

Der Ausschnitt lief an dem Kleide horizontal um die Ausschnit Schultern wie früher, an der Robe aber stieg er von unten auf innerhalb der Achselkuppen vorbei, so dass diese bedeckt blieben bis zum Nacken hin (Taf. 89, 11; 97, 1 u. 2). Die beiden Ausschnitte kreuzten sich also vor der Brust. Der frühere Horizontalausschnitt der Robe war nur noch in den ersten Jahren nach 1670 hier und da sichtbar (Taf. 89, 5), verlor sich aber dann ganz und gar.

Selbst im Negligé wurde der Geschmacksrichtung, Mehrere Farben zugleich mehrere Farben nebeneinander zu zeigen, Rechnung getragen (Taf. 89, 6), und nur die Trauer beschränkte sich auf das blosse Schwarz (Taf. 84, 12) oder höchstens Schwarz mit Weiss (Taf. 84, 7). Im Schnitt entsprachen Trauerkleidung übrigens die Trauerkleider der eben herrschenden Mode so gut wie heute. Es fanden sich also auch da Schleifen und Falbeln, kostbare Unterärmel und gewöhnlich bei den deutschen Frauen noch ein Stück mehr, nämlich ein Schleier oder seidener Umhang, der am hinteren Haar befestigt war. Er hiess das Regentuch und wurde selbst von den Bürgerinnen bei der gewöhnlichen Kleidung angelegt. Ausserdem aber hielt man auch in der tiefsten Trauer und Bekümmernis die persönlichen Reize nicht verborgen, wohl um nicht auch andere noch wieder dadurch zu betrüben (Taf. 84, 7 u. 12).

Denn die Entblössung blieb auch jetzt ein Haupt- Ausschni augenmerk der Frauen, hielt sich aber auf derselben Grenze wie in der früheren Zeit. Man liess halb sehen, halb ahnen und trug auch jetzt noch kein Geschmeide, als dass man der Perlenschnur dicht am Halse, die wir schon aus den beiden Jahrzehnten der Übergangszeit kennen, noch ein kleines Kreuzchen oder dergleichen anhing (Taf. 89, 11; 97, 2). Den Ausschnitt beider Kleider besetzte man mit feinen Spitzen, den vorderen Saum der Ärmel mit doppelten und dreifachen Manschetten oder man schob einen feinen Unterärmel ein, der mit lichtem Gewölk den Arm und seine Reize überschattete, um auf diese aufmerksam zu machen, so wie der Spitzenbesatz am Ausschnitt demselben Zwecke diente.

Um die gerade Linie, die vorn am Kleide so beliebt Schnürbr war, auch am Leibchen herzustellen, bediente man sich des Blankscheits. So stand doch die Schneppe steif in ihrer Form und wurde nicht durch die Bewegung des Körpers verändert. Zugleich sorgte der Schnürsenkel dafür, dass auch die Breite des Oberkörpers das richtige Mass hatte. Das Schnürleibchen war auch jetzt der grosse Regulator der Körperformen. Höhe und Breite wurden dadurch ab-

gemessen; das Blankscheit drückte die Schneppe hinunter, das Schnürband schob die Brust nach oben und hielt die unteren Teile schmal. So war die richtige Schönheitsform erreicht; wie sie auch heute noch in Ansehen steht.

Die Schnürbrust wurde aber nicht nur unter dem Kleide getragen, sondern sie vertrat auch häufig selbst das Leibchen desselben, indem sie mit dem betreffenden Kleiderstoff überzogen wurde und als ein Teil des Kleides erschien. Die heutigen Bewohnerinnen der Alpen bedienen sich dieses Mieders noch vielfach und wir finden auch bei ihnen noch häufig samtene, mit Gold und Silber bestickte Schnürleibchen.

breitung Korsett

Jetzt fand diese Frauenmode weit mehr Eingang als früher. Auch die Bürgerinnen mussten das Korsett tragen; auch sie und ihre Töchter ihre Reize zur Schau bringen, und wenn nun auch bei solcher wachsenden Verderbnis die Sittenrichter um so strenger predigten, so half das doch ebenso wenig als früher. Mit der Mode der oberen Stände hatten die mittleren glücklicherweise auch deren Schwerhörigkeit gegen vernünftige Anschauungen auf solchem Gebiet überkommen, die wesentlich dazu gehört, wenn die Mode sich halten soll. Es wurde umsonst gepredigt, umsonst gespottet, umsonst auch von den Ärzten ermahnt und gewarnt. Die Schnürbrust war unbesiegbar, wie sie es heute ist und wie es vor 50 Jahren die Krinoline war. Die Mode hat wohl einen Kopf, aber nicht zum Denken, sondern nur als Träger für den Kopfputz; Augen, aber nicht für die Schönheit, sondern für die Brille; Ohren, aber nicht zum Anhören von heilsamer Lehre, sondern vielleicht zum Einhängen von Ohrringen, wenn sie eben dazu Laune hat, wie sie den Körper nur als Kleidergestell betrachtet. Mit der Arzneiwissenschaft und Gesundheitslehre ist sie verfeindet und spricht kein Wort mehr mit ihr schon seit langer Zeit.

### c) Fussbekleidung.

Stiefel

Des Stiefels gedachten wir schon. Er hatte sich als Modestück überlebt und fand nur noch als kriegerische Tracht Anwendung (Taf. 85, 4 u. 7; 89, 1 u. 12; 95, 1 u. 4).

Schuh

Der Schuh hatte die Salons gewonnen und behauptete sie. Er hatte die Füsse der Männer und Frauen in Besitz genommen und gab sie nicht wieder her. Schon in der vorigen Periode hatte er gegen den Schluss die Absätze gefärbt; jetzt behielt er diese bei und gab der roten Farbe den alleinigen Vorzug; zugleich erhöhte er die Absätze und spitzte sie nach unten etwas zu. Dies galt für beide Geschlechter (Taf. 84, 13; 88, 11 u. 13; 89, 9 u. 14). Der Gang, der bei den Männern durch die Perücke, bei den Frauen durch Fontange, Schnürleib und Schleppe steif und geziert war, wurde durch die hohen spitzen Absätze nicht gerade leichter und gefälliger. Der Stoff war bei den Männern feines Leder, bei den Frauen ausserdem auch wohl Seide oder Samt und häufig reich gestickt. Die Rosetten, die in der Übergangsperiode auch an den Schuhen sich ein Plätzchen oder mehrere zu verschaffen gewusst hatten (Taf. 88, 11—13), mussten nach dieser Zeit auch hier weichen und an ihre Stelle traten Schnallen mit Schleifen (Taf. 84, 13; 89, 4, 8, 10 u. 14). Als besondere Verzierung, die zugleich das Anziehen erleichterte, liess man das Leder vom Spann mit einer zierlich geschnittenen Klappe über das Gelenk hinaufgehen, so dass es mit den beiden Schleifen zur Seite und dem Schuhe unter sich ein Kreuz bildete (Taf. 89, 4 u. 10). Frauen trugen auf der Strasse oft noch Überschuhe.

### d) Schmuck.

Wenn wir hier nur der Geschmeide gedenken wollten, so würden wir uns sehr kurz fassen können, da bis zum Jahre 1686 bei den Männern (ausser den goldenen Besätzen bei den besonderen Günstlingen des Königs, wie oben erwähnt wurde) nichts dergleichen vorkam, bei den Frauen aber ausser den schon erwähnten Halsbändern allenfalls nur noch Ohrgehänge (Taf. 89, 11) getragen wurden. Seit 1686 nahmen dann die kostbaren Besätze aus Gold und Silber wieder überhand und blieben nun auch bis zum Ende der Periode unangefochten. Gern hätte Ludwig am Ende des Jahrhunderts den Strom der Verschwendung wieder eingedämmt, aber er konnte es nicht mehr; mochte nun seine alternde Hand zu schwach sein oder mochte er aus Eitelkeit die Pracht seines Hofes gern sehen — er lobte z. B. die Erfindungsgabe und den Fleiss der Kleiderkünstler —, er liess die Dinge gehen, wie sie mochten. Und sie gingen — dem Abgrund entgegen.

Ohrringe

Besätze aus Gold oder Silber

Wir begreifen aber unter unserer Überschrift auch alle jene Luxusgegenstände, die zur Ausschmückung verwendet werden und doch nicht gerade Kleider heissen können, z. B. Stock und Fächer, und wollen auch diesen Gegenständen einige Aufmerksamkeit zuwenden.

Stossdegen

Bei den Männern war auch jetzt noch der Stossdegen, oft von zierlichster Form, ein notwendiges Zubehör der Modetracht (Taf. 84, 13; 88, 11 u. 13; 89, 4, 9, 10 u. 12—14). Nicht minder der Stock mit goldenem oder silbernem Knopf. Ihn trugen auch, doch von geringerer Art, die Bürger, denen der Degen versagt war (Taf. 89, 7).

Stock

Fächer

Bei den Frauen wurde er vertreten durch den Fächer, welcher in den meisten Fällen der in Falten gelegte war (Taf. 88, 5 u. 12); die übrigen Formen kamen selten vor (Taf. 97, 2). Aber man konnte am Schlusse der Periode schon hier und da hochgestellte Frauen sehen, die statt des Fächers — den Stock führten. Sie waren ihrer Zeit um ein Jahrzehnt oder mehr voraus.

Handschuhe

Die Handschuhe wurden von beiden Geschlechtern getragen und auch sie waren jetzt schon in die mittleren Stände vorgedrungen. Ohne Handschuhe konnte nur noch der Bauer gehen. Sie waren immer mit hohen Stulpen versehen und besonders bei den Frauen oft gestickt. Weiss und gelb waren die Lieblingsfarben, doch gab es auch zeitweilig andere moderne (Taf. 89, 12). Bei den Frauen reichten die Handschuhe den halben Unterarm hinauf,

der sonst nackt gewesen wäre; bei ihnen war weiss vorherrschend (Taf. 88, 5, 7 u. 11—13; 89, 5, 7 u. 8).

Muff

Hierher gehört auch der bei Männern und Frauen gebräuchliche Muff, der im Winter bei den dünn bedeckten Unterarmen gar sehr angenehm war und ganz dem heutigen glich.

---

Mischung verschiedener Moden

Indessen in solcher Weise die französische Tracht das ganze westliche Europa beschritt und auch gegen den Osten hin hier und dort ihre Sendboten mit Erfolg aussandte, waren es ausser den schon erwähnten Abweichungen in Spanien besonders die niederdeutschen Städte, wo sie Widerstand fand. Die zähen Niederländer liessen ungern das Alte los. Mit ihnen bewahrten verschiedene ländliche Gegenden Reste früherer Moden und so bilden sich nun augenscheinlich die Volkstrachten. Auch als Amtstrachten finden sich in verschiedenen deutschen Städten, wie wir schon erwähnten, Reste alter Zeit, so die Krause bei den Predigern, so die Schaube oder das Mäntelchen bei den Ratsherren — daneben aber doch die Perücke, und wenn es der spöttische Zufall wollte, obenauf der spanische Hut.

Bei den Frauen

Noch häufiger sind solche Mischungen in der deutschen Frauenwelt. Da erscheint neben der Fontange noch die alte Pelzhaube, neben der blossen Brust die grosse Krause. Bringt man gar die verschiedenen Städte mit ihren Frauentrachten nebeneinander, so kann man es erleben, die Formen der letzten 200 Jahre vertreten zu sehen. Auch die frühere Goldhaube (Kalotte), bedeutend verbreitert und erhöht, kam noch als Flinderhaube vor, daneben der faltige Seidenhut der Spanier u. s. w. Alle diese Kopf- und entsprechenden Kleidertrachten finden wir in den Kleiderordnungen der verschiedenen Staaten und Stätchen erwähnt, auch die moderne französische, doch ohne Verbote gegen diese letztere, wohl aber gegen die veralteten, kostbaren, deutschen Trachten. Was früher ein Hauptaugenmerk der Kleidergesetze gewesen war, nämlich die Stände voneinander durch die Tracht zu scheiden, das war seit dem Anfang dieser Periode umgeschlagen in das eine Bestreben, der Pracht und dem Prunk zu steuern. An dem Unterschied der Stände schien wenig mehr gelegen und die französische uniforme Tracht verwischte denselben gänzlich. Aber sie war billig und mit wenig Kosten herzustellen. Wir bemerkten schon in der vorigen Periode beim Schmuck, dass derselbe damals abgenommen hatte und in ein Behängen mit eitlem, glitzerndem, wertlosem Tande umgeschlagen war. Dies galt auch jetzt noch. Für Frankreich haben wir es genauer erläutert; für die übrigen Länder blieb die erste Richtung in Frankreich vor 1686 massgebend. Für Deutschland verbot es sich von selbst; der unglückliche dreissigjährige Krieg hatte Hab und Gut verzehrt: wer konnte da an Putz denken! So herrschte überall (in Frankreich nur bis 1686) grosse Einfachheit. Schmuck war kaum zu sehen; nur Knöpfe und bunter Besatz aus Band oder Borten war alles, was vorkam. So hörte denn auch die letzte Triebfeder der Kleidergesetze auf: es gab keinen Reichtum der Kleider mehr — und so erloschen die Verordnungen von selbst. Sie verschwinden mit dieser Periode. Nur noch einzelne leise Nachklänge finden sich im 18. Jahrhundert. Der dreissigjährige Krieg hatte diesen Pflanzen die Nahrung, die französische Modeherrschaft Blätter und Blüten genommen. Sie starben nun von selbst ab.

Frühere Kleidergesetze und spätere

## 2. Kriegstracht.

Wir haben schon früher erwähnt, dass in diese Periode die Entstehung der Uniform fällt. Gleichzeitig ist hier das Ende der Eisenrüstung, von der nur Helm und Kürass übrig bleibt, diese beiden sogar bis in unsere Zeit. Dagegen tauchen jetzt zum ersten Male die Bajonette auf (Taf. 89, 2). Dieselben sollen zuerst in Bayonne verfertigt worden sein, und das erste Regiment, welches sie führte, war das 1671 (oder 1670?) von Ludwig XIV. errichtete Füsilierregiment. Dieses erhielt seinen neuen Namen nach der neuen Waffe, die nicht nur ein Bajonett hatte, sondern sich besonders dadurch auszeichnete, dass hier zum ersten Male das Feuerschloss (mit Stein und Stahl) angewandt war. Es waren die ersten Flinten beim Militär. Nach Deutschland kamen die Bajonette erst 30 Jahre später beim Beginn des neuen Jahrhunderts. Im übrigen blieben die Waffengattungen dieselben wie in der früheren Periode und entwickelten sich auf der früheren Grundlage weiter.

Rüstung schwin

Bajonett

Flinten

Die Reiterei zerfiel in schwere und leichte, in Kürassiere und Dragoner. Erstere führten in den achtziger Jahren in Österreich noch den Eisenhelm (Taf. 85, 4), in Frankreich und Preussen dagegen nur den Hut (Taf. 89, 1; 95, 4). Übrigens stimmten sie bei den verschiedenen Völkern ziemlich überein, denn sie trugen alle den Brust- und Rückenharnisch, darunter den Rock, hier länger, dort kürzer, Hosen und hohe Kanonenstiefeln mit breiten Stulpen. Als Angriffswaffen führten sie einen Karabiner, zwei Pistolen und einen starken Pallasch (Taf. 85, 4; 89, 1; 95, 4).

Reiter Kürassie

Die Dragoner hatten weder Brust- noch Rückenharnisch, sondern fochten im blossen Rock mit Lederkollett darunter, in Hut und hohen Stiefeln. Ihre Bewaffnung war der der Kürassiere gleich; auch führten sie oft noch Halbpiken. Die Farbe der Röcke und der Feldbinden, die um den Leib getragen wurden, unterschied die Regimenter seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts aufs Genaueste.

Dragone

Zudem wurde auch schon auf die Farbe der Schabracken und Halfterklappen gesehen, und bei der Leibwache, z. B. der des Grossen Kurfürsten, wurden die verschiedenen Schwadronen nach der Farbe der Pferde benannt: die weisse, die schwarze u. s. w. Schwadron, weil in jeder die Pferde alle von derselben Farbe sein mussten. Diese Leibwache zu Pferde hiess (1675) Trabantengarde; bei der allgemeinen Franzosensucht erhielt sie auf den Wunsch der Offiziere 1692 den erwünschten Namen „Garde du Corps“. Diese Truppe wurde sehr prächtig gekleidet. Sie ging in

Leibwa des Gro Kurfürs

Blau mit goldenen Tressen auf den Nähten und Knopflöchern, mit rotsamtenen Bandelieren, auf denen der kurfürstliche Namenszug in Gold gestickt war, mit roten und goldenen Schärpen und ebensolchen Achselschnüren. Ebenso waren Schabracken und Halfterdecken reich mit Gold bestickt und besetzt, die Zäume der Pferde bei den verschiedenen Schwadronen verschieden gefärbt etc. Die Offiziere trugen Scharlachröcke mit Goldnähten und mit Goldfransen sehr reich besetzt. Im Jahre 1687 erhielt das eben aus lauter Offizieren errichtete Regiment der Grand Mousquetaires eine noch prächtigere Uniform, nämlich Scharlach mit Gold; Aufschläge mit fünf goldenen Tressen, Knopflöcher und Knöpfe in Gold und dergleichen mehr. Im übrigen stimmte die Bekleidung mit der Offiziersuniform der Trabantengarde überein. Die ganze Truppe zählte nur zwei Kompagnien.

Die Infanterie hatte sich ebenfalls wenig seit der vorigen Periode geändert, ausser dass nun die Flinte mit Bajonett eingeführt wurde. Diese gab dem Fusssoldaten im Einzelkampf ein bedeutendes Gegengewicht gegen den Reiter, so dass jetzt die Lanze ganz entbehrlich wurde. Von nun an verschwand sie daher schnell, und die aufgehende Sonne des 18. Jahrhunderts machte nur noch die letzten Spitzen derselben blinken. — Von da an war die leichte Infanterie ohne, die schwere mit Bajonetten versehen. Die Grenadiere führten Säbel, Muskete und Handgranaten (Taf. 89, 2), die Musketiere nur Säbel und Muskete (Taf. 85, 5 u. 8). Die Bekleidung bestand in Rock, Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen; als Kopfbedeckung diente der Hut. Als Farbe war in Preussen schon damals blau vorherrschend, doch trugen z. B. die Kürassiere weisse Röcke um 1700 (Taf. 95, 4). Die Spielleute der Infanterie waren sehr bunt anzusehen, indem von den Achseln bis nach unten auf dem Rock zwei bunte Streifen entlang liefen, ebenso die Aufschläge und die Taschenklappen gleichmässig bunt besetzt waren (Taf. 95, 5). Auch fanden sich bei ihnen noch die aus früherer Periode stammenden Achselwülste, finden sich auch noch heute.

In Frankreich ging die Garde sehr geschmückt durch helle Farben und reichen Besatz mit Silbertressen (Taf. 89, 3). Auch sie trug, wie das französische Militär überhaupt, auf der rechten Achsel die Nestel aus bunten Schleifen (Taf. 89, 1—3). In Preussen mussten die Offiziere sie tragen.

Die Artillerie ging gekleidet wie die Infanterie, doch führte sie in Deutschland als Einzelwaffe nur den Säbel (Taf. 85, 6; 95, 6). Die brandenburgische Artillerie unter dem Grossen Kurfürsten ging braun, später um 1710 blau (Taf. 95, 6).

Wie es übrigens noch in den achtziger Jahren mit der Uniformierung bestellt war, zeigen verschiedene Berichte über Musterungen der brandenburgischen Truppen. Da finden sich Klagen über das bunte, zusammengewürfelte Aussehen der Regimenter, indem unter der braun sein sollenden Artillerie blaue, graue und allerlei Röcke erscheinen, ebenso unter der blauen Infanterie mancherlei andere Farben vorkommen. Die Hosen sind bald aus Tuch, bald aus Leder, wie ein jeder im Notfall sich zu helfen gewusst hatte; die Knöpfe aus Zinn, aus Messing, aus Kupfer und dergleichen mehr. Auch die Bewaffnung war noch nicht übereinstimmend in allen Teilen, sondern nur, wenn es gut ging, in der Hauptwaffe, also bei den Pikenieren in der Lanze, bei den Musketieren in der Muskete u. s. w. Erst in seinen letzten Regierungsjahren konnte der Grosse Kurfürst es dahin bringen, dass Bewaffnung und Bekleidung wenigstens im ganzen übereinstimmte. Unter Friedrich I. wurde das Uniformierungswerk vollendet und auch bis auf die Einzelheiten ausgedehnt. Er hielt sich auch bei seiner Prachtliebe für genötigt, eine Schweizergarde zu errichten, die ganz in kostbarem Schweizerkostüm ging. Sie dauerte freilich nur kurze Zeit (1696—1713), denn der sparsame Sohn hatte nach des Vaters Tode nichts Eiligeres zu tun, als alle betressten Hofkleider ihrer goldenen Last zu entledigen und das Gold nützlicher zu verwenden. So verschwand denn auch alsobald die schöne Schweizergarde mit ihren blinkenden Hellebarden. Allmähliche Übereinstimmung

Diese Zeit bezeichnet für Deutschland und zunächst für Preussen einen bedeutenden Wendepunkt. Denn Friedrich Wilhelm I. war ein ebenso entschiedener Gegner des französischen Wesens und der aufgeblasenen stolzierenden Pracht, wie sein Vater ein Verehrer und Anhänger desselben gewesen war. Ihm verdankte die Welt die neue Erfindung, den Nachfolger der Alongeperücke, den Zopf.

## B. Geräte.

Rokoko! Mit diesem Worte ist der Stil der Zeit bezeichnet, die vor uns liegt. Man suchte nach neuem und entfernte sich dadurch immer mehr von Schönheit und Natur. Die spanische Grandeza trieb zu einer gewissen Grossartigkeit; die Üppigkeit andererseits — denn beides beherrschte den Hof zu Versailles in gleicher Weise — erzeugte die kleinlichen Spielereien und Tändeleien der Form. Rokoko

Gerade Linien waren verpönt; Ausladungen und Unterbrechungen daher Bedürfnis, der einfache Bogen zu gewöhnlich; man nahm statt seiner den flachen, statt des Kreises das Oval. Nur neu! Neu um jeden Preis! Man affektierte Liebe zur Antike und entstellte deren reine Schönheit durch Verrenkung und Überladung mit albernem Anhängsel: Iphigenie mit Reifrock und Fontange! Immer derselbe Schnitt, überall dieselbe, zuweilen grossartige Sinnlosigkeit. Doch unterscheiden sich in dieser Periode zwei Abschnitte hinsichts der Kunsttätigkeit. In dem ersten folgt man noch der Renaissance, wie sie seit dem 16. Jahrhundert sich emporgearbeitet und zum Teil sehr Tüchtiges geleistet hatte. Die Geräte dieser Zeit, z. B. Zimmermöbel, sind reich und grossartig durch die daran verwendeten edlen Metalle. Der zweite Abschnitt, der in der Tracht von 1670, in den Geräten aber erst seit 1680 datiert, ist der Durchbruch des Rokoko und geht hervor aus jener schon erwähnten Liebäugelei mit der Antike und ihrer völligen Missgestaltung nach dem Muster des Tages. Doch sollte es später in der Zopfzeit noch schlimmer werden. Formen Im Anfang Schluss

Während im Anfang seiner Regierung Louis XIV. seine Stühle und Tische zum Teil nach amerikanischen Mustern prachtvoll mit bossiertem Silber beschlagen liess, kleinere Stücke und Gefässe auch massiv daraus verfertigt wurden, wird der Schluss des 17. Jahrhunderts und der Beginn des 18. durch jene künstlich eingelegten Arbeiten Boules charakterisiert, der Metall und Schildplatt als Bedeckung von Tischplatten u. s. w. benutzte. Dagegen wurden Sessel, Sofas und Betten mit kostbaren Damasten bedeckt, und die ersten beiden besonders anfangs auch noch mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert. Später überwucherte die Polsterung alles so sehr, dass sogar die Aufsätze der Betthimmel aus Samt und dergleichen Stoff dargestellt wurden und an ihnen z. B. gar kein Holz sichtbar blieb (Taf. 92, 30). Bei den Sesseln geschah dies auch, doch erst in der folgenden Periode. In dieser blieb immerhin die Holzarbeit noch geachtet und lieferte besonders zu Anfang unseres Zeitabschnittes die kunstreichsten und auch in der Form bis auf einzelne Ausschweifungen schöne Gegenstände (Taf. 92, 18—21 u. 26). Auch die eingelegten Arbeiten waren oft gefällig (Taf. 92, 27), arteten aber bald in Spielerei aus (Taf. 92, 28 u. 29). In der Polsterung der Sessel folgte man im ganzen den Mustern des 16. Jahrhunderts, indem das früher aufgelegte Kissen festgenagelt, mit Samt beschlagen und mit Goldborten und Troddeln besetzt wurde. So blieben auch die Grundformen des Gestells ziemlich dieselben, die gerade Lehne war etwas zurückgebogen und ebenfalls gepolstert. Auch der Fussschemel wurde noch benutzt (Taf. 92, 22—25).

Möbel mit Silberbeschlag

Boule

Polsterung siegt

In den Gefässen nahm man grösstenteils antike Formen zum Muster, änderte sie aber ebenfalls nach dem herrschenden Geschmack nicht immer glücklich um (Taf. 92, 16).

Gefässe

Von den musikalischen Instrumenten war bei den liebegirrenden Höflingen die Gitarre (Taf. 92, 17) am meisten in Gebrauch. — Es war die Erinnerung an die gespreizte spanische Weise, die ihnen die süssen Redensarten gegen die wohlgeschnürten Damen einflüsterte und ihnen dies Instrument in die Hand gab.

Musikalische Instrumente

Aber bei alledem, wenn man die französische Geschichte durchblättert und nach der Zeit fragt, wo Frankreich unter den europäischen Staaten den höchsten Rang einnahm in jeder Beziehung, so ist dies die Zeit des 14. Ludwig, die der Alongeperücke.

# VIII. Das 18. Jahrhundert seit 1720.

(Tafel 92, 31—71; 93; 94; 95, 2, 3 u. 7—14; 96; 97, 3—14; 98; 99 u. 100. Quellen für die Deutschen: Chodowiecky. Allemand: österreichische Armee. Rabe: preussische Armee; Berliner Kunstkammer. Kirche in Berchtesgaden (Bayern) und verschiedene Kupferstiche: für die Engländer: Hogarth; für die Schotten: The Clans of Scotish Highlands: für die Franzosen: Herbé. Armée française, Engelmann, Lacroix, Berliner Schloss und Museum, Modejournale und Zeitschriften mit Illustrationen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts fliessen überhaupt die Quellen so reichlich, dass sie kaum alle zu nennen sind, da fast in jedem Hause sich Erinnerungen finden, die ein Jahrhundert zurückweisen, es sei in Geräten, in Bildern jener Zeit, in Büchern und dergleichen.)

### Die Zopfperiode und die Revolutionszeit

könnten wir diesen Zeitabschnitt nach seinem Inhalt benennen, und, wenn wir ihn genauer ins Auge fassen, ihn in zwei Unterabschnitte zerlegen, von denen freilich der erste fast nur halb so gross ist als der letzte. Jener würde die ersten dreissig Jahre dieser Periode umfassen, in welcher Zeit sich nur die längst angefangene Richtung der Trachten etc. weiter fortsetzt; dieser würde die letzte Hälfte des 18. und das erste Lustrum des 19. Jahrhunderts in sich begreifen, da in diesem Zeitraum sich die Gegenströmung fühlbar und geltend macht und schliesslich zum Siege gelangt. Wenn jener erste Abschnitt nur die spanische Geziertheit und das künstlich gespreizte Wesen, das zwar durch den dreissigjährigen Krieg unterbrochen wurde, sich aber dann doch in der Alongeperücke fortgesetzt hatte, auch jetzt in Puder und Zopf nur weiter entwickelte, so ist dieser zweite dagegen die dem Natürlichen zugewendete Richtung, welche freie Bewegung und bequeme Kostüme liebt und die sich in unsere Zeit herein erstreckt bis zur Mitte des Jahrhunderts, bis zu den 1855 neu aufgetauchten Reifröcken. In jenen ersten 30 Jahren stirbt alles ab; das Haar wird weiss, die Kunst und Literatur süsslich, weichlich, schwulstig, schwächlich; in den letzten 30 Jahren dieser Periode lebt alles auf, fängt neu an, und diese Zeit stellt sich daher anfangs gar ungebärdig in Tracht und Sitte, in Wort und Bild. Dazwischen liegt eine starre, tote, nüchterne Mittelzeit, ein Vierteljahrhundert der mathematischen Grundsätze, wo alles nach solchen gestaltet werden sollte, Gedichte und Statuen, Musik und Umgangsformen. Es war der Übergang zwischen Tod und Leben, das ABC-Lernen der neuen Denk- und Fühlweise. Es war ein prosaischer Übergang aus der versüsselten alten Zeit durch das Spiessbürger- und Philistertum Gottscheds in die Sentimentalität Werthers, dann in die Sturm- und Drangperiode des Götz, der Räuber, der Revolution, des runden Hutes, des Fracks und schliesslich der Pantalons oder Inexpressibles und des Rockes.

## A. Die Tracht.

Obgleich das charakteristische Stück dieser Zeit, der Zopf, ein militärisches Produkt genannt werden kann,

und obgleich auch sonst noch manches andere Moment des gewöhnlichen Lebens von der Kaserne und dem Exerzierplatze sich herschreiben mochte, so z. B. die steife und formelle Art der Begrüssungen, die Haltung des Körpers und anderes mehr, so wollen wir doch auch hier der bisherigen Verteilung des Stoffes treu bleiben und beginnen mit der

## 1. Friedenstracht.

Zopf und Puder

Auf die hochtrabende pathetische Art der Alongeperücke folgte die schlaffe, nüchterne, pedantische Weise des Zopfes. Der Puder hüllte die Welt in den Winterschnee, unter dem die jungen Triebe der Aufklärung aber nicht erstickt wurden, sondern ganz kräftig emporschossen, bis endlich der Frühling kam und die neue Zeit und Freiheit und Wärme; da wogten neue Fluten, neue Kräfte: neue Formen traten auf. Wir betrachten die beiden Zeitabschnitte einzeln nacheinander.

### A. Die Ebbe (1720—1750).

Immer mehr sank das Niveau des bürgerlichen Lebens. Immer trockener wurden die Ufer, immer beschränkter die Bewegung. Der allgemeine Zug der Zeit war die Uniformität, das Verwischen des Individuellen, Subjektiven. Der Einzelne galt nichts mehr; nur die Masse wirkte noch. Nach dem fröhlichen, üppigen, schwelgerischen Tage Louis XIV. folgte während der Orgien Louis XV. die Erschlaffung und die Dunkelheit der Nacht, in Preussen nach Friedrichs I. prächtiger Hofhaltung die nüchterne, sparsame Weise Friedrich Wilhelms I. Gottsched war der Mann des Tages. Die hochtrabenden Phrasen Lohensteins hatten den deutschen Magen bis zum Ekel verdorben: man schlief den Rausch aus und beim Erwachen stellte sich zunächst das weinerliche Gefühl ein, das die Studenten mit einem eigenen Namen bezeichnen. Nun wurde man sehr sentimental. Das war der Anfang des neuen Tages, der Beginn der Flut.

Auch in der Tracht wie in allen Erscheinungen des Lebens lässt sich diese Entwicklung der Zeit erkennen.

#### a) Kopfbedeckung.

Die Alongeperücke war zu freier schneller Bewegung gar nicht angetan und so hatten sich die Offiziere des französischen Heeres, wie wir schon erwähnten, dadurch zu helfen gesucht, dass sie die hinteren Locken derselben

arbeutel in den Haarbeutel gesteckt hatten. Dies war ein kleines seidenes Säckchen, das an seinem Saume mit einer schönen Schleife verziert wurde und sich von Frankreich aus (Taf. 96, 3—6. 10 u. 11) bald nach Deutschland und England etc. (Taf. 94, 4, 5 u. 12) verbreitete. Die vorderen Locken wurden anfangs besonders geordnet, indem sie bedeutend verkürzt an den Schläfen sich hinaufrollten; später zog man es hier und da vor, sie gleichfalls über die Ohren hin nach hinten mit in den Haarbeutel zu bringen (Taf. 94, 12).

arknoten Nacken Eine andere Aushilfe bestand darin, die Locken zusammenzufassen und in einen Knoten zu verschlingen, der gewöhnlich auf der einen Schulter auflag (Taf. 96, 12). Auch hierbei kräuselten sich die Seitenhaare abgesondert in Terassen an den Schläfen hinauf. Der hoch aufbauschende Scheitel (Taf. 96, 9) wurde nur noch höchst selten gesehen.

Die dritte Weise, der Locken im Nacken Herr zu werden, war freilich die gründlichste, aber auch die wenigst schöne; sie war eine deutsche Erfindung und ergab — den Zopf. Man umwickelte die zusammengefassten Locken Zopf mit seidenem Bande, das wohl auch, dem französischen Haarbeutel nachnahmend, oben eine Schleife bilden konnte (Taf 95, 2, 3 u. 14). Bisweilen steckte man auch den Zopf in den Haarbeutel; die vorderen Locken aber baute man auch hierbei in horizontalen Schichten oder Terassen an der Seite hinauf.

Übrigens geschahen alle diese Übergänge und Vermittelungen zum blossen Zopf nur allmählich, so dass diese ganzen drei Jahrzehnte darüber hingingen. Anfänglich hielt sich auch die Lockenperücke noch, doch nur Perücke gepudert dadurch, dass sie den Puder annahm. In solcher Farbe und allmählich sich verkürzend, blieb sie noch ein Zeitlang im Gange (Taf. 93, 2, 7 u. 8; 96, 9; 99, 3). Louis XIV. selbst war dem Puder anfangs durchaus feind, aber man überredete ihn, dass durch denselben alle Altersunterschiede verschwänden und der Gesichtsausdruck milder würde, während eine schwarze Perücke ihn finster mache. Zuletzt stimmte Louis ein — und puderte seine Perücke auch, behielt aber deren alte Form bei, während seine Höflinge, gerade des Puders willen, ihre Perücken verkleinerten und ihnen allerlei Gestalten und bestimmte Namen gaben, je nach den Zwecken, denen sie dienen sollten, z. B. für den Aufenthalt auf dem Lande: la cavalière, für die Stadt: la financière, für andere Zwecke: la carrée, l'espagnole etc. Man sah nur noch weisse Köpfe überall; auch die Blonden, deren Farbe sonst so geschätzt war, puderten sich, so dass ein Höfling zu Louis mit Recht sagen konnte: Alle Welt will alt sein, um weise zu sein! in Deutschland hätte er sagen können: weiss sein, um weise zu sein.

Der Puder war Ursache, dass die Perücken an Grösse abnahmen. Immer kürzer wurden die Locken; immer freier Wange und Nacken. Nur als Amtstracht der Geistlichen, Gelehrten und Ratsherren blieb sogar nach 1750 noch die grössere Perücke gebräuchlich (Taf. 93, 4 u. 5) und wurde erst sehr spät abgelegt. In England gehört sogar die Alongeperücke bis auf diesen Tag zu dem Anzug verschiedener juristischer Würden; so sah ich sie (1854) dort im Parlaments-Gebäude. —

Mit dem Zurückweichen der seitlichen Locken nach den Schläfen hin wurde auch ihre Zahl vermindert, so dass schliesslich nur noch eine oder zwei auf jeder Seite sassen, die sogenannten Taubenflügel (Taf. 95, 2; 96, 4—7, 10 Taubenflügel u. 11; 99, 3). Die Verbindung zwischen diesen Flügeln machte oben der schön geschwungene Bogen der Vergette, Vergette das Meisterstück des kundigen Friseurs (Taf. 96, 12) Dieses war ein halbkreisförmiger Wulst aus den zurückgestrichenen

Haaren gebildet, der die Stirn umziehen musste. Da diese Frisur sich wegen des Ansatzes an der Stirnhaut mit der Perücke schlecht herstellen liess, griff man wieder zurück zum eigenen Haar und liess dasselbe nach Wunsch frisieren und pudern. Damit war der grosse Schritt zum Bessern getan und die Perücke erhielt nun den Abschied. Der Puder hatte sie vollständig aus dem Felde geschlagen, d. h. von den Köpfen verdrängt.

So langte man allmählich da an, wo der Soldat längst stand, der sein eigenes Haar zwar lang getragen hatte, als die Alongeperücke Mode war und es gepudert hatte, als die Perücke weiss sein musste, der jetzt auch Haarbeutel und Zopf trug, aber doch immer alles aus eigenem Haar. Seine Weise galt jetzt für modern: das Eigenhaar kam wieder zu Ehren und zur Herrschaft. In den mittleren Ständen geschah dies freilich erst ziemlich spät, denn hier wurde heftig gegen jede Neuerung geeifert. War doch die Perücke in ihren Seitenlocken zum äusseren Masstab der Würde geworden. Während die Apotheker deren drei auf jeder Seite trugen, hatten die Uhrmacher und Goldarbeiter nur zwei, die Schuhmacher und Schneider nur eine u. s. w. Es war damit eine eigene Wissenschaft entstanden, und sie wollte gelernt sein, diese Heraldik der Perücke und der übrigen Zutaten gleicher Art. Das wuchs und wucherte alles immer toller und voller, bis die Schrecken der Revolution das ganze Unkraut dieser verdorbenen Sitten niedermähten.

Eigenes Haar

In Deutschland war es besonders Preussen, das mit den reformatorischen Bestrebungen in der Tracht voranging. Friedrich Wilhelm I. hasste die grosse Staatsperücke und trug daher selbst nur eine kleine Stutzperücke, einen „Muffer“; in den dreissiger Jahren des Jahrhunderts wandte er auch den Puder an, und wie er mussten auch seine Höflinge tun. Dagegen liess er Henker und Büttel in Alongeperücken und später in Haarbeuteln gehen, um diese Trachten dadurch in Verruf zu bringen. Die Soldaten mussten schon in den ersten Jahren seiner Regierung, also noch vor 1720, ihre Haare zu einem Zopf zusammenbinden, der sehr bald um so schöner und vollendeter, je länger und dicker er war. Auch die Offiziere, sogar die höheren, trugen ihn und es ist bekannt, dass er selbst dem jungen Kronprinzen gewaltsam angefügt werden sollte und nur durch des Hofchirurgs Fürsorge noch einige Zeit entfernt blieb. Doch fand der Zopf bei den Bürgern und dem Teil des Adels, der nicht Soldat war, keine freundliche Aufnahme, und es dauerte lange genug, ehe er sich selbst in Preussen ausbreitete. Im Auslande aber, in Frankreich, England und selbst in Österreich blieben die Offiziere in dieser ersten Zeit unserer Periode (bis 1750) der Stutzperücke treu und verbargen das eigene Haar. Da aber schon der Haarbeutel sich derselben angehängt hatte, später auch der Zopf sich an ihr ansetzte, so konnte der Sieg des natürlichen Zopfes nicht zweifelhaft sein, trat aber erst in dem zweiten Abschnitte dieser Periode ein.

Friedrich Wilhelm I.

Im Ausland

Puder

Der Puder aber war allen Köpfen gemeinsam.

Bart

Der Bart war durchaus verpönt und kam nicht vor, ausser einem kleinen Schnurrbart bei den Soldaten (Taf. 95, 3, 7—9; 96, 5).

Hut

Der Hut, der unter oder vielmehr über der Alongeperücke drei Krempen hatte annehmen müssen und doch kaum auf dem Kopfe getragen werden konnte, sah sich in noch schlimmeren Nöten dem Puder gegenüber. Da waren die Taubenflügel zu schonen, die Vergette nicht zu zerdrücken u. s. w., kurz er musste davon bleiben; er konnte das Heiligtum nicht berühren ohne zu freveln. Man trug ihn also in der Hand (Taf. 93, 4 u. 5) oder unter dem Arm (Taf. 96, 9). Der Bürger freilich, dem es nicht so genau darauf ankam, setzte ihn ruhig auf (Taf. 93, 7 u. 8; 99, 3). Um aber die linke Hand rühren zu können, da die rechte schon ohnehin den Stock zu tragen hatte, so brachte man ihn in eine bequemere Form und ging von drei Krempen auf zwei gegenüberstehende zurück; so liess er sich bequem zusammenklappen und unter den Arm nehmen. Das kleine Gefieder, womit man bisher den Rand verziert hatte (Taf. 96, 9 u. 10), liess man, da es sonst zerdrückt wurde, lieber ganz weg und benutzte statt seiner Borten (Taf. 94, 4). So ging er in den zweiten Teil dieser Periode hinüber, indem ihn nun auch die Soldaten, der Mode folgend, mit zwei Krempen trugen.

Chapeau-bas

Sehr bald wurde aus dem zweikrempigen Hut der Dreispitz, da man die vordere Krempe auf der einen Seite durch eine Schleife, Kokarde oder dergleichen mit dem Hutkopf zusammenband; so zog sich vorn über der Stirn eine Spitze zusammen, die kühn über den Kopf hinausragte (Taf. 95, 2, 8, 10—12 u. 14; 96, 3—6).

Dreispitz

## Die Frauen

Frauen

verkleinerten ihre Haartracht ebensosehr wie die Männer. Legten jene die Staatsperücke ab, so beseitigten diese die Fontange. Am Hofe von Frankreich geschah dies zuerst auf eine Äusserung des Missfallens Louis XIV. am 23. September 1699, durch welche er sich entschieden gegen diesen Kopfputz aussprach, dessen bescheidenen Anfang er einst, 20 Jahre zuvor, reizend schön gefunden hatte, den er jetzt aber in seiner Ausartung längst nicht mehr leiden konnte. Alsbald — noch ehe man 1700 schrieb — war die Fontange in den höheren Ständen fast verschwunden; viele zögerten, besonders die Frauen reiferen Alters. Als aber die alte Königin von England auch die Fontange ablegte, da war deren Schicksal entschieden, „da fielen“, wie Saint-Simon sagt, „die Pyramiden mit einer reissenden Schnelligkeit.“ Überall folgte man nun der bescheidenen Erniedrigung des Kopfputzes und die Sonne des neuen Jahrhunderts schmolz mehr und mehr die zackigen Schneegipfel der Damenwelt. In Paris verschwanden die letzten Fontangen erst mit dem Schluss der Regentschaft (1723). Die Spitzen und Bänder des ungetümen Gebäudes waren also im allgemeinen schon lange vor 1720 weggelassen worden, aber das Haar baute sich dabei doch noch immer hoch auf. Jetzt aber, mit dem Beginn des dritten Jahrzehnts, sank es, wie der bauschige Scheitel der Perücke sich glättete, allmählich

Fontange weicht

immer mehr herab, ohne jedoch den Nacken und die Ohren, die bisher entblösst gewesen waren, zu verhüllen.

Locken rundum

Es kräuselte sich rund um den Kopf in kleinen Löckchen, deckte sich auch mit Puder und zierte sich bald mit einer Feder (Taf. 97, 3 u. 11), bald mit Blumen und Schleifen (Taf. 94, 10 u. 11; 97, 4, 5, 9, 10, 12 u. 14), bald auch wohl mit einer kleinen Decke aus feiner Leinwand, besetzt mit Spitzen, mit hinten herabflatternden Bändern, eine letzte Erinnerung an die Fontange (Taf. 94, 6; 97, 8 u. 13). Diese Mode fand bei den Bürgerinnen, die sich übrigens zumeist auch puderten, den meisten Anklang, und blieb es denn bei ihnen gewöhnlich nicht bloss bei der kleinen Decke (Taf. 93, 15), sondern es wurden späterhin nach 1750

Hauben

ganz ordentliche Hauben daraus (Taf. 93, 10 u. 11; 94, 1 u. 2; 97, 7), die bei den älteren Frauen sogar das Haar ziemlich vollständig verhüllten (Taf. 93, 9, 16 u. 17; 94, 3, 8 u. 9). Die jüngeren dagegen ahmten gern den Vornehmen nach und liessen hinter dem Ohr eine lange Ringellocke herabfallen bis auf die Schulter.

Überhaupt hatten von nun an in Frankreich alle Köpfe — wenigstens aussen — volle Freiheit! Jeder und jede konnte von nun an tragen, was ihm beliebte, denn

Letztes tus-Edikt Frank-reich

1704 wurde hier die letzte Kleiderordnung erlassen — zufällig bezog sie sich besonders auf den Kopfputz der Frauen. Nachher hat es kein französischer Herrscher wieder versucht, der Mode Vorschriften zu machen. Waren doch auch in Frankreich, wie wir schon an anderer Stelle erwähnten, alle Luxusgesetze nur so gemeint, die ausländischen Erzeugnisse, Spitzen und dergleichen fernzuhalten, keineswegs aber den Leuten zu wehren, ihr Geld in inländischen Nachahmungen zu verschwenden. Daher waren alle solche Verordnungen ohne rechten Erfolg.

### b) Kleidung.

Bei den Männern verwandelte sie sich in dieser Zeit fast gar nicht.

Wams

Das Wams behielt seine langen Schösse (Taf. 93, 8), seine Goldborten und Fransen (Taf. 94, 5; 96, 10 u. 11), aber es schliesst nicht mehr bis zum Halse an, sondern steht von oben bis mitten auf die Brust offen, um den neuen Stellvertreter der Halstuchzipfel sehen zu lassen,

Jabot

nämlich die Busenkrause oder den Jabot. Dieser war, da man die Zipfel des Halstuches nicht mehr schön fand, an deren Stelle getreten und galt nun mit seiner Unterlage, einem kirschroten Seidenkissen, das man auf der Brust trug, für weit schöner und anständiger (Taf. 94, 5, 7 u. 12; 96, 10—12; 99, 3).

Um den Hals lag im Anfang dieser Periode noch das

Halstuch

Halstuch mit seiner schwarzen Seidenschleife vorn unter dem Kinn, so dass diese ein Gegenstück zu der des Haarbeutels im Nacken war (Taf. 94, 5 u. 7; 96, 10). Allmählich blieb sie fort und das weisse Halstuch verlief sich mit seinen Zipfeln im Jabot (Taf. 94, 12; 96, 9, 11 u. 12). Auch das fiel in den höheren Ständen um die Mitte des Jahrhunderts weg, und der Hals war nur noch von einem aufrecht stehenden Streifen, dem Saum des Jabots, umgeben (Taf. 96, 1, 2 u. 4—8), und so auf einige Zeit halbfrei. Doch sehr bald trat das Halstuch, das die unteren Stände gar nicht abgelegt hatten, in vergrössertem Massstab neu auf die Bühne und nahm alle Kehlen aufs neue gefangen.

Beffchen

Um diese Zeit traten die beiden Halstuchzipfel als besondere Tracht der Geistlichen und Ratsherren auf und erhielten sich seitdem. Von den ersteren trugen sogar nicht wenige noch die alte Krause (Taf. 93, 4—6; 99, 1).

Rock

Der Rock blieb im ganzen wie er war. Er hatte noch seine breiten Goldborten und Tressen, seine ungeheueren Aufschläge, mit den darunter hervorquellenden Hemdärmeln und Manschetten (Taf 94, 5 u. 7; 96, 9—12).

Rockschösse gesteift

Sehr bald aber, etwa gegen 1723. wurden seine Schösse durch Fischbein und dergleichen so ausgespreizt, dass sie weit vom Körper abstanden und wie eine Glocke um die Beine hingen (Taf. 96, 10). Dabei wurde viel auf schönes Unterfutter gegeben, und echte Modehelden wussten die Rockschösse bei jedem Schritt so glücklich zurückzuwerfen, dass dasselbe gesehen werden musste. Auch die Aufschläge der Ärmel, die Platten, wurden mit besonderer Sorgfalt aus Goldbrokat oder dergleichen hergestellt (Taf. 94, 4 u. 5; 96, 9—12). So für das Staatskleid. Für den gewöhnlichen Gebrauch war der Rock leichter und bequemer, die Aufschläge kleiner, die Ärmel enger und länger, so dass nur die Manschette sichtbar blieb, nicht aber der Hemdärmel, der Rock zugleich enger, die Knöpfe und die Taschen auch kleiner, kurz alles daran eingeschränkter (Taf. 99, 3), so

Knöpfe klein

dass er nun wörtlich ein Justaucorps wurde. Die Knöpfe, die 1718 noch so riesengross gewesen waren, wurden 1719 so klein, dass im italienischen Theater zu Paris in einer Komödie eine neue geheime Erfindung angekündigt wurde, nämlich Knöpfe so klein anzufertigen, dass man das Kleid nur mit Hilfe eines Mikroskops zuknöpfen könne. Wir haben um 1878 ähnliches erlebt, indem die Hemdknöpfe auf der Brust so zusammenschrumpften, dass sie nur noch wie Stecknadelköpfe erschienen! Es ist eben ewig das alte Lied! —

Luxus am Hofe

Wie gross übrigens der Luxus gegen die Mitte des Jahrhunderts am französischen Hofe war, lässt sich aus einzelnen Zügen recht deutlich erkennen. Es war eben in den 30 Jahren seit 1720 toller und toller geworden. Wenn damals (1718) Peter der Grosse von Russland vom Marquis de Nesle, der ihm auf seiner Reise durch Frankreich als Begleiter mitgegeben war und, um standesgemäss aufzutreten, alle Tage in einem anderen Prachtkleid vor dem Zaren erschien, mit bezug hierauf sagte: „Ich bedaure wirklich den Marquis de Nesle, dass er einen so schlechten Schneider hat, der ihm nie ein Kleid nach seinem Geschmack machen kann“, so war man in dieser Weise fortgeschritten und 1745 bereits dahin gelangt, dass bei dem Einzug der Infantin Marie Therese Antoinette die Höflinge ihre Anzüge borgen mussten, denn kaufen war geradezu fast unmöglich. Der Marquis von Mirepoix zahlte für seinen Anzug einen einzigen Tag 6000 Franks Leihgeld für drei Kleidungsstücke. Dagegen hatte sich Marquis de Stainville sein Festkleid aus drap d'argent mit

Marderpelz füttern lassen (es war Februar!), was ihm 25000 Franks kostete. So über alle Schranken hinaus wirtschaftete man am französischen Hofe und ahmte es an manchem deutschen leider nach! —

Rock des Bürgers lang

Der Bürger, sowohl diesseits wie jenseits des Wasgau, trug indessen den Rock oft länger und bequemer, auch, wie sich von selbst versteht, ohne Borten und dergleichen (Taf. 93, 7 u. 8), wie er in dieser Form auch als Hausrock — meist mit Überschlagkragen, also als echte Schaube — bei den Vornehmen vorkam und noch vorkommt (Taf. 99, 2). Auch als Reiserock pflegte man ihm, wie eine Erinnerung an alte Zeiten, noch den Goller anzuhängen, wenn auch nur in halber Grösse (Taf. 93, 2). War doch der Goller und die Gugel einst auf der Reise so beliebt gewesen! —

Tracht der Schotten

Die Schotten, trotzdem sie ihre Nationaltracht beibehalten wollten, geben doch der Mode so weit nach, dass sie ihr kurzes Oberkleid zum Justaucorps verwandelten mit bunten Aufschlägen, Bortenbesatz, Taschen etc., nur reichte derselbe bloss bis mitten auf die Oberschenkel, und sein Stoff war der einheimische in den Klanfarben. Darunter trugen sie statt des Wamses den kurzen, bis ans Knie reichenden Schurz von demselben Stoff (Taf. 94, 12). Doch fehlte weder Jabot noch Manschetten, weder Haarbeutel noch Puder, wohl aber die Beinkleider, auch bei den Vornehmen. Die Geringen (Taf. 94, 13—15) trugen ihren Schurz und den Plaid in ihren Klanfarben, ebenso die kurzen Halbstrümpfe, und ein Oberkleid, das dem Wams glich, mit kurzen Schössen. Dies bestand bald aus Leder, bald aus Tuch, bald auch aus Pelzwerk, die Haare nach aussen gekehrt (Taf. 94, 13—15). Ihre Kopfbedeckung war die niedrige blaue Mütze mit breitem Deckel, ohne Schirm und mit einem Knopf auf der Mitte. Sie trug als Zierat an der Seite einen Zweig, eine Blume oder einen Federbusch, wie es eben die besondere Sitte jedes Klans vorschrieb. Die Beine waren nackt bis unterhalb der Knie, wo die kurzen Strümpfe mit einem Bande befestigt waren; an den Füssen sassen starke plumpe Schuhe; bei den Vornehmen waren sie modern, hatten also auch rote Absätze (Taf. 94, 12).

Als letztes Oberkleid diente allgemein der wollene Plaid, der nach Bedürfnis bald so, bald so umgeschlagen wurde (Taf. 94, 12 u. 15), eine Sitte, die zu unserer Zeit in den fünfziger und sechziger Jahren auch in Deutschland Nachahmer gefunden hatte, besonders in der jungen Welt von 18—24 Jahren, doch in weniger malerischer Art als bei den Schotten. Auch erlosch diese Tracht bald wieder, so dass sie seit 50 Jahren kaum noch anzutreffen ist.

Mantel

Der Mantel, der nach der weiland spanischen Form noch hier und da, besonders in den deutschen Städten, zur Amtstracht der Ratsherren gehörte (Taf. 93, 5), kam ausserdem in der vornehmen Welt nicht mehr vor, wohl aber bei den Bürgern als ein Schutzkleid gegen Wind und Wetter. Er war daher lang bis fast auf die Knöchel, und hatte ausser dem kleinen Kragen dicht um den Hals noch einen kleinen Schulterkragen, einen Verwandten des Gollers, doch weit dürftiger als dieser. Auch hatte er, der Zeitrichtung folgend, vorn bis zur Mitte Knöpfe und seitlich Taschenklappen angenommen, so dass er wie ein übergehängter Rock erscheinen konnte (Taf. 93, 8).

Beinkleider

Die Beinkleider blieben wie sie zuvor schon waren; sie reichten bis zur Mitte des Jahrhunderts immer nur bis ans Knie und trafen oberhalb desselben mit dem Strumpfe zusammen. Unterhalb des Kniees legte sich ein einfaches Knie- oder Strumpfband um das Bein und hielt den Strumpf fest. Dieser hatte auf seiner meistens milden Farbe noch immer den goldenen Zwickel als Zierde (Taf. 94, 4 u. 5; 96, 9—12; 99, 1), war aber bei den Geistlichen und Ratsherren schwarz wie die übrige Kleidung. Die Hose dagegen war bei den Vornehmen und selbst bei den Bürgern durchweg aus schwarzem Samt (Taf. 93, 8; 94, 7; 96, 9 u. 11; 99, 3), und nur bei den Bauern hell, weil aus Leder (Taf. 93, 1 u. 3).

Frauc

### Die Frauen,

indem sie den Kopfputz erniedrigten und die Frisur auf das kleinste Mass zurückführten, legten nun in der unteren Hälfte zu, was sie der oberen entzogen hatten. Während die Fontange fiel, blähte sich der Rock zum Reifrock auf. Schon in dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts noch bei Lebzeiten Louis XIV. war die neue Mode nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland verbreitet und fand ebenso eifrige Gegner wie Anhänger. Ihren Anfang nahm sie am Hofe, indem der alte Vertugadin, jetzt unter dem Namen „Korb“ (le panier), aufs neue erschien und freundliche Aufnahme fand. Bald wanderte er aber aus den Hofkreisen hinaus zu der vornehmen und reichen Bürgerschaft und hier schwoll er sehr schnell zu nie vorher gesehener Grösse an, so dass es in der Tat unmöglich war, neben einer „Dame“ (dieses Wort bürgerte sich seitdem auch in Deutschland ein, später erst das „Herr“) zu gehen und sie am Arme zu führen; man konnte ihr nur von ferne über den Ballon hin die Fingerspitzen reichen. Auch damals wie 1855—70 wurde zum Lobe des Ungeheuers angeführt, es erleichtere den Schritt beim Gehen und halte die Erhitzung fern und dergleichen mehr. Auch wurde schon damals das Fischbein dadurch verteuert und man bediente sich daher bald der Stahlreifen, deren unterster ungefähr 5 m Weite hatte. In Wien schrieb die Hofregel „sieben Ellen“ vor. Anfangs bildete der Vertikalquerschnitt des Reifrocks oben einen Halbkreis (Taf. 94, 10 u. 11; 93, 3—6); später aber liess man ihn an den Hüften noch aufbauschen, so dass die Arme sich hier zur Ruhe auflegen konnten, wie auf die Lehne eines Sessels (Taf. 94, 9; 97, 9—14). Sehr bald verbreitete er sich so ziemlich durch alle Stände, sogar, wie 1855—70 desgleichen in stärkerem Masse, bis zu den Dienstmägden hinab. — In seiner ungeheueren Ausdehnung war es aber nachgerade unmöglich geworden, gewöhnliche Türen mit ihm zu durchschreiten; man sann auf Abhilfe und fand dieselbe darin, dass man ihn von

Reifro

vorn nach hinten etwas zusammendrückte, wobei er dann
Reifrock oval freilich auf den Seiten noch breiter erschien. Sein Grundriss war also nun kein Kreis mehr, sondern ein Oval, dessen längste Ausdehnung von rechts nach links lag. Von vorn oder hinten wurde nun der Anblick noch ärger als zuvor (Taf. 94, 6), während beim Durchgang durch eine Pforte die „Dame“ jetzt sich wenden und seitlich durchschieben musste. Eine neue Annehmlichkeit für den sie führenden „Herrn“! — Der Reifrock erhielt sich bis in die achtziger Jahre, obwohl er schon durch Joseph am österreichischen Hofe verboten wurde, und obwohl er auch in Frankreich bei der häuslichen Tracht schon seit 1770 allmählich wegfiel. Denn auch bei dieser war er bis dahin unumgänglich notwendig: Im einfachsten Neglige konnte die Dame des Paniers nicht entbehren und wenn es auch nur ein kleiner war, eine sogenannte „Konsideration“, wie diese Morgenreifröcke hiessen. Denn jede Grösse und Form des Reifrocks hatte ihren besonderen Zweck und eigenen Namen.

Die natürliche Tochter des Reifrocks erschien auch
Schleppe alsbald auf der Bühne, nämlich die Schleppe. Früher war sie ein Vorrecht der Hofdamen und der höchsten Adligen gewesen; jetzt ging sie mit dem Reifrock auch zu den Bürgerinnen hinab, zum grössten Ärger der früher allein Berechtigten.

Man hätte denken können, die von Frau von Main-
Falbeln tenon zuerst eingeführten Falbeln und Volants, die sie trotz ihres sonstigen Hanges zu einfacher Tracht und ihrer Vorliebe für ernste Farben, wie Grau, Braun und dergleichen — Schwarz würde sie gern getragen haben, aber Louis XIV. wollte es nicht sehen! — im Übermass verwendete, würden jetzt verschwinden, da der Reifrock kam, aber nein! man verdoppelte sie, und der grösste Raum kam ihnen recht zu statten: man setzte sie auf die Unter- und Oberkleider, auf die Mäntel und zwar so viele, als nur möglich war. Vergebens waren alle Waffen des Spottes: das Übel wurde nur ärger! —

In den deutschen Bürgerfamilien hatte der Reifrock gleichfalls seine Verehrer gefunden, doch trieben es hier die Töchter und Frauen weit mässiger als Mitte vorigen Jahrhunderts, und auch bei weitem, selbst nach 1750, nicht so durchgängig — wie aus Chodowieckys meisterhaften Stichen hervorgeht (Taf. 93, 9—19). Nur hier und da zeigt sich der Trieb, mit vergrössertem Unterbau zu erscheinen (Taf. 93, 12).

Wie einst mit der Vertugalle im 16. Jahrhundert die
Schnürbrust Schnürbrust als notwendiges Gegenstück aufgetaucht war, so erhielt sie sich auch mit dem jetzigen Reifrock bis zu dessen Untergang, ja! noch einige Zeit über denselben hinaus, so lange noch durch seine Nachfolger, z. B. den Cul de Paris, seine Grundidee — die Ausdehnung des Unterkörpers — vertreten war. Erst die Mitte der Neunziger Jahre sah die Schnürbrust Abschied nehmen. Bis dahin blieb sie im Wesen immer dieselbe, wenn sie auch zeitweilig etwas länger und spitzer oder kürzer und
Schneppe mit stumpferer Schneppe versehen war. Übertrieben schmale und unnatürlich lange Taille war und blieb unter ihrer Herrschaft das Hauptaugenmerk. Nur das Schnürmieder der Mägde nahm darauf keine Rücksicht (Taf. 94, 1 u. 2).

Der Ausschnitt lief noch, wie wir ihn in der Ausschnitt
vorigen Periode verliessen, beim Kleide horizontal um die Schultern, so dass die Brüste halb entblösst waren (Taf. 97, 3 u. 13). Jetzt gab man auch der Robe (dem Oberkleid) Robe
denselben Ausschnitt und besetzte ihn mit einer Krause aus Band (Taf. 97, 4, 9 u. 13). Als aber das neue, dieser Periode eigentümliche Kleid, die Contouche, auftauchte, Contouche
das die Rolle der Robe oder auch des Mantels übernahm, da verwandelte sich die Bedeutung der beiden früheren Kleider und sie schmolzen gleichsam in eins zusammen. Nun trug dieses eine häufig den früheren Ausschnitt der Robe, der vorn vom Gürtel im spitzen Winkel aufwärts nach beiden Schultern sich hinzog und man verschleierte die dadurch entstandene Öffnung auf der Brust durch einen Spitzeneinsatz (Taf. 94, 10; 97, 10 u. 14). Oder statt des letzteren wählte man auch einen von dem Kleiderstoff, so dass der Ausschnitt dem früheren viereckigen sich näherte (Taf. 97, 12), den jetzt auch die Contouche annahm (Taf 97, 11). Die Ärmel waren meistens nur halblang, und um den Ellenbogen wallten die doppelten und dreifachen Spitzenmanschetten, während der Unterarm durch Handschuhe geschützt war (Taf. 97, 4 u. 9). Lange enge Ärmel sah man selten (Taf. 97, 14); selbst im Negligé zog man die anderen vor (Taf. 97, 7).

So lange die Robe noch in ihrer alten Würde be- Robe
stand, behielt sie auch die vordere keilförmige Öffnung nach unten und schlug sich seitlich zurück, den Stoff oft durch Spangen und Geschmeide haltend (Taf. 97, 4 u. 9), indessen in der Öffnung das Unterkleid sich übermässig mit Spitzen, Kostbarkeiten, Girlanden und dergleichen schmückte.

Die Contouche änderte das alles. Obwohl sie schon Contouche
im Jahre 1714 Gegenstand hitziger Streitschriften war, so erwarb sie doch erst in den zwanziger Jahren ihre reformatorische Bedeutung, indem sie die Robe verdrängte. Ursprünglich war sie wohl nur für den häuslichen Gebrauch bestimmt gewesen, wusste sich aber bald so angenehm und nützlich zu machen, dass sie auch ihre Herrin ausser Hause auf die Spaziergänge und Besuche begleiten durfte. Sie war ein weites, sehr faltiges Kleid, das von dem meist viereckigen Ausschnitt am Halse, wo es in Falten gelegt war, ohne jede Unterbrechung bis zu den Füssen fiel, nach Art einer sehr langen und weiten Schaube. Ihre weiten Ärmel schlugen sich über den Ellenbogen in breiten Platten um und liessen die Manschetten sehen (Taf. 94, 6; 97, 5, 6, 8 u. 11). Vorn war die Contouche von oben bis unten geschlitzt, liess aber doch, wenn man wollte, nichts vom Kleide sehen, da sie weit genug war, um hier übereinander geschlagen zu werden (Taf. 94, 6; 97, 6). Bisweilen zog man sie auch vorn am Gürtel etwas zusammen, so dass sie sich hier dem Kleide anschloss, während sie hinten frei hinabfiel (Taf. 97, 5). In Deutschland nannte man diese Form den Schlender. Gewöhnlich Schlender
wurde sie von oben bis zum Gürtel durch Haken etc. ge-

schlossen (Taf. 94, 6), oft auch nur oben vor der Brust und fiel von da in freien Falten herab.

Helle Farben

Der Stoff, der zur Contouche verwandt wurde, war Seide oder Wolle. Die Farben waren meist hell und freundlich (Taf. 94, 6; 97, 5, 6, 8 u. 11), denn Louis XIV. war tot und dadurch auch die Herrschaft der Frau von Maintenon mit ihren dunklen trübseligen Farben zu Ende. Der Regent Philipp von Orleans führte ein mehr als lustiges Leben am Hofe ein, und für solches waren nur helle freundliche Farben am Platze, und die Contouche, leicht und luftig, ohne allen Zwang, war recht für diese Zeit passend. Gewöhnlich waren es einfarbige Stoffe, aus denen sie bestand; gemusterte wurden dazu selten benutzt. Im Winter trug man welche aus Samt und mit Pelz besetzt (Taf. 97, 14), im Hause andere als auf der Strasse. Überhaupt musste die „Dame“ mehrmals am Tage die „Toilette“

Kleider fünfmal täglich gewechselt

wechseln, nicht nur zwei- bis bis dreimal den Tag, wie Dufresny noch 1703 sagt, sondern um 1740—50 vier- oder fünfmal: sie trug nämlich nacheinander im Laufe des Tages: Morgenanzug (oder negligé galant), Promenadenanzug, Theaterkleid, Anzug für die Abendmahlzeit, Nachtkleid, letzteres ebenso kostbar und ausgewählt wie seine Vorgänger.

Zuweilen scheint die Contouche auch nur übergeworfen, nicht angezogen worden zu sein, so dass dann die Ärmel leer zur Seite hingen und vorn das Kleid unbedeckt blieb (Taf. 97, 14). Sie erschien dann noch mehr wie sonst als Mantel und vertrat diesen ganz gut (Taf. 97, 10).

Im Hause pflegte man sich, besonders in Deutschland und auch anderswo in den mittleren Klassen, einer kurzen engeren Contouche zu bedienen, die nur wenig über die Kniee hinausging und vorn offen stand (Taf. 93,

Cossäckchen

13). Man nannte diese Form Cossäckchen, in Frankreich auch pet-en-l'air; sie öffnete sich von oben schräg nach beiden Seiten, hatte halblange Ärmel und unterschied sich von den Jacken, die ausserdem noch von alters her, als Nachkommen der Schaube, getragen wurden, dadurch, dass sie auf dem Rücken sehr faltig war und nirgends

Jacken

anschloss. Die Jacken waren noch wie sonst; sie hatten halblange Ärmel und kurze Schösschen. Sie blieben nach der Mitte des Jahrhunderts auch sehr beliebt, und wir finden sie in allerlei Formen (Taf. 93, 11 u. 12).

Schottischer Plaid

Die Schottinnen trugen als Umhang den nationalen grossen Plaid, der, vor der Brust mit einer Spange befestigt, vorn bis zur Erde hing und auch hinten den Oberkörper verhüllte (Taf. 94, 11).

Schürze

Auch die Schürze war bei den Bürgerinnen in dieser ganzen Periode bis zum Schluss des Jahrhunderts ein wesentliches Stück der Kleidung geworden und fehlte im Hause nie (Taf. 93, 9, 13, 14 u. 19; 94, 1—3; 98, 2). Nur beim Ausgehen im Putz wurde sie abgelegt (Taf. 93, 15 u. 18). Auch die höheren Stände trugen sie bisweilen (Taf. 98, 8 u. 13).

### c) Fussbekleidung.

Schuhe

Die Schuhe der Männer waren noch dieselben wie am Schluss der vorigen Periode und blieben es auch in der folgenden Zeit. Sie hatten ihre hohen roten (oder gelben) Absätze, ihre Schnallen auf dem Spann; die seitlichen Schleifen neben der Schnalle fielen weg, aber es blieb vorläufig noch das hohe Leder über derselben (Taf. 93, 7 u. 8; 94, 4, 5 u. 12; 96, 9—12). Nur auf der Reise war der Stiefel erlaubt (Taf. 93, 2); sonst trug jetzt selbst der Bauer Schuhe mit Schnallen (Taf. 93, 1 u. 3).

Frauenschuhe

Die Schuhe der Frauen fingen jetzt seit dem Mittelalter zum zweitenmal an, eine ernstliche Rolle zu spielen, die sie auch bis heute behaupten. Wir erwähnten früher (S. 283), dass unter Heinrich III. zum ersten Male von den Beinen der Frauen Notiz genommen wird. In der darauffolgenden Periode des dreissigjährigen Krieges versinkt alles Interesse am Fusse oder Beine in dem grossen Stiefel. Erst die nachfolgende Zeit des 14. Ludwig brachte wieder den Strumpf und das Bein zu Ansehen und die gegenwärtige Zeit von 1720—1750 dehnte dasselbe auch auf die Füsse des anderen Geschlechts aus, die nun durch den Reifrock allmählich wieder sichtbar wurden. Daher gaben sich die Frauen alle nur erdenkliche Mühe, durch die Kunst des Schuhmachers das zu erreichen, was ihnen etwa die Natur versagt hatte. Reizend sollte der Fuss sein. Darum musste der Schuh sehr schmal sein, vorn spitz zulaufen und die hohen Absätze durften nicht fehlen. Dazu war er weit ausgeschnitten, um den Spann zu zeigen (Taf. 97, 7). Stiefelchen waren selten und Schuhe nach Art der Männer kamen meist bei den mittleren und unteren Ständen vor (Taf. 94, 1—3). Sie waren gewöhnlich von schwarzem Leder. Die vornehmen Frauen dagegen trugen welche aus buntem Leder oder aus Atlas, schön gestickt und mit Schleifen, Schnallen und dergleichen verziert. Bei nassem Wetter mussten sie dann freilich noch Galloschen tragen.

### d) Schmuck.

Ausser dem Bortenbesatz der Kleider und den silbernen Schnallen der Schuhe trugen die Männer in der vorliegenden Zeit kein edles Metall an der Kleidung, dagegen allerlei Nebendinge, die wohl hier zu nennen sind. Dazu

Taschenuhr

gehört vor allen anderen die Taschenuhr, die nicht selten in doppelten Exemplaren getragen wurde. Ihr zunächst

Tabaksdose

stand die Tabaksdose, die jetzt seit 1729 sogar in der Kirche erlaubt war, da Benedikt XVI., der selbst schnupfte, die gegen das Schnupfen beim Gottesdienst erlassene Bulle Urbans VIII. von 1624 wieder aufhob. Sie gewann nun doppeltes Ansehen und musste als Hauptgegenstand dienen, um die moderne Grazie der Fingerbewegung an ihr zu zeigen. Wohlgeschulte Armbewegungen wurden durch den Hut bei der Begrüssung veranlasst und dargestellt. Als Seitenstück der Dose, um ebenfalls die Finger zu beschäftigen, galt der Stock, der mit

Stock

goldenem oder silbernem, auch wohl mit Porzellanknopf versehen und von ziemlicher Länge war (Taf. 94, 5 u. 7; 96, 9 u. 11; 99, 3). Die jungen Modehelden trugen statt dessen ein dünnes Spazierstöckchen oder die Reitgerte,

Reitgerte

wenn sie des Vormittags in der Chenille, einem leichten

Chenille

niedlichen Oberrock, in den Strassen müssig umher-

schlenderten. Die Damen dagegen und besonders die jungen, eigneten sich den langen Rohrstock an, wie die alten und würdigen Herren, der mit goldenem oder elfenbeinernem Knopf geziert war, den sie aber nicht oben an diesen anfassten, sondern mehr in der Mitte, ähnlich wie die Pförtner in vornehmen Häusern ihren Amtsstab.

Während der Stock auch von den Bürgern getragen wurde (Taf. 93, 7 u. 8), sollte der Degen nur den höheren Ständen zukommen, fand sich aber so ziemlich überall vor. Besonders ihm zu Liebe wurden auch jetzt noch hin und wieder Verordnungen erlassen, die aber ebensoviel fruchteten als die alten Kleidergesetze. In den höheren Ständen trugen ihn auch die kleinen Knaben schon (Taf. 94, 7); am Hofe war er den Lakaien und Pagen verboten und hier freilich hatte man es in der Hand, Gehorsam zu erzwingen. Sonst aber war der Degen ein Lieblingsstück der ganzen Männerwelt, so wenig er in seiner schwächlichen Galaform nützen konnte. Es gab sogar welche ohne Klinge, nur mit Griff und Scheide, also gewiss ganz unschädliche Waffen. Der Griff war bei den Vornehmen oft mit Steinen besetzt (Taf. 94, 5), die Scheide bestand aus Leder. Es war ein langer gerader Stossdegen mit einfachem Bügel am Griff (Taf. 96, 9—12). Man trug ihn jetzt wie 150 Jahre zuvor, fast horizontal, obwohl es keine spanischen Puffhosen mehr gab.

Die Handschuhe, die jetzt keine Stulpen mehr haben durften, um nicht die Manschetten zu beleidigen, wurden sowohl weiss als auch farbig getragen (Taf. 96, 10).

Manche unter den Vornehmen gefielen sich auch darin, einen breiten Ring mit grossem Stein am Zeigefinger zu tragen. Wer alle diese Dinge aufweisen und gehörig handhaben konnte, der war ein „feiner Herr.“ Wir werden überhaupt von nun an nicht mehr von Männern und Frauen zu reden haben, sondern nur noch von „Herren“ und „Damen“, da mit der Sucht, die französischen Moden nachzuahmen, sich auch diese beiden Wörter durch und zunächst für solche Persönlichkeiten, die dies erstreben eingebürgert haben. Von solchen ist aber hier vorzugsweise die Rede und wir werden uns also hinfort auch dieser Ausdrücke für diese Personen bedienen. Sind wir doch heute schon so weit gekommen, dass man einen Toast „auf die Frauen“ so versteht, als seien nur die Verheirateten damit gemeint, und ich musste mirs gefallen lassen, verbessert zu werden „auf die Damen“, wogegen ich im Augenblick nichts Besseres anzubringen wusste, als die Bemerkung, ich hätte ganz dieselben gemeint, von denen Schiller sang: „Ehret die Frauen!“ Nun wollten sie plötzlich alle mit inbegriffen sein. —

Unter den Schmuckgegenständen der Damen spielen in der vorliegenden Zeit neben den Kränzen, Steinen, Agraffen und dergleichen im Haar (Taf. 94, 10; 97, 4, 5 u. 9—14) die Ohrringe auch jetzt eine Rolle, die noch zunimmt (Taf. 94, 6; 97, 4, 9, 12 u. 14). Dazu kommen Halsbänder aus Perlen (Taf. 97, 3, 4, 9 u. 12) oder an ihrer Stelle kleine Schlipse und Krausen aus Band (Taf. 94, 10 u. 11; 97, 4, 6, 7, 8 u. 11). Einerseits mochte dies geschehen, um durch etwas Farbe die oberen Teile, die sämtlich weiss erschienen, zu beleben; andererseits war, wie wir schon früher bemerkten, der echte Schmuck schon seit langer Zeit immer seltener geworden.

Jenes in der vorigen Periode erwähnte Verschönerungsmittel — denn dafür hielten es die Frauen — die Mouches, wurden jetzt wieder angewandt und zwar in solcher Fülle, wie nie zuvor, so dass das Gesicht der Frauen nach einem Spötter jener Zeit aussah, wie die Zeichen des Tierkreises. Man gab den schwarzseidenen Pflästerchen allerlei Formen, wie Sterne, Halbmonde, Kreuze etc. Die Herzogin von Maine brachte sie wieder in Schwung und jede anständige Dame trug deren mindestens sieben bis acht im Gesicht und eine Schachtel mit anderen in der Tasche, wenn sie ausging, um je nach Bedürfnis neue anzubringen oder verlorene zu ersetzen. Jede Mouche hatte nach ihrem Platze einen besonderen Namen, z. B. mitten auf der Wange: die Galante; auf der Nase: die Unverschämte; am Augenwinkel: die Leidenschaftliche; neben den Lippen: die Kokette etc. etc. Mouches

Die Masken dagegen waren jetzt ausser Gebrauch gekommen und wurden von den „Damen“ nur noch bei besonderen heimlichen Gelegenheiten getragen, wenn sie unerkannt bleiben wollten, wie dergleichen bei ihnen in dieser Zeit nicht selten vorkam. Masken

Der Faltenfächer war und blieb ein treuer Gefährte und Dolmetscher der verschiedensten Empfindungen oder Wünsche seiner Trägerin (Taf. 97, 5, 9, 11 u. 12). Fächer

Die Handschuhe reichten bis fast an den Ellenbogen und waren gewöhnlich weiss, allenfalls auch hellgelb. Andere Farben galten nicht für fein und vornehm (Taf. 94, 6; 97, 4 u. 9). Handschuhe

---

In dieser Weise beschritt die Zopftracht das gebildete Europa und hielt so ziemlich überall einen Siegeseinzug. Auch die Slawen im fernen Osten nahmen den Reifrock und den Puder an. War bisher noch in den abgelegenen Landschaften Frankreichs und Deutschlands, war in den deutschen Reichsstädten hier und da ein und der andere Teil früherer Trachten in Gebrauch und Geltung geblieben: jetzt verlor er das lange behauptete Ansehen; die Schwäche des Zeitalters, der Drang nach Uniformität und der allgemeine Druck von oben rottete das Eigentümliche aus. Wie in der Baukunst die Kaserne, in dem Militär die Uniform, in der Höflichkeit die vom Tanzmeister erlernte gedrechselte und verdrehte Weise, so gilt in der Tracht dieses Zopfkostüm für das Ideal der Schönheit. Wo noch Volkstrachten in Deutschland vorkamen, wurden sie vom Strom der Zeit und von dem Machtworte der Fürsten angegriffen und wo es ging ausgerottet. Zu letzterem Verfahren schien der Luxus zu berechtigen, den die alten Kostüme vor der neuen Tracht voraus hatten. Nun setzte sich wieder diese statt jener fest und so finden wir heute noch reichliche Spuren derselben. Doch würde es uns zu weit führen, sie zu verfolgen. Gerade am Neujahrstage 1750 liess der Kurfürst von Bayern den Münchener Frauen Tracht allgemein verbreitet

früh morgens an der Kirche die goldenen Hauben und den goldenen Brusteinsatz, die hier noch aus dem 16. Jahrhundert sich erhalten hatten, mit Gewalt abreissen. Das war noch ein Stückchen nach dem alten Stil, aber schon wurde die neue Zeit geboren. Derselbe Neujahrstag war der erste, den Goethe erlebte; es war der Wendepunkt der Sonne des 18. Jahrhunderts. Sie trat in das Zeichen des Steinbockes, dann in den Wassermann und die Fische. Die Zeit des winterlichen Schnees, der auf allen Locken lag, hielt sich zwar noch eine kurze Frist, aber das Eis um die Herzen schmolz schon vorher; sie fingen wieder trotz der Schnürbrust an zu schlagen, die Köpfe unter dem Schnee an zu denken, die Kräfte schwollen, es kam

### B. Die Flut (1750—1805).

Sie trat wirklich bald ein und zwar nicht nur mit dem Kampf gegen das Alte, sondern mit dem edelsten Wasser der Erde, dem aus Menschenaugen. Während noch oben der Puder auf den Häuptern lag, und bevor er wegschmolz, flossen unten die Tränenbäche ganz ohne Ende; in Frankreich waren es die des Hungers und der Not; in Deutschland die der Empfindsamkeit. Die Sonne der Zeit stand wahrlich im Wassermann und in den Fischen. Seltsam ist es, aber ein ganz organischer Vorgang, dass die neue Bewegung an den Herzen anfing; so konnte auch was daraus werden. Die Sentimentalität wurde bei uns die erste Regung des neu erwachenden Lebens. Freilich eine eigene Art von Gegenströmung, sich in Tränen aufzulösen. Aber man lernte dabei auf die Natur achten und sie lieben. In Deutschland waren es die Idyllendichter, die hierin den Ton angaben; doch daneben keimte auch die Saat des Unwillens über der Mächtigen Druck und das träge Philistertum; neben dem Werther schrieb Goethe den Götz, ja sogar das Jahr zuvor schon. Nicht alle Gemüter waren befriedigt von Mondschein und Veilchen und Nachtigallenklagen, von Trauerweiden und sinnspruchreichen Grabsteinen, mit „dem Gläschen, das sie am Fenster austranken, während hinten tief in der Türkei die Völker aufeinander schlugen“; es gab auch welche, die zu trotzen begannen dem Übermut von oben, zu zürnen und zu fluchen der Trägheit und Vertrauensseligkeit von unten. In den Schriftstellern zeigte sich dieser Drang und Sturm zuerst. Ihnen folgten bald mehrere, besonders der Künstler, und wenn auch einige nun alle Fesseln der Mode durchbrachen und gar zu natürlich gingen, so wurde es doch bald guter Ton, sich als ein Freigeist in der Kleidung zu zeigen und von der steifen Mode zu emanzipieren. Dies geschah bereits seit 1780 in grossem Massstabe, nachdem es ein Jahrzehnt hindurch bei einzelnen erschienen war.

Werther-Tracht

In Deutschland war durch Goethe, wir wir alle aus dessen Leben wissen, schon 1775 der blaue Wertherfrack, die Stulpstiefeln, die ledernen Hosen etc. in Weimar als Hoftracht eingeführt worden. Nicht etwa, dass er diese Tracht erfunden hätte, nein! sie war schon längst die Auszeichnung der stärkeren freieren Naturen, die der Mode nicht folgen wollten, ausser, wenn sie im Gesellschaftssalon erschienen. Durch Karl August wurde diese Kleidung aber auch hoffähig und durch die Revolution allgemein gültig. Puder und Zopf aber blieben nach wie vor. Folgen wir den einzelnen Stücken im Gange ihrer Entwicklung und beginne wieder bei dem Gipfel.

#### a) Kopfbedeckung.

Was zunächst den Kopf selbst betrifft, so wurde seit 1750 aus der schön geschwungenen Vergette das Toupé (Taf. 99, 8), indem die Haare aus der Stirn gerade hinaufgebürstet und durch Pomade etc. in einer hohen Wulst gesteift wurden. Wir werden bei den Damen etwas Ähnliches finden. An den Schläfen hängen zwei horizontale Lockenwickel (Taf. 99, 4—10); hinten sitzt der spitze Zopf, bald mit Bandschleife (Taf. 99, 4 u. 9), bald nur mit Band umwickelt (Taf. 99, 10), bald auch ohne solches (Taf. 100, 10). Immer aber hat das Haar noch den Puder, von dessen Verbrauch man sich kaum einen annähernden Begriff machen kann. Man rechne nur auf Deutschland und Frankreich 60 Millionen Einwohner und lasse sich die Hälfte derselben pudern, so ergibt dies einen täglichen Verbrauch von mindestens 1 Million Pfund, also 10000 Zentnern, im Jahre also über $3^1/_2$ Millionen Zentner feinstes Weizenmehl. Um dieses zu erzeugen, mussten mindestens 8—9 Millionen Scheffel Weizen vermahlen werden — und doch sind hierbei alle Zahlen so niedrig gegriffen, dass sie wahrscheinlich um die Hälfte mehr, wenn nicht gar das Doppelte betragen haben. Denn während wir nur 15 Gramm Puder annahmen, gebrauchte der feine Herr täglich fast 45 Gramm, und die Zahl der gepuderten Köpfe war sicher grösser als die Hälfte der Einwohnerzahl. Welch eine Verschwendung der notwendigsten Bedürfnisse des Lebens — und dabei in allen Ecken die bitterste Not und Armut.

Toupé

Zopf

Puder

Auf diesem wohlgepuderten und hochtoupierten Haare trug der vornehme Herr gar nichts, denn der Hut lag und blieb unter dem Arm (Taf. 99, 4 u. 8), es sei denn, dass er „im Negligé“ ging, d. h. so gekleidet, wie ein jeder täglich seinem Beruf oblag. In dieser Tracht wurde der Hut aufgesetzt und zwar anfangs in den Jahren von 1750—80 gewöhnlich in ein und derselben Form, nämlich à l'Androsmane, so dass hinten und auf beiden Seiten der Krempe in die Höhe gebogen war und vorn eine Spitze oder Kante bildete (Taf. 99, 3 u. 11). Neben dieser Form erschienen aber im letzten Jahrzehnt vor der Revolution verschiedene andere, denn der Zylinderhut trat plötzlich auf die Bühne, neben ihm auch der alte Filzhut; jener mit hohem Kopf von den amerikanischen Freistaaten her, dieser klein und hantierlich aus England. Beide mussten sich die Beweglichkeit der Krempe anfangs noch gefallen lassen. Bald war hier die vordere Kante, statt aufrecht zu stehen, abwärts gebogen (Taf. 99, 5); bald bog man ihn im Nacken ebenso, und liess also die hintere Krempe sich in eine Spitze verwandeln; in dieser Form war er nur mit zwei Seitenkrempen versehen (Taf. 99, 9). Bald auch trug man den Hut mit ganz kleinem niedrigen Kopf und steifer flacher

Hut

Kr... Verä...

Krempe (Taf. 99, 6 u. 10), wie man es, besonders beim Reiten den Engländern nachahmend, bei diesen gesehen hatte. Die Krempe war dabei zuweilen ganz flach, zuweilen sanft geschwungen, zuweilen auch einseitig oder beidseitig aufwärts gebogen (Taf. 99, 7). Alle diese letzten Formen fanden in Frankreich und Deutschland von England her Eingang und Nachahmer.

Ganz anders gestaltete sich der Kopf während und nach der Revolution. In den ersten Jahren zwar hielt sich der Puder noch (Taf. 100, 8), und selbst als schon der König hingerichtet und die Republik erklärt war, lag der Schnee noch auf den Locken. Aber das Frühjahr von 1793 war gar zu stürmisch, als dass nicht auch die ehrwürdige Winterdecke hätte angegriffen werden sollen. Der Mai mit seinem Revolutionstribunal, seinem Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuss war gar zu heiss und voller Gewitter, und diese verschiedenen Ausschüsse, besonders der letzte, den man auch hätte Auswurf benennen können, machte sich so viel mit den Köpfen der Leute zu schaffen, dass die meisten froh waren, wenn jeder folgende Tag ihnen die ihrigen liess und wenig darnach frugen, wie sie aussahen, ob schwarz oder weiss. Man liess also von nun an den Puder weg und begnügte sich gern mit dem gewöhnlichen Haar. Auch war die Zeit so kostbar, dass in Paris bald niemand mehr Musse fand, sich zu frisieren. So sehen wir im Jahre 1793 den Puder zuerst verschwinden (Taf. 100, 10 u. 11). Man strich das Haar zurück nach Ohren und Nacken hin und heftete allenfalls auch noch ein Zöpfchen hinten an. Notwendig war aber dies schon 1794 nicht mehr. Der Puder, obwohl schon im vorigen Jahre als „königlich“ verdächtig und daher verfolgt und verbannt, fiel doch nach dem Sturz Robespierres (27. Juli 1794) und unter dem Direktorium (Taf. 100, 9) noch einmal leise auf die gemässigteren Köpfe herab, konnte sich aber kein Jahr halten, sondern verschwand sehr bald wieder, um bis heute nicht wiederzukehren. In Deutschland schmolz der Schnee auch, doch wegen seiner nördlicheren Lage etwas später. Schon 1797 wird über die Neuerung geklagt, dass viele sich nicht mehr puderten, und 1798 wiederholt sich dieses Bedauern aus mehreren Gegenden. Manche der deutschen Ländchen und Höfchen von besonders kaltem Klima nahmen ihn sogar noch mit in das neue Jahrhundert hinüber.

Der Zopf hielt sich länger. Auch ohne Puder wurde er nicht gleich beseitigt. Manche befestigten sich einen künstlichen ein für allemal oben am Rockkragen, um seiner Pflege überhoben zu sein. Dabei wurde er aber mit jedem Jahre kleiner. Schon 1796 war er kaum noch fingerlang und sass hinten als letzter Ausläufer der wild und lang nach hinten gestrichenen Haare (Taf. 100, 16). Jetzt aber entstand eine neue Frisur aus kurz geschnittenem Haar, das in lauter kleinen krausen Locken um den Kopf hing und die vollendetste Sorglosigkeit um dasselbe andeuten sollte. Keine Locke glich der anderen: das war der Tituskopf, den auch die Damen bald nachahmten. Auch in Deutschland gingen beide Geschlechter darauf ein. Den Zopf hatte zwar schon 1780 Karl August fallen lassen; doch blieb sein Beispiel, abgesehen von einigen Freigeistern in Weimar selbst, die sogar schon jetzt den Puder aus den Locken schüttelten und das Haar wild flattern liessen, ganz ohne Nachahmung bei anderen Höfen. Von einem Deutschen konnten die Deutschen auch keine Neuerung annehmen, obgleich sie eine Verbesserung war; sie musste von Paris kommen. Als daher gegen das Ende des Jahrhunderts dort der Zopf fiel, da fand man sich auch bei uns veranlasst, ihn fallen zu lassen, also 20 Jahre später als Karl August. Doch auch das geschah nur sehr allmählich, und am längsten erhielt er sich beim Militär; bei Jena trugen die Preussen noch Zöpfe, dagegen bei Grossbeeren nicht mehr. In Kassel aber liess Landgraf Wilhelm IX., nachdem er sieben Jahre abwesend gewesen, im Jahre des Heils 1813 im November die Soldaten auf der ersten Parade wieder mit Zöpfen erscheinen und der diensthabende Feldwebel rapportierte nach alter Gewohnheit, dass „seit der vorigen Parade“, die der Landgraf (1806) abgehalten, „nichts vorgefallen sei“. Sonst aber sah das neue Jahrhundert die Zöpfe auch in Deutschland nicht mehr oft, und nur alte Pedanten pflegten noch die süsse Gewohnheit. Die Jugend war froh, das hässliche Angebinde im Nacken los zu sein, hier sowohl wie in England und Frankreich (Taf 100, 18). Zopf fällt

Gleichzeitig mit dem fallenden Zopf keimte wieder schüchtern der Bart an den Wangen hervor, der nun seit 100 Jahren nicht hatte wachsen dürfen, ja als Backenbart schon seit mehr als 200 Jahren verschwunden war. Er wuchs nun wieder da zuerst, wo er zuletzt hatte weichen müssen, dicht vor den Ohren (Taf. 100, 18). Kinn und Mund mussten aber nackt bleiben; hier noch einen Bart zu tragen, wäre gegen den Anstand gewesen. Und so blieb es denn auch bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts. Bart

Der Hut war ein Hauptbarometer der neuen Verhältnisse. Er hatte sich von England aus, wo er als ein Stück des Reitkostüms galt und schon vor 1770 gebräuchlich war, nach Frankreich und Deutschland Eingang verschafft und galt hier bald, vereinigt mit den übrigen Teilen der Reitertracht: Frack, Lederhosen, Stulpstiefeln und gelber Weste, für die feine junge Welt als das auszeichnendste und absonderlichste Kostüm, in das man sich kleiden musste, um interessant zu sein. Zylinderhut

In Frankreich war ohnedem auch zugleich mit dem englischen Reithut der breitkrempige Hut der amerikanischen Puritaner, ein Nachfolger des alten Schlapphutes von Cromwells Zeiten, eingewandert und fand in der Revolution überall fröhliche Aufnahme. Er kam ja von einer Republik! (Taf. 100, 8). Er hatte einen hohen spitzen Kopf und breite Krempe. Wir haben schon vorhin gesehen, dass man ihn früher bisweilen zeitgemäss umgestaltet hatte (Taf. 99, 5). Jetzt geschah das nicht mehr, sondern hoch und steif mit breiter Krempe zierte der schwarze Zylinder die unruhigen Köpfe (Taf. 100, 10 u. 11). Nach und nach suchte er, kleiner werdend und den Kopf oben erweiternd, Quäker-Hut

die Krempe dagegen verkleinernd (Taf. 100, 10 u. 11), eine Ausgleichung mit dem englischen Reithut, und der Kompromiss zwischen beiden wurde während der letzten Monde des Konvents geschlossen: das Resultat dieses Bundes war der steife modische Zylinderhut von heute (Taf. 100, 17 u. 18).

Heutige Hutform

Zur Bezeichnung der patriotischen Gesinnung durfte aber am Hute nicht die Kokarde fehlen; sie war bis 1804 das Aushängeschild republikanischer Gedanken (Taf. 96, 9—11, 16 u. 17).

Kokarde

In Deutschland scheint dagegen der Quäkerhut gar nicht oder nur selten getragen zu sein, denn hier ist immer nur von dem steifen Reithut die Rede, der zum Frack und zu den Stulpstiefeln gehörte. Es ist eigentümlich, dass wie einst im 30jährigen Krieg der grosse Hut und der riesige Stiefel, beide schlaff und biegsam, die Zeichen der neuen Zeit waren, so jetzt der kleine Hut und der kleine Stiefel, beide steif und hart, sogar die gelben Stulpen fest und unbeweglich, die Zeichen der neuen Zeit werden mussten. Seit 1770 sah man sie in allen Städten auf den Strassen einherstolzieren. Es waren die Modehelden des Tages, die sich so trugen. Sobald aber grosse Toilette erforderlich war, gingen sie in Schuhen und Strümpfen mit dem Dreispitz unter dem Arm. — Erst als der Zylinderhut sich in Frankreich Bahn gebrochen (1796), da wurde er auch in Deutschland allgemein (1797). In Russland, wo er ebenfalls schnell Anklang fand, wurde er durch Paul verfolgt, weil er ihn für ein Zeichen der wütendsten Republikaner hielt — und heute gehört derselbe in etwas veränderter Gestalt zur russischen Volkstracht. — In England wurde er gleich zu Anfang seiner Laufbahn ein Teil der Offiziersuniform; so verschieden war die Beurteilung dieses neuen Stückes der Tracht.

Reithut in Deutschland

Russland

England

Eine eigentümliche Kopfbedeckung hatten 1792 in Frankreich die Klubs vorgeschlagen und einführen wollen; es war die rote phrygische Mütze. Doch blieben es immer nur wenige, die sie trugen, gegen die Überzahl derer gehalten, die beim Hut blieben. Auch sank die ganze Idee mit dem Schluss des Konvents in die Vergessenheit zurück. Der Dreispitz folgte ihm sehr bald, obwohl er 1795 noch häufig genug getragen wurde (Taf. 100, 9 u. 16), und zwar in der napoleonischen Weise von rechts nach links. Beim Militär dagegen blieb er und ist er bis heute auf den Köpfen der Kommandeure geblieben, sowohl in Frankreich, als in Italien, Deutschland und England. Nur in Preussen und Russland ist er, im ersteren seit 1846, durch den Helm ganz verdrängt.

Phrygische Mütze

So bot denn mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts der Kopf eine völlig veränderte Erscheinung; statt des dreieckigen Hutes sass der Zylinder auf der Spitze; statt des Puders herrschte das natürliche Haar; statt des Zopfes der Tituskopf. Sehen wir nun zu den

Frauen:

Frauen

hinüber, so wird es noch schwerer, einige Ordnung in die ungeheuere Fülle der Erscheinungen zu bringen, die dieses halbe Jahrhundert uns darbietet.

War zur Zeit der spanischen Tracht das Haar à la lune und dergleichen aufwärts gekämmt worden, so dass Stirn, Schläfe und Nacken ganz frei blieben; war es dann zur Zeit des dreissigjährigen Krieges der umgekehrten Richtung abwärts gefolgt und hatte sich in Löckchen sogar über die Stirn hineingekräuselt; war später unter dem 14. Ludwig die Welle abermals gestiegen bis zur erstaunlichen Höhe der Fontange, um sich in den ersten dreissig Jahren dieser Periode bis zur Mitte des Jahrhunderts abermals zu senken zu kleinem Gelock rund um den Kopf (Taf. 97, 3—14): so fing bald nach 1750 wieder die Hebung an, um aber diesesmal gegen 1780, also gerade 100 Jahre nach der Fontange, zu einer solchen Höhe und Ungestalt anzuwachsen, wie es die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Selbst die Hauben der Königin Isabeau konnten mit dieser Höhe und Breite keinen Vergleich aushalten, und das waren doch nur Hauben, dieses aber Haarfrisuren. Man hätte an ihnen merken können, dass die Geschichte einem grossen Strudel entgegentriebe, aber man merkte nichts. Jedesmal, wenn der Reifrock sich aufzublähen beginnt und die Weiberköpfe sich durch Frisuren zu erhöhen anfangen, darf man mit Sicherheit auf bedeutende Katastrophen in der Geschichte rechnen. So kam nach dem spanischen Reifrock der dreissigjährige Krieg, nach dem französischen Reifrock unter Louis XV. die Revolution von 1789.

Alle Wandl

[Wird sich, frug ich hier 1864 in der ersten Auflage, der heutige Reifrock erhalten oder ist er nur eine vorübergehende Laune? Mir scheint letzteres der Fall zu sein, denn schon tritt er in Paris und Wien den Rückweg an, und alle Moden unseres Jahrhunderts sind bis jetzt nur launische Versuche geblieben. Was wollen auch 8 Jahre heissen gegen 80, wie sie sowohl der erste als der zweite Reifrock durchleben durfte! Wir können also ohne Sorge sein, obgleich die Haarfrisur schon anfängt, sich wieder aufzurichten.]

Die Zeit hat diese Worte bestätigt, denn der Reifrock verschwand 1871 ganz, und Deutschland erlebte gleichzeitig eine freudige Katastrophe: die Wiedergeburt seiner Reichseinheit! —

Von 1750 bis 1770 erhöhte sich die Haarfrisur, wenn auch nur sehr langsam und unmerklich. Anfangs ahmte man die Vergette der Männer nach und strich das Haar aus der Stirn allseitig zurück über eine Wulst, liess hinter den Ohren bisweilen ein paar Locken hervorfliessen und fasste das Nackenhaar zu einer Schleife zusammen, die man „Chignon“ nannte (Taf. 93, 13 u. 14; 98, 3—5, 10 u. 12). Oder man liess auch das letztere frei den Rücken hinabrollen, eine sehr beliebte Tracht gegen 1770 und 80 (Taf. 93, 18 u. 19; 98, 7 u. 9). Einige banden das Nackenhaar sogar zu einem Zopf zusammen (Taf. 98, 6), und wurden so den Männern in der Frisur noch ähnlicher als die anderen. Denn wie die Stirnwulst der Vergette, so entsprach der Chignon dem Haarbeutel. — Im allgemeinen also blieb bis 1770 für das Vorderhaar die Losung: hinauf! für das Nackenhaar durchschnittlich: hinab!

Chign

Verände-rungs-Sucht seit 1770

Von 1770 an aber scheint plötzlich ein allgemeiner Frisurenschwindel die Frauen ergriffen zu haben. Die Unruhe, die in den männlichen Köpfen tobte und arbeitete, sprach sich auf denen der Weiber aus. Allen sträubten sich die Haare empor, anfangs gelinde bis 1775, dann mit furchtbarer Schnelligkeit bei vielen höher und höher, bis sie zwei-, ja drei- und viermal so hoch sich türmten wie der Kopf selbst an Höhe misst. Bei den Männern kam es doch bloss bis zum Toupé, welches freilich auch die aufstrebende Richtung der Zeit andeutete; bei den Frauen aber

sargebäude

kam es zu künstlichen, 80 cm hohen Haargebäuden, die mit Bändern, Blumen, Früchten, Gemüse, Federn, ganzen Vögeln, Geschmeide und allem nur Möglichen geziert sein konnten (Taf. 98, 12). Sie kulminierten gegen 1780. Man befestigte dabei die durch Klebstoff und Pomade hinreichend bearbeiteten Haare auf einer festen Unterlage von irgendwelcher auserwählten Form, und schmückte die Spitze des Kunstwerkes mit phantastischem Beiwerk, wie es die Laune begehrte. Die Damen fanden keine Kutschen mehr, in denen sie hätten aufrecht sitzen können, wenn sie ausfahren wollten. Keine Tür, ausser in den königlichen Schlössern, war hoch genug, um sie ungebeugten Hauptes durchzulassen — aber was tat's? Man ertrug alle Schwierigkeiten — dafür ging man auch à la mode.

Die Königin tonangebend

An der Spitze dieser Bestrebungen stand freilich die Königin Marie Antoinette; daher kam es auch, dass sich jede neue Mode rasch verbreitete. Denn von ihr ging sie zu den Hofdamen, von diesen zum Adel und wurde so zuletzt allgemein. Viele Frauen von Bildung, wenn ihnen Vorwürfe wegen der tollen Frisuren gemacht wurden, entschuldigten sich damit, dass sie ja nur der Königin Beispiel nachahmten. Schon unter Louis XV. waren die beiden Gewerbe, welche sich mit den äussersten Enden der Menschengestalt beschäftigten, die Friseure und die Schuhmacher, ausserordentlich wichtig geworden. Seit der Regentschaft (1723) hatte sich die Zahl der ersteren fortwährend vermehrt, und es waren zwei Abteilungen derselben entstanden, eine für die Männer: Perückenmacher und Barbiere, und die andere für die Frauen: Coiffeurs oder

Streit der Coiffeurs u. Perücken-macher

Friseure. Um 1769 hatten diese beiden Zweige der Haarkünstler einen grossen Prozess miteinander, worin die Coiffeurs, deren damals in Paris 1200 lebten, behaupteten: sie seien freie Künstler und stünden viel höher als die Perückenmacher. Dies bewiesen sie mit vielen Gründen, worunter auch der war, dass sie oft die grössten Schätze, Juwelen und Edelsteine bei ihrer Arbeit unter Händen hätten, um sie in den Kopfputz der Damen zu flechten etc.

Académie des coiffeurs

Sie gewannen den Prozess, und der Angesehenste unter ihnen, Legros, stiftete jetzt eine „Académie des coiffeurs", und schrieb zugleich ein dickes Buch „über die Kunst der Damenfrisur". Sein Nebenbuhler im Ansehen, Léonard, bemühte sich nun, noch mehr Aufsehen zu erregen und erfand eine neue Frisur, in welcher er das Haar so durch Gaze zu schmücken wusste, dass es allen gefiel, obgleich er zu dieser Frisur 40 Ellen Gaze für jeden Kopf gebrauchte.

Léonard

Léonard wurde nun heimlicher Friseur bei Marie Antoinette. Ihr offizieller Künstler, Larseneur, der ihr gegeben war, als sie 1770 einzog, war ihr zu einfältig. Sie liess sich von ihm also täglich geduldig frisieren; kaum aber war Larseneur die Vordertreppe des Palastes hinabgestiegen, so kam Leonard auf einer Hintertreppe heimlich hinauf. Marie Antoinette hatte unterdessen mit beiden Händen den ganzen Bau auf ihrem Haupte zerstört, damit Léonard nun ganz von Grund auf einen neuen errichten könne. Dieser Künstler war es, der jede Laune der jungen Prinzessin auszuführen wusste; so sah der Hof fast täglich neue Moden, und mehr als zehn Jahre lang herrschten seine Ideen auf allen Köpfen. Marie Antoinette war unerschöpflich in phantastischen tollen Erfindungen, besonders für die Haartracht, und daher ist es seit dem Tage ihres Einzuges in Paris (1770), als hätte die Frauenköpfe eine allgemeine Frisurenwut ergriffen. Zuerst kam die coiffure

Frisuren erfunden von Marie Antoinette

à la dauphine, bald darnach à la monte au ciel, dann die Frisur d'apparat oder die loge d'Opera (1772), welche von den Zeitgenossen auf 1,50 m Höhe bis zur äussersten Spitze der drei grossen Federn angegeben wird, welche auf der linken Seite des Kopfes von einer rosafarbigen Bandschleife mit grossem Rubin gehalten wurden, 1774 mussten die drei Federn hinter an den Kopf wandern in der coiffure à la quesaco und so ging es jahraus, jahrein, und seit Marie Antoinette Königin war noch schlimmer als zuvor. Man sagte von ihr: Bevor sie Königin von Frankreich wurde, war sie bereits Königin der Haartracht. Gleich nach der Krönung trug man Hüte, geschmückt mit Getreideähren und überragt von zwei Füllhörnern mit Früchten, und das arme Volk starb vor Hunger. Dann trugen Männer und Frauen Hüte aux délices du siècle d'Auguste — während unter ihren Füssen der Vulkan auszubrechen drohte! Auch wollte man die Tracht Henri IV. wieder einführen — aber vergebens. Die Königin, welche bisher als Prinzessin

Marie Antoinette als Meisterin der Moden

einen, wie Madame Campan sagte, sehr einfachen Geschmack gezeigt hatte, machte nun die Mode zu ihrer wichtigsten Angelegenheit. Von Schranken war keine Rede mehr. Es mochte kosten was es wollte: ihre Laune auch die albernste, musste befriedigt werden. Wenn sie mit ihrem Gefolge erschien, sagt ein Zeitgenosse, so sah und hörte man nur einen Wald von Federn wogen und rauschen; ihre Frisur war stets die höchste! Eifrig ahmten die Pariserinnen ihr nach, und diesen die Deutschen, etwas gelassener die Engländerinnen. Die Männer, besonders in Frankreich, murrten über die masslosen Ausgaben, aber Marie Antoinette liess sich nicht stören. Der

Unmässiger Luxus

König missbilligte den rasenden Luxus, tat aber nicht das geringste, ihn zu mässigen. So trieb man rascher und rascher dem Abgrund entgegen.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle einzelnen Frisuren beschreiben, die vorkamen. Denn ihre Zahl war Legion. Jeder neue Tag brachte Neues; jeder Haarkünstler ersann auffallende Formen, welche alles Frühere übertreffen sollten; jede Dame strengte ihren Witz an, bisher Unerhörtes auszuklügeln und darzustellen. So gab

Mythologische Frisuren

es denn kaum noch eine mythologische Göttin oder irgend ein Gebilde der Phantasie, keine Empfindung oder Neigung der Weiber, die nicht durch die Frisur dargestellt worden wäre. Juno, Ceres, Venus, Minerva, Flora und Pomana, Helena und andere gefeierte Namen sahen sich durch entsprechende Figuren versinnlicht, Ceres mit Garben, Minerva mit einem Helm aus Seide, Flora mit Blumenkorb u. s. w., alles oben auf dem Haarturm. Semiramis mit schwebenden Gärten fand auch ihre Vertreter, Amphitrite mit einem Segelschiff oben auf dem Haargewoge ebensogut.

Nach allerlei Namen

Diese trug sich à la Hamlet, jene à la Figaro, die dritte à la Voltaire; die vierte stellte mit ihrer Frisur die Beredsamkeit, die fünfte die Liebe, die sechste die Philosophie und dergleichen dar; die eine baute sich oben ein Zelt, die andere einen Papagei auf. Es ist nicht zu erschöpfen; wollte man nur die Namen der Frisuren alle anführen, man müsste Seiten damit füllen; mag das Angedeutete genügen. Das Haar sollte alles nur Erdenkliche darstellen, Berge und Wälder, englische Gärten und Dörfer etc. — sollte wenigstens. Die Herzogin von Chartres, Tochter des Herzogs von Penthièvre, erschien eines Abends (April 1774) in der Oper mit einer Frisur en pouf a sentiment: oben auf ihrem Haargebäude sah man den Herzog von Beaujolais, ihren ältesten Sohn, auf den Armen seiner Amme so deutlich und gut nachgebildet, dass die Gruppe zu erkennen war; daneben erschien ein kleiner Neger und über diesem ein Papagei, der eine Kirsche verzehrte; ausserdem noch künstlich verschlungene Zeichen und Buchstaben aus Haaren geflochten, und zwar aus denen ihres Mannes, ihres Vaters und des Herzogs von Orleans. Und das alles oben auf dem Haar, als sei dies ein Laden für Nürnberger Tand. Das war das Sentiment einer vornehmen Dame!

Hohe Frisuren verboten

Obgleich die Polizei für die Theater die allzugrossen Frisuren verbot als hinderlich für die Nachbarn, so musste sie doch erlauben, dass die wichtigsten Staats- und Kriegsereignisse durch die Frisuren dargestellt wurden. So entstanden infolge der Seesiege 1778 n zwanzig neue Haartrachten: à la Boston, à la Philadelphia, à la Grenade, à la Belle-Poule (nach der Fregatte gleichen Namens, die also oben auf dem Haar schwebte mit allen Segeln, Masten, Kanonen etc.) Als 1781 der Dauphin geboren wurde, gab es Frisuren au dauphin, aux relevailles de la reine und so fort. — Schon jetzt war es nicht mehr die Königin, welche die Moden bestimmte. Im Gegenteil fing sie nun an, eine gewisse Einfachheit der Tracht zu heucheln. Aber der Taumel, in den sie durch ihren Übermut die Welt der Moden und Trachten gestürzt hatte, war viel zu gross, als dass sie ihn nun hätte heilen oder bannen können. Der Wagen der wahnsinnigsten Verschwendung stand einmal auf der schiefen Ebene — nun war kein Halten mehr. Die Königin brauchte keine neuen Moden mehr zu erfinden: dafür sorgten nun die Kaufleute, die Friseure, die Theater, die Tagesereignisse, das Wetter — kurz alles wurde zur Mode! Die Königin sang 1782 das Lied von Marlborough — alsbald sang alle Welt es auch, so dass Goethe in Italien klagt: „es folgt einem bis nach Rom und Neapel“ — überall: „Marlborough zog aus zum Kriege.“ Aber nicht nur dies: es mussten auch allerlei Dinge nach ihm benannt werden, z. B. Bänder, Westen, Hüte, Frisuren — alles à la Marlborough. Als der Luftballon 1783 erfunden wurde, mussten die Dinge sämtlich à la Montgolfier sein; als Figaros Hochzeit gegeben wurde, à Cherubin, à la Susanne, à la Basil etc. etc.

Marlborough-Sucht

Die Friseure waren in ihrem goldenen Zeitalter und hiessen Künstler oder wie man sich dazumal anständiger auch in Deutschland ausdrückte: Académiciens. — Sie hatten jetzt stundenlang an jedem Weiberkopfe zu tun und konnten nicht Gehilfen genug schaffen. Ihre Zunft mehrte sich daher überall so ungemein, wie wir dies oben von Paris bemerkten. Dennoch mussten sie für grosse Feste schon am Tage vorher frisieren, um alle bedienen zu können, und die wohlaufgeputzte Dame musste also — wie ich noch aus mündlichen Erzählungen weiss — den Nachmittag, die ganze Nacht und den folgenden Vormittag, in Summa 24 Stunden, wartend sitzen und durfte den Kopf nicht zum Schlafe anlegen, bis die ersehnte Stunde gekommen war, wo sie ihr Haargebäude den Leuten zeigen konnte. Die deutschen Damen hatten nicht sobald die neuen Wunder der Seinestadt kennen gelernt, als auch sie sich beeiferten, nicht nur nachzuahmen, sondern selbst zu erfinden und die unendlichen a la so und so um ein gutes Teil zu vermehren. Es war eine gute Vorübung für die Zeit nach 1793, wo plötzlich die Pariser Moden aufhörten und jedes Land auf seinen eigenen Witz angewiesen war.

Friseurekünstler

Frisierte Köpfe behüten

Zwischen diesen Ungetümen der Haarkünstelei erschienen, wie schon erwähnt, auch allerlei andere Frisuren, doch blieb seit 1770—1790 das gemeinsame Merkmal gültig, dass von Stirn und Schläfen das Haar hinausgestrichen wurde. Dies galt bei vornehm und gering, alt und jung. Auch die Bürgerfrauen trugen sich also nach diesem Vorbild (Taf. 93, 9—14). Manche, auch unter den Vornehmen, strichen das ganze Haar des Vorderkopfes nach oben kugelig zu dem Igel zusammen oder zum herisson, wie man sich etwas gewählter ausdrückte (Taf. 98, 8 u. 14); manche banden auch hierbei den oberen Teil über dem Wirbel durch ein Querband ab (Taf. 98, 12). Seit 1785 fing man an, das Haar reichlicher fallen zu lassen, als zuvor; so kamen, neben den Versuchen, ohne Puder fertig zu werden, die Vorboten der neuen Zeit (Taf. 93, 13 u. 14; 98, 13 u. 14). Jetzt sah man wieder hier und da reiche Locken um Nacken, Hals und Wangen spielen, bepudert oder ungepudert (Taf. 93, 18 u. 19; 98, 15), und die hohen Türme waren nach Ludwigs XVI. Tod ebenso schnell umgestürzt, wie sie schnell waren erbaut worden. Schon seit 1785 galten sie nur noch für die Balltoilette; die Königin lebte jetzt als Schäferin in Petit-Trianon, daher war der Luxus nun im Absterben.

Igel

Auch unter den Frauen in Deutschland, Frankreich und England gab es seit 1770 emanzipierte, die, ihrer Zeit vorauseilend, sich durch Kühnheit in der Tracht und Sitte hervortaten. Solche liessen schon damals zuweilen den

Erste Versuche der Befreiung von der Mode

Puder weg und bei ihnen war der herisson besonders beliebt wegen seiner Einfachheit und Formlosigkeit.

Hohe Frisuren verschwinden

Von 1793 an ist in Paris nichts mehr von den hochaufgetürmten Haarfrisuren zu sehen. Waren sie schon in den letzten Jahren vorher gesunken, so verschwanden nun auch ihre letzten Spuren. Selbst im Feststaat begnügte man sich mit kleinerem Haargebäude. Dafür blieben aber vorläufig noch einige Zeit der Chignon und die ungeheueren Hauben und Hüte (Taf. 98, 15; 100, 1, 3 u. 4) im Gange.

Puder fort

Der Puder verflog seit 1793 auch von den Frauenköpfen und das Haar prangte wieder in seiner natürlichen Farbe. 1794 am 8. Juni erschien auf Befehl Robespierres die Pariser Jugend bei dem Feste zu Ehren der Gottheit in

Griechische Frisur

griechisch sein sollender Tracht, die sich trotz der Anfechtungen, die sie erfuhr, doch Bahn brach, wenn auch nur langsam und unvollständig. Seit 1795 erschienen vorläufig die Modedamen in solchem Kostüm, also auch mit griechisch frisiertem oder ähnlichem Haar (Taf. 100, 15), auf dem aber nicht selten ein echt moderner französischer Hut oder eine Haube desselben Stils sass (Taf. 100, 5). Von 1799 an wird die griechische Tracht in treuerer Nachahmung (Taf. 100, 7) allgemein, in Frankreich sowohl, als auch in Deutschland und erhielt sich bis zum Beginn des Kaiserreichs. Nur in England mässigten sich alle diese Absonderlichkeiten. Inzwischen war von 1795—1799 eine neue Form aufgetreten, die der wilden Frisur der Männer

Tituskopf

entsprach; auch die Damen hatten den Tituskopf angenommen und kräuselten ihr Haar in wilder Unordnung um den Kopf, doch so, dass der Nacken und die Ohren wieder frei wurden (Taf. 100, 15). Der Chignon verschwand nun ganz, und die einige Jahre später durchbrechende griechische Frisur machte den Nacken noch freier von allem Haargelock (Taf. 100, 7). Zugleich aber

Römische Frisuren

wurden auch die römischen Frauenköpfe nachgeahmt, sogar so treu, dass man auch die Perücke, wie jene, wieder einführte, und eine echte Modedame an einem und demselben Tage als Blondine und Brünette erscheinen konnte, wie denn auch geschah. Als aber Napoleon auf sein Haupt die Krone drückte, mussten die Perücken, so viele Formen und hochtrabende Namen sie auch haben mochten, von den Köpfen der Damen verschwinden.

Gehen wir nun zu den eigentlichen Kopfbedeckungen über, so wollen wir hier gleich von den abenteuerlichen Dingen absehen, welche der hohen Frisur aufgesetzt wurden und von denen wir bereits dort gesprochen haben. Neben diesen bestanden vorher wie nachher und auch gleichzeitig mit ihnen Hauben und Hüte.

War schon die Frisur seit 1770 an keine Regel als die: aufwärts! gebunden, so war die Form der Hauben noch weit regelloser. Schon vor 1770 war kein Ballstaat

Haube

ohne Haube denkbar, wie wir dieselbe auch in der Zeit von 1720—1750 als solchen Zubehör, wenn auch nicht als notwendigen, anerkennen mussten (Taf. 97, 13). Von Jahr zu Jahr scheint man aber mehr Wert auf Hauben gelegt zu haben, denn nach 1750 wird das unbedeckte Haar immer seltener, und besonders in Deutschland in den mittleren Ständen fast gar nicht mehr gesehen. Alle Weiber, gering und vornehm, jung und alt, strebten unter die Haube zu kommen. Diese war jetzt nicht mehr das Zeichen der Verheirateten. Selbst ganz junge Mädchen trugen ihr Häubchen so ehrsam wie alte Mütterchen. In der Form aber wichen alle diese Hüllen sehr voneinander ab. Es gab Hauben für das Haus, andere für den Spaziergang und die Kirche, wieder andere für den Ball u. s. w., für jedes mancherlei Arten. Unter den ersteren waren die Schlafhauben und Badehauben (oder wie man sich damals ausdrückte: Dormeusen und Baigneusen) sehr gebräuch-

Dormeuse und Baigneuse

lich (Taf. 93, 9 u. 11; 94, 1—3). Sie waren besonders bei alten Frauen beliebt (Taf. 93, 16 u. 17), wurden aber allgemein getragen, sogar von den Vornehmen, wenn sie spazieren gingen, zur Auszeichnung vor den Bürgerfrauen, die dabei in Promenadehauben erschienen (Taf. 94, 9; 98, 10). Für den Hausgebrauch wurden sie gewöhnlich mit buntem Band und Schleifen verziert (Taf. 93, 11, 13, 14 u. 16). Auch in diesen Formen aber versuchte man allerlei Abwechslungen, denn es sollte immer Neues erscheinen und so kam man denn auch zu sehr verschiedenen Gestalten (Taf. 93, 10 u. 13; 98, 8), abgesehen von den unter den Landleuten oder in manchen Städten noch zurückgebliebenen früheren Trachten (Taf. 98, 2).

In den achtziger Jahren, als Krieg in der Türkei

Turban-Hauben

war, fand man es sehr interessant, sich turbanartige Hauben aufzusetzen, d. h. die ellenhohe Haarfrisur, wie sie eben Mode war, oben mit einem Schal zu umwickeln; das war a la Turque. Diese Form war natürlich besonders beim Ballstaat beliebt, wurde aber in kleinerem Massstab auch sonst getragen und erhielt sich bis zum Ende des Jahrhunderts, wo sie mit der griechischen Tracht wetteifern und derselben schliesslich weichen musste.

Die hohen Hauben, wie man sie seit den achtziger Jahren aus allen fast nur möglichen Stoffen verfertigt hatte, erhielten sich bis 1794. Sie sanken mit der Frisur. Nun begnügte man sich wieder mit bescheideneren Formen, die indes keineswegs immer schön waren (Taf. 100, 4), und in Deutschland nahm man zu den französischen auch noch die englischen hinzu, die seit 1785 bereits, noch entschiedener aber seit 1794, sich eigentümlich entwickelt hatten. Als am Ende des Jahrhunderts die Griechensucht

Griechische Haarnetze

um sich griff, trug man meistens auch die griechischen, eng anschliessenden Haarhauben oder Haarnetze für den Hinterkopf (Taf. 100, 7); daneben aber erschienen auch zuweilen moderne französische oder in Deutschland auch barettartige, aus England herübergenommene Hauben, die später, 1808—1810, sogar öfter vorkommen.

Wenn auch nicht ebenso reich an Arten wie die

Frauenhut

Haube, so war doch auch der Hut unter vielerlei Formen gebräuchlich. Auch er hat hier aufs neue seine erste Tätigkeit wieder begonnen, wie die Haube in dem ersten Teil dieser Periode. Seit dem dreissigjährigen Kriege war von Hut und Haube bei den Frauen keine Rede mehr gewesen, wenn man nicht die Fontange unter die Hauben rechnen will, obgleich sie wohl weit eher als eine blosse

Haarzierde aufzufassen ist. Der Hut aber war wirklich seit der Herrschaft des grossen schlaffen von den Köpfen der Frauen verschwunden; jetzt kam auch er aufs neue wieder hervor und setzte sich auf ihnen fest. Und zwar nicht in kleiner zierlicher Form, sondern, um sich gegen die wachsende Frisur zu behaupten, von ansehnlicher Stoff Grösse (Taf. 100, 1). Dabei zugleich in allerlei Stoffen, unter denen Filz und Stroh die vorherrschenden waren; daneben gab es Hüte aus Seide, Samt, Leinwand und anderen Materialien. Durch dieselbe Laune aber, welche bei den Frisuren und Hauben herrschte, erhielten auch die Form verwandelt Hüte sehr schnell eine so wunderliche Form, dass bald kein Rückschluss mehr auf ihre Herkunft zu machen war. Denn wer wollte heute aus freien Stücken annehmen, dass dieses seltsame Ding, das ums Jahr 1864 am Hinterkopf der Damen hing, der Urenkel des Quäkerhutes oder der Urvetter des schwarzen Zylinderhutes, da beide denselben Urgrossvater haben, sein könnte? Und doch ist es in der Tat so; beide sind Zweige desselben Stammes, also ganz mit Recht Zeitgenossen und mit Recht gleichen Schicksals; beiden steht der letzte Tag in naher Aussicht: den Zylinder verdrängt der alte Filzhut oder im Sommer der gleichgeformte niedere Strohhut (Panama); der Damenhut wird durch den runden, welcher dem der Männer ganz ähnlich ist, fast aus allen Besitztümern verdrängt und ist bereits auf wenige Köpfe eingeschränkt. Der „letzte Versuch" war ein „erster Versuch" und der alte frühere Damenhut (die Kiepe) steht jetzt beim letzten.) Diese Bemerkung aus der 1. Auflage hat sich seitdem bewährt: der Zylinder ist ein Genosse des Fracks geworden, d. h. er ist nur noch für besondere feierliche Gelegenheiten im Gebrauch; der tägliche Verkehr kennt nur bequeme Hüte von allerlei Form. Und bei den Frauen ist neben der Kiepe, die sich seitdem sehr oft verwandelt und vergrössert hat, der runde Hut, sogar auch der aus Rubens Zeit, in häufigen Gebrauch gekommen.

Anfangs erschien bei den Frauen der Hut in derselben Form, in welcher er einst vor 100 Jahren den Schauplatz seines Ruhmes verlassen hatte, mit breiter Krempe und niedrigem Kopf ohne irgend welche Besonderheit als ein buntes Band oder eine Schleife zur Verzierung (Taf. 93, 19; 94, 1 u. 8). Bald aber fing das Spiel der Laune an. Da wurde der Kopf zum Verschwinden verkleinert (Taf. 93, 12; 98, 1 u. 5), die Krempe geschmälert und Federn und Blumen aufgesteckt (Taf. 98, 6 u. 9), der ganze Hut durchaus kraus und faltig gehalten (Taf. 98, 13) oder die Art, ihn zu tragen, neu ausgedacht: jetzt klebte er sich vorn über der Stirn steil in die Höhe (Taf. 98, 9); jetzt stülpte er sich hinten auf den Hinterkopf in ebenso verwegener Haltung (Taf. 98, 15), dass man kaum begriff, wie er sich hier oder dort hielt.

Quäkerhut Als nun um 1790 bei den Männern die hohen spitzen Puritanerhüte so sehr in Aufnahme kamen (Taf. 100, 8), da fanden sie auch bei den Damen Anklang (Taf. 100, 1) und aus ihnen entwickelte sich nun seit also 90 Jahren eine neue Familie von Kleidungsstücken. Da man jetzt eben (1790) den Hut häufig auf dem Hinterkopfe trug, so war es bequem, die breite Krempe auf dieser Seite etwas zu beschneiden (Taf. 98, 15) und nur die Stirnseite breit zu lassen. Aus diesem einen Grundgedanken entwickelte sich nun alles folgende. Noch in demselben Jahre stutzte man die hintere Krempe ganz weg und setzte der Hintere vorderen ebensoviel zu (Taf. 100, 3) — und siehe da: der Kiepe Damenhut! Ein neues Gebilde war erfunden! Was nun noch folgte, war blosse Schnitzelei an der Krempe. Der Hut blieb am Hinterkopfe hängen und da hängt er noch heute: er konnte das Gleichgewicht auf der Mitte nie wieder finden und so zieht ihn die Zeit allmählich tiefer und tiefer — bis er fällt. Die vorn aufwärts wachsende Frisur und die Rischen müssen ihn demnächst hinabstossen.

Noch in den neunziger Jahren machte der Kiepenhut Ver- schon manche Verwandlung durch, indem der Winkel änderung zwischen Krempe und Kopf sich in einer sanften Biegung derselbe löste (Taf. 100, 5), auch wohl zur geraden Linie streckte, so dass es schien, als sei nur noch der Hutkopf da und die Krempe ganz weggefallen (Taf. 100, 6). Doch blieben beide Teile durch den Bandbesatz immer angedeutet. Auch setzte man wohl wieder eine Nackenkrempe an (Taf. 100, 5): kurz, man stutzte und stümperte an dem unbeholfenen Dinge damals wie heute herum, ohne der Schönheit, ja ohne auch nur der Nützlichkeit damit dienen zu können. Denn sollte letzteres der Fall sein, so musste man der ersteren ins Angesicht schlagen durch eine unmässige Vergrösserung der Krempe, wie denn auch solches im Laufe der Zeit versucht wurde (Taf. 100, 3).

Inzwischen hatten in den siebziger und achtziger Jahren die emanzipierten Damen gewöhnlich den runden Runder H Hut, wie ihn die Löwen des Tages trugen, auch getragen, um anzudeuten, welcher Richtung sie folgten. Doch blieben das immer nur vereinzelte Erscheinungan, gegen die grosse Menge der Nichtemanzipierten gehalten.

Die griechische Sucht hatte zwar den Entwicklungsgang der Hüte etwas gehemmt, aber nicht aufgehoben, denn sie waren nicht einmal verdrängt worden und passten ja auch in ihrer eigentümlichen Lage oder Haltung recht gut auf die nach hinten strebende griechische Frisur. Unter der Kaiserzeit wurde natürlich der alte Pfad mit frischen Kräften aufgenommen und verfolgt.

Wenden wir uns nun vom Scheitel zur Sohle.

### b) Fussbekleidung.

Wie wir schon oben andeuteten, wurden die Schuh- Schuhmac macher in dieser Zeit zu den „Künstlern" gerechnet und jetzt in Paris nannten sie sich auch so. Denn seit 1750 legten Künstle Männer und Frauen dort den grössten Wert auf schöne Schuhe und zahlten ganz unbegreifliche Summen für dieselben, als wäre ihre Herstellung wirklich das Ergebnis der tiefsten Studien und seltenster Kunstfertigkeit.

Traten auch die Frei- und Schöngeister schon seit 1770 und einzelne noch früher in Stulpstiefeln ein- Stulpstief her, so war dies doch bei grosser Gala nicht erlaubt; da mussten auch sie sich zu Zwickelstrümpfen und schwarzen

Schuhen mit roten Absätzen und grossen Silberschnallen bequemen. Diese letzteren konnten oft noch durch kunstvolle Arbeit oder Juwelenbesatz höchst kostbar sein. So war es seit vielen Jahrzehnten gewesen, so blieb es auch noch bis zur Revolution von 1789, ja im grossen ganzen bis zum Schluss dieser Periode. Zwar fanden unter den Republikanern die Stiefel, die schon seit 25 Jahren das Zeichen freierer Denkart sein sollten, fröhliche Aufnahme (Taf. 100, 10 u. 17), doch wurden sie nicht ein notwendiges Stück, wie das puderlose Haar. Auch die Incroyables, die meistens dem Stiefel den Vorzug gaben (Taf. 100, 17), trugen doch auch bisweilen Schuhe und Strümpfe (Taf. 100, 16).

Schuhe und Strümpfe

Seit dem Herbste 1796 schienen diese beiden sogar die Oberhand gewinnen zu wollen; die Direktoren und ihre Anhänger gingen so (Taf. 100, 9). Aber noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts neigte sich überall die Wagschale zugunsten des Stiefels und so ging er als Sieger aus dieser Zeit in die neue hinüber (Taf. 100, 18). Zwar blieb der Schuh noch lange Zeit Hoftracht und ist es auch bis heute geblieben, aber der Stiefel steht selbst hier als ein gleicher ihm gegenüber und kann nicht mehr verbannt werden.

Stiefel vorherrschend

Die Form, in welcher er zuerst auftrat, war ebenfalls die dem englischen Reitkostüm entlehnte: steif und mit hellbraunen Stulpen bis ans Knie. So blieb er auch Sieger und erhielt sich in dieser Form bis ins neue Jahrhundert vorherrschend (Taf. 100, 17 u. 18), obwohl neben ihm auch Stiefel ohne Stulpen und sogar schon Halbstiefel auftauchten. Er, als der erste, behielt das meiste Ansehen und den grössten Umfang.

Frauen:

Die Frauen

Schuhe wichtig

hatten schon in der ersten Zeit dieser Periode ihre Schuhe als wichtige Stücke ansehen gelernt, da der Reifrock sie etwas sehen liess. Dies geschah nun noch mehr und so steigerte sich auch die Sorgfalt für deren Schönheit und Ausschmückung. Vorn mussten sie zierlich zugespitzt sein; die roten Absätze liebte man sehr hoch und spitz (bis zu 8—10 cm) und seitlich mit sanftem Ausschnitt versehen (Taf. 98, 4, 5, 6 u. 13). Ihr Preis aber wuchs von Tag zu Tag mit ihrer immer kostbarer werdenden Ausstattung. Die Knöpfchen und Rosetten waren oft aus Gold mit Juwelen besetzt, wie bei den Männern die Schnallen. In historischen Sammlungen findet man aus jener Zeit oft Schuhschnallen mit Diamanten besetzt, welche zeigen, dass ihr Träger auf seinen Fussspitzen zuweilen ein Vermögen mit sich herumtrug. Seit 1770 vertiefte man den Ausschnitt auf dem Spann so sehr, wie einst zur Zeit der Landsknechte an den Kuhmäulern; es blieb nämlich zuletzt kaum noch etwas Leder rundum stehen (Taf. 98, 13), so gelinde es auch begonnen hatte (Taf. 93, 13 u. 14). Die Schnallen und Schleifen verkleinerten sich dabei, dem kleinen Raum entsprechend, der ihnen an der Fussspitze noch gegönnt war (Taf. 98, 13), und als in der Revolution dieser noch kleiner wurde, verschwanden sie ganz (Taf. 100, 1 u. 4). Dafür setzten sich Bänder zu beiden Seiten an, mit denen der Schuh, denn man trug sich ja griechisch, als Nachbild der Sandale befestigt wurde, indem sie sich kreuzweise über den Spann und um die Knöchel schlangen (Taf. 100, 4 u. 15).

Hohe Absätze

ihr kostbar

Als am Kopfe die hohen Frisuren und Hauben sich senkten, da sanken auch die hohen Absätze und verschwanden: das Weib erschien unten und oben wieder in seiner natürlichen Höhe — und übrigens in seiner natürlichen Breite — denn auch die letzten Nachkommen des Reifrockes, die Kuls etc., fielen samt der Schnürbrust. So hatten sich also die hohen roten Absätze etwa 150 Jahre gehalten (1640—1794) — das lehrt uns, Geduld zu haben. Die Trachtengeschichte hat wie die Weltgeschichte, deren Dienerin sie ist, einen langen Atem.

Absätze fallen

Diese ausgeschnittenen niedrigen Schuhe erhielten sich bis zur Kaiserzeit und noch weit darüber hinaus und die eintretende Zwischenzeit der antiken Tracht konnte sie ohne grosse Mühe zu den etwa gewünschten Sandalen verwandeln oder auch gleich als solche ansehen, denn es war fast nur die Sohle mit einer kleinen Tüte vorn für die grössten Zehen (Taf. 96, 4), was den damaligen Schuh bildete.

Sandalen-Schuhe

In den Stoffen blieb man so wählerisch wie früher, doch fielen seit der Revolution mit den Absätzen auch die Stickereien weg.

Beiläufig sei noch bemerkt, dass neben dem Stiefel auch der weit ausgeschnittene Damenschuh bei den Löwen des Tages für besonders elegant galt und als solche Auszeichnung auch schon vor der Revolution wie während derselben von ihnen getragen wurde. Es kam wie immer nur darauf an, sich vor den anderen auszuzeichnen und dazu konnten auch die geraden Gegensätze dienen (Taf. 99, 4 u. 9; 100, 16).

Damenschuhe bei den Männern

### c) Kleidung.

Die Pracht durch den König befohlen

Gerade im Anfang dieser Periode liess der König Louis XV. ein Gebot ausgehen, welches deutlich zeigte, wohin die ganze Zeit gerichtet war. Als nämlich 1751 die Geburt des Herzogs von Burgund gefeiert wurde, verbot der König ausdrücklich, dass nicht etwa jemand bei Hofe im einfachen schwarzen Samtkleide erschiene. Hält man nun daneben, was Duclos 1740 in seinen Memoiren sagt: „Vor 30 Jahren sah man noch niemand auf der Strasse in Samt gekleidet; der erste, der einen solchen Rock öffentlich trug, war der Staatsrat de Caumartin“ (gest. 1720) — so erkennt man nur zu gut, wie in diesen 30—40 Jahren sich die Vorstellungen geändert hatten. Was 1720 eine ausgezeichnete Pracht war, wurde 1751 bei Hofe als „zu gewöhnlich“ verboten. Auch die reichen Kaufleute und Bürger gingen noch bis 1740 in dunklen einfachen Stoffen, trugen kleine Perücken, nur wenig gepudert, die Strümpfe aus dunkler Wolle, unter dem Knie gebunden, die Schuhe derb mit starken Sohlen, alles ohne jeglichen Besatz, ohne Spitzen, ohne Bandschleifen. Sie liessen auch ihre Frauen in solcher Weise sich tragen,

Früher

freilich nicht ohne Reifrock, denn ohne diesen hätte sich keine zu zeigen gewagt.

Stände vermischt in der Tracht

Aber schon 1745 klagt Barbier, „dass in Paris jetzt alles durcheinander gehe in grosser Verwirrung der Stände; kein Stand behalte seine Tracht; die Künstler und Kaufleute rechneten sich nicht mehr zum Volke, sondern gingen gekleidet wie der Adel. Dieselbe Klage erhebt einige Zeit nachher ein anderer Schriftsteller und fügt hinzu: Man begegne ihnen auf Tritt und Schritt, denn sie kleideten sich nicht nur, um die Herren zu spielen, wie der Adel, sondern trieben sich auch wie dieser müssig auf den Strassen herum und ihnen ahmten bereits die Friseure, die Schneider und die Ladendiener nach.“ So geht aus diesen Notizen recht klar die Steigerung der Eitelkeit und des Übermutes hervor, wie sie in Paris begann und sich von dort nach allen Seiten hin verbreitete.

Verschwendung beim Adel

Infolge jenes oben erwähnten Verbots (1751) erschien nun der Hof in höchster Pracht. Schwarzer Samt ward nicht gesehen, sondern nur farbiger, der mit Gold oder feinen Spitzen besetzt war, oder Kleider aus Goldstoff und dergleichen. Am prächtigsten gingen der Herzog von Penthièvre und sein Schwiegersohn, der Herzog von Chartres: Ihre Rockknöpfe waren mit Diamanten besetzt. Alle Höflinge überboten sich in Üppigkeit und Verschwendung, da der König selbst es wünschte. Die Kleidung verschlang den ganzen Ertrag ihrer Landgüter. Und wie es in Frankreich anfing, so setzte es sich leider! nur zu sehr! in den Nachbarländern fort. Auch hier nahm die Prachtliebe überhand und untergrub den Wohlstand, besonders des Adels. Louis XVI. versuchte vergeblich dem Luxus zu steuern; ihm fehlte durchaus die Kraft dazu, und so riss ihn die Flut in den Abgrund.

Halstuch und Jabot

Die Kleidung machte in dieser Zeit verschiedene Wandlungen durch, die noch in unsere Tage hereinreichen. Wenn wir von oben beginnen, begegnet uns zunächst Halstuch und Jabot. Ersteres fehlte zwar in den ersten Jahrzehnten meistens (Taf. 99, 4), aber schon in den achtziger Jahren stellt es sich aufs neue ein, gewöhnlich aus feiner weisser Leinwand. Die vor der Mitte des Jahrhunderts gebräuchlich gewesene schwarze Halsbinde sah man nachher nur noch selten (Taf. 94, 5 u. 7); wohl aber erhielt sie sich beim Militär, doch ohne Schleifen (Taf. 95, 10—14). Zugleich mit dem Halstuch trat auch der umgelegte Hemdkragen auf, der schmal und dreieckig, wie die Vatermörder, erschien. Es wurde diese Tracht nicht gleich durchgreifend, sondern fand erst am Schluss des Jahrhunderts Aufnahme unter die Notwendigkeiten der Kleidung, dann aber mit emporstehenden, nicht mit umgelegten Spitzen (Taf. 100, 18).

Hemdkragen

Halstuch verwandelt

Das Halstuch aber erhielt sich gleich seit seinem neuen Erscheinen und wuchs mit der schwellenden Flut zu immer grösserem Umfang an. Im Jahre 1790 war es noch ein einfaches weisses Tuch, aber schon nach Erklärung der Republik (September 1792) fingen die Halstücher an zu wachsen, so dass sie bald vorn über das Kinn hervorragten. Seltsam genug, dass die Tätigkeit der Guillotine in demselben Jahr begonnen hatte, und dass mit ihrer zunehmenden Beschäftigung auch die Halstücher zunahmen. Wollten sich die Leute gegen jene verwahren? — Die wütendsten Jakobiner trugen die dicksten Halstücher, als hätten sie die Ahnung, dass sie für ein bestimmtes Ende reif seien. — Bei der Menge aber schien es als Regel zu gelten: Je dicker das Halstuch, desto mehr Freiheitssinn hatte der Träger. Die echten Incroyables trugen deren zwei oder drei übereinander gebunden (Taf. 100, 16 u. 17). Auch konnten dieselben jetzt farbig sein; das Weisse war nicht mehr ausschliesslich beliebt.

Jabot selte

Daher kam es auch, dass der Jabot, der sich bisher in vollem Ansehen behauptet hatte (Taf. 99, 4—10; 100, 8), jetzt für einige Zeit seltener wurde, und gerade bei den Incroyables kaum zu finden war (Taf. 100, 11, 16 u. 17). Sie liessen es entweder bei dem blossen Hemd bewenden oder knöpften die Weste bis an den Hals zu. Erst mit dem Kaisertum gelangte auch der Jabot wieder zu grösserer, wenn auch nicht zu unbedingter Anwendung.

Weste

Die Weste feiert in unseren Tagen ihr 140jähriges Bestehen. Denn obgleich um die Mitte des Jahrhunderts ihre Vorläuferin, das Wams, noch in voller Kraft zu stehen scheint, so ist es doch schon um 1770 verschwunden und die Weste hat seinen Platz inne. Der Unterschied zwischen beiden ist derselbe, wie zwischen dem Ganzen und seiner Hälfte; die Weste ist nur ein halbes Wams.

Ihre Entstehung aus dem Wams

Die Entwicklung war auch hier ganz organisch vor sich gegangen. Seit der Rock bis ans Knie reichte, gewöhnte man sich daran, die Oberschenkel nicht nur vom Beinkleid, sondern auch noch von oben her verdeckt zu sehen. Dies geschah zunächst durch das Wams, welches sich zu dem Zwecke bis fast ans Knie verlängert hatte (Taf. 96, 10 u. 11). So war es aus der vorigen Periode übernommen; so hatte es diese bis zur Mitte des Jahrhunderts beibehalten (Taf. 93, 8; 94, 5). Von nun an aber wurde der Geist des Zopfes übergewaltig. Sparsamkeit, Enge, Steifheit, Nüchternheit drängten von allen Seiten auf das männliche Kostüm ein, und so konnte es nicht fehlen, dass man dem Wams die langen Schösse bis zur Hälfte der Oberschenkel, dann noch weiter hinauf abschnitt, bis sie kaum noch den Unterleib bedeckten (Taf. 95, 2, 7, 8 u. 10—12). So erfüllte es zwar seinen Zweck nicht mehr ganz; es konnte nicht mehr als Hauskleid dienen. Aber man hatte ja noch den Rock und behielt also diesen auch im Hause an. Der Überrock war nun nicht mehr bloss eine Aushilfe für die Strasse, was er doch als Nachfolger der Schaube sein sollte; er wurde nun zum Leibrock, d. h. zum unentbehrlichen Kleid auch im Hause; man musste ihn immerfort auf dem Leibe behalten.

Das Wams war verstümmelt. Was lag nun daran, ob es noch Armel hatte, sie kamen ja nie mehr vor die Augen der Welt; ja sie waren jetzt nur noch lästig. Also fielen sie. Und das schönste Rückteil war auch ganz unnützerweise aus Samt oder Seide, oder woraus nun das Wams bestand. Ganz ohne Zweck wurde es von der Innenseite des Rockes verschabt und zerstört. So tat man

klüger, man verfertigte es aus einem schlechteren, billigeren und derberen Stoff, aus Leinwand, Baumwolle oder dergleichen — die Weste war fertig; ein neues Kleid war erfunden! Sie blieb in Geltung; das Wams verschwand von der Bühne des Daseins.

Wams verschwindet

Aus der Ersparnis des Rückteils, der Ärmel und der Schösse liess sich aber eine solche Ausschmückung des Vorderteils erreichen, wie nur die Reichsten früher ihr Wams hatten tragen können (Taf. 96, 10 u. 11), und so beschenkte man jenes an der Galaweste reichlich mit goldenen oder silbernen Borten an allen Säumen (Taf. 95, 2), mit Seidenstickerei in allerlei Mustern, die sich über die ganze Brust ausbreiteten. So kamen die alten Damaststoffe, deren man sich früher so gern bedient hatte und die seit einiger Zeit zu verschwinden drohten, wieder in Aufnahme, und die Musterzeichner erhielten neue Beschäftigung für die Seidenweberei.

Weste verziert

In den beiden Jahrzehnten vor der Umwälzung entwickelte sich nun der Westenschnitt so vielfach, dass es Westen mit längeren oder kürzeren, auch solche ganz ohne Schösse gab, die also unseren gleich waren (Taf. 99, 4—10). Mit der Länge standen und fielen die Taschen und ihre Patten, und ebenso schwankte die Zahl der Knopfreihen zwischen eins und zwei.

Andere Änderungen

Der Ausschnitt auf der Brust blieb wegen des Jabots; nur einige Revolutionshelden, wie schon erwähnt, gingen mit zugeknöpfter Weste, verschlossen und ganz erfüllt von dem Gefühl ihrer Wichtigkeit. Vielleicht schien es ihnen auch unrecht, den Waschfrauen zu viele Mühe zu machen.

Ausschnitt der Weste

Die mittleren Stände trugen die Weste aus einfachen und einfarbigen Stoffen, und auch der Vornehme tat dies für den gewöhnlichen alltäglichen Gebrauch. Die gestickten oder seidengewirkten Westen blieben für festliche Gelegenheiten bewahrt. Sie waren aus den auffallendsten Gegensätzen in der Farbe, von der buntesten, tollesten Zeichnung. Arabesken herrschten vor. Da sass auf den Zweigen allerlei Geflügel und Wild; allerlei Pflanzen und Kraut wuchs durcheinander. Elefanten und Krokodile, Kaninchen und Schlangen, Pferd und Esel, Hund und Katze: alles wohnte da gedeihlich mit allerlei Leuten in allerlei Laubwerk friedlich auf einer Brust beisammen und ein Herz erwärmte die ganze seidene Schöpfung mit seinem Schlag. Der Geschmack, das Schönheitsgefühl war, wie so vieles andere zugleich, verdorben; er lag im Sterben.

Stoff
Gestickt und gewirkt

Das Beinkleid rückte seit 1750 vom Knie nach unten vor, so dass es erst unterhalb desselben, da wo bisher das Band lag, mit dem Strumpf zusammentraf. So hielt dieses gleich beide fest vereinigt (Taf. 99, 4—10). Vorläufig blieb es noch eng und anschliessend, wurde aber seit 1770 auch aus hellen Stoffen getragen, unter denen sich der Nanking hervortat. An seiner Statt sah man auch gelbes oder weisses Leder oder andere helle Stoffe. Der Umschlag war also ziemlich jähe aus schwarz in weiss oder gelb erfolgt. Diese Farbenliebhaberei blieb auch bis zum Ende des Jahrhunderts (Taf. 100, 8, 11 u. 18), mit einer kleinen Unterbrechung während des Terrorismus, wo man dunkle, olivenbraune, grasgrüne oder dergleichen Hosen trug (Taf. 100, 16 u. 17).

Beinkleid
ankinghose
Überhaupt helle Stoffe

Der plötzliche Wechsel von dunklen Hosenstoffen zu hellen war, ebenso wie die Verlängerung der Beinkleider, wohl auch grösstenteils durch die englische Reittracht, die sich schnell zum Kostüm der freieren Geister erhob, hervorgerufen worden. Die ursprüngliche Wurzel der hellen Farben möchte vielleicht beim Militär zu suchen sein (Taf. 95, 3, 7 u. 8), wo gelbe und weisse Lederbeinkleider mit Stiefeln längst eine sehr allgemeine Tracht waren (Taf. 95, 10 u. 11), so dass nur noch die gelben Stulpen fehlten, um die bezeichnete Tracht herzustellen.

Die Frei- und Schöngeister trugen seit 1770 sowohl in Frankreich als in England und Deutschland, so lange sie nicht in Gala erschienen, gelbe lederne Beinkleider und Stulpstiefeln, dazu gelbe Weste, Frack und Zylinderhut. In Deutschland war dies durch „Werthers Leiden“ zur Werthertracht geworden, die in Weimar sogar hoffähig war, seit Göthe sie 1775 mitgebracht hatte. Die Hose musste sich dabei in die Stiefeln senken, und so war es nur eine weitere Folge dieser Regel, dass, als in den ersten Jahren der Revolution der Stiefel allgemeiner wurde und man auch kurze Halbstiefeln trug, sich nun die Hose so weit verlängerte, dass sie auch noch in diese hineinreichte. So war sie denn bereits bis in die Mitte zwischen Knie und Knöchel gelangt. Nun noch ein tüchtiger Ruck und sie stiess auf den Fuss. Und er wurde gemacht dieser Ruck, 1794, noch unter Robespierre — die Pantalons waren geboren. Seltsam genug, dass gerade diejenigen ihre Erzeuger sein mussten, die kurz zuvor behauptet hatten, man brauche gar keine Hosen, und daher noch lange „Sansculottes“ gescholten wurden. Diese Schwärmer für nackte Beine mussten die Erfinder der langen Hosen sein, die in solcher Gestalt weder dem Mittelalter noch der Neuzeit bisher bekannt waren. Denn die Beinkleider des Mittelalters waren, genau genommen, Strümpfe, und nur die Bruche der alten Gallier und Franken kann einige Ähnlichkeit mit der Hose beanspruchen. Aber sie wurde in die Strümpfe gesteckt und reichte bei weitem niemals so hoch am Körper hinauf als die Hose. Nur im Altertum bei den Kleinasiaten und Skythen finden wir wirkliche Hosen.

Werthertracht

Lange Hosen

Was also die deutschen Landsknechte angefangen, das sollten die französischen Republikaner von 1794 vollenden. Jene hatten den Schnitt am Knie gemacht und dadurch ein Ganzes in Strumpf und Hose geteilt (S. 248); diese vollendeten die obere Hälfte zu einem neuen Ganzen, zur langen Hose.

Vorläufig aber blieb diese nur eine Tracht der Incroyables, bis sie bald darnach auch in Deutschland Nachahmer fand. Die tollsten Tageshelden trugen sie weit; die gemässigteren enge. Der Stoff war gewöhnlich Nanking. Als nun 1791 das Unglaubliche geschah und Friedrich Wilhelm III. von Preussen in Pyrmont eines Tages in langen Hosen herumspazierte — da stand der nobeln Welt zunächst das bischen Verstand still, das ihr damals noch

Einführung in Deutschland

übrig war, und dann setzte sie ihre Beine ebenfalls in langen Hosen in Bewegung. Der Bann war gebrochen: der Strumpf verschwand in Dunkelheit und ward seitdem nicht mehr gesehen.

Strumpf unsichtbar

Seine letzten Zeiten

Und er hatte sich gerade in der letzten Zeit seit 1770 noch so lieblich und zuvorkommend gezeigt. Er hatte Streifen — horizontale und vertikale, auch solche im Zickzack (Taf. 99, 4, 6 u. 8; 100, 11 u. 16) — angenommen; er hatte sie in bunten Farben schimmern lassen; er war nachgiebig hinabgerückt, so weit die Hose es forderte: und nun doch für alle diese Friedfertigkeit und Geduld keinen Lohn als den, völlig beseitigt, unterdrückt und vergessen zu werden! Bei Galatracht war er aber stets ganz weiss erschienen und hatte auch den Zwickel nicht fehlen lassen (Taf. 99, 9). Unser Jahrhundert kennt ihn auch bei solchen Gelegenheiten noch an manchen Höfen.

Rock

Der Rock endlich machte ebenfalls grosse Verwandlungen durch. Die goldenen Tressen und Borten, die Goldstickereien, die ihn noch bis zur Mitte des Jahrhunderts verziert hatten, verschwanden mehr und mehr (Taf. 94, 5 u. 7). Die breiten Aufschläge wurden schmäler und schmäler und sassen endlich an dem immer enger und länger werdenden Ärmel unten am Handgelenk als unbegreiflich überflüssige Anhängsel (Taf. 99, 3—10). Nun konnte man natürlich nichts mehr von den Hemdärmeln sehen als die Manschetten. An dem zusammengeschrumpften Rocke konnten auch die Taschen, Knöpfe, Knopflöcher und dergleichen nicht mehr den grossen Schnitt behaupten; auch sie trockneten mehr und mehr zusammen, bis sie zu der nüchternen Gestalt wie am heutigen Rocke wurden.

Frack

Die Durchgangsform bildete der Frack. Auch er wurde, wie einst sein Vater, der Justaucorps, vom Militär erfunden und von Fürsten eingeführt. Jenem hatte Ludwig XIV., diesem Friedrich Wilhem I. zu seinem Fortkommen verholfen, doch auf verschiedene Weise. Louis hatte den Justaucorps selbst angelegt und ihn dadurch eingeführt;

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm aber trug nicht selbst einen Frack, wohl aber gewöhnlich die Militäruniform. Man kann ihn den Erfinder dieser Fürstenmode nennen, ohne dass er daran dachte, dass sie solches werden könnte. Er trug das Kleid des Standes, der ihm der liebste war und dem er vorzugsweise Kräfte, Zeit und Geld zuwandte. Ihm folgten vorläufig die Fürsten nicht; er stand mit dieser Liebhaberei allein unter seinen Zeitgenossen. Louis XV. hatte eine ganz andere und ihm pflegten die meisten regierenden Häupter, aus alter Gewohnheit der Nachfolge gegen Frankreich, nachzuahmen.

Aber manche andere, wenn auch keine Fürsten, folgten dem preussischen Könige nach, nämlich seine Offiziere. Diese, auch wenn sie ins bürgerliche Leben zurücktraten, behielten häufig auch hier den Militärrock bei. Ganz allgemein wurde diese Sitte unter dem grossen Sohne Friedrich II.

Friedrich II.

rich II., denn jetzt haftete an dem preussischen Soldatenrocke der Ruhm des grossen Königs. Man ehrte diese Uniform überall hoch um der Siege willen, die jener erfochten hatte. — Schon längst aber hatte sich, anfangs bei den Reitern, später auch bei der Infanterie, die Sitte eingeführt, die hinderlichen Rockschösse vorn zurückzuschlagen und in dieser Lage durch Knöpfe zu befestigen (Taf. 95, 7, 8, 10 u. 11). Wenn es Not tat, knöpfte oder hakte man auch die hinteren Ecken nach vorn zurück (Taf. 95, 3 u. 12; 96, 5 u. 7). Dadurch kam das bunte Futter des Rockes in Farbengegensatz zum oberen Stoffe und das gefiel. Was anfangs Bequemlichkeit getan hatte, wurde nun zur Regel, und noch einen Schritt weiter, so wurde der Rock gleich so gemacht als sei er umgeknöpft, d. h. man schnitt die Schösse vorn ab und setzte das scheinbare Unterfutter gleich oben fest auf. So entstand der Frack, vorläufig militärisch, bunt aus zweierlei Tuch, bald aber, da man den preussischen Offizieren gern nachahmte, da ohnehin auch die englische Reittracht dies tat, bloss aus einerlei Tuch, so wie wir ihn noch heute kennen. Es war der vorn ausgeschnittene Rock, wie er in den sechziger Jahren auch bei den Bürgern immer häufiger erschienen war und wie er seit 1770 als englischer Reitrock die Tracht der Emanzipierten wurde. So finden wir ihn bald überall verbreitet und in den achtziger Jahren in Frankreich sehr beliebt (Taf. 99, 4, 6—8). Der eigentliche Rock sah sich bereits angegriffen in seiner Allherrschaft und teilweise zurückgedrängt.

Rock zum Frack verwandelt

Reitfrack

Hatte sich der Justaucorps wegen der grossen Staatsperücke mit gar keinem (Taf. 96, 9—12) oder nur einem kleinen Stehkragen begnügen müssen, so lag jetzt bei dem Zopfe kein Grund mehr für solche Bescheidenheit vor. Jetzt war Platz genug da, und so rückte der Rock am Halse hinauf mit immer höher anwachsendem Kragen, bis dieser endlich sich oben umklappte und mit dem bunten Futterstoffe den Hals umgab (Taf. 95, 12 u. 14). Mit ihm zugleich waren auch die beiden Bruststücke des Rockes gewachsen und legten sich auch zugleich mit ihm um — als Klappen, die beim Militär ebenfalls bunt erschienen (Taf. 95, 3, 7, 8 u. 10; 99, 11 u. 12), bei den Zivilpersonen dagegen aus demselben Stoff wie der Rock oder Frack bestanden (Taf. 99, 4—10). Manche freilich liebten es dem Militär nachzutun und zu Kragen und Klappen anderen Stoff zu nehmen, während sie doch bei den Aufschlägen der Ärmel nicht daran dachten (Taf. 99, 6 u. 7). Bei den Soldaten waren auch diese mit Recht, so wie Kragen und Klappen und wie die scheinbaren Umschläge der Rockschösse, aus anderem Tuch.

Rock mit Kragen

Kragen bu

Es war ein Zeichen der Zeit, als bei der Versammlung der Notabeln (Februar bis Mai 1787) die Mitglieder aus dem dritten Stande im Frack erschienen. Sie waren es, welche forderten und besonders auf Verbesserungen drangen; der Frack wurde dadurch das Zeichen der Freisinnigen: er machte jetzt Epoche. Von nun an war er Parteitracht und breitete sich durch die Revolution immer mehr aus (Taf. 100, 8). Unter der Schreckensherrschaft wurde er fast ausschliessliche Tracht (Taf. 100, 10, 11, 16 u. 17). Bei dem republikanischen Militär brauchte er nicht erst eingeführt zu werden (Taf. 100, 12—14), da schon Louis XVI. den Frack zum Uniformrock erhoben hatte (Taf. 99, 12—16).

Frack als Tracht d Freisinnig

Frack allgemein

Als aber nach dem Regierungsantritt des Direktoriums der Frack die unbeschränkte Herrschaft über alle Franzosen erlangte, mussten die echten Stutzer zeigen, dass sie sich solcher Gewalt nicht unterwerfen wollten und suchten also in ihrer widersetzlichen Laune eine neue Tracht. Auch diese Torheit führte zu einem heilsamen Resultat. Sie

Stutzer im Rock.

griffen nämlich zurück zum Rock, gaben ihm aber am Kragen und auf der Brust denselben Schnitt, welchen der Frack hatte, nämlich die umgelegten Klappen und ebensolchen Kragen. Vorläufig blieb er (1797) zwar nur stutzerische Tracht, aber der Schluss des Jahrhunderts sah somit doch noch dieses Hauptkleid der Männer im 19. Jahrhundert, und dieses empfing beim Eintritt an seiner Schwelle bereits die beiden Kleiderformen für das stärkere Geschlecht, mit denen es sich bis heute beschäftigt hat.

Rock s Überkleid

Übrigens war der Rock den Augen niemals ganz entschwunden. Denn als der Frack zum Hauptkleide wurde, musste man doch für den Winter noch ein Überkleid haben und benutzte hierzu den früheren Rock in angemessener Länge und Weite (Taf. 99, 5; 100, 11). In dieser Form sah er dem Justaucorps freilich gar nicht mehr ähnlich, um so weniger, als er in den ersten Zeiten aus buntem, gewöhnlich gestreiftem Zeug bestand, woraus man auch Fracks trug (Taf. 99, 4 u. 8). Er schien ein ganz neues Kleid, und so führte er auch einen neuen unterscheidenden Namen: Surtout. Auch dieser wanderte mit in das neue Jahrhundert hinüber, wo er denn die bereits erlebten Veränderungen und Umformungen weiter fortsetzte und bald lang, bald kurz, bald enger, bald weiter, bald mit, bald ohne Verengung an den Hüften erschien. Auch tauchte wohl hier und da schon im 18. Jahrhundert wieder ein Mantel auf.

Surtout

Mantel

Galarock

Der Galarock blieb aber bis zur Revolution in Frankreich der alte mit breiten Schössen, stutzte diese aber vorn — soweit gab er dem allgemeinen Drange nach — ein wenig, so dass sie offen standen und dem Frack halbwegs entgegenkamen (Taf. 99, 9 u. 10). Auch hatte er noch die Borten an den Säumen, Taschen, Knopflöchern u. s. w. Unter der Schreckensherrschaft verschwand er als royalistische Tracht und als das Direktorium ihn etwas verändert wieder einführen wollte (Taf. 100, 9), drang es nicht durch, sondern musste schon 1796 den Frack als Staatstracht annehmen, der es dann auch bis zu dem Kaisertum und unter diesem blieb und bis heute geblieben ist. In Deutschland und England vollzogen sich diese Umwandlungen gleichfalls und nur wenig später; im ersteren teilweise sogar schon früher, da hier der Militärfrack als Kleidungsstück vieler Fürsten sehr bald zur Hoftracht gehörte und sich darum der gewöhnliche Galarock, ihm entgegenkommend, durch allmähliches breiteres Ausschneiden an der Vorderseite ihm ähnlich machte.

Frauen:

### Die Frauen

setzten ihre Bestrebungen in die Breite noch immer fort, ohne dass sich bis zum Tode Louis' XV. irgend etwas änderte. Bis dahin kam keine Bewegung in die Tracht. Die Damen liessen ihre Reifröcke nach Herzenslust sich blähen und wölben (Taf. 98, 4 u. 5). Aber schon seit 1770 wurden sie hier und dort in die Enge getrieben. In Wien wurde der Reifrock durch Joseph II. verboten, doch das wirkte natürlich nur auf den dortigen Hof. In der Galatracht blieb er noch immer unentbehrlich bis gegen 1780 (Taf. 98, 9—11), während man ihn beim Negligé auch schon seit 10 Jahren kaum noch trug. Manche liessen in diesem Jahrzehnt ihre Kleider schon schlaff herabhängen (Taf. 93, 18), andere aber suchten, was rundum verloren ging, wenigstens hinten auszugleichen durch aufgelegte Wülste, die man je nach ihrer Gestalt „Culs de Paris“ oder auch „Bouffanten“ nannte. Nun senkte sich zwar vorn die Gestalt von der Schneppe steil hinab, machte aber dafür auf der Kehrseite eine desto tollere Bausche (Taf. 98, 12, 13 u. 15). Dieser letzteren entsprechend, wölbte sich gleichzeitig vorn in ebenso übermässiger Grösse oberhalb der Schneppe ein Vorbau heraus, der durch das Brusttuch oder Fichu überdacht wurde (Taf. 100, 2). War bisher die Dame nur dann wohlgestaltet, wenn sie unten eine ungeheuere Ausdehnung von rechts nach links zeigte und auf dem riesigen gewölbten Unterbau der dünne nach unten zugespitzte Oberkörper balancierte, auf dessen Höhe sich ein drittes Stockwerk (aus Draht) aufbaute und auf dem schlanken nackten Halse hin- und herschwankte, so wurde jetzt der Geschmack ein anderer. Fort mit den drei Etagen aus Draht und Fischbein! Unten Fischbein oder Draht im Reifrock; mitten Fischbein in der Schnürbrust; oben Draht in der Riesenfrisur: jetzt fielen sie alle drei und wurden durch weicheres Material ersetzt, durch Polster. Seitlich wurde die Gestalt schmäler, aber sie bauschte nun nach vorn und hinten aus. Am Kopfe fiel die Hauptmasse nach hinten, sei es nun als kugeliger Hérisson (Taf. 98, 14), der auch auf einem Polster befestigt wurde, sei es als Lockenfülle oder dergleichen (Taf. 98, 13 u. 15), ohne oder mit Haube, ohne Hut oder mit demselben (Taf. 100, 1—6). An der obersten Partie blieb die Neigung nach hinten auszubauschen und ihr verdanken wir noch heute die Kiepenhüte der Damen. An der mittleren drängte sich alles nach vorn und wo die Natur nicht Fülle genug gewährt hatte, musste die Kunst helfen. Man warf ein Tuch über die bisher nackte Brust und hob dieses durch untergelegte Polster (manche auch durch Draht) so hoch als man die Fülle zu haben wünschte. Manche konnten kaum über ihren Busen hinüberschauen. Die Kulmination desselben fällt in die Jahre 1785—1790; die Ehre der Erfindung gebührt den Engländerinnen, die seit jener Zeit einen meist heilsamen Einfluss auf die Tracht üben. Die untere Hälfte des Körpers, der dritte Abschnitt, wurde, wie gesagt, durch Culs und Bouffanten nach hinten ausgebauscht, so dass der schöne einfache Bau des Körpers durch drei Ausbauten entstellt war. Das war der Geschmack von 1780—1790, dem jede Frau mit Eifer huldigte.

Reifrock

Culs de Paris

Fichu

Polster auf der Brust

Die rasche Verbreitung der Moden hatte einen besonderen Grund. Die Verschwendung der Königin Marie

Wie sich die Moden verbreiteten

Antoinette warf jedes Kleidungsstück, sobald es ihr nicht mehr neu war, zur Seite und schenkte es ihren Dienerinnen. Die Hofdamen beeilten sich, auch dies nachzuahmen, und so sah man morgen die dienenden Frauen in Kleidern einherstolzieren, in denen gestern die Gräfinnen und Vornehmen des Hofes gegangen waren. Die nächsten Angehörigen dieser dienenden Geputzten wurden aber entweder auch des geschenkten Gutes teilhaftig oder sie ahmten es möglichst nach, damit sie sich von ihren modern gekleideten Verwandten doch nicht zu sehr unterschieden. So erklärt sich die Bemerkung fremder Reisenden, dass in Paris alles modern gehe von der Königin bis zur Ladendienerin herab, sowohl in den Stoffen als im Schnitt. Den Beschenkten und ihren Angehörigen ahmten natürlich wieder andere nach und so war jede Mode mit grösster Schnelligkeit aus den höchsten Regionen durchgesickert bis zu den niederen. Ohne jene verschenkten Kleider wäre das jedenfalls nicht geschehen und so ist freilich die gewissenlose Verschwendung die Wurzel vieler Übel geworden!

Brusttuch bei den Bürgerinnen

Bei den mittleren und unteren Ständen fand das Brusttuch, das ja schon mehr als 120 Jahre zuvor (1650) zeitweilig an die Stelle des Gollers getreten war, lebhaften Anklang. Es deckte den der Mode gehorsamen weiten Ausschnitt züchtig zu (Taf. 93, 9, 10, 13—15, 17 u. 19; 94, 1 u. 3). Vorn vor der Brust liess man es gewöhnlich in einer Schleife oder dergleichen, wenn nicht gar bei feierlichen Gelegenheiten in einem Strauss, endigen (Taf. 93, 13—15). Die höheren Stände besetzten es mit Spitzen (Taf. 98, 6, 13 u. 15) oder trugen es oft aus kostbaren Stoffen. Zuweilen wurde es auch auf der Brust gekreuzt und hinten gebunden (Taf. 100, 2).

Mantilla

Die Vornehmen trugen jetzt auch statt desselben die spanische Mantilla aus schwarzer Seide, aber nicht nach spanischer Weise über den Kopf gelegt — das hätte der Puder auch nicht erlaubt —, sondern nur wie ein Tuch um den Hals geworfen (Taf. 93, 18; 94, 9; 98, 14). Sie war ebenso geschnitten wie heute, mit Falbeln oder Spitzen besetzt und hing vorn in zwei langen Enden herab. Um aber doch den Spanierinnen ähnlich zu sein, legte man gewöhnlich zur Ergänzung ein kleines schwarzseidenes Tuch über den Kopf und band es unter dem Kinn zu (Taf. 93, 18; 94, 9).

Künstliche Busen

So lange man die Brust bedeckt trug, war der künstliche Betrug und die Vorspiegelung der grössten Fülle gar leicht. Als aber 1794 das griechische Kostüm für die Frauen aufkam und von Jahr zu Jahr mehr um sich griff, so dass es endlich von 1799—1805 vorherrschte, da war bei der unumgänglichen Nacktheit die Sache schwerer. Doch die Engländer schafften Rat. War es schon längst, seitdem man kurze Ärmel und lange Handschuhe trug, Sitte geworden, durch hohle Wachsarme, die man umlegte, den eigenen natürlichen Gliedmassen soviel Fülle zu geben, als man zur Schönheit für nötig hielt, so wandte man diese Aushilfe nun auch auf den Busen an. Es gab noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts Fabriken, die es sich angelegen sein liessen, die köstlichsten Reize so täuschend nachzuahmen und ihr Fabrikat so sauber einzurichten, dass niemand entdecken konnte, wo am Körper die Natur endigte und die Kunst anfing. Bald wurde die Männerwelt so misstrauisch, dass sie, wo die Natur Fülle gegeben hatte, gleich argwöhnte, es sei Künstelei. Es entstanden Spottgedichte und Flugschriften über die künstlichen Busen, die so vollkommen seien, dass sie sogar wogen und wallen, ja seufzen könnten und denen es — o Wunder! — möglich sei, schamhaft zu erröten. Die Fabriken hatten vollauf zu tun, denn die griechische Tracht passte freilich nicht für alle Büsten. Im Palais royal konnte man noch 1805 Busen von Leder mit künstlicher Atembewegung, Hebung und Senkung, das Stück für 7 Napoleonsd'or, kaufen. Ohne solche Bewegung waren sie weit billiger, und dann meistens aus Wachs.

Erst mit der griechischen Tracht fiel die Schnürbrust, fiel die Schneppe völlig; bis gegen 1790 herrschte sie unumschränkt. Spitz und lang und schmal musste die Taille sein (Taf. 98, 4—15), dann war sie schön. Der Ausschnitt oben war noch so tief wie früher, ja nach vorn noch tiefer gesenkt, seitdem man ihn wieder an den Achseln eckig machte (Taf. 98, 4, 5, 8 u. 9). Ebenso wie die Brust waren auch die Arme vom Ellenbogen an entblösst. Die Kleiderärmel reichten nicht einmal so weit und liessen den Manschetten die Pflicht, den Rest des Oberarms zu verhüllen. Seit 1780 wurden sie gar so kurz, dass sie nur wie schmale Achselbänder erschienen (Taf. 98, 9 u. 11) und so konnte man wieder weite bauschige Unterärmel tragen, die bis zum Ellenbogen reichten (Taf. 98, 11 u. 12). Lange Handschuhe bedeckten den Unterarm und die Hand. Ärmel

Lange vor der Schnürbrust fiel der Reifrock und wurde, wie bereits erwähnt, durch die Culs und Bouffanten ersetzt. Sogleich aber stellte sich auch die durch jenen verscheuchte Robe, das Oberkleid, wieder ein, das sich bisher nur noch bei ausserordentlichen Gelegenheiten, zu Bällen und dergleichen hatte sehen lassen. Denn die ungeheuere Ausdehnung des Reifrocks hatte die Existenz der Robe fast unmöglich gemacht. Sie beschränkte sich daher schon lange selbst in der Gala auf blosse Andeutungen, so dass sie nur als halber Rock — entweder der Höhe oder der Weite nach — erschien (Taf. 98, 4, 5, 9 u. 11) oder sich gar in einzelne Streifen auflöste und dergleichen mehr. Jetzt aber trat sie seit der Herrschaft der Culs wieder in ihre alten Rechte ein, musste jedoch in bezug auf Ausschmückung dem Kleide den Vorrang lassen. Denn dieses war nun verwöhnt durch lange Alleinherrschaft und wollte sich seine Spitzen, Fabeln, Girlanden, Schleifen, Buketts und dergleichen nicht wieder nehmen lassen (Taf. 98, 4, 5, 9 u. 11). Daher musste sich die Robe auch bequemen, wieder vorn offen zu stehen wie sonst (Taf. 100, 1) oder auch kürzer als das Kleid zu sein oder sich aufnehmen zu lassen, um dessen untere Stickerei etc. nicht zu verdecken. Seit 1795 aber schwand die Robe allmählich und verschwand noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts gänzlich, als die antike Tracht durchdrang. Robe

Schärpe

In den neunziger Jahren trugen die Damen um die Hüften breite Schärpen nach Art der Bürgergarde (Taf. 100, 1). Ehe wir aber in diese Zeit genauer eintreten, sei noch erwähnt, dass auch in der Frauenwelt schon vor 1780 eine emanzipierte Tracht auftauchte, wie die Werthertracht bei den Männern. Dass dazu das Weglassen des Puders, der runde Männerhut oder auch die Dormeuse gehörte, wurde schon berichtet. Hier kommt noch das Oberkleid hinzu, welches statt der Contouche oder der Robe eine

Caraco

Weste und eine Art Frack war, den man „Caraco“ nannte. Erstere war völlig die kurze Weste der Herren, letzterer eine Jacke mit langen engen Ärmeln, mit Aufschlägen und ordentlichen Kragen, und mit etwas kürzeren, oft sehr kurzen, oft aber auch langen Schössen, wie der Frack (Taf. 98, 13 u. 15). Der Stoff konnte Tuch sein (Taf. 98, 13), wie dies zu Anfang gewöhnlich war. Später, als man sich mehr und mehr von der Frackform, die zuerst ziemlich treu nachgeahmt war, lossagte, wählte man auch helle leichte Frauenstoffe (Taf. 98, 15). Zu solchem Oberkleid passte dann freilich auch — wie dies nämlich getragen wurde — der Spazierstock besser als der Fächer.

Contouche seltener

Die Contouche wurde durch diese emanzipierte Tracht sehr beeinträchtigt. Noch um 1770 war sie beliebt (Taf. 98, 6 u. 7) und man sah sie auch noch 10 Jahre später hier und da auf den Promenaden. Doch beschränkte sich ihr freier Faltenwurf schon längst nur noch auf das Rückteil. Vorn und seitlich lag sie glatt an, wie ein Kleid. Als nun die Reifröcke fielen und die Culs eintraten, konnte die Contouche, die gerade das Gegenteil bewirkt hätte von dem, was Culs und Bouffanten wollten, nicht mehr getragen werden: denn wozu diese, wenn ihre Wirkung

Contouche fällt

unsichtbar blieb? So liess man die Contouche fallen und griff lieber zum Caraco, der dafür den Effekt der Polster durch seine kurzen Schösse verdoppelte. Durch seine knappe Enge rundum hob sich das Profil der Rückenseite des Körpers um so mehr in seinen Ausbauschungen hervor.

Doch auch ihm machte die antike Tracht den Garaus. Der Puder war verweht: Alt blieb Alt; Jung war Jung. Die hohen Frisuren waren eingestürzt; das Haar floss in natürlichen Locken um Schläfe und Nacken. Der Tituskopf wurde beliebt. Die hohen Absätze waren verschwunden; man ging auf einfachen Sohlen. Nun waren auch des Reifrocks Erben, der falsche Cul de Paris und die Bouffante verschwunden, und man strebte danach, recht natürlich zu erscheinen. Wie konnte dies besser geschehen als durch ein Gewand, das teils die Formen gar nicht

Antike Tracht

verhüllte, teils nur leise bedeckte. Das antike schien dazu das passendste. Wie man sich in den grössten Republiken der Weltgeschichte getragen hatte, so wollte man sich auch in der französischen Republik kleiden. Alle Erinnerung an das Königtum sollte fallen. Die Unnatur war ausserdem zuletzt so hoch gestiegen, dass der Umschwung um so mächtiger sein musste. Auch hatte ja die Kunst schon seit längerer Zeit die Antike zum Muster genommen; warum sollte die Tracht es nicht auch tun? Der Versuch schlug zwar bei den Männern gänzlich fehl. Die Hosen, denen man die grösste Feindschaft geschworen hatte, konnte man beim besten Willen nicht mehr entbehren. Die roten phrygischen Mützen dauerten zwei, drei Jahre — und verschwanden, wie sie gekommen waren. Auch die Sandalen wollten nicht passen, der Hosen wegen, und die Tunika kam ausser bei den Mitgliedern des Direktoriums

Tunika

(Taf. 100, 9), des Rates der Alten und der Fünfhundert wenig oder gar nicht zur Verwendung. Der „Bürger“, der keiner Versammlung angehörte, trug Frack, Weste und Hosen.

Um so mehr schlug das antike Gewand bei den Frauen an, wenn auch nicht gleich. Zuerst versuchte Robespierre bei dem Gottfeste die Einführung desselben, aber der Versuch schlug vorläufig fehl (8. Juni 1794). In demselben Jahre noch trugen sich dessenungeachtet mehrere Damen ganz griechisch, und zwar zumeist solche, die hervorragende

Griechische Gewänder

Stellungen einnahmen. Es waren diese Unternehmungen zwar keineswegs solche zugunsten der wirklichen griechischen Tracht, sondern mehr eines seinsollenden antiken Kostüms, dessen wichtigste Eigenschaften etwa die waren, dass die Taille durch einen Gürtel dicht unter den Brüsten angedeutet war, dass das meist einzige Kleid oder Hemd frei und gerade herunterfiel, dass alle Spitzen, Falbeln und dergleichen fehlten, dass das Haar in einem griechischen

Nacktheit vorherrschend

Netz lag und dass vor allem — möglichste Nacktheit herrschte (Taf. 100, 15). Manche tauschten freilich das griechische Netz mit einem neumodischen Hut oder solcher Haube und dergleichen mehr (Taf. 100, 4—6). Erst 1799 griff die wirkliche griechische Tracht bedeutend um sich (Taf. 100, 7), und nun wuchs freilich die Nacktheit in bedenklichem Masse, so dass bei vielen kaum noch von einer Verhüllung die Rede sein konnte. Was einst die römischen Damen sich im Hause gestattet hatten, in koischen und amorgischen Gewändern zu gehen, das erlaubte man sich in Frankreich und, wie unzweifelhafte Zeugnisse dartun, auch in Deutschland, besonders am Rhein, öffentlich auf der Strasse. Die ganze Verhüllung einer solchen Griechin oder Römerin vom Jahre 1800 soll oft kaum $^1/_2$ Pfund gewogen haben. Leichter Anzug — leichter Sinn — freilich! Die Pariser „Bürgerinnen“ gingen meist so! Arme, Brust und der ganze obere Teil des Körpers bis zur Hüfte

Tracht à la sauvage

war fast nackt. Diese Tracht nannte man „à la sauvage“. Das geschah aber nicht nur im Sommer, sondern — kaum zu glauben! — auch im Winter, und nicht nur die Jugend, sondern auch reifere Schönheiten, die über Vierzig hinaus waren, gingen so. Die Ärzte, die dadurch alle Hände voll zu tun bekamen, predigten umsonst gegen diese gefährliche Tracht. Die Mode gebot, die Damen gehorchten! — Im Winter trugen sie ausser dem dünnen Kleid oder Hemd, denn es war beides, noch fleischfarbige Trikots vom Fuss bis zur Hüfte, bisweilen mit bunten Zwickeln und mit Bändern am Knie. Im Schnitt stimmten diese Hemden mit der antiken Tunika überein und führten

Tunika

auch diesseit wie jenseit des Rheins diesen Namen. Um den Oberkörper legte sich zuweilen noch ein durchsichtiges Diploïdion (Taf. 100, 7) oder ein beliebiger Schal. Auch

dies geschah besonders im Winter. — Mit dem Kaiserreich endete diese antike Krankheit zum Glück bald, so dass sie eben nur ein Lustrum durchgreifend geherrscht hatte. In England jedoch wüsste man sich davon frei zu halten; man nahm nur in bestimmtem Masse diese oder jene Einzelheit, z. B. die hohe gerade Taille, das anliegende Kleid, eine ähnliche Haartracht und dergleichen an, blieb aber sonst durchaus bei den Formen und Weisen der Neuzeit stehen, diese verwandelnd mit Berücksichtigung jener, so dass das Resultat schön und anständig war.

In England

Zwischen dem Jahre 1794 und der Herrschaft der Griechentracht trat durch den Feldzug nach Ägypten wieder das Türkische eine Zeitlang in den Vordergrund; man trug Turbanhauben, Kleider mit Arabesken und dergleichen. Doch es verschwand bald ohne Spur.

Türkische Tracht

### d) Schmuck.

Bei den Herren blieb auch jetzt noch der Degen bei der Galatracht notwendig, fehlte aber schon bei der täglichen Tracht, dem Neglige. Da spielte nur der Stock, ein spanisches und noch häufiger ein Bambusrohr, seine wichtige Rolle. Er musste mit schönem Knopf versehen sein und dicht unter demselben ein Band mit Quasten tragen (Taf. 99, 9 u. 10). Auch die Republikaner behielten ihn bei (Taf. 100, 11); die eifrigsten aber und die echten Incroyables vertauschten ihn mit einem ungeheueren Knotenstock (Taf. 100, 16), denn die persönliche Freiheit und Sicherheit war durch den Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuss nicht gerade grösser geworden.

Degen

Stock

Kostbarkeiten pflegte man jetzt nicht mehr zu tragen ausser ein Paar grossen Ohrringen, die dem echten Stutzer nicht fehlen durfte, und ausser den womöglich doppelten Uhren mit Gehängen (Taf. 100, 16). Die Tabaksdosen nahmen gleichzeitig mit dem Puder Abschied, nachdem sie auch noch versucht hatten, sich dem Geiste der neuen Zeit als Tabatièren à la Necker und dergleichen anzubequemen. Ihre Zeit war um; man wollte leere freie Hand haben; das Spielding taugte zu nichts als zum schlechtesten Zeitvertreib, und man hatte jetzt keinen Mangel an Unterhaltung; im Gegenteil hatte man deren überall zu bedeutende.

Ohrringe

Uhren

Tabaksdosen

In den ersten achtziger Jahren wird es am französischen Hofe Mode, dass die Kavaliere in den Zimmern mit ungeheueren Muffen an den Händen umherstolzieren — wussten sie nicht, wohin mit diesen? oder wozu sollten diese Ungetüme dienen? Schon in der vorigen Periode Louis XIV. begegneten wir dem Muff auch an Männerhänden (S. 303), aber damals war er von mässiger Grösse und nicht wie jetzt ein Riesenzylinder, worin sich beide Unterarme bis zu den Ellenbogen bequem verbergen konnten. Natürlich äfften die Modehelden dies alsbald nach, und so finden wir denn auf den Darstellungen dieser Zeit auch die reichen Bürger in dieser lächerlichen Tracht: Kniehosen und seidene Strümpfe an den Beinen, kurze weite Ärmel mit riesigen Aufschlägen an den Armen, und dazu die Hände in einer gewaltigen Pelzwalze — ein seltsamer Geschmack, wenn überhaupt dies Wort passen würde!

Muff

Der Schmuck der Damen ist zum grossen Teil bereits im Früheren erwähnt. Ausser dem Geschmeide im Haar trug man auch vor und während der Revolution Halsbänder aus Perlen oder dergleichen (Taf. 98, 11; 100, 15), doch war dies keine durchgängige Mode. Die Ohrgehänge, die bei den aufstrebenden Frisuren bis zu den achtziger Jahren gebräuchlich gewesen waren, fielen mit den sich dann niedersenkenden Locken weg, weil sie nicht mehr gesehen wurden.

Frauen:

Halsbänder und Ohrring

Der Fächer blieb im Gebrauch und war noch immer der wichtige Telegraph geheimer Botschaften, Winke und dergleichen (Taf. 98, 9 u. 11; 100, 1). Er wandelte sich je nach den Ereignissen um in Fächer à la Pompadour, à la Cagliostro und dergleichen mehr. Es gab auch Fächer, als Lavater Epoche machte, mit dessen physiognomischen Abbildungen; als Werthers Leiden erschienen, solche mit Werther und Lotte, Albert und Lotte etc. etc. Alles, was eben das Tagesgespräch bildete, ging auch auf den Fächer über.

Fächer

Der Handschuhe erwähnten wir schon oben. Sie reichten noch in den neunziger Jahren bis an den Ellenbogen (Taf. 98, 4 u. 11; 100, 15), und wenn sie auch während der fünf Jahre der Antikensucht fast ganz verschwanden, so tauchten sie doch unter dem Kaiserreich sogleich wieder auf, um sich noch längere Zeit im Gebrauch zu behaupten. Die Männer trugen nach wie vor kurze, meist von heller Mischfarbe, bräunlich oder grau (Taf. 100, 16 u. 18), während die Frauen auch jetzt noch Weiss über alles stellten.

Handschuhe

## 2. Kriegstracht.

Vieles, was hierher gehört, ist bereits im Früheren berührt worden; es betraf zwar nicht die Bewaffnung, wohl aber die Kleidung. — Als

### a) Kopfbedeckung

diente allgemein mit wenigen Ausnahmen der Hut in der gebräuchlichen Form, mit den drei Spitzen vorn und auf beiden Seiten (Taf. 96, 1—8). Der Bortenbesatz war nach Rang und Zeit in den verschiedenen Heeren verschieden, so gut wie die Farbe der Uniform. Unter Friedrich dem Grossen war auch der Federbesatz des Hutes (Plumage) bei den Offizieren wieder gebräuchlich (Taf. 95, 11, 12 u. 14), ebenso bei der französischen Schweizergarde (Taf. 99, 11).

Hut

Aus diesem Dreispitz entwickelte sich durch Erhöhung der vorderen Spitze die Grenadiermütze (Taf. 95, 3), indem zugleich die hintere Krempe ganz wegfiel. Im preussischen Heere, wo man unter Friedrich Wilhelm I. der Körperlänge die grösste Wichtigkeit beilegte, dehnte man diese Erhöhung des Hut-Vorderteils übermässig aus und überzog dasselbe der besseren Wirkung halber mit Messingblech (Taf. 95, 7). So gewannen die Krieger, die ohnehin schon grosse wohlgewachsene Leute sein mussten,

Grenadiermütze

ein martialisches Ansehen. Noch heute existiert diese Grenadiermütze bei der Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuss in Potsdam als Andenken an jene Zeit. Die andere Grenadiermütze, die nicht mit Tuch und Messingblech, sondern mit Pelz überzogen war, entstand ebenfalls aus der ersten einfachen Mütze mit Pelzkrempe auf der Vorderseite (Taf. 95, 3), und wurde zu einer hohen Bärenmütze mit Blechschild über der Stirn (Taf. 99, 13). So war sie schon unter Louis XVI. gebräuchlich, so unter Napoleon III.; so ist sie es auch heute noch. Dieses kleine Schild auf dem Pelz soll aber die vordere Krempe vorstellen, indessen die hintere durch einen Besatz auf dem Pelz auch angedeutet wird. Die Mütze selbst wäre also Hutkopf. So war auch an der preussischen Grenadier-Mütze auf dem Blechschild durch einen besonderen Bogen die vordere, und hinten an der Mütze die hintere Krempe angedeutet, so dass also auch hier das Schild und die oben darauf befestigte Kugelkokarde den Hutkopf vorstellen sollte. Die Entstehung ist aber trotzdem die oben angegebene; nicht aus dem Hutkopf, sondern aus der vorderen Krempe wuchs die Grenadiermütze auf.

Husarenmütze

Eine andere besondere Kopfbedeckung führten die Husaren, nämlich die hohe zylinderförmige Pelzmütze oder Tuchmütze (Taf. 95, 9 u. 13; 99, 14), wie sie das nationale Kostüm dieser Truppe erforderte.

Helm

Die französischen Dragoner trugen Helme und unter Louis XVI. auch die Infanterie eine Zeitlang helmförmige

Dreispitz

Mützen (Taf. 99, 12 u. 15); sonst aber blieb der Dreispitz, sogar z. B. bei den preussischen Kürassieren, die gewöhnliche Kopfbedeckung (Taf. 95, 4, 8, 10—12 u. 14; 96, 1—8; 99, 11 u. 16). — Während der Revolution änderte sich

Er wird Zweispitz

seine Form so um, dass aus ihm ein Zweispitz wurde, indem die vordere Spitze ganz verschwand und beide Krempen ohne Brechung von rechts nach links liefen (Taf. 100, 12—14). Früher hatte man die vordere Krempe am Hutkopf durch ein Band befestigt, jetzt heftete man

Kokarde

an dieser Stelle die Kokarde an. — Haar- oder Federbüsche, die man auch früher schon dann und wann getragen hatte (Taf. 95, 11; 99, 12—14), wurden jetzt der

Farbige Büsche

Farben wegen, mit denen man die Gesinnung bekundete, ganz unumgänglich nötig (Taf. 100, 12—14), und später auch bei den deutschen Truppen eingeführt.

### b) Die Fussbekleidung

Stiefel

war bei den Reitern der hohe Stiefel bis übers Knie (Taf. 95, 10 u. 11; 99, 16) oder, wie bei den Husaren, der kurze Stiefel bis unter das Knie (Taf. 95, 9 u. 13; 99, 14). Als die Stiefeln mit gelben Stulpen auftauchten, wurden auch diese statt der hohen hier und dort getragen (Taf. 99, 12), auch bei der republikanischen Armee von den Generalen (Taf. 100, 13), wie früher der hohe Stiefel bei den Anführern gebräuchlich war (Taf. 95, 2 u. 12; 96, 6).

Gamaschen

Die Infanterie trug in Deutschland Schuhe und lange Gamaschen bis ans Knie darüber. Unterhalb des Knies lag das Knieband (Taf. 95, 3, 7, 8 u. 14). In Frankreich blieb man noch unter Louis XV. bei den Strümpfen (Taf. 96, 1—5 u. 8); nur bei einzelnen Regimentern versuchte man die preussische Neuerung (Taf. 96, 7), die dann von Louis XVI. allgemein eingeführt wurde (Taf. 99, 11, 13 u. 15). Dabei tauschte man auch das Rot der ganzen Beinbekleidung, das unter Louis XV. gebräuchlich gewesen war, in Weiss um, bis dasselbe unter der Republik mit allerlei Farben vertauscht wurde (Taf. 100, 12—14). Unter dem ersten Kaisertum trug die Infanterie meist blaue Hosen.

Lange Hosen

In der Revolution kamen neben den Gamaschen (Taf. 100, 14) die langen Hosen zur Geltung (Taf. 100, 12), und jene, da sie verdeckt wurden, verkürzten sich dann um die Hälfte, eine Tracht, die auch in Deutschland noch bis in die vierziger Jahre gebräuchlich war.

### c) Die Kleidung

Rock wird Frack

ging den schon früher bezeichneten Entwicklungsgang. Der Rock (Taf. 95, 14; 96, 1—4, 6 u. 8) wurde durch Zurückknöpfen der Schösse zum Frack (Taf. 95, 3, 7, 8 u. 10—12; 96, 5 u. 7; 99, 12 u. 15), und dann wurde dieser gleich durch den Schnitt erzielt (Taf. 95, 2; 99, 13 u. 16; 100, 12—14). Er war allgemeine Tracht seit 1770; nur die Husaren trugen ihre Schnürenjacke und den Dolman darüber (Taf. 95, 9 u. 13; 99, 14). Farbe und Besatz der Uniformen war sehr verschieden selbst in einem und demselben Heer; Übereinstimmung war aber in der Mode, Kragen, Klappen und Aufschläge von anderer Farbe als den Rock zu tragen, wie sich dies auch bis heute im allgemeinen erhalten hat. Seit 1770 fing man an, Epauletten zu tragen (Taf. 99, 11—13 u. 15), und sehr bald verbreitete sich diese Sitte in allen Heeren, da die Achsel dadurch vor Hiebwunden gesichert werden sollte. Auch die republikanischen und kaiserlichen Soldaten behielten sie bei (Taf. 100, 12 u. 14).

Weste

Die Weste verwandelte sich hier beim Militär ebenso wie sonst. Anfänglich noch Wams (Taf. 96, 1—8), wurde sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Weste umgeändert und kürzte sich nun von Jahr zu Jahr immer mehr, so dass aus der anfänglichen Schossweste (Taf. 95, 2, 7 u. 8) in den neunziger Jahren die kurze gewöhnliche Weste geworden war (Taf. 100, 13 u. 14). Dazwischen lag die Mittelstufe der siebziger und achtziger Jahre (Taf. 99, 12, 13, 15 u. 16).

Halstuch und Jabot

Halstuch und Jabot trugen nur Offiziere (Taf. 95, 2, 10, 12 u. 14; 96, 4 u. 6; 96, 11 u. 12). Der gemeine Soldat trug nur eine einfache Halsbinde (Taf. 95, 7 u. 8), die anfangs gewöhnlich weiss, schon unter Friedrich dem Grossen auch bei den Offizieren schwarz war, und auch von den republikanischen Soldaten und der Kaiserarmee später ebenso getragen wurde (Taf. 100, 12 u. 13).

Stock

Der Stock war während der ganzen Periode bis zur Revolution ein sehr gewöhnlicher Begleiter der Offiziere; spielte er doch auf dem Exerzierplatz eine wichtige Rolle (Taf. 95, 10, 12 u. 14; 96, 6; 99, 12).

Schutzwaffen

Die Bewaffnung änderte sich im wesentlichen nicht mehr um. An Schutzwaffen gab es nur noch die me-

tallenen Brustpanzer der Kürassiere und allenfalls die Helme der Dragoner. Man betrat schon damals halb unbewusst den Weg, den man heute aufs neue mit klarem Eifer verfolgt: die Kleidung zu erleichtern und bequem zu machen, und keine Sorge mehr um den Schutz zu haben, den sie gewähren soll. Nur der leicht bewegliche Soldat entscheidet jetzt die Schlacht. Die Preussen legten 1864 beim Sturm ihre Helme ab und fochten in Mützen.

Angriffswaffen

Die Angriffswaffen waren fast ganz dieselben wie heute, bei der Infanterie die Flinte oder die Muskete, bei der Reiterei der Säbel und Karabiner. Wie bei jenen als Aushilfe das Seitengewehr, so dienten diesen die Pistolen (Taf. 95, 3, 7—9; 96, 1—8; 99, 11—16; 100, 12—14). Die Artillerie wurde erst durch Napoleon zu ihrer heutigen Bedeutung in der Schlacht erhoben, indem er sie in grösseren Massen verwandte als je zuvor geschehen war und dadurch ungeheuere Erfolge erzielte.

## B. Geräte.

Entartung des Stils

In dieser Zeit herrscht die grösste Ausgelassenheit des Stils seit Beginn der Geschichte. Nie zuvor hatte sich die Architektur und die Möbeltischlerei so von allem losgesagt, was von jeher als Regel und Gesetz der Schönheit gegolten hatte. Der Zopfstil oder das Barokko ist die Verleugnung aller früheren Normen. Oft lässt sich aus der Form kaum noch der Zweck erkennen, dem ein Hausgerät dienen soll. Und doch war Zweck und Stoff noch das einzige, worauf Rücksicht genommen werden musste. — Die ersten 50 Jahre dieser Periode bis zum Tode Louis XV. sind die schlimmsten; dann folgt unter Louis XVI. eine Rückkehr zum Besseren, indem sich das frühere Rokoko mit dem Antiken mischt. Jetzt tritt auch die gerade Linie, die unter der Herrschaft des Barockstils fast abhanden gekommen war (man erinnere sich der Zimmer Friedrichs des Grossen in Potsdam), wieder in ihre Rechte ein. Am entschiedensten trat der in den achtziger Jahren berühmte Möbelfabrikant Gauthier gegen die geschweiften Linien auf und führte die architektonischen Gesetze wieder zurück zu ihrer Herrschaft auch über die Hausgeräte. Überall klingt nun die Antike an (Taf. 92, 50, 53—61, 64—67, 71 u. 72); oft sind die Möbel reine Nachbildungen der klassischen Formen, z. B. Fig. 65 u. 67. Dieser Stil erhält sich bis in das 19. Jahrhundert hinein, wird aber dann und wann auch wieder gemischt mit den Rokokoformen und dadurch weniger schön (Taf. 92, 68—70). Eigentümlich ist dem Stil Louis' XVI. die häufige Verwendung von Bronzeverzierungen; hier und da sind Vasen oder Schalen angebracht (Taf. 92, 66), antike Reliefs eingesetzt und dergleichen. Jetzt wurden die Möbel wieder als Bauten behandelt, früher unter Louis XV. dagegen die Bauten wie Möbel. Schlösser sehen aus wie grosse Kommoden und dergleichen. Der schon ganz abgeflachte Bogen wurde in der Mitte zerschnitten und in die grosse Lücke eine beliebige absurde Girlande mit Medaillon hineingehängt. Einen inneren Zusammenhang der Teile suchte man vergebens (Taf. 92, 35 u. 39); alles war Laune; alles atmete den Geist der Maitressenwirtschaft, die Sittenlosigkeit und Schwelgerei. Bei den Stühlen und Sofas herrschte das Polster vor; das Holzwerk beschränkte sich auf ein Minimum und war oft kaum noch zu entdecken (Taf. 92, 31—34, 36—38, 43—46, 48 u. 49). Girlanden und Blattwerk wurden in Massen verschwendet und dicke Kindergestalten, wo es irgend möglich war, angebracht (Taf. 92, 41, 42, 47 u. 51). Eigentümlich sind dieser Zeit die mittelhohen vierbeinigen Polsterschemel (Taf. 92, 52) und die Strohstühle aus lauter dünnen, kahlen Holzstäben mit geflochtenem Strohsitz, der krasseste Gegensatz der Polstersessel zu Versailles und Dresden (Taf. 92, 40). Es war das Bild des hungernden Volkes gegenüber den lungernden Höflingen und schwelgenden Maitressen. Dagegen erscheinen die Aschenkrüge und Opferschalen auf den Möbeln Louis' XVI. wie eine Trauerahnung der schrecklichen Zeit, die unaufhaltsam hereinbrach und mit gieriger Wut Tausende der Edelsten hinopferte, ohne dass liebende Hand ihre Asche sammelte. Auch in den Möbeln spricht sich der Geist der Zeit aus.

Stil Louis' XVI.

Antike Anklänge

Barockstil

# IX. Das 19. Jahrhundert 1805—1881.

(Tafel 101—104. Quellen: Modejournale und Illustrationen aus dieser Zeit.)

## A. Die Tracht.

Nachdem mit dem Beginn unseres Jahrhunderts die neue Tracht zum Durchbruch gekommen war und entschiedene Formen das Feld eingenommen hatten, sehen wir seitdem diese in einer fortwährenden Wellenbewegung, als ob sie einem uns noch unbekannten Ziel zustrebten. Es ist ein immerwährendes Suchen und Umhertasten, doch, wenigstens was das Männerkostüm betrifft, innerhalb sehr enger Grenzen. Rock und Frack, Hose und Hut, auch Weste und Stiefel, sogar die Halsbinde werden kleiner und grösser, enger und weiter, länger und kürzer, aber bleiben doch ihrem Wesen nach immer dieselben. Neues ist wenig in der ganzen Zeit hinzugekommen. Anders ist es mit der weiblichen Kleidung. Zwar ist auch hier die Trennung von Rock und Leibchen stets beibehalten, aber man hat allerlei alte Moden neu aufgetischt und wieder verworfen, und das Feld des Suchens ist weit grösser als bei dem stärkeren Geschlecht.

### 1. Friedenstracht.

Gleichheit der Tracht

Der allgemeine Charakter der Tracht ist ein immer mehr um sich greifendes Gleichsetzen aller Stände und Beschäftigungen; wir gehen eigentlich alle in Uniform. Es ist rein unmöglich, aus dem Anzug, der noch vor 100 Jahren schon von weitem seinen Träger in eine bestimmte Berufsklasse setzte, heute noch irgendwas folgern zu wollen.

Ob der anständig gekleidete Mann ein Minister oder ein Tagelöhner ist, darüber lässt uns der Anzug völlig im unklaren, wenn wir nicht auf seinen Gesichtszügen und Händen, falls er den uniformen Handschuh abzieht, bestimmte Kennzeichen für seinen Beruf wahrnehmen. Selbst der Elegant ist nicht sicher zu registrieren; auch er kann alles Mögliche sein, Handlungsreisender oder Graf, Schneidergesell oder Künstler. — Zwar gibt es innerhalb der Uniformgrenzen, besonders bei den Frauen, eine zahllose Menge von Abstufungen und feinen Unterschieden, aber es gehört Übung und natürliche Anlage dazu, sie wahrzunehmen und noch mehr sie zu deuten. Andererseits sitzt auch die Uniform gar nicht jedem so wie dem anderen. So viel Träger, so viel verschiedene Gestalten. Auch die feine Mode hat ihre Priester und Leviten; die einen arbeiten nur im Vorhof, die anderen im Ornat im Tempel. So steif unsere Tracht ist und so unmalerisch, so trägt sie doch der eine mit Grazie, der andere nur mit Anstand, der dritte ohne beides, und so jeder mit mehr oder weniger Geschick. Was man trägt ist allgemein dasselbe, aber nicht wie man es trägt.

Feine terschiede

Stoffe

Auch in den Stoffen gibt sich kein Standesunterschied mehr zu erkennen, und bei den Männern auch in den Farben nicht — weil wir gar keine mehr tragen. Bei den Frauen lässt beides noch eher Unterschiede und darum auch Schlüsse auf den Stand zu. Doch sicher sind solche auch hier nicht. Putzmacherin und Fürstin unterscheiden sich oft nur durch die nachgeahmten und echten Brillanten — die Kleider aber stimmen überein. So schmelzt die Mode in unserem Jahrhundert alle Klassen ineinander, und wie die Religion an den Seelen erzielen will, dass sie alle gut seien, wie das preussische Militärgesetz alle Männer zu Kriegern bestimmt, so behandelt auch die Mode die Körper der Zeitgenossen und giesst sie alle in eine Form. Sie verfolgt also durchaus humanistische Grundsätze.

mischung Klassen

Unsere Tracht — denn in allen Moden dieses Jahrhunderts wie der früheren bleibt doch der Kern des Ganzen unveränderlich, und dieser ist dann die Tracht jeder Zeit — ist aber noch nicht ans Ziel gelangt. Wohin sie steuert, weiss niemand; bald scheint sie vorwärts, bald links oder rechts seitab, bald gar rückwärts sich zu bewegen. Diese Änderungen sind dann die Moden; sie spielen um die Tracht herum wie Schmetterlinge um eine Blume; bald rücken sie hier ein wenig hinab, bald bauschen sie dort ein wenig aus u. s. w., aber Rock bleibt Rock und Kleid Kleid. Sehen wir uns diese Spiele der Phantasie genauer an.

Moden

### a) Kopfbedeckung.

inderhut

Auf den Köpfen der Herren herrscht bis zur Mitte dieses Jahrhunderts der schwarze Zylinder, vulgo Angströhre, bei den Arabern „Vater des Schornsteins“ genannt. Inzwischen versuchte er sich verschiedene Male umzuwandeln. Oben etwas breiter werdend, hat ihn das Jahrhundert überkommen; so behielt es ihn das erste Jahrzehnt (Taf. 102, 5). Dann spitzte er den Kopf etwas zu durch Verkleinerung des Bodens und schmälerte zugleich die Krempe (Taf. 102, 6); andererseits erniedrigte er den Kopf und presste die Krempe seitlich an (Taf. 102, 11), um aus beiden Formen sehr bald wieder zur ersteren zurückzukehren (Taf. 102, 12). Dann wurde der Boden wieder etwas verkleinert (Taf. 102, 15), um am Schluss des zweiten Jahrzehnts doch wieder zu dem grösseren überzugehen (Taf. 102, 17). Zur Hofgala gehörte indessen immer der Zweispitz (Taf. 102, 18). Auch während des dritten und vierten Jahrzehnts kamen solche leise Schwankungen der Form vor (Taf. 104, 6), doch blieb man im wesentlichen bei dem Hut mit etwas geschwungenen Seiten und etwas grösserem Boden mit ziemlich schmaler Krempe stehen. Eigentümlich dieser Zeit ist der neue Hutstoff, indem man zu den feinsten Hüten nicht Filz, sondern Seidenplüsch über Pappe nahm. Solche gehören seit 30 und mehr Jahren zum feinen eleganten Anzug (Taf. 104, 16). Auch aus weissem und grauem Filz (Taf. 100, 9) pflegte man in den dreissiger und vierziger Jahren Sommerhüte zu tragen, und noch etwas früher waren die echten Kastorhüte der Gipfel der männlichen Eleganz.

Plüschhut

In den vierziger Jahren tauchte plötzlich der alte graue Filzhut auf, wurde aber nur von den untersten Ständen getragen. Daher erhielt er denn auch in den verschiedenen Gegenden nach lokalen Eigentümlichkeiten verschiedene Spottnamen. Hier und dort sah man ihn auch in anderen Farben, z. B. in Schwarz. Da er bei den höheren Ständen verpönt blieb, verschwand er schon 1850; nur hier und da erschien noch einer. Allmählich vermehrte sich seit 1854 die Zahl dieser vereinzelten, und schon 1856 war er in den besseren Ständen nicht mehr verpönt. Man sah ehrwürdige Häupter der Wissenschaft, z. B. in Berlin Lichtenstein, A. Braun, Dove, Joh. Müller u. a., mit dem Filzhut 1857 in die Universität gehen, und so nahm seine Verbreitung in Deutschland bis 1860 so zu, dass sich nun die Mode seiner bemächtigen und ihn in ihre Register aufnehmen musste. Sie rundete 1862 den Kopf und beschnitt später auch die Krempe, und so wurde er der anständige elegante Hut des feinen Mannes auf Spaziergängen. Zur Gala aber gehörte noch immer und gehört auch noch heute der schwarze Zylinder. Auch der Stutzer trug seit 1863 den grauen Filzhut mit schmaler steifer Krempe und rundem Kopf, bis die Mode denselben nach einigen Jahren verwandelte. Zunächst wurde die Farbe dunkler und sprang bald ganz in das Schwarze über, worin sie denn auch — abgesehen von den Strohhüten im Sommer, an denen nur das Band schwarz ist — bis auf heute geblieben ist. Der Kopf hat sich inzwischen erhöht in den letzten sechziger Jahren, dann wieder erniedrigt, dann wieder erhöht und zugleich den Boden scharfkantig bezeichnet, dann wieder abgerundet um die Mitte der siebziger, und so ruht er heute mit mittelhohem abgerundeten Kopfe und ziemlich schmaler Krempe auf den Häuptern der Männerwelt.

Grauer Filzhut

Wird Mode

Wird schwarz

Änderungen

Er hat aber seit Ende der siebziger Jahre einen Gefährten gefunden, der mit ihm um die Gunst des Volkes buhlt, nämlich — den alten weichen Filzhut mit mässig niederem Kopf und breiter Krempe. Er wird schon 1880

Weicher Filzhut mit breiter Krempe

ziemlich häufig getragen, da er durch seine völlige Weichheit sehr bequem ist, während sein Nachkomme, den wir vorhin beschrieben, steif und hart ist in Kopf und Krempe. So launisch ist die Mode: Kaum hat sie 1862 bis 1874 den alten Freund, den sie schon so oft verdarb und dann verbannte und so oft wieder einführte, zu einem harten Hauptstück umgew ndelt, so holt sie seinen Vorfahren — in schwarzer Farbe — wieder hervor und nennt ihn sehr fein! —

Sehr viel zur Verbreitung dieser Form seit 1856, wie auch zum späteren Festhalten an ihr, trug der seit 1856 Panamahut eingeführte Panamahut bei, der mit reissender Schnelligkeit Sommertracht der gebildeten Stände wurde. Breitkrempig, mit niedrigem Kopf, von schwarzem Band umzogen, war er allgemein beliebt. In Berlin war er 1854, als ich mit einem solchen aus Mexiko zurückkam, noch völlig unbekannt und schon nach drei Jahren sah man ihn überall. Er gewöhnte das Auge an die niedrige Form, so dass man nun auch im Winter sich dieselbe gefallen liess. Vorher hatte man auch im Sommer hohe Zylinder aus Strohgeflecht (die feinen aus Florenz) getragen, die dem schwarzen Hut in der Form ziemlich glichen.

Seit Anfang der siebziger Jahre werden in Deutschland Nachbildungen des Panamahutes Sommerhüte verfertigt, die den Panamahüten nachgebildet sind, aber freilich ausser der Form nichts mit jenen gemein haben. Ihr Material ist sehr wenig haltbar, ihre Dauer daher kurz, ihre Elastizität sehr gering und der Preis (gegen jene) niedrig. Sie haben auch zuweilen ihren Kopf etwas erhöht und die Krempe verschmälert, aber sie kehren immer von selbst zu der einzig vernünftigen Form für den Sommer zurück: breite Krempe und niedrigen Kopf mit abgerundeter aber doch deutlicher Kante am Schwarzes Band Boden. Seltsamerweise erhält sich an ihnen das schwarze Band noch immer, nun schon seit 50 Jahren.

Indessen hat sich Haar- und Barttracht gleichfalls auf den früheren Fundamenten weiter entwickelt. Haar Das Haar blieb kurz, und wenn auch Stutzer ihre Löckchen an den Schläfen brennen liessen, so wagte doch niemand, als etwa junge Künstler seit 1830, die sogar lange Locken wallen liessen, über die vorgeschriebene Kürze hinauszugehen, bis im Anfange der vierziger Jahre Franz Liszt seine Rundreise durch Europa machte und durch ihn, der (als Künstler) mittellanges Haar trug, diese Frisur überall gang und gebe wurde. Zunächst waren es Musiker, Literaten und Maler, dann die übrige junge Welt, die das Haar bis zur Länge des Ohrläppchens trug. Ältere Herren blieben bei der Kürze. So ist es noch heute. Die Mode muss aber auch an dieser Tracht etwas künsteln, und so trägt der Elegant seinen Scheitel mitten oder fast in der Mitte und lässt ihn von der Stirn bis zum Hinterhaupte reichen, auch hier das Haar nach rechts und links teilend (Taf. 104, 16). Dies gilt sowohl für Frankreich als für Deutschland, England, Spanien, Italien, Russland u. s. w., so weit überhaupt, auch jenseits des Ozeans, die europäische Tracht reicht.

Bart Der Bart blieb lange Jahre bei dem „favorit“ stehen, wie ihn der Anfang des Jahrhunderts empfangen hatte (Taf. 102, 5, 6, 11, 12, 15 u. 17).

Schnurrbart in Frankreich In Frankreich war der Schnurrbart schon seit der Revolution durchaus verpönt, da er im Juni 1792 allen Soldaten, ausgenommen den Grenadieren, verboten wurde. Auch schon lange vorher hatte jeder, der nicht Soldat war, den Schnurrbart beseitigt; weil er den Beamten der Bank von Frankreich verboten war und weil die übrige Männerwelt von Paris gerade die Laune hatte, diesen Beamten nachzuahmen, so kam der Schnurrbart sehr bald in Verruf; nur das Militär behielt ihn bei. Von 1792 an trugen ihn, wie schon gesagt, nur die Grenadiere, von Allerlei Verbote 1802 an nur die Kavallerie, ausgenommen die Dragoner; ihnen war er verboten. 1822 wurde er allen französischen Offizieren erlaubt; 1832 der ganzen Armee anbefohlen, der Marine untersagt. Und so ist es bis heute geblieben, trotzdem die Regierungsformen öfter gewechselt haben.

In Deutschland trugen nur Militärpersonen den Schnurr- In Deutschland bart, bis in den zwanziger Jahren auch der Adel, weil seine Glieder häufig jenem Stande angehörten, fast durchweg den Schurrbart wachsen liess. Ihm folgten dann die Elegants, um sich ein vornehmes Ansehen zu geben, und die Domestiken, Kutscher und Reitknechte trugen ihn auf Befehl oder als Erinnerung an frühere Soldatenjahre. Seit der Juli-Revolution schlossen sich dann Studenten, Künstler und dergleichen ebenfalls an, letztere sogar oft mit mehr als blossem Schnurrbart. Auch von den übrigen war hin nd wieder der Bart an der Unterlippe gepflegt worden.

In den unruhigen Tagen von 1848 tauchten überall Vollbart Vollbärte auf; von den Lehrstühlen der Universität, in den Versammlungen der Parlamente, von der Rednerbühne herab: überall scholl das Wort aus umschatteten Lippen. Zwar wurden die Vollbärte mit der Beendigung der Unruhen anfangs wieder verhasst, hielten sich aber doch und kamen sehr bald aufs neue zur allgemeinen Verbreitung unter den mittleren Ständen. So ist seit etwa fünf Jahrzehnten völlige Bartfreiheit eingetreten: Jeder trägt, wie es ihm beliebt, Vollbart oder nur Backen- oder nur Schnurrbart u. s. w. Es gibt keine Barttracht für die Gala; der Stutzer aber hegt allein den Schnurrbart (Taf. 104, 16), höchstens noch ein Bärtchen an der Unterlippe; das übrige Gesicht bleibt kahl und glatt.

Bart der Geistlichen Die Geistlichen der protestantischen Kirche tragen das Haar bald kurz, bald halblang, so dass die Ohren ganz davon verdeckt sind. Der Bart war bei ihnen und ist auch noch (1881) von den meisten ängstlich gemieden. In Preussen sollte 1875 ein Kandidat, der den Mut hatte, In Preussen noch nicht gebräuchlich im Bart die Ordination zu verlangen, von derselben zurückgewiesen werden, trotzdem keinerlei Vorschrift wegen der Bärte existierte, sondern lediglich die alte Mode den Geistlichen keinen Bart gönnte. Jener Kandidat wusste es aber, da jegliche Verordnung fehlte, beim Oberkirchenrat durchzusetzen, dass er — für Preussen bis dahin unerhört — im Bart ordiniert wurde.

Bärte der Soldaten

Wir erwähnen hier auch gleich der eigentümlichen Barttracht der Soldaten. Früher trugen sie auch nur den Schnurrbart und allenfalls einen kleinen Backenbart an den Ohren. Seit aber im bürgerlichen Leben der Vollbart gültig geworden, tragen auch die Truppen mehr Bart. In Preussen können sie vollen Bart von mässiger Länge tragen; nur musste bis 1866 das Kinn vorn und unten nackt sein (Taf. 103, 1—4). Seitdem aber und noch entschiedener seit 1870 tragen die deutschen Soldaten, den Kronprinzen des Reiches, ihren Feldmarschall, an der Spitze, bis zum Gemeinen hinab den Bart ganz nach Belieben. In Frankreich trug der Soldat bis 1870 nach dem Vorbilde des Herrschers Napoleons III. nur Schnurr- und Kinnbart (Taf. 109, 12—18). Seitdem ist es aus alter Gewohnheit bei dieser Tracht geblieben, da die Republik keine Vorschriften hinsichtlich des Bartes erlassen hat. In England ist das Kinn dagegen nackt und der Backenbart mehr gebräuchlich als der Schnurrbart (Taf. 103, 10 u. 11).

Vollbärte der deutschen Armee

In Frankreich

n England

## Die Frauen

kräuselten ihr Haar im Anfange des Jahrhunderts nach griechischer Art vorn über der Stirn und auch im Nacken teilweise zu Locken, indessen der andere Teil als Nest am Hinterkopfe aufgebunden wurde (Taf. 102, 1, 4 u. 9). Immer mehr versteiften sich die Stirnlocken, indem sie zu beiden Seiten zurückwichen nach den Schläfen hin, zu zwei halbkugeligen Gruppen (Taf. 102, 14), so dass man gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts allgemein falsche Lockenpaare trug, die man sich beim Ausgehen vor den Kopf band (Taf. 102, 16 u. 19). Selten, dass noch irgend eine junge Dame sich die Mühe machte, ihr wirkliches Haar durch Wickeln des Nachts lockig zu machen. So blieb es bis zum Beginn der dreissiger Jahre. Da liess man die Locken schmachtend an den Wangen hinabfallen, indessen oben das Haar bis zu der Augenhöhe glatt gescheitelt lag (Taf. 104, 4 u. 12) oder man scheitelte es auch kurzweg glatt und band das hintere zu einem Nest auf (Taf. 104, 2, 5, 7 u. 10). Die hohen Schleifen, welche man im dritten Jahrzehnte, entsprechend den Lockenknäueln über der Stirn, auf dem Hinterkopfe errichtet hatte (Taf. 102, 19) fielen jetzt auch wieder weg, denn die Hüte streckten sich 1835 und 1836 von vorn nach hinten und duldeten sie nicht länger (Taf. 104, 3 u. 4). Jetzt sollte alles nach unten gerichtet sein; die Aufbauten vorn und hinten fielen zugleich (Taf. 104, 11). So blieb es bis in den Anfang der fünfziger Jahre. Da fing man an, das Haar seitlich auszubauschen und über unterlegte Haarwülste zurückzukämmen, bis nach mancherlei Schwankungen im Anfange der sechziger Jahre ein allgemeines Zurückschlagen der Haare rund um das Gesicht Mode wurde (Taf. 104, 14). Es war vollständig die Vergette der Männer im 18. Jahrhundert. Das Haar am Hinterkopfe war indessen immer tiefer in den Nacken gesunken, als würde es vom vorderen zurückgeschoben. Schwer und voll, mit Nadeln und Blumen geschmückt, hing es hinab und verdeckte die Ohren (Taf. 104, 14). Häufig wurde es auch in einem Netze aus Chenille getragen. Auf der Stirn dagegen baute sich meistens noch eine Rüsche auf aus Band, Blumen und dergleichen und erhöhte dadurch den Vorderkopf um ein Bedeutendes (Taf. 104, 14). In den sechziger Jahren verfolgte man diese Richtung noch weiter, indem das Haar mehr und mehr nach dem Nacken geschoben wurde, um dort entweder als Locken oder Zöpfe vereinigt zu werden (die Jugend trug es jetzt sehr häufig offen, den Rücken hinabfallend) oder als ein grosser Ball (Chignon) die Augen auf sich zu ziehen. Diese Fülle wurde unter zehn Fällen neunmal durch Kunst hergestellt. Die ärmeren Frauen nahmen Werg, die begüterten Haar — von fremden Köpfen. Um 1870—76 wurde dieser Haarschopf immer mehr nach oben gerichtet, auch wohl mit einem farbigen Bande abgebunden: das sah antik aus. Der kleine Hut schwebte dabei vorn fast vertikal über der Stirn. Um dem Antiken noch näher zu kommen, wurden 1873 die Haare des Vorderkopfes kurz abgeschnitten in die Stirn gekämmt und diese zur Hälfte dadurch verhüllt. Andere ordnen das gescheitelte Haar (denn diese Stirnverhüllung ist noch immer Mode so, dass es denselben Zweck erreicht und nur einen Streifen über den Augenbrauen frei lässt. Dabei wird seit 1878 das Haar auch wohl ganz einfach am Hinterkopfe, ohne falsche Beimischung, zu einem Knoten verschlungen und mit einer Nadel (Pfeil oder dergleichen) dort befestigt. Im allgemeinen aber ist das Streben noch immer dahin gerichtet, eine grosse Haarfülle zu zeigen.

Stirnlocken

itenlocken

Nest

ar zurück

Chignon

Stirn verdeckt

Griechischer Knoten

Die Erhöhung des Haares über der Stirn um 1860 zwang den Kiepenhut aus Stroh, Seide, Samt, Papier oder dergleichen, der sich noch tapfer seiner Haut wehrte, immer weiter zurück und drohte, ihn ganz hinabzustürzen. Im Anfang des Jahrhunderts, wo er mit barettartigen Mützen, die in England zuerst getragen worden waren, die Herrschaft teilen musste (Taf. 102, 4, 7 u. 10), war er von der Spitze bis zum Rand gerade und ohne Brechung, ein Zylinder, der auf seiner Grundfläche hinten geschlossen und aus dem unten ein Segment geschnitten war, um den Kopf einzulassen (Taf. 102, 8). Aber schon im Anfang des 2. Jahrzehnts trennte sich wieder Kopf und Krempe und stiessen winklig zusammen (Taf. 102, 13), doch blieb letztere immer verstümmelt. Man hob und bog sie in diesem Jahrzehnt mehrfach hin und her, schmückte auch den Hut mit Straussenfedern (Taf. 102, 14 u. 16), ohne doch etwas Rechtes erzielen zu können. Im 3. Jahrzehnt, durch die Schleifen des Haares auf dem Hinterkopf veranlasst, hob man den Hutkopf und senkte die Krempe wieder und vergrösserte sie unmässig, so dass manches junge Blut kühn genug war, wieder den Männerhut aufzustülpen, der auch vortrefflich zu der Haarfrisur passte (Taf. 102, 20 u. 22). Statt der Straussenfeder nahm man jetzt Reiherbüsche oder dem Ähnliches und dann später nur noch Blumen. Doch tauchten auch die Straussenfedern wieder auf in den dreissiger Jahren und zwar aufgerichtet, später, in den folgenden Jahrzehnten, liegend (Taf. 104, 11), wie sie auch heute (1881) auf dem runden wie auf dem Kiepenhut in dieser Weise getragen werden.

Kiepenhut

Verwandlungen des Kiepenhutes

Federn

Seit der Mitte der dreissiger Jahre wurde die Kiepe ohne Brechung zwischen Rand und Kopf getragen und so war sie geblieben bis in die sechziger Jahre, wo sie von hinten nach vorn in sanftem Bogen sich erweiterte (Taf. 104, 15). Ihre Wandlungen beschränkten sich bis gegen 1870 auf grössere oder kleinere Wangenbogen, kleinere oder grössere Böden, Ausschmückungen von Band oder Blumen oder Federn und dergleichen. Etwa 64 Jahre lang (1810—1874) gehörten aber breite Seidenbänder und Schleifen unter dem Kinn zu dem notwendigen Zubehör (Taf. 102, 13, 14, 21 u. 22; 104, 3, 5 u. 15). Auch die Innenseite wurde oft mit Blumen und Bändern geschmückt.

Runder Hut

Gegen das Ende der fünfziger Jahre trat ein neuer Beschützer der Frauenköpfe in die Bahn der runde Hut, anfangs als sommerlicher Strohhut, eine Nachahmung des Panamahutes der Männer. Dieser war sein Erzeuger. Da nun sehr schnell auch Schönheiten von zweifelhaftem Alter sich dieser weit vorteilhafteren Tracht, als es der Kiepenhut ist, bedienten, so erhielt er mit etwas gebogener Krempe und halbem Schleier den Spottnamen: Amazonenhut oder letzter Versuch. — Aber er rückte auch auf die jüngsten wie auf die ehrwürdig ältesten Häupter über, und bald gingen eine grosse Zahl der Schönen unter seinem Schatten und Schirm, und befanden sich sehr wohl dabei. Auch im Winter wusste sich die Form als Filzhut, Tuchhut, Seiden- oder Atlashut gebräuchlich zu erhalten, und so kämpft er noch 1881 mit dem Kiepenhut um die Herrschaft. Gleichzeitig mit dem Männerhut hatte auch er die anfangs breite Krempe beschnitten und gebogen, so dass sie entsprechend schmal wurde wie jene. Man sah ihn 1864 schon hier und da von so ausserordentlicher Kleinheit, dass er nur noch oben auf der hohen Frisur balancierte, ohne im geringsten seinen Zweck zu erreichen und noch war er kein Jahrzehnt alt. In den folgenden Jahren wurde er noch kleiner und flacher, der Kiepenhut gleichzeitig ebenso, indem er die seitlichen Stücke fast einbüsste und hinten mehr und mehr vom Haar in die Höhe gedrängt wurde. So flossen beide Formen 1867 in eine neue zusammen, die nichts war als ein kleiner Deckel, der oben auf dem Kopfe lag und mit Federn, Blumen und Spitzen besetzt war, und von welchem seitlich über die Ohren hinab zwei breite Seidenbänder unter das Kinn gingen, die ihn oben festhielten. Aus dieser Unionsform entwickelten sich indes sehr bald wieder die beiden alten Grundformen, wie sie zuvor schon dagewesen waren. Der flache Kiepenhut hatte aber jetzt kurze Backen und war ohne Bänder unter dem Kinn, wie er auch heute getragen wird (Taf. 104, 20). Zuweilen setzte sich auch der Kopf wieder winklig an die Krempe, und gegenwärtig (1881) ist seit 1877 dieser Winkel oft so wenig stumpf, und die Krempe auch nach hinten so vollständig, dass er fast ein runder Hut genannt werden kann. Nur hinten wird, des aufgebundenen Haares willen, die Krempe etwas gestutzt und aufwärts gebogen. Man könnte ihn auch als runden Hut mit hinten verkürzter Krempe erklären. Er ist sowohl eins wie das andere.

Verkleinerung beider Formen

Der runde Hut, der inzwischen die Frauenköpfe — besonders die jüngeren — nie ganz verlassen hatte, stellte sich 1867 in grosser Zahl ein; er hatte sich niedlich gemacht und so fand er vielen Anklang. Der Kopf war eng, klein und niedrig, die Krempe schmal: so passte er vortrefflich auf die hohe Haarfrisur, die im Nacken mehr und mehr (als Chignon) anschwoll. Er blieb oben unverwandelt sitzen, mochte sich unter ihm im Nacken auch ein ganzer Globus von der Grösse des Kopfe bilden: — natürlich nicht aus dem Haar, das auf diesem wuchs. 1868 bog sich die Krempe gern aufwärts — nun war der Hut zum Barett geworden. Später wurde er wieder Hut und änderte sich mehrmals um, hat sich aber in allerlei Formen auch bis heute erhalten (Taf. 104, 19). Einige kühne Köpfe stülpten sich seit 1878 den „Rembrand-Hut“ auf und fanden seitdem viele Nachahmer.

Barett

Rembrand-Hut

Die Haube war zwar während der ersten Jahrzehnte nur selten benutzt worden, doch erhielt sie sich bei den Verheirateten immer noch im Gange. Im allgemeinen war ihr Weg derselbe wie der des Kiepenhutes. Sie wuchs mit ihm und nahm mit ihm ab. Was hier die Krempe war, das wurde bei der Haube durch eine schmälere oder breitere Rise (Rüsche) dargestellt. Als die Kiepe sich streckte, da wurde auch die Haube oben platt anliegend; als der Hut sich auf dem Kopf zurückschob, hing auch die Haube nur noch hinten auf dem Nest als ein kleines Anhängsel (1846). Als man dort die Wangen frei trug, wurden auch von der Haube die entsprechenden Stücke weggeschnitten und so schwebt sie auch jetzt seit den fünfziger Jahren nur als leichte Hülle auf dem Hinterkopf, sich von der Mitte des Scheitels schräg zum Nacken senkend. Der Stoff ist immer Tüll und Spitzen mit Band und Blumen verziert.

Haube

### b) Fussbekleidung.

War auch schon am Schluss des 18. Jahrhunderts die Herrschaft der Stiefel und der langen Hose entschieden, so war doch noch, da der neue Kaiserhof zur Gala Schuhe und Strümpfe verlangte (Taf. 102, 3), ein ganzes Jahrzehnt deren Ansehen aufs neue gestiegen; — es war das letzte Aufflackern eines Lichtes vor dem völligen Erlöschen (Taf. 102, 5). Neben ihnen sah man lange Hosen mit Stiefeln, auch kurze Hosen mit Stulpstiefeln oder, eine neue Mode, mit ungarischen Stiefeln, denen dann auch der Schnürenbesatz der Hosen entsprach (Taf. 102, 6, 11 u. 12). Mit dem Beginn der Volkserhebung in Deutschland (1813) verschwanden die Strümpfe, Schnallenschuhe und kurzen Hosen überall, und nur an einzelnen Höfen blieben sie auch ferner Galatracht (Taf. 102, 18).

Schuhe und Strümpfe

Stiefel und Hosen

Noch rettete sich der Schuh, doch ohne Schnalle, nur mit Bandschleife, als Festtracht zum Tanze (Taf. 102, 17), und existierte als solche nur bis zum Schluss der dreissiger Jahre. Es machte Aufsehen, als in den vierziger Jahren einige junge Moderebellen es wagten, mit Stiefeln in dem Tanzsaal zu erscheinen — jedoch es fand Anklang und ist heute allgemein. Seitdem aber, anfangs der fünf-

Tanzschuhe

Stiefel beim Tanz

ziger Jahre, das lackierte Leder, später noch ein und die andere feine Sorte Leder in Gebrauch gekommen ist, gelten solche Halbstiefel für die echten salonfähigen.

Stiefel In der Form hat der Stiefel nicht wesentlich geschwankt. Nachdem er von 1813 (Taf. 102, 15) bis in die dreissiger Jahre vorn abgestumpft war, fing er jetzt plötzlich an, sich zu verlängern und die Spitze, die etwa 2—3 cm über den Fuss hinausstand, zu schmälern. Doch schon in den vierziger Jahren wurde er wieder breit, um seit Anfang der fünfziger Jahre auf eine mittelbreite Spitze zurückzukommen. Auch hatten sich in den vierziger Absätze erhöht Jahren die Absätze bis zu 3 cm erhöht, waren dann aber gegen 1860 wieder auf 2,5 cm zurückgewichen, seitdem die Spitzen sich der jetzigen Form näherten, um seit 1870 wieder zu wachsen, so dass sie 1881 4—5 cm hoch sind.

Frauen: Die Frauen

Stiefel sind indessen mit ihren Füssen ebenfalls in Stiefelchen geschlüpft, nicht erst jetzt oder kürzlich, sondern auch schon seit den Tagen der grossen Retirade (Taf. 102, 14). Doch blieben die Schuhe nach wie vor mit ihren Kreuzbändern im Gange und galten, als in den vierziger Jahren die Stiefeletten vorherrschend wurden, dann noch immer für allein ballmässig (Taf. 102, 16, 19 u. 20). Um 1860 aber wurden sie dieses Vorzugs beraubt, indem nun auch weisse Tanzstiefel Atlasstiefelchen den Takt des Walzers und Galopps zu benutzen verstanden. Seit 1866 fingen die Stiefeletten an, sich an dem Beine hinauf zu verlängern bis zum Anfang der Wade, so dass sie den antiken Halbstiefeln ähnlich Ungarische Stiefeletten wurden. Man nannte sie ungarische Stiefeln, doch waren sie von Paris und nicht etwa von Ungarn ausgegangen. Noch heute sind Nachklänge davon da, indem auch heute der Frauenstiefel noch sehr hoch ist; doch hat er von seiner früheren Ausdehnung etwas nachgelassen.

Ballschuhe Zum Ball werden aber seitdem wieder ausgeschnittene Schuhe mit Rosetten oder dergleichen getragen, doch ohne Bänder.

Absätze hoch Die Absätze der Frauen sind aber, nachdem sie schon seit 15 Jahren immer höher wurden, seit 6—8 Jahren zu einer gefährlichen Höhe, zuweilen 5—6 cm, angewachsen, so dass vielen das Gehen sehr sauer wird. Jetzt (1881) scheinen sie wieder abzunehmen.

Überschuhe Überschuhe sind sehr gebräuchlich und meistens aus Gummi, seltener, wie die der Männer, aus Leder mit Querriemen oder Federn.

### c) Kleidung.

Frack Der Frack, die Galatracht des neuen Kaisertums (Taf. 102, 3) und die Uniform seiner Soldaten, blieb auch bis in unsere Zeit das Kleid der Festlichkeit. Ball und Kondolenz, Hochzeit und Taufe erfordern den Frack. Am Hof ist es unmöglich, ohne Frack zu erscheinen, es sei denn in Uniform. Einen kleinen Stoss hat ihn der seit 1846 in Preussen eingeführte Waffenrock gegeben; dies ist vielleicht der Anfang zum Ende des Fracks. Nun ist wenigstens dort, und seitdem auch vielfältig in anderen Staaten, die Uniform kein Frack mehr, sondern ein Rock, und so erscheint dieser auch vielfach am Hofe. Der Frack ist nicht mehr Alleinherrscher.

In den ersten Jahrzehnten war er überhaupt noch beliebter als der Rock (Taf. 102, 5, 6, 12, 17 u. 18); auch noch in den dreissiger Jahren sah man ihn oft; seit dieser Zeit aber nahm der Rock mehr und mehr das Feld für Rock sich in Anspruch; man konnte schon in ihm zum Abendmahl gehen und dergleichen mehr. Seit den vierziger Jahren ist der Frack nur noch das Festkleid; ausserdem will fast niemand mehr von ihm wissen; aber hier wagt auch keiner seine Notwendigkeit zu bestreiten.

Der Rock ist jetzt der Held des Tages. Im Anfang Rock allein des Jahrhunderts nur selten gesehen (Taf. 102, 11), verschaffte er sich auch seit der Mitte des zweiten Jahrzehnt mehr Ansehen (Taf. 102, 15), indem er zu allerlei fremdartigen Ausschmückungen griff, z. B. den Schnüren der Polen und Ungarn, zum Pelzkragen und dergleichen. Doch erst die dreissiger und vierziger Jahre machten ihn übermächtig, indem sie den Überrock, der bei Regenwetter zu Überrock tragen war, ohne Taille schnitten. Um 1840 erschien der Makintosh und daraus entwickelte sich die Tweene, beides, wie die Namen zeigen, englische Produkte. Damit war der Bann des anliegenden Schnittes und der zwei Reihen Knöpfe gebrochen und nun fand mit diesem Überrock auch der Rock überall liebevolle Aufnahme. Er erschien nun, besonders im Sommer, häufig mit einer Reihe Knöpfe, und bewegt sich seitdem ganz frei. Kleine Veränderungen, Änderungen wie z. B. Abrundung der scharfen Ecken an den Klappen sind vorübergegangen (eine ebenfalls von den Engländern ausgehende, sehr praktische Verbesserung, indem sie auch auf Taschenbücher, Möbel und allerlei Geräte ausgedehnt wurde, wo sie noch besteht); nur eine Bewegung hat er bis 1870 fortdauernd verfolgt, die der allmählichen Senkung des Kragens. Seitdem aber schliesst er den Hals wieder etwas dichter ein, indem Kragen und Klappen hinaufrücken. Auch der Frack machte diese Bewegungen mit, weil sie durch die Haartracht bedingt sind. Während im Anfang des Jahrhunderts der Kragen hoch unter den Ohren sich hinwölbte und die Ärmel mit hohen Faltenkuppen sich oben aufbauschten, hat er mit der Zeit beide Wölbungen abgelegt. Immer flacher legte sich der Kragen um den Nacken, immer flacher die Ärmel auf die Achseln, so dass sie jetzt völlig anschliessen und die natürliche Linie vom Nacken bis zum Oberarm nur begleiten (Taf. 104, 16). Die Ärmel, die anfangs mittelweit waren, legten sich Ärmel um 1830 ganz eng an, so dass sie kaum anzuziehen waren, erweiterten sich aber in den letzten vierziger Jahren wieder und setzten dies, besonders seit 1860, bis heute (1881) fort, so dass sie seitdem fast sackförmig genannt werden können.

Dasselbe taten die Beinkleider. Anfangs mässig Beinkleider eng, wurden sie schon gegen 1820 von trikotartiger Enge getragen, und dabei erreichten sie kaum die Knöchel (Taf. 102, 17). Eng blieben sie auch noch, wenn auch etwas mässiger, als im Anfang der dreissiger Jahre der

Steg

Steg hinzukam, der das Beinkleid weit hinab auf die Stiefeln zog (Taf. 104, 6). Dieser erhielt sich, doch wurden die Hosen weit in den vierziger Jahren, bis endlich auch hier Luft und Freiheit geschafft wurde und der lästige Steg wegfiel. Dies geschah noch in dem 5. Jahrzehnt. Seitdem umspielt die Hose, weit heraufreichend wie zuvor, frei den Stiefel, ist aber von der grossen Weite (von 1860

Jetzt enger

bis 1866) allmählich zurückgekommen, so dass sie seit Mitte der siebziger Jahre in der oberen Hälfte fast anschliessend genannt werden kann.

Überrock

Als Überkleid galt im Anfang des Jahrhunderts noch der Surtout (Taf. 102, 12), ein langer weiter Rock nach dem Schnitt des gewöhnlichen.

Mantel

Schon im zweiten Jahrzehnt trat auch der Mantel wieder häufiger auf und erhielt sich bis um 1840, indessen die Überröcke seltener wurden (Taf. 102, 17). Er hatte anfangs nur einen kleinen Kragen oben, dann aber, wie der Frauenmantel, auch noch einen Schulterkragen (Goller), der bis zu den Hüften reichen konnte. Künstler trugen häufig einen sehr weiten radförmigen Mantel, den „Spanier", dessen rechter Zipfel über die linke Schulter geschlagen werden konnte.

Um 1840 kamen von England die geraden Überröcke ohne Taille herüber, anfangs nur von Gummistoff, Makintosh's genannt, später auch aus Tuch gefertigt und dann auch wohl wattiert und reichlich weit. In dieser Form, die ganz gerade von oben nach unten lief, hiessen

Paletots

sie Paletots oder Säcke; wenn sie an den Hüften sich etwas anlegten, Tweenen. Letztere verschmolzen bald mit den ersteren, und so entstand der jetzige Paletot. Inzwischen sprang die Mode gegen Ende der fünfziger Jahre auch auf den langen eng anliegenden Überrock zurück, wandte sich aber nach zwei Jahren doch wieder dem bequemeren Paletot zu, der auch im Herbst und Frühling getragen wurde. Dieser hat sich seitdem unter kleinen Änderungen seiner Form bis heute erhalten. 1876 oder 1877 tauchten plötzlich sehr lange (bis auf die Knöchel reichende) und weite Überröcke aus dickem rauhen Stoffe auf, die

Kaisermantel

unter dem Namen „Kaisermäntel" hier und da getragen wurden.

Weste

Die Weste ist geblieben, was sie war, ein blosses Schaustück. Im Schnitt hat sie kleine Schwankungen durchgemacht, anfangs zweireihig, wurde sie im dritten Jahrzehnt einreihig, verlängerte sich etwas, nahm in den dreissiger Jahren einen grösseren Ausschnitt, dann den Schalkragen an (Taf. 104, 6), hat sich aber im ganzen wenig geändert. Nur die Stoffe haben oft gewechselt. Streifige, einfarbige, bunte, gestickte, mit Litzen benähte, samtene, atlassene, seidene, tuchene etc. Westen haben sich untereinander abgelöst. Schon seit den fünfziger

Anzug aus einem Stoff

Jahren liebt man es allgemein, Hose und Weste von gleichem Stoff zu tragen, ja im Sommer hatten die Engländer diese Sitte schon etwas früher, und fast ebenso lange tragen sie auch den Rock von demselben Stoff. In Frankreich und Deutschland hat es erst etwas später Anklang gefunden, doch sah man auch 1850 schon Sommeranzüge ganz aus ein und demselben grauen Zeug. Auch die Winterkleider sieht man wohl in dieser Übereinstimmung und seit 1870 immer häufiger.

Halstuch und Hemdkragen

Halstuch und Hemdkragen sind ebenfalls seit dem Anfang des Jahrhunderts in fortwährender Verkleinerung und Senkung begriffen. Zuerst hoch an den Wangen hinaufreichend (Taf. 102, 5, 6, 11 u. 12), das Halstuch weiss, der Kragen als aufrechter Vatermörder, konnten beide nicht gut ohne den Jabot bestehen (Taf. 102, 17 u. 18), bis in den zwanziger Jahren zuerst schwarze Binden

Binde

erschienen und schnell sich um alle Hälse schlangen. Statt des Jabots legten sich häufig zwei Stücke schwarzer Atlas als die beiden Enden des Halstuchs in den Ausschnitt der Weste (Taf. 104, 6), eine Tracht, die seit kurzem wieder vorkommt. Andere liebten es, blosse breite Hemdfalten von oben bis unten zu zeigen. So blieb es bis in die vierziger Jahre, wo das weisse gefältete Bruststück des Hemdes oder statt seiner das sogenannte Vorhemd und

Vorhemd

der umgelegte Vatermörder Mode wurden und blieben.

Halstuch schmal

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre ist aber das Halstuch so schmal geworden, dass es nur noch ein Band zu nennen ist, und viele lassen daher, da der Hemdkragen nun tief am Halse liegt, ihn aufrecht stehen. Dies ist noch heute (1881) die Tracht der Elegants (Taf. 104, 16). Daneben erscheinen aber weit häufiger umgelegte, selten hoch aufgerichtete Hemdkragen. Da bei jenen von dem Halstuch gar nichts zu sehen ist, so hat dasselbe seit 1870 abgedankt und nur seine Schleife vorn zurückgelassen, die

Nur noch Schleife

nun als Schlips an den Knopf des Hemdkragens angehängt wird — ein fast unsichtbarer Überrest der hohen steifen Krawatte von 1840 oder des Halstuches von 1793. —

Manschetten

Die Manschetten, die in dem ersten Viertel des Jahrhunderts wenig Beachtung fanden, wurden plötzlich zu Anfang der dreissiger Jahre hervorgezogen und aussen umgeklappt (Taf. 104, 6), zogen sich aber bald wieder zurück bis auf ein kleines weisses Streifchen. Seit die weiten Rockärmel Mode sind, ist auch dieses in den Ärmeln zurückgekrochen und nun legt sich hier unter dem Aufschlag breit und behäbig die einfache steife Stulpen-Manschette um den Arm, zusammengehalten durch kleine Knöpfchen, die der feine Mann aus Gold oder dergleichen trägt.

Papier-Kragen und Manschetten

Seit längerer Zeit schon — ungefähr seit 1870 — werden Manschetten und Hemdkragen von Papier hergestellt und von Jahr zu Jahr mehr getragen. Die ersten kamen aus den Vereinigten Staaten, doch werden dieselben seit mehreren Jahren auch in Deutschland hergestellt, z. B. seit 1874 bei Mey & Edlich in Leipzig. Die Nordamerikaner benutzen überhaupt die sehr vortreffliche Papiermasse zu allerlei Zwecken und mit gutem Erfolg; bauen sie doch sogar Wohnhäuser aus Papier.

Frauen

### Die Frauen

haben in diesen 80 Jahren ziemlich ebensoviele verschiedene Trachten und Moden durchgenascht. Bei den Griechen fingen sie an; bei Louis XV. standen sie 1860, und heute (1881)

stehen sie, wie vorn gesehen, bei den Ägyptern unserer ersten Tafel, sofern es die Enge betrifft, während die Kehrseite so unvergleichlich ist, dass in den ganzen 6000 Jahren der Völkertrachten diese Erscheinung noch nie vorkam. Es ist somit diese wahrhafte „Kehrseite" doch etwas Neues unter der Sonne (Taf. 104, 17). Dazwischen liegen viele Stufen des Übergangs. Ein Philosoph könnte hier sagen: Da die letzten Figuren der letzten Tafel den ersten Figuren der ersten Tafel (Taf. 1, 1 u. 5) ähnlich sind, so ist der Ring geschlossen, und die Geschichte der Trachten kehrt zu ihrem Anfang zurück. Es ist die Schlange, die sich in den Schwanz beisst — das Bild der Unendlichkeit! Und etwas ist daran richtig. Nicht etwa, dass die Frauen gleich der Schlange alljährlich die Haut wechseln — denn die Schlange tut dies nur im Frühling, die Frauen aber mindestens zwei, noch lieber viermal und öfter im Jahre — sondern dass (so lehren diese sechs Jahrtausende der Trachten von Anfang bis zum Ende) allerdings eine Unendlichkeit darin enthalten ist, nämlich die unendliche Sucht, sich zu putzen, und sollte auch Vernunft und Scham in die Brüche gehen.

Taille kurz

Das neue Kaisertum von 1804 behielt die kurze Taille, den weiten Ausschnitt und die kurzen Ärmel bei, machte aber den faltigen Rock eng und bauschte dafür die Ärmel künstlich auf zur Kugelgestalt (Taf. 102, 1, 4 u. 7—9). Am Hofe liebte man eine sonderbare Verbindung von Antikem und Modernem, wie denn der Krönungsornat Napoleons auch eine solche Mischung war (Taf. 102, 2). Zu der antiken langen Tunika und entsprechenden Schuhen einen Krönungsmantel mit mittelalterlichem Goller, mit Halskrause und dem Spitzenhalstuch des 14. Ludwig. Dazu den Lorbeerkranz der Zäsaren: das war vielerlei auf einmal! So war auch die Frauentracht eine Mischung von Altem und Neuem. Aus dem ungewöhnlich tiefen Ausschnitt des Kleides ragte auf jeder Schulter ein fächerförmiger halbrunder Spitzenkragen hervor, die beide hinten mit einer sanften Biegung nach unten ineinanderflossen. Das erinnerte an Heinrichs IV. Hofdamen und die lustige Margarete. Der Rock war eng und faltenlos wie ein steifer Zylinder, die Stickereien daran im Geschmack des Rokoko, seltener der Antike. Die Robe war nur von den Hüften an vorhanden, wo sie durch einen Venusgürtel gehalten wurde. Sie stand vorn weit offen (Taf. 102, 1 u. 4), hatte eine Schleppe und war aus Samt oder Seide, mit Gold gestickt. Ausser den Hofzirkeln fand sie aber keine Aufnahme. Hier begnügte man sich mit dem Kleide, dessen Farbe noch während des ersten Jahrzehnts meist weiss war. Es sollte immer noch die Tunika sein, daher befestigte man auch am Gürtel, der aus Seidenband bestand, oft Schultertragbänder (Taf. 102, 9). Indessen holte man zur Verhüllung der nackten Brust schon jetzt den Goller wieder hervor und liess ihn am Halse oft in einer Krause enden (Taf. 102, 8). Mit dem Beginn des zweiten Jahrzehnts liess man ihn auf dem Kleide festwachsen und mit einem Schlag gingen die Frauen bis dicht an den Hals verhüllt (Taf. 102, 10 u. 13), oben mit einer kleinen Krause geziert. Dabei rückte die Taille etwas hinab; die Ärmel schossen, wie das Kleid bis an den Hals hinauf, so bis zum Handgelenk hinab, ja noch mit Stauchen (15. Jahrhundert: Taf. 51) bis an die Finger (Taf. 102, 10, 13 u. 14). Dazu wurde der Rock hinten etwas faltig.

Spitzenkragen

Kleid

Robe

Tunika

Goller

Ärmel mit

Aber nicht zehn Jahre, so war der Ausschnitt schon wieder im Abwärtssinken, die Ärmel im Hinaufrücken begriffen. Schon um 1818 ist der Hals und die Arme wieder bloss, und ein bunter leichter Schal mit Querstreifen deckt ersteren zum Teil (Taf. 102, 16). Die Ärmel bauschen immer mehr. Die Frauen wollten oder sollten breitschulterig erscheinen; auch bauscht der Rock hinten schon ein wenig In dem dritten Jahrzehnt bilden sich diese beiden Richtungen weiter aus. Die Ärmel, ob kurz oder lang, stehen an den Achseln weit ab, der Rock wölbt sich unterhalb des Gürtels nach den Seiten und nach hinten noch mehr aus, während er vorn glatt und platt anliegt (Taf. 102, 19—22). Die Taille sitzt schon an der rechten Stelle, nicht zu hoch mehr und noch nicht wieder zu tief. Die Ellenbogen-Handschuhe sind auch jetzt noch, doch etwas kürzer, gebräuchlich. Sie sterben nun ab. Um den Hals liegen, wenn das Kleid bis hinauf reicht, doppelte und dreifache Krausen oder Spitzenkragen, bei blossem Halse Perlenketten. Der Rock hat unten eine doppelte oder mehrfache Garnitur von Falbeln, die wie Fassreifen ihn umgeben (Taf. 102, 19—22).

Hals und Arme nackt

Schultern und Hüften vorspringend

Das vierte Jahrzehnt bringt anfangs die weiten Ärmel zum Übermass und dadurch schnell zu Fall (Taf. 104, 1 u. 2). Die Frauen trugen grosse Kissen aus Rosshaaren oder Daunen um den Oberarm und wo sonst ihrer vier oder fünf gesessen hatten, konnten jetzt wirklich nur zwei Platz finden. Dabei waren die Ärmel nur oben weit; unten lagen sie eng an. Gleichzeitig erweiterte sich der Rock zur Glocke, und das Kleid, als sei es nun zu eng dazu, wurde vorn geschlitzt und tat, als ob es Robe wäre, indem in der Öffnung vom Gürtel bis zu den Füssen ein Unterkleid erschien (Taf. 104, 2). Oft war es aber nur ein eingesetztes Stück.

Ärmel unmässig weit

Robe und Kleid

Da fallen plötzlich, etwa um 1836, die ungeheueren Ärmel und verkehren sich in das Gegenteil, so dass nun das Kleid die Umrisse des Körpers vom Halse bis zur Hand und Hüfte knapp bekleidet. Wieder ein gleicher Schritt in der Tracht bei beiden Geschlechtern! Der Rock bleibt so weit und faltig wie er ist, fängt aber, während er bisher nur die Knöchel erreichte, an, sich zu verlängern (Taf. 104, 3 u. 4). Die Ärmel rücken allmählich, indem sie sich unten erweitern, wieder nach den Ellenbogen hin zurück und lassen Unterärmel sichtbar werden; auch öffnet sich das Kleid sowohl am Leibchen als am Rock, um ein Unterkleid zu zeigen, doch nur auf kurze Jahre. Das höchst kleidsame, enganliegende Kleid mit ganz anschliessendem Leibchen und engen Ärmeln bleibt in England beliebt und wird überall — bis heute — als Reitkleid getragen. Von dort aus kommt es im Laufe der Zeit verschiedene Male als neue Mode wieder herüber, wie denn überhaupt seit Anfang dieses Jahrhunderts die Engländer

Ärmel eng

Ärmel kürzer und weiter

Unterärmel

und ihre Frauen einen höchst wohltätigen Einfluss auf die Tracht beider Geschlechter üben. Besonders glücklich sind sie in der Vereinigung des Nützlichen und Praktischen mit dem Angenehmen.

Ausschnitt tiefer

Schon mit dem Jahre 1840 rückte der Ausschnitt wieder bis zu den Schultern herab, indem ihn vorn horizontale Falten umziehen, als sei das Kleid so herab- und zusammengeschoben (Taf. 104, 10). Daneben erscheint

Goller

auch der Goller wieder, oder als Überwurf eine lange Jacke mit Schössen (Taf. 104, 7 u. 14). Jener entwickelt sich im Winter als Kragen des Mantels zu bedeutender Grösse, so dass er die halbe Gestalt verhüllt. Zugleich tritt in

Schneppe

den vierziger Jahren die Schneppe wieder auf und wird in den fünfziger Jahren so lang und mächtig wie nur je (Taf. 104, 13). 1860 und die folgenden Jahre fing sie an, wieder abzunehmen (Taf. 104, 14 u. 15). Auch die Ärmel, die in den letzten fünfziger Jahren unten zu einer ungeheueren Weite angeschwollen waren und entsprechende Unterärmel umschlossen, wurden in der folgenden Zeit wieder enger und die Unterärmel schlossen an die Hand an (Taf. 104, 15). An allerlei seltsamen Ausschmückungen fehlte es indessen auch dem Rocke nicht. Da wurden

Besätze

vertikale und horizontale Streifen und Besätze aufgenäht (Taf. 104, 10 u. 11), Falbeln in mehreren Reihen angebracht (Taf. 104, 12), die sich um 1853 zu vier bis

Volants

fünf sogenannten Volants entwickelten und bis zum Gürtel hinaufreichten, dann um 1856 zwei Seitenstreifen vorn von anderem Stoff aufgesetzt, als sei das Kleid hier geschlitzt und lasse das Unterkleid sichtbar werden (deux les), bis gegen 1860 hin auch diese verschwanden und der

Keilrock

Keilrock wieder Mode wurde (Taf. 104, 14 u. 15), der dann auch wie der gewöhnliche unten mit Falbeln und dergleichen garniert wurde.

Eine Hauptepoche aber bewirkte der mit dem neuen

Krinoline

Jahre 1856 von Paris ausgehende Modebefehl, eine Krinoline (Rosshaarrock) zu tragen. Aus der Krinoline wurde bald ein Fischbein-Reifrock und dann, da dieses Material schnell verteuert wurde, ein Stahlfeder-Reifrock, dem aber ungebührlicherweise der Name Krinoline (von *crinis* — Haar) ebenfalls beigelegt wurde, obwohl an ihm weder ein gutes noch ein schlechtes Haar zu finden war. Die Weite dieser

Reifrock

Reifröcke betrug um 1860 bis 1864 etwa 5 bis 6 m und darüber, also auch die Weite der Kleider mindestens ebensoviel, gewöhnlich etwas mehr, denn straff und ganz faltenlos durfte der Rock nicht erscheinen (Taf. 104, 14 u. 15). — Viel ist von Anfang an dagegen geeifert, gespöttelt — alles umsonst. Anfangs Juli 1863 wollten die

Versuche gegen denselben

Gassenbuben in Warschau den Reifrock mit Gewalt beseitigen, aber die Polizei schützte ihn. In Morschach (Kanton Schwyz) ist im Juni 1864 sogar bei 1 Frank Strafe verboten worden, im Reifrock in der Kirche zu erscheinen — wollte aber auch nichts helfen. Ein Sonnenstäubchen gibt keine Sonnenfinsternis! — Wichtiger dagegen hätte es werden können, dass seit Juli 1864 die junge Kaiserin keinen Reifrock mehr trug und infolgedessen derselbe in allen adeligen Zirkeln Wiens verschwand. Dergleichen hätte helfen können! Ebenso auch dies, dass er vom 1. August 1864 an von der grossen Oper zu Paris auf das entschiedenste verbannt wurde und unter keiner Bedingung dort wieder erscheinen durfte. Warum aber half beides nicht? Weil es nur die Hälfte der Hülfe war! Wie die Welt einmal steht und geht, muss man den Kindern, denen man ein Spielzeug wegnimmt, statt dessen ein anderes geben, sonst schreien sie und verlangen das alte zurück. (So bei schlechter Erziehung und ungezogenen Kindern!) Die grosse Welt aber gehört nicht zu den gut erzogenen, und weil man ihr statt der Krinoline kein neues, recht hübsches Spielzeug gab, liess sie dieselbe nicht los, bis sie ihr im Getümmel des Krieges 1870—71 abhüften kam.

Während 1860 im täglichen Leben die Kleider meist bis zum Halse hinaufreichten (Taf. 104, 15), war bei der Balltoilette der Arm fast ganz nackt und der Ausschnitt

Ball-Tracht

so tief, dass Achseln und Brüste zum Teil entblösst waren (Taf. 104, 14). An manchen Höfen in Deutschland liebte man ihn noch tiefer. In Paris gehörten im Winter allerlei

Pariser Erscheinungen

theatralische Aufführungen zu den liebsten Unterhaltungen des Hofes. Die Damen erschienen dabei nicht selten als Nymphen, hochgeschürzt, und einzelne wussten mit ihren Reizen dann sehr freigebig umzugehen. Auch der Kopfputz war dabei zuweilen höchst phantastisch, z. B. Schiffe mit Segeln etc., so dass man an die Zeit von 1785 erinnert wurde. Dies geschah auch in Vichy, wo 1864 auf der Morgenpromenade die Damen in kurzen Kleidern bis ans Knie, in roten oder gelben Husarenstiefeln, in Soldatenmänteln und mit dem Spazierstocke erschienen. Lauter Ausgeburten des zweiten Kaiserreichs, besonders der Kaiserin Eugenie.

Im guten Alt-England schien 1860—65 die Vorliebe für nackte Damenhaut auch bedenklich um sich zu greifen, wenn man auf das Zeugnis der dortigen Blätter Wert legen darf, die doch alle darin einig sind, dass sie von England nichts als Gutes sagen. So klagte 1863 die Times bei Beschreibung von Festlichkeiten über das allzu

Entblössung in England

luftige Kostüm der Damen, und ein Einsender spottete mit dem anderen um die Wette. So hiess es z. B.: der Anzug der einen Dame habe nur in einem Diamanten-Halsband bestanden; die andere sei wegen ihrer Entblössung so sehr vom Volke verhöhnt worden, dass sie nach Hause umkehren musste; in den meisten Karossen hätten auf dem Rücksitz schwellende Kleider gelegen und im Fond die nackten Büsten ihrer Herrinnen gesessen und dergleichen mehr. Freilich hat der Einsender wohl nicht die Regel innegehalten; „cum grano salis“, aber er musste doch Ursache zu so bitterem Spott haben. Sapienti sat! Wenn die Times zu solchen Beschreibungen ihre Spalten hergab, so war dies gewiss ein bedeutendes Zeichen der Zeit von der Allgewalt der Mode.

Von 1865 bis heute (1881) sind die Frauen durch viele Moden hindurchgegangen, die wir hier nicht einzeln anführen können. Nur die Hauptzüge wollen wir erwähnen.

Gürtelhöhe

Die Gürtelhöhe blieb im ganzen immer dieselbe und an der richtigen Stelle. Ausgangs der siebziger Jahre zeigte sich auch die Schneppe wieder, wurde aber nicht vorherrschend.

Ausschnitt

Der Ausschnitt ist für die täglichen Kleider oben am Halse, und wird bald rund, bald länglich gehalten, vorn in den Schluss des Kleides verlaufend. Beim Ballanzuge dagegen ist er weit, bald viereckig (Taf. 104, 18), bald rund, bald bis auf die Brüste, bald höher sich hinziehend.

Ärmel

Die Ärmel wurden 1866 eng anliegend und hielten sich so bis 1872, nahmen aber schon 1869 einen Aufschlag an wie bei den Männern. Seit 1872 erweiterten sie sich dann, doch nur mässig und so sind sie bis heute (1881) geblieben.

Aufschlag

Der Aufschlag ist immer häufiger und bestimmter aufgetreten, so dass er nun schon seit sechs Jahren auch am Kleide nicht fehlen darf. Seit dem Jahre 1879 erweitert er sich und wird aus einer Krause des Kleiderstoffes (Plissé) hergestellt, in welche sich ein Unterärmel einlegt, der, aus Tüll oder Mull, gleichfalls eine Krause bildet (Taf. 104, 20).

Kragen am Halse

Am Halse zeigte sich in diesen 16 Jahren stets ein weisses Rändchen, anfangs bis 1866 ein aufrechter sehr schmaler Stehkragen, der wie ein fingerbreiter Ring den Hals dicht umschloss. Dann legte sich dieser Kragen nach unten um (1867—72) nach Art der Männertracht, wie denn überhaupt diese ganze Zeit, besonders seit 1870, ein auffallendes Bestreben der Frauen zeigt, ihre Kleidung der männlichen ähnlich zu machen.

Krause

Seit 1873 trug man eine kleine stehende Krause aus Tüll und diese hat sich bis heute (1881) erhalten.

Schlips

Aber schon 1871 fing der Schlips der Männer, d. h. die übriggebliebene Schleife, deren wir oben erwähnten, plötzlich an, am Halse der Damen zu erscheinen. In den folgenden Jahren verwandelte man ihn dann in eine farbige Bandschleife, nahm auch 1879 seine Zuflucht zu den beiden Zipfeln aus der Zeit Louis' XIV., und hat heute (1881) die Freiheit, bald dies, bald jenes unter dem Kinn anzuheften (Taf. 104, 20).

Rock

Am gewaltigsten aber sind die Wandlungen, welche der Kleiderrock von 1865 bis 1880 hat durchmachen müssen. 1865 noch ein einfacher Keilrock, wurde ihm schon 1866 zuweilen ein Überkleid hinzugefügt, das nur bis zum Knie reichte und vorn offen stand, so dass das Kleid breit sichtbar blieb. Im folgenden Jahre verlängerte sich das Überkleid und das Kleid ebenfalls, so dass dieses

Schleppe

anfing, sichtbar zu schleppen. 1868 fing nun eine Bewegung an, die in ihrer Fortsetzung zu so wahnwitzigen Erscheinungen geführt hat, wie sie in der ganzen Trachtengeschichte noch nie dagewesen sind, nämlich das Raffen!

Raffung

An und für sich ein gutes und auch künstlerisch schönes Auskunftsmittel, das zu lange Kleid bei der Bewegung zu kürzen, könnte man es nur billigen. Aber: Was wurde alles gerafft? Und wo wurde alles an dem Kleide gerafft? Vorn, hinten, seitlich, unten, oben, in allen Ecken, ohne Sinn und Verstand, so dass nun jene Ungeheuer von Kleiderformen entstehen, wie man sie täglich sieht, und von denen wir keine Abbildung haben geben wollen.

Man raffte anfangs 1868 nur hinten am Rock ein wenig, so dass am unteren Teile des Rückens allerdings eine Bausche entstand, die nicht gerade schön, doch auch — da man noch Reifröcke trug — nicht sehr auffallend war. Als aber 1870 und 71 die Krinoline Abschied nahm, und nun die Bausche auffallender wurde, hätte man denken sollen, die Empfindung für das Schöne würde sie beseitigen. Gerade das Gegenteil! Man bauschte nun doppelt hoch und setzte diese Anschwellung so fort, dass sie von Jahr zu Jahr hässlicher und widerlicher wurde. Aller Spott der Strassenjungen über den oft um 40 bis 50 cm vorspringenden Ausbau, alle Karrikaturen der Witzblätter, welche z. B. den Diener, wie auf dem Bediententritt einer Karosse, darauf sitzend darstellten; alles war umsonst: die Sache musste austoben. Dies geschah 1875! Da waren diese Bauschen wirkliche grosse breite Säcke, die durch Drahtgestelle und dergleichen in ihrer Missgestalt erhalten wurden und wie weit vorspringende Erker sich der Gestalt nachschleppten.

Rückenbausche

Aber nun kam der Umschlag! Was man bisher hinten zu viel getan, das büsste man nun vorn. 1876 wurde das Kleid vorn vom Gürtel bis fast ans Knie stramm angezogen, so dass alle Formen des Körpers hier deutlich hervortraten. Hatte sich die Scham im vorhergehenden Jahre abgewandt von den abscheulichen Säcken am Rückteile, so floh sie nun ganz von dannen bei dieser Anspannung des vorderen Kleides. Im nächsten Jahre wurde diese Engsucht auf das Leibchen ausgedehnt, und nun war die ganze weibliche Gestalt vom Hals bis zu den Knieen wie in einen Trikot verhüllt. Jede Bewegung war zwar gehemmt, aber dafür war auch die vordere Körperform so deutlich dargestellt, wie es — ohne geradezu alle Hüllen abzutun — nur möglich war. In der Hauptsache ist man hierbei noch heute (1881) stehen geblieben, denn noch immer ist der vorn völlig faltenlos anschliessende Rock die Regel.

Kleid vorn stramm

Seit Mitte der siebziger Jahre hat man aber unter stetem Festhalten an dieser Regel doch allerhand Veränderungen an dem Rocke vorgenommen. Zunächst wurde 1878 hinten an dem unteren Ende des Rückens eine Schleife befestigt, die mit ansehnlicher Grösse beginnend bald zu unglaublicher Ausdehnung anwuchs, so dass die Breite der Bänder 20 bis 25 cm betrug. Seit 1879 ging sie wieder zurück in ihrer Grösse, so dass sie jetzt (1881) wieder in mässiger Gestalt getragen wird (Taf. 104, 17). Das seltsamste bei dieser Schleife besteht nur darin, dass sie gar nichts zu binden oder zu halten hat, dass das Band, welches sie bildet, nirgends vorkommt als an ihr selbst. Ganz ebenso ergeht es einer anderen Schleife, die noch hässlicher in Bezug auf ihren Platz und ebenso sinnlos ist, da sie auch nichts zu halten hat; sie sitzt (seit etwa zwei Jahren) der anderen gerade gegenüber vorn in derselben Höhe, hat aber immer eine mässige Grösse behalten.

Schleife hinten

Schleife vorn

Seit 1878 zieht man den Rock um die Kniee noch enger als zuvor, so dass er hier eine sichtbare Einschnürung macht und schmäler als an den ganz eng umschlossenen

Rock an den Knieen eng

Hüften erscheint. Dabei verlängerte sich die Schleppe von Jahr zu Jahr immer mehr. Zugleich fing man nun an, den Rock nicht nur hinten, sondern auch an den Seiten zu raffen, einmal, zwei- und dreimal, auch vorn, kurz an allerlei Punkten höher und tiefer, d. h. man raffte nicht wirklich, sondern setzte nur grosse Stücke Zeug in Falten gelegt und oben durch Schleifen, Knöpfe oder dergleichen gehalten, in allerlei Richtungen kreuz und quer auf dem Rocke fest, als sei derselbe gerafft. Dabei kommen natürlich eine Reihe von Kunstwerken der Nadel vor, die dem Beschauer unlösliche Rätsel aufgeben, was diese oder jene faltige Partie will, was sie bedeuten soll, woher sie stammt und wozu sie gehört. Nur eins blieb dabei unangefochten: das Vorderteil des Kleides. Es wurde wohl einmal der Stoff hier in lauter Horizontalfalten gelegt, ein andermal in lauter schmale vertikale oder auch wohl in acht bis zwölf und noch mehr Reihen beides abwechselnd übereinander, wie ein Etagenbau, aber eng anliegend musste er trotzdem bleiben. Die wilde Jagd der Raffungen mit ihren tollen Sprüngen durfte nur auf den drei Vierteln der zurückliegenden Peripherie ihren Schauplatz haben. Vorn blieb das Feld offen und frei (Taf. 104, 17 u. 20).

Allerlei Aufsätze

Änderungen vorn

Im Jahre 1880 tauchte eine ganz neue seltsame Idee auf. Da die Kniee zwar schon gefesselt waren durch den engen Rock, so hätte es eigentlich keiner besonderen Kniebinde mehr bedurft, um sie festzuhalten. Doch es war vielleicht des Guten noch nicht genug, und so legte man nun einen breiten Schal anfangs um den Unterleib und die Oberschenkel, als bedürfe jener der Wärme und diese der Hemmung (Taf. 104, 18 u. 20); dann liess man ihn tiefer und tiefer sinken, bis er an den Knieen angelangt war, von wo er nun allmählich wieder an den alten Platz hinaufrückte. Um die Enge an den Knieen noch mehr zu verdeutlichen, wurde auch seit dem Jahre 1880 bisweilen auf jeder Hüfte noch eine Bausche mit horizontalen Falten angebracht und durch eingelegten steifen Stoff in ihrer Form erhalten. Seit diesem Schal ist es nun auch unumgänglich geworden, was freilich auch schon seit 1867 gebräuchlich war, zu dem Kleide zweierlei Stoffe zu nehmen. Bis vor drei Jahren (1877) war aber gewöhnlich der eine dem anderen in der Grundfarbe verwandt, nur dass der eine gemustert war, der andere aber stets einfarbig sein musste. Der Querschal gibt aber volle Freiheit zu zwei ganz verschiedenen Farben, und so wählt man denn den einen Stoff geradezu bunt, den anderen mehr einfarbig, aber er kann auch gemustert sein (Taf. 104, 20). Manche nehmen sogar dreierlei Stoffe und bauen daraus ihre Wunder unterhalb des Rückens. Der Grundzug des Kleides ist also seit 1876 bis 1881: Vorn glatt und hinten muss es bauschen und raffen oder rauschen und kehren und schwellen und sich schlängeln ohne Ende. Ein ganzer Haufen des Kleiderstoffes schleppt sich in allerlei Falten gelegt, wellig und blasenwerfend hinten nach. Das ist das Kleid der heutigen Zeit — der völlige Gegensatz zur Krinoline. Während diese die Körperform vollständig verhüllte und verdeckte, prägt der heutige Kleiderrock sie absichtlich aus. So folgen sich die krassesten Gegensätze! Dort äusserste Weite bis 1870 — und fünf Jahre später äusserste Enge bis zur Erschwerung des Gehens. Wir stehen in der Tat, wie ich schon oben sagte, bei den Ägypterinnen auf der ersten Tafel. In einem Punkte aber stimmen beide Erscheinungen doch überein, nämlich in der masslosen Verschwendung des Stoffes. Bei der Krinoline wurden 6 bis 7 m weite Röcke über die Reifen geworfen, während das Kleid, um frei darin auszuschreiten, deren nur 2 m an Weite bedurft hätte. Die übrigen 4 oder 5 m, also zwei Drittel, waren verschwendet. Jetzt ist's ebenso. Der eigentliche Rock, der den Körper umschliesst, hat kaum 2 m Weite. (Man gibt ihm 180 bis 200 cm). Doppelt so viel Stoff aber wird verbraucht, um den nachwogenden Wirrwarr, der mit dem Körper und seiner Verhüllung gar nichts mehr zu tun hat, herzustellen. Also auch zwei Drittel verschwendet!

Schal quer vor

Bausche auf den Hüften

Zweierlei Stoffe

Sonst — jetzt

Übereinstimmung zwischen sonst und jetzt

Diese unsinnige Vergeudung des Stoffes würde bei so engen Kleidern viel schwieriger sein, wäre nicht seit ungefähr 1860 in Europa die Nähmaschine eingeführt. Von 1862 bis 64 wurde sie in Deutschland in den wohlhabenden Familien ganz heimisch. Seitdem ist die Arbeit erleichtert, und um doch nun die gehörige Zeit wie früher zu dem Kleide zu verwenden, vermehrte man den Besatz, und erschwerte die Anfertigung durch allerlei phantastische oft sinnlose Anhängsel und Verunzierungen. So schneidet man schon seit Mitte der siebziger Jahre vom Kleiderstoffe doppelt so viel als der Rock fordert, in allerlei kleinere und grössere Stücke und setzt diese kreuz und quer auf den Seiten und hinten am Rock unter allerlei Richtungen an, damit doch die Nähmaschine etwas zu tun habe. So hat die Einführung dieser Erfindung, von welcher man mit Recht viel Zeitersparnis hoffen konnte, gerade das Gegenteil bewirkt: Zeit und Geld wird mehr verschwendet als zuvor. Denn trotz der Maschine dauert die Verfertigung eines Kleides länger als sonst und kostet weit mehr Stoff und Arbeit, also Geld, als früher. Die Üppigkeit, der Übermut und die Prahlsucht wussten immer den Ausweg zu finden, um selbst bei den weisesten Einrichtungen ihrem schlimmen Triebe zu fröhnen. Wenn ihnen ein Tor verschlossen wird, brechen sie sich gleich ein oder mehrere neue; es ist die Hydra des Herakles, der für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue hervorwachsen.

Nähmaschine

Ihre Folgen

Als Besatz sind seit dem Jahre 1866 ausser Spitzen und Seidenband besonders Falbeln verwendet worden. Frau von Maintenon würde oft vor Freude die Augen gen Himmel geschlagen haben, wenn sie in dieser Zeit den Falbelreichtum hätte mit ansehen können. In den letzten fünf Jahren (seit 1876) wird statt der rundlichen Falbeln oft das steif gelegte und festgefältelte Plissé verwandt (Taf. 104, 20). Die Höhe der Falbeln nahm von 1865 bis 1870 stets zu, so dass sie zuletzt über 30 bis 36 cm hoch waren; 1873 setzte man an den unteren Kanten noch Fransen zu und benutzte auch dann und wann schon den

Besatz

Falbeln

Plissé

Plissé. 1877 bis 1879 griff man sogar zu schweren, fingerlangen wollenen und seidenen Troddeln von allerlei Formen, wie man sie sonst nur an schweren Vorhängen anzubringen pflegte. Anfangs der achtziger Jahre benutzt man an ihrer Stelle wieder lieber Spitzen, aber nicht etwa nur an der unteren Kante des Kleides oder der Jacke, sondern an allen Plissé-Reihen, deren oft weit über ein Dutzend den Rock umkreisen (Taf. 104, 17).

Troddeln

Spitzen

In bezug auf die Farben herrscht in jeder Zeit eine besondere Gunst vor. Im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts war das Weiss am beliebtesten, dann folgten freundliche, aber noch volle saftige Farben, grün, blau, lila u. s. w. Im dritten Jahrzehnt wurden wieder Weiss und Hell vorwiegend; dann braun, bronze, gelb in den vierziger Jahren. In dem folgenden Jahrzehnt liebte man dunkle Farben; in dem sechsten die Mischfarben, wie grau in allerlei Schattierungen zu lila, braun etc. hin. In den sechziger Jahren waren ähnliche unbestimmte Farben, nur etwas entschiedener, modern, unter denen z. B. die „Habanna-Farbe", ein lichtes Braun, sehr beliebt war. In den siebziger Jahren waren die gebrochenen Farben aus der Zeit Ludwigs XV. sehr beliebt; in späterer Zeit werden Stoffe getragen, die in kleinen unregelmässigen Punkten und Fleckchen allerlei Farben nebeneinander zeigen (Taf. 104, 20) und zugleich solche, in denen hier und da glitzernde Metallfäden eingewebt sind. Doch muss hierbei festgehalten werden, dass der Winter eine andere Mode hat als der Sommer; letzterer neigt immer mehr zu hellen Farben, aber auch die Barèges färben sich grau oder braun und dergleichen. Zwischendurch aber tragen die mittleren und unteren Stände, die sich nicht genau an die Mode binden, allerlei Stoffe von allerlei Farben und Mustern. So halten sich z. B. gewürfelte Muster von grosser und kleiner Teilung immer im Gange.

Farbe

Glitzernde Stoffe

Die Überhänge oder dergleichen sind im Winter Mäntel, im Sommer Tücher, Mantillen und dergleichen. In den ersten Jahrzehnten hatten die Wintermäntel nur kleine Schulterkragen; diese wuchsen im vierten allmählich heran und waren im fünften bereits bis unter die Hüften hinabgesunken. In der Mitte der fünfziger Jahre fielen die Kragen ganz weg und es hingen sich dafür an beiden Seiten grosse weite Ärmel an. Später fielen auch diese, und die Mäntel haben jetzt eine kleine Kapuze als Verzierung, die aber nicht gebraucht werden kann. — Der Stoff war früher Tuch, dann in den vierziger und den ersten fünfziger Jahren Damast oder Seide, auch wohl Samt, seit 1855 dickes Doppeltuch oder Buckskin, wie es damals von England aus bekannt wurde. Seitdem haben die Mäntel kein Futter mehr, das früher häufig aus Seidenzeug oder auch aus Pelz bestand.

Mäntel

Im Sommer waren anfangs lange Schals beliebt. Da kamen um 1830 die wollenen Umschlagetücher mit türkischen Kanten auf. Daneben wurden schwarze seidene Mantillen (Taf. 104, 4) getragen oder Tücher aus Tüll und dergleichen (Taf. 104, 11). Gegen 1850 wurden die weissen seidenen Tücher (Crêpe de Chine) und fast gleichzeitig die kleinen Radmäntel (Talma's) Mode; letztere verbreiteten sich in allen Schichten, während die ersteren nur den Begüterten zugänglich sein konnten. Um 1860 trug man Umschlagetücher aus Barège oder Seide, Mantillen, und am modernsten waren bis 1864 die Beduinen, d. h. grosse Tücher, an einer Kante auf die Hälfte gefasst und hier etwa beidseitig 30 cm davon durch eine Haftel zusammengehalten, so dass eine Art Kapuze entstand, die nun, da die Haftel im Nacken liegt, auf den Rücken hinabhing.

Schal

ücher aus verschiedenen Stoffen

Beduinen

Seit 1866 trat daneben die Jacke auf, die als bequemer Sommer-Überwurf rasch Anklang fand. Im folgenden Jahre schnitt man sie länger und ohne Andeutung der Taille, so dass sie frei hinabhing. Daneben waren 1869 die Spitzen so in Ansehen, dass man Tücher, Mantillen und sogar Jacken aus Spitzen trug. Im nächsten Jahre verlängerte man die Jacke noch etwas, so dass sie die Hüften verdeckte und dem Paletot der Männer sich näherte. 1872 zeigte sie bereits Klappen und Aufschläge, und nun wurde sie auch ein Winterkleid. In den folgenden Jahren wurde sie dem männlichen Kleide völlig gleich, nur dass sie auf dem Rücken etwa eine Schleife oder sonst eine Verzierung zeigte, die an das weibliche Geschlecht erinnerte. Seit 1876 wurden auch aussen an den Seiten Taschen angebracht, wie wir dies bei den Kleidern bereits bemerkt haben, und so ist dieser Paletot jetzt neben dem Mantel der beliebteste Überwurf für den Winter und, mit einigen Veränderungen, auch im Sommer. Ja er hat bedeutend mehr Anhänger als der Mantel, der eine Zeit lang sogar ganz verschwunden war und sich nur in neuerer Zeit wieder hervorwagt. Im Winter liebte man als Stoff schwarzen Plüsch oder Samt mit buntem Flanell oder Pelz gefüttert.

Jacke

Paletot

Klappen und Aufschläge

Aussen Taschen

Mantel

Als Unterkleider wurden bis gegen Ende der sechziger Jahre im Sommer weisse Röcke mit gewöhnlich durchbrochen gestickter Kante getragen, im Winter dunkle aus steifem Wollenstoff mit Samtbesatz, oder seit 1858 graue oder braune Flanellröcke mit mehreren farbigen Streifen unten rundum, die beim Aufnehmen des Oberkleides sichtbar wurden. Diese sogenannten „Viktoria-Röcke" wurden sehr schnell wegen ihrer allseitigen Zweckmässigkeit ungemein beliebt und hielten sich ziemlich lange.

Unterröcke

Viktoria-Rock

Seit Ende der siebziger Jahre aber macht man die Unterröcke aus Kleiderstoff und besetzt sie wie das Kleid mit Falbeln, Plissés, auch mit Spitzen oder dergleichen Verzierungen. Nur im Sommer werden sie weiss getragen wegen der leichten und hellen Kleiderstoffe.

### d) Schmuck.

Derselbe ist im ganzen sehr mässig für eine Zeit, die grösseren Reichtum aufweisen kann als irgend eine frühere. Aber man hat heute nicht mehr das Bestreben, sein Hab und Gut in nutzlosen Goldzieraten erstarren zu lassen und sich damit zu behängen, sondern man zieht es vor, sich und anderen damit zu nützen. Nie ist, so lange es Menschen gibt, so grosses Kapital von so vielen einzelnen zu gemeinsamen Zwecken zusammen-

Unser Schmuck

Gemeinsame Zwecke der Völker

gebracht worden wie heute und wenn das Ideal der Entwicklung des Menschengeschlechts in dem Zusammenwirken aller zu grossen gemeinnützigen Zwecken gesucht werden muss, so dürfen wir mit innigster Freude sagen, dass sich die Menschheit dem Ideale ihrer Entfaltung nie so weit genähert hat, als dies in unserer Zeit immer mehr und mehr geschieht. Denn was taten die Reichsten des Altertums, die römischen Patrizier? Sie gaben Gastereien und Festspiele, bauten Paläste — alles nur für sich selbst, nie für den ganzen Staat. Die Idee der freien Vergesellschaftung gehört der Neuzeit an. Sie hat schon jetzt in ihren Resultaten, z. B. den Eisenbahnen, alles überboten, was je dergleichen geschehen ist, und wird es ferner. Dies ist der Schmuck unserer Zeit! Wir verfertigen ihn nicht aus Gold, sondern aus Eisen und Kupfer. Trotzdem dies Material, besonders das erste, so billig ist, hat dieser unser Schmuck doch schon viele Milliarden gekostet! Dagegen sind die goldenen Sächelchen des einzelnen kaum erwähnenswert.

Bei den Männern

Die Männer tragen heute (1881) ausser etwa den Knöpfchen des Vorhemdes und der Manschetten, einer Uhr mit Kette und einem oder mehreren Fingerringen kein Gold. Busennadeln waren bis zu den vierziger Jahren gebräuchlich, sind es aber nicht mehr. Nur hier und da sieht man noch welche. Die Handschuhe von feinem Ziegenleder gehören zum vollständigen, und das Rohrstöckchen mit Elfenbeingriff (Taf. 104, 16) zum eleganten Anzug. Erstere werden in allen Farben getragen; zur feinen Toilette, Ball und dergleichen müssen sie weiss sein, wie auch die Halsbinde und Weste.

Handschuhe

Frauen:

Auch die Frauen schmücken sich mässig. Die Ohrgehänge, im Anfange des Jahrhunderts ziemlich gross (Taf. 102, 4), wurden allmählich kleiner (Taf. 102, 19) und wechselten mehrmals ihre Form, bis sie gegen 1840 fast verschwanden. Seitdem sieht man sie nicht mehr allzu oft (Taf. 104, 14), in den siebziger Jahren fast gar nicht mehr. Die Armbänder scheinen mit dem Verschwinden der langen Handschuhe wieder aufgetaucht zu sein, wie sie mit dem Entstehen derselben verschwunden waren. Schon seit der Mitte des zweiten Jahrzehnts sieht man welche (Taf. 102, 14, 16 u. 19), und wenn sie auch nicht gleich allgemein wurden, so geschah dies doch mit dem Beginn der dreissiger Jahre. Seitdem gehören sie fast zum Anzug (Taf. 104, 14).

Ohrringe

Armbänder

Halsketten

Die Halsketten dagegen, meist aus Perlen (echten oder nachgemachten) kamen nicht ausser Gebrauch, ausser in der kurzen Zeit, wo die Kleider bis zum Halse hinaufreichten (Taf. 102, 1, 4, 16 u. 19; 104, 2 u. 14).

Haarschmuck

Diademe oder Perlenschnüre in den Haaren werden nur von den Reichsten bei grossen Festen getragen, allmeiner dagegen goldene Haarnadeln.

Handschuhe

Die Handschuhe der Frauen waren lang bis zum Ellenbogen und darüber hinaus bis gegen 1812, wichen dann allmählich zurück in den zwanziger Jahren, wo sie nach den langen Ärmeln wieder zu ihrem Recht kamen, und verschwanden vor 1830. Seitdem sind nur kürzere, die noch die Handwurzel umschliessen, gebräuchlich (Taf. 100, 10 u. 14), zum täglichen Gebrauch sogar ganz kurze (Taf. 104, 15 u. 20).

Fächer

Der Fächer erhielt sich die beiden ersten Jahrzehnte, verschwand dann und tauchte erst um die Mitte des Jahrhunderts wieder auf; er behauptet sich seitdem (Taf. 104, 10, 13 u. 14). Inzwischen trugen die Damen den Sonnenschirm (Taf. 102, 21), der allmählich immer zierlicher und kleiner wurde und in den vierziger Jahren durch ein Gelenk im Stiel zum „Knicker“ geworden, auch sehr handlich war. Er ändert sich auch von Zeit zu Zeit in Farbe und Verzierung, bleibt aber immer noch im Gange (Taf. 104, 20).

## 2. Kriegstracht.

In der Angriffsbewaffnung, wenn man von der Konstruktion der Schiesswaffen und ähnlichen Einzelheiten absieht, stimmen die Heere heute überein. In allen bilden die Handschützen, d. h. die Infanterie, den Hauptstamm der Armee. Ihre Gewehre sind zum Teil Büchsen ohne Bajonett, dann gewöhnlich mit einer Einrichtung zum Aufstecken des Hirschfängers versehen, oder es sind Musketen mit Bajonett. In den sechsiger Jahren sind nach und nach in allen Armeen die Hinterlader eingeführt. — An der Seite tragen die Fusssoldaten eine kurze Hiebwaffe oder zuweilen das Bajonett (Taf. 101, 8).

Fusstruppen

Reiter

Die Kavallerie führt einen Haudegen, der bei den meisten Regimentern krumm ist, also ein Säbel; nur bei den Kürassieren ist er gerade und heisst Pallasch. Die Lanzenreiter führen ausser dem Säbel eine Lanze und den Karabiner; diesen haben auch die Dragoner und Husaren, während die Kürassiere ein Paar Pistolen im Halfter führen.

Artillerie

Die Artillerie hat entweder reitende Bedienungsmannschaft oder solche zu Fuss; jene Art heisst reitende Artillerie und führt Dragonersäbel, diese dagegen Fussartillerie und hat kurze Seitengewehre. Ihre Hauptwaffe ist die Kanone, die seit 1854 ausserordentliche Verbesserungen erfahren hat, indem sie auch gezogen (gereifelt), und später so eingerichtet wurde, dass sie von hinten geladen wird.

Schutzwaffen

Die Schutzwaffen reduzieren sich auf die Kürasse und Helme der schweren Reiter (Taf. 101, 2; 103, 2, 3, 9 u. 16), und allenfalls noch auf die verschiedenen

### a) Kopfbedeckungen.

Helme

Die schwere Kavallerie trug im Anfang des Jahrhunderts Helme, in der französischen Armee ganz aus Metall (Taf. 101, 2 u. 6), in der österreichischen und preussischen aus Leder mit Metallbeschlag vorn (Taf. 101, 11). Den Kamm zierten Haarbüsche als Raupen oder als Rossschweife. Jetzt haben die preussischen Kürassiere metallene Helme (Taf. 103, 2 u. 3), dagegen die österreichischen und französischen solche aus Leder mit Metallbeschlag (Taf. 103, 9 u. 16).

Leichte Reiterei

Die leichte Kavallerie, Husaren, Ulanen oder Lanziers, trug und trägt die nationale Kopfbedeckung, die ihren Ursprung zeigt, jene die hohe Mütze aus Pelz

(Taf. 101, 8; 103, 7) oder Tuch, diese die Tschapka (Taf. 101, 10 u. 12; 103, 17). In Preussen führt die ganze Landwehr-Kavallerie die Lanze (Taf. 101, 18), gehört also zur leichten Reiterei. Die Dragoner bilden eine Mittelstufe und neigten sich im französischen Heere (Taf. 101, 6) mehr zur schweren, bei den deutschen Truppen (Taf. 101, 13) mehr zur leichten Kavallerie. Dort trugen und tragen sie den Helm wie die Kürassiere, ähnlich auch in den süddeutschen Heeren, z. B. in Bayern, während sie in Preussen die Kopfbedeckung der Infanterie hatten (Taf. 101, 13) und auch jetzt haben.

Schwere Infanterie

Unter der schweren Infanterie zeichnen sich (ausser in Preussen) die Grenadiere durch ihre Bärmützen aus (Taf. 101, 1 u. 9; 103, 18). Die übrigen Truppen dieser Gattung trugen früher Tschakos, d. h. hohe, steife zylinderförmige Filzmützen mit Lederschirm und ledernem Boden, um den Regen abzuhalten. Bei den meisten war der Boden grösser als die Kopfweite, so dass der Zylinder nach oben breiter wurde (Taf. 101, 5, 8, 14 u. 18; 103, 10 u. 11). In den meisten Armeen sind sie jetzt (1881) beseitigt und durch leichtere oder bequemere Kopfbedeckungen ersetzt worden, so in Norddeutschland durch den Helm (Taf. 103, 1 u. 4), in Österreich durch den kleinen Tschako (Taf. 103, 6), der dem Käppi der Franzosen ähnlich ist (Taf. 103, 13 u. 14). Zu dem alten Tschako kam bei den Garde-Regimentern noch der ungeheure fast ellenhohe Haarbusch oder Federbusch, der vorn an der Kokarde stak und das Gewicht vergrösserte (Taf. 101, 13 u. 15; 103, 11). Statt dessen tragen sie jetzt niedere wehende Haarbüsche, damit deren Schwerpunkt nicht zu hoch über dem Kopfe liegt. — Die preussische Landwehr trägt jetzt (1881) kleine lederne Tschakos, früher aber ging sie in Mützen (Taf. 101, 17).

Bärmützen

Tschako

Deutscher Helm

Käppi

Federbusch

Leichte Infanterie

Die leichte Infanterie (Jäger, Schützen, Zuaven) trägt in Preussen und England leichtere niedere Tschakos oder Käppis, in Österreich Filzhüte mit seitlich aufgerichteter Krempe und Federbusch (Taf. 103, 5), in Frankreich Käppis (Taf. 103, 12 u. 13), die Zuaven den Turban (Taf. 103, 15).

Höhere Offiziere

Die Bataillons-Kommandeure und noch höheren Offiziere trugen früher durchaus den dreieckigen Hut, in Frankreich und Österreich quer gesetzt, so dass die Krempen von rechts nach links gingen (wie bei Napoleon), in Preussen und England von vorn nach hinten gerichtet (Taf. 101, 4, 7 u. 16). Die französischen Befehlshaber trugen ihn geschmückt mit der früheren Plumage, dem Randgefieder des 17. und 18. Jahrhunderts, die österreichischen und preussischen mit einem Federbusch. — Jetzt tragen die Engländer, Österreicher und Franzosen den Hut von vorn nach hinten gerichtet, übrigens wie früher geschmückt (Taf. 103, 8), die Preussen dagegen seit 1846 die Kopfbedeckung ihres Regiments, den Helm, die Tschapka, die Husarenmütze etc.; der Busch ist bei den obersten Befehlshabern aus Federn, sonst aus Rosshaaren.

### b) Die Fussbekleidung

war bei den verschiedenen Waffengattungen verschieden.

Stiefel

Hohe Stiefeln trugen die französischen Kürassiere und Dragoner (Taf. 101, 2 u. 6), die sie auch jetzt (1881) noch tragen (Taf. 103, 16) und die Generäle (Taf. 101, 4), letztere auch bei den Österreichern (Taf. 101, 7). In Preussen trägt jetzt die Gardedukorps welche (Taf. 103, 2).

Halbstiefel

Halbstiefel trugen die französischen Husaren (Chasseurs) und ebenso die österreichischen, und tragen sie auch noch (Taf. 101, 3; 103, 7). Die früheren preussischen Reiter trugen Stiefel und lange Hosen darüber, die auf der Sattelseite mit Leder besetzt waren (Taf. 101, 11—13 u. 15). Ebenso ist es auch noch jetzt mit oben erwähnter Ausnahme der Gardedukorps (Taf. 103, 3). Die französischen Lanziers besetzten sogar den ganzen Unterschenkel rundum mit Leder (Taf. 103, 17), während sonst gewöhnlich nur ein kleinerer Besatz am unteren Rand vorkommt (Taf. 103, 9).

Schuhe

Schuhe trug früher die ganze Infanterie, mit Gamaschen darüber (Taf. 101, 1, 5, 9, 14 u. 17); bei der preussischen Landwehr lagen wie zuerst bei der republikanischen Armee die Hosen über diesen; so jetzt bei den österreichischen Jägern (Taf. 103, 5); bei den ungarischen Regimentern ist die Hose eng und geht in den Schuh (Taf. 101, 8). Bei den Franzosen geht bei der leichten Infanterie die Hose in die niedrigen Gamaschen, die oben eine Lederstulpe haben (Taf. 103, 12, 13 u. 15). Bei der übrigen französischen, österreichischen und der ganzen preussischen Infanterie werden Halbstiefel getragen, deren Schäfte durch die Hose verdeckt sind. Von den Schnürschuhen und den Gamaschen ist man wegen des Zeitaufwandes, den das Anziehen derselben kostet, fast ganz zurückgekommen.

Gamaschen

### c) Die Kleidung

Frack

der Truppen im Anfang des Jahrhunderts war überall der Frack. Davon ausgenommen waren nur die Husaren, die eine Schnürenjacke trugen. Alle anderen Soldaten hatten die spitzen Schösse, die bei den Reitern gewöhnlich verkürzt waren (Taf. 101, 2, 10 u. 11). Bei den Franzosen war blau, bei den Engländern rot, bei den Österreichern weiss, bei den Preussen blau die vorherrschende Farbe, abgesehen von den Regimentern, die durch andere Farben ausgezeichnet werden sollten. So ist es auch noch jetzt. So tragen z. B. die preussischen Kürassiere weisse, die österreichischen Jäger graue, die englischen Scharfschützen grüne Uniformen und dergleichen. Auch heute ist der Frack noch gebräuchlich in manchen Heeren; doch ist er seit 1846 völlig abgeschafft in Preussen (Taf. 103, 1—4) und dafür der kurze Waffenrock eingeführt worden. Ebenso ist dies in England geschehen. Auch trägt die französische Linien-Infanterie einen etwas längeren Waffenrock, der bis ans Knie reicht (Taf. 103, 14), indessen die leichte oft nur kurze Jacken hat (Taf. 103, 13 u. 15). Auch in Russland ist der längere Waffenrock samt dem Helm (Pickelhaube) eingeführt. Die italienische Armee ist jetzt fast ganz nach Art der französischen gekleidet. Die preussische Landwehr trug den Rock schon 1813 (Taf. 101, 17 u. 18); jetzt aber gehen sogar die Türken darin.

Farbe

Waffenrock

Beinkleider

Die Beinkleider waren im französischen Heere, in dem doch 1793 zuerst die langen weiten Hosen getragen wurden, während der Kaiserzeit eng anliegend, bei den Reitern aus Leder, bei der Infanterie aus Tuch (Taf. 101, 1—6). Ebenso eng waren sie bei vielen österreichischen Regimentern, sonst aber hier wie bei den Preussen nur eng, nicht aber straff anliegend (Taf. 101, 7—18). In der Farbe war bei den Franzosen weiss und blau vorherrschend, bei den Engländern und Österreichern blau, bei den Preussen grau. In den beiden letzten Heeren ist es auch so geblieben, bei den Franzosen aber sind jetzt (1881) die Beinkleider meist krapprot und — seltsam genug — auffallend weit; bei vielen Regimentern ganz sackförmig (Taf. 103, 12—18). Dagegen sind sie in Preussen und Österreich jetzt von bequemer mässiger Weite (Taf. 103, 1—9).

Mantel

Als Überwurf bei rauhem Wetter wird der Mantel benutzt, der oben auf dem Tornister oder als Wulst wie ein Bandelier um die Schultern getragen wird. Er ist bei den verschiedenen Truppen verschieden gefärbt, doch scheint grau, wie er in Preussen getragen wird, immer verbreiteter zu werden.

## B. Geräte.

Unter Napoleon I.

Der eigentümliche Pfad, den die Formen unter dem ersten französischen Kaiserreich einschlugen, der, indem er eine seltsame Mischung der Antike und des Rokoko zuwegebrachte, Grossartiges und Heldenhaftes in den Geräten darstellen sollte, fand im übrigen Europa keinen rechten Anklang. Sehr bald hörte ohnehin jener Einfluss auf und kein anderer trat an seine Stelle, so dass seit Anfang des Jahrhunderts ein unaufhörliches Suchen und Umhertasten im Stil stattfindet. Anfangs hielt sich noch der des unglücklichen Ludwigs XVI., dann verfiel man auf gotische Nachahmungen, um im Anfang der vierziger Jahre um so begieriger den Formen der Zopfzeit zu huldigen. Diese haben sich denn auch in den Möbeln und Gefässen bis jetzt erhalten, hier und da von antiken und seit 1857 von Bestrebungen der Spät-Renaissance und des ersten Rokoko durchschossen. Auch das Gotische tauchte hier und dort auf. Seit der grossen Ausstellung zu München 1876 ist ein neuer Geist in Deutschland rege geworden, der das Handwerk bereits sehr gehoben und veredelt hat und noch immer mehr veredeln wird. Man bemüht sich, den Stil des Mittelalters und der Renaissance zu verstehen und darin Neues zu schaffen, und spricht daher mit Recht von einem Kunsthandwerk. Es zeigt bereits in allen Zweigen seine Erfolge. Hat auch das 19. Jahrhundert noch keinen eigenen Stil gefunden, so ist man wenigstens seit 1876 auf dem rechten Weg, dem Nützlichen auch das Schöne so zu verbinden, dass beide eins sind.

Später

Neue Zeit

# Schlussbetrachtung.

So sind an unserem Auge die Trachten der geschichtlich wichtigsten Völker und Zeiten vorübergegangen und wir sind von den Ufern des Nils bis in unsere Heimat und von dem 4. Jahrtausend vor Christi Geburt bis gegen das Ende des 2. Jahrtausends nach diesem Zeitpunkte gelangt. Überall gewahren wir den Trieb, aus der notwendigen Hülle des Körpers einen Gegenstand der Putzsucht zu machen. Bald geschieht das mehr, bald weniger; bald mit grossem, bald mit geringem Aufwand, wie eben die Strömung der Zeit oder die Richtung des Volkes es mit sich bringen. Ebenso gewahren wir von Anfang an bis jetzt überall den Trieb zur Nachahmung, welcher heutzutage der Mode ihre Gewalt schafft. Schon die Ägypter kokettierten mit der ausländischen Tracht; schon sie hatten ihre Perückenzeit (S. 9) — dürfen wir uns wundern, wenn es auch in der Neuzeit geschieht, wo ein stetes Hin- und Herwogen der Völker stattfindet und wo zu der Abgeschlossenheit Ägyptens sich keine Parallele finden lässt? — So trugen die Perser medische Tracht, und von ihnen lernten es die Griechen. Wie viel haben die griechischen Dichter über die Nachäfferei asiatischer Tracht gespottet! — ebenso vergeblich, wie heute über die Krinoline oder dergleichen gespottet wird. Die Römer wiederum ahmten den Griechen nach und so führen also alle Völker des Altertums denselben Kampf in den Trachten wie die des Mittelalters und der Neuzeit, nämlich den der einheimischen Art gegen das Fremde und Ausländische. Und wie in neuerer Zeit die sogenannte französische Mode alle Kleider nach demselben Schnitt formt, so hatte auch das Altertum eine solche Generaltracht seit Augustus. Es war die aus der griechischen und römischen Tracht hervorgegangene Kombination, welche alle bekannten Völker mehr oder weniger in ein und dieselbe Kleidung hüllte. Es war eine Uniform für die ganze damalige gebildete Welt; an den Ufern des Euphrat wie an denen des Duero und des Rheins, am Nil und an der Donau trug der Vornehme die römisch-griechische Tunika und den Mantel (Chlamys oder Trabea). Die Toga ging mit der römischen Tugend verloren; beide kamen seit dem Untergang der Republik abhanden.

Im Mittelalter trat sehr bald die byzantinische (neurömische) Tracht als die vorherrschende auf, und nachdem sie durch Verbindung mit den germanischen Elementen sich den nördlichen Völkern anbequemt hatte, entstand aus

ihr die sogenannte mittelalterliche Tracht, die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts sich bei allen westeuropäischen Völkern Geltung zu verschaffen wusste, so dass wir in ihr wieder eine Uniform vor uns haben. Von da an ist der Verkehr zwischen den Völkern des Westens so lebendig, dass sie fort und fort austauschen, und so auch die Tracht immer von dem einen zum anderen sich verpflanzt. Die Übereinstimmung wird von nun an eine bewusste oder mit Fleiss gesuchte: — es entstehen die Moden, d. h. jene kleinen Abänderungen, die dann sogleich aufs genaueste überall nachgeahmt werden, während man sich früher begnügt hatte in den Hauptzügen übereinzustimmen, in Nebendingen aber um so lieber der persönlichen Laune möglichst freien Spielraum liess.

Die Neuzeit versuchte durch die Reformation noch einmal die Völker zu Individuen auch hinsichtlich der Tracht zu machen. Aber es blieb beim kurzen Versuch. Kaum fünfzig Jahre währte die Spaltung zwischen deutscher, italienischer und spanischer Tracht — da strömten die einzelnen Gewässer wieder zusammen in einen Fluss: die spanische Tracht drang durch. Man wollte die Übereinstimmung: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ mochte Westeuropa denken. Vergeblich war auch der letzte grosse Riss, den die Geschichte mitten durch die Einigkeit führte: Der dreissigjährige Krieg selbst trennte zwar die Völker und wollte auch, wie es schien, die Trachten auseinander bringen aber umsonst! Es blieb nach wie vor; man fügte sich unter die gemeinsame Form. Wie sehr dieser Gedanke seit 300 Jahren bereits Wurzel gefasst hatte, konnte man daran sehen, dass eine so seltsame Tracht, wie die Alongeperücke Platz greifen konnte. Es war gleich eine starke Probe auf den Trieb nach Einigkeit, eine bedeutende Zumutung an den europäischen Gemeinschaftssinn, alle Köpfe nicht unter einen Hut, sondern unter eine Perücke zu bringen. Und doch geschah's. Und seitdem ist diese Übereinstimmung nicht mehr gestört worden, selbst nicht durch die Schrecken der Revolution von 1789. Europa wächst immer enger zusammen und seitdem in unserem Jahrhundert Dampfboote, Eisenbahnen und Telegraphen ihre Bande um die Länder schlingen und ihre Eisen- und Kupferfäden über den Boden weben, werden die Träume der Kosmopoliten immer mehr zur Wahrheit. Die Völker Europas tragen nicht nur eine Tracht: sie teilen auch ihre Schicksale. Die Missernten des einen Landes schaffen keine Hungersnot mehr, wie vor 400 Jahren; wenn der Westen Mangel leidet, hat der Osten Überfluss und teilt schnell mit. Wenn der Süden Knechtschaft duldet, leidet auch der Norden mit und ist dieser frei, wird auch jenem die Freiheit nicht lange fern bleiben. Die Trachten sind nur das Symbol der grossen Brüderschaft, die mehr und mehr sich zusammenzieht und muss auch bei einem Streite die „ultima ratio regum“ noch ihre Donnerstimme erheben, um zum Frieden zu mahnen, so bietet doch die heutige europäische Menschheit in ihrem inneren wie äusseren Zusammenhang ein so wunderbares grossartiges Bild, wie es nie zuvor in der Geschichte der Menschen sich dargestellt hat. Noch nie haben so viele und grosse Völker sich freiwillig wie heute zu gemeinsamen Zwecken der Wohlfahrt verbunden. Wenn im römischen Reiche grosse Unternehmungen durchgesetzt wurden, so war es ein Einzelwille, der alle zum Gehorsam zwang. Heute bieten sich die Völker aus freiem Antriebe die Hand. So haben Italiener, Schweizer und Deutsche im Jahre 1881 den Fuss des Gotthard mit einem Tunnel durchbrochen; so hatten bereits mehrere Jahre vorher Italiener und Franzosen den Mont Cenis durchbohrt! —

Wie viel bei diesem Prozesse die Tracht und die sie umspielende Mode mitgewirkt haben — wer will das entscheiden?! Aber jedenfalls weit mehr als man denken sollte. Schon Logau sagte: „Wie sich's wandelt aussen, wandelt sich's auch innen“ — und das hat seine Wahrheit. Man beobachte die jungen Rekruten. So lange sie noch ihre Bauernkittel tragen, fühlt sich Hans und Kunz als Hans und Kunz. Sobald sie aber jenen abgelegt und die Uniform angezogen haben kommt ein gewisses Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit über sie. Wie hier im kleinen, so bei den Völkern im grossen.

Die Mode muss dabei dem Geist der grossen Verbrüderung weit mehr dienen als sie will. Sie will eigentlich ihm zuwider streben, ihn beschädigen oder hemmen. Aber wer will in das grosse Schwungrad hindernd eingreifen? Jeder wird, sobald er naht, als mittreibende Kraft eingeflochten und mitgerissen. So die Mode. Sie kommt in ihrem Eigensinn mit dem Neuen, Auffallenden und — bricht dadurch nur Bahn für die nachfolgende Tracht, denn jede neue Zeit will auch ein neues Kleid. So ist die Mode nur der Vorläufer, der Fourier, der Quartier bestellt. Zugleich bleibt sie auch der Tracht stets zur Seite; sie ist der Hofnarr, der jene Herrscherin durch seine Spässe bei frischem Mut und wach erhält, wenn sie einschlummern will. Denn das Neue reizt — und wird ewig reizen, so lange dieses Geschlecht der Menschen die Erde bewohnt.

Und so weisen wir denn auch schliesslich den oft hingeworfenen Vorwurf zurück, dass unsere Zeit entartet sei darum, dass alle Welt sich nach Paris und seiner Mode richte. Unsere Tracht ist ja nicht die Erfindung der Pariser, denn an ihr haben Deutsche und Engländer ebensogut gearbeitet wie die Franzosen, — wie den Lesern aus unserer Darstellung einleuchten wird. Rock, Frack, Beinkleider und Weste sind die Resultate der letzten Jahrhunderte und aller Westeuropäer zugleich. — Zeigte das Altertum die verschiedenen Trachten vieler Völker, so zeigt dagegen die Neuzeit viele verschiedene Völker, darunter selbst die Japaner im äussersten Osten von Asien, in einer Tracht.

Das vorhin erwähnte Wort des alten Friedrich von Logau ist insofern gewiss zutreffend, dass die Veränderung im Äusseren eine innere Wandlung voraussetzen lässt, während umgekehrt, wie wir dort andeuteten, auch eine äussere Veränderung eine innere nach sich ziehen wird. Wenden wir dies aber auf die lange sechstausendjährige

Reihe der Trachten an, die an unseren Augen von den Ägyptern bis auf unsere Zeit vorübergegangen ist, so kommen wir zu einem sehr wunderbaren Schlusse.

Ursprünglich sind so viele Trachten auf Erden als Völker vorhanden sind, und innerhalb jedes Volkes unterscheiden sich wieder die einzelnen Stände durch besondere Abzeichen in der Tracht, z. B. schon bei den Ägyptern die Schreiber durch die Feder auf dem Scheitel, die Prinzen durch die Jugendlocke und dergleichen mehr, wie wir dies ja in jedem einzelnen Abschnitte berührt haben. Es trennt sich also durch die Tracht zunächst jedes Volk gänzlich von allen anderen Völkern und dann auch innerhalb jedes Volkes ein Stand vom anderen gleichfalls durch die Tracht. Diese ist also das Trennungszeichen der Völker und der Stände; die Unterscheidung ist eine ihrer ersten und wichtigsten Zwecke, denn schon ihre Vorläufer hatten dieses Ziel im Auge. Ehe noch irgend eine Kleidung, geschweige eine Tracht, vorhanden war, strebte der Mensch schon nach Unterscheidung; als er nur erst seinem, in bezug auf die Tracht ursprünglichsten und ältesten Triebe, der auch noch heute der mächtigste ist und wohl auch bleiben wird, dem Triebe, sich zu schmücken und zu putzen, also seiner Eitelkeit, folgte, da schon, als er nur durch Bemalen seines Körpers diesem Urtriebe Folge leistete, benutzte er die Farben und Linien seiner Tätowierung, um nicht nur seine Zugehörigkeit zu einem besonderen Stamme, sondern auch innerhalb desselben die Unterschiede des Standes zu bezeichnen, z. B. um den Häuptling und seine Familie von seinen Untergebenen zu unterscheiden. (Bei den Indianern Nordamerikas waren und sind noch heute die Häuptlinge und ihre Angehörigen durch besondere Tätowierung vor allen anderen Gliedern ihres Stammes ausgezeichnet. Ähnliches findet sich bei den Südsee-Insulanern.)

Diese Bemalung des Körpers ist zugleich ein Beweis dafür, dass die Eitelkeit oder Putzsucht früher als das Schamgefühl im Menschen erwacht, dass jene also ein noch mächtigerer Trieb ist als dieses, wozu übrigens auch das 18. und 19. Jahrhundert noch nicht arm an Beispielen sind: wir dürfen nur in nächster Nähe um uns blicken! — Wie manche Völker sind seit Jahrhunderten mit den Europäern in Berührung gekommen: — sie sehen also doch Kleidung an diesen! — ohne die geringste Neigung zu finden, ihre Nacktheit zu verhüllen.

Sobald aber das Gefühl der Scham im Menschen erwacht, greift er zur Hülle: es entsteht der Schurz, es entfaltet sich die Kleidung und wie wir bei den Ägyptern sahen, findet sich bald ein Gewandstück nach dem anderen. Durch die allgemeine Verwendung wird die Kleidung zur Tracht und noch mehr dadurch, dass auch schon an den einfachsten Hüllen sich allerlei Kennzeichen des Standes finden.

Mit der weiteren Ausbildung der verschiedenen Stücke der Tracht werden auch die Merkmale der Standes-Unterschiede zahlreicher und mannigfaltiger. Wie deutlich schieden sich die Stände im ganzen Altertum, ebenso das Mittelalter hindurch und noch bis ins 18. Jahrhundert! Wie sah man, auch bei den Griechen und Römern, schon von weitem, ob der Begegnende ein Adliger, ein Bürger oder ein Höriger sei! Ja, wie liess sich früher selbst das Handwerk des Bürgers schon von fern erkennen, da jede Zunft ihre besonderen Farben und Abzeichen trug und stolz darauf war, sie allein tragen zu dürfen.

Heute aber trägt sich Bäcker und Fleischer, Müller und Schornsteinfeger gleich. Der Feudalstaat ist — sogar in Japan — zertrümmert und mit ihm sind gleichzeitig auch die Unterschiede in der Tracht der verschiedenen Stände verschwunden. Dies ist so rasch aufeinander gefolgt, wie Blitz und Schlag. Wenn man nicht ohnehin wüsste, dass jenes zuvor geschehen musste, ehe die Tracht sich in solcher Weise ändern konnte, so könnte man in Zweifel kommen, welches von beiden früher eintrat. Wir erinnern hier an unsere Bemerkungen auf Seite 325 und die Klagen der damaligen Schriftsteller. Noch war die Revolution nicht ausgebrochen; es traten nur erst ihre leisen Andeutungen auf und schon erschien auch allerlei Bedenkliches in der Tracht. So sehr hält sie Schritt mit dem Leben und Schicksal der Völker.

Wenn im Altertum der König durch sein Gewand zu aller Zeit als solcher sich auszeichnete, wenn auch im Mittelalter dasselbe galt und sogar noch im 18. Jahrhundert die Herrscher durch die Tracht kenntlich waren, so ist dies heute in keiner Weise mehr der Fall, mögen sie nun in Kriegs- oder Friedenstracht erscheinen. Die Häupter der grössten Staaten der Erde, die Kaiser von Deutschland, von Österreich, von Russland, der Präsident der französischen Republik und der Vereinigten Staaten von Nordamerika: sie alle sind in ihrer modernen bürgerlichen (oder wie wir es bisher bezeichneten: Friedens-)Tracht in keiner Weise unterschieden vom geringsten Manne, wenn dieser sein Arbeitskleid ausgezogen und seine Sonntagskleider angelegt hat. Ebenso erschien die Königin von England, die mächtigste Herrscherin der Erde, wie jede andere vornehme Dame, ohne Abzeichen ihrer hohen Stellung.

Auch in der Kriegstracht unserer Zeit sind die Unterscheidungszeichen des Ranges auf das kleinste Mass zurückgeführt. Denn der Waffenrock oder die Uniform ist allen Kriegern, sowohl den Befehlshabern als der Mannschaft, gemeinsam; ebenso der Helm und die Mütze. In der deutschen Armee unterscheidet bei der Infanterie und Artillerie die Bewaffnung den Offizier vom Gemeinen; bei den Reitern ist auch diese bei beiden gleich und es bleiben hier nur noch jene kleinen Abzeichen des Ranges am Kragen und Achselstück, wie an der Schärpe, die für alle Waffengattungen gebräuchlich sind. Wer aber die verschiedenen Rangstufen der Befehlshaber zwischen Leutnant und Feldmarschall nach diesen Zeichen bestimmen will, der muss diese Zeichensprache besonders erlernt haben, denn es sind nur feine Unterschiede, welche sich der Betrachtung darbieten. Auch die Fürsten gehen nur in Generalstracht. Trägt aber der Kaiser Mütze und Mantel,

oder statt der Uniform den sogenannten Interimsrock, so ist er durch die Tracht nicht mehr zu unterscheiden vom untersten Leutnant.

Wie weit haben wir uns also auch auf diesem Gebiet von der Vorzeit entfernt! Wie war im Mittelalter die Rüstung der Fürsten durch ihre Kostbarkeit ein weithin sichtbares Zeichen von der Würde ihres Trägers! Wie erschien Karl der Kühne auf dem Schlachtfelde im Glanze der Edelsteine! Daneben denke man sich unseren Heldenkaiser bei Sadowa oder bei Sedan! Karl der Kühne in einem Hute, der durch seine Perlen und Edelsteine Hunderttausende wert war; Kaiser Wilhelm, dessen Heer wohl 40—50mal so gross war, in einer einfachen Mütze. Und so gibt der ganze Anzug vom Kopf bis zu den Füssen ein deutliches Bild des Gegensatzes zwischen damals und heute. — Wie waren schon die assyrischen Könige von ferne kenntlich durch ihre prächtige Ausrüstung! Da war gar kein Vergleich möglich zwischen der Tracht des Herrschers und der seines Kriegers, der uns heute so sehr leicht wird.

Seit den Landsknechten und seit dem dreissigjährigen Kriege hat diese Ausgleichung in der Kriegstracht sich angebahnt, die heute nun so weit gediehen ist, wie wir oben andeuteten. Was sich aber in der Tracht ausspricht, das hat sich innerlich bereits vollzogen, und vollzieht sich fort und fort. — Wie vor der oben erwähnten Zeit die Tracht den Befehlshaber sehr deutlich heraushob über seine Untergebenen, so war er auch durch die adlige Abstammung ohnedies über sie herausgehoben. Aber schon im dreissigjährigen Kriege, wo die Trachten aus ihren Grenzen wichen, war auch jener Unterschied der Geburt nicht mehr sicher vorauszusetzen. Derfflinger konnte Feldmarschall werden: das wäre vor dem 16. Jahrhundert wohl unmöglich gewesen. An diesem Beispiele, so vereinzelt es sein mag, fühlt man aber deutlich das Nahen einer neuen Zeit; er ist ihr Vorbote. Noch unter Friedrich dem Grossen mussten die Offiziere von Adel sein: heute — nur 100 Jahre später — sind in der deutschen Armee mehr bürgerliche als adlige Offiziere, und bei manchen Waffengattungen, z. B. bei der Artillerie und den Pionieren, verhältnismässig nur sehr wenig Offiziere von Adel.

Auch in der Regierung der Staaten, und zwar der monarchischen, ist es nicht mehr ausschliesslich der Adel, welcher die höchsten Stellen einnimmt, wie z. B. für Preussen die Namen der Minister seit den letzten 50—30 Jahren zur Genüge beweisen.

Es ist überall dieselbe Erscheinung: eine allgemeine Verwischung der Unterschiede und eine Vermischung der verschiedenen Stände. Alles fliesst ineinander; wie in einem grossen Strom vereinigen sich die einzelnen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft und gleichen sich aus.

Aber sind es wirklich alle Elemente?

Nein! Eins ist noch abgesondert und besteht für sich in der alten Form vorläufig fort; ein Stand fliesst noch nicht — von einzelnen Personen abgesehen, die wie einzelne Tropfen gegen einen Fluss gelten — mit dem grossen Strom der Ausgleichung zusammen; es ist der Stand oder die Klasse der Landleute. Der Landmann hält sich in ganz Europa fern von dem grossen Vereinigungsstrudel; er trägt auch noch überall seine eigene Tracht, sowohl in Deutschland als in Skandinavien, in Italien, Frankreich und Russland. Der Bauer macht also von der allgemeinen Regel bis jetzt eine Ausnahme, obgleich freilich zugestanden werden muss, dass er, wo er nahe an Städten wohnt, bereits bedenklich auf die schiefe Ebene der Mode lossteuert. Doch eine grosse Masse kommt nur langsam in Bewegung, und die Landleute sind ja freilich der grösste (d. h. zahlreichste) Teil des Staates. So hat's noch gute Wege. Denn es ist jedenfalls kein Glück zu nennen oder nicht als ein Heil zu betrachten, dass jener grosse Vorgang der Ausgleichung sich seit etwa 100 Jahren und immer rascher vollzieht. Es ist gut, dass nur die kleinere Zahl der europäischen und amerikanischen Weltbürger daran teilnimmt, nämlich nur die Bewohner der Städte. Und nur von ihnen also gilt alles, was wir bereits über Tracht und Mode im Vorstehenden gesagt haben, und noch weiterhin sagen werden. Wie ja auch überhaupt schon alle Betrachtungen über die Trachten der letzten 5—6 Jahrhunderte sich fast ausschliesslich auf die Städter beschränkten, und der Landleute nur dann und wann einmal flüchtig gedacht wurde, weil sie eben von dem bunten Entwicklungsgang der Mode und Tracht seit mehreren Jahrhunderten schon durch ihre frühere Hörigkeit völlig fern gehalten wurden.

Während also oben Wind und Wolken und Wellen sich in steter Bewegung befinden, liegt unten der Untergrund fest; während Adel und Bürger, die sich mit allerlei Luftgebilden befassen und denen manches zu Wasser wird, der Mode nachleben, sitzt der Landmann, der sich jahraus, jahrein mit dem Grund und Boden beschäftigt und ihn fest unter den Füssen behält, auch fest in seiner Art und Gewohnheit, und lässt die Mode ihre wundersamen Blasen treiben, die bald zerplatzen, und neuen Platz machen, die wieder zerspringen, und so Jahrhunderte hindurch ohne Ende. Er bildet den ruhenden Untergrund der Gesellschaft; er macht den Vorgang der Ausgleichung vorläufig noch nicht mit.

Würde auch er in die Bewegung hineingezogen, so würde eine allgemeine Gleichförmigkeit herrschen. Das ist aber direkt gegen die Natur, welche in allen ihren Schöpfungen nach Mannigfaltigkeit strebt. Darum ist jene grosse Vermischung aller Stände und Elemente nicht in jeder Hinsicht ein Glück zu nennen, wenn sie auch in vielen Beziehungen heilsam gewirkt hat. Auf Erden muss jedes Ding sein Mass haben, so auch dieser Vorgang! Und jedes Ding hat Licht und Schatten, hat seine guten wie seine schlimmen Seiten.

So fliessen nun heute innerhalb eines Volkes, das europäische Tracht hat, nicht nur alle Stände (die Landleute haben wir schon oben ein- für allemal ausgenommen) ineinander, sondern auch viele Völker untereinander sind sich völlig gleich in der Tracht.

Wenn die Sonne am Westrande des Stillen Ozeans aus den Wellen steigt, sieht sie bei den Japanern Rock, Weste und Beinkleid als Tracht der Männer, und während sich die Erde unter ihrem glühenden, alles erschauenden Blick hindreht, sieht sie dieselbe Tracht in Sibirien und im englischen Indien (wenigstens bei den Herren dieses Landes), dann in Europa, ebenso in Amerika von den Küsten des Atlantischen bis wieder zu denen des Stillen Ozeans — immer dieselbe Tracht. Sie könnte, wenn sie nicht alles längst gesehen hätte, fragen: „Ist das alles jetzt ein Volk? Denn ich sehe nur eine Tracht, und früher sah ich auf diesem Gebiete unzählige verschiedene! Wohin sind alle diese Völker gekommen?“

Und wir müssten antworten: An der Entstehung der Tracht waren drei Schwestern beteiligt, die sich höchst unähnlich sind: die Eitelkeit, die Scham und die Vorsicht. Die älteste der drei ist auch die mächtigste und rührigste. Sie war gewiss schon Jahrtausende tätig als Malerin und verteilte als solche ihre Standesauszeichnungen durch besondere Tätowierung, bevor ihre beiden Schwestern nur geboren wurden. Dann kam die Scham und lehrte den Körper verhüllen, und als später der Mensch in Gegenden kam, wo ihm das Wetter Gefahr drohte, da trat die Vorsicht auf und lehrte ihn sich zu schützen gegen dessen Einwirkungen. Bei allen Erfindungen aber, welche die beiden jüngeren Schwestern machten, hatte die ältere immer die Hand im Spiele und wusste überall ihren Einfluss geltend zu machen. Sie putzte schon das erste Gewand, den Schurz, mit bunten Fäden, mit glitzernden Muscheln oder Steinchen und dergleichen, und so hat sie diese Wirksamkeit ununterbrochen fortgesetzt bis heute, und wird es auch ferner, bis das Menschengeschlecht abstirbt und sie mit dem letzten Menschen untergeht. Scham und Vorsicht schufen bloss Kleidung: die Eitelkeit machte durch ihre Zutaten der Standeszeichen daraus die Tracht.

Da sie aber den Fluch ewiger Unruhe in sich trägt und nicht loswerden kann, so hat sie ihr eigenes Werk fortwährend zerstört und es durch den ewigen Wechsel der Mode endlich dahin gebracht, dass sie fast alle Trachten der Völker zusammengeschmolzen in eine, und die meisten der Völker in dieser vereinigt hat, so dass sie wie ein Volk erscheinen. In dieser Tracht hat sie auch alle Zeichen für Standesunterschiede vernichtet (in der Friedenstracht völlig, in der Kriegstracht bis auf kleine Merkmale), so dass es erscheint, als wären alle diese Menschen von Tokio über Petersburg und London bis New York und San Franzisko nicht nur eines Volkes, sondern unter sich auch an Stand und Würden völlig gleich.

So müssten wir antworten, und müssten mit einstimmen, wenn die Sonne sagen würde: „Eine seltsame Erscheinung!“ Denn das Wesen der Tracht ist ja, dass sie unterscheiden und trennen will, sowohl die Völker als innerhalb derselben die Stände. Aber abgesehen von den Chinesen, den meisten Mohammedanern und einigen anderen Völkern, hat die übrige Menschheit (der Städter) nur noch eine Tracht; sie wäre demnach nur noch ein Volk und nur ein Stand. Wenn es aber zuletzt dahin käme, dass alle eine Tracht trügen, dann gäbe es keine Tracht mehr, sondern nur noch eine Kleidung. — Doch, wie gesagt, das hat gute Wege! —

Wie das Christentum alle Menschen vor Gott gleich stellen will als seine Kinder, so hat die europäische Tracht (der Städter) in ihrer heutigen Entwicklung ein äusserlich ähnliches Ziel bereits erreicht. Sie stellt alle diese Menschen vor das Auge der Sonne so hin, als wären sie untereinander völlig gleich an Abstammung, Rang und Würde. Auch die Tracht kennt, wie die Religion, nur noch eine Klasse Menschen auf Erden.

Da aber die Natur die Menschen keineswegs alle gleich geschaffen, sondern sie in recht scharf gesonderte Gruppen geteilt hat, die sich schon durch die Farbe, durch das Haar, wie durch Gesichts- und Körperbildung gar sehr unterscheiden, so geht sonach die Tracht über die Natur bereits hinaus, indem sie gleich macht, was die grosse Meisterin ungleich schuf. So befördert sie die religiöse, wie die staatliche Idee von der Gleichheit der Menschen vor Gott und vor dem Gesetz, ohne es zu wissen oder zu wollen. So benutzt der Geist der Weltgeschichte die Tracht als Mitarbeiterin an einer hohen Kulturaufgabe, ohne dass sie es im geringsten ahnt, und so ist die Triebfeder, welche diese allgemeine Ausgleichung erzeugt, diese allgewaltige Kraft, die im Laufe der Zeiten die wahnsinnigsten Erscheinungen in der Tracht hervorgebracht hat, nämlich die Eitelkeit, zugleich eine Kraft, durch welche die Menschheit — trotz aller öfteren seitlichen Ablenkungen und Verirrungen durch dieselbe Kraft und ihre Dienerin, die Mode — doch ununterbrochen auf der Bahn der Gesittung vorwärts getrieben wird, von Jahrtausend zu Jahrtausend immer näher und näher den edelsten und höchsten Zielen unseres Lebens und Wesens! —

1. 2. Frau und Mann aus dem Volke. 3. 4. 5. Vornehme Frauen. 6. 7. Vornehme Männer. 8. Fächerträger des Königs. 9. Prinzessin. 10. Prinz. 11. König. 12. Priester. 13. Königin.

1. 2. 3. 4. 5. 6. Priester. 7. 8. 11. 12. Krieger. 9. König in Kriegstracht. 10. König im Zeremonienkleide.

1—3. Feldzeichen. 4—9. Waffen. 10—13. Zepter. 14. Hakenstock. 15—20. Gefässe. 21. 22. Schilde. 23. 24. Ringe. 25. Teile eines Halsbandes. 26. 27. Ohrringe. 28. Spiegel. 29. 30. 31. 34. 35. Musikinstrumente. 32. 33. Fächer. 36. Uräus. 37—39. Fussbekleidungen. 40. 41. Körbe. 42. Tisch. 43—46. Sessel.

1. Oberster Minister. 2. Volkstracht. 3. Schirmträger. 4. König. 5. Fächerträger. 6. Waffenträger. 7. 10. Hofbeamte. 8. 9. Priester. 11—15. Krieger. 16. König. 17. König in der Schlacht. 18. Des Königs Leibwache.

**Syrer:** 1. 2. 3. 4. 5. Frauen und Männer. **Hebräer:** 6. 10. 11. 12. Vornehme Männer. 7. 8. Jüdin und Jude niederen Standes. 9. Jüdischer Priester. 13. Hoherpriester im Ornat. 14. Hoherpriester am Versöhnungsfest.

**Nordisch:** 1—3. Steinhämmer. 4. 5. Lanzenspitzen aus Stein. 6. Metallaxt. 7. 8. Schwerter. 9. 10. Schilde. 11. 12. Metallhämmer. 13—15. Dolche. 16. Krone. 17. Messer. 18. 19. Lanzenspitzen. **Sarmatisch:** 20. Trompete. **Assyrisch:** 21. 22. Schwerter. 23. Köcher. 24. 25. 29. 30. Armspangen. 26. Fächer. 27. Diadem. 28. Gefäss. 31. 32. 34. 35. Ohrgehänge. 33. Tiara. 36. Thronsessel. 37. Fussbank. 38. Sessel. 39. Tisch. **Hebräisch:** 40. Siebenarmiger Leuchter. 41. Gefäss. 42. Trompete. 43. Tisch für die Schaubrote.

1. Schirmträger des Königs. 2. König. 3. 4. 5. 6. 7. Vornehme Perser. 8. 9. Krieger. 10. 13. Leibwache. 11. Vornehmer Krieger. 12. König im Kriegskleide.

**Sarmaten:** 1. 2. 3. 4. 10. 11. Krieger. **Dacer:** 5. 6. 7. Krieger. 8. 9. Frauen. 12. König.
**Skythen:** 13. 14. Krieger. 15. Fürst.

1. Reisekleidung. 2. 3. Frauen. 4. König. 5. 6. Brautpaar. 7. Korbträgerin bei dem Opferfest.
8. Priesterin der Ceres. 9. 11. Frauen. 10. Heerführer. 12. König.

1. Tänzerin. 2. 3. 4. 5. 9. 10. 11. 12. 13. Frauen. 6. 7. Schauspieler. 8. Flötenspielerin.

1. Philosoph. 2. Bürger. 3. Priester der Ceres. 4. 6. Priester des Bacchus. 5. Bacchantin. 7. Priesterin.
8. 9. 10. 11. 12. 13. Krieger.

1. 11. Frauen. 2. 3. Jungfrauen bei den gymnastischen Übungen. 4. 5. Männer aus dem Volke. 6. 7. 9. Krieger. 8. Tubabläser. 10. König. 12. 13. Trauernde Frauen.

1. Mann und 2. 3. Frauen aus der älteren Zeit. 4. 6. 7. Frauen. 5. 8. 9. Männer. 10. 11. Krieger.
12. 13. 14. Heerführer. 15. Vornehme Frau. 16. Vornehmer Mann.

1. 11. Fackeln. 2. Spiegel. 3. 4. 5. 7. Halsbänder. 6. 10. 13. Armspangen. 8. 9. Zepter. 12. Ohrring. 14. 17. Fächer. 15. 16. Trinkhörner. 18—21. Fussbekleidung. 22—29. Gefässe. 30. 31. Opfermesser. 32—34. 42. 43. Körbe. 35—41. Musikinstrumente. 44. Lager mit Tisch und Kandelaber. 45—47. Sessel. 48. Sonnenschirm.

1. 2. 3. Krieger. 4. Priester. 5. 8. 11. Vornehme Männer. 6. 7. 9. 10. 12. 13. Frauen.

1. 2. Landleute. 3. 4. Reisetracht. 5. Patrizier. 6. Opferdiener. 7. Opferknabe. 8. Flamen Dialis, Priester des Jupiter. 9. Oberpriester. 10. Öffentlicher Redner. 11. Senator. 12. Bürger späterer Zeit. 13. Ritter.

1. 2. 3. 4. 8. Soldaten. 5. Feldzeichenträger. 6. Hornbläser. 7. Hauptmann. 9. Schleuderer. 10. Liktor.
11. Heerführer. 12. Triumphator. 13. Magistratsperson. 14. Offizier.

1—15. Römische Frauen.

1. Feldherrnrüstung. 2. 3. 4. Schilde. 5. Rüstung mit Ehrenabzeichen. 6. Helm eines Heerführers. 7. 8. Fingerringe. 9. Fasces. 10. 11. 12. 13. Feldzeichen. 14. Axt. 15. Hammer. 16. Schleuder. 17. 18. Schwerter. 19. Opfermesser. 20. Opferbeil. 21. Messer. 22. Köcher und Bogen. 23. Trompete. 24. 27. 28. Fussbekleidungen. 25. Kurulischer Stuhl. 26. Stab der Auguren. 29. Halskette. 30. 31. 32. Nadeln. 33. Fibula. 34. Opferkästchen. 35. 36. Tische. 37. Tintenfass. 38. Pergamentrolle. 39. Behältnis zu den Rollen. 40. Schreibtafel. 41. Schreibstift. 42. Rohrfeder. 43. Lyra.

1. Romanisierter Gallier. 2. 10. 12. Gallier. 3. Priesterliche Tracht. 4. Druide im Richterkleide. 5. 6. Britische Frauen. 7. 8. Germanen. 9. Druide. 11. Boadicea, britische Heerführerin.

1. Totengräber in den Katakomben. 2. 3. Frauen. 4. Priester. 5. 6. 7. Frau mit Kindern. 8. Soldat.
9. 10. 12. Römische Frauen. 11. Römer.

1. 3. Krieger. 2. König, 750. 4. 5. 6. 7. 8. 10. Vornehme Männer. 9. Bischof in Haustracht, 1000.
11. Heerführer, 975. 12. König, 966. 13. Vornehme Frau, 850. 14. Bischof, 900.

1. Theodosius, 379. 2. Seine Gemahlin Aelia Flacilla. 3. Konsul, 428. 4. Heraklius, 641. 5. Justinian, 565. 6. 12. Vornehme Männer 7. Theodora, Kaiserin. 8. 9. 10. Vornehme Frauen. 11. Maximianus, Bischof. 13. Justinian. 14. Geistlicher. 15. Phocas, 610. 16. Justinian II., 711.

1. 2. Krieger, 800. 3. Nicephorus I., 811. 4. 8. Vornehme Männer. 5. Waffenträger. 6. 9. Basilius, 886. 7. Bischof. 10. Kaiserin. 11. Kaiser. 12. Basilius II., 1025.

1. 2. Leute der niederen Stände. 3. 4. Vornehme Bürger. 5. 6. Vornehme Frauen. 7. Diener. 8. Franke in Waffen.
9. Burgundischer König. 10. Klothilde, fränkische Königin. 11. Clodwig, König der Franken, 481—511.
12. Fredegunde, 568. 13. Clotar, 511.

1. Vornehmer Mann. 2. 3. 5. 6. 7. Fürstinnen und vornehme Frauen. 4. 10. Krieger. 8. Benediktinermönch. 9. Kaiserin, 800. 11. Fürstin. 12. Karl der Grosse.

1. 2. 3. 5. 9. Krieger. 4. 13. 14. Vornehme Männer. 6. 12. Vornehme Frauen. 7. Geistlicher.
8. 10. 11. Karl der Kahle.

**Frühchristlich:** 1. 5. 6. Lampen. 2. 4. Phiolen. 3. Taufstein. 7. 8. 9. Kelche. **Fränkisch:** 10. Leier (7. Jahrhundert). 11. 12. Leier und Harfe (9. Jahrhundert). 13. Hand der Gerechtigkeit. 14. Krone Karls des Grossen. 15. Rauchfass. 16. Schwert Childerichs. 17. 21. Schwerter Karls des Grossen. 18. Horn. 19. 20. Gefässe. 22. Thron Karls des Kahlen. 23. Sessel. **Angelsächsisch:** 24. Trompete. 25. 27. Harfen. 26. Schwert. 28. Leier. 29. Zepter. 30. Fahne. 31. Pfeil. 32. Bogen. 33. 35. Schilde. 34. Köcher. 36—39. Lanzenspitzen. 40. Streitaxt. **Byzantinisch:** 41. Leuchter. 42. 43. Thronsessel.

1. Mann aus dem Volke. 2. Vornehme Frau. 3. König. 4. 5. 6. Krieger. 7. Frau. 8. Vornehmer Mann.
9. Fürstin. 10. Diakonus. 11. Bischof. 12. Vornehme Frau. 13. König.

1. 2. Krieger. 3. 4. 5. 6. 7. Fürsten und Edle, 1100. 8. Kaiser Heinrich II., 1024. 9. Kunigunde, seine Gemahlin. 10. 11. Fürsten. 12. Bischof (12. Jahrh.). 13. Gegenkönig Rudolf von Schwaben, 1080.

1. 2. Bischöfe. 3. 4. Krieger. 5. 6. 7. Volkstracht. 8. 9. Vornehme Männer. 10. Vornehme Frau. 11. Graf. 12. Königin Mathilde. 13. Vornehmer Mann. 14. König Heinrich I., 1031. 15. Ritter vom ersten Kreuzzuge.

Kaiser Friedrich Barbarossa, † 1190. 2. Fürstin. 3. Gemahlin Heinrich des Löwen. 4. 5. 6. 8. Edle. 7. König. 9. Bischof. 10. 11. 12. 13. 14. Krieger. 15. 16. Fürstliche Frauen.

1. Hirt. 2. Vornehmer Mann. 3. Pilger. 4. 5. 6. 7. 8. Krieger. 9. Vornehmer Mann. 10. Vornehme Frau.
11. 12. König Richard Löwenherz. 13. 14. Ritter. 15. Königin. 16. 17. Vornehme Frauen.

1. 2. Landleute. 3. Vornehmer Mann. 4. 5. 6. 7. Vornehme Frauen. 8. Krieger. 9. Pilger. 10. Königin. 11. König. 12. Volkstracht. 13. 14. 15. Ritter.

1. 2. Musikinstrumente (1000). 3—11. Musikinstrumente (1100). 12. Horn. 13. Normännische Armbrust. 14. Bischofsring. 15. Bischofsstab. 16—18. Schilde. 19. Dolch. 20. Schwert. 21. Fahne. 22. Messer und Gabeln. 23. Kanne. 24. Becher. 25. 26. Normännisches Zepter. 27. 28. Normännischer Reichsapfel. 29—32. Sessel. 33. 34. Betpulte. 35. Tisch. 36. Bett.

1. 4. Ritter. 2. Arzt. 3. Falkenjäger. 5. 6. Juden. 7. Ordensritter der Deutschherren. 8. 9. 10. 11. Vornehme Frauen. 12. Kaiserin Anna, † 1281. 13. Herzog Heinrich von Breslau. 14. 15. 16. Grafen. 17. Kaiser Friedrich II, † 1250.

1. Dominikaner. 2. Augustiner. 3. Franziskaner. 4. Dominikanerin. 5. Kardinallegat. 6. Bischöfliche Reisetracht. 7. 15. 17. Vornehme Venetianerinnen. 8. Vornehme Italienerin. 9. Vornehmer Venetianer. 10. Volkstracht. 11. Krieger. 12. 13. 14. Päpste, 1000, 1100, 1200. 16. Doge von Venedig.

1. 2. 3. 4. Krieger. 5. Jäger. 6. Narr. 7. 8. 9. 13. Vornehme Frauen. 10. König Johann (1216). 11. Templer. 12. Ritter. 14. Bischof.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Bürgerliche Tracht. 8. 12. 13. 15. 17. Vornehme Frauen und Fürstinnen. 9. Karthäuser. 10. Religiose zu la Trappe. 11. 14. 16. Vornehme Männer. 18. 19. Ritter.

**1200:** 1. Oriflamme. 2. 3. Standarten. 4. Kastilianische Fahne. 5—16. Helme. 17. Krone. 18. Bischofsstab. 19. Rauchfass. 20. Bogen, Pfeil und Köcher. 21. Harfe. 43. Bischofsring. 49. Thronsessel. **1300:** 22. 23. Trompeten. 24. 25. 27. Trinkgefässe. 26. Kanne. 28. 29. 30. 31. 34. Schwerter. 32. Harfe. 33. Pauken. 35. 38. 39. 40. 42. Helme. 36. Fahne. 37. Dolch. 41. Päpstliche Tiara. 44. Sporen. 45. Falkenkappe. 46. 48. Sessel. 47. Tisch. 50. Schreibpult. 51. Pontifikatkreuz.

**Spanisch:** 1. 2. Jäger. 3. 4. 5. 11. 12. Vornehme Männer. 6. 7. 10. Vornehme Frauen. 8. 9. Ritter.
**Maurisch:** 13. 18. Krieger. 14. 15. 16. 17. Könige von Granada.

1. Papst. 2. Kardinal. 3. Erzbischof. 4. 9. Bürger. 5. 6. 7. 8. Vornehme Männer. 10. Sbirre (Tracht der Landleute). 11. 12. 13. Ritter. 14. Soldat. 15. Bernabo Visconti, 1385. 16. Venetianischer Krieger. 17. Römischer Senator. 18. Doge von Venedig.

1. Cimabue (bürgerliche Tracht). 2. 3. 7. Vornehme Männer. 4. Doge von Venedig. 5. Petrarca. 6. 12. Laura. 8. Magistratsperson. 9. 10. 11. 13. 14. 15. 16. Vornehme Frauen. 17. 18. 19. Frauen der mittleren und niederen Stände.

1. 2. Vornehme Frauen. 3. 4. Vornehme Männer. 5. Bewaffneter Bürger. 6. 7. Handwerker. 8. Ritter. 9. Landgraf von Thüringen. 10. Graf. 11. Günther von Schwarzburg, 1349. 12. Ludwig der Bayer, 1347. 13. Königin. 14. Vornehme Frau.

1. Landgraf von Thüringen. 2. 8. 9. 10. 13. Ritter in Kriegstracht. 3. 4. Kriegsvolk. 5. 11. Vornehme Männer. 6. 7. 12. Vornehme Frauen.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Bürger. 8. 9. 10. Bürger und Edle. 11. 14. 17. 19. Vornehme Männer. 12. Sergens d'armes. 13. Herzog von Burgund. 15. Ritter. 16. König. 18. Fürst.

1. Ritter, 1333. 2. Armbrustschütze, 1376. 3. Ritter. 4. Volkstracht. 5. 6. Hoftrachten. 7. Vornehmer Mann, 1377. 8. Bürger. 9. Lord, 1392. 10. Ritter, 1377. 11. Lady. 12. Eduard der schwarze Prinz. 13. Königin Philippa, 1369. 14. Eduard III, 1377.

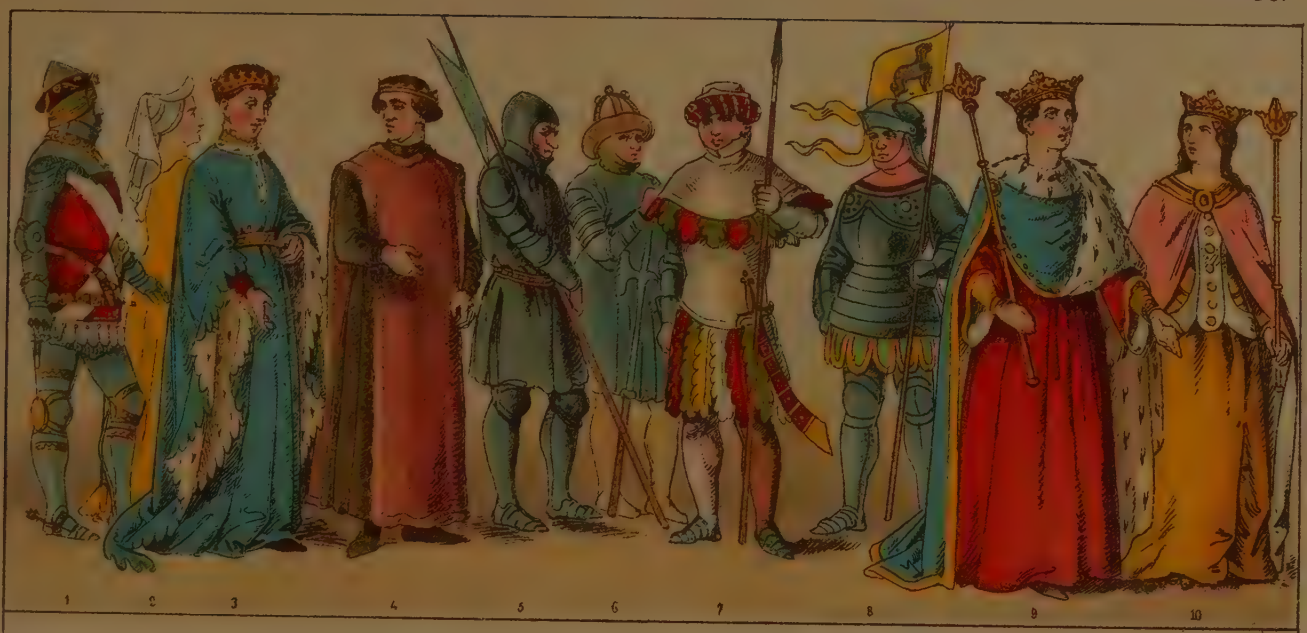
1. 2. 10. 12. 17. Königinnen und Fürstinnen. 4. 6. 9. 11. 13. 14. 15. 16. 18. Vornehme Frauen. 3. 5. 7. 8. Bürgerliche Frauentracht. 19. 20. 21. Isabeau de Bavière, Gemahlin Karl VI. und Frauen ihres Gefolges.

1. 4. Vornehme Frauen. 2. 3. 12. 15. 17. 18. Vornehme Männer. 5. Kaiser Sigismund. 6. Geistlicher Kurfürst. 7. Herzog von Bayern. 8. 9. Würdenträger. 10. 11. Juden. 13. 14. 16. Ritter.

1. Ratsherr. 2—17. Patrizier. 18. Ritter.

1. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 15. 16. 17. 19. 20. 21. Bürgerliche Frauentrachten. 6. Herzogin.
14. 18. Edelfräulein.

1. Narr. 2. Ritter. 3. Gerichtsdiener. 4. Bürger. 5. Zimmermann. 6. Bäuerin. 7. Bauer. 8. Kanonikus.
9. Rektor einer Universität. 10. Bischof. 11. 12. Ritter. 13. Armbrustschütz. 14. Bogenschütz. 15. 16. Kurfürsten.



1. Ritter, 1417. 2. Vornehme Frau. 3. Heinrich V. 4. Graf. 5. 6. 7. Soldaten. 8. Ritter. 9. 14. Heinrich VI., 1445. 10. 16. Margarethe, seine Gemahlin. 11. Ritter, 1450. 12. Kriminalrichter. 13. 15. 17. Hofleute Heinrich VI.

1. Ritter des Hosenbandordens. 2. 3. Krieger. 4. 5. Diener. 6. Bürger. 7. Bürgerliche Frauentracht. 8. Minstrel. 9. Vornehme Frau. 10. Richard III. 11. Margarethe von Schottland. 12. Ritter. 13. Graf von Warwik.

1. 3. 7. 9. Bürger. 2. Karl VII. 4. 5. Vornehme Männer. 6. Gelehrter. 8. Page. 10. Herold. 11. 12. Fürsten.
13. Ritter des goldenen Vliesses. 14. 16. 19. Fürstinnen. 15. Bürgersfrau. 17. König.
18. Philipp der Gute, Herzog von Burgund.

1. 2. Armbrustschützen. 3. 4. Ritter. 5. Witwentracht. 6. 7. 8. 9. 11. 13. 16. Vornehme Männer. 10. Bürger. 12. 14. 15. Vornehme Frauen.

1. Venetianer. 2. 3. Florentiner. 4. 6. Pagen. 5. 7. Junge Italiener. 8. Podesta. 9. Gelehrter.
10. Florentinische Magistratsperson. 11. Senator von Venedig. 12. Page. 13. 14. Vornehme Männer.
15. 16. Vornehme Venetianer. 17. Junger Mann. 18. Page.

1. Papst. 2. Papst in Hauskleidung. 3. 4. Kardinäle. 5. Kanonikus. 6. Vornehmer Venetianer. 7. Bürgersfrau.
8. Bauer. 10. Königin von Cypern. 9. 11. 12. 13. 14. Vornehme Frauen.

1. König Ferdinand I., † 1416. 2. König Heinrich IV., † 1474. 3. 4. Prinzessin und Gefolge. 5. 11. Ritter. 6. Prinzessin. 7. 16. Ferdinand der Katholische. 8. 10. Vornehme Männer. 9. Hofdame. 12. Soldat. 13. 14. Vornehme Frauen. 15. Graf. 17. Königin Isabella.

1. 2. 3. 10. 11. 12. Russische Krieger. 4. 5. Russische Grosse. 6. Zar. 7. 8. 9. Vornehme Ungarn.
13. Böhmischer Krieger.

1—7. Helme. 8—15. Streitäxte, Partisanen, Streitkolben. 16. Armbrust. 17. 18. 19. Schwerter. 20. 21. 22. Schilde. 23. Sporen. 24—29. Musikinstrumente. 30. Goldenes Vliess, 1430. 31. Trinkgefässe. 32. Wiege. 33. Bett. 34. 35. Sessel. 36. Tisch. 37. Thronstuhl. 38. Truhe.

1. 2. 13. 14. Patrizier. 3. 4. Krieger. 5. Kurfürst. 6. Dr. M. Luther. 7. Gelehrter. 8. Trauernder. 9. Jude.
10. Ritter. 11. Jäger. 12. Kaiserlicher Herold.

1. 2. 5. Ritter. 3. 4. 6. 7. 8. Vornehme Bürger- und Hoftracht. 9. 12. 13. Soldaten. 10. Fähnenträger. 11. Tambour.

1—17. Frauen verschiedener Stände.

1. 2. 3. 4. 5. 6. Bauern vom „Bundschuh". 7. Bäuerin. 8. 9. Musikanten. 10. 12. Bürger. 11. Kurfürst Johann Friedrich. 13. Bischof. 14. Ritter. 15. Narr. 16. Georg Frundsberg, Feldhauptmann Karl V. 17. Vornehmer Mann. 18. Jäger.

Frauen aus: 1. 9. 13. 14. Nürnberg. 2. 5. 7. 8. Meissen. 3. 11. Schwaben. 4. 10. Frankfurt. 6. Cöln (Magd). 12. Böhmen. 15. Schlesien. 16. Braut aus Cöln. 17. Augsburg.

1. Soldat. 2. Bewaffneter Bürger. 3. Fähnrich. 4. Feldgerichtsschreiber. 5. Schanzmeister. 6. Trompeter.
7. Hauptmann. 8. Edelmann. 9. Ritter. 10. Fähnrich. 11. Markgraf von Brandenburg.

1. Admiral d'Amboise. 2. Anna von Bretagne, † 1514. 3. Jäger. 4. Garde du Corps. 5. Edelmann. 6. Bürger. 7. Hofdame. 8. Gelehrter. 9. Richter. 10. 13. Franz I., † 1547. 11. Eleonore von Österreich. 12. Königin Claude, † 1524.

1. Katharina von Medicis, † 1589. 2. Vornehmer Mann. 3. 4. Vornehme Frauen. 5. Edelmann. 6. Musketier. 7. Soldat. 8. Offizier. 9. 10. 11. Schiffer und Frauen, Tracht der niederen Stände. 12. Elisabeth, Tochter Heinrich II., dritte Gemahlin Philipp II. von Spanien. 13. Heinrich II., † 1559. 14. Gemahlin Karl IX. 15. 16. Karl IX., † 1574.

1. Garde unter Karl IX. und Heinrich III. 2. Schweizergarde. 3. Soldat. 4. 5. Hoftrachten. 6. Luise von Lorraine, Gemahlin Heinrich III. 7. Kanzler. 8. Präsident des Parlaments. 9. Doktor der Medizin. 10. Margarethe von Lorraine. 11. Heinrich III., † 1589. 12. 13. Hoftrachten zu Heinrich IV. Zeit am Ende des Jahrhunderts. 14. Heinrich IV. um 1600.

1. Ferdinand Cortez, † 1547. 2. Don Luis Quijada, General Karl V., † 1570. 3. Don Juan d'Austria, † 1578. 4. Herzog von Alba, † 1582. 5. Edelmann. 6. Jesuit. 7. Soldat. 8. Biskayischer Bauer. 9. Volkstracht. 10. Rüstung Herzog Albas. 11. Ritter des Ordens St. Jakob. 12. Philipp II, † 1598. 13. Maria von Portugal, erste Gemahlin Philipp II.

1. 2. 3. Leute der höheren Stände. 4. 5. Bürger. 6. Ritter. 7. Kanzler Thomas Morus, 1535. 8. Graf von Surrey, 1540.
9. Soldat. 10. Anna Boleyn, 1536. 11. Heinrich VIII. 12. Johanna Seymour, 1537. 13. Catharina Parr, 1548.
14. Prinzess Elisabeth, 1545. 15. Eduard VI., 1553. 16. Maria Tudor, 1558.

1. 3. Soldaten. 2. Vornehme Frau. 4. 5. Trabanten. 6. Bischof. 7. Lord Major. 8. 9. Lords. 10. Elisabeth. 11. Ritter des Hosenbandordens.

1. Russischer Kaufmann. 2. 3. Russische Grosse. 4. 5. Strelitzen. 6. 7. 13. Ungarische Anführer. 8. Ungarischer Fürst. 9. Polnischer Grosser. 10. Russischer Krieger. 11. König von Polen. 12. Polnischer Hetmann. 14. 16. Ungarische Krieger. 15. Ungarischer Fürst.

1. 2. Frauen aus dem Volke. 3. Priesterin. 4. König. 5. 6. 7. 8. Krieger. 9. Oberpriester des Kriegsgottes. 10. Priester desselben. 11. 16. Vornehme Männer. 12. Anführer. 13. 14. Krieger. 15. Fahnenträger.

**Maurisch:** 1. 6. 7. 8. Weiber. 2. 4. 9. Männer. 3. König. 5. Knabe. **Türkisch:** 10. 11. 12. Höhere Staatsbeamte. 13. Mädchen. 14. Trabant. 15. Janitschar. 16. Sultan. 17. Sultanin. 18. Vornehme Frau.

1. 8. Vornehme Männer. 2. Päpstliche Pontifizialtracht. 3. Bischof. 4. Kardinal. 5. Prokurator von St. Markus. 6. Gemahlin des Dogen. 7. 11. 16. Kardinal in der Haustracht. 9. 10. Doge. 12. Vornehme Frau. 14. Päpstliche Haustracht Julius II. 13. 15. Vornehme Frau mit ihrem Sohne.

Vornehme Frauen. 11—15: 1500—1550. 1—10: 1550—1600.

1—7. Helme. 8. Englische Krone. 9. Deutsche Kaiserkrone. 10. Französische Krone. 11. Spanische Krone. 12. Landsknechtsschwert. 13—16. Schwerter. 17—23. Hellebarden, Lanzen und Kolben. 24. Ordenskette des goldenen Vliesses. 25. Orden des heiligen Geistes. 26. Ordenskette des Hosenbandordens. 27. Hosenbandorden. 28. Muskete. 29—35. Musikinstrumente. 36. Tintenfass. 37. Tragbares Schreibzeug. 38. Federn. 39. Brief. 40—45. Trinkgefässe. 46. Schüssel. 47. Frauentasche. 48. Truhe. 49—51. Sessel. 52—54. Tische. 55. Bett. 56. Wiege.

1. Kasula, 10. Jahrh. 2. 6: 11. Jahrh. 3: 14. Jahrh. 4: 15. Jahrh. 5: noch gegenwärtig. 7. Dalmatika, 15. Jahrh. 8. Tunicella, 12. Jahrh. 9. Alba, 14. Jahrh. 10. Humerale, seit 11. Jahrh. 11. 12. Mitra, 11. Jahrh. 13: 12. u. 13. Jahrh. 16: 13. Jahrh. 14: 14. Jahrh. 15: 15. Jahrh. — Auf dem Helm befestigt. 17: 13. u. 14. Jahrh. 18: 15. Jahrh. 19. Schuhe, 12. Jahrh. 20: 13. Jahrh. 21. Strümpfe, 12. Jahrh. 22. Stola, 12. Jahrh. 23: 14. Jahrh. 24. Manipel, 13. Jahrh. 25. Zingulum, 15. Jahrh. 26. Pallium, 17. Jahrh. 27. Handschuhe, 12. u. 13. Jahrh. 28: 14. u. 15. Jahrh. 29: 16. Jahrh. 30. 31. Ring: 12. u. 13. Jahrh. 32. Brustkreuz, 15. Jahrh. 33. Hirtenstab, 10. Jahrh. 34. 35. 36: 11. Jahrh. 37: 12. Jahrh. 38. 39: 14. Jahrh. 40. Der Bischof, mit allen Pontifikalien bekleidet.

1. Tiara des Papstes, 11. Jahrh. 2. 3. 4. 5: 12. Jahrh. 6: 14. Jahrh. 7: 16. Jahrh. 8. 9. Pontifikal-Kreuze. 10. Kalotte, 15. Jahrh. 11. Pileus, 15. Jahrh. 12. Biret, 16. Jahrh., Kardinal. 14: Ende 15. Jahrh., Kardinal. 15: Ende 15. Jahrh., Bischof. 13. Hut des Kardinals, Ende 16. Jahrh. 16. Soli Deo. 17. Pluviale oder Cappa choralis, seit d. 12. Jahrh. 18: Ende 13. Jahrh., Priester. 19: 15. Jahrh., Bischof. 20: Noch gegenwärtig, Bischof. 21: 15. Jahrh., Bischof. 22: 15. Jahrh., Vorsänger. 24. Manteletta. 25. Der Papst. 23. 27. Cappa magna der Kardinäle. 26: des Bischofs. 28. Kardinal. 29. Prälat mit der aufgeschleiften Cappa magna.

1. 2. 3. 4. Rationale, vom 12.—14. Jahrh. 5. Pektorale, im 12. u. 13. Jahrh. 6. 7. 8. Almutium, im 14. Jahrh. 9. Hut des Bischofs, 16. Jahrh. 10. 11. 12. Kappen, Profangebrauch der Bischöfe und Kardinäle. 13: bei Trauerfeierlichkeiten. 14. Ministranten, 15. Jahrh. 15: gegenwärtig. 16. Domherr, in Chorrock und Almutium, 15. Janrh. 17: 16. Jahrh. 18. Priester, in Chorrock und Soutane. 19. Bischof, in der Zimarra. 20. Priester, in der Soutane. 21. Bischof, in Profangewändern. 22: in der Haustracht. 23. Abbé, unter Ludwig XVI.

1. Doppelsöldner. 2. Handschütz. 3. Artillerist. 4. Arquebusier. 5. Hauptmann. 6. Standartenträger. 7. 8. Dragoner. 9. Fähnrich. 10. 11. 12. Musketiere. 13. 14. Kürassiere. 15. Wallenstein, Generalissimus. 16. Octavio Piccolomini.

1. 2. 3. 4. 6. 8. 9. Vornehme Männer. 5. Protestantischer Geistlicher. 10. Vornehme Frau aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. 11. Vornehmer Mann, Mitte des Jahrhunderts. 7. 12. Vornehme Frauen in Trauer, zweite Hälfte des Jahrhunderts. 13. Vornehmer Mann, Ende des Jahrhunderts.

1. 2. 3. Kroaten. 4. Österr. Kürassier 1683. 5. Österr. Infanterist, 1670. 6. Österr. Artillerist, 1671. 7. Brandenburgischer Dragoner, 1688. 8. Brandenburgischer Infanterist, 1683. 9. 10. 11. 12. 15. 16. 17. 19. Polen. 18. König Johann Sobiesky. 13. Schwede. 14. Gustav Adolph, † 1632.

1. Prinz von Wales. 2. 7. 13. Lords. 3. Vornehme Frau. 4. Henriette, Gemahlin Karls I. 5. 6. Kinder Karls I. 8. Karl I. 9. 10. 11. Soldaten. 12. Kanzler.

1. 2. Maria v. Medicis. 3. Page. 4. Frau des Mittelstandes. 5. Bürger. 6. 7. Soldaten. 8. 10. 11. 12. Kavaliere. 9. Vornehme Frau.

1. 2. 3. 5. 6. 7. 8. 14. Herren und Damen vom Hofe. 4. Kardinal Mazarin. 9. Soldat. 10. Bauer. 11. Philipp von Orleans, Herzog von Chartres, 1660. 12. Maria Theresia, Königin von Frankreich, 1666. 13. Ludwig XIV., 1660.

1. Kürassier. 2. Grenadier. 3. Gardist. 4. 12. Ludwig XIV, 1680. 5. 11. Vornehme Damen. 6. Vornehme Dame im Negligée. 7. Bürger. 8. Abbé. 9. Diener. 10. 13. 14. Hofmänner.

1. 2. 8. 9. 10. 13. 14. Soldaten. 3. 4. 5. 6. Bauern. 7. 11. Vornehme Männer. 12. Trompeter.

1—18. Frauen verschiedener Stände.

**1600:** 1. 2. 3. 4. 9. 10. Schwerter. 5—7. Helme. 8. 11. 15. Partisanen. 12. Halsberge. 13. Karabiner. 14. Pistole. 16. Vase. 17. Gitarre. 18. 20. 21. Schränke. 19. Sekretär. 22. 23. 25. Stühle. 24. Tabouret. 26. 28. Tische. 27. Kommode. 29. Uhr. 30. Bett. **1700:** 31. Bett. 32. Toilette. 33. 34. Sessel. 35—37. Tische. 38. Sofa. 39. Spiegel. 40. 43. 46. 48. 49. 50. Stühle. 41. 42. 62. Uhren. 44. 45. Sofas. 47. 63. Wandschirme. 62a. Tasse. 51. 53. 57. 58. Tische. 52. 55. Sessel. 56. Piano. 59. Kommode. 54. Leuchter. 60. Eckschrank. 61. Schrank.
**1700—1800:** 64. 72. Sofas. 65. 67. 68. 69. 70. Stühle. 66. Bücherschrank. 71. Tisch.

1. 3. Bauern. 2. Reisetracht. 4. Evangelischer Geistlicher. 5. Amtstracht. 6. Bischof. 7. 8. Bürger.
9—19. Bürgerliche Frauentrachten.

Englisch. 1. 2. 3. 8. Bürgerliche Frauentrachten. 4. 5. Vornehme Männer. 6. 9. 10. Vornehme Frauen. 7. Knabe.
Schottisch. 11. Vornehme Frau. 12. Clan. 13. 14. 15. Clansmänner und Knabe.

1. Österr. General, 1700. 2. Österr. General, 1770. 3. Österr. Grenadier, 1748. 4. Brandenburgischer Kürassier, 1700. 5. Preuss. Infanterie-Spielmann, 1704. 6. Preuss. Artillerist, 1709. 7. Preuss. Grenadier, 1756. 8. Preuss. Infanterist, 1741. 9. Husar. 10. Dragoner-Offizier. 11. Kürassier-General. 12. Friedrich II. 13. General Zieten. 14. Infanterie-Offizier (Garde).

1. Palastwache, 1724. 2. 3. 5. Gardisten unter Ludwig XV. 4. Offizier. 6. General. 7. Reg. de Poitou.
8. Palastwache, 1772. 9. 10. 11. 12. Vornehme Männer.

1—6. 9—14. Vornehme Frauentrachten. 7. 8. Bürgerliche Trachten.

1. Verkäuferin. 2. Bäuerin. 3. Vornehme Dame, 1755. 4. 5. Ball- und Maskentracht. 6. 7. 8. Promenaden- und Haustrachten, 1770. 9. 10. 11. 12. Vornehme Damen, 1780. 13. 14. Damen, 1785. 15. Dame, 1790.

Unter Ludwig XV.: 1. Abbé. 2. Herr in der Haustracht. 3. Bürger. — Unter Ludwig XVI.: 4—10. Herren, 1785. 11. Offizier der Schweizergarde. 12. Oberst der Dragoner. 13. Garde-Grenadier. 14. Offizier der Husaren. 15. Linien-Infanterist. 16. Gardedukorps.

1. 2. 3 Damen, 1790. 4. Bürgerliche Frauentracht, 1795. 5. 6. 7: desgleichen, 1799. 8. Bürger, 1790. 9. Mitglied des Direktoriums. 10. 11. Bürger, 1793. 12. Grenadier, 1793. 13. General, 1794. 14. Garde, 1794. 15. Dame. 16. 17. Stutzertracht (Incroyables), 1795. 18. Herr, 1804.

**Französisch:** 1. Grenadier der Kaisergarde, 1809. 2. Karabinier, 1812. 3. Chasseur. 4. General, 1810. 5. Linien-Infanterist. 6. Offizier der Dragoner.
**Österreich:** 7. Feldmarschall, 1809. 8. Ungarischer Infanterist, 1815. 9. Grenadier, 1813. 10. Ulan, 1809.
**Preussisch:** 11. Kürassier, 1814. 12. Ulan. 13. Dragoner. 14. Linien-Infanterist. 15. Husar. 16. General. 17. Schlesischer Landwehrmann. 18. Landwehr-Kavallerist.

1. Kaiserin Josephine. 2. Napoleon I. im Krönungsornat, 1804. 3. Minister, 1806. 4. Hofdame, 1808. 5. Herr, 1807. 6. Herr, 1812. 7. 8. Damen, 1808. 9. 10. Damen, 1810. 11. Herr, 1811. 12. 13. Herr und Dame, 1812. 14. 15. Herr und Dame, 1814. 16. Dame, 1818. 17. Herr, 1820. 18. Herr im Hofkostüm, 1825. 19. Dame, 1827. 20. Dame, 1826. 21. Dame, 1829. 22. Dame, 1824.

**Preussisch 1846:** 1. Linie. 2. Gardedukorps. 3. Kürassier. 4. Garde-Offizier.
**Österreich 1840:** 5. Jäger. 6. Infanterie-Offizier. 7. Ungarische adlige Leibgarde. 8. General-Adjutant. 9. Kürassier.
**Englisch:** 10. Scharfschütze, 1830. 11. Garde-Infanterie.
**Französisch:** 12. Voltigeur eines leichten Inf.-Regiments in Afrika. 13. Chasseur. 14. Linien-Infanterie. 15. Zuave. 16. Kürassier. 17. Lanzier. 18. Grenadier.

Trachten vom Jahre 1834—1881.